Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Hundertsiebenundzwanzigster Band
32. Jahrgang: 1908: Oktober-Dezember.

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 127. Bandes:
Oktober / November / Dezember 1908

PICKARDT, GRAF ZEPPELIN (M. GENEHMIGUNG V. BOLL U. PICKARDT BLN.)



Ernst Pickardt: Graf Zeppelin.
Zum Essay von Hugo Eckener.

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 Oktober 1908 Heft 379

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg.

Komödie in fünf Akten.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Personen:

Sir Colenso Ridgeon.
Sir Patrick Cullen.
Sir Ralph Bloomfield Benington.
Doktor Cutler Walpole.
Doktor Blenkinsop.
Doktor Loony Schutzmacher.
Louis Dubedat, Maler.
Jennifer, seine Frau.
Redpenny, Assistent bei Ridgeon.
Emmy, Wirtschafterin bei Ridgeon.
Minnie Tinwell, ein Stubenmädchen.
Ein Reporter.
Ein Schreiber.
Ein Kellner.

Der erste Akt spielt in London, in Ridgeons Ordinationszimmer.
Der zweite Akt spielt im Star-und-Garter-Hotel in Richmond.
Der dritte Akt spielt im Atelier des Malers Louis Dubedat, in London.
Der vierte Akt ebenda.
Der fünfte Akt spielt in einer Gemäldegalerie in Bond Street, London.

Zeit: Gegenwart.

Erster Akt:

In den ersten Vormittagsstunden des 15. Juni 1903 sitzt ein Student der Medizin, mit dem Zunamen Redpenny — der Taufname ist unbekannt und unwichtig — im Konsultationszimmer eines Arztes bei der Arbeit. Er schuftet für den Arzt, beantwortet seine Briefe, gibt ihm den privaten dienstbaren Laboratoriumsassistenten ab und macht sich unentbehrlich.

Er tut das, um einen Gegendienst für nicht spezifizierbare Vorteile zu leisten, die der vertrauliche Umgang mit einem Führer seines Gewerbes einbringt und die zu einer nicht formellen Lehrlingsschaft und einer zeitweiligen Gleichartigkeit führen. Redpenny ist nicht stolz und wird alles, was man von ihm verlangt, ohne Rücksicht auf seine persönliche Würde tun, wenn man es von ihm auf eine kameradschaftliche Weise verlangt. Er ist ein hellsichtiger, flinker, leichtgläubiger, freundlicher, frühreifer Jüngling. Sein Haar und seine Kleidung widerstreben der Verwandlung vom unsauberen Jungen in den ordentlichen Arzt.

Redpenny wird durch den Eintritt einer alten Dienerin unterbrochen, die die Sorgen der persönlichen Schönheit, deren Vorurteile, Verantwortlichkeiten, Eifersüchteleien und sonstigen Ängste nie gekannt hat. Sie hat die Gesichtsfarbe einer sich nie waschenden Zigeunerin, die durch keine Reinigung zu verbessern ist; sie hat zwar keinen regelrechten Bart und Schnurrbart, der schließlich zu einer männlichen Präsentierbarkeit gestutzt und gewichst werden könnte, aber doch eine ganze Menge kleiner Bart- und Schnurrbartstoppeln, die, aus Muttermalen hervorsprießend, ihr ganzes Gesicht bedecken. Sie hält einen Flederwisch in Händen und torkelt störend umher, den Staub erspäht sie so fleißig, daß sie, während sie ein Staubkörnchen fortschnellt, schon nach einem andern auslugt. Beim Reden macht sie es genau so, indem sie kaum einmal den Menschen ansieht, zu dem sie spricht, ausgenommen wenn sie aufgeregt ist. Sie hat nur ein Benehmen; und zwar das Benehmen einer alten Familienbonne einem Kinde gegenüber, das eben zu gehen gelernt hat. Sie hat ihre Häßlichkeit dazu benützt, sich eine Nachsicht zu sichern, die von Kleopatra oder der schönen Rosamunde nie hätte erreicht werden können, und hat diesen gegenüber weiters den großen Vorteil, daß das Alter ihre Eigenschaften erhöht hat, statt sie zu vermindern. Eine fleißige, angenehme alte Haut, die jeder gern leiden mag, gleicht sie einer wandelnden Predigt über die Eitelkeit weiblicher Schönheit. Genau wie Redpenny keinen nachweisbaren Taufnamen hat, hat sie keinen nachweisbaren Zunamen; sie ist im ganzen Bezirk des Arztes, zwischen Cavendish Square und Marylebone Road, einfach unter dem Namen Emmy bekannt.

Das Sprechzimmer hat zwei Fenster, die auf Queen Anna Street hinausgehen. Zwischen den beiden befindet sich eine Konsole mit Marmoraufsatz, mit vergoldeten Beinen, die in Sphynxkrallen endigen. Der gewaltige Pfeilerspiegel, der sich darüber befindet, ist seines Zweckes größtenteils beraubt infolge einer sorgfältigen Malerei von Palmen, Farrenkräutern, Lilien, Tulpen und Sonnenblumen, die seine Oberfläche bedeckt. Die Wand daneben enthält den Kamin, vor welchem zwei Armstühle stehen. Da wir uns zufällig der Ecke gegenüber befinden, sehen wir die anderen beiden Wände nicht. Rechts vom Kamin oder vielmehr rechts von jedem Menschen, der dem Kamin gegenübersteht, befindet sich die Tür. Links von ihr steht der Schreibtisch, vor welchem Redpenny sitzt. Die Unordnung auf dem Tisch ist groß, ein Mikroskop, mehrere Reagenzgläser und eine Spirituslampe stehen zwischen den verstreuten Papieren. In der Mitte des Zimmers

befindet sich ein Sofa, im rechten Winkel zu der Konsole und parallel mit dem Kamin. Zwischen dem Sofa und dem Fenster steht ein Stuhl. Ein anderer in der Ecke. Noch einer am anderen Ende der Fensterwand. Die Fenster haben grüne venetianische Rouleaux und Ripsvorhänge; im Zimmer hängt ein Gaslüster, der aber für elektrisches Licht eingerichtet worden ist. Die Tapeten und Teppiche sind, übereinstimmend mit dem Gaslüster und den venetianischen Rouleaux, vorherrschend grün. Das Haus wurde in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts tatsächlich so gut eingerichtet, daß es bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist und noch immer ganz gut aussieht.

Emmy
(tritt ein und beginnt sofort damit, das Sofa abzustauben): Eine Dame ist draußen, die mich quält, daß sie den Herrn Professor sprechen will.

Redpenny
(durch die Unterbrechung gestört): Ja, sie kann ihn aber nicht sprechen. Ich will Ihnen etwas sagen: Was hat es für einen Zweck Ihnen klar zu machen, daß der Professor keine neuen Patienten mehr annehmen kann, wenn Sie, sobald es draußen klopft, sofort mit der Frage hereinstürzen, ob er doch jemanden empfangen könnte?

Emmy:
Wer hat Sie gefragt, ob er jemanden empfangen könnte?

Redpenny:
Sie.

Emmy:
Ich sagte, daß mich eine Dame damit quält, sie wolle den Herrn Professor sprechen. Das heißt nicht fragen. Das heißt erzählen.

Redpenny:
Nun, wenn die Dame Sie quält, ist das ein Grund für Sie, mich zu quälen, wenn ich beschäftigt bin?

Emmy:
Haben Sie die Zeitungen gelesen?

Redpenny:
Nein.

Emmy:
Haben Sie die Ehrungen zur Feier des Geburtstags gesehen?

Redpenny
(beginnt zu fluchen): Was, zum —

Emmy:
Sachte, sachte, mein Täubchen!

Redpenny:

Warum glauben Sie, daß ich mich um Geburtstagsehrungen schere? Lassen Sie Ihr Geplapper sein. Professor Ridgeon wird hier sein, bevor ich diese Briefe beantwortet habe. Gehen Sie.

Emmy:

Professor Ridgeon kommt nie mehr, junger Mann.

(Sie entdeckt Staub auf der Konsole und stürzt sich sofort darauf.)

Redpenny

(springt auf und folgt ihr): Was?

Emmy:

Er ist in den Ritterstand erhoben worden. Ich warne Sie, von ihm in den Briefen noch länger per Professor Ridgeon zu sprechen. Sir Colenso Ridgeon ist von nun ab sein Name. Der König selbst wird ihn taufen.

Redpenny:

Wie mich das freut!

Emmy:

Wie mich das entsetzt! Ich habe immer geglaubt, all seine großen Entdeckungen seien Aufschneidereien — ich scherte mich den Teufel um seine Blutstropfen und Röhren voll Maltheserfieber und dergleichen. Nun wird er mich gehörig auslachen.

Redpenny:

Da geschähe Ihnen nur recht. Ihrer Frechheit sieht es ähnlich, daß Sie mit ihm über Wissenschaft sprechen. (Er geht an den Schreibtisch zurück und nimmt seine Schreibereien wieder auf.)

Emmy:

Oh, ich halte nicht viel von der Wissenschaft; und Sie werden auch nicht viel von ihr halten, wenn Sie mit ihr so lange zusammengelebt haben werden wie ich. Aber ich bin da, um die Tür zu öffnen. Der alte Sir Patrick Cullen ist schon hier gewesen und hat die ersten Glückwünsche überbracht. Er war auf dem Weg ins Spital und hatte keine Zeit heraufzukommen, wollte aber unbedingt der erste sein — er sagte, er käme wieder. Alle andern werden auch kommen: der Türklopfer wird den ganzen Tag nicht stillestehen. Ich fürchte nur, daß der Professor einen Diener brauchen wird, wie alle die andern, wenn er Sir Colenso ist. Hören Sie: Reden Sie ihm das nur nicht ein, mein Täubchen; denn bequem wird er's nur haben, wenn ich die Tür aufmache. Ich weiß, wen ich hereinlassen und wen ich draußen lassen soll. Und das erinnert mich an die arme Dame. Ich glaube, er sollte

sie empfangen. Sie ist gerade von der Sorte, die ihn in gute Laune zu versetzen versteht. (Sie staubt die Briefschaften Redpenny's ab.)

Redpenny:
Ich sage Ihnen doch, daß er niemanden empfangen kann. Verschwinden Sie, Emmy. Wie kann ich arbeiten, wenn Sie mich von oben bis unten voll Staub machen?

Emmy:
Ich hindere Sie nicht an der Arbeit — wenn Sie Briefe schreiben arbeiten nennen. Da! Es klingelt. (Sie sieht zum Fenster hinaus.) Der Wagen eines Arztes. Das sind wieder Gratulanten. (Sie ist im Begriff hinauszugehen, während Sir Colenso Ridgeon eintritt): Haben Sie Ihre zwei Eier aufgegessen, Söhnchen?

Ridgeon:
Ja.

Emmy:
Haben Sie Ihre reine Weste angezogen?

Ridgeon:
Ja.

Emmy:
Das ist mein Goldtäubchen! Trachten Sie jetzt nett zu bleiben! Gehen Sie nicht herum und machen sich die Hände schmutzig. Es kommen Leute, um Ihnen zu gratulieren. (Sie geht hinaus.)

Sir Colenso Ridgeon ist ein Fünfziger, der seiner Jugend aber noch nicht den Laufpaß gegeben hat. Er hat die Ungezwungenheit und die kleinen Kühnheiten der Lebensart, die ein scheuer und empfindsamer Mensch im Verkehr mit allen Gesellschaftsklassen erwirbt. Sein Gesicht ist ziemlich verrunzelt; seine Bewegungen sind langsamer als beispielsweise die Redpennys, und sein blondes Haar hat seinen Glanz verloren; aber in Gestalt und Benehmen ist er jünger, als der geadelte Arzt. Selbst die Züge seines Gesichtes sind die der Überarbeitung und des ruhelosen Skeptizismus, teilweise vielleicht mehr infolge von Neugier und Begierde als infolge des Alters. Augenblicklich macht ihn die Bekanntmachung seines Ritterstandes in den Morgenblättern besonders eingebildet und infolgedessen besonders kurz angebunden im Verkehr mit Redpenny.

Ridgeon:
Haben Sie die Zeitungen gelesen? Sie werden die Namen in den Briefen ändern müssen, wenn es noch nicht geschehen ist.

Redpenny:
Emmy hat es mir eben erzählt. Ich bin hocherfreut. Ich —

Ridgeon:

Genug, junger Mann, genug. Sie werden sich bald daran gewöhnt haben.

Redpenny:

Man hätte Sie schon vor Jahren auszeichnen sollen.

Ridgeon:

Das hätte man auch getan; die Leute konnten Emmy als Türöffnerin bloß nicht ertragen, glaub' ich.

Emmy

(an der Tür ankündigend): Dr. Schutzmacher. (Sie zieht sich zurück. Ein Herr in mittleren Jahren, gut gekleidet, tritt mit einer freundlichen, aber etwas konzilianten Miene ein, nicht ganz sicher, wie er empfangen werden wird. Er vereinigt sanfte Manieren und zuvorkommende Freundlichkeit mit einer gewissen, kaum merkbaren Reserve. Seine vertraulichen, doch fremdartig scharf geschnittenen Gesichtszüge weisen auf den Juden hin: in diesem Augenblick ist er der hübsche gebildete Jude, der über Dreißig, wie das bei hübschen jungen Juden oft der Fall ist, etwas engbrüstig und schwächlich wird, aber doch entschieden gut aussehend bleibt).

Der Herr:

Erinnern Sie sich meiner? Mein Name ist Schutzmacher. Wir waren zusammen auf der Universität und in Belsize Avenue. Loony Schutzmacher, wissen Sie noch?

Ridgeon:

Was! Loony! (Er schüttelt ihm freundlich die Hand.) Nein, Mensch, ich dachte, Sie wären seit langem tot. Setzen Sie sich — (Schutzmacher setzt sich auf das Sofa, Ridgeon auf den Stuhl, der zwischen dem Sofa und dem Fenster steht). Wo sind Sie während der letzten dreißig Jahre gewesen?

Schutzmacher:

In der Praxis, bis vor ein paar Monaten. Ich habe mich zurückgezogen.

Ridgeon:

Da haben Sie recht getan, Loony! Ich wollte, ich könnte es mir leisten, mich zurückzuziehen. Haben Sie in London praktiziert?

Schutzmacher:

Nein.

Ridgeon:

Moderne Küstenpraxis wahrscheinlich?

Schutzmacher:

Wie hätte ich eine vornehme Praxis erschwingen können? Ich hatte keinen Heller. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Patien-

ten gehabt, der mehr als 30 Shilling wöchentlich verdient — Gerichtsdiurnisten und Pächter. Ich habe mich in einer Fabrikstadt in Mittel-England niedergelassen, hatte ein kleines Sprechzimmer zu zehn Shilling die Woche.

Ridgeon:
Und haben Ihr Glück gemacht?

Schutzmacher:
Na ja, es geht mir ganz gut. Ich habe ein Haus in Hertfordshire außer unserer Stadtwohnung.

Ridgeon:
Ich wünschte, ihr reichen Kerle lehrtet mich, wie man Geld macht.

Schutzmacher:
Aber dafür haben Sie doch einen Ruf!

Ridgeon:
Der Teufel hole meinen Ruf! Ein Einkommen brauche ich. Ich berste vor Neid, wenn ich eure Automobile und eure Landhäuser sehe — ihr praktischen Ärzte, ihr! Worin besteht nur euer Geheimnis?

Schutzmacher:
Oh, mein Geheimnis war einfach genug, obgleich ich wohl Unannehmlichkeiten gehabt hätte, wenn es die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben würde. Ich fürchte, Sie halten es für ziemlich unwürdig.

Ridgeon:
Oh, ich habe ein weites Herz. Worin bestand das Geheimnis?

Schutzmacher:
Oh, nur in zwei Worten.

Ridgeon:
„Gratisbehandlung ausgeschlossen“, nicht wahr?

Schutzmacher
(erschrocken): Nein, nein. Wahrhaftig nicht!

Ridgeon
(sich entschuldigend): Natürlich nicht. Ich habe nur gescherzt.

Schutzmacher:
Meine zwei Worte lauteten einfach: „Erfolg garantiert“.

Ridgeon
(bewundernd): „Erfolg garantiert“!

Schutzmacher:
Garantiert. Das ist es doch schließlich, was ein jeder von einem Arzt verlangt, nicht wahr?

Ridgeon:
Mein lieber Loony, das war eine Eingebung. Stand das am Schild?

Schutzmacher:
Es gab kein Schild, nur ein rotes Ladenfenster mit schwarzen Buchstaben: Doktor Leo Schutzmacher D. d. g. H. Konsultation und Arzneimittel Sixpence: Erfolg garantiert.

Ridgeon:
Und die Garantie erwies sich in zehn Fällen neunmal richtig, was?

Schutzmacher
(etwas verletzt über die so geringe Schätzung): Oh, viel öfter. Die meisten Menschen werden schließlich gesund, wenn sie vorsichtig sind und man ihnen einen vernünftigen Rat gibt. Und das Mittel hat den Leuten wirklich gut getan — Parrish' Somatose — Phosphate, wissen Sie. Ein Eßlöffel voll auf einen halben Liter Wasser. Es gibt nichts Besseres, was auch der Fall sei, um den es sich handelt.

Ridgeon:
Redpenny, notieren Sie: Parrish' Somatose.

Schutzmacher:
Ich selbst nehme das Mittel, wenn ich mich elend fühle. Guten Morgen. Mein Besuch war Ihnen doch nicht unangenehm, nicht? Ich wollte nur gratulieren.

Ridgeon:
Ich bin entzückt, mein lieber Loony. Frühstücken Sie nächsten Sonnabend mit mir. Holen Sie mich mit Ihrem Automobil ab und führen Sie mich dann nach Hertford.

Schutzmacher:
Mit dem größten Vergnügen. Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen. (Er geht mit Ridgeon, der gleich zurückkommt, hinaus.)

Redpenny:
Der alte Paddy Cullen war hier, bevor Sie kamen. Er wollte der Erste sein, der Ihnen gratulierte.

Ridgeon:
Wahrhaftig? Wer hat Ihnen erlaubt von Sir Patrick Cullen per alter Paddy Cullen zu sprechen, Sie junger Grobian?

Redpenny:
Sie nennen ihn ja selbst nie anders.

Ridgeon:

Nicht jetzt, wo ich Sir Colenso bin. Das Nächste wird sein, daß Ihre Kollegen mich den alten Colly Ridgeon nennen werden.

Redpenny:

Das tun wir ohnedies im Sankt Anna Spital.

Ridgeon:

Ich sag's ja! Das ist es, was den Studenten der Medizin zu dem widerlichsten Produkt der modernen Zivilisation macht — er kennt keine Verehrung — nein, nein, nein.

Emmy

(an der Tür anmeldend): Sir Patrick Cullen. (Sie zieht sich zurück).

Sir Patrick Cullen ist um mehr als zwanzig Jahre älter als Ridgeon, noch nicht ganz am Ende seiner Tage, aber nahe daran und resigniert. Sein Name, sein gerader, rechtlicher, manchmal ziemlich trockener Verstand, seine breite Statur, der Mangel all jener wunderlichen Momente von zeremonieller Unterwürfigkeit, durch die ein alter englischer Arzt manchmal aufzeigt, wie es in seiner Jugend um seinen Stand in England bestellt war, und eine gelegentliche Redewendung, das alles ist irisch; aber er hat all sein Lebtag in England gelebt und ist vollständig akklimatisiert. Seine Art Ridgeon gegenüber, den er gerne mag, ist wunderlich und väterlich zugleich; andern gegenüber ist er ein wenig mürrisch und abweisend, bereit, ein mehr oder weniger ausdrucksvolles Grunzen an Stelle artikulierten Sprechens zu setzen, und in seinem Alter nicht mehr gelaunt, sich gesellschaftlich noch groß anzustrengen. Er schüttelt Ridgeon die Hand und blinzelt ihm kameradschaftlich und lustig zu.)

Sir Patrick:

Nun, junger Freund. Ist Ihnen Ihr Hut jetzt zu eng, was?

Ridgeon:

Viel zu eng. Ihnen verdanke ich alles.

Sir Patrick:

Ach was, Unsinn, mein Junge. Immerhin, schönen Dank. (Er setzt sich in einen der Armstühle in die Nähe des Kamins. Ridgeon setzt sich aufs Sofa): Ich bin gekommen, um mit Ihnen ein wenig zu plaudern. (Zu Redpenny): Junger Mann: Verschwinden Sie.

Redpenny:

Sogleich, Herr. (Er rafft seine Papiere zusammen und geht nach der Tür).

Sir Patrick:

Ich danke Ihnen. Das ist ein guter Bursche. (Redpenny verschwindet.) Sie lassen sich von mir alles gefallen, diese Burschen, weil ich ein alter

Mann bin, ein wirklich alter Mann, nicht wie Sie. Sie tun nur so und geben sich den Anschein des Alters. Haben Sie jemals einen Knaben beobachtet, der seinen Schnurrbart pflegte? Nun, ein Arzt in mittleren Jahren, der seinen Graukopf pflegt, bietet ungefähr dasselbe Schauspiel.

Ridgeon:

Du lieber Gott, ja: Es scheint mir so. Und ich dachte, die Tage meiner Eitelkeit seien vorüber! Sagen Sie mir, in welchem Alter hört ein Mensch auf, ein Narr zu sein?

Sir Patrick:

Erinnern Sie sich an den Franzosen, der seine Großmutter gefragt hat, in welchem Alter uns die Versuchungen der Liebe nichts mehr anhaben können? Die alte Frau erwiderte, daß sie das nicht wüßte. (Ridgeon lacht). Nun, ich gebe Ihnen dieselbe Antwort. Aber die Welt fängt an, für mich sehr interessant zu werden, Colly.

Ridgeon:

Sie haben Ihr Interesse für die Wissenschaft beibehalten, nicht wahr?

Sir Patrick:

Gott, ja. Die moderne Wissenschaft ist eine wundervolle Sache. Betrachten Sie nur einmal Ihre große Entdeckung! Betrachten Sie alle großen Entdeckungen! Wohin führen sie? Nun, schnurstracks zurück zu den Gedanken und Entdeckungen meines armen alten Vaters. Er ist jetzt über vierzig Jahre tot. Oh, das ist sehr interessant.

Ridgeon:

Es gibt aber doch nichts über den Fortschritt, nicht wahr?

Sir Patrick:

Mißverstehen Sie mich nicht, mein Freund. Ich will Ihre Entdeckung nicht herabsetzen. Die meisten Entdeckungen werden regelmäßig alle fünfzehn Jahre gemacht; und seit die Ihrige zum letzten Mal gemacht worden ist, sind volle hundertfünfzig verstrichen. Darauf können Sie stolz sein. Aber Ihre Entdeckung ist nicht neu. Es ist nur die Impfung, nichts weiter. Mein Vater hat Impfungen vorgenommen, bis sie um das Jahr 1840 herum als verbrecherisch angesehen wurden. Das hat dem alten Mann das Herz gebrochen, Colly: er ist daran gestorben. Und jetzt stellt sich heraus, daß mein Vater eigentlich ganz recht hatte. Sie haben uns zur Impfung zurückgeführt.

Ridgeon:

Ich verstehe nichts von Blattern. Mein Fach ist Tuberkulose, Typhus und die Pest. Aber natürlich das Prinzip der Impfung ist dasselbe.

Sir Patrick:
Tuberkulose? M — m — m — m! Sie haben ein Mittel gegen Schwindsucht entdeckt?

Ridgeon:
Ich glaube.

Sir Patrick:
Ja, das ist sehr interessant. Wie sagt doch Brownings alter Kardinal? „Ich habe vierundzwanzig Führer der Revolution gekannt". Nun, ich habe dreißig Ärzte gekannt, die ein Mittel gegen die Schwindsucht entdeckt haben. Warum sterben also die Leute noch immer daran, Colly? Aus Niedertracht, wahrscheinlich. Ich entsinne mich des alten Freundes meines Vaters, George Boddington aus Sutton-Coldfield. Der hat im Jahre 1840 die Freiluftkur entdeckt. Er ging daran zugrunde und verlor seine Praxis, bloß weil er die Fenster öffnete; und heute möchten wir einem schwindsüchtigen Patienten am liebsten kaum ein Dach über seinem Kopfe lassen. Das alles ist sehr, sehr interessant für einen alten Mann.

Ridgeon:
Sie alter Zyniker, Sie glauben nicht so viel an meine Entdeckung. (Schnippt mit dem Finger.)

Sir Patrick:
Nein, nein, ich gehe nicht so weit, Colly. Aber immerhin, erinnern Sie sich an Jane Marsh?

Ridgeon:
Jane Marsh? Nein.

Sir Patrick:
Sie erinnern sich ihrer nicht?

Ridgeon:
Nein.

Sir Patrick:
Sie wollen behaupten, daß Sie sich nicht an das Weib mit dem tuberkulösen Geschwür am Arm erinnern?

Ridgeon
(es fällt ihm plötzlich ein): Oh, die Tochter Ihrer Waschfrau? Hieß sie Jane Marsh? Das hab' ich vergessen.

Sir Patrick:
Vielleicht haben Sie auch vergessen, daß Sie sie mit Kochs Tuberkulin impfen wollten?

Ridgeon:

Und statt zu heilen, faulte ihr der Arm direkt ab. Ja, ich erinnere mich. Arme Jane! Immerhin, sie lebt jetzt ganz gut von diesem Arm, läßt ihn nämlich in medizinischen Vorlesungen besichtigen.

Sir Patrick:

Das haben Sie aber doch nicht eigentlich bezweckt, nicht?

Ridgeon:

Ich ließ es eben darauf ankommen.

Sir Patrick:

Sie meinen, Jane ließ es darauf ankommen.

Ridgeon:

Na, der Patient muß es doch immer darauf ankommen lassen, wenn ein Experiment nötig ist. Und ohne solche Experimente können wir nichts entdecken.

Sir Patrick:

Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?

Ridgeon:

Ich entdeckte, daß die Impfung, die heilen sollte, manchmal tötet.

Sir Patrick:

Das hätte ich Ihnen schon vorher sagen können. Ich selbst habe diese modernen Impfungen ein wenig versucht. Ich habe Menschen damit getötet und Menschen damit geheilt; aber ich habe es aufgegeben, weil ich niemals imstande war, zu sagen, ob ich töten oder heilen würde.

Ridgeon

(nimmt eine Flugschrift aus einer Schreibtischlade und überreicht sie ihm): Lesen Sie das, sobald Sie mal eine Stunde Zeit haben; und Sie werden herausfinden, warum Sie das niemals wußten.

Sir Patrick

(brummt und tappt suchend nach seinen Augengläsern): Ach, was soll ich mit euern Flugschriften anfangen? Was schaut dabei heraus? (Er blickt in die Flugschrift.) Opsonin? Was zum Teufel ist Opsonin?

Ridgeon:

Opsonin ist der Stoff, mit dem die Krankheitskeime versetzt werden müssen, damit sie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden. (Er setzt sich wieder auf das Sofa.)

Sir Patrick:

Das ist nicht neu. Ich habe die Lehre von den weißen Blutkörperchen





Corot: Jugendbildnis Daumiers. 1836: Paris.
Zum Essay v. Ernst Schur.

Ridgeon.

Und statt zu heilen, faulte ihr der Arm direkt ab. Ja, ich erinnere mich. Arme Jane! Immerhin, sie lebt jetzt ganz gut von diesem Arm, läßt ihn nämlich in medizinischen Vorlesungen besichtigen.

Sir Patrick:

Das haben Sie aber doch nicht eigentlich bezweckt, nicht?

Ridgeon:

Ich ließ es eben darauf ankommen.

Sir Patrick:

Sie meinen, Jane ließ es darauf ankommen.

Ridgeon:

Na, der Patient muß es doch immer darauf ankommen lassen, wenn ein Experiment nötig ist. Und ohne solche Experimente können wir nichts entdecken.

Sir Patrick:

Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?

Ridgeon:

Ich entdeckte, daß die Impfung, die heilen sollte, manchmal tötet.

Sir Patrick:

Das hätte ich Ihnen schon vorher sagen können. Ich selbst habe diese modernen Impfungen ein wenig versucht. Ich habe Kaninchen damit getötet und Menschen damit geheilt, aber ich habe es aufgegeben, weil ich niemals imstande war, zu sagen, ob ich töten oder heilen würde.

Ridgeon

(nimmt eine Flugschrift aus einer Schreibtischlade und überreicht sie ihm): Lesen Sie das, sobald Sie mal eine Stunde Zeit haben, und Sie werden herausfinden, warum Sie das niemals wußten.

Sir Patrick

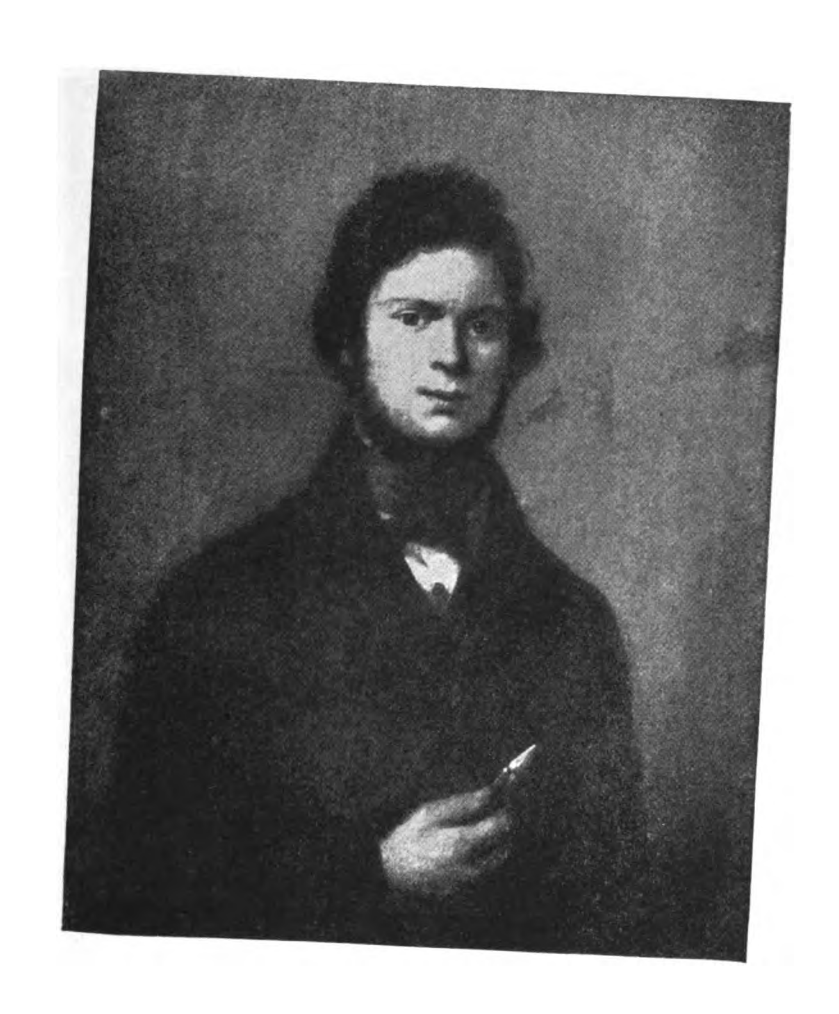
(brummt und tappt suchend nach seinen Augengläsern): Ach, was soll ich mit euern Flugschriften anfangen? (Er schaut dabei herum und blickt in die Flugschrift.) Opsonin? Was zum Teufel ist Opsonin?

Ridgeon:

Opsonin ist der Stoff, mit dem die Krankheitskeime gewürzt werden müssen, damit sie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden. (Er setzt sich wieder auf das Sofa.)

Sir Patrick:

Das ist nicht neu. Ich habe die Lehre von den weißen Blutkörperchen





Corot: Jugendbildnis Daumiers. 1836? Paris.
Zum Essay v. Ernst Schur.

schon einmal vernommen — wie hieß er nur? Metschnikoff, richtig der nennt sie —

Ridgeon:

Phagocythen.

Sir Patrick:

Ah, Phagocythen, ja, ja, ja. Nun, ich habe von der Theorie, daß die Phagocythen die Krankheitskeime ausrotten, schon vor Jahren gehört, lange bevor sie allgemein bekannt wurde. Übrigens tun sie das auch nicht in allen Fällen.

Ridgeon:

Jawohl, das tun sie, wenn man sie mit Opsonin versetzt.

Sir Patrick:

Humbug.

Ridgeon:

Nein: es ist kein Humbug. Worauf es in der Praxis ankommt, das ist folgendes: Die Phagocythen fressen die Mikroben nicht, wenn man diese zu dem Zweck nicht vorher hübsch fett gemacht hat. Nun, der Patient bereitet das Fett zwar ganz von selbst, aber meine Entdeckung besteht darin, daß die Zubereitung dieses Fettes, das ich Opsonin nenne, durch den Blutkreislauf besorgt werde. Die Natur ist immer rhythmisch wissen Sie, und der Impfer, der regt nur den Blutkreislauf sozusagen an. Wenn wir Jane Marsh in dem Augenblick geimpft hätten, da ihre Fettbereitung in der Aufnahme begriffen war, würden wir ihren Arm geheilt haben. Aber wir kamen gerade im entgegengesetzten Zustand der Abnahme: darum verlor sie den Arm. Ich nenne die progressive Phase Aufnahme und die negative Phase Abnahme. Alles hängt davon ab, daß man im richtigen Augenblick impfe. Impfen Sie, während sich der Patient in der negativen Phase befindet — und Sie töten ihn: impfen Sie, während der Patient sich in der positiven Phase befindet — und Sie heilen ihn.

Sir Patrick:

Und bitte, wie wissen Sie denn, ob der Patient sich in der positiven oder in der negativen Phase befindet?

Ridgeon:

Schicken Sie einen Blutstropfen Ihres Patienten ins Sankt-Anna-Laboratorium, und in fünfzehn Minuten werde ich Ihnen seinen Opsoningehalt in Zahlen angeben. Ist die richtige Zahl vorhanden, dann bringt

die Impfung Genesung: ist sie nicht vorhanden, dann bringt sie den Tod. Das ist meine Entdeckung: Die wichtigste seit Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufs. Meine tuberkulösen Patienten sterben jetzt nicht mehr.

Sir Patrick:

Und meine sterben, wenn mein Impfstoff sie in der negativen Phase erwischt, wie Sie es nennen. Nicht?

Ridgeon:

Zuverlässig. Einem Patienten einen Impfstoff einspritzen, ohne zuvor seinen Opsoningehalt festzustellen, das heißt im Morden so weit gehen, als ein achtbarer praktischer Arzt überhaupt gehen kann. Wenn ich einen Menschen zu töten beabsichtigte, würde ich es auf diese Weise tun.

Emmy

(ins Zimmer lugend): Wollen Sie eine Dame empfangen, die ihren lungenkranken Gatten geheilt haben möchte?

Ridgeon

(ungeduldig): Nein. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich niemand zu empfangen wünsche? (Zu Sir Patrick.) Ich lebe in einem Belagerungszustand, seit es bekannt wurde, daß ich ein Zauberer bin und Schwindsüchtige mit einem Tropfen Serum heilen kann. (Zu Emmy.) Stören Sie mich nicht noch einmal wegen Patienten, die keine Sprechstunde vereinbart haben. Ich sage Ihnen, daß ich niemanden empfangen kann.

Emmy:

Nun, ich werde ihr sagen, daß sie ein wenig warten soll.

Ridgeon

(wild): Sie werden ihr sagen, daß ich sie nicht empfangen kann, und sie wegschicken: verstanden?

Emmy

(unbewegt): Nun, wollen Sie Doktor Cutler Walpole empfangen? Er will nicht behandelt werden: er will Ihnen nur gratulieren.

Ridgeon:

Selbstverständlich. Lassen Sie ihn eintreten. (Sie wendet sich um und will gehen.) Warten Sie. (Zu Sir Patrick.) Ich möchte Sie noch zwei Minuten allein sprechen. (Zu Emmy.) Emmy, bitten Sie Herrn Doktor Walpole, nur zwei Minuten zu warten, während ich eine Konsultation beende.

Emmy:

Oh, er wird gerne warten. Er plaudert mit der armen Dame. (Sie geht hinaus.)

Sir Patrick:
Nun, was gibt's?

Ridgeon:
Lachen Sie mich nicht aus. Ich wünsche Ihren Rat.

Sir Patrick:
Einen medizinischen Rat?

Ridgeon:
Ja. Es ist etwas mit mir nicht in Ordnung. Ich weiß nicht, was es ist.

Sir Patrick:
Ich auch nicht. Sie haben sich doch untersucht?

Ridgeon:
Ja, natürlich. Mit den Organen ist nichts, wenigstens nichts Besonderes. Aber ich habe einen sonderbaren Schmerz: ich weiß nicht wo, ich kann ihn nicht lokalisieren. Manchmal glaube ich, daß es mein Herz ist, manchmal verdächtige ich mein Rückenmark. Es schmerzt mich nicht gerade wirklich, aber es macht mich ganz unruhig. Ich fühle, daß irgend etwas geschehen wird. Und dann sind noch andere Symptome vorhanden. Bruchstücke von Melodien kommen mir in den Sinn, die mir sehr hübsch vorkommen, obgleich sie absolut Gemeinplätze sind.

Sir Patrick:
Hören Sie Stimmen?

Ridgeon:
Nein.

Sir Patrick:
Das freut mich. Wenn meine Patienten mir erzählen, daß sie eine größere Entdeckung als Harvey gemacht haben und Stimmen hören, dann sperre ich sie ein.

Ridgeon:
Sie glauben, ich bin wahnsinnig? Gerade das hab' ich auch schon ein oder zweimal gedacht. Sagen Sie mir die Wahrheit, ich kann sie ertragen.

Sir Patrick:
Sind Sie sicher, daß Sie keine Stimmen hören?

Ridgeon:
Ganz sicher.

Sir Patrick:
Dann ist's nur 'n bißchen Verrücktheit.

Ridgeon:

Haben Sie schon einmal einen ähnlichen Fall in Ihrer Praxis gehabt?

Sir Patrick:

Oh ja, oft. Zwischen 17 und 22 kommt es sehr häufig vor. Manchmal kommt es um die Vierzig herum wieder. Bedenken Sie, daß Sie Junggeselle sind. Es ist nichts Ernstes — wenn Sie vorsichtig sind.

Ridgeon:

Mit meinen Mahlzeiten — oder —?

Sir Patrick:

Nein, mit Ihrem Betragen. Ihrem Rückenmark fehlt nichts; und Ihr Herz ist auch gesund; aber Ihr gesunder Menschenverstand ist leidend. Sie werden nicht sterben, aber Sie werden vielleicht einen Narren aus sich machen. Seien Sie also vorsichtig.

Ridgeon:

Ich sehe, Sie glauben nicht an meine Entdeckung. Manchmal glaube ich selber nicht daran. Ich danke Ihnen immerhin. Wollen wir Walpole eintreten lassen?

Sir Patrick:

Oh, lassen Sie ihn nur eintreten. (Ridgeon klingelt.) Er ist ein geschickter Operateur, dieser Walpole, obwohl er nur einer von euern Chloroformwundärzten ist. In meiner Jugend machte man sein Opfer zuerst betrunken, dann hielten es Diener und Studenten nieder; hierauf hieß es die Zähne zusammenbeißen und die Sache rasch beendigen. Heutzutage arbeitet man gemütlich; und der Schmerz kommt erst nachher, wenn man sein Honorar eingestrichen, seine Sachen gepackt und das Haus verlassen hat. Ich sage Ihnen, Colly, das Chloroform hat sehr viel Unheil angerichtet. Es hat jeden Dummkopf befähigt, Chirurg zu werden.

Ridgeon

(zu Emmy, die auf das Glockenzeichen eingetreten ist): Lassen Sie Herrn Walpole eintreten.

Emmy:

Er plaudert mit der Dame.

Ridgeon

(außer sich): Habe ich Ihnen nicht gesagt — (Emmy geht, ohne auf ihn zu achten, hinaus. Er gibt sich drein und pflanzt sich resigniert mit dem Rücken gegen die Konsole auf).

Sir Patrick:

Ich kenne Ihren Cutler Walpole und seinesgleichen. Die haben herausgefunden, daß der Körper eines Menschen voll von Resten alter Organe ist, die ganz zwecklos sind. Dank dem Chloroform kann man ein halbes Dutzend herausschneiden, ohne den Menschen irgendwie zu schädigen, von der Krankheit und den Goldstücken abgesehen, die der Spaß ihn kostet. Ich habe diese Sorte vor fünfzehn Jahren gut gekannt. Mein Vater pflegte den Patienten für fünfzig Pfund die Spitzen der Gaumenzäpfchen zu amputieren und die Hälse während eines ganzen Jahres täglich mit Ätzkali zu pinseln; kostete zwei Pfund pro Tag. Sein Schwager hat für zweihundert Guineen die Mandeln herausgeschnitten, bis er sich um den doppelten Betrag den Frauenleiben zugewendet hatte. Cutler selbst hat angestrengt Anatomie studiert, um etwas Neues zu finden, was man operieren könnte; und endlich hat er auch wirklich etwas erwischt, das er den Wurmfortsatz nennt, den er in die Mode gebracht hat. Die Leute bezahlen ihm zweitausend Pfund dafür, daß er ihn herausschneidet. Sie könnten sich ebensogut die Haare schneiden lassen; aber ich glaube, sie kommen sich nachher sehr wichtig vor. Man kann jetzt zu keinem Diner mehr gehen, ohne daß sich ein Tischnachbar der einen oder der andern nutzlosen Operation rühmt.

Emmy

(meldend): Doktor Cutler Walpole. (Sie geht ab.)

Cutler Walpole ist ein energischer, zugreifender Mann von vierzig Jahren. Er hat rein gezeichnete, sehr entschlossene und symmetrische Züge, die eine kurze, vorspringende, hübsche Nase und drei hübsch gerundete Ecken, die sein Kinn und seine Kiefer bilden, umrahmen. Mit den zart gebrochenen Zügen Ridgeons und den etwas altersverwitterten Sir Patricks verglichen, sieht sein Gesicht wie von einer Maschine hergestellt und geglättet aus; aber seine kühnen prüfenden Augen geben ihm Leben und Kraft. Er scheint niemals in Verlegenheit, niemals im Zweifel; man fühlt, daß er selbst einen Irrtum gründlich und entschlossen beginge. Er hat hübsche, gut gepflegte Hände, kurze Arme und ist mehr stark und gedrungen als groß. Er ist elegant gekleidet, trägt eine gemusterte Weste, eine schöne farbige Krawatte, die durch einen hübschen Ring gehalten wird, Breloques an seiner Uhrkette, Gamaschen über den Stiefeln und hat etwas vom wohlhabenden Sportsman an sich. Er geht schnurstracks auf Ridgeon los und schüttelt ihm die Hand.

Walpole:

Mein lieber Ridgeon, die herzlichsten, allerherzlichsten Glückwünsche! Sie verdienen es.

Ridgeon:
Ich danke Ihnen.

Walpole:
Als Mensch, wohlverstanden. Sie verdienen es als Mensch. Das Opsonin ist einfach wertlos, was Ihnen jeder fähige Chirurg beweisen kann; aber wir sind alle entzückt, daß man Ihre persönlichen Eigenschaften öffentlich anerkannt. Sir Patrick,[1] wie geht es Ihnen? Ich habe Ihnen neulich eine Broschüre zugeschickt über eine kleine Erfindung, die ich gemacht habe — eine neue Säge — für die Schulterblätter.

Sir Patrick
(sinnend): Ja, ich habe sie erhalten. Es ist eine gute Säge, ein nützliches handliches Werkzeug.

Walpole
(vertraulich): Ich wußte, daß Sie ihre Vorzüge herausfinden würden.

Sir Patrick:
Ja: ich erinnere mich, diese Säge vor 65 Jahren gesehen zu haben.

Walpole:
Was!? wo?

Sir Patrick:
Damals war sie das Werkzeug eines Kunsttischlers.

Walpole:
Was fällt Ihnen ein! Unsinn! Eines Kunsttischlers!

Ridgeon:
Lassen Sie ihn doch, Walpole. Er ist eifersüchtig.

Walpole:
Apropos, ich hoffe, daß ich Sie nicht in irgend einer Privatangelegenheit störe.

Ridgeon:
Nein, nein. Nehmen Sie Platz. Ich habe ihn nur konsultiert. Ich bin ein bißchen aus dem Geleise. Überanstrengung wahrscheinlich.

Walpole
(rasch): Ich weiß, was Ihnen fehlt. Ich kann es an Ihrem Aussehen erkennen: ich kann es an Ihrem Händedruck fühlen.

Ridgeon:
Was denn?

Walpole:
Blutvergiftung.

Ridgeon:

Blutvergiftung! Unmöglich.

Walpole:

Ich sage Ihnen, Blutvergiftung. 95 Prozent aller Menschen leiden an chronischer Blutvergiftung und sterben daran. Das ist so einfach wie das ABC. Ihr Wurmfortsatz ist voller Verwesungsstoffe, unverdauter Nahrung und ranzigen Ptomaine. Ich bitte Sie, meinen Rat zu befolgen, Ridgeon. Lassen Sie sich das Zeug von mir herausschneiden. Sie werden nach der Operation ein ganz anderer Mensch werden.

Sir Patrick:

Mögen Sie ihn denn nicht, wie er ist?

Walpole:

Nein. Nein, ich kann niemanden leiden, der keine gesunde Blutzirkulation hat. Ich sage Ihnen nur soviel: in einem intelligent regierten Lande würde man den Leuten nicht gestatten, mit solchen Dingen herumzugehen und sich zum Herd der Ansteckung zu machen! Die Operation sollte obligatorisch sein: sie ist zehnmal wichtiger als die Impfung.

Sir Patrick:

Haben Sie sich Ihren eigenen Wurmfortsatz auch entfernen lassen, wenn ich fragen darf?

Walpole

(triumphierend): Ich habe keinen. Sehen Sie mich an! Ich weise keinerlei Symptome auf. Ich bin so gesund wie eine Glocke. Ungefähr fünf Prozent der Bevölkerung haben keinen; und ich bin unter diesen fünf Prozent. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Sie kennen doch Frau Jack Foljambe — die elegante Frau Foljambe? Ich habe zu Ostern ihre Schwägerin, Lady Corran, operiert und fand, daß sie den stärksten Wurmfortsatz hatte, den ich jemals gesehen habe. Er faßte ungefähr zwei Unzen Rauminhalt. Nun, Frau Foljambe konnte es nicht ertragen, daß ihre Schwägerin eine saubere, gesunde Frau und sie nichts als ein getünchtes Grab sein sollte. Sie bestand darauf, daß ich sie gleichfalls operierte. Und bei Gott, sie hatte gar keinen Wurmfortsatz. Nicht die Spur! Nicht einmal einen Rückstand! Ich war so bestürzt — so erstaunt, daß ich die Schwämmchen herauszunehmen vergaß und innen mitvernähte, bis sie die Wärterin vermißte. Irgendwie bewies ich, daß die Dame einen außerordentlich großen Wurmfortsatz gehabt hatte. (Er setzt sich aufs Sofa, senkt seine Schultern, schnellt die Hände aus seinen Manschetten hervor und stemmt sie in die Seiten.)

Emmy

(hereinlugend): Doktor Ralph Bloomfield Bennington.

(Eine lange und erwartungsvolle Pause folgt dieser Ankündigung. Alle sehen nach der Tür; aber der Erwartete erscheint nicht.)

Ridgeon

(endlich): Wo ist er?

Emmy

(nach rückwärts blickend): Donnerwetter. Ich dachte, er folgt mir. Er ist draußen geblieben, spricht noch mit der Dame.

Ridgeon

(aufbrausend): Ich habe Ihnen doch befohlen, dieser Dame zu sagen — (Emmy verschwindet.)

Walpole

(wieder aufspringend): Richtig, Ridgeon, gut, daß ich mich erinnere. Ich habe mit dem armen Ding gesprochen. Es handelt sich um ihren Mann; und sie glaubt, daß es Schwindsucht sei — die übliche falsche Diagnose: diesen verdammten praktischen Ärzten sollte verboten werden, einen Patienten zu berühren, außer in Gegenwart eines beaufsichtigenden Spezialisten. Die Frau hat mir seine Symptome beschrieben, der Fall ist sonnenklar: böse Blutvergiftung. Sie ist allerdings unbemittelt und kann sich's nicht leisten, ihn operieren zu lassen. Aber schicken Sie ihn nur zu mir. Ich will es umsonst tun. Es ist Platz für ihn in meiner Klinik. Ich werde ihm auf die Beine helfen und ihn aufpäppeln und sie glücklich machen. Ich mache Menschen gern glücklich. (Er geht an den Stuhl neben dem Fenster.)

Emmy

(hereinlugend): Da ist er.

Sir Ralph Bloomfield Bennington schwebt in das Zimmer. Er ist ein großer Mann, mit einem Kopf, wie ein großes schlankes Ei. Seinerzeit war auch der ganze Mann schlank; aber jetzt in seinem sechsten Jahrzehnt hat sich seine Weste etwas gefüllt. Seine blonden Augenbrauen sitzen gutmütig und unkritisch. Er hat eine äußerst musikalische Stimme; seine Sprache ist ein ununterbrochener Gesang, und er wird ihres Klanges nie müde. Eine ungeheure Selbstzufriedenheit strahlt von ihm aus. Er wirkt schon durch die bloße Abwesenheit einer Krankheit oder Angst davor erfreulich und beruhigend. Seine willkommene Persönlichkeit trägt dazu bei, Kranke gesund zu machen. Selbst gebrochene Beine sollen beim Klange seiner Stimme wieder ganz geworden sein: er ist der geborene Arzt

und von eigentlicher Behandlung und Geschicklichkeit ebenso unabhängig wie nur irgend ein christlicher Gelehrter. Wenn er mit seiner Beredsamkeit oder mit irgend einer wissenschaftlichen Darstellung loslegt, ist er ebenso energisch wie Walpole; aber es ist eine schmeichlerische, voluminöse, naturgewaltmäßige Energie, mit der er seinen Gegenstand und seine Zuhörerschaft einhüllt und die jede Unterbrechung oder Unaufmerksamkeit unmöglich macht und allen, mit Ausnahme der stärksten Geister, Verehrung und Gläubigkeit aufzwingt. In der medizinischen Welt ist er als B. B. bekannt; und der Neid, den der Erfolg seiner Praxis hervorgerufen hat, wird durch die Überzeugung besänftigt, daß er vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ein ungeheurer Schwindler ist, was tatsächlich heißen soll, daß er genau so viel oder genau so wenig versteht, wie seine Zeitgenossen.

B. B.:

Ah! Sir Colenso. Sir Colenso, ah? Willkommen im Orden der Ritterschaft.

Ridgeon

(ihm die Hand schüttelnd): Ich danke Ihnen, B. B.

B. B.:

Sieh da, Sir Patrick! Und wie geht es uns heute? Ein bißchen erkältet? Ein bißchen steif? Aber sonst gesund und noch immer der klügste von uns allen. (Sir Patrick brummt.) Oh, Walpole! Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren, was?

Walpole:

Was soll das heißen?

B. B.:

Haben Sie die entzückende Opernsängerin vergessen, die ich Ihnen schickte, damit Sie ihr die Schwellung an den Stimmbändern entfernten?

Walpole

(aufspringend): Großer Gott, Mensch, Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie sie wegen einer Halsoperation zu mir geschickt haben!

B. B.

(schelmisch): Aha! Aha! Aha! (Ihm mit dem Finger drohend): Sie haben ihr den Wurmfortsatz entfernt. Die Macht der Gewohnheit. Schadet nichts — machen Sie sich nichts daraus. Sie hat die Stimme nachher wiedererlangt und hält Sie für den größten, lebenden Operateur; und das sind Sie, das sind Sie; das sind Sie.

Walpole

(mit tragischem Geflüster sehr ernst): Blutvergiftung! Ja, ja, Blutvergiftung. (Er setzt sich wieder).

Sir Patrick:

Und wie befindet sich eine gewisse vornehme Familie bei Ihrer Behandlung, Sir Ralph?

B. B.:

Unser Freund Ridgeon wird sich freuen zu hören, daß ich seine Opsoninbehandlung an dem kleinen Prinzen Heinrich mit durchschlagendem Erfolg versucht habe.

Ridgeon

(bestürzt und ängstlich): Aber wie —

B. B.

(fortfahrend): Meine Diagnose lautete auf Typhus: der Knabe des Obergärtners war daran erkrankt, und ich sprach deshalb eines Tages im Sankt-Anna-Spital vor und erhielt eine Tube von Ihrem vortrefflichen Serum. Sie selbst waren leider nicht zugegen.

Ridgeon:

Ich hoffe, man hat Ihnen alles sorgfältig auseinandergesetzt —

B. B.

(diese absurde Zumutung zurückweisend): Warum nicht gar, mein Lieber, ich brauche gar keine Auseinandersetzungen. Meine Frau wartete draußen im Wagen, ich hatte also keine Zeit, mich in meinem Fach von Ihren Studenten unterrichten zu lassen. Ich weiß damit ganz genau Bescheid. Ich habe diese Antitoxins vom ersten Tag ihrer Entdeckung an benützt.

Ridgeon:

Aber die Serums sind gefährlich, wenn man sie nicht im richtigen Augenblick anwendet.

B. B.:

Selbstverständlich sind sie das. Jedes Mittel ist gefährlich, außer wenn man es im richtigen Augenblick anwendet. Ein Apfel zum Frühstück bekommt dem Patienten: ein Apfel zum Abendessen macht ihn für eine Woche krank. Es gibt nur zwei Regeln für Antitoxine. Erstens darf man sich vor ihnen nicht fürchten: zweitens gebe man sie dreimal täglich, eine Viertelstunde vor den Mahlzeiten ein. (Ridgeon ist bestürzt.) Ihr Mittel hat an dem kleinen Prinzen Wunder gewirkt. Seine Temperatur stieg; ich legte ihn sofort ins Bett, und in einer Woche war er wieder gesund und ist nun für sein ganzes Leben vollkommen immun gegen Typhus. Die glückliche Familie war in ihrer Dankbarkeit geradezu rührend; aber ich sagte, Ihnen allein sei zu danken, Ridgeon;

und ich freue mich, daß das Resultat Ihre Erhebung in den Ritterstand ist.

Ridgeon:

Ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet. (Überwältigt setzt er sich in den Sessel in der Nähe des Sofas.)

B. B.:

Oh, nicht doch, nicht doch! Es ist nur Ihr Verdienst. Geben Sie sich nicht Ihren Gefühlen hin.

Ridgeon:

Es ist nichts. Ich war nur ein wenig schwindlig. Überarbeitung, denk' ich.

Walpole:

Blutvergiftung.

B. B.:

Überarbeitung? So etwas gibt es gar nicht. Ich leiste die Arbeit von zehn Menschen. Bin ich schwindlig? Nein, nein. Wenn Sie sich nicht wohl fühlen, dann haben Sie ein Leiden. Es mag ein geringfügiges sein; aber es ist ein Leiden. Und worin besteht dieses Leiden? In einem Bazillus, der sich im Blute vervielfältigt. Und worin besteht die Heilung? In der Entdeckung und Vernichtung des Bazillus.

Sir Patrick:

Wenn da aber nun gar kein Bazillus ist?

B. B.:

Unmöglich, Sir Patrick; es gibt keine andere Krankheitsursache.

Sir Patrick:

Können Sie mir den Überarbeitungsbazillus nachweisen?

B. B.:

Nein; aber warum nicht? Weil der Bazillus, selbst wenn er vorhanden, unsichtbar ist, mein lieber Sir Patrick. Diese Bazillen sind durchsichtige Körper, farblos wie Glas, wie Wasser. Um sie sichtbar zu machen, muß man sie färben. Nun, mein lieber Paddy, einige von den Dingern wollen sich um keinen Preis färben lassen. Die Ignoranten behaupten zwar, es gäbe gar keine Bazillen; aber (beweiskräftig) wie könnte es dann eine Krankheit geben? Unglücklicherweise (er beklagt tief die Hartnäckigkeit der Bazillen) nehmen die Bazillen weder Cochenille, noch Methylin, noch Genzianviolett an, nein, gar keinen Farbstoff. Infolgedessen können wir die Bazillen nicht sehen, obgleich wir als Männer der Wissenschaft wissen, daß sie vorhanden sind. Können Sie vielleicht nachweisen, daß sie nicht vorhanden sind? Können Sie sich eine Krankheit ohne Bazillus

vorstellen? Können Sie mir zum Beispiel einen Fall von Diphtheritis ohne Bazillus zeigen?

Sir Patrick:

Nein. Aber ich will Ihnen denselben Bazillus ohne die Krankheit zeigen — in Ihrem eigenen Hals.

B. B.:

Nein, nicht denselben, Sir Patrick. Es ist ein ganz anderer Bazillus; nur sehen die beiden einander unglücklicherweise so ähnlich, daß man den Unterschied nicht bemerken kann. Mein lieber Sir Patrick, ein jedes dieser kleinen interessanten Geschöpfe hat einen Nachahmer. Genau so wie Menschen einander nachahmen, tun das auch die Bazillen. Daher gibt es einen echten Diphtheritis-Bazillus, den Loeffler entdeckt hat, und einen Pseudobazillus, der genau so aussieht, den Sie, wie Sie sagen, in meinem Halse entdecken können.

Sir Patrick:

Und wie unterscheiden Sie den echten vom falschen?

B. B.:

Nun, ganz einfach: wenn der Bazillus der echte Loeffler ist, haben Sie Diphtheritis; und wenn es der Pseudobazillus ist, fühlen Sie sich wohl. Nichts ist einfacher. Die Wissenschaft ist immer einfach und immer tief. Nur die halben Wahrheiten sind gefährlich. Unwissende Theoretiker greifen einige oberflächliche Erfahrungen mit Bazillen heraus, schreiben darüber in den Zeitungen und versuchen die Wissenschaft zu diskreditieren. Sie führen viele ehrenwerte und würdige Menschen irre. Aber die Wissenschaft hat für solche Leute eine in jeder Hinsicht vollendete Antwort:

„Gefährlich ist's ein wenig nur zu lernen:
Genieß' den Kelch zur Neige, oder meid' ihn."

Ich will damit Ihre Generation nicht herabsetzen, Sir Patrick: viele von Euch alten Praktikern haben Wunder gewirkt, durch ihren bloßen fachmännischen Blick und ihre klinische Erfahrung; aber wenn ich bedenke, daß der Durchschnittsarzt Ihrer Zeit unwissend drauflosschröpfte und schnitt und purgierte und die Patienten mit den Bazillen seiner Kleider und seiner Instrumente infizierte, und wenn ich das alles mit der wissenschaftlichen Sicherheit und Einfachheit meiner Behandlungsweise bei dem kleinen Prinzen neulich vergleiche, dann kann ich nicht umhin, auf meine eigene Generation stolz zu sein, auf jene Männer, die in der Bazillentheorie erzogen wurden — die Veteranen des großen Kampfes für die Evolution in den siebziger Jahren. — Wir mögen unsere Fehler

haben; aber wir sind doch wenigstens Männer der Wissenschaft! Das ist auch der Grund, warum ich Ihre Behandlung aufnehme und vorwärts bringe, mein lieber Ridgeon. Weil sie wissenschaftlich ist. (Er setzt sich in den Stuhl in die Nähe des Sofas.)

Emmy

(an der Tür meldend): Doktor Blenkinsop.

Doktor Blenkinsop ist ein ganz anderer Mann. Er ist offenbar kein erfolgreicher Mensch. Er ist kraftlos und schäbig, wohlfeil ernährt und wohlfeil gekleidet. Er hat die Furchen zwischen den Augen, die das Gewissen dahin gräbt, und andere Furchen, die fortgesetzte Geldsorgen über sein ganzes Gesicht gezogen haben, diese sind um so tiefer eingegraben, als er bessere Tage gesehen hat. Er begrüßt seine wohlhabenden Kollegen als deren Zeit- und alter Spitalsgenosse, obgleich er selbst im Spital mit der Armut und der Zurücksetzung der ärmeren Mittelklasse zu kämpfen hat. Er hat kurze, schwarze Haare, ein rundliches Gesicht, unausgeprägte Gesichtszüge und Neigung zu einem Doppelkinn, zu Doppelwangen und selbst zu einer Doppelstirn, die infolge mangelhafter Ernährung nur bis auf die Haut gegangen ist.

Ridgeon:

Guten Tag, Blenkinsop.

Blenkinsop:

Ich komme, Ihnen meine ergebensten Glückwünsche auszusprechen. Oh Gott, all die großen Matadore finde ich hier.

B. B.

(gönnerhaft, aber freundlich): Wie geht es Ihnen, Blenkinsop?

Blenkinsop:

Und auch Sir Patrick! (Sir Patrick brummt.)

Ridgeon:

Sie kennen Walpole? natürlich.

Walpole:

Guten Tag.

Blenkinsop:

Ich habe zum ersten Mal die Ehre. In meiner kleinen Praxis hat man keine Gelegenheit, großen Männern wie Ihnen zu begegnen. Ich kenne niemanden außer den alten Ärzten meiner Zeit vom Sankt-Anna-Spital. (Zu Ridgeon): Und Sie sind also nun Sir Colenso? Wie fühlt man sich dabei?

Ridgeon:

Zuerst komisch. Nehmen Sie keine Notiz davon.

Blenkinsop:

Ich schäme mich gestehen zu müssen, daß ich keine Ahnung habe, worin Ihre große Entdeckung besteht. Aber eingedenk der alten Zeiten gratuliere ich Ihnen nichtsdestoweniger.

B. B.:

Wieso kommt das? Sie waren doch einst wissenschaftlich sehr gebildet und über alles unterrichtet.

Blenkinsop:

Oh, einst bin ich gar mancherlei gewesen. Ich hatte zwei bis drei gute Anzüge und Flanellhemden, in denen ich des Sonntags rudern ging. Sehen Sie mich jetzt an: das ist mein bester Staat und muß bis zu Weihnachten reichen. Was soll ich machen? Seit ich vor dreißig Jahren Doktor wurde, habe ich kein Buch mehr aufgeschlagen. Zuerst hatte ich die Gewohnheit, medizinische Zeitschriften zu lesen, aber Sie wissen, wie bald man das aufgibt, außerdem kann ich mir gar keine leisten. Schließlich sind es doch nur Geschäftspapiere voller Reklamenotizen. Ich habe meine ganze Wissenschaft vergessen. Das Gegenteil zu behaupten, wäre zwecklos. Dagegen besitze ich eine große klinische Erfahrung. Und Krankenbetterfahrung ist doch die Hauptsache, nicht wahr?

B. B.:

Zweifellos, immer vorausgesetzt, daß Ihre Theorie gesund und wissenschaftlich ist und mit Ihren Beobachtungen am Krankenbett übereinstimmt. Die Erfahrung allein tut es nicht. Wenn ich meinen Hund an das Krankenbett mitnehme, sieht er auch, was ich sehe. Aber er lernt daraus nichts. Warum? Weil er kein wissenschaftlich gebildeter Hund ist.

Walpole:

Es belustigt mich, die Ärzte und Praktiker in allem über klinische Erfahrung sprechen zu hören. Was seht ihr am Krankenbett anders als das Äußere des Patienten? Nun: äußerlich ist nichts in Unordnung, ausgenommen vielleicht die Fälle von Hautkrankheiten. Was not tut, das ist die tägliche Vertrautheit mit dem Innern des Menschen; und die kann man nur am Operationstisch erwerben. Ich weiß, was ich rede. Ich bin zwanzig Jahre lang Chirurg und Spezialist gewesen und habe noch keinen einzigen praktischen Arzt kennen gelernt, der eine richtige Diagnose gestellt hätte. Man lege diesen Herren einen ganz einfachen Fall vor, und sie stellen die Diagnose auf Krebs, Arthritis und Appendizitis und jede andere denkbare itis, während irgend ein beliebiger er-

fahrener Chirurg sofort zu erkennen vermag, daß es sich um einen ganz einfachen Fall von Blutvergiftung handelt.

Blenkinsop:

Ihr Herren habt gut reden; aber was würden Sie zu meiner Praxis sagen? Von den Arbeitervereinen abgesehen sind alle meine Patienten Angestellte und kleine Geschäftsleute. Die dürfen nicht krank sein; sie können sich's nicht leisten. Und wenn sie zusammenbrechen, was kann ich für die armen Teufel tun? Sie können Ihre Patienten nach Sankt Moriz oder nach Ägypten schicken, können ihnen empfehlen zu reiten oder Automobil zu fahren oder Champagner zu trinken, oder eine sechsmonatliche Luftveränderung und Ruhe anraten. Ich könnte meinen Patienten ebensogut eine Mondscheibe empfehlen. Das Schlimmste bei alledem ist, ich bin selbst zu arm, um gesund zu bleiben, bei der Kost, auf die ich angewiesen bin. Ich habe eine elende Verdauung und sehe auch danach aus. Wie kann ich da Vertrauen einflößen? (Er setzt sich trostlos auf das Sofa.)

Ridgeon

(unruhig): Halten Sie ein, Blenkinsop, das ist zu schmerzlich. Es gibt nichts Tragischeres auf der Welt als ein kranker Arzt.

Walpole:

Ja, bei Gott: er gleicht einem Kahlköpfigen, der versuchen wollte, ein Haarwuchsmittel an den Mann zu bringen. Ich bin Gott sei dank Chirurg.

B. B.:

Ich bin niemals krank. Bin mein ganzes Leben noch nicht einen Tag krank gewesen. Das allein befähigt mich, mit meinen Patienten zu sympathisieren.

Walpole

(interessiert): Was! Sie sind niemals krank gewesen?

B. B.:

Nie.

Walpole:

Das ist doch außerordentlich interessant. Ich glaube, Sie haben keinen Wurmfortsatz. Wenn Ihnen jemals etwas fehlen sollte, würde ich Sie sehr gerne einmal untersuchen.

B. B.:

Ich danke Ihnen, mein Lieber, aber ich bin augenblicklich zu sehr beschäftigt.

Ridgeon:

Ich will mich nie wieder beklagen. Als Sie eintraten, Blenkinsop, erzählte ich den Herren eben, daß ich mich zuschanden gearbeitet habe.

Blenkinsop:

Es mag zwar anmaßend scheinen, einem großen Mann Ihresgleichen die Lebensweise vorschreiben zu wollen, aber ich habe immerhin viel Erfahrung; und wenn Sie's gestatten, möchte ich Ihnen täglich eine halbe Stunde vor dem Mittagessen ein Pfund reifer Pflaumen empfehlen. Ich bin überzeugt, Sie würden sich dann wohler fühlen. Pflaumen sind jetzt sehr billig.

Ridgeon:

Was sagen Sie dazu, B. B.?

B. B.

(ermutigend): Das ist sehr vernünftig, Blenkinsop. Es freut mich ungemein, daß auch Sie ein Gegner von Medikamenten sind. (Sir Patrick brummt.) (B. B. schelmisch): Aha! Haha! Wer bellt da am Kamin? Ist wohl der Protest der alten Schule, die ihre Medizinen verteidigt? Ah, glauben Sie mir, Paddy, die Welt wäre gesünder, wenn jede Apotheke in England zerstört würde. Sehen Sie sich einmal die Zeitungen an. Sie sind skandalöser Anzeigen von patentierten Medizinen voll. Es gibt ein gewaltiges kommerzielles System der Quacksalberei und Gifte. Nun, und wer ist schuld daran? Wir — ich sage Ihnen: wir. Wir gehen mit dem Beispiel voran. Wir haben den Aberglauben verbreitet. Wir haben die Menschen gelehrt, an Medizinflaschen zu glauben, und nun kaufen sie sie beim Drogisten, statt den Arzt zu konsultieren.

Walpole:

Sehr richtig. Ich habe seit fünfzehn Jahren keine Medizin verschrieben.

B. B.:

Chemikalien können höchstens Symptome zurückdrängen; sie können das Übel nicht mit der Wurzel ausrotten. Das richtige Heilmittel für alle Krankheiten ist die Natur. Glauben Sie mir, Sir Patrick: Natur und Wissenschaft gehen Hand in Hand; obgleich man Sie etwas anderes gelehrt hat. Die Natur hat in den weißen Blutkörperchen — den Phagocythen, wie man sie nennt — ein natürliches Heilmittel geschaffen, alle Krankheitskeime zu verzehren und zu vertilgen. Schließlich gibt es für alle Krankheiten überhaupt nur eine echt wissenschaftliche Behandlung, und die besteht darin, die Bildung der weißen Blutkörperchen anzuregen. Die Bildung der Phagocyten anzuregen. Medizin ist ein Wahn! Man trachte



Gabriele Rossetti:
Beata Beatrix
(1863, Tate Gallery).

Ridgeon:

[illegible] mich nie wieder beklagen. Als Sie eintraten, Blenkinsop, erzählte ich den Herren eben, daß ich mich zu Tode gearbeitet habe.

Blenkinsop.

Es mag zwar anmaßend scheinen, einem großen Mann Ihresgleichen die Lebensweise vorschreiben zu wollen [illegible] habe immerhin [illegible] Erfahrung; und wenn Sie's gestatten, [illegible] Ihnen täglich eine halbe Stunde vor dem Mittagessen ein Pfund rohe Pflaumen empfehlen. Ich bin überzeugt, Sie würden sich dann wohler fühlen. Pflaumen sind jetzt sehr billig.

Ridgeon:

Was sagen Sie dazu, B. B.?

B. B.

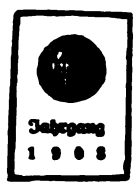
[illegible] Das [illegible], Blenkinsop. Es freut mich [illegible] von Medikamenten sind. (Sir Patrick [illegible] (B. B. [illegible]) Aha! Haha! Wer hebt da am Kamin [illegible] der [illegible] Schule, die ihre Medizinen [illegible] [illegible], die Welt wäre gesünder, wenn jede [illegible] würde. Sehen Sie sich einmal die Zeit[illegible] [illegible] dieser Anzeigen von patentierten Medi[illegible] Es [illegible] kommerzielles System der [illegible] Gifte. [illegible] ist schuld daran? Wir — [illegible] Wir gehen mit dem Beispiel voran. [illegible] breitet. Wir haben die Menschen gelehrt, an Medizin[illegible] und nun kaufen sie sie beim Drogisten, statt den Arzt zu [illegible]

Walpole:

Sehr richtig. Ich habe seit fünfzehn Jahren keine Medizin [illegible]

B. B.:

[illegible] können höchstens Symptome [illegible] das Übel nicht mit der Wurzel ausrotten. [illegible] alle Krankheiten ist die Natur. [illegible] Sie [illegible] und Wissenschaft gehen Hand in Hand; [illegible] gelehrt hat. Die Natur hat in den weißen [illegible] cythen, wie man sie nennt — ein natürliche[illegible] heitskeime zu verzehren und zu vertilgen. [illegible] heiten überhaupt nur eine [illegible] besteht darin, die Bildung der weißen Blu[illegible] [illegible] der Phagocyten anzuregen. Medi[illegible]



Gabriele Rossetti:
Beata Beatrix
(1863, Tate Gallery).



den Krankheitserreger zu finden; bereite aus ihm ein bekömmliches Antitoxin, das injiziere man täglich dreimal, eine Viertelstunde vor den Mahlzeiten; und was ist das Ergebnis? Die Bildung der Phagocyten wird angeregt; sie verschlingen die Krankheit; und der Patient wird gesund, falls das Leiden natürlich nicht schon zu weit vorgeschritten ist. Das, mein' ich, ist die Quintessenz der Entdeckung Ridgeons.

Sir Patrick

(verträumt): So wahr ich dasitze, mir ist, als hörte ich meinen alten Vater wieder.

B. B.

(erhebt sich erstaunt): Ihr Vater! Aber mein lieber Sir Patrick, Ihr Vater muß doch älter als Sie gewesen sein.

Sir Patrick:

Beinahe Wort für Wort hat er gesagt, was Sie sagen. Fort mit den Chemikalien! Die Hauptsache ist die Impfung!

B. B.:

Impfung! Meinen Sie die Blatternimpfung?

Sir Patrick:

Ja. Im vertraulichen Familienkreise pflegte mein Vater zu erklären, daß er an die Nützlichkeit der Blatternimpfung nicht nur gegen die Blattern, sondern gegen alle Fiebererkrankungen glaube.

B. B.

(läuft höchst interessiert und erregt auf Ridgeon zu): Was! Ridgeon, haben Sie das gehört? (Eilt zu Sir Patrick): Sir Patrick, ich bin durch das, was Sie eben erzählt haben, mehr ergriffen, als ich sagen kann. Ihr Vater ist meiner eigenen Entdeckung zuvorgekommen. Ich hatte nie genügend freie Zeit, sie auszuarbeiten; aber ich biete sie Ihnen an, lieber Ridgeon, vervollständigen Sie sie. Hören Sie zu, Walpole, Blenkinsop: merken Sie einen Augenblick auf. Das Folgende wird euch alle ungemein interessieren. Ein Zufall hat mich auf die richtige Fährte geführt. Ich hatte neulich im Spital einen Typhusfall und daneben einen Fall von Starrkrampf. Bett an Bett: ein Kirchendiener und ein Stadtmissionär. Stellt euch nur einmal vor, was das für die armen Teufel bedeutete! Wo soll ein typhuskranker Kirchendiener seine Würde hernehmen? Wie soll ein Stadtmissionär beredt sein, wenn er an einem Kinnbackenkrampf leidet? Kann er nicht! Na, ich nehme also etwas von Ridgeons Typhusantitoxin und eine Tube Mulboleys Starrkrampfserum. Aber in einem seiner Paroxysmen schmeißt der

Missionär alle meine Mittel vom Tisch herunter, und als ich sie wieder an Ort und Stelle zurückbringe, verwechsele ich die Plätze und stelle Ridgeons Tube an den Platz von Mulboleys Serum. Die Folge davon war, daß ich den Typhusfall mit dem Starrkrampfmittel behandelte und den Starrkrampffall mit dem Typhusserum. (Die Ärzte sehen einander bestürzt an. B. B. lächelt triumphierend): Nun, sie sind genesen. Sie *sind genesen*. Mit Ausnahme eines Anflugs von Veitstanz ist der Missionär heute so wohl wie je, und der Kirchendiener ist zehnmal gesünder, als er es je zuvor gewesen ist. Das hat mir natürlich zu denken gegeben. Ich fragte mich, warum starb der Missionär nicht an Typhus infolge des Starrkrampfmittels und der Kirchendiener nicht infolge des Typhusserums? Da liegt ein Problem für Sie, Ridgeon. Denken Sie darüber nach, Sir Patrick. Überlegen Sie, Blenkinsop. Betrachten Sie die Sache ohne Vorurteil, Walpole. Worin besteht die wirkliche Arbeit des Antitoxins? Einfach in der Anregung der Phagocyten. Sehr gut. Aber solange man die Bildung der weißen Blutkörperchen anregt, ist es eben einerlei, was für ein besonderes Serum man für diesen Zweck anwendet. Haha! Nun? Merken Sie? Haben Sie's erfaßt? Von diesem Augenblick an habe ich alle möglichen Serumarten absolut unterschiedslos mit durchaus zufriedenstellenden Resultaten benützt. Ich habe den kleinen Prinzen mit Ihrem Stoff geimpft, Ridgeon, weil ich Ihnen Gelegenheit geben wollte, sich auszuzeichnen; aber ich hab' schon vor zwei Jahren das Experiment gemacht, einen Scharlachfall mit dem Tollwutserum aus dem Institut Pasteur zu behandeln, und es ging großartig. Es hat die Bildung der weißen Blutkörperchen in hohem Grade angeregt, und die Phagocyten haben das übrige getan. Das ist der Grund, warum der Vater Sir Patricks der Ansicht war, daß die Impfung alle Fieber heile. Sie hat die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt.

Emmy

(hereinlugend): Herr Doktor Walpole, Ihr Automobil ist vorgefahren; Sir Patricks Pferde scheuen davor, kommen Sie rasch herunter.

Walpole

(sich erhebend): Adieu, Ridgeon.

Ridgeon:

Adieu. Und vielen Dank.

B. B.:

Ist Ihnen mein Standpunkt klar, Walpole?

Emmy:

Er kann nicht warten, Sir Ralph. Die Pferde rennen in den Hof rein, wenn er nicht kommt.

Walpole:

Ich komme schon. (Zu B. B.): Ihr Standpunkt ist ganz falsch; Phagocyten sind Unsinn: das alles sind Fälle von Blutvergiftung; und das wirkliche Heilmittel ist das Messer. 'Tag, 'Tag, Sir Paddy. Hat mich sehr gefreut, Doktor Blenkinsop. Kommen Sie, Emmy. (Er geht hinaus, Emmy folgt ihm.)

B. B.

(traurig): Walpole hat keinen Verstand. Weiter nichts als ein Chirurg. Ein wundervoller Operateur; aber was heißt schließlich operieren? Bloße Handarbeit, weiter nichts. Das Gehirn — das Gehirn bleibt Herr der Situation. Der Wurmfortsatz ist der größte Unsinn; es gibt gar kein solches Organ. Er ist nichts als die belanglose Verdickung einer Membrane, die vielleicht bei zweieinhalb Prozent der Bevölkerung vorkommt. Ich freue mich selbstverständlich um Walpoles willen, daß die Operation modern ist; denn er ist ein netter guter Kerl; und schließlich schadet die Operation, wie ich's den Leuten immer sage, ja auch gar nichts: wirklich, die nervöse Erschütterung und die vierzehntägige Bettruhe tut den Leuten nach einer anstrengenden Londoner „Season" sehr gut; aber ein greulicher Schwindel ist die Sache immerhin. Aber ich muß mich jetzt trollen. Leben Sie wohl, Paddy. (Sir Patrick brummt): Guten Morgen, guten Morgen. Guten Morgen, mein lieber Blenkinsop, guten Morgen! Guten Morgen, Ridgeon. Machen Sie sich keine Sorge um Ihre Gesundheit. Sie wissen, was Sie zu tun haben: wenn Ihre Leber träge ist, nehmen Sie ein wenig Quecksilber, das schadet nie. Wenn Sie sich unruhig fühlen, versuchen Sie's mit Brom. Wenn das nicht hilft, ein kleines Anregungsmittel: ein bißchen Phosphor und Strychnin. Wenn Sie nicht schlafen können, Trional, Trional, Trion —

Sir Patrick

(trocken): Natürlich keine Medikamente, Colly, vergessen Sie das nicht.

B. B.

(fest): Ganz gewiß nicht. Ganz richtig, Sir Patrick. Als gelegentlichen Notbehelf mag man derlei selbstverständlich gebrauchen; aber als Behandlung? — Nein. Nein. Meiden Sie auf jeden Fall die Apotheke.

Ridgeon
(ihn zur Türe begleitend): Das will ich. Und schönen Dank für meine Adelung. Leben Sie wohl.
B. B.
(an der Tür): Richtig, wer ist Ihr Patient, der draußen wartet?
Ridgeon:
Wen meinen Sie?
B. B.:
Eine reizende Frau. Gatte lungenkrank.
Ridgeon:
Ist sie noch immer da?
Emmy
(hereinblickend): Machen Sie, Sir Ralph; Ihre Frau wartet im Wagen.
B. B.
(plötzlich ernüchtert): Oh! Leben Sie wohl. (Er geht rasch hinaus.)
Ridgeon:
Emmy: ist die Person noch immer da? Dann sagen Sie ihr ein für alle Mal: ich kann und will sie nicht empfangen.
Emmy:
Oh, die hat keine Eile; sie kehrt sich nicht daran, wie lange sie warten muß. (Sie geht hinaus.)
Blenkinsop:
Ich muß auch fort: jede halbe Stunde, die ich von meiner Arbeit fernbleibe, kostet mich achtzehn Pence. Adieu.
Ridgeon:
Kommen Sie doch irgend einen Tag dieser Woche zum Frühstück.
Blenkinsop:
Das kann ich mir nicht leisten, lieber Junge; es würde mich eine Woche lang meine eigenen Mahlzeiten kosten. Ich danke Ihnen aber von Herzen.
Ridgeon:
Kann ich nichts für Sie tun?
Blenkinsop:
Nun, wenn Sie einen alten Frack übrig haben — was Sie einen alten nennen, das wäre nämlich für mich ein neuer; so denken Sie an mich, sobald Sie wieder einmal Ihre Garderobe ausmustern. Leben Sie wohl. (Er eilt hinaus.)
Ridgeon
(ihm nachsehend): Armer Teufel! (Sich an Sir Patrick wendend):

So, das ist der Grund, warum man mich geadelt hat! Und das ist der Beruf des Arztes!

Sir Patrick:

Und ein sehr guter Beruf noch dazu, mein Lieber. Wenn Sie über die Unwissenheit und den Aberglauben unserer Patienten meine Erfahrungen haben werden, dürften Sie staunen, daß wir noch so viel taugen.

Ridgeon:

Wir gehören keinem Beruf an, sondern einer Verschwörung.

Sir Patrick:

Alle Berufe sind Verschwörungen gegen die Laien. Und nicht jeder kann ein Genie sein, wie Sie. Krank werden kann jeder Tor, aber ein guter Arzt werden — das kann nicht jeder; folglich gibt es noch immer zu wenig gute Ärzte. Und bei allebem, Colly: B. B. macht weniger Menschen tot, als Sie.

Ridgeon:

Oh, das ist sehr gut möglich. Aber er sollte den Unterschied zwischen einer Impfung und einem Antitoxin wahrhaftig kennen. Die Bildung der weißen Blutkörperchen anregen! Die Impfung geht die weißen Blutkörperchen überhaupt nichts an. Das ist von A bis Z unrichtig, hoffnungslos gefährlich unrichtig. Ihm eine Serumtube in die Hand geben, das ist Mord — einfach Mord.

Emmy

(zurückkehrend): Nun, Sir Patrick? Wie lange sollen die Pferde noch im Zug steh'n?

Sir Patrick:

Was geht das Sie an, Sie altes Scheusal?

Emmy:

Na, immer sachte: lassen Sie Ihren Zorn nicht an mir aus. Colly muß nun auch an die Arbeit.

Ridgeon:

Benehmen Sie sich anständig, Emmy. Gehen Sie hinaus.

Emmy:

Oh, ich habe mich schon anständig benommen, bevor ich es Ihnen beigebracht habe. Ich weiß, was 'n Arzt ist: sitzen zusammen und klönen einer über den anderen, statt sich mit ihren armen Patienten zu befassen. Und ich weiß auch, was Pferde sind, Sir Patrick. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen. Seien Sie gut und kommen Sie.

Sir Patrick
(sich erhebend): Es ist gut, es ist gut. Adieu, Colly. (Er klopft Ridgeon auf die Schulter und geht hinaus; er hält einen Augenblick inne, betrachtet Emmy nachdenklich und sagt mit großer Überzeugung): Sie sind wirklich ein alter häßlicher Teufel. Das ist bombensicher.

Emmy
(schreit ihm äußerst entrüstet nach): Sie sind auch keine Schönheit. (Sehr aufgeregt zu Ridgeon): Die haben keine Manieren: die glauben, daß sie mir sagen können, was sie wollen, und sie hetzen Sie noch auf. Jawohl. Ich werde diesen Menschen schon meine Meinung sagen. Nun, wie steht's, werden Sie das arme Ding empfangen oder nicht?

Ridgeon:
Ich sage Ihnen zum fünfzigsten Mal, daß ich niemanden empfange. Schicken Sie sie fort.

Emmy:
Oh, ich habe es satt mir sagen zu lassen, daß ich sie fortschicken soll. Was hat sie davon?

Ridgeon:
Soll ich erst böse werden, Emmy?

Emmy
(schmeichelnd): Kommen Sie, sprechen Sie sie nur eine Minute lang, mir zuliebe: seien Sie gut. Sie hat mir drei Shillinge gegeben. Sie glaubt, daß für ihren Mann Leben und Tod davon abhängt, ob Sie sie empfangen.

Ridgeon:
Schätzt das Leben ihres Mannes auf drei Shillinge!

Emmy:
Mehr kann sie wohl nicht aufbringen. Andere finden, daß drei Shillinge nichts sind, gerade genug, um eine Auskunft zu erhalten, die nichtsnutzigen Weiber! Übrigens wird Sie diese da draußen für den ganzen Tag in gute Stimmung bringen, weil es eine gute Tat ist, sie anzuhören; sie gehört zu der Sorte, die Sie mögen.

Ridgeon:
Nun, sie ist nicht gar so schlecht daran. Für drei Shillinge hatte sie eine Konsultation mit Cutler Walpole und Sir Ralph Bloomfield Benington. Das allein ist schon sechs Pfund wert. Blenkinsop hat sie wohl auch konsultiert; das sind weitere achtzehn Pence.

Emmy:

Und Sie werden sie mir zuliebe empfangen, nicht wahr?

Ridgeon:

Oh! Schicken Sie sie herein und geh'n Sie zum Teufel. (Emmy trabt befriedigt hinaus. Ridgeon ruft): Redpenny.

Redpenny

(erscheint auf der Türschwelle): Was soll ich?

Ridgeon:

Ich bin im Begriff, einen Patienten zu untersuchen. Wenn er in fünf Minuten nicht fort sein sollte, kommen Sie und sagen mir, daß ich dringend auf der Klinik verlangt werde. Verstehen Sie: er braucht eines Winkes mit dem Zaunpfahl!

Redpenny:

Abgemacht. (Er verschwindet). (Ridgeon geht an den Spiegel und richtet seine Krawatte ein wenig zurecht.)

Emmy

(anmeldend): Frau Dubedat.

Die Dame tritt ein. Emmy geht hinaus und schließt die Türe. Ridgeon, der eine undurchdringliche und abweisende Berufsmiene aufgesetzt hat, wendet sich an die Dame und lädt sie mit einer Handbewegung ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er geht zu dem Stuhl, der in der Nähe steht, aber statt sich zu setzen, bleibt er, mit den Händen auf die Lehne gestützt, hinter ihr stehen.

Frau Dubedat ist eine anziehende junge Dame. Sie hat etwas von der Grazie und der Romantik eines wilden Geschöpfes, dabei aber viel von der Eleganz und Würde einer schönen Dame. Ridgeon, auf den Frauenschönheit sehr großen Eindruck macht, ist instinktiv sofort auf Abwehr bedacht, und seine Haltung wird noch kälter. Er hat ungefähr den Eindruck, daß die Dame sehr gut gekleidet ist. Aber ihrer Figur stände jedes Kleid gut; sie trägt sich mit der ungekünstelten Vornehmheit einer Frau, die nie im Leben zweifelnd und ängstlich über ihre soziale Stellung nachgedacht hat, ein Nachdenken, wie es das Gewissen des Mittelstandes quält. Sie ist groß, schlank und stark; hat dunkles Haar, das so geflochten ist, daß es auch wie Haar aussieht und nicht wie ein Vogelnest oder eine Hanswurstperücke (die Mode pendelt gerade zurzeit zwischen eben diesen beiden Idealen hin und her); sie hat auffallend schmale, feine, dunkel bewimperte Augen, die den ganzen Eindruck, den sie macht, merkwürdig verändern, sobald sie erregt ist und die Augen weit aufreißt. Sie ist leise rechthaberisch in ihrer Art zu sprechen, rasch in ihren Bewegungen und befindet sich augenblicklich in tödlicher Aufregung. Sie trägt eine Mappe.

F r a u D u b e d a t
(in leise eindringlichem Ton): Herr Professor —
R i d g e o n
(kurz): Einen Augenblick. Ich möchte Ihnen sofort, ehe Sie beginnen, sagen, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Ich habe die Hände voll zu tun. Ich habe Ihnen diesen Bescheid durch meine alte Dienerin zukommen lassen. Sie wollten sich mit dieser Antwort nicht zufrieden geben.
F r a u D u b e d a t:
Wie könnte ich?
R i d g e o n:
Sie haben sie bestochen.
F r a u D u b e d a t:
Ich —
R i d g e o n:
Das macht nichts. Sie hat es mir abgebettelt, daß ich Sie empfange. Nun müssen Sie mir aber glauben, daß ich mit dem besten Willen keinen neuen Fall mehr übernehmen kann.
F r a u D u b e d a t:
Herr Professor, Sie müssen meinen Mann retten. Sie müssen. Wenn ich Ihnen, die Gründe auseinandersetze, werden Sie begreifen, daß Sie müssen. Es ist kein gewöhnlicher Fall — mit keinem andern zu vergleichen. Er ist ganz anders als andere Leute. Oh, glauben Sie mir, wahrhaftig nicht. Ich kann es Ihnen beweisen. Ich (in ihre Mappe greifend) habe etwas mitgebracht und muß es Ihnen zeigen. Sie k ö n n e n ihn retten: die Zeitungen sagen, daß Sie es können.
R i d g e o n:
Woran leidet er — Tuberkulose?
F r a u D u b e d a t:
Ja. Seine linke Lunge —
R i d g e o n:
Es ist gut. Sie brauchen mir darüber nichts mehr zu sagen.
F r a u D u b e d a t:
Sie k ö n n e n ihn heilen, wenn Sie nur wollen. Es ist doch wahr, daß Sie das können, oder nicht? (Kummervoll): Oh, antworten Sie mir, ich bitte Sie darum.
R i d g e o n
(warnend): Sie werden doch ruhig bleiben und sich beherrschen, nicht wahr?

Frau Dubedat:
Ja. Verzeihen Sie. Ich weiß, ich sollte nicht — (wieder zurückfallend): Oh bitte, sagen Sie mir, daß Sie ihn retten können; dann wird alles gut.

Ridgeon:
Ich bin kein Wunderdoktor; wenn Sie Kuren wünschen, müssen Sie zu Leuten gehen, die welche verkaufen. Aber ich habe auf der Klinik zehn tuberkulöse Patienten, deren Leben ich, wie ich glaube, zu retten vermag.

Frau Dubedat:
Gott sei Dank!

Ridgeon:
Einen Augenblick. Versuchen Sie sich vorzustellen, jene zehn Patienten seien zehn schiffbrüchige Menschen auf einem treibenden Floß, das eben groß genug ist, ihnen Rettung zu verbürgen, aber keinesfalls noch einen mehr tragen könnte. Da taucht seitwärts noch ein Kopf aus den Wellen empor und bittet um Aufnahme. Er beschwört den Kapitän des Wracks, ihn zu retten. Aber der Kapitän kann den neuen Ankömmling nur aufnehmen, wenn er sich entschließt, einen von den zehn aus der Barke ins Meer zu stoßen und dem Tode preiszugeben. Das ist es, was Sie von mir verlangen.

Frau Dubedat:
Wie kann das möglich sein? Das verstehe ich nicht. Es gibt doch sicher —

Ridgeon:
Sie müssen mir das auf mein Wort glauben. Mein Assistent, mein ganzes Personal und ich selbst, wir arbeiten mit Hochdruck. Wir tun unser Äußerstes. Die Behandlung ist neu. Sie erfordert Zeit, Mittel und Geschicklichkeit; und es reicht augenblicklich für keinen weitern Fall. Unsere zehn Patienten sind Auserwählte! Sie begreifen doch, was ich unter auserwählt verstehe.

Frau Dubedat:
Auserwählt. Nein: das begreife ich nicht —

Ridgeon
(streng): Sie müssen das begreifen. Sie sind gezwungen zu begreifen und sich damit abzufinden. Bei jedem einzelnen dieser zehn Fälle mußte ich nicht nur berücksichtigen, ob der Betreffende gerettet werden konnte, sondern auch ob er gerettet zu werden verdiente. Ich mußte zehn von fünfzig wählen; und die übrigen vierzig zum Tode verurteilen. Unter

diesen gab es welche, die junge Frauen und unmündige Kinder hatten. Wenn die Schwere ihrer Erkrankung sie hätte retten können, wären sie zehnmal gerettet worden. Ich zweifle nicht, daß die Erkrankung Ihres Gatten ein schwerer Fall ist. Ich kann die Tränen in Ihren Augen sehen, (sie trocknet hastig ihre Augen) ich weiß, daß Sie mich mit einem Strom von Bitten überfluten, sobald ich zu sprechen aufhöre; aber es ist zwecklos. Sie müssen sich an einen andern Arzt wenden.

Frau Dubedat:

Können Sie mir denn den Namen eines Arztes nennen, der Ihr Geheimnis kennt?

Ridgeon:

Ich habe kein Geheimnis: ich bin kein Quacksalber.

Frau Dubedat:

Verzeihen Sie: ich wollte nichts Unpassendes sagen. Ich weiß nicht, wie ich mit Ihnen sprechen soll. Oh bitte, seien Sie nicht beleidigt.

Ridgeon

(ein wenig beschämt): Na, schon gut. (Er gibt ein wenig nach und setzt sich). Übrigens spreche ich Unsinn: ich bin ja eigentlich doch ein Quacksalber, ein ganz fähiger Quacksalber. Aber meine Entdeckung ist nicht patentiert.

Frau Dubedat:

Dann kann also jeder Arzt meinen Mann gesund machen? Oh, warum tut es keiner? Ich habe es mit so vielen versucht: ich habe so viel Geld geopfert. Wenn Sie mir nur den Namen eines Arztes angeben wollten.

Ridgeon:

Jeder Mensch in dieser Straße ist ein Arzt. Aber von mir und den paar Leuten abgesehen, die ich im Sankt-Anna-Spital unterrichte, gibt es noch niemanden, der die Opsoninbehandlung richtig anzuwenden verstände. Wir sind jedoch vollauf beschäftigt: ich bedaure sehr, aber das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. (Sich erhebend): Guten Morgen.

Frau Dubedat

(verzweifelt nimmt sie plötzlich einige Skizzen aus der Mappe): Herr Professor, sehen Sie sich das an. Sie verstehen etwas von Bildern: Sie haben in Ihrem Wartezimmer selbst sehr gute. Sehen Sie sich das an. Das hat er gemacht.

Ridgeon:

Es hat gar keinen Zweck, daß ich sie ansehe. (Er sieht sie trotzdem an): Oho! (Er geht mit einem Bild ans Fenster und studiert es): Ja, das ist das Richtige. Ja, ja. (Er sieht sich noch eines an und wendet sich der Dame wieder zu): Das sind sehr gute Bilder, aber noch nicht ganz fertig, nicht wahr?

Frau Dubedat:

Er wird so rasch müde. Aber Sie sehn, daß er ein Genie ist, nicht wahr? Sie erkennen, daß er es verdiente, gerettet zu werden. Oh, Herr Professor, ich habe ihn geheiratet, um ihm zu helfen hochzukommen: ich war reich genug, ihm über die ersten schweren Jahre hinwegzuhelfen — ihm zu ermöglichen, seiner Eingebung zu gehorchen, bis sein Genie erkannt würde. Ich bin ihm auch als Modell nützlich gewesen: seine Bilder von mir fanden raschen Absatz.

Ridgeon:

Haben Sie eines?

Frau Dubedat

(zieht ein anderes Blatt aus der Mappe): Nur dieses da. Es ist sein erstes.

Ridgeon:

Das ist wundervoll! Warum heißt es Jennifer?

Frau Dubedat:

Ich heiße Jennifer.

Ridgeon:

Ein seltsamer Name.

Frau Dubedat:

Nicht in Cornwall. Ich bin aus Cornwall. Jennifer heißt hierzulande Ginevra.

Ridgeon

(wiederholt den Namen mit einer gewissen Freude an seinem Klang, ein gefährliches Zeichen): Ginevra — Jennifer. (Das Bild betrachtend.) Das ist ein wunderbares Bild. Entschuldigen Sie; aber darf ich fragen, ob es verkäuflich ist? Ich möchte es kaufen.

Frau Dubedat:

Oh, nehmen Sie es. Das Bild ist mein Eigentum. Er hat es mir geschenkt. Nehmen Sie alle Bilder. Nehmen Sie, was Sie wollen, verlangen Sie, was Sie wollen; aber retten Sie ihn. Sie können es, Sie werden es, Sie müssen es.

Redpenny
(kommt mit allen Anzeichen dringender Eile herein): Man hat eben von der Klinik telephoniert, Sie sollen augenblicklich kommen — ein Patient ringt mit dem Tode. Der Wagen wartet.

Ridgeon
(unduldsam): Ach, Unsinn: gehen Sie. Was fällt Ihnen ein, mich so zu stören?

Redpenny:
Aber —

Ridgeon:
Still! Sehen Sie nicht, daß ich beschäftigt bin? Fort. (Redpenny verschwindet verblüfft.)

Frau Dubedat
(sich erhebend): Herr Professor, nur einen Augenblick noch, ehe Sie gehen —

Ridgeon:
Nehmen Sie Platz. Es hat nichts zu bedeuten.

Frau Dubedat:
Aber der Patient. Er sagte, daß er im Sterben liegt.

Ridgeon:
Oh, jetzt ist er schon tot. Macht nichts. Lassen Sie sich nicht stören. Nehmen Sie Platz.

Frau Dubedat
(setzt sich und bricht zusammen): Oh, Ihnen ist an keinem Menschen etwas gelegen. Sie sehen täglich sterben.

Ridgeon
(sie „beruhigend): Nicht doch: ich habe ihm befohlen, nach Ablauf von fünf Minuten hereinzukommen. Ich dachte, daß ich wünschen könnte, Sie los zu werden.

Frau Dubedat
(schockiert über diese List): Oh —!

Ridgeon
(fortfahrend): Beruhigen Sie sich! Sehen Sie nicht so entsetzt aus: es liegt niemand im Sterben.

Frau Dubedat:
Doch, mein Gatte.

Ridgeon:
Ach ja, Ihren Gatten hatte ich vergessen. (Sie starrt ihn an: da er ihre

Bewegung sieht, rafft er sich zusammen): Frau Dubedat: Sie verlangen von mir etwas sehr Ernstes.

Frau Dubedat:
Ich bitte Sie, das Leben eines großen Mannes zu retten.

Ridgeon:
Sie verlangen von mir, daß ich seinetwegen einen andern töte; denn sobald ich einen neuen Patienten aufnehme, werde ich einen alten wieder der üblichen Behandlung zuführen müssen. Davor schrecke ich nicht zurück. Ich habe das schon einmal tun müssen und will es wieder tun, wenn Sie mich überzeugen können, daß sein Leben wertvoller ist als das wertloseste Leben, das ich jetzt zu retten im Begriffe bin. Aber Sie müssen mich davon zuvor überzeugen.

Frau Dubedat:
Er hat diese Bilder geschaffen; und dies sind bei weitem nicht seine besten — bei weitem nicht seine besten; aber die besten habe ich nicht mitgebracht, die gefallen so wenigen. Er ist dreiundzwanzig Jahre alt; sein ganzes Leben liegt vor ihm. Wollen Sie mir nicht erlauben, ihn zu Ihnen zu bringen; wollen Sie nicht mit ihm sprechen? Wollen Sie sich nicht selbst überzeugen?

Ridgeon:
Fühlt er sich wohl genug, um in Richmond im Starrestaurant zu speisen?

Frau Dubedat:
Oh ja. Warum?

Ridgeon:
Das will ich Ihnen sagen. Ich lade zur Feier meiner Erhebung in den Ritterstand alle meine Freunde ein. Sie haben das doch wohl in der Zeitung gelesen?

Frau Dubedat:
Ja, oh ja. Auf diese Weise bin ich doch auf Sie aufmerksam geworden.

Ridgeon:
Es ist ein Ärzteessen; und sollte eigentlich auch ein Junggesellenessen sein. Ich bin Junggeselle. Wollen Sie die Wirtin spielen und Ihren Gatten mitbringen? Auf diese Weise wird er mich und gleichzeitig die hervorragendsten Männer meines Standes kennen lernen: Sir Patrick Cullen, Sir Ralph Bloomfield Benington, Cutler Walpole und andere. Ich kann dann den Fall meinen Kollegen auseinandersetzen,

und Ihr Gatte wird mit unserem Beschluß stehen oder fallen müssen. Wollen Sie kommen?

Frau Dubedat

Ja natürlich will ich kommen. Oh, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Und soll ich einige seiner Bilder mitbringen? Die wirklich guten?

Ridgeon:

Ja. Ich werde Ihnen im Laufe des morgigen Tages das Datum mitteilen. Lassen Sie mir Ihre Adresse da.

Frau Dubedat:

Tausend, tausend Dank. Sie haben mich so glücklich gemacht: ich weiß, er wird Ihnen gefallen, und Sie werden ihn bewundern. Hier ist meine Adresse. (Sie übergibt ihm eine Karte.) Adieu.

Ridgeon:

Adieu. (Sie schütteln einander die Hand. Er klingelt): Richtig, Sie wissen doch, daß Tuberkulose ansteckend ist, nicht wahr? Sie gebrauchen doch hoffentlich alle Vorsichtsmaßregeln?

Frau Dubedat:

Ja, ja —. Wie gut von Ihnen, daran zu denken!

Emmy

(an der Tür): Nun, haben Sie ihn herumbekommen?

Ridgeon:

Ja. Passen Sie auf die Tür und halten Sie den Mund.

Emmy:

Das war hübsch von Ihnen. (Sie geht mit Frau Dubedat hinaus. Ridgeon stößt einen lauten Seufzer aus.)

Vorhang.

Fortsetzung in der November-Nummer.



Honoré Daumier:
Ratapoil. Vorderansicht.
Im Besitze v. Ernst Schur.

und Ihr Gatte wird mit [illegible] stehen oder fallen müssen. Wollen Sie [illegible]?

Frau Dubedat:

Ja natürlich will ich [illegible] ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Und soll ich [illegible] wirklich gelten?

Ridgeon:

Ja. Ich werde Ihnen im Laufe des morgigen Tages das Datum mitteilen. Lassen Sie mir Ihre Adresse da.

Frau Dubedat:

Tausend, tausend Dank. Sie haben mich so glücklich gemacht: ich [illegible] er wird Ihnen gefallen, und Sie werden ihn bewundern. Hier ist meine Adresse. (Sie übergibt ihm eine Karte.) Adieu.

Ridgeon:

Adieu. (Sie schütteln einander die Hand. [illegible]): Nicht [illegible] Tuberkulose [illegible], nicht wahr? Sie geben [illegible] alle Verschwiegenheit [illegible]?

Frau Dubedat:

[illegible] — Wie gut von Ihnen, daran zu denken!

Emmy

(an der Tür). [illegible], haben Sie ihn herumbekommen?

Ridgeon:

Ja. Passen Sie auf die Tür [illegible] Sie den [illegible]

Emmy:

Das war hübsch von Ihnen. (Sie geht mit Frau Dubedat [illegible] Ridgeon stößt einen lauten Seufzer aus.)

Vorhang.

Fortsetzung in der November-Nummer





Honoré Daumier:
Ratapoil. Vorderansicht.
Zum Essay v. Ernst Schur.

Ellen Key:
Friedensbewegung und Kultur.

In den letzten Jahren habe ich im Ausland oft bewundernde Worte über Schweden gehört, weil es den Unionskonflikt in Frieden gelöst hat[1]). Namentlich ergriff mich dies, als ich in Syrakusas Katakomben einen sizilianischen Studenten — mit dem Feuer seiner Nation — Schweden „das in kultureller Hinsicht höchststehende Land der Welt, das vorbildliche Land" nennen hörte, „wegen des Beispiels, das wir im Jahre 1905 gaben, wo jedes andere Volk sicherlich den Krieg zum Schiedsrichter zwischen Norwegen und Schweden gemacht hätte".

Denn gerade in Syrakus, dem Schauplatz einer der hartnäckigsten Kämpfe der Vergangenheit, kam es mir stärker als anderswo zum Bewußtsein, wie lange die Entwicklung ist, die zwischen der Zeit, wo jene Kämpfe ausgekämpft wurden, und diesem jetzigen Moment liegen — wo ein „Sohn der jüngsten Zeit" an dieser erinnerungsreichen Stelle stand und den Kulturstandpunkt eines Volkes nach — seiner Friedensliebe beurteilte!

Welche Ströme von Gefühlen, von Gedanken, von Worten, von Taten sind nicht durch Zeiten und Völker gegangen, ehe die Gedankenverbindung, die jetzt so natürlich über diese jugendlichen Lippen glitt, auch nur möglich wurde! Welche zusammengesetzten Kulturprozesse, welche Umwandlung von Seelenzuständen liegt nicht dieser Tatsache zugrunde, daß der Friedenswille — so lange als der unschädliche Wahnwitz gedankenloser Schwärmer oder als die verbrecherische Gesinnung vaterlandsloser Schurken betrachtet — als ein Faktor in der Kulturentwicklung angesehen zu werden beginnt.

---

[1]) Daß diese Anschauung die vorherrschende ist, hat sich durch die Aussprüche der Weltpresse bei König Oskars Tode gezeigt, wo als seine größte Tat gerade der friedliche Ausgang der Unionskrise hervorgehoben wurde.

I.

Noch betrachtet jedoch die Majorität, weit davon entfernt, den Friedenswillen zu einem Kulturmesser zu machen, im Gegenteil den Krieg als kulturfördernd. Diese Majorität — die unter Kulturentwicklung noch immer die Übermacht des eigenen Volkes auf dem Gebiet der materiellen, und womöglich auch der geistigen Kultur versteht — erklärt, daß die Friedensfreunde nichts von den Wegen und Zielen der Kultur wissen, daß sie wehleidige Schwächlinge ohne Rücksicht auf etwas anderes als die Anforderungen des Gefühls sind; blind gegen die Erfordernisse der „historischen Notwendigkeit". Die tatsächlichen Verhältnisse, die die Kriege hervorrufen, sind — meinen die Verteidiger des Krieges — ein Ausdruck von unveränderlichen elementaren Trieben, Rassengegensätzen, psychologischen und ökonomischen Gesetzen, ethnographischen und geographischen Tatsachen.

Aber welcher denkende Friedensfreund stellt dies in Abrede? Die tiefste Ursache der Kriege verbleibt die, die sie immer gewesen: das Bedürfnis des Volkes oder der Rasse nach Ausbreitung, nach Brot, nach Absatz, mit einem Wort: der Erweiterungstrieb. Und dieser wieder ist ein Beweis der Lebenskraft. Die Ursache der Kriege war demnächst die Staatenbildung — oder die Sicherung der schon erreichten Staatseinheit, die eine Macht in geographischer oder ökonomischer Beziehung für sich günstig angesehen hat. Freilich gestehen jetzt die kriegführenden Staaten die wachsende Macht des Friedensgedankens in der Weise ein, daß sie nicht offen zugeben, daß der Kampf für ein nationalistisches Interesse — oder für ein Klasseninteresse innerhalb der Nation — geführt wird. Nein, es heißt jetzt immer, daß der Krieg in der Absicht geführt wird, Kultur zu verbreiten oder sie zu schützen, sowie auch die Rüstungen nur stattfinden, um — den Weltfrieden zu sichern.

Aber wer weiß nicht, daß diese Versicherungen von niemandem ernst genommen werden als von den Kriegspatrioten des kriegführenden Volkes? Zu den Kulturaufgaben des Krieges rechnet man auch die, daß er „der Auslese der für die Kultur wertvollsten Elemente" dient. Aber wer — der es wissen will — weiß nicht, daß die Tüchtigsten nicht einmal mit den stärksten — geschweige denn mit den reichsten — Völkern gleichbedeutend sind, die in unserer Zeit die größte Möglichkeit haben, zu siegen! Die ältere und häufig interessantere Kultur wird schonungslos für merkantile Interessen niedergetrampelt — man sehe

das geheimnisvolle Lächeln eines Inders, eines Chinesen, wenn von der europäischen Zivilisation die Rede ist! Das vornehmste Mittel der Kultur, die Sprache, wird schonungslos erstickt, wenn man dies als erforderlich für die Staatseinheit betrachtet; der Eroberer vernichtet aus demselben Grunde rücksichtslos die Grundfeste der Kultur, die Rechtsordnung. Und wenn das vergewaltigte Volk seine Sprache, sein Gesetz, seine kulturellen Schöpfungen verteidigt, dann wird das nicht Patriotismus, sondern — aufrührerischer Separatismus genannt!

All dies wissen wir alle, so wie wir auch wissen, daß das Verlangen nach Brot und Macht ein elementarer Trieb ist; daß die Expansionsforderung bis auf weiteres explosiv ist und keine Friedensbewegung der Welt diese schließlichen Explosionen verhindern kann; daß das Verbrechen der Stärkeren gegen das Recht der Schwächeren bis auf weiteres eine Tatsache bleibt; daß der Krieg das äußerste Mittel ist, tiefe Interessengegenstände zu entscheiden. Innerhalb eines Volkes muß das Gefühl des Niedergangs durch gehemmte Kraftentwicklung bis auf weiteres den Krieg zur Folge haben — so wie die Krankheit ihre Krise hat — der die Lebenshemmung bis auf weiteres entfernt.

Das läßt sich durch keine Predigten über den Frieden auf Erden hindern, und das weiß der Friedensfreund ebensogut wie der Kriegspatriot.

Aber während beide wissen, daß die Kriege heute — unter den gegebenen Verhältnissen — naturnotwendig sind, meint der erstere, daß diese *gegebenen Verhältnisse* sich umwandeln können, während der Kriegspatriot sie für unveränderlich hält.

II.

Noch ist des einen Volkes Wohlfahrt des anderen Niedergang; des einen Fortschritt des anderen Rückschritt. Die Furcht des einen Volkes, seiner Lebensbedingungen durch das andere beraubt zu werden, ist heute nicht unbegründet.

Und auf diese Tatsachen stützen die Kriegspatrioten ihre Forderung immer größerer Opfer für die Verteidigung und damit — nach ihrer Ansicht — auch für die Kultur. Denn man sichert ja so die volkstümliche Eigenart, ihre Bewegungsfreiheit, ihre materielle und geistige Kraftentwicklung! Will man die Rechtssicherheit, die Sprache, die Kultur,

die die Väter geschaffen, bewahren, dann gibt es für ein Volk keinen anderen Weg als den der Rüstungen.

Auf der einen Seite hat man so die kriegspatriotische Losung: „Alles für das Vaterland", auf der anderen Seite die verteidigungsnihilistische: „Fort mit dem Vaterland".

Die Losung des Kulturpatrioten: „Mit dem Vaterland für die Menschheit!" sagt keinem von ihnen zu. Sie setzt die Masse noch nicht mit suggestiver Macht in Bewegung. Und doch ist dies der inhaltsreichste Gedanke!

So unbedenklich wir unser Leben gegen rohe Gewalt verteidigen und uns nicht als Mörder betrachten, auch wenn wir unser Leben auf Kosten des Gewalttäters retten, so gewiß muß das Vaterland gegen Gewalt verteidigt werden. Ein Volk wie ein Individuum hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Selbstverteidigung. Ein jedes ist ein Wert für das Ganze. Nur wer mit Christus und Tolstoj das Recht der Selbstverteidigung bestreitet, kann vernünftigerweise auch dem Volk das Recht bestreiten, das die Grundbedingung des Daseins ist, das Recht der Selbsterhaltung. Nur wer den Wert des Individuums nicht anerkennt, kann den Wert einer in sich abgeschlossenen Volkspersönlichkeit leugnen.

Es ist eine Abstraktion ohne alle Herzenswärme, zu behaupten, daß man sein Volk anstatt seiner Familie liebt und die Menschheit anstatt seines Volkes! Dadurch, daß man in einem engeren Kreise liebt, weitet sich das Herz dazu, einen größeren zu umspannen.

Hier ist — für die vollmenschliche Persönlichkeit — kein Gegensatz. Wer seiner Mutter Haupt nicht schützt, wenn ein roher Schlag sich dagegen richtet, den nennen wir nicht einen Menschenfreund, sondern einen jämmerlichen Tropf, und wenn er es auch mit den höchsten Motiven begründet, daß er mit verschränkten Armen stehen bleibt.

Aber derselbe Mann, der den gegen seine Mutter erhobenen Arm niederschlägt, kann den Anspruch der Mutter, daß er nach ihrem, nicht nach seinem Gewissen handle, zurückweisen! Und in gleicher Weise kann der Mitbürger sehr wohl die Pflicht erfüllen, sein Land gegen Verletzungen seines Rechtes, seiner Ehre zu verteidigen und doch die chauvinistischen Forderungen zurückweisen, mit denen man sein Gewissen als Weltbürger vergewaltigen will, zum Beispiel wenn das eigene Land das internationale Recht verletzt, sich gegen das internationale Kulturideal versündigt hat!

III.

Während der Kriegspatriot vom „Kampf ums Dasein", von dem Gesetz der Auswahl, von dem notwendigen Untergang des Schwachen spricht, antwortet ihm der Kulturpatriot, indem er mit Krapotkin auf das Gesetz der „gegenseitigen Hilfe" hinweist, das Gesetz, das sich schon in der Pflanzenwelt, im Tierleben, in dem Gemeinwesen der Wilden offenbart.[1])

Wirklicher Kulturfortschritt findet statt, wenn — auf irgend einem bestimmten Punkt — die beiden Grundgesetze des Lebens einen gemeinsamen Ausdruck erhalten, zuerst in Gefühlen und Gedanken, dann in Sitte und Gesetz. Ein solcher gemeinsamer Ausdruck ist gerade die Losung des Kulturpatrioten: Mit dem Vaterland für die Menschheit.

Es ist kein Fortschritt, die Welt anstatt des Vaterlandes und alle anderen anstatt ich zu sagen! Denn ich bin ein Wert für alle anderen; mein Vaterland ist ein Wert für das Ganze; keiner wird reicher, aber alle werden ärmer durch die Selbstaufgabe des Individuums oder der Volksindividualität! Aber noch weniger ist es ein Fortschritt, die Interessen seines Landes gegen die der übrigen Welt zu stellen und seine privaten Interessen gegen die der Gesellschaft, so wie es der patriotische Egoist und der private Egoist tut.

Fortschritt ist es, den Vereinigungspunkt zwischen der eigenen und der anderer Völker, der eigenen und der anderen Individuen Wohlfahrt zu finden. Während der Kriegspatriot mit den kriegerischen Erinnerungen prahlt, sich in alle empfindlichen Punkte zwischen den Völkern verbohrt, zu jeder Streitflamme, jedem Rassenhaß Zündstoff herbeiträgt,

[1]) Freilich hat zuweilen das höchststehende Volk gesiegt. Aber wir wissen andererseits, wie die natürliche Auswahl zum Beispiel in Spanien gewirkt hat, wo die Höchstbegabten und selbständig Denkenden die Opfer der Inquisition wurden; in Rußland, wo seit Nikolaus I. die Besten in Gefängnissen und am Galgen starben oder nach Sibirien verschickt wurden! Wir wissen, wie das römische Imperium durch unaufhörliche Kriege seine beste Bevölkerung aussterben ließ. Wir wissen, daß die Wirkung der Wehrpflicht stets die ist, daß der Krieg die Starken dahinrafft und die Schwachen als Väter der neuen Generation zurückläßt. Oder man sehe sich die „natürliche Auswahl" an, wie sie sich durch den dreißigjährigen Krieg vollzog! Daß man eine protestantische Orthodoxie neben der katholischen bekam, viele kleine Päpste an Stelle des Einzigen, kann für den Kulturverlauf nicht den Rückgang ganz Deutschlands während eines Jahrhunderts aufwiegen.

Salz in jede Wunde streut, die die Völker einander geschlagen — und all dies „nationale Gesinnung" nennt — geht der Kulturpatriot den ganz entgegengesetzten Weg. Und das ist der Weg, auf dem ich alle Frauen aller Länder sehen möchte!

Aber wir wissen, daß es nicht in erster Linie die Frauen waren, die den Zustand internationaler Anarchie erkannt haben, unter dem alle Völker leiden. Wir wissen, daß es der Sozialismus war, der diesen Zustand am klarsten nachgewiesen hat; daß man von dieser Seite das stärkste Verdammungsurteil über die von Expansions- und Kapitalistenpolitik veranlaßten Kriege gefällt hat; daß man hier am lebhaftesten empfindet, daß die Rüstungsraserei die Kulturentwicklung zurückdrängt.

Immer mehr erwacht diese Überzeugung des Sozialismus von der Mitverantwortlichkeit nicht nur an der Zukunft des eigenen Volkes, sondern an der der ganzen Menschheit; ein internationaler Kulturidealismus bemächtigt sich immer mehr und mehr der Gemüter. Immer klarer sieht man ein, daß, so wie das Individuum die Vorteile eines legalen Staates nur unter der Bedingung genießt, sich gewisse Einschränkungen seines Triebes nach Machtausübung und Machterweiterung auf Kosten anderer aufzuerlegen, so auch der internationale Zustand denselben Weg von seiner jetzigen anarchischen Wildheit zu internationaler Kultur zurücklegen muß.

Eine große Autorität auf diesem Gebiete hat dargelegt, daß die moralische Beschaffenheit durch die Zivilisation nicht erheblich verbessert worden ist; daß im Gegenteil der Wilde seine Sittenlehre genauer befolgt und daß der wesentliche Unterschied darin liegt, daß die Kultur der Ethik einen größeren Spielraum und einen anderen Inhalt gibt. Sie umfaßt immer mehr Menschen; der Fremdling wird nicht mehr als rechtlos angesehen, und so weiter.

Aber der eben erwähnte Forscher betont, wie unvollständig diese Ethik noch immer ist; wie die Europäer die Wilden — und diese sie — als Ungeheuer betrachten, die man ungestraft vernichten kann; er zeigt, daß der Krieg ein Überbleibsel dieser moralischen Begrenzung ist, aber ein Überbleibsel, das mit Notwendigkeit verschwinden muß.[1]

[1]) Professor E. Westermarck. Bezeichnend ist auch, was Kurt Breysig mitteilt (man sehe „Die Völker ewiger Urzeit"): daß bei einem Karaibenstamm unser dasselbe Wort ist wie gut, und anderer dasselbe Wort wie schlecht!

Und für jeden evolutionistisch Denkenden ist es selbstverständlich, daß, je mehr Vernunft, Zusammenhang, Zweckmäßigkeit in die materielle wie in die geistige Kulturarbeit kommen, desto einheitlicher die Menschheit handeln wird; je größere Gedanken, je reichere Ideenverbindungen, je reinere Empfindungen, je stärkere Gefühle unser Menschengeschlecht erreicht, desto gewisser wird der Kulturidealismus sich darauf richten, einen Zusammengehörigkeitszustand zwischen den Völkern zu schaffen, durch den Eroberungs- und Expansionspolitik überflüssig werden wird. Denn die internationale Rechtsgesellschaft wird die Bewegungsfreiheit aller Völker sichern, aber fordern, daß ein jedes von ihnen auf die Souveränität verzichtet, die jetzt das Recht zum Volksmord — Krieg — als Mittel zu involvieren scheint, sich sein Recht auf Kosten anderer Völker zu nehmen!

Nur für die Lebensanschauung, der zufolge der „Gott der Heerscharen" über Sieg und Niederlage entscheidet und die Kriege als Strafgericht sendet; die Lebensanschauung, die im Staate den Verwalter von Gottes Ratschlüssen mit dem Volke sieht, ist es undenkbar, daß die Entwicklung sich in der erwähnten Richtung bewegen muß.

Und warum sollte Gott auf die Mittel verzichten, die er bisher für die Verwirklichung seiner Absichten gut befunden? Warum sollte er in Zukunft mehr Rücksicht als bisher auf die Lehren seines Sohnes nehmen, diese Lehren, die man noch immer in der Kirche auslegt, während man außerhalb derselben die „wohlgemeinte Verkündigung" des Friedens auf Erden verhöhnt, dieses Friedens, der ja nie kommen kann — da er Gottes Weltregierung widerstreitet?!

Wahrlich: wenn Jesus vor den Gott der Kriegsgeistlichen gestellt würde, dann hätte er mehr Ursache als auf dem Kreuze zu seiner Klage: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Nie lese ich die Schilderungen eines Schlachtfeldes, ohne mit der Kraft der Halluzination Jesus über dasselbe wandern zu sehen, Jesus mit dem Ausdrucke, den Lionardos tiefe Intuition ihm gegeben, einem Ausdruck unsäglicher Einsamkeit, unsäglicher Trauer, unsäglicher Scham darüber, verraten zu sein!

Die wenigen echten Christen, die unsere Zeit aufweist, meinen wie Tolstoj: Wenn Jesu Lehre wirklich verkündet würde, wenn diese Liebeslehre endlich Macht über die Herzen der Menschen bekäme, dann wäre auch der gute Wille da, durch den wir den Frieden auf Erden erreichen würden.

Ich teile diesen Glauben nicht. Denn nicht nur die Härte der Menschen ist die Ursache, daß man Jahrtausende hindurch des Christentums Verheißungen des Friedens als Frucht der Liebe predigen konnte, ohne daß doch der Frieden gekommen ist. Die Ursache ist, daß das Christentum die große Triebkraft in allen und in allem nicht begreift: den eigenen Lebenswillen.

Ich kann mich nicht auf Jesu Gebot — seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben — als sittliche Norm für die Einzelnen, geschweige denn für die Staaten berufen. Denn ich glaube, daß jeder — der Einzelne wie der Staat — immer sich selbst am meisten liebt und lieben muß, wenn er das erste Gesetz des Lebens erfüllen soll, das Gesetz der Selbsterhaltung. Aber wenn so Jesus nur einen Teil der Wahrheit inne hatte, wenn man ihm nicht unbedingte Nachfolge leisten kann — eine Erkenntnis, durch die man aufhört, ein Christ zu sein — so ist sein Teil der Wahrheit noch immer wesentlich, noch immer eine Wahrheit, die die Vernunft ebensowohl wie das Gefühl begreift! Und der innerste Kern des Kulturverlaufs ist das Suchen und das allmähliche Finden einer Gleichgewichtslage zwischen den beiden Lebensprinzipien, der Selbsterhaltung und dem Opferwillen. Weder Egoismus noch Altruismus sollen siegen; sondern was man mit einem glücklich gefundenen englischen Wort „Mutualism" genannt hat, Gegenseitigkeit, Gegenseitigkeit der Interessen, der Aufgaben, der Pflichten, der Vorteile. Nicht ich oder mein Volk soll für die anderen geopfert werden, nicht sie für mich: Nein, alle sollen wir durcheinander bestehen.

Dieses Einheitsgefühl ist das Gegenteil der Selbstaufgabe. Für die neue Lebensanschauung ist die Pflege meiner selbst, die Kultur meiner selbst die Grundbedingung dafür, daß ich den übrigen etwas zu geben habe! Ohne diesen Egoismus des Einzelnen oder diesen Nationalismus des Volkes ist sowohl Altruismus wie Kosmopolitismus nur ein leeres Wort! Ich habe dem Ganzen nichts zu geben, wenn ich nicht mein Eigenes liebe, pflege, mehre — so wie es alle anderen lebenden Wesen in diesem Dasein tun und sich dabei jedes in seiner Art vervollkommnen und das Ganze um diese ihre Eigenart bereichern. Alle leben wir in einem Dasein, wo jeder sich selbst der Nächste ist und wird und sein soll.

Also nicht Selbstaufgabe, nur Selbstbegrenzung soll an Stelle des uneingeschränkten Egoismus treten; nicht Selbstsucht, nur

Selbstvervollkommnung an Stelle des uneingeschränkten Altruismus zwischen Völkern wie zwischen Individuen. Wir leben jetzt im Zustand der internationalen Wildheit, in dem die Völker noch nicht eingesehen haben, was die Einzelnen innerhalb des Volkes erkennen: daß man sich selbst um so näher ist, je näher man anderen steht, je mehr unser isoliertes Handeln zu gemeinsamem Handeln übergeht. Der jetzt verstorbene schwedische Denker Gustaf Björklund hat wissenschaftlich bewiesen, daß ein „Verwachsen der Nationen" als ein noch unbewußter Prozeß stattfindet, ein Prozeß, der jedoch dadurch beschleunigt werden kann, daß immer mehr Menschen zielbewußt für diesen Zustand wirken.[1])

Solange die Staaten noch nicht verstehen, was die sozial wirkenden Individuen einsehen: daß der reine Eigennutz, die rechtsverletzende Gewalt schlechte Mittel für das berechtigte Ziel — ein reiches und gesichertes Dasein — sind, solange sie nicht einsehen, daß der Kriegs- und Rüstungszustand das Unvernünftige, das Unzweckmäßige ist, so lange bedeutet nach der Definition eines hervorragenden Friedensfreundes Politik nur:

1. Aller Staaten ängstliches Ausspionieren der Tätigkeit und Entwicklung der anderen,

2. ein eifriges Erwägen, wann der Vorteil des einen Staates erheischt, daß der andere Staat lahmgelegt werde,

3. das Abwarten oder das Hervorrufen eines gewissen Spannungspunktes und schließlich

4. Kriegserklärung — oder noch lieber — den anderen Staat zur Kriegserklärung treiben, wenn dieser andere nicht auf andere Weise lahmgelegt werden kann.

Diese Politik führt dann zur Theorie, daß der Krieg ausgezeichnete

---

[1]) Schon im Jahre 1795 bezeichnete ja Kant als das letzte Ziel des Völkerrechtes: einen föderativen Rechtszustand zwischen den Staaten zu schaffen, um so den Frieden zu erreichen. Er nennt es die größte Versündigung der Menschheit, lieber die Barbarei des Krieges aufrecht zu erhalten, als eine staatliche Rechtsordnung zu schaffen, die nicht ein Aufgehen der Staaten ineinander bedeuten soll, sondern die im Gegenteil eine Föderation von freien Staaten ist, ein Friedensverband, innerhalb dessen jeder Staat sich freiwillig dem von allen gemeinsam konstituierten Zwange unterwirft.

Wirkungen auf Moral und Kultur hervorrufe, die Verweichlichung hindere, die Übervölkerung reguliere und dergleichen mehr.

Durch solche Mittel glauben die Führenden im Volk ihre Aufgabe zu erfüllen, dem „eigenen Volk" seinen „Platz an der Sonne" zu schaffen und es ihm zu ermöglichen, „bei jeder Entscheidung ein Wort dreinzureden".[1])

Beides sind ja berechtigte Wünsche. Aber der große Irrtum ist, daß die Finanzleute, die Militärs, die Kriegsgeistlichen und Diplomaten aller Länder am sichersten den Weg zu dem Platz in der Sonne zeigen; daß sie der Stimme der Völker am besten Gehör verschaffen — durch das Donnern der Kanonen!

Gerade der klarsehende Egoismus wird schließlich zu der Erkenntnis führen: daß das zuletzt genannte Mittel, diese Ziele zu fördern, unvernünftig ist, weil es unsicher und kraftvergeudend ist. Gerade der klarsehende Egoismus wird andere Auswege finden, sichere und kraftersparende Auswege, die man jedoch nicht findet, solange man am liebsten zu dem kriegerischen Ausweg greift.

IV.

Und immer mehr erwachen die Völker zu dieser Einsicht, während sich zugleich eine neue Art von Vaterlandsgefühl entwickelt, ein Gefühl, für das zwei deutsche Soziologen unabhängig voneinander denselben Namen gefunden haben: Kulturpatriotismus.[2])

Daß diese Art Patriotismus zunehmen muß, ist eine unabweisbare Notwendigkeit, eine unbedingte Folge der unbewußten und bewußten Einflüsse, denen die Menschheit durch den Kulturverlauf selbst unterworfen ist, wo jeder wirkliche Fortschritt ein Fortschritt zu mehr Vernunft, mehr Zweckmäßigkeit, mehr Zusammenhang ist, zu einer vollkommeneren Organisation, das heißt, zu mehr Einheit und zugleich zu mehr Besonderheit.

Die mächtige Zeitbewegung, die zielbewußt für die Einheit wirkt, ist die Organisation der Arbeiter, die in fünf Jahrzehnten mehr dafür getan hat, das Bewußtsein der Interessengemeinschaft, der Solidarität der Völker zu wecken als die Verkündigung des Christentums in neunzehn Jahrhunderten!

[1]) Man sehe eine Rede von Kaiser Wilhelm II.

[2]) Werner Sombart und Robert Michel.

Auf diesem Wege wird der Kulturpatriotismus den Kriegspatriotismus ablösen. Und es ist ein großer Kraftverlust, wenn die Jugend jetzt durch Verweigerung der Wehrpflicht und durch antimilitärische Agitation hofft, schon jetzt die Kriege unmöglich machen zu können; ein Kraftverlust wie der, wenn ein Landmann seinen Apfelbaum zu zwingen versuchte, schon im März Früchte zu tragen. Die Früchte des Friedens können wir erst vom Baum der Erkenntnis pflücken. Und der hat noch die graue Farbe der Theorie; die Wahrheiten des internationalen Rechtszustandes sind noch nicht Gefühl und infolgedessen nicht Triebkraft für das Handeln geworden.

Daß die „Unabhängigkeit" des Individuums von anderen Gesellschaftsmitgliedern es unfehlbar in jämmerlichste Abhängigkeit stürzen würde, das wissen wir nicht nur, nein, wir handeln alle danach, und in vielen Fällen rein instinktiv, ohne alle Überlegung. Denn unsere tägliche Erfahrung sagt uns, daß unsere eigene Bewegungsfreiheit auf der gegenseitigen Hilfe aller beruht! Aber nur die Sozialisten sehen ein, daß die unvollständige Durchführung dieser Wahrheit innerhalb der Politik der einzelnen Gemeinwesen und ihre vollkommene Außerachtlassung in der internationalen Politik die Ursache des Klassenkampfes innerhalb der Völker und der Kriege zwischen denselben ist.

Nur die Sozialisten sehen ein, daß wir eine soziale Politik an Stelle der Interessenpolitik erhalten müssen; Friede ist nur in und zwischen den umgestalteten Gemeinwesen möglich, in denen der Konkurrenzkampf aufgehört und die Interessengemeinschaft in allen nationalen wie allen internationalen Einrichtungen ihren Ausdruck gefunden hat.

Aber obgleich ich als Sozialistin nur im Zusammenhang mit einer Umgestaltung der Gesellschaft in der Richtung, in die der Sozialismus führt, an die Möglichkeit des Friedens glaube, so bin ich doch nicht blind gegen alle die sekundären Einflüsse, durch die die Friedenssache gefördert wird.

Zu diesen sekundären Einflüssen rechne ich vor allem die Friedensarbeit, nicht wegen ihres bisherigen Einflusses, sondern wegen ihrer Zielbewußtheit. Die Friedensfreunde selbst wissen sehr wohl, daß Traktate und Schiedsgerichtshöfe unter den jetzigen Verhältnissen den Frieden nicht sichern können. Sie befürworten — wenn sie denken — keine Abrüstungen und keine Wehrpflichtverweigerung! Die Bedeutung

der Friedensarbeit besteht darin, beharrlich auf den Wahnwitz des jetzigen Zustands hinzuweisen.

Aber mehr als diese bewußte Arbeit für neue internationale Zustände bedeuten alle unbewußten Einflüsse. Der Verkehr spinnt jeden Tag neue bindende Fäden zwischen den Völkern; jeden Tag vollziehen sich internationale Zusammenschlüsse zu ökonomischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Zwecken. Ausstellungen, Gastspiele, machen die Arbeitenden der verschiedenen Völker auf allen Gebieten immer mehr zu Mitarbeitern; Kongresse werden abgehalten, und Vereine entstehen in der mehr oder weniger bewußten Absicht, zum Besten des Ganzen zusammenzuwirken.[1] Und jeden Tag werden zwischen Angehörigen verschiedener Nationen Ehen geschlossen, Ehen, durch die sich die scharfen Gegensätze zwischen den Völkern immer mehr verwischen und das internationale Verständnis in tiefgehender Weise gefördert wird!

Und schließlich steigt mit jedem Tag bei allen Völkern die Anzahl derer, die durch eine neue Lebensanschauung alle Lebensformen, alle Wesen, alle Menschen, alle Völker als „Weltkörper" sehen, als Teile einer großen Einheit. Und durch diese Lebensanschauung wird die ganze Gefühlsweise umgewandelt.

Unsere organische Zusammengehörigkeit ist nicht mehr eine Redensart, sondern eine Empfindung. Aber damit empfinden wir auch den Wahnwitz, der darin liegt, daß die Einzelnen und die Völker einander zugrunde richten, wo sie doch alle Kraft darauf konzentrieren sollten, die Menschheit aufzubauen; daß sie um die Erde kämpfen, wo sie doch zusammenwirken sollten, sie mit der Macht der Vernunft zu besitzen; daß sie sich absperren, wenn sie die Fülle der Mitfreude und des Mitleids in einem Dasein genießen könnten, wo wir den Platz unserer kleinen Erde unter den Sternen gefunden haben und wo wir uns aus unserer größten Sehnsucht zur Gemeinschaft mit dem Universum aufschwingen können.

Dieses neue Weltgefühl wie auch die internationale Aneignung der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst, der Musik, bildet schon ein neues

---

[1] Von einem Berliner, Ludwig Uhlmann, ist zum Beispiel kürzlich der Vorschlag eines internationalen Zusammenschlusses der Handlungsreisenden ausgegangen, ein Vorschlag, der in mehreren Ländern Anschluß gefunden hat; und in England ist kürzlich ein großer Kongreß in dieser Sache abgehalten worden, deren Bedeutung außerordentlich ist.

Volk unter den Völkern, ein Volk, innerhalb dessen — wie zu der lebenskräftigen Zeit des Christentums — keiner nach Jude oder Grieche fragt, nach Sklave oder Freiem, sondern wo alle eins sind in einem neuen großen wunderbaren Glücksgefühl, dem Glück der Seelen, jede für sich zu wachsen und alle durch einander!

Dieses Einheitsgefühl wandelt die ethischen Begriffe um, schafft neue Ziele, neue Ideale, bringt neue Träume. Durch die neue Anschauung des Erdenlebens als unseres einzigen gewissen Lebens wird die Vergewaltigung des Krieges gegen das Leben immer vernunftwidriger, immer abscheuerregender.

Die Konservativen, die sich Idealisten nennen, weil sie den Menschen mit größter Gewißheit eine andere Welt, ein ewiges Leben, zusichern, ertragen nämlich mit unerschütterlicher Ruhe die unzähligen Leiden der Erde, ja erklären, daß — infolge der Sündhaftigkeit der Menschheit — diese Leiden, namentlich die des Krieges, stets fortdauern werden; erst in einer anderen Welt könne man auf bessere Zustände hoffen.

Diese „Idealisten" sind viel gefährlicher als die Verteidigungsnihilisten, denn sie sind Kulturnihilisten. Sie bezweifeln eine Entwicklung, durch die die Vernunft über die Unvernunft, das Zusammenwirken über die Zusammenhanglosigkeit siegen wird. Ja, sie verhöhnen den Glauben an diese Entwicklung als „radikalen Optimismus" und sehen in dem Seienden den Ausdruck von Gottes Absichten mit der Menschheit.

Und dies, obgleich die Unvernunft mit jedem Tage sonnenklarer wird! Was ist so unvernünftig als der Krieg im Zusammenhang mit der ganzen sozialen Arbeit unserer Zeit gesehen, das Leben zu bewahren, es zu heben, um so das Menschenmaterial zu verbessern? Was ein ganzes Menschenalter in dieser Hinsicht gewonnen, können einige Wochen Krieg vernichten!

Was ist unvernünftiger, als daß Erfindungen, die der Menschheit durch erleichterte Arbeitsbedingungen und neue Kulturmittel ein menschenwürdigeres Dasein bereiten könnten, in den Dienst der Zerstörung gestellt werden? Sprengstoffe, Kraftübertragung ohne Draht, Luftschiffe und anderes mehr erfüllen jetzt die Erde und das Innere der Erde, die Luft und das Wasser mit Zerstörungswerkzeugen, die die Kulturschätze von Jahrhunderten, die Werke der schaffenden Genies vernichten werden,

während sie zugleich die lebenskräftigsten Arbeiter der jetzigen Kultur auf allen Gebieten in leblose Stümper verwandeln!

Was ist unvernünftiger, als der wilde Wettbewerb um den Besitz der Produktionsmittel, um die Herrschaft über Absatzgebiete und um all die übrigen Bedingungen einer immer mehr extensiven anstatt intensiven Verwertung der Reichtümer der Erde?

Eine Organisation all der konkurrierenden und zersplitterten Kräfte zum Zusammenwirken, zu dem, was Carnegie kontinentale statt nationale Produktion nennt, würde das nicht gleichzeitig all den Sonderinteressen dienen und es verhindern, daß diese einander als Kriegsursachen feindlich gegenüberstehen?

Was ist unvernünftiger, als daß die Mütter mit immer mehr Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl die neue Generation zur Welt bringen und erziehen, daß sie sie physisch und psychisch zu heben trachten und daß dann — bei ein paar Schlachten — die Söhne, die sie mit Aufopferung ihrer eigenen besten Kraft ihrem Volk und ihrer Familie gegeben haben, niedergemäht werden wie ein Saatenfeld vom Hagelsturm?

Was ist unvernünftiger, als daß Milliarden mittelbar und unmittelbar der Kulturarbeit genommen und für eine Verteidigung hinausgeworfen werden, die doch nie ganz wirksam sein, nie mit Sicherheit vor einem möglichen Überfall einer stärkeren Macht schützen kann?

Während der Kriegspatriot auf den letzten Einwand keine andere Antwort hat als noch immer mehr Festungen, immer mehr Schnellfeuergewehre, immer besser gefüllte Arsenale, immer mehr Kriegsschiffe zu verlangen, antwortet der Kulturpatriot:

Nein! Aber man behebe die Anarchie im Zusammenleben der Staaten, und der Zündstoff, der jetzt früher oder später die Explosion eines Krieges veranlaßt, wird entfernt werden — und die Kultur jedes Volkes — der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft — wird wirklich geschützt werden können.

Der Weg zur Vernunft — das heißt zu Ordnung, Zusammenwirken, Schönheit — im internationalen Leben ist der, daß die Führer der Masse immer und überall für die Denkweise, die Maßregeln, die Beschlüsse wirken, die dieser Masse die Suggestion des Kulturpatriotismus an Stelle des Kriegspatriotismus einflößen.

Und wer ist unter den Führern der Masse bedeutungsvoller als gerade die Mutter, die Erzieherin?

Welche Suggestion kann sich in ihrer Wirkung je mit den mächtigen

Eingebungen der ersten Erziehung vergleichen? Und welche Kulturaufgabe ist größer als diese Macht in humanisierender Richtung zu gebrauchen!?

Wie unendlich schlecht haben die Frauen in dieser Beziehung ihre Macht ausgenützt!

Als eine gute Zukunftsverheißung können wir es doch ansehen, daß eine Enkelin von Viktor Hugo — dem großen Dichter des „radikalen Optimismus", ihm, der alle unsere von den Konservativen verhöhnten Träume zu Liedern gemacht hat — die „Allianz der europäischen Frauen für den Frieden durch die Erziehung" gegründet hat. Und daß eine andere Frau eine solche Massensuggestion gegen den Krieg ausübte, daß sie den Friedenspreis errungen hat, zu dessen Stiftung sie die Anregung gegeben hat.[1])

Ich glaube nicht mit Ruskin, daß an dem Tage, an dem die Frauen die Kriege nicht wollen, die Kriege aufhören werden. Dazu sind ihre Ursachen viel zu zusammengesetzt. Aber jede Frau kann dazu beitragen, einige Späne von dem Kriegsscheiterhaufen fortzutragen, so wie sie diesem auch Brennstoff zuführen kann; jede Frau kann ein paar Steine zum Tempel des Friedens bringen oder einen Stein herausbrechen. Jede Frau kann dazu beitragen, Mißtrauen gegen die Friedenshoffnung zu säen oder diese Hoffnung am Leben zu erhalten. Und dies allein ist von höchster Bedeutung. Denn wie ein Denker kürzlich betont hat, sind die sogenannten Illusionen, die die Mitwelt immer verhöhnt, stets die vorwärtstreibende Kraft bei aller Reformarbeit gewesen, und wir besäßen nichts von dem, was wir jetzt in unseren Gesetzen und Sitten an Gerechtigkeit, Freiheit, Menschlichkeit besitzen, wenn nicht die „Illusionen", die Träume als Wegweiser vorangegangen wären.

Und wenn die Frau selbst einmal Politikerin wird, wird sie dann wohl — mit ihrer mehr praktischen als theoretischen Veranlagung — den Staat weniger abergläubisch ansehen können, als der Mann es getan hat? Ich denke zum Beispiel an den Aberglauben, daß der Staat ein höheres Wesen ist, für dessen Forderungen das Individuum unbedingt alles opfern muß, auch seine Vernunft?

Werden die Frauen dann wohl klarer verstehen, daß der Staat nur eine mehr oder weniger geeignete Form für die gemeinsame Kraftentwicklung des Volkes ist? Und daß die Staatsverwaltung darum eine

[1]) Prinzessin Gabriele Wiszniewska und Baronin Berta von Suttner.

solche sein muß, die den Kraftteinsatz, die Gewissensprüfung und das Verantwortlichkeitsgefühl aller Mitbürger ermöglicht und nicht wie jetzt das Volk zu Handlungen treibt, bei denen es nur wie eine Herde ohne eigene Wahl und Verantwortung wirkt?

Werden die Frauen wohl erkennen, wie bedeutungsvoll es ist, jede Gelegenheit — von der Kinderstube bis zum Parlament — zu benutzen, um zu Gefühlen der Solidarität, der sozialen Verantwortlichkeit, des Weltbürgersinns zu erziehen?

Werden sie eine rege soziale Kritik üben, die sich gegen alles kehrt, was im Zeichen der Zersplitterung anstatt im Zeichen der Zusammenarbeit wirkt? Werden sie dem leichtsinnigen geheimen Spiel entgegenwirken, wodurch Regierungen und Gesandte, Presse und Geldmänner die Kriege hervorrufen, die — nachdem sie einmal erklärt sind — alle Gehirne mit ihrer Hypnose umnebeln, aber die durch Ernst und Ehrlichkeit hätten verhindert werden können?

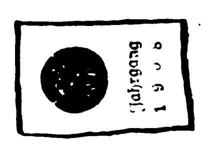
All dies kann erst die Erfahrung lehren.

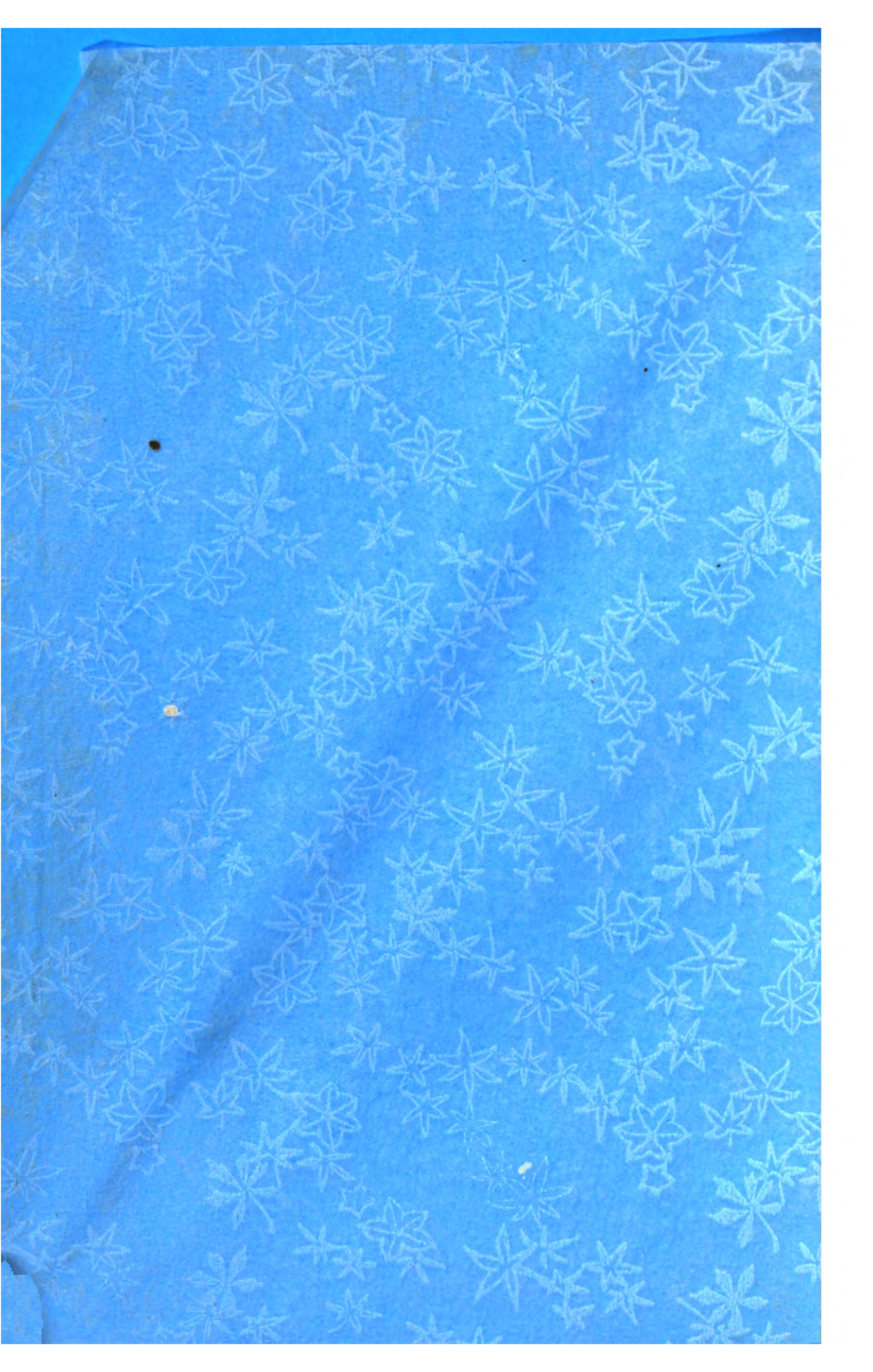
Aber wie es auch mit dem politischen Klarblick der Frau stehen mag — von einem bin ich überzeugt: daß ihre und alle andere politische Tätigkeit ausschließlich aus dem Gesichtspunkt beurteilt werden muß, ob sie das Verwachsen des neuen Organismus, der Menschheit fördert, jenes Verwachsen, das für jedes besondere Volk den lebenserhaltendsten und lebenssteigerndsten Zustand involvieren wird.

Politik muß in Zukunft bedeuten: ein zielbewußtes Mitarbeiten an dieser höheren Organisation der Menschheit, wo jeder Staat durch den Rechtsschutz behütet wird, den alle besitzen; wo die durch den Friedenszustand befreiten Kräfte jedes Staates den übrigen zugute kämen: den Staat der Staaten, wo niemand mit Gewalt das Recht zu verfechten braucht, dessen Schützer alle gemeinsam sind; wo keiner — um Maeterlincks treffenden Ausdruck zu gebrauchen — auf seine wahrhaft menschliche Macht verzichten muß, um die blindeste der Naturkräfte seine Vernunft ergänzen und seine Gerechtigkeit bestimmen zu lassen.

Gewiß werden auch in dieser Staatenbildung Streitigkeiten entstehen. Aber diese werden mit der Vernunft gegen die Vernunft ausgekämpft werden, nicht mit Kanonen gegen Kanonen: mit Willen gegen Willen; nicht mit Panzerschiffen gegen Panzerschiffe: mit Gefühl gegen Gefühl; nicht mit Mine gegen Mine — ganz so wie die Kämpfe in jedem besonderen Gemeinwesen jetzt ausgekämpft werden.

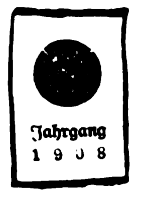
In den Vereinigten Staaten Europas — und schließlich der Welt —


Jahrgang
1908



Walter Leistikow:
Trüber Tag in Grünheide.
Zum Essay von
Hans Rosenhagen.

LEISTIKOW, TRÜBER TAG IN GRÜNHEIDE



werden die Lebensbedingungen sicherer, die Lebensintensität höher, die Vermehrung der Kulturwerte rascher, die Ausbeute reicher sein — so wie jeder aus Provinzen zusammengesetzte Staat und jeder aus Kleinstaaten zusammengeschlossene Staatenverband schon heute zeigt.

Der Russe Novicow, der eine vortreffliche Arbeit über den Frieden geschrieben hat,[1] vergleicht das Sonnensystem mit seinen rhythmischen Bewegungen mit dem anarchischen Zustand der Menschheit. Er zeigt, daß der Wille der Menschheit zur höchstmöglichen Lebensintensität mit Notwendigkeit die Assoziation an Stelle der Anarchie setzen und zu jener Rechtsgesellschaft führen muß, von der der Friedensfreund in der vollkommenen Gewißheit träumt, daß dieser Traum die Vernunft — mit anderen Worten die Zukunft — für sich hat, daß die Menschheit schließlich ein Sonnensystem werden wird, wo jeder Himmelskörper eine in sich geschlossene Einheit ist, aber alle sich einträchtig nach einer großen allen gemeinsamen Ordnung bewegen.

Und so wird der Engelsgruß vom Frieden auf Erden sich mit derselben Notwendigkeit verwirklichen, mit der die Nebelflecke sich einst zu Sonnen verdichten; und die Völker werden in ihrem Zusammenleben miteinander ebenso sicher von einem guten Willen geleitet werden, als die Sterne sich jetzt gemäß der Harmonie der Sphären bewegen, wo ein jeder seine den anderen nicht störende Bahn verfolgt.

---

[1]) La justice et l'expansion de la vie, 1905.

Wilhelm Altmann:
Zwei Briefe Jean Pauls und Ludwig Bórnes an Gottfried Weber.

In dem brieflichen Nachlaß des berühmten Musiktheoretikers Gottfried Weber (1779—1839), des Verfassers des großen „Versuchs einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst", der, obwohl er im Hauptamt Jurist war, auch als Komponist recht Tüchtiges geleistet hat, befinden sich außer einer Fülle von Briefen rein geschäftlicher Natur und gleichgültigen Inhalts eine Anzahl interessanter Briefe von bedeutenden Musikern und auch zwei Mitteilungen Jean Pauls und Ludwig Börnes. Diese letzteren sollen hier veröffentlicht werden, da sie für beide Persönlichkeiten recht charakteristische Äußerungen enthalten. Beide Briefe sind Antwortschreiben auf die Aufforderung Webers (der damals in Darmstadt lebte), an der von ihm 1824 begründeten „Cäcilia. Zeitschrift für die musikalische Welt" mitzuarbeiten. Jean Paul entpuppt sich in seinem Schreiben wieder einmal als ein großer Bibliophile, Börne spricht über sein Verhältnis zur Musik und versetzt den „nervösen Theaterkritikern" einen Hieb.

I.

Baireut, den 13. April 1824.

Für den Mai — in diesem Jahre vielleicht der einzige genießbare Monat — ist meine Reise nach Darmstadt entschieden, das immer stärker magnetisch mich zieht durch Gegend, Musik, Theater und Menschen. Und die gütige Einladung in Ihr Haus ist freilich ein freundschaftlicher Pol mehr. Nur folgen darf ich diesem nicht. Ein Sechziger bedarf bei seinen vielen eigensinnigen Bedürfnissen so viele Freiheit, daß er damit Fremde stören muß. Sie werden aber genug für mich tun — beinahe so viel als wenn Sie ein Zimmer Ihres Hauses öffneten — wenn Sie im Vorbeigehen sich nach einem engen St. Marino-Stübchen für mich umsehen, wo ich als Republikaner lebe und herrsche und bezahle und keine

Möbeln habe als ein altes Kanapee und ein gutes Bett und eine unscheinbare Aufwartung. Und kaum dies ist so notwendig vor meiner Ankunft, wenn man in Darmstadt einige Wahl unter den Einsiedlerzellen haben kann. Ihre Güte möcht' ich mir für andere Dinge aufsparen, z. B. für den Zugang zu Büchersammlungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und dem Anfange des 18.

Die heilige „Cäcilia" will ich, sobald und wo ich kann, anzubeten suchen und der Heiligen ein Votiv-Etwas ins Ohrläppchen zu hängen wagen, wenn das Etwas gemacht ist.

Ich freue mich auf Wiedersehen und Wiedergenießen. Ich grüße dankend Ihre so gütig miteinladende Gattin.

Ihr

ergebenster

Jean Paul Fr. Richter.

II.

Stuttgart, den 11. März 1825.

Ihre geehrte Zuschrift vom 10. Februar habe ich vorgestern empfangen. Ich bemerke dies ausdrücklich, damit die, wenn auch unverdiente, üble Meinung, die Sie von meinem Betragen haben müssen, nicht noch größer werde. Ich habe nämlich das frühere Schreiben, dessen Sie erwähnen, gar nicht erhalten. Ihre freundliche Einladung, wie sie mir jetzt schmeichelhaft ist, da Sie sie wiederholen, wäre mir auch das erste Mal ehrenvoll geschienen, und ich hätte gewiß nicht versäumt, Ihnen dafür zu danken. Reichte der gute Wille hin, dann würde ich gewiß einer der eifrigsten Ihrer Mitarbeiter, aber ich verstehe nichts von Musik, durchaus nichts. Zwar ist keine Wissenschaft oder Kunst so einsiedlerisch und unzugänglich, daß nicht manches, ja vieles, ja alles mit ihr in Verbindung gesetzt werden könnte, aber das gelingt nur dem, der innerhalb jener Kunst oder Wissenschaft steht. Mein Wirkungskreis liegt weit ab von der Musik, und wer sein Haus verläßt, ohne einer andern Wohnung sicher zu sein, der irrt umher und muß unter freiem Himmel schlafen. Sollte indessen ein glücklicher Zufall mich einmal in die Nähe Ihrer Kunst führen, dann würde ich gewiß nicht versäumen, ihr einen Besuch abzustatten und um ihre gastliche Aufnahme zu bitten. Kann ich nun kein Lehrer an Ihrer Anstalt sein, so werde ich dagegen einer ihrer fleißigsten Schüler werden und ich werde in Ihrer Zeitschrift um

so größere Belehrung finden, je mehr ich ihrer in musikalischen Dingen bedarf. Ich kenne sie bis jetzt nur dem guten Rufe nach, in dem sie steht, aber schon das reichhaltige Inhaltsverzeichnis, das Mannigfaltige, das Anziehende und der Ernst der behandelten Gegenstände haben mir die beste Meinung von ihr beigebracht. Auch habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß sich Ihre Zeitschrift von der ansteckenden Krankheit der nervösen Theaterkritiken frei zu erhalten gewußt, und das ist das untrügliche Zeichen einer festen Gesundheit.

Ich werde mich in der nächsten Zeit in Frankfurt aufhalten, wo ich sicher Gelegenheit finden werde, mir die Fortsetzungen Ihres Journals zu verschaffen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Börne.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . Roman.

F o r t s e t z u n g.

Inzwischen hatte die Angelika eine schwere Stunde durchlebt. Sie hatte Alexander zu bewegen versucht, selbst zum Direktor zu gehen und ihm den ganzen Fall wahrheitsgetreu darzutun. Der aber war wie von der Tarantel gestochen in die Höhe gefahren und hatte erklärt, daß er sich lieber den kleinen Finger abhacken würde, ehe er einen solchen Schritt unternähme. Es sei gekommen, wie es hatte kommen müssen — vielleicht sei alles eine Fügung Gottes, oder des Schicksals, wie man es zu nennen beliebte, das ihn davor hätte bewahren wollen, sich bis auf die Knochen zu blamieren. Und vielleicht sei es für ihn das Gescheiteste, das Ränzel zu schnüren und der Kunst Valet zu sagen. Immer habe er sich mit dem Gedanken getragen, einen anständigen Schluß zu finden und sich auf keine feigen Zugeständnisse einzulassen. Daß er freilich nicht die Probe auf das Exempel machen könne, sei für ihn ein bitterer Stachel, über den er weniger leicht hinwegkommen würde. Man müßte den Becher bis zur Neige leeren, damit man wüßte, wie einem der Trunk bekäme.

Während des Mittagsmahles nahm er keinen Bissen zu sich, sondern starrte nur vor sich hin, so daß es die Angelika kalt und heiß überlief, da sie das Schlimmste befürchtete. Und wenn sie schmerzhaft zu ihm hinübersah, wich er ihr aus, als täte ihr Anblick ihm weh. Gleich nach Tisch verließ er die Wohnung — und sie war mit ihren Ängsten und Sorgen allein.

Was sollte nun werden? . . . Es war ja nicht auszudenken, daß alles Hoffen so kläglich enden sollte. Sie war im stillen davon überzeugt gewesen, daß der Hamlet ihn zum Siege führen würde. Und nicht sie allein, auch die Kollegen glaubten an einen guten Ausgang, ja selbst die ihn nicht leiden mochten, hielten eine Überraschung nicht für ausgeschlossen. Denn alle empfanden den herben Willen und den großen

Ernst, mit dem er seine Aufgabe zu meistern suchte. Nun sollte alles das abgeschnitten und er und sie um den Preis aller Mühen betrogen sein! . . . Sie konnte es nicht glauben. Das Schlimmste war ja, daß er in seinem Starrsinn und Trotz auf und davon gehen würde, ohne daß sie ihn zu halten vermochte. Das Herz stand ihr bei dem Gedanken still. Was sollte denn aus ihr werden . . . Ein kummervolles Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Stundenlang wartete sie auf seine Heimkehr. Die Dunkelheit brach in ihr kleines Zimmer und hüllte sie ein. Wenn sie Schritte zu hören glaubte, zuckte sie zusammen — aber jedesmal trog sie ihr Hoffen.

Ein Zufall wollte es, daß sie beide an diesem Abend nicht zu spielen hatten. So war wenigstens die Entscheidung auf Stunden hinausgeschoben. Was war er für ein Mensch, wenn er sie so foltern konnte . . . Hatte er überhaupt Liebe für sie? Oder war er ihrer längst überdrüssig geworden? . . .

Zuweilen glaubte sie, daß nur ein heimtückischer Zufall sie zusammengekettet hatte . . . Niemals hatte er ein starkes Gefühl für sie besessen — sie war es gewesen, die sich ihm an den Hals geworfen.

Und auf einmal zuckte es durch ihr Hirn, daß seine Seele der anderen gehörte, der Jugendgespielin, die er nie vergessen hatte. Sie schrak zusammen.

Der schrille Ton der Glocke ging durch das Haus.

Ihr Herzblut stockte. Sie rührte sich nicht. Sie hatte auf einmal das unabweisbare Gefühl, daß in dieser Stunde ihr Leben sich entschied.

Draußen wurde von neuem geläutet. Die alte Frau mochte nicht zu Hause sein. Am Ende standen vor der Tür fremde Menschen und brachten Alexander heim — und in der nächsten Minute würden sie den Leblosen aufgebahrt haben — und sie stünde starr und stumm an seinem Totenlager, unfähig, auch nur einen Laut, auch nur einen Seufzer von sich zu geben. Sie blickte auf sein bleiches Leidensgesicht — auf die für immer geschlossenen Augen und wußte, daß das Leben auch aus ihrem Körper sich leise davon machte, daß auch ihr die Sterbeglocken läuteten.

Ein Grauen packte sie und eine unsagbare Angst vor dem Tode.

Schwerfällig und mühselig erhob sie sich, und langsam schleppte sie sich zur Flurtür, die sie zitternd öffnete.

Draußen stand der Theaterdiener — die blaue Mütze auf dem Kopf — und machte eine stramme Verbeugung.

„Ah, Sie sind's," sagte sie und atmete dabei tief auf.

„Guten Abend, Fräulein. Ich komme vom Direktor. Er läßt Sie bitten, sich unbedingt noch heute ins Bureau zu bemühen. Er hätte etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen."

„Wie spät ist es denn?" fragte sie mechanisch, ohne selbst den Sinn ihrer Worte zu begreifen.

„Um $^1/_2$9 herum, Fräulein. Was für einen Bescheid darf ich geben?"

„Ach so, ich soll ins Theater kommen," antwortete sie, und ihr war, als ob sie aus einem dumpfen Schlafe erwacht sei. „Schön, ich werde kommen. Bestellen Sie, daß ich kommen werde."

„Fehlt Ihnen etwas, Fräulein?" fragte der Theaterdiener bescheiden.

„Nein, nein, ich bin ganz wohl. Grüßen Sie von mir. Vergessen Sie es nicht."

Sie schlug krachend die Tür zu und begann vor sich hin zu trällern. Dann zog sie sich in wenigen Minuten an und eilte die Treppen hinunter. Vor dem Hause blieb sie eine ganze Weile stehen, starrte in das Dunkel und wartete auf Alexander.

„Gut — gut — wie du willst," flüsterte sie vor sich hin, und ein bösartiger Ausdruck zeichnete sich in ihre Miene. „Wirf du mich nur beiseite — tritt mich nur mit Füßen — aber dann wundere dich auch nicht, wundere dich nicht, wenn — — —"

Sie brach mitten in ihrem Gedankengange ab und kniff die Lippen fest aufeinander. Was schwatzte sie da für dummes Zeug . . .

Nun eilte sie in Sturmschritten zum Theater. Sie wollte dem Direktor schon beweisen, daß mit ihr nicht zu spaßen sei — mit ihr gewiß nicht. Dem würde sie ein Licht aufstecken. Sie war gerade in der echten Stimmung — mochte nun daraus werden, was da . . .

Jetzt hatte sie den Bühneneingang erreicht. Der Portier zog die Mütze. „Der Herr Direktor erwartet Sie längst," sagte er devot.

Sie nahm mit ein paar Sätzen die Treppe zum Bureau und klopfte energisch an die Tür.

„Herein!" tönte es von innen.

Sie öffnete — und ihr erster Blick fiel auf den Regisseur, der in unterwürfiger Haltung vor dem Direktor stand und jetzt, ohne sie zu grüßen, das Zimmer verließ.

Das kann ja gut werden — dachte sie.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" Der Direktor machte eine einladende Handbewegung.

„Danke, ich kann stehen," entgegnete sie kurz und setzte ein feindseliges Gesicht auf. Jetzt mußte der Kampf beginnen. Der Direktor schwieg jedoch. Sie wartete ein paar Minuten.

„Was wollen Sie denn von mir?" brach sie unvermittelt los — nicht fähig, ihre Unruhe länger zu verbergen.

„Ich denke, Sie wollten mich sprechen!"

Sie sah ihn perplex an.

„Haben Sie die Absicht, mit mir zu scherzen?"

„Beileibe nicht, mein Fräulein. Ich vermutete nur, Sie hätten den Wunsch, sich über den heutigen Vorfall auf der Probe mit mir auseinanderzusetzen."

Sein Ton klang ruhig und ernst.

Sie hielt sich an der Stuhllehne fest, um ihrer Erregung Herr zu werden. Ihre Miene hatte einen Leidenszug, der sie wunderbar veredelte.

„Ich weiß nicht," sagte sie zögernd, „ob ich das Recht habe, in dieser Sache das Wort zu führen — derjenige —"

„Lassen wir die Kompetenz beiseite. Ich ziehe es vor, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn noch etwas zu retten ist, so kann es nur auf diesem Wege geschehen."

„Gut," erwiderte sie, „nur bin ich mir darüber unklar, was unsererseits zu tun ist. Alexander Oblomoff ist in schamloser Weise herausgefordert worden — er war in der Notwehr und — —"

„— — hat sich in der brutalsten Weise gegen seinen Vorgesetzten vergangen," ergänzte der Direktor.

„Wir sind doch nicht beim Militär," schrie sie auf, und ihre Stimme bekam einen leidenschaftlichen Klang.

„Gewiß nicht. Aber wenn beim Theater die Disziplin aufhört, so können wir schließen," antwortete er trocken. „Im übrigen wollen wir uns darüber nicht unterhalten, mein Fräulein. Das ist nicht der Zweck der Übung. Ich bin unter diesen Umständen zu dem Entschluß gelangt, von der Hamletvorstellung abzusehen und Herrn Oblomoff auf der Stelle zu entlassen. Ihr Vertrag bleibt dessenungeachtet selbstverständlich bestehen."

Er hielt inne und sah sie prüfend an.

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?"

Ihre Lippen waren weiß geworden, und aus ihren Augen flackerte ein unstätes Feuer.

„Sie sehen doch, daß ich in einer Zwangslage bin. Ich kann um dieses Hitzkopfes willen mein Theater nicht in Frage stellen."

„Ich bitte, helfen Sie mir," sagte sie. Das Wort kam ihr schwer von der Zunge.

„Sind Sie imstande, den Herrn zu veranlassen, daß er auf der Bühne den Regisseur vor den Kollegen um Verzeihung bittet, so will ich die Sache einrenken. Das ist das Äußerste, was ich in diesem Falle zu tun vermag. Es geschieht lediglich Ihretwegen. Ich möchte Ihnen einen Beweis meiner Achtung geben."

„Niemals wird er das tun — niemals," wiederholte sie tonlos, und ihre Züge waren in grenzenlosen Jammer getaucht.

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Die Freiheit meiner Bewegung ist begrenzter, als Sie zu glauben scheinen." Diese Formel gefiel ihm ausnehmend. Er blickte sie durchdringend an, als wollte er den Eindruck seiner Worte feststellen.

„So bleibe ich natürlich auch keine Stunde länger an Ihrem Theater," entgegnete sie.

„Sie sind sich über Ihre Verpflichtungen offenbar völlig im unklaren. Solange Ihr Kontrakt dauert, dürfen Sie an keiner anderen Bühne spielen, abgesehen davon, daß Sie auch mitten in der Saison nirgends ein Engagement finden würden. — Wo wollen Sie denn hin — auf die Straße — verhungern? Kommen Sie doch zu Verstande und machen Sie keine Dummheiten! Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine."

Jedes seiner Worte traf sie wie ein Hieb. Sie wußte, daß er in allem recht hatte, daß sie seinem Willen wehrlos ausgeliefert waren. Und nicht mehr fähig, sich aufrecht zu halten, brach sie auf dem Stuhl zusammen, das Gesicht in den Händen bergend.

Der Direktor war hinter sie getreten und hatte einen Moment seine Rechte auf ihr schimmerndes Haar gelegt.

Sie ließ es geschehen.

Er zog aber sofort die Hand zurück, als fürchtete er, eine Unklugheit zu begehen.

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen," sagte er völlig unvermittelt und sah sie demütig an.

Da sie kein Wort erwiderte, fuhr er fort: „Ich bin todmüde und

abgespannt. Ich muß etwas zu mir nehmen. Seien Sie mein Gast — vielleicht finden wir während des Essens einen Ausweg."

Sie machte eine ängstliche, abwehrende Bewegung.

„Ich will mich um Gottes willen nicht aufdrängen," setzte er rasch hinzu.

Was ging in ihr vor? Eine Reihe widerspruchsvoller Gedanken jagte durch ihren armen Schädel. Was sollte sie tun? Wenn sie jetzt nein sagte, war Alexanders Schicksal besiegelt ... Der Direktor stand mit gesenktem Kopf, wie ein unterwürfiger Schuljunge, vor ihr. Wer wußte, wann Alexander heimkam. An freien Abenden blieb er in der Regel so lange fort, daß sie ihn gewöhnlich erst am andern Morgen wiedersah. — Er mied ihren Anblick. Das war ehedem anders gewesen. Da war er des Nachts zu ihr geschlichen, sobald die alte Frau eingeschlafen war — und in diesen Stunden der Dunkelheit und Stille hatte eines dem anderen sein Herz ausgeschüttet — und eng aneinandergeschmiegt waren sie sich ihres tiefen Zusammenhangs bewußt geworden. Ein Gefühl der Bitterkeit stieg ihr bis zur Kehle. Sie war dieselbe geblieben — sie hatte sich nicht geändert.

„Nun?" fragte der Direktor.

Sie sah ihn fassungslos und verwirrt an, als wäre sie jäh aus tiefem Schlaf erwacht.

„Ich habe keine Schlüssel bei mir," meinte sie kleinlaut.

„Tut nichts. Wir fahren erst zu Ihnen und holen die Schlüssel — sagen Sie ja — und wir können gehen." Er hatte ihre Hand ergriffen, die er in leisem Drucke festhielt.

Angelika, Angelika, geh ihm nicht in die Schlinge, flüsterte eine Stimme.

Sie wurde rot wie Blut und entzog sich ihm. Und das Angstgefühl, das wie ein böser Alb auf ihr gelastet hatte, wich.

Sie kniff das linke Auge halb zusammen und fixierte ihn von oben bis unten.

„Hat es auch einen Zweck, wenn ich Ihnen folge?" fragte sie in scharfem Ton.

„Ich glaube wohl!"

„Gut. Ich komme."

Schweigend stiegen sie die Treppe hinab. Unten erwartete sie bereits ein Wagen.

„Zuerst zu mir," befahl sie.

Der Direktor gab dem Kutscher die entsprechende Weisung.

Wenn Alexander zu Hause ist, lasse ich ihn unten warten, bis er zur Salzsäule erstarrt, dachte sie im stillen. Und leise betete sie: Lieber Gott, gib, daß er zu Hause ist.

Leichtfüßig, klopfenden Herzens, flog sie die Treppen hinauf. Die alte Frau schlief, und Alexanders Zimmer war leer.

Sie biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuheulen. Dann nahm sie aus der Kommode einen blauseidenen Schal, den sie um die Schultern warf, steckte den Hausschlüssel in die Tasche und eilte die Stiegen hinunter.

Während der Fahrt sprach sie keine Silbe — und auch der Direktor war stumm wie ein Fisch.

Sie traten in ein hell erleuchtetes Lokal, in dem der Direktor mit respektvollem Gruß von den Kellnern empfangen wurde. Er lüftete nur leicht den Hut und tat sehr von oben herab.

In einer der kleinen Nischen, aus denen der schmale, korridormäßige Raum bestand, nahmen sie Platz.

Der Direktor war ihr beim Ablegen des Jäckchens behilflich.

Sie setzte eine hochmütige Miene auf und tat wie eine Prinzessin. Als sie auf dem kleinen, schmalen Sofa Platz nahm, wollte der Direktor sich neben sie setzen.

„Bitte, hier ist ja noch ein Stuhl," sagte sie in dezidiertem Ton.

„Wie Sie befehlen," antwortete er und folgte gehorsam ihrer Aufforderung.

Er klingelte, und der Kellner erschien.

„Stellen Sie mir ein kleines Souper zusammen, und bringen Sie vorher ein paar Austern und Kaviar — etwas rasch, wenn ich bitten darf."

„Und was belieben der Herr Direktor zu trinken?"

„Mumm extra dry!"

„Sofort, Herr Direktor!"

„Sie sind wohl sehr bekannt hier?" fragte die Angelika mit einem spöttischen Lächeln.

„Es ist mein Stammlokal. Es gibt nämlich nur ganz wenige Restaurants," fügte er ernsthaft hinzu, „in denen man etwas Anständiges zu essen kriegt."

„Na," sagte sie, „hier mögen wohl schon viele Damen mit Ihnen gewesen sein!"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Man hört so allerlei am Theater!"

„Glauben Sie doch nicht diesen Tratsch — nirgends wird mehr geklatscht als beim Theater — das ist doch eine bekannte Tatsache!"

„Demnach sind Sie ein Heiliger — um so besser!"

„Ein Heiliger — nein. Dazu spüre ich kein Talent in mir. Aber jedenfalls ist mein Ruf schlechter als ich."

„Wie treuherzig Sie das sagen." Sie lachte in sich hinein und maß ihn mit einem höhnischen Blick.

„Bin ich Ihnen unsympathisch?"

„Sehr!"

„Sehen Sie, das habe ich gewußt," entgegnete er, ohne im mindesten beleidigt zu sein. „Darum reizen Sie mich gerade so. Ich möchte Ihnen eine andere Meinung über mich beibringen — ich möchte Sie zwingen — — —"

„Ersparen Sie sich die Mühe. Das gelingt Ihnen niemals!"

„Glauben Sie wirklich?"

„Ich weiß es."

„Und wenn Sie doch irrten?"

„Das ist einfach ausgeschlossen."

„Ich fühle aber, daß Sie mein Typ sind."

„Und ich verbitte mir diese Zweideutigkeiten. Sonst stehe ich auf. Sie scheinen sich doch in meiner Person zu irren."

In diesem Augenblick brachte der Kellner die Austern, den Kaviar und in einem Eiskühler den Sekt.

Der Direktor reichte ihr die Schüssel.

Sie lehnte dankend ab.

„Sie mögen Austern nicht?"

„Ich weiß es nicht."

Er sah sie erstaunt an.

„Man ist wohl sehr ungebildet, wenn man in seinem Leben noch keine Austern geschlürft hat?"

„Es gehört gewissermaßen zur Kultur," antwortete er, „und außerdem ist es ein großer Genuß. Versuchen Sie es doch einmal."

„Ich danke wirklich."

„Und wenn ich Sie darum bitte."

„So sage ich nein. Mein Gefühl ist dagegen — und man soll nichts gegen sein Gefühl tun."

„Das haben Sie sehr nett gesagt. Und weswegen ist Ihr Gefühl gegen den Genuß von Austern? Fürchten Sie sich zu vergiften?"

„Das ist es. Ich fürchte mich zu vergiften." Diese Worte sprach sie in einem merkwürdigen Ton.

Er nahm von ungefähr aus der Westentasche sein Monokel und betrachtete sie. Dann goß er langsam den kalten Sekt in ihr Glas, strich vorsichtig Butter auf das geröstete Weißbrot und bedeckte es bis zum letzten Pünktchen mit dem graukörnigen Kaviar.

„Hier," sagte er und legte das zurechtgemachte Brot auf ihren Teller. „Und nun lassen Sie uns anstoßen."

Sie zauderte noch einen Moment. Er ließ sie indessen nicht aus den Augen.

Und gegen ihren Willen hob sie das Glas.

„Zum Wohle."

Die Gläser klangen leise zusammen, während ein Frösteln durch ihren Körper ging. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und Hals über Kopf aus dem Lokal gelaufen.

„Aber Kaviar haben Sie öfter als einmal gegessen?"

„Ja," antwortete sie, „bei Aschinger — fünfzehn Pfennige das Brötchen."

Er lachte amüsiert auf.

„Sie sind kostbar, kleines Fräulein!"

„Natürlich waren das nur Ausnahmefälle."

„Wieso?" forschte er.

„Weil man in der Regel nur Zehnpfennigbrötchen ißt. Ja, glauben Sie," fuhr sie fort — und auf einmal durchdrang sie eine Art von wütendem Klassengefühl — „daß man bei der Gage große Sprünge machen kann?"

Er zuckte die Achseln.

„Jeder ist seines Glückes Schmied. Wie lange kennen Sie eigentlich Ihren Freund?"

„Bitte, examinieren Sie mich nicht. Sagen Sie mir statt dessen endlich, wie Sie uns helfen wollen. Er muß den Hamlet spielen, koste es, was es wolle."

„Abgemacht. Ich nehme Sie beim Wort." Und mit den Augen zwinkernd, setzte er bedeutsam hinzu: „Sie zahlen den Kaufpreis."

„Wie meinen Sie das?"

„Davon wollen wir später reden."

„Jetzt, wenn ich bitten darf."

„In diesem Falle dürfen Sie nicht bitten — und nicht befehlen, denn zuerst wird gegessen."

Der Kellner trug warme Hummern mit getrüffelter Butter auf, nachdem auf Kaviar und Austern Schildkrötensuppe — in Tassen serviert — gefolgt war.

„Tun Sie mir den Gefallen und essen Sie — es schmeckt mir sonst auch nicht. Und haben Sie ein bißchen Vertrauen zu mir. Sie werden es nicht bereuen."

Sie folgte gehorsam. Aber ein versorgter und vergrübelter Ausdruck blieb auf ihrem Gesicht.

Er goß von neuem die Kelche voll.

„Dieses Glas trinken wir mit einem Zuge auf das Wohl des Herrn Oblomoff — auf — den Hamlet! Er soll leben!"

„Ihr Wort in Gottes Mund!" Bis auf den letzten Tropfen leerte sie das Glas. Und auf einmal kam eine gesegnete, fröhliche Stimmung über sie. Der Abend mußte ja gut enden. Und was sie tat, tat sie um Alexanders willen. Ihr Mißtrauen gegen den Direktor erschien ihr übertrieben. Vielleicht hatte sie den Menschen falsch tariert, und er war im Grunde anständiger, als sie glaubte — ein Suitier, aber nicht bösartig.

Mit einem inneren Behagen schlürfte sie den kalten Sekt, der ihr prickelnd in die Nase stieg und — wie sie deutlich spürte — ihr Blut auf eine seltsame Weise rieseln machte. Und der Duft der guten Speisen, die gar kein Ende nehmen wollten, schuf eine ihr fremde Atmosphäre. Eine wohlige Müdigkeit kam über sie. Und wieder nippte sie an dem Glase, das immer bis an den Rand gefüllt war, als stünde ein unerschöpflicher Zauberkelch vor ihr. Und plötzlich saß der Direktor an ihrer Seite, hatte die breite Hand auf ihren Schoß gelegt und sein Gesicht bedenklich dem ihrigen genähert. Sie wollte sich zur Wehr setzen, wollte laut um Hilfe rufen — jedoch ehe sie sich's versah, verschloß er ihr den Mund mit Küssen und zog sie so fest an sich, daß ihr Widerstand zerbrach. Sie starrte ihn fassungslos, verstört und todmüde an — aber sie rührte sich nicht. Wie versteinert war sie, und gleichzeitig spürte sie noch zu ihrem Grauen, wie sie nicht ganz willenlos einer physischen Gewalt erlag. Dann half ihr der Direktor beim Anziehen ihres Jäckchens, und nicht viel später saß sie neben ihm im Wagen,

während er ihre beiden Hände fest umklammert hielt, so daß sie sich nicht zu rühren vermochte. Die körperliche Wärme, die von ihm ausging, flößte ihr Entsetzen ein — aber eine lähmende Furcht schnürte ihr die Kehle zu.

Und auf einmal — sie wußte selbst nicht, wie — war sie oben im Schlafzimmer des Direktors, saß zusammengebrochen auf einem weißen Polsterstuhl und ein heiseres Weinen entrang sich ihr. Noch immer halb betäubt — das Haar zerzaust — verlangte sie, daß er sie freigäbe. Aber der Direktor hatte auf all ihr Bitten nur ein infames, stummes Lächeln. Ungeniert hatte er den Rock abgeworfen und eine Hausjoppe sich angezogen. Und mit einer zynischen Miene forderte er sie auf, es sich ebenfalls bequem zu machen. „Wenn man gut gegessen und getrunken hat, werden einem die Kleider lästig," sagte er mit einem breiten Grinsen.

„Wenn Sie mich jetzt nicht hinauslassen, schreie ich, daß das ganze Haus wach wird," stieß sie verzweifelt hervor.

Er blickte sie spöttisch an. „Das wird Ihnen verdammt wenig nützen. Das Zimmer ist so gelegen, daß uns niemand hört." . . .

Was nun folgte, war ein wirrer, böser Traum, von dem eine entsetzliche Erinnerung in ihr zurückblieb. Es wurde plötzlich ganz dunkel im Zimmer, und sie rang mit diesem Menschen auf Leben und Tod, bis ihr der Atem ausging und die Besinnung schwand. Viele Stunden später erwachte sie. Sie lag in einem weißen Himmelbett. Auf dem Nachttisch brannte eine elektrische Lampe, und auf dem Bettrand saß halb entkleidet der Direktor. Ihre Glieder waren wie abgeschlagen, und der Kopf schmerzte sie, daß sie laut hätte weinen mögen, wenn dazu nur die Kraft in ihr gewesen wäre.

Der Direktor sprach fortwährend in sie hinein, ohne daß sie sich rührte. Einmal zuckte der Gedanke durch ihr Hirn, ob sie denn noch lebendig sei. Denn irgend etwas war in ihr ertötet und abgestorben — so viel stand fest. Sie ließ es willenlos geschehen, wenn er ihre Hand nahm oder ihre Stirn betastete.

„So rühren Sie sich doch endlich," sagte er grob. „Sie tun ja gerade so, als ob Sie noch die Unschuld vom Lande wären. Mich brauchen Sie doch nicht mehr von Ihrem Talent zu überzeugen."

In ihr blasses Gesicht trat ein jammervoller Leidenszug, der ihn erschreckte — und als sie nun gar die Augen unheimlich aufriß und ihre Miene einen irren und verstörten Ausdruck erhielt, wurde er ängstlich.

„Herr des Himmels, ist Ihnen schlecht? So reden Sie doch ein einziges Wort."

Sie richtete sich halb in den Kissen auf, und mit vorgestrecktem Halse starrte sie in die Luft. Gleich darauf sank sie wieder zurück und schloß die Augen.

„Hören Sie mich mal an!"

Er packte sie hart an ihrem rechten Handgelenk.

„Umsonst ist der Tod, und alles in der Welt hat seinen Kaufpreis. Kennen Sie die Geschichte von der ausgehungerten Festung, die kurz vor der Kapitulation stand? Nun, Sie kennen sie wahrscheinlich nicht. Ich will Ihnen mit drei Worten die Pointe sagen. Als es in der Festung Matthäi am letzten war, ging die schönste Jungfrau zu dem feindlichen Feldherrn, der ein bekannter Weiberfreund war, und sagte kurz und entschlossen: Nimm mich für eine Nacht, aber gib die Stadt frei. Was soll ich Ihnen weiter sagen. Die beiden wurden handelseinig — die Festung war gerettet. Der guten Jungfrau aber setzten die Bewohner der Stadt für ihre Treue ein Denkmal, und an dem Hause, in dem sie geboren war, wurde eine Gedenktafel angebracht . . . So belohnte sich ihre Tugend. In unsere Sprache übertragen: Ihr Alexander Oblomoff wird den Hamlet spielen — und keine Seele erfährt etwas von dieser Begebenheit, wenn Sie darauf Wert legen. Ich lasse nicht einmal eine Gedenktafel anbringen . . . Und nun hübsch vernünftig sein. Sie bleiben jetzt allein, damit Sie Ihre Toilette in Ordnung bringen können."

Er trat in das Nebenzimmer. Eine Weile horchte sie angestrengt, ehe sie ihre letzte Kraft zusammenraffte und sich schwerfällig erhob . . . Er wollte sie nach Hause begleiten — aber sie maß ihn mit einem so verächtlichen Blick, daß er eingeschüchtert zurückwich.

„Wie Sie wollen . . . wie Sie befehlen, kleines Fräulein . . . Bin immer zu Diensten — stets Ihr ergebenster Diener! . . ."

Sie wankte die Treppe hinunter — betäubt und ohne Zusammenhang mit sich selbst. Leer und ausgebrannt taumelte sie durch die verlassenen Straßen. Als sie vor ihrem Hause angelangt war, graute der Morgen. Wie ein Dieb — auf das Geländer gestützt — kroch sie die Stiegen hinauf . . .

Fortsetzung in der November-Nummer.

Ricarda Huch: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.

Federico Confalonieri.

Schluß.

Während der Reise nach dem Spielberg, die langsam im Wagen gemacht wurde, verschlimmerte sich der Zustand des Grafen so sehr, daß er in Villach zurückbleiben mußte, von wo er, anstatt den andern zu folgen, nach Wien gebracht wurde, um noch einmal zu Geständnissen veranlaßt zu werden. Dort umgab man den Gefangenen mit allen Bequemlichkeiten seines Standes und stellte ihm einen eleganten Salon zur Verfügung, in dem er abends am Teetisch den Fürsten Metternich empfing. Zu diesem auffallenden Verfahren, das man immer als eine unwürdige Maßregel des Kaisers betrachtet hat, um Confalonieri zu bestechen, scheint dieser selbst den Anlaß gegeben zu haben, indem er während des Verhörs andeutete, daß er etwa geneigt sein würde, dem Kaiser selbst weitläufigere Eröffnungen als bisher zu machen. Vermutlich folgte Confalonieri dabei seinem Hange, sich noch Möglichkeiten offen zu lassen, zunächst noch Herr der Lage zu bleiben; auch mag er gedacht haben, daß er seiner Frau zuliebe alles versuchen, sich so weit beugen müsse, wie er ohne Schaden seiner Ehre könne. Obwohl nun die Unterhaltung, die er mit Metternich führte, sowohl von ihm selbst wie von dem Fürsten wiedergegeben ist, wird doch kaum jemals festzustellen sein, ob es der österreichischen Regierung wirklich, wie man gemeint hat, hauptsächlich darauf ankam, Zeugnisse gegen Karl Albert von Carignan zu erhalten, der zugunsten des mit einer Österreicherin vermählten Herzogs von Modena von der Thronfolge in Piemont ausgeschlossen werden sollte. Nach Metternichs Darstellung habe er Confalonieri

sofort erklärt, er komme nicht als Richter oder Polizist zu ihm, sondern einzig als Politiker, und hoffe von ihm etwas über die Verzweigung der liberalen Partei in Europa zu erfahren. Der Graf erging sich zur Antwort in allgemeinen Erörterungen, wie während des Prozesses, die keine wesentliche Bedeutung für Metternich hatten, erklärte sich indessen bereit, eine Reihe an ihn gerichteter Fragen auf dem Spielberg zu beantworten. Dies konnte ebensowohl die höfliche Einkleidung seines Abschlags sein oder aber das Festhalten an seinem System, den Feind hinzuhalten und eigentlich irrezuführen. Das war jedenfalls die Auffassung Metternichs, der seinen Bericht an den Kaiser mit den Worten schloß, nach dem Eindruck, den Confalonieri auf ihn gemacht habe, glaube er schwerlich, daß er vor der Veröffentlichung einer Amnestie irgend etwas offenbaren werde.

Die Erbitterung des Kaisers gegen Confalonieri, von dessen Begnadigung er nie etwas hören wollte, die ihn unerbittlich noch gegen die sterbende Teresa machte, die zu einer Art Überlieferung in seinem Hause wurde, so daß sie nach Franzens Tode noch fortwirkte, beweist klarer als alles, daß der Graf in dieser Versuchung sich selbst treu blieb.

Nachdem diese Unterredung mit Metternich erfolglos verlaufen war, wurde Confalonieri nach dem Spielberg geführt.

Wie qualvoll die Verurteilten oder deren Angehörige sich das Leben der Gefangenen im Spielberg vorstellen mochten, war es in Wirklichkeit doch weit unerträglicher. Die Zelle, die meistens zwei miteinander teilten, war eng, dunkel, oft feucht, und enthielt als einziges Möbel eine Pritsche, auf der zu schlafen man sich nur langsam gewöhnen konnte; Kranken wurde ein Strohsack gestattet. Das Essen, das in Brot und einer wässerigen Suppe mit ein paar Brocken harten Fleisches bestand, war den meisten ungenießbar, die Krankenkost, die man anstatt dessen nehmen konnte, reichte nur zur notdürftigsten Ernährung nicht aus; auch litten alle Gefangenen Hunger, und einige starben an Entkräftung. Der tägliche Spaziergang fand auf einer Terrasse statt, deren Besuch während der langen Wintermonate die Kälte, gegen die kein Schutz durch wärmere Kleidung gewährt wurde, oft unmöglich machte. In der ersten Zeit wurden den Gefangenen Bücher gelassen, später nur Gebetbücher. Die einzige Erleichterung dieses Daseins, es mit einem Schicksalsgefährten zu teilen, konnte, da der Wille des Kaisers über die Zusammenpaarung entschied, ebensowohl zur bittersten Verschärfung des Leidens werden. Confalonieri war entweder allein oder mit Alexandre Andryane vereinigt, dem jungen

Franzosen, der, schon bevor er ihn persönlich kannte, ihn schwärmerisch verehrte und fast wie ein Mädchen an einem geliebten Manne an ihm hing. Die unbedingte Hingebung des klugen, lebhaften, nicht unedel veranlagten jungen Mannes mußte Confalonieri wohltun, noch mehr das Bewußtsein, daß seine Gegenwart dem Armen die Gefangenschaft erträglicher, in gewisser Hinsicht lieb machte; doch scheint es, daß die beständige Nähe eines Menschen, der durch Nationalität und Temperament sehr von ihm verschieden war, ihn zuweilen ebensosehr belastet wie getröstet habe.

Immerhin konnte, namentlich in den ersten Jahren, manche Stunde durch Gespräch verkürzt werden. Für Confalonieri war die Lage schwieriger als für viele andere, die wenigstens, solange sie Bücher und Schreibzeug hatten, sich eine angenehme, ja bis zu einem gewissen Grade beglückende Beschäftigung verschaffen konnten. Silvio Pellico, Borsieri, Maroncelli, Andryane dichteten, suchten sich irgend eine Form für ihre Betrachtungen und Einfälle und lernten das Entstandene auswendig, wenn sie es nicht niederschreiben konnten, dadurch zeitweise über die Wirklichkeit hinweggetäuscht und erhoben. Confalonieri hatte keine Phantasie: der Zauber, der nackte Kerkerwände mit Blumen überschütten und die wüsteste Einsamkeit mit schönen Erscheinungen bevölkern kann, tröstete ihn nicht. Seine Produktivität lag nur auf dem Gebiete tätiger Wirksamkeit, und wenn der kranke Mann stundenlang in unbequemer Lage an der Mauer kniete, um sich durch Klopfen mit dem unglücklichen Nachbar, dem Hauptmann Moretti, zu unterhalten, der ohne Gefährten oder mit einem verhaßten vereinigt war, so gab er sich selbst damit die einzige Befriedigung, die er seiner Natur nach unter diesen Umständen haben konnte. Während der Untersuchungshaft in Mailand hatte er viel gelesen: Sismondi, die Staël, Scott, Buffon und Rousseau. Am liebsten las er deutsche Bücher, und zwar wünschte er sie, wie er seiner Frau schrieb, die ihn damals mit Büchern versorgte, nicht in Nachahmungen alla francese, die die Schönheit des Originals entstellten, sondern in guten, treuen Übersetzungen. Was ihn interessierte, waren die exakten Wissenschaften, Geschichte, Reisebeschreibungen, Nationalökonomie; das zwecklos Schöne zu genießen, scheint ihm nicht gegeben gewesen zu sein. Es beglückte ihn nicht wie andere, aus dem kleinen Fenster des Kerkers zu sehen, von wo aus der Blick die mährische Ebene mit dem Schlachtfeld von Austerlitz umfaßte, noch der leise geflöteten Melodie eines Freundes zuzuhören; nichts was seine Sinne aufnahmen,

fesselte seine Seele so, daß sie sich selbst mit ihren Schmerzen darin vergessen hätte.

Trost gewährte Confalonieri nach seiner eigenen Aussage die Religion. Daß die lange Zeit schwerer Kerkerhaft Unterworfenen fromm werden, wie man es auszudrücken pflegt, ist natürlich, auch abgesehen davon, daß der Schwache in einem Zustande bitterster Verlassenheit nach einer Stütze sucht, die er sich selbst nicht geben kann; denn indem dem Menschen das Irdische entschwindet, wird er auf das Geistige hingelenkt, das in seiner reinsten Form als Philosophie und Religion zu fassen ist. Zum Betriebe irgend einer Wissenschaft fehlte es den vom Leben Abgeschlossenen an allen Hilfsmitteln. Der Italiener, im allgemeinen nicht philosophisch veranlagt, ist, wenn man von den Ausnahmen absieht, entweder gläubiger Katholik oder Atheist. Letzteres war Confalonieri nicht: er teilte die in seiner Jugend allgemeine Verehrung für Pius VII., und die päpstliche Verdammung der Carbonari trug mit dazu bei, ihm die Gesellschaft unsympathisch zu machen. Er war so angelegt, daß er wohl an dem Wert und der Berechtigung einer Staatsform zweifeln konnte, nicht aber an dem überkommenen Glauben; hierin fügte er sich Autoritäten. Daß ihm der Begriff Gott etwas Erhabeneres und Geistigeres bedeutete als irgend einem frommen Bauern, ist selbstverständlich; jedenfalls fand er keinen Grund, das alte Gebäude der Kirche mit Zweifeln anzutasten. Eine Angelegenheit des Herzens war ihm der Glaube früher nicht gewesen; eben diese Entwicklung fand auf dem Spielberge statt. Zwei Bücher, die Gedanken Pascals über Religion und die Bekenntnisse des Augustinus, gewährten ihm dabei eine außerordentliche Anregung. Das Wesentliche war, daß es ihm mehr und mehr gelang, sich von seinem eigenen Willen abzulösen und einen umfassenderen Standpunkt als den seines Ich zu gewinnen, was er nach der Sprache, die ihm damals geläufig war, Ergebung in Gott nannte. Es kommt dazu, daß er sich im Glauben mit Teresa vereinigt fühlte, und wie Liebende stets danach streben, dieselben Ansichten und womöglich dieselbe Beschäftigung zu haben, mag es ihm eine schmerzliche Genugtuung gewesen sein, der teuren Entrissenen, gewaltsam Ferngehaltenen in einem Gefühle zu begegnen.

Eine Frucht des Unglücks und der Einsamkeit war die Religiosität Confalonieris, keineswegs der Schwäche. Während manchem seiner Mitgefangenen der Umgang mit den Geistlichen und die Teilnahme an den Gnadengaben der Kirche tröstlich war, hielt er sich davon zurück. Mehrere

Jahre lang versah das Amt des Priesters auf dem Spielberge ein Abt Paulovich, ein Dalmatiner niederer Herkunft, beschränkt, eingebildet und gefühllos, ein Werkzeug des Kaisers, von dem er Beförderung erhoffte. Die meisten Gefangenen ließen sich seine Seelsorge gefallen, teils weil sie die Priesterwürde in ihm ehrten, teils weil sie nach den Zeremonien ihres Glaubens ein aufrichtiges Verlangen hatten, vielleicht auch war der Wunsch, sich gegen einen Menschen auszusprechen, der von draußen kam und die Pflicht hatte, auf die Gedanken seiner Schutzbefohlenen einzugehen, sie zu trösten und zu ermutigen, als starker Antrieb mit im Spiele. Confalonieri durchschaute, daß Paulovich die Beichte dazu benutzen wollte, um von den Gefangenen und namentlich von ihm Geständnisse zu erpressen, und weigerte sich darum, das Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen. Ohnehin mag es dem stolzen Manne schwerer als anderen geworden sein, sich vor einem weder geistig überlegenen noch heiligen Menschen, einer Kreatur des Kaisers, wie vor einem Stellvertreter Gottes zu beugen. Den Priester, der sich unter der Larve eines geweihten Amtes zum Spion machte, achtete er nicht als solchen, und die Überlegung, daß er, indem er den Groll des Pfaffen erregte, zugleich die Rachsucht des Kaisers steigerte, beeinflußte ihn nicht. Einzig der Gedanke, daß Teresa von seinem Verhalten erfahren und sich darüber betrüben könnte, war ihm schmerzlich, bewog ihn aber doch nicht, seine ablehnende Haltung gegen Paulovich zu ändern. Der Zorn des Kaisers, der die Religion als Mittel gebrauchte, um seine besiegten Feinde zu erniedrigen, war maßlos, als er Confalonieri unbeugsam fand.

In den ersten Jahren der Gefangenschaft mag die Hoffnung auf Flucht, wozu Teresa unablässig Pläne machte, die schwermütige Zeit zuweilen verkürzt haben. Es scheint, daß im ganzen dreimal Versuche gemacht wurden, von denen wir nur unvollkommen unterrichtet sind, da die Beteiligten alle sich über eine so heikle Sache nur andeutungsweise äußerten. Der erste mißglückte, weil der alte Kerkermeister Schiller, dem Silvio Pellico in seinen Denkwürdigkeiten ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, und der geneigt war den unglücklichen Grafen zu retten, um die anberaumte Zeit wegen seiner Nachsicht gegen die Italiener seines Amtes enthoben wurde. Die größte Gewähr des Gelingens soll der dritte Fluchtplan geboten haben, der so weit zur Ausführung kam, daß ein Bruder Teresas, Graf Camillo Casati, in Verkleidung und unter falschem Namen in Brünn anlangte, um seinen Schwager im Wagen über die Grenze zu bringen. Unter den Angestellten des Spielbergs waren

Eingeweihte, die für das Entkommen Confalonieris gesorgt hätten, dessen eigener Wille das Wagnis scheitern machte. Wieder war ein Augenblick gekommen, wo er selbst über sein Schicksal entscheiden konnte, und wieder entschied er es zu seinem Unglück. Was ihn dazu bestimmte sich Tod und schlimmer als Tod statt Leben und Freiheit zu wählen, war vermutlich nicht so sehr die Abneigung sich ohne seine Unglücksgefährten, als die Furcht sich auf ihre Kosten zu retten; denn er mußte annehmen, daß nach einer gelungenen Flucht noch schärfere Maßregeln gegen die Zurückbleibenden ergriffen werden würden. Das Gefühl der Verantwortung scheint ausschlaggebend gewesen zu sein, wenn man auch vielleicht das in seiner Natur liegende Widerstreben, weittragende Entschlüsse zu fassen, wieder in Betracht ziehen darf.

Wenn es wahr ist, daß die ersten Tropfen aus einem Unglücksbecher am bittersten schmecken, so nimmt doch, wenn der Becher nie leer wird, der Ekel zu und schwindet mehr und mehr die Kraft des Überwindens. Dazu kam, daß die Lage der Gefangenen auf dem Spielberg sich fortwährend verschlimmerte, indem alles, was sie ihnen einigermaßen erleichtert hatte, die Bücher, der Verkehr mit dem alten Schiller, die Aussicht selbst in das freie Land, ihnen nach und nach entzogen wurde. Ein Zustand, dessen Trostlosigkeit von Anfang an nicht zu übertreffen schien, wurde besonders für Confalonieri mit jedem Jahre düsterer und schreckenvoller. Im Jahre 1830 erhielten Pellico und Maroncelli die Freiheit, erfreulich wohl für Confalonieri, dem doch die verstohlenen Gespräche, die hie und da gewechselten Briefe, der Anblick der Freunde beim sonntäglichen Gottesdienste fehlte. Im Frühling 1832 verließ ihn Andryane, dessen Begnadigung endlich die Bitten seiner Schwägerin erwirkt hatten, und kurz darauf, allein, erfuhr er den schon anderthalb Jahre vorher erfolgten Tod seiner Frau. Er wurde mit folgenden Worten davon in Kenntnis gesetzt: „Numero Sieben, Seine Majestät geruht Sie wissen zu lassen, daß Ihre Frau gestorben ist."

Teresa, die schon zur Zeit des Prozesses in Mailand leidend gewesen war — Gebärmutter und Leber waren angegriffen — verlor ihre Kräfte doppelt rasch infolge der steten Aufregungen und des nie nachlassenden Kummers. Die beständige Vorstellung der Leiden eines Geliebten, die man nicht zu lindern vermag, kann vielleicht in der Wirkung den Leiden selbst gleichkommen. Mit anzusehen, wie die Gegner ihres Mannes sich in der Gunst der Zeiten sonnten, wie ehemalige Anhänger den einst Bewunderten verleugneten, wie der eigene Vater, dem

Herrscher ergeben, der seines Sohnes Leben vernichtete, in diesem einen verdiente Strafe leidenden Verbrecher sah, mag die Ursache täglich wiederholter Bitterkeit gewesen sein. Der alte Graf soll zeitweise daran gedacht haben, seinen Namen, der durch Federico ruhmvollen Klang erhalten hat, als einen befleckten abzulegen und sich in Rom niederzulassen; der Umstand, daß sein Sohn ihm zum Trotze Teresa sein ganzes Vermögen vermachte, mag die Spannung zwischen ihm und der Schwiegertochter verschärft haben, die ihrerseits ihm seine unväterliche Haltung nicht verzeihen konnte.

Verständnis und Hilfe dagegen in allen ihren Plänen fand Teresa bei ihren Brüdern Gabrio und Camillo Casati, von denen der letztere bei dem dritten Fluchtversuche seine eigene Person preisgegeben haben soll. Ihre Versuche, die Gnade des Kaisers zu erflehen, waren vergeblich, ebenso wurde ihre Bitte abgeschlagen, es möge ihr gestattet werden, daß sie sich in Brünn niederlasse, um in ihres Mannes Nähe zu sein. Nach der Überlieferung antwortete Franz der unglückseligen Frau, die zu seinen Füßen um Milderung des Loses ihres Mannes flehte: „Ihr Mann ist wohl und macht geistliche Übungen zum Heil seiner Seele; also trösten Sie sich." Im Frühling 1830, als Teresa sich der Auflösung nahe fühlte, richtete sie noch einmal die Bitte an den Kaiser, sie „an der Seite dessen, den ihr die Vorsehung zum Gefährten gegeben", sterben zu lassen. Der Bittschrift war ein ärztliches Zeugnis beigelegt, daß die Krankheit, an der sie litt, immer unheilbar sei, oft zu schnellem Ende führe; sie war von Manzoni nach ihrer genauen Angabe verfaßt, und niemand wird die einfach schönen, schmerzlich flehenden Worte lesen können, ohne im tiefsten Herzen davon ergriffen zu werden. Weder diese noch eine folgende, kurz vor ihrem Tode eingereichte Bittschrift fand Berücksichtigung.

Erbarmungsvoller waren die Wächter Confalonieris gewesen. Durch ihre Vermittlung hatte Teresa einige Briefe an ihren Mann gelangen lassen und einige von ihm erhalten. Von diesen waren zwei, mit sympathischer Tinte geschrieben, unleserlich, so daß auch das, was beseligender Trost hätte sein können, zum Schmerz wurde. Den letzten Brief schrieb Federico vier Monate nach ihrem Tode. „Denke daran," sagte er darin, nachdem er ihr empfohlen hatte, das mögliche für ihre Gesundheit zu tun, „daß Du Dich selbst schon ganz dem Abgott Deines Herzens gegeben hast, daß jetzt alles, was er von Dir will, ist, daß Du Dich für ihn erhältst. Er will Dich wieder umarmen, er will noch viele Tage

mit Dir leben, er hat dessen eine solche Zuversicht im Herzen wie niemals vorher, als Du gesund warest." Sie vernahm die Worte voll Liebe nicht mehr.

Lebe wohl, starke und süße Seele, schrieb Manzoni auf ihr Grab. Wir, die wir für Dich beten und opfern, vertrauen, daß Du, in das ewige Licht aufgenommen, nun die Geheimnisse des Erbarmens erkennest, die hienieden in der Strenge Gottes verborgen waren.

Für das menschliche Fassungsvermögen ist in diesem das Herz zerreißenden Schicksal nur der Trost zu finden, der Confalonieri im Gefängnis in Mailand offenbar wurde, von wo er Teresa schrieb: „Meine Liebe zu Dir ist, wenn möglich, noch stärker geworden, das ist ein Ausgleich. Was ist denn schließlich das Leben, wenn nicht empfinden und wünschen? Genießen vielleicht? Ach, dann lebten nur wenige, und manche nie." Enthalten auch diese letzten Worte den Beweis des Gesagten nicht, so ist es doch gewiß, daß Schmerz und Entbehren große Empfindungen zeitigt; und welcher Liebende würde nicht das Glück geliebt zu werden mit dem Opfer jedes äußeren Glückes erkaufen?

Nach dem Tode Teresas freilich, als mit der Hoffnung des Wiedersehens sogar die Sehnsucht nach Befreiung schwand, legte sich über die einsamen, langsamen Tage Confalonieris eine Dunkelheit, die man kaum noch den Mut hat sich vorzustellen. „Spielberg in Deiner Gesellschaft," schrieb er Jahre später an Andryane, „und vor der furchtbaren Gewißheit des Verlustes meiner Teresa, war ein Paradies im Vergleich mit der Hölle voll Schrecken, die es hernach für mich wurde." Wenn er noch fünf Jahre in diesem Zustande lebte, und mit Würde, so war es, weil er die Kraft hatte, das Notwendige und Selbstverursachte nicht nur zu leiden, sondern auf sich zu nehmen, ohne das Schicksal oder Menschen deswegen anzuklagen, ohne gehässig und bitter zu werden; nur vielleicht einsamer und verschlossener. Es scheint nicht, daß seine Stimmung zwischen jammervoller Verzweiflung und gewaltsamem Aufschwung auf und ab ging, wie zum Beispiel bei Andryane; er verwendete seine ganze Kraft, keinen Teil davon im vergeblichen Sichwinden und Sichwehren vergeudend, auf das einfache Tragen des Geschicks.

Der Tod des Kaisers Franz im Jahre 1835 befreite die letzten Opfer des Spielberg: Confalonieri, Foresti, Bacchiega, Borsieri und Castiglia, jedoch mit der Bedingung, daß sie sich nach Amerika transportieren ließen; wenn sie österreichisches Gebiet beträten, sollten sie dem Kerker wieder verfallen sein. Jetzt erst zeigte sich das eigentlich

Tragische in dem Schicksal dieser ersten Märtyrer Italiens; denn inzwischen hatten sie sich des Lebens zu sehr entwöhnt, um sich des wiedergeschenkten erfreuen zu können. Andryane erzählt, wie er, aus dem Spielberg entlassen, in Schaerding zum ersten Male einem Spiegel gegenüber sein greisenhaftes Bild statt des hübschen frischen Jünglingsgesichtes erblickte, das er vor zehn Jahren zuletzt gesehen hatte, und wie er sich in dem Gastzimmer des Wirtshauses, wo er sich befand, an einen Tisch setzte und weinte. So ermaßen sie alle an dem bewegten Treiben, in das sie hinaustraten, das eigene Erstorbensein.

Besonders schwer war die Wiederaufnahme des Lebens für diejenigen, die nicht in die Heimat und den Kreis der Blutsverwandten zurückkehrten, wo im alten Boden der entkräftete Stamm leichter wieder hätte einwurzeln können, am schwersten für Confalonieri, der die nicht mehr fand, die während der Trennung erst recht ein Teil seiner selbst geworden war. In Amerika hatte er keine Vergangenheit, und als Fremdling, zu früh gealtert, auch keine Zukunft mehr. Aus dem Schatten eines Grabes, das ihm der Aufenthalt langer Jahre zu einer Art Heimat gemacht hatte, wurde er plötzlich in das grelle Gewühl eines geschäftigen Lebens versetzt, an dem er keinen Anteil hatte. Eine schmerzlichere Klage hatten die vergangenen Leiden des Kerkers ihm nicht erpreßt, wie sie in einem Briefe an Andryane aus dem Herzen des Verbannten sich ergießt: „Alle die materiellen Güter des Daseins sind mir nun wiedergegeben, mein Alexander; ich genieße die Freiheit, die Bequemlichkeiten des Lebens, das Überflüssige, ja, eine große Wohlhabenheit, ich habe eine Menge Bücher und die Gesellschaft meiner Unglücksgefährten. Die Auszeichnungen und die Nichtigkeiten, die der Eitelkeit so teuer sind, ergießen sich hier über mich, mehr als ich erwarten konnte und mehr als ich jemals in der Zeit, wo mir am meisten daran lag, mir wünschte, meine Gesundheit hat zwar sehr gelitten, kann aber doch vielleicht durch sorgfältige Behandlung hergestellt werden; und doch mit allen diesen Gütern, die man mit Recht schätzt, ist Dein Freund, dieser arme Federico, der unglückseligste der Menschen. Er ist wie der Schatten eines Verstorbenen, der auf der Erde umherirrt, den Freuden, den Aufregungen, fast möchte ich sagen allen Interessen dieses Lebens fremd. Meine Vergangenheit besteht nur aus Schmerzen, Verlusten und Reue . . . Meine Gegenwart hingegen ist nur reich an einem unfruchtbaren Überfluß alles dessen, was nichts für mein Herz ist, und an Mangel alles dessen, was ihm noch teuer sein könnte. Zukunft! Es gibt keine für

mich. Wie sehr ich meine Einbildungskraft auch anstrenge, um mir eine zu schaffen, ich ringe in der Leere. Es ist mir nicht gelungen, mir eine einzige Vorstellung, einen Traum, einen Schatten nur zu bilden, worauf ich mich irgendwie für einen Augenblick stützen könnte." Wie sehr erschüttert die Klage des Unglückseligen, aus dem Grabe Geholten, der gerade noch Leben genug hatte, um das Gespenstige seines Daseins zu empfinden. Er konnte, wie er sagte, eine leidliche Gesundheit wiedererlangen, sich an den Umgang der Freunde wieder gewöhnen, er konnte sogar wieder eine Frau nehmen; aber nichts Unerreichbares schwebte mehr vor ihm, und keine Leidenschaft es an sich zu reißen war mehr in ihm. Das, diese Glut des Wollens, war seine Seele gewesen, und nichts konnte sie mehr entzünden. Es ist anzunehmen, daß auch Teresa, wenn sie gelebt hätte, das erschöpfte Herz nur auf eine kurze Zeit wieder hätte beleben können; weder Besitz noch Hoffnung konnten ihm den ungestümen Schlag von einst zurückgeben.

Wie alle die Entlassenen des Spielbergs wurde er in Amerika der Gegenstand lauter Huldigungen; allein von dem Volke, dessen Materialismus ihm etwas Abstoßendes hatte, als „Märtyrer der Verbesserung des menschlichen Geschlechtes" gefeiert zu werden, war für sein Gefühl weniger erhebend als peinlich oder belustigend. Er unternahm, seiner alten Neigung treu, eine große Reise durch die Vereinigten Staaten, aber mit anderem Ergebnis als früher. „Hängt das Glück der Völker", schrieb er, „von der Form der Regierungen ab? Ich glaube es nicht. Die Quelle kommt anderswo her und liegt höher." Bedenkt man, daß die Entwicklung des Menschen im allgemeinen von jugendlicher Beweglichkeit zu allmählichem Beharren und Erstarren geht, und berechnet man dazu noch den Einfluß einer lange Jahre dauernden Abgeschlossenheit unter traurigsten Umständen, so wird man es selbstverständlich finden, daß das äußerliche irdische Geschehen für die aus dem Kerker Befreiten seiner Wichtigkeit einigermaßen beraubt war. Es wäre töricht, gerade von einem geistig lebendigen Menschen zu erwarten, er solle seine Gefängniszelle mit denselben Ansichten und in derselben Gemütsstimmung verlassen, wie er sie 12 Jahre zuvor betreten hatte.

Er ersehnte nichts anderes mehr als Ruhe, womöglich Ruhe in der Heimat, und suchte davon die österreichische Regierung zu überzeugen, die mit unvermindertem Mißtrauen alle seine Schritte, seine mündlichen und brieflichen Äußerungen überwachte. Sie setzte es durch, daß ihm, als er im Herbst 1837 aus Amerika zurückkehrte, der Aufenthalt in

Frankreich untersagt wurde, eine Maßregel, die, obwohl bald darauf zurückgenommen, ihm doch das Verweilen auch in diesem Lande verleidete. Ebenso wurde seinem Wunsche, sich in der Schweiz niederzulassen, entgegengearbeitet, so daß er bis zum Jahre 1840, wo endlich eine Amnestie erlassen wurde, als ein Verfolgter und Heimatloser von Ort zu Ort ziehen mußte.

Nichts beweist mehr die Lebenskraft, die ursprünglich in Confalonieri war, als wie er dank unablässiger Anstrengungen wieder einigermaßen Wurzeln zu schlagen anfing. Als er kaum noch auf den Füßen stehen konnte, fing er an, regelmäßig spazieren zu gehen, und zu reiten, als er kaum auf dem Pferde sich halten konnte. Er war zu stolz, um, da er nun einmal lebte, als ein jämmerlicher, erbarmenswürdiger Greis vor den Menschen zu stehen. Wenn er Pellico gegenüber sich vorwarf, daß er nicht genug in und für Gott lebe, daß er die Nichtigkeit aller irdischen Angelegenheiten erkenne und doch nicht unterlassen könne Anteil daran zu nehmen, so sieht man auch daraus, wie seine früheren Interessen wieder rege wurden. Bald wurde sein Aussehen kräftiger und gesunder, den Freunden schien er verjüngt und verschönt.

Die Altersgenossen, die ihn aus früherer Zeit kannten, fanden überhaupt am ehesten die alten Züge in ihm wieder. „Sein vernünftiger Charakter", schrieb sein Schwager Casati einem alten Freunde nach der ersten Begegnung, „hat noch immer jenes Gepräge der Hoheit, die nicht Hochmut ist, aber keine Niedrigkeit kennt." Hingegen war das jüngere Geschlecht, das dem Märtyrer mit Begeisterung entgegenkam, enttäuscht, da die Erinnerung ihm nicht half, das verfallene Bild zu ergänzen. Seine alte Anziehungskraft auf die Frauen scheint sich bewährt zu haben: manche schöne und vornehme Frau wäre geneigt gewesen, sich mit dem im Beginne der fünfziger Jahre stehenden, kränkelnden Manne zu verbinden. Er wählte eine Irländerin, Sophie O' Ferral, eine kluge und angenehme Persönlichkeit, deren Liebe zu ihm er entdeckte, und die ihm auch ihre innige Verehrung seiner Teresa empfahl. Wie es natürlich ist, war das Vermissen der verklärten Frau, das in der ersten Zeit nach seiner Befreiung unüberwindlich geschienen hatte, allmählich weniger schneidend geworden, wenn auch die Liebe und das Erinnern im Bewußtsein gleich lebendig blieb. Er hörte nicht auf, ihrer wehmütig zu gedenken und sie sich nahe zu fühlen, die nach seinem Glauben nunmehr in Wirklichkeit eine Heilige war.

Die verhältnismäßige Heiterkeit, die aus seinen nach der Heirat ge-

schriebenen Briefen spricht, ist ein Beweis, daß er richtig handelte, indem er sich dazu entschloß, und daß seine Frau, wie auch alle, die sie kannten, bezeugen, seines Vertrauens wert war. Ihre bewundernde Hingebung muß außerordentlich gewesen sein, daß sie sich mit der Stellung der zweiten, nach einer durch die besonderen Verhältnisse so geliebten und allgemein verherrlichten Frau, in seinem Herzen und in den Augen der Leute begnügte. Als er gestorben war, trug sie Sorge, daß sein Wunsch, neben Teresa bestattet zu sein, erfüllt wurde.

Man darf sich jedoch weder den Gesundheits- noch den Gemütszustand Confalonieris zu günstig vorstellen. Kälte und Feuchtigkeit waren ihm durchaus unerträglich, seine Herzbeschwerden und seine Rheumatismen quälten ihn beständig, und nur die Annahme, daß das Leiden nicht organisch, sondern nervös wäre, ließ ihn noch auf eine längere Lebensdauer hoffen. Immer von Zeit zu Zeit stellten sich die Melancholieen wieder ein. Einmal, im Frühling 1839, wohnten Confalonieri und Castiglia dem Vortrage eines jungen piemontesischen Improvisators bei, der ihm aufgegebene Gegenstände in Versen behandelte. Als er unter anderem ein Gedicht über die Gefängnisse des Spielberg vortrug, wendeten sich aller Augen auf die beiden anwesenden Dulder, und Händeklatschen und Evvivarufe begrüßten sie; indessen bedeckte Confalonieri sein Gesicht mit den Händen, um seine Tränen zu verbergen. Man muß an Odysseus denken, als er zu Gast bei den Phäaken den Sänger die Geschichte seiner Taten erzählen hört und die hervorbrechenden Tränen im Purpurmantel verbirgt. Es gibt Leiden und Entbehrungen, die sich nicht vergessen und verschmerzen lassen, vielmehr wie eine allzu schwere Masse in der Erinnerung stehen bleiben und dunklen Schatten über helles gegenwärtiges Dasein verbreiten.

Auch in der Gegenwart fehlte es nicht an traurigen Erlebnissen; am bittersten mag es für Confalonieri gewesen sein, daß er sich gezwungen sah, mit dem zu brechen, der sich durch seine schwärmerische Anhänglichkeit und treue Pflege während der Gefangenschaft ein Anrecht auf seine Dankbarkeit, wenn nicht Liebe erworben hatte, nämlich mit Andryane. Das Wiedersehen mit diesem Freunde, der inzwischen geheiratet und seinen erstgeborenen Sohn Federico genannt hatte, fand statt, sowie Confalonieri aus Amerika nach Europa zurückgekehrt war; seine gleich darauf erfolgende Ausweisung aus Frankreich kürzte den von Andryane so lange heiß ersehnten Besuch. Damals waren die beiden ersten Bände der Denkwürdigkeiten Andryanes, die seinen Prozeß in Mailand und seine

Gefangenschaft auf dem Spielberg zum Gegenstande haben, bereits erschienen. Sie haben den Charakter eines Romans, dessen Held Confalonieri ist; der Umstand, daß eine mit allen Attributen des Helden und Märtyrers geschmückte Persönlichkeit Mittelpunkt der Schilderung ist, und die liebevolle Wärme, die Lebhaftigkeit des Tones bilden den Reiz des Buches, das als Kunstwerk betrachtet gegen die Gefängnisse Pellicos nicht aufkommen, überhaupt nicht damit verglichen werden kann. Die Zeitgenossen und namentlich die handelnden Personen selbst standen diesen Veröffentlichungen anders gegenüber als wir: diejenigen, über die in herabsetzender und zum Teil ehrenrühriger Weise gesprochen war, Giorgio Pallavicino und ein gewisser Solera, rüsteten sich zu rechtfertigenden Entgegnungen, und die Freunde derselben teilten ihre Entrüstung. Confalonieri hatte keine Ursache, sich über das Bild, das von ihm entworfen war, zu beklagen; aber es berührte ihn unangenehm, daß er auf Kosten anderer glänzte, die dasselbe was er gelitten hatten und in den Augen des Publikums Vertreter derselben Sache waren. Sein Zusammenleben im Gefängnis mit Andryane, wie dieser es schilderte, konnte es so erscheinen lassen, als gingen alle Urteile, die in den Denkwürdigkeiten gefällt wurden, von ihnen beiden aus, als sei es also gewissermaßen Confalonieri selbst, der sich vor Mit- und Nachwelt eine Heldenrolle zuerteilt habe, während er seine Unglücksgefährten verächtlich in den Schatten rücke. Auch verletzte es den Mann, der so ungern selbst Befreundeten einen Einblick in sein Herz gestattete, daß, was er um Teresa gelitten hatte, nun der unterhaltende Stoff eines Lesebuches in jedermanns Hand geworden war. Er nahm Andryane das Versprechen ab, in den folgenden Abschnitten ganz von ihm zu schweigen, und wirklich tritt in den letzten Bänden, nicht zu ihrem Vorteil, die Persönlichkeit Confalonieris zurück. Doch hatte der Verfasser sich nicht in dem Maße zurückgehalten, weder in der Bewunderung des Freundes, noch in der Gehässigkeit gegen die Genannten, wie Confalonieri verlangt, und wie er augenscheinlich versprochen hatte, was den Grafen bewog, die Verbindung zwischen ihm und Andryane abzubrechen. Dieser Abschluß eines unter so bedeutenden Umständen angeknüpften Verhältnisses berührt uns schmerzlich, umsomehr, als der Verabschiedete nur durch ein Übermaß der Liebe und eine taktlose Art sie zu äußern gesündigt hatte; wir forschen nach etwas Versöhnlichem, was zwischen diesen beiden Männern sich begeben habe, und finden nichts. Sie sahen sich nicht wieder, und es scheint, daß sie weder Brief noch Gruß mehr gewechselt haben. Man kann in gewisser Hin-

sicht sagen, daß Confalonieri Andryane wie früher Teresa seiner Ehre opferte; so wie er von der Flucht absah, die diese mit ihm vereinigt hätte, um den im Kerker Zurückbleibenden nicht zu schaden, trennte er sich von einem seiner getreuesten Anhänger, um dadurch den von diesem angegriffenen Leidensgefährten eine Art Ehrenerklärung zu geben. An den Streitigkeiten und gegenseitigen Vorwürfen, die leider zwischen denen entstanden, die um derselben Sache willen gelitten hatten, beteiligte er sich niemals; vielleicht war es mehr vornehme Gesinnung als Warmherzigkeit, wenn er sich rücksichtsvoll und schonend auch über diejenigen äußerte, die ihn in gehässiger Weise angriffen, wie Pallavicino. Was den Bruch zwischen diesen einst Befreundeten herbeiführte, ist nicht ganz aufgeklärt. Kurz vor Confalonieris Tode, als beide in Vichy dasselbe Hotel bewohnten, gelang es einem jungen Verehrer beider eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen, wozu sich Confalonieri eher geneigt fand als Pallavicino. Das Bewußtsein, daß er die Verhaftung des Grafen verschuldet hatte, und daß ihm das von verschiedenen Seiten vorgeworfen wurde, mag die erste Ursache eines Grolles gewesen sein, den Pallavicino mehr und mehr gegen den früher bedingungslos Verehrten in sich nährte.

Andryane erzählt, wie auf der Reise nach dem Spielberg, als bei einem kleinen Wirtshause Halt gemacht wurde, Confalonieri, während die übrigen aßen, sich in den Hof in die Sonne setzte, um sich zu erwärmen; wie alle die majestätische und zugleich rührende Erscheinung des Unglücklichen anstaunten; wie er vergebens bat, man möge ihn, den Kranken, vielleicht Sterbenden, noch einen Augenblick die wohltätige Wärme der Sonne — er nannte es das Sonnenbad — die er so lange entbehrt habe, genießen lassen. Auch nachdem er den Kerker verlassen hatte, ging er immer der Sonne nach, die ihm das Leben leichter machte. Dennoch, als im Jahre 1846 der neue Papst, Pius IX., die liberalen Ideen heilig sprach, und die Hoffnungen der Patrioten den Aufschwung nahmen, der die Revolution von 1848 herbeiführte, eilte er, obwohl schwer krank, nach dem Norden, um unter diesen verheißungsvollen und verhängnisvollen Umständen zu Hause zu sein. Unterwegs in Hospenthal, am Fuße des Gotthardt, starb er, ohne weder den großen Sieg Mailands noch die neue schreckliche Unterjochung mitangesehen zu haben. Die österreichische Polizei, die nicht aufgehört hatte, den Lebenden zu verfolgen, griff auch nach dem Toten, indem sie seine Bestattung so unauffällig wie möglich zu machen suchte, und nicht erlaubte, daß über das Portal der Kirche



Gabriele Rossetti: Dantes Traum
(Walker Art Gallery, Liverpool).

sich sagen, daß Confalonieri Andryane wie früher Teresa seiner Ehre opferte; so wie er von der Flucht absah, die diese mit ihm vereinbart hatte, um den im Kerker Zurückbleibenden nicht zu schaden, trennte er sich von einem seiner getreuesten Anhänger, um dadurch den von ihm angegriffenen Leidensgefährten eine Art Ehrenerklärung zu geben. Von den Streitigkeiten und gegenseitigen Vorwürfen, die leider zwischen denen entstanden, die um derselben Sache willen gelitten hatten, berührte er sich niemals: vielleicht war es mehr vornehme Gesinnung als Großherzigkeit, wenn er sich rücksichtsvoll und schonend auch über diejenigen äußerte, die ihn in gehässiger Weise angriffen, wie Pallavicino. Was den Bruch zwischen diesen einst Befreundeten herbeiführte, ist nicht ganz aufgeklärt. Kurz vor Confalonieris Tode, als beide in Vichy dasselbe Hotel bewohnten, gelang es einem jungen Verehrer, eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen, wozu sich Confalonieri eher geneigt zeigte als Pallavicino. Das Bewußtsein, daß er die Verhaftung des Grafen verschuldet hatte, und daß ihm das von verschiedenen Seiten vorgeworfen wurde, mag die erste Ursache eines Grolles gewesen sein, den Pallavicino mehr und mehr gegen den früher bedingungslos Verehrten in sich nährte.

Andryane erzählt, wie auf der Reise nach dem Spielberg, als in einem kleinen Wirtshause Halt gemacht wurde, Confalonieri, während die andern aßen, sich in den Hof in die Sonne setzte, um sich zu erwärmen, wie alle die gespenstische und zugleich rührende Erscheinung des Unglücklichen anstaunten; wie er vergebens bat, man möge ihn, den Kranken, vielleicht Sterbenden, noch einen Augenblick die wohltätige Wärme der Sonne — er nannte es das Sonnenbad — die er so lange entbehrt habe, genießen lassen. Auch nachdem er den Kerker verlassen hatte, ging er immer der Sonne nach, die ihm das Leben leichter machte. Denn als, als im Jahre 1846 der neue Papst, Pius IX., die liberalen Ideen aussprach, und die Hoffnungen der Patrioten den Aufschwung nahmen, der die Revolution von 1848 herbeiführte, eilte er, obwohl schwer krank, nach dem Norden, um unter diesen verheißungsvollen und verhängnisvollen Umständen zu Hause zu sein. Unterwegs in Hospenthal, am Fuß des Gotthard, starb er, ohne weder den großen Sieg Mailands noch die neue österreichische Unterjochung mitangesehen zu haben. Die österreichische Polizei, die nicht aufgehört hatte, den Lebenden zu verfolgen, griff auch nach dem Toten, indem sie seine Bestattung so unauffällig wie möglich zu machen suchte, und nicht erlaubte, daß über das Portal der Kirche



Gabriele Rossetti: Dantes Traum
(Walker Ark Gallery, Liverpool).

San Fedele, wo die Trauerfeierlichkeit stattfand, eine andere Inschrift gesetzt wurde als diese: A Federico Confalonieri requiem. Dennoch war seine Beisetzung die erste jener patriotischen Kundgebungen, die wie Trompetenstöße die Revolution einleiteten; und der Heimgegangene gewann so einen vollen, fleckenlosen Anteil an allen siegreichen Erhebungen der Folgezeit, den er lebend infolge der Beschränktheit der menschlichen Natur und der Verworrenheit irdischer Verhältnisse kaum unverkümmert hätte nehmen können.

Helene Hegeler:
Nacht in Venedig.

Strahlend umfließet
silbernes Mondlicht
alter Paläste
marmorne Pracht;
leise im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns hinaus in die silberne Nacht.

Dunkeler Barken
farbige Lichter
spiegeln sich in der
schwankenden Flut;
gluckſende Wellchen
flüstern und raunen,
tragen die Sehnsucht ins schlummernde Blut.

Und von dem weichen
Nachtwind getragen
schwebt übers Wasser
zu uns heran
jetzt eine süße,
jubelnde Stimme
dort von dem lichterfunkelnden Kahn.

Liebeserfüllung
singt jene Stimme!
Märchenumsponnen
lausch' ich gebannt,
schmiege die heißen
zuckenden Finger
in deine schöne, ruhige Hand.

Leise im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns zurück durch
die silberne Nacht . . .
Selige letzte
Nacht in Venedig,
die du uns Liebeserfüllung gebracht.

• • •

Timm Kröger:
Und erlöse uns – – –!

Für die, die ihn suchen, ist der Tod ein bequemer Mann, in der wasserreichen Marsch zumal. Er sieht sie aus Graft und Graben mit blanken, ruhigen Augen an: „Kommt her, Mühselige — kommt, Beladene! Bei mir ist Ruh, bei mir ist Schlaf — kommt!"

Am besten machen es die großen Hauptkanäle, „Wettern" genannt. In ihrem Riesenschlangenleib dehnt sich der große, der nasse Tod: „Ich bin zehn Meter breit und schwarz und tief, in der Mitte sogar zwanzig Fuß. Ich lösche alles aus, was brennt und quält, ich lösche jede Pein, — kommt!"

Hinter Thies Thiessens Garten leuchtete ihr großer Wasserspiegel; ein Fußsteig, vom Kruge herkommend, läuft am Ufer hin. Vor Jahren hatte der Bauer, als er mal spät daher gekommen, Lichtschein auf den Wellen gesehen. — Ein Licht, das auf Wasser brennt? Jedermann weiß, daß das „Tod in den Wellen" bedeutet. — Vor überirdischen Mächten hatte Thies Thiessen Angst. Ihm graute. Ging er früher schon selten nach dem Wirtshaus, so vermied er es jetzt ganz. Und um das unheimliche, gefahrdrohende Blinkfeuer nimmer zu sehen, pflanzte er im Garten einen kleinen Waldsaum von Busch und Dorn. Nur ein schmaler Steig führte durch das Gebüsch nach dem Steg hin, von dem aus man das Wasser für den Haushalt schöpfte.

Bauer Thies war ein guter, aber ein heftiger Mann. Sittliche Empörung wurde bei ihm zum Zorn ohne Maß. Er hatte Lust zum Studium gehabt; wegen eines Wutausbruchs gegen den Direktor war er von der Gelehrtenschule weggejagt worden. Da wurde er Bauer wie sein Vater und übernahm den Hof.

Er und seine erste Frau hatten sich nicht verstanden, das gab zuweilen harte Stöße. Sie war gestorben, da hatte er die junge lustige Frieda Sassen, die bei ihm diente, wieder genommen. Die erste Ehe war kinderlos gewesen, Frieda hatte ihm einen Sohn geboren. Und wenn der kleine Junge auch einen häßlichen, eckigen Kopf, charakterlose helle Augen und grauweißes Haar hatte — Thies liebte ihn. Es war

sein Fleisch und Blut. — Die böse Wettern sollte ihn nicht bekommen. Deshalb hielt er darauf, daß der Zugang im Garten dort, wo man in das Gebüsch hineinging, immer ein Dorn versperre, den der Kleine nicht heben konnte.

Seine Frau war sorgloser. Ihr Lachen, sonst sein Trost, machte ihm Verdruß, wenn sie es über seine Sorgen hinschallen ließ. Oft hatte er seine ganze Selbstbeherrschung nötig, den Unmut zu dämpfen. So zum Beispiel, wenn sie sagte: „Da brauchst du nicht bang zu sein. Vor dem Wasser hat Heini Angst, wie ein gebranntes Kind vor Feuer. Ich habe ihn getauft." — Sie hatte ihn vom Steg aus, als er zum ersten Male hinter ihr hergelaufen kam . . . einmal, . . . zweimal, . . . dreimal untergetaucht, damit er sehe, wie das Wasser tue. — Das nannte sie taufen.

Thies war ein paar Tage auf Reisen gewesen, oben nach dem Norden hinauf, Vieh für die Fettweide zu kaufen. Er kam spät am Abend nach Hause und war müde und abgespannt. „Wie geht's dem Jungen?" — Das war wie immer seine erste Frage. — „Gut, der schläft wie ein kleiner Bär!" — „Frieda!" fuhr er auf. — „Was, Thies?" — „Passe auf, daß er mir nicht ins Wasser fällt. Ich hab' den ganzen Tag so viel Unruh' gehabt." — „Ach was!" — Und Frieda lachte wieder über seine Sorgen hin.

Am andern Tag mußte er in aller Frühe wieder weg, weil das Landgericht sein Zeugnis forderte. In der Nacht fand er wenig Schlaf, hatte schwere Träume. Die Wettern und das blanke Wasser, Frieda und Heini . . . wüste Bilder, nicht zu entwirren. Zuletzt trieb sein Kind im Strom. Er wollte hinein, Frieda hielt ihn; da schlug er um sich und schlug — auf die Kante seiner Bettstelle. Er fühlte Schmerzen und wachte auf.

Beim Kaffee erzählte er, was er geträumt habe, und fühlte wiederum Verdruß, als Frieda lachte. Sie strich ihm Butterbrot für die Reise und merkte nicht mal seinen Unmut.

„Es gibt Träume, die was bedeuten," sagte er mit wichtigem Ton, „Träume, die Gott schickt." — Sie lachte und entgegnete: „Aus dem Magen kommen sie. Hast gestern abend eine Tasse Tee zu viel getrunken, deshalb hast du so dumm geträumt." — „Frieda!" rief er, und sah sie grollend an. — Aber sie merkte seinen Zorn nicht oder wollte ihn nicht sehen — lachte, schaffte weiter und entgegnete: „Wenn Träume von Gott kämen, müßte ich einen Mann mit rotem Bart haben. Denn

das hat mir oft geträumt, als ich noch junge Dirn war. Und nun habe ich einen ganz schwarzen Kerl."

Der Scherz erbitterte ihn, auf seiner Stirn brütete Gewitter, und seine Stimme wurde laut und heiß und unrein: „Ich gäb' was drum, könnt' ich zu Hause bleiben und selbst passen. Es ist ein Unglück, eine Frau zu haben, die ernste Dinge nicht ernsthaft nimmt. Die immer lacht. Aber ich muß fort, ich kann nur warnen. Es gibt doch Träume, die von oben kommen." —

Er erhob drohend seine Hand, eine große, eine gewaltige Hand. „Und das sage ich dir — nimm unsern Jung in acht!"

Sie begütigte. „Thies, lieber Thies! Wie kannst du nur gleich alles so schwer nehmen! Quäl' dich doch nicht! Ich werde auf Heini passen, gehört er doch mir wie dir!"

Bis zum Bahnhof war es eine gute halbe Stunde, er mußte fort, sie zog ihm den Rock an und reichte ihm Hut und Stock. Und dann ging sie mit ihm die Diele entlang. Noch vor der zweigeteilten Ausgangstür wollte er umkehren, den Jungen zu sehen. Sie aber bat, es nicht zu tun. Der kleine Bengel schlafe zu süß. Da verzichtete er, er hatte auch keine Zeit mehr. Aber noch einmal trat der große, ungeschlachte Mann drohend hin vor seine Frau, und ein unheimliches Leuchten sprach aus seinen Augen. — „Komm' ich zurück, und Heini ist was passiert, — ich fordere ihn von dir, und sei es auch dein Leben!" Damit ging er.

„Guter Bullerjahn," lachte Frieda hinter ihm her. — „Ich bezahl' alles, und koste es mein Leben."

* * *

Der Abendzug, der den Verreisten aus der Stadt zurückbrachte, kam mit einer Stunde Verspätung. Und dessenungeachtet fand Thies Thiessen seinen Nachbar Bruhn am Bahnsteig.

„Thies," sagte der, „verschreck dich nicht! In deinem Hause ist was passiert."

Der Angeredete wurde bleich wie der Tod. „Heini ist ertrunken?" fragte er. Und seine Stimme war dumpf und schwer. „Ja!" — Boie Bruhn erschrak über Thies Thiessens Ahnung, noch mehr über sein Gesicht. — „Deine Frau," fing er schüchtern an, „hat keine Schuld. Sie hat vor der Haustür Zeug gewaschen, und Heini hat sie bei sich gehabt. Da ist Dorten Reimers gekommen, ein Plättbolzen zu leihen. Die

Mädchen konnten nicht dazu, es ist im Schrank eingeschlossen gewesen. — Heini hat vor der Küchentür gespielt, er muß gleich hingelaufen sein."

„Und der Dornbusch?" keuchte Thies.

„Der . . . der . . ." stotterte Boie, „. . . den hatte Frieda auf die jungen Erbsen gelegt."

Thies Thiessen wurde ganz stumm. Ein ungeheurer, bleicher, schwerer Zorn band ihm die Zunge. Der Zorn zerstörte viel in ihm, was ihm lieb gewesen war, aber er empfand es als eine Wohltat, denn es minderte seinen Schmerz. Er wird ein Richter zum Grausen sein, und just so will er. Was er tun wird, weiß er noch nicht. Aber was auch geschehen möge, ihr kann kein Unrecht widerfahren.

„Thies," sagte Boie, als er weg ging und den Freund allein in die Wohnung ließ, „ich weiß nicht, was du vorhast. Besinne dich, tu Frieda nichts zuleide!" Thies antwortete nicht darauf.

Die Leiche war im Wohnzimmer aufgebahrt, da wollte Frieda ihren Richter empfangen. Den Kleinen hatte sie vielleicht noch mehr als er — hatte ihn auf ihre Weise geliebt. Was er auch über sie verhängen mochte, ihrer Last konnte kein Lot mehr hinzugetan werden.

Als er eintrat, wußte sie: das war das Ende. So schrecklich steinern sah er aus. Das betrübte sie nicht, aber ihren Mann, der so viel besser war als seine Taten, bedauerte sie . . .

Spiegel und Fenster waren verhängt, Lichter flackerten über die Leiche hin, die junge Frau stand hinter dem toten Kind. Thies Thiessen sah nicht nach seinem Sohn, er sah nach seiner Frau. Und wie er sah, daß sie des Lebens quitt war, erhöhte es seinen stummen Zorn.

Und er ging in schweren Stiefeln und mit langen Schritten auf sie zu. Der Fußboden erbebte, ein Porzellanmännchen auf dem Schrank klirrte. Und dann fing er an zu sprechen, und seine hohle Stimme hatte nichts Menschliches mehr: „Ich müßte es eigentlich tun und dich töten — ich will es aber nicht. Ich sag' nur das: Keine Minute länger in meinem Haus!"

Er öffnete die Stubentür und schrie, als sie zögerte, schrie, daß die Fenster klirrten: „Hinaus!"

„Schrei nicht so!" antwortete sie leise. „Heini schläft. Weck' ihn nicht!"

Und sie nahm ein Wolltuch, das an der Wand hing, schlug es um den Kopf und knotete die Zipfel um den Hals. „Brauchst nicht so zu schreien," wiederholte sie, „ich höre ganz gut."

Und dann ging sie hinaus. Auf der Diele brannte eine trübe Küchenlampe. Er ging seinem Weibe nach und überholte sie und stellte sich ihr in den Weg. Und sein Zorn riet ihm, ihr einen Denkzettel mit auf den Weg zu geben und ihr ins Gesicht zu schlagen. Sie blickte ihn an und erriet seine Gedanken, und sah ihn an und zwang mit ihrem Auge die schon zur Faust geballte Hand, daß sie sich senkte.

„Tu es nicht, Thies!" Sie sprach noch leiser, und die alte frohe Sanftmut lebte noch immer in ihrem Ton. „Tu es nicht. Mir würde es nichts ausmachen, aber dir! Ich fürchte, du wirst ohnehin schwer an dieser Stunde zu tragen haben. Adjüs, mein Thies."

Die Seitentür klappte hinter ihr zu, er hörte sie auf dem Steinpflaster, das das Haus umgab, dann wurden die Schritte dumpf, sie verhallten nach dem Garten hin.

Und dann saß Thies Thiessen in seiner Stube und starrte das tote Söhnchen an. Und es dauerte lange Zeit, bis ihm klar geworden war, was alles geschehen sei. — Und daß er allein sei . . . ganz allein . . . Sein Sohn tot und sein Weib weggegangen . . . Und wieder erinnerte er sich ihrer Schritte, wie sie nach dem Garten hin verklungen waren.

Hinter dem Garten ist das große Wasser . . . und auf einmal wurde es ihm klar, daß sie gegangen war, den Tod des nassen blanken Erlösers zu suchen.

Da schrie er laut auf und stürmte hinaus in die Nacht nach dem Wasser hin. Er fand aber nur ihr Kopftuch und ihre Schuhe.

* * *

Die Leiche barg man erst am folgenden Tage.

Ja, erst am frühen Morgen fand man die tote Frieda Thiessen.

* * *

Als man die Toten bestattete, beklagte der Geistliche den tiefgebeugten Thies und verwies ihn auf die Arbeit. Der aber dachte, ich weiß was Besseres. Die Wettern ist tief und stumm, der Pastor ahnt nicht, was ich leide, kennt nicht die Größe meiner Schuld und nicht die Tiefe meiner Reue. Ich gehe denselben Weg, den sie gegangen ist.

Und die von den Adlerfängen seines Gewissens geschlagenen Wunden nahm er mit nach seinem öden Heim. Er wollte sterben, darin fühlte er sich fest, und vorweg kostete er die ihm dadurch geschenkte Erlösung.

Ein paarmal freilich schoß der Gedanke in ihm auf: Wie? — Wird mein Gewissen wirklich verstummen? Wird alles aus sein? — Oder hat der Pastor doch recht? Ist Arbeit auch jetzt noch meine Pflicht und meine Erlösung?

Und er besuchte noch einmal alle Felder und Fennen des von ihm so sorgsam gepflegten Hofs. Aber dasselbe Ergebnis: . . . Für mich ist nur noch das . . . in der Wettern.

Die Taschen seiner Kleidung stopfte er voll von Steinen, er wollte rasch und tief hinab. Wenn er vom Ende des Stegs wegsprang, kam er nach der Mitte hin, wo es zwanzig Fuß tief ist.

Aber als er aus der Seitentür ging, rieb er sich die Augen. Es war ihm gewesen, als ob ein weißer Schatten vor ihm stehe und die Hand warnend erhebe.

Und als er vom Garten her dort, wo früher der Dornbusch lag, in den Busch hineinging, sah er es wieder.

Aber es war nichts als Blendwerk. Wenn er die Augen rieb und fest hinsah, war nichts zu sehen. Er ging in den dunklen Pfad und entschloß sich, sobald er wieder im Freien sei, im vollen Lauf nach dem Steg hin und über den Steg hinwegzustürmen.

Und er versuchte es auch, prallte aber zurück.

Denn unmittelbar vor dem Steg stand eine weiße Frau, ein Kind im linken Arm, die Rechte hoch erhoben, und mit der hocherhobenen Rechten nach dem Hof weisend.

Thies Thiessen!

Im Wasser sühnt man keine Schuld. So macht man kein Gewissen stumm. Durch Schuld und Reue geht des Menschen Weg, das ist sein Los. Und Arbeit heißt der Heiland, der sie löst und sühnt.

* * *

Und aus Abend und Nacht ward Morgen.

Und als es Tag geworden war, dehnte sich der große Tod mit nassem Schlangenleib in den großen Wettern und gierte nach Thies Thiessen mit blankem Auge aus. — Der aber zog mit Roß und Pflug hinaus aufs Feld. . .

Max Dessoir:
Die Grenzen spiritistischer Beobachtungen.

I.

In neuester Zeit hat eine Gruppe psychologischer Untersuchungen mehr als gewöhnlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es handelt sich dabei um die Zuverlässigkeit von Aussagen, zumal von solchen, die praktische Bedeutung besitzen. Am besten bekannt sind wohl die Ergebnisse, soweit sie sich auf das Zeugnis vor Gericht beziehen; aber für die Zwecke der hier folgenden Erörterung kommt es mehr auf die allgemeinen Resultate an. Über sie sei also das Nötige vorausgeschickt.

Die Hauptfrage ist von den Herren W. Stern und O. Lipmann folgendermaßen gefaßt worden: Von welchen Umständen hängt es ab, ob die Aussage eines Menschen — seinen „Wahrheitswillen" vorausgesetzt — über ein Erlebnis dieses mehr oder weniger genau schildert? Da das objektiv Geschehene niemals völlig rein wiedergegeben wird, so liegen stets nur Annäherungswerte verschiedener Stufen vor. Aber die Werte unterscheiden sich doch sehr stark voneinander, und es muß möglich sein, die Gesetzmäßigkeit dieser Unterschiede zu entdecken; es müssen sich die Grade der Genauigkeit nachweisen lassen als bedingt durch den Inhalt des jeweils Berichteten und die Person des Berichterstatters. Zunächst sind allerdings die Grade der Genauigkeit selber festzustellen. Das geschieht, indem die Aussage zergliedert wird und nachgeforscht wird, wie viele von den in ihr enthaltenen Einzelangaben richtig, falsch oder unbestimmt sind. Das Verhältnis der richtigen zu allen Angaben (mit Einschluß der unbestimmten) bezeichnet man als den „Grad des Wissens", das Verhältnis der richtigen zu sämtlichen bestimmten Angaben als die Treue der Aussage. Gesetzt, ich wollte nach bestem Wissen und Gewissen ein Erlebnis beschreiben, das mir vor zwei Stunden begegnete, so würde nachher die Beschreibung in die einzelnen Angaben zu zerlegen sein, und es wäre erstens die Zahl der richtigen Angaben, zweitens ihr Verhältnis zu allen übrigen, drittens ihr Verhältnis zu der Summe der richtigen und falschen Angaben zu ermitteln. Die Frage ist, ob diese Ziffern in

einer regelmäßigen Weise abhängen von dem Gegenstand der Aussage und von der Person des Aussagenden.

In der Tat ist das, was geschieht, von Einfluß auf den erreichbaren Grad des Wissens und die Treue der Aussage. Entspricht z. B. das Vorkommnis unsern Erwartungen und Gewohnheiten nicht völlig, so fügt die Phantasie gern dasjenige hinzu, was das Ereignis zu einem typischen machen würde. Ein Zeuge weiß etwa, daß er einen alten Mann gesehen hat, ohne sich genau seines Gesichtes zu erinnern: gar leicht läßt er sich dann dazu verführen, dem Mann einen weißen Vollbart anzudichten. Ist der Zeuge bei einem Vorgang zugegen gewesen, auf den ein zweiter ähnlicher folgte, so neigt er dazu, den zweiten dem ersten gleichzusetzen. Ein Taschenspieler braucht nur ein paarmal dieselbe Bewegung hintereinander zu machen, so wird, wenn nun eine etwas abweichende, den Trick enthaltende, Bewegung kommt, niemand den Unterschied bemerken. Besonders unzuverlässig sind ferner Mitteilungen über die Reihenfolge von Ereignissen, sind Zahlenangaben und nachträgliche Zeitschätzungen. Jedermann kann sich leicht davon überzeugen, wie schwer es uns fällt, die genaue Folge der einzelnen Geschehnisse wiederzugeben, sobald nicht die Überlegung den ursächlichen Zusammenhang zu rekonstruieren und dadurch die wirkliche Ordnung festzustellen vermag. Bei spiritistischen Sitzungen ist das meist nicht möglich! Daß man bei zahlenmäßigen Angaben sich so oft und schmählich irrt, hat seinen Grund z. T. darin, daß man bei der Beobachtung versäumte, die Anzahl (von Personen und Dingen) sich zu merken, und demnach bei der Beschreibung den aussichtslosen Versuch machen muß, aus verwaschenen Erinnerungsbildern nachträglich eine bestimmte Zahlenangabe zu gewinnen. Aussagen über die Längen vergleichbarer Zeiten knüpfen stets an gewisse psychologische Erscheinungen an und schwanken mit diesen. Auch die zeitliche Einordnung ist von einem unzuverlässigen Faktor abhängig, nämlich von der festen Einprägung bestimmter Orientierungsereignisse.

Was die Person des Aussagenden betrifft, so sind offenbar Mängel der Sinnesorgane (Kurzsichtigkeit, Schwerhörigkeit) mehr oder weniger hinderlich; noch bedenklicher ist natürlich die psychische Minderwertigkeit in allen ihren Formen. Hierfür bietet die spiritistische Literatur Beispiele in Hülle und Fülle. In den Zeitschriften dieser Kreise, gelegentlich selbst in unparteiischen Blättern, werden unter Triumphgeschrei oder mit geheimem Grauen Wunderberichte veröffentlicht, deren Verfasser Namen

und Adresse angeben. Forscht man nun nach, so stellt sich nicht allzu selten heraus, daß die Zeugen mit körperlichen Gebrechen behaftet sind, die ihre Beobachtungsfähigkeit erheblich einschränken müssen, ja daß sie als überspannte Menschen oder gar als harmlose Geisteskranke gelten. Der unbefangene Leser wähnt, mit der Namensnennung sei zugleich die Richtigkeit gewährleistet: er ahnt nicht, wie oft es sich um Leute handelt, denen er schon bei Berichten aus der Alltagserfahrung keinen Glauben schenken würde, wenn er sie genauer kennte. — Über den Unterschied der Geschlechter lehren die bisherigen Erfahrungen der Aussagepsychologie, daß Frauen im Durchschnitt weniger vergessen als Männer. Ihre Angaben besitzen meist den Vorzug größerer Vollständigkeit. Allein sie haben den empfindlichen Nachteil, daß in ihnen mehr hinzugesetzt und umgedeutet wird als in den Berichten der Männer. „Die Frauen vergessen weniger, aber sie verfälschen mehr." — Der seelische Gesamtzustand des Beobachters ist günstig, wenn die Aufmerksamkeit richtig eingestellt und in gleichmäßiger Spannung erhalten wird, er ist ungünstig, sobald die Person mit starken Affekten beteiligt ist. Wir werden sehen, daß in beiden Beziehungen die Verhältnisse bei spiritistischen Sitzungen so schlimm wie möglich liegen.

II.

Eine vorläufige Vorstellung davon, wie schwierig und verwickelt Berichte über spiritistische Erscheinungen sich gestalten, wird aus der Wiedergabe eines Musterbeispiels erwachsen. Und hier dreht es sich um ein einziges Geschehnis, das im Grunde einfach war und noch dazu in hellstem Licht erfolgte. Trotzdem gehört außerordentlich viel dazu, um eine Beschreibung wie die folgende liefern zu können. Wir verdanken sie einem englischen Forscher. Ich übersetze sie wörtlich.

An einem Novembernachmittag des Jahres 1902 suchte ich „Palma" auf, das „kanadische Schiefertafel-Medium mit direkter Schrift". Unter Palma verbirgt sich ein Mr. Grant, wohnhaft in London, Regent Street 281. Er wies mich in ein kleines niedriges Gemach im ersten Stock. An dem einen Ende des Zimmers stand am Fenster ein kleiner Tisch, mit einem Tischtuch bedeckt, und darauf lagen: ein Briefbeschwerer, eine große Schiefertafel, ein Stoß kleiner Schiefertafeln und noch ein Stoß von sechs ebensolchen kleinen Tafeln. Diese letzten will ich der Bequemlichkeit halber immer als meine Tafeln bezeichnen. Sie lagen an der Tischseite, wo der Stuhl stand, der mir angeboten wurde. Palma

gab mir ein Stück steifes weißes Papier, 4 zu 3 Zoll groß, und bat mich, den vollständigen Namen einer mir bekannten verstorbenen Person darauf zu schreiben, sie entsprechend dem Geschlecht, dem Verwandtschaftsgrad usw. anzureden, dann eine Reihe von Fragen aufzuschreiben und mich selbst mit dem Ruf- oder Kosenamen zu unterzeichnen, unter dem ich dem verstorbenen Freunde bekannt war. Das Medium verließ darauf das Zimmer, und während seiner Abwesenheit schrieb ich der Anweisung gemäß die Fragen auf. Ich faltete das Papier in zwei Hälften und gab es dem Medium, als es zurückkam. Palma faltete das Papier in vier Teile und legte es dann auf den Tisch, unter den Briefbeschwerer. Ich bekam nun einen nassen Schwamm und einen Lappen, und wurde gebeten nachzusehen, ob meine Schiefertafeln auch unbeschrieben seien; außerdem sollte ich sie sorgfältig abwischen. Während ich dies tat, nahm Mr. Grant die große Schiefertafel vom Tisch, zog sich nach der andern Seite des Zimmers zurück, meinem Platz gegenüber, und machte auf der großen Tafel Berechnungen, indem er — wie er mich belehrte — mein Horoskop stellte; zu diesem Zwecke fragte er nach meinem Geburtstage.

Als ich damit fertig war, meine sechs Platten zu reiben und zu putzen, tat ich sie in einem Haufen auf den Tisch. Palma trat an den Tisch, legte die große Tafel nahe bei meinen Tafeln hin und reinigte dann diese noch einmal persönlich. Darauf legte er die große Tafel oben auf den andern Stoß von kleinen Tafeln an dem entfernteren Ende des Tisches. Er zog nun seinen Stuhl nahe an meinen Stuhl heran, nahm das Stück Papier, auf das ich die Fragen geschrieben hatte, unter dem Briefbeschwerer vor und bat mich, es in die Tasche zu stecken. Er hielt dann meine rechte Hand fest, kam unter die Kontrolle des Geistes, an den ich meine Fragen gerichtet hatte, und beantwortete sie genau, indem er sich dabei auf Gegenstände bezog, die in meinem Brief an den verstorbenen Freund erwähnt waren. Die Kontrolle verschwand, und Palma ließ meine Hand los. Jetzt nahm er meine sechs Tafeln auf und teilte sie in zwei Haufen zu je drei. Auf die oberste Tafel des einen Haufens legte er ein kleines Stück Schieferstift, zusammen mit einem Stück Papier, worauf einige farbige Klecksereien waren, bedeckte den Stoß, auf dem nun der Schieferstift und das bemalte Papier lag, mit den andern drei Tafeln und bat mich dann, das Papier mit den Fragen wieder aus meiner Tasche zu nehmen und unter die oberste Tafel zu legen.

Wir hielten nun alle meine Tafel fest, indem ich an dem einen und

Palma an dem andern Ende anfaßte. Bald darauf hörte man, wie etwas schrieb; dabei geriet das Medium in krampfhafte Bewegungen. Als später die drei obersten Tafeln entfernt wurden, zeigte sich auf der vierten eine Botschaft von meinem verstorbenen Freund, mit Schieferstift geschrieben, die die ganze eine Seite der Tafel bedeckte, meine Fragen beantwortete und mich mit dem Namen anredete, unter dem ich in Freundeskreisen bekannt bin. Darunter stand der vollständige Name des Verstorbenen. Über dem Text waren auf der Tafel ein paar bunte Blumen gemalt.

So viel über die Vorgänge in meiner Sitzung mit Palma, wie sie dem Augenschein nach verlief.

In Wirklichkeit fand folgendes statt. Als das Medium zurückkam — ich hatte inzwischen meine Fragen aufgeschrieben — hatte es sich mit einem leeren, steifen, weißen Stück Papier versehen das in vier Teile gefaltet und ebenso groß war wie dasjenige, das es mir gegeben hatte. Dieses Papier hielt Palma in seiner Hand verborgen. Nachdem ich ihm mein Papier gegeben hatte, faltete Palma es in vier Teile, entsprechend dem in seiner Hand verborgenen. Dann ließ er das meinige in der Hand verschwinden und vertauschte es mit dem weißen. (Ein bei Taschenspielern wohlbekanntes Verfahren, das leichter auszuführen ist mit dickem, steifem Papier als mit dünnem.) Das leere Papier legte er unter den Briefbeschwerer und behielt mein Stück Papier in der rechten Hand versteckt.

Nunmehr nahm er die große Schiefertafel vom Tisch weg, zusammen mit einer kleinen, die darunter verborgen lag und worauf die farbigen Blumen bereits gemalt waren; dann zog er sich nach der andern Seite des Zimmers zurück, wo er, gedeckt durch die große Tafel und unter dem Vorwande, mein Horoskop zu stellen, mein Papier öffnete, meine Fragen las und die Antworten auf die verborgene kleine Tafel schrieb, indem er gleichzeitig meinen Rufnamen und den vollständigen Namen meines ehemaligen Freundes abschrieb.

Während er so beschäftigt war, stellte ich mich, als wenn ich eifrig bemüht wäre, meine sechs Tafeln abzuwischen und zu reinigen, in Wirklichkeit aber zeichnete ich jede einzelne mit einem Präparat, das nicht abgerieben werden kann. Als Palma mit seinen angeblichen Berechnungen fertig war, legte er die große Tafel (mit der verborgenen kleinen Tafel darunter) neben meine Tafeln auf den Tisch. (Die Schrift auf der kleinen Tafel befand sich jetzt auf der unteren Seite.) Unter dem





Honoré Daumier:
Ratapoil. Rückansicht.
Zum Essay v. Ernst Schur.

Vorwande, meine Tafeln zu reinigen, mit denen er ziemlich lange herumwirtschaftete, vertauschte er eine von ihnen mit der verborgenen präparierten und bildete dann einen Stoß von sechs Tafeln, der fünf von meinen Tafeln enthielt und die präparierte. Dabei sorgte er dafür, daß diese letzte zu unterst zu liegen kam, mit der Schriftseite nach unten. Nun schaffte er die große Tafel von der Tischfläche oben auf den andern Haufen kleiner Tafeln, die weiter ab lagen, indem er so unter Deckung durch die große Tafel die eine von meinen Tafeln aus meiner Nähe entfernte, die er vorher an Stelle der präparierten unter die große Tafel geschoben hatte. Schließlich zog er seinen Stuhl nahe an meinen heran, nahm das leere gefaltete Papier unter dem Briefbeschwerer hervor, vertauschte es in der Hand mit dem meinigen und gab mir meinen eigenen Zettel mit der Bitte, ihn in die Tasche zu stecken.

Die Rede, die nun folgte, während der das Medium meine Hand hielt, kam angeblich von einem Kontrollgeist, war jedoch in Wirklichkeit die Ansprache eines Taschenspielers, die den Zweck hat, die Aufmerksamkeit von seinen Bewegungen abzulenken. Da das Medium meine Fragen bereits gelesen hatte — nämlich als es vorgab, durch die große Tafel gedeckt, mein Horoskop zu berechnen — war die sog. Kontrolle natürlich imstande, sie genau zu beantworten und sich auf Dinge zu beziehen, die in meinem Brief erwähnt waren. Als Palma meine Hand losließ, hob er die drei oberen Tafeln auf, legte den Schieferstift und das Stück Papier mit den Farbenflecken auf die obere Tafel dieses Haufens, nahm dann die übrigen drei Tafeln, gleichfalls in einem Haufen, und zuletzt drehte er den ganzen aus sechs Tafeln bestehenden Stoß um. (Nach dieser Bewegung wurde die präparierte Tafel mit der Schrift nach unten, die anfangs zu unterst gelegen hatte, die vierte von oben und trug jetzt die Schrift auf der oberen Seite.) Ich nahm das Papier mit meinen Fragen aus der Tasche und legte es, wie verlangt worden war, unter die oberste Tafel des so umgeschichteten Haufens von sechs Tafeln. Dann hielten wir beide die Tafeln. Das Geräusch des Schreibens wurde von Palma erzeugt, indem er auf der untersten Tafel mit einem Fingernagel kratzte. Während dieses Vorgangs machte er die krampfhaften Bewegungen, damit man die Bewegung in seinen Handmuskeln nicht entdecken sollte. Die drei oberen Tafeln wurden entfernt, und die Schrift wurde aufgedeckt.

Die Schrift auf der Tafel ähnelt nicht im mindesten der Handschrift meines verstorbenen Freundes, sondern gleicht der des Mediums.

Eine ganz hervorstechende Eigentümlichkeit in Palmas Schrift (von der ich eine Probe besitze) erscheint auch in der Schrift auf der Tafel. Am Schluß der Sitzung prüfte ich die sechs Tafeln; ich fand, daß fünf von ihnen noch naß waren und mein geheimes Zeichen hatten. Die mit der Schrift war vollständig trocken und trug mein Zeichen nicht. Es war in der Tat eine untergeschobene Tafel, die nicht zu den anfangs vorhandenen sechs Tafeln gehörte, die ich als meine Tafeln bezeichnet habe. —

III.

In dem mitgeteilten Beispiel sind zwei Darstellungen enthalten: die äußere und die innere Geschichte des Vorgangs. Es ist leicht zu sehen, daß ein minder guter Kenner, der nur die Außenseite beobachtet hätte, einen Wunderbericht geliefert haben würde, mit dem die Aussagepsychologie wenig anfangen könnte. In unserm Fall aber, wo wir die beiden Seiten kennen lernen, wird die Möglichkeit einiger der vorher erörterten Beobachtungsfehler recht deutlich. Wir hatten erfahren, daß bei durchschnittlichen Aussagen gern und leicht typisiert wird. Wenn uns also z. B. versichert wird, es schreibe auf der Tafel, und wir gleichzeitig ein Kratzen hören, so fassen wir das Ereignis im Sinne des uns geläufigen Typus auf und behaupten frischweg als Tatsache, was doch nur — und zwar falsch — erschlossen war: es habe in jenem Augenblick auf der Tafel geschrieben. Eine besonders rüstige Einbildungskraft mag wohl sogar nach Ablauf einiger Wochen sich einreden, man habe auf der offenen Tafel ein frei stehendes Stückchen Schiefer schreiben sehen. Ferner sei an die allgemeine psychologische Tatsache erinnert, daß sukzessive ähnliche Vorgänge einander gleichgesetzt werden. Auf unser Beispiel übertragen: die Ortsveränderung der Tafeln erscheint dem oberflächlichen Beobachter jedesmal gleichwertig, während sie in Wahrheit immer eine andere Bedeutung hat. Und um schließlich nur noch einen Punkt hervorzuheben: es ist klar, wie sehr es darauf ankommt, die Reihenfolge der Ereignisse und die Zahl der jeweilig im Spiel tätigen Tafeln genau festzustellen. Versagen Beobachtung und Gedächtnis in dieser Beziehung, so wird der ganze Vorgang unerklärlich.

Gegenüber den von überzeugten Spiritisten stammenden Berichten muß die Kritik anders verfahren; sie kann nur im allgemeinen die Unzulänglichkeit der Beschreibung aufdecken. Auch das sei an der Hand eines Beispiels versucht. Als solches schlage ich einen Bericht vor, der nicht von einem unbeträchtlichen Beobachter, sondern von einem bedeu-

tenden Gelehrten verfaßt war, und der in der Geschichte des Spiritismus eine große Rolle spielt. Ich meine Zöllners Erzählung seines Versuchs, durch das bekannte Medium Slade einen Knoten in einen endlosen Bindfaden schürzen zu lassen. Der Bericht steht im zweiten Band von Zöllners „Wissenschaftlichen Abhandlungen" und wird von dem einstigen Philosophieprofessor Ulrici gerühmt, weil er „mit aller wünschenswerten Genauigkeit" abgefaßt sei. Zöllner schreibt: „Die Dicke des neuen und festen, von mir selbst gekauften und aus Hanf bestehenden Bindfadens betrug zirka 1 Millimeter, die Länge des Fadens, bevor die Schlingen in demselben geschürzt waren, zirka 148 Zentimeter. Die Enden desselben wurden vor Anlegung des Siegels durch einen gewöhnlichen Knoten fest zusammengeknüpft, alsdann die freien Enden des Knotens auf ein Stück Papier gelegt und auf demselben mit gewöhnlichem Siegellack derartig festgesiegelt, daß der Knoten gerade noch am Rande des nahezu kreisförmigen Siegels sichtbar war. Alsdann wurde das Papier rings um das Siegel abgeschnitten. Die beschriebene Versiegelung von zwei solcher Bindfäden mit meinem Petschaft fand am Abend des 16. Dezember 1877 in meiner Wohnung unter den Augen mehrerer Freunde und Kollegen von mir selber statt, und zwar nicht in Gegenwart von Herrn Slade. Zwei andere Bindfäden von derselben Beschaffenheit und Größe wurden erst am andern Morgen von W. Weber in seiner eigenen Wohnung und mit seinem Petschaft versiegelt. Mit diesen vier versiegelten Bindfäden begab ich mich alsdann in die benachbarte Wohnung eines meiner Freunde (des Herrn von Hoffmann), welcher die Güte gehabt, Herrn Slade über acht Tage als Gast in seinem eigenen Hause aufzunehmen. Die betreffende Sitzung fand unmittelbar nach meiner Ankunft in dem Wohnzimmer meines Freundes statt. Unter den vier Bindfäden wählte ich selber einen aus, und um ihn, bevor wir uns an den Tisch gesetzt hatten, nie aus den Augen zu verlieren, legte ich mir denselben derartig um den Hals, daß das Siegel auf der Vorderseite meines Körpers herabhing und stets von mir beobachtet wurde. Während der Sitzung, in der Slade zu meiner Linken saß, behielt ich das unveränderte Siegel stets vor mir. Slades Hände waren jederzeit frei sichtbar: mit der linken faßte er sich öfter, über schmerzhafte Empfindungen klagend, an die Stirn; mit der rechten hielt er ein kleines, zufällig im Zimmer befindliches Brett unter den Rand der Tischplatte. Der herabhängende Teil des Fadens lag zwar unbeobachtet auf meinem Schoße, aber die das Brett haltende Hand Slades blieb mir stets sichtbar. Ein Ver-

schwinden oder eine Gestaltveränderung der Hände Slades beobachtete ich nicht: er machte einen durchaus passiven Eindruck, so daß wir nicht behaupten können, er habe durch einen bewußten Willen jene Knoten geknüpft, sondern nur, daß sie in seiner Gegenwart unter den angegebenen Verhältnissen ohne sichtbare Berührung des Bindfadens entstanden sind." (a. a. O. II, 1, S. 214 f.) Aus einem Hinweis im ersten Teil von Zöllners Abhandlungen (S. 726) und aus der dort eingefügten photographischen Abbildung ersieht man, daß es sich um vier nicht fest zugezogene Knoten, sondern lose, knotenförmige Verschlingungen handelt.

An der soeben erwähnten Stelle ist auch etwas gesagt, was der „mit aller wünschenswerten Genauigkeit" abgefaßte Bericht leider verschweigt, daß nämlich derselbe Versuch bereits einige Male vergeblich gemacht worden war, ehe er glückte. Slade wußte also, worauf es ankam, und hatte Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Wie viele Möglichkeiten betrügerischer Maßnahmen so entstehen, läßt sich unschwer begreifen. Auffallend ist ferner, daß Zöllner anscheinend nach der Sitzung weder Papier und Siegel genau geprüft, noch die Länge des geknoteten Fadens gemessen hat; zum mindesten bemerkt er nichts darüber und zeigt eben hiermit, wie harmlos er dem Verlauf der Dinge gegenübergestanden hat. Wir erfahren nicht einmal, was aus den übrigen drei Bindfäden inzwischen geworden war! Die Beschreibung der Sitzung selber ist im höchsten Maße ungenau. Kein Wort über die Zeitdauer, die das ganze Experiment in Anspruch genommen hat — nur der Ausdruck „während der Sitzung" deutet auf eine ziemliche Länge, — keine fortlaufende Aufzeichnung der Bewegungen des Mediums usw. Äußerst verdächtig ist das Brett, das zufällig im Zimmer war — wer in aller Welt hat „zufällig" in seiner Stube ein Brett? Es erinnert stark an die große Schiefertafel, die Palma als Deckung zu benutzen pflegt. Offenbar hat Zöllner die Sache bloß unter dem Gesichtswinkel des experimentierenden Naturforschers angesehen, d. h. er hat die Vorbereitungen mit größter Genauigkeit getroffen und beschrieben, dem Ablauf selber jedoch geringere Beachtung geschenkt. Der Physiker darf so verfahren, weil er lediglich mit der gesetzmäßig wirkenden Natur zu schaffen hat: ist die Anlage des Versuchs exakt und richtig erfolgt, so ist des Forschers Hauptarbeit geschehen. Bei spiritistischen Untersuchungen beginnt die schwierigste Aufgabe eben mit den Erscheinungen selber, und die vor allem nötige Eigenschaft ist die des psychologischen Beobachters, von der Zöllner schlechterdings gar nichts besessen hat. So erklärt es sich endlich, daß er nichts

darüber bemerkt, wann er seinen Bericht niedergeschrieben hat, obwohl die Zuverlässigkeit von der Länge der inzwischen verflossenen Zeit wesentlich mitbestimmt wird.

Dies alles wird hier nicht zum ersten Male gesagt, auch nicht in bezug auf Zöllners Bericht, aber es muß bei der Verbreitung des Spiritismus immer von neuem wiederholt werden. Wenn schon der Bericht eines hervorragenden Gelehrten so arge Schäden aufweist, was ist dann von den durchschnittlichen Erzählungen zu erwarten? Prüft man systematisch die aus ihnen erschließbaren Möglichkeiten der Täuschung, so stößt man verhältnismäßig selten auf Halluzinationen, an die von Gegnern des Spiritismus gewöhnlich zuerst gedacht wird. Da in der Regel mehrere Teilnehmer dasselbe erlebt zu haben glauben, müßten sich gemeinsame Halluzinationen durch psychische Ansteckung bilden, und das kommt gewiß nicht allzu häufig vor. Meist werden wohl Sinnesreize unter suggestiven Einflüssen mißdeutet, also Illusionen künstlich erzeugt. Man glaubt kaum, was die geschäftige Phantasie einer im Dunkeln harrenden Menge aus einem Knarren, einem Lichtschimmer oder einer Tastempfindung herauszulesen vermag! Ich entsinne mich einer Dunkelsitzung, in der die Nachbarn des weiblichen Mediums durch Berührungen aus der Geisterwelt erfreut wurden. Die wirkliche Ursache konnte leicht festgestellt werden. Als ich zweimal ganz zart am Knie berührt worden war, scheinbar ohne es zu bemerken, wartete ich mit der Hand unter dem Tisch auf die dritte Berührung, griff zu und faßte ohne Zweifel einen in Strümpfen steckenden Fuß, der sich in eine rundliche Wade fortsetzte. Das Medium schrie vor Schreck laut auf, zog mit reflexmäßiger Stärke und Schnelligkeit das Bein zurück und erklärte auf die teilnehmenden Fragen der Beisitzer, daß sie selber soeben von Geisterhand gepackt worden sei. Und was hatten die anwesenden Spiritisten zu fühlen behauptet? Riesenfäuste, Kinderhändchen, Hundeköpfe — kurz, sie hatten in die einfache Berührung durch eine Fußsohle die wunderbarsten Abenteuer hineingeheimnißt.

In Ausnahmefällen mag wirklich einmal eine gemeinsame Halluzination zustande kommen. So erkläre ich mir wenigstens vorläufig gewisse sonst unbegreifliche Erzählungen. Beispielsweise ein von indischen Fakiren ausgeführtes Kunststück. Die verschiedenen Zeugnisse stimmen in folgendem überein. Ein Gaukler wirft ein Seil in die Luft, das sich in ein unsichtbares Etwas oben am Himmel einhakt. Die Zuschauer sehen das Seil gerade in die Höhe steigen, solange sie es überhaupt noch er-

blicken; jedenfalls sinkt es nicht sogleich wieder zusammen, nachdem es hochgeworfen war. Ein Knabe klettert anscheinend an dem Seil empor; er wird kleiner und immer kleiner, bis auch er schließlich dem Gesichtskreis entschwindet. Wenige Minuten später fallen Stücke seines Körpers vom Himmel herab, erst ein Arm, dann ein Bein usf.; diese Teile bedeckt der Gaukler mit einem Tuch, murmelt etwas, zieht das Tuch wieder fort und der Knabe springt lachend empor. Zuletzt wird das Tau von seinem unsichtbaren Haken losgemacht und aufgerollt. Ich vermute hinter dem Trick eine Reihe künstlich herbeigeführter Halluzinationen. Auch habe ich nie davon gehört, daß die photographische Platte den Vorgang fixiert hätte.

IV.

In der Mehrzahl der Fälle aber wird der Beobachter weder durch plumpe Taschenspielerei noch durch Trugwahrnehmungen getäuscht, sondern er wird in feinerer Weise veranlaßt, sich selbst durch Lücken der Aufmerksamkeit und Irrtümer der Deutung zu täuschen. Wir haben anfänglich von der subjektiven Seite zutreffender Aussagen behauptet, daß die Aufmerksamkeit richtig eingestellt und in gleichmäßiger Spannung erhalten werden muß. Der letzten Forderung kann schon wegen der übermäßigen Dauer der Sitzungen selten entsprochen werden. Ich hatte einmal ein Medium zu prüfen, in dessen Gegenwart die „Durchdringung der Materie" angeblich vorkommen sollte. Ein Büchlein war in einen Kasten gelegt, der Kasten versiegelt und in ein „Kabinett" gestellt worden, während das Medium in einem anderen Zelte saß. Wir Teilnehmer waren angewiesen worden, an das vorausgesagte Ereignis zu denken und beileibe nicht das Buch zu berühren, wenn es jemand in den Schoß fallen sollte. Der besseren „Stimmung" wegen mußten wir unter Harmoniumbegleitung singen; wir einigten uns auf das Lied „Stille Nacht, heil'ge Nacht", und wiederholten ungezählte Male die erste Strophe, da die Kenntnis des Textes bei den meisten nicht weiter reichte. Bereits nach einer Stunde waren wir so mürbe, daß von scharfer Beobachtung nicht mehr die Rede sein konnte. Die wäre übrigens unnötig gewesen, denn nach zwei Stunden, als wegen allgemeiner Ermattung die Sitzung geschlossen wurde, fanden wir Büchlein und Kasten unversehrt am selben Orte wieder.

Für die richtige Einstellung der Aufmerksamkeit gilt als Vorbedingung, daß man wisse, was da geschehen wird. Von den spiritistischen

Erscheinungen wird der Forscher jedoch in der Regel überrascht: sie treten sprunghaft, ja katastrophisch auf und treffen daher auf eine schlecht vorbereitete Empfänglichkeit. Eine rühmliche Ausnahme bildet die viel genannte Eusapia Paladino. Sie hat in meiner Gegenwart öfter angekündigt, was kommen werde, und Erscheinungen, deren sie sich jedenfalls ganz sicher fühlte, auf Wunsch wiederholt. Trotzdem mißlang es mir, den modus operandi zu entdecken (obwohl vieles andere nachweislich Betrug war), und ihr hinwiederum mißlang es, die gleichen Phänomene zu erzeugen, sobald die Bedingungen so eingerichtet waren, daß eine mechanische Herstellung tatsächlich ausgeschlossen gewesen wäre. Die Begleitumstände aller dieser Vorkommnisse sind eben für wissenschaftliche Ansprüche die denkbar ungünstigsten. Denn selbst wenn das Ereignis als solches vorauszusehen ist, so muß man doch für die Entscheidung über seine Bedeutung vor allem wissen, worauf es dabei ankommt. Da erzählt beispielsweise jemand von einer Sitzung, er habe den die Hauptrolle spielenden Gegenstand auf den Tisch gelegt. In Wahrheit hat das Medium in dem Augenblick, wo des andern Finger sich dem Tische näherten, ihm in selbstverständlicher und unauffälliger Weise das Objekt aus der Hand genommen und selber hingelegt. Der Zeuge hat das im Augenblick natürlich bemerkt, aber bald danach als etwas ganz Nebensächliches vergessen, weil er nicht ahnte, daß der ganze Trick eben hiervon abhängt. Selbst der Taschenspieler, der berufsmäßige oder der Dilettant, der jenem manchmal überlegen ist, kann nicht ohne weiteres als maßgebend gelten. In der Geschichte des Spiritismus hat es sich mehr als einmal ereignet, daß Taschenspieler vorbehaltlos gewisse Kunststückchen für übernatürliche Erscheinungen erklärt haben. Denn diese Sachverständigen sind durch Tricks, die in einer ganz andern als in der ihnen bekannten Art zustande kommen, ebenso leicht zu täuschen wie jeder Laie, ja noch leichter, weil sie sich für unfehlbar halten. Vermögen sie z. B. Schiefertafelschriften gleich der oben erwähnten auf fünf oder sechs verschiedene Weisen zu erzeugen und lernen sie nun ein Medium kennen, das nach abweichenden Grundsätzen, aber mit einer durch einseitige Übung stark entwickelten Geschicklichkeit vorgeht, so sind sie gerade infolge ihrer sonstigen Fachkenntnis noch mehr erstaunt als der ungeschulte Beobachter.

Um zu zeigen, wie schwer es fällt, den entscheidenden Punkt herauszufinden, erinnere ich endlich noch an die Aufsehen erregenden Berichte über den „Hellseher" Reese. Den Gewährsmann einer großen Berliner Zeitung hatte Reese gebeten, er solle auf einen Zettel den Namen seines

ersten Lehrers schreiben, auf andere Zettel anderes. „Dann," erzählt der Berliner, „ging Reese aus der Stube und ließ mich allein. Ich verschloß die Stube und schrieb, wie mir geheißen war, faltete jeden Zettel mehrmals zusammen und steckte jeden in eine andere Tasche meines Gewandes. Dann rief ich Reese herein, der sich inzwischen in einer weit entlegenen Stube des Hotels aufgehalten hatte. Reese schrieb dann mit hebräischen Buchstaben auf einen Zettel zwei Sätze, hieß mich aufs Geratewohl drei von den Buchstaben ausstreichen, ließ sich von mir die Hand auf seine Stirn legen und sagte: Ihr erster Lehrer hieß Milan Kobali. Das stimmte. Dieser Lehrer lehrte mich vor 18 Jahren in einer südungarischen Provinzstadt das Alphabet und ist nun schon seit 15 Jahren tot . . . Ja, er nannte mir den Kosenamen, den ich einer Dame zu geben pflegte, einen Kosenamen, der in einem Drama Gerhard Hauptmanns vorkommt, und den ich überdies noch in einer Verstümmelung anwendete, so daß er den bizarrsten Klang hatte, den ein menschliches Ohr je vernommen. Und Reese nannte den Namen in dieser sonderbaren Form!"

Der Berichterstatter suchte mich kurz nach der Veröffentlichung seines Erlebnisses auf. Durch vorsichtige Fragen gelang es mir, mehrere nicht gewollte Ungenauigkeiten der Darstellung aufzudecken. Nach dem oben wiedergegebenen Bericht sieht es doch so aus, als habe Reese in weiter Entfernung von dem Zeugen die geheimnisvollen Buchstaben gekritzelt; hierauf sei der Zeuge herangetreten, habe die drei Buchstaben ausgestrichen, die Hand auf Reeses Stirn gelegt und nun die Auskunft erhalten. In Wirklichkeit hat unser Gewährsmann während der ganzen Dauer der Schreiberei beide Hände dem Hexenmeister an die Stirn drücken müssen, alsdann sie abgenommen und die Lettern durchstrichen. Für einen guten Taschenspieler ist es eine Kleinigkeit, beim Schreiben dem dicht vor ihm Stehenden mit der linken Hand ein paar Zettel aus der Westentasche zu nehmen, ihren Inhalt festzustellen und sie nachher dem über den Tisch Gebeugten und nun selber die Feder Führenden wieder hineinzustecken.

Am lehrreichsten jedoch finde ich, daß auf die hellseherische Entdeckung wunderlich klingender Namen solcher Wert gelegt wird. Der Leser kommt gleich seinem Gewährsmann in die Gefahr, zu übersehen, daß es sich lediglich um die Wiedergabe aufgeschriebener Namen handelt und daß es nicht erheblich schwerer ist, Milan Kobali als August Müller zu lesen oder sogar den Kosenamen „mein überzuckertes Sonnenstrählchen"

anstatt „meine Anna" zu entziffern. Auch wer an Hellsehen glaubt, sollte begreifen, daß die Seltenheit eines Namens so lange keinen Unterschied macht, als der Name vom Anfragenden selber vorher angegeben werden muß. Dennoch verschiebt sich regelmäßig in dieser Weise die Wertbetonung bei arglosen Zeugen. Gerade über den „Hellseher" Reese habe ich in einem umfangreichen und zeitraubenden Briefwechsel die Erfahrung gemacht, daß die Beobachter ihre Aufmerksamkeit auf Nebensachen richten und von den wesentlichen Punkten weder klare noch allgemein übereinstimmende Auskunft zu geben vermögen. Deshalb fällt es dem Unbeteiligten so schwer, bloß auf Grund von Berichten nachträglich einen Vorgang zu erklären. Daß es trotzdem gelegentlich glücken kann, lehrt die kritische Untersuchung, die Hereward Carrington einem berühmten Falle Aksakows hat zuteil werden lassen. In diesem Falle soll ein Teil des Körpers der Frau d'Espérance dematerialisiert worden sein, um dem Spirit den nötigen Stoff zu seiner Verkörperung zu leihen; während der Oberkörper des Mediums auf dem Stuhl gesehn oder getastet werden konnte, war von den Beinen auf dem Stuhlsitz nichts zu fühlen. Aksakow hielt den Vorfall für einen der beweiskräftigsten. Prüft man indessen die Zeugnisse, so ergibt sich, daß von den fünfzehn anwesenden Personen einige jeden Bericht verweigert haben (mutmaßlich weil sie sich betrogen glaubten und doch keine befriedigende Aufklärung zu geben vermochten), ferner daß von den übrig bleibenden Aussagen die meisten unbestimmt oder negativ sind, endlich daß nur drei entschieden zugunsten des Phänomens sprechen. Mit Hilfe dieser drei ausführlichen Gutachten gewinnt man ein klares Bild des Sachverhalts. Das Medium hat, von der Dunkelheit begünstigt, für kurze Zeit seine Beine zwischen Rückenlehne und Sitz des Rohrstuhles nach hinten geschoben, so daß nur die Kleider vorn auf dem Sitz blieben. Da die Maße des Stuhles mitgeteilt werden, hat Carrington den Versuch nachahmen und seine Ausführbarkeit unwiderleglich feststellen können.

Einer der Teilnehmer an jener denkwürdigen Sitzung mußte, durch immer weiter gehende Fragen veranlaßt, mehrmals sich aussprechen; dabei sind seine Angaben nicht nur reicher an Einzelheiten, sondern auch begeisterter geworden, so daß der Vorgang im letzten Bericht um vieles wunderbarer aussieht als im ersten. Hierdurch werden wir auf eine weitere Grenze spiritistischer Beobachtungen aufmerksam gemacht. Der Wert der Zeugnisse hängt davon ab, wann sie ausgestellt werden. Auch bei gewissenhaften Beobachtern verschiebt sich im Lauf der Jahre manches.

Anfänglich sind ihnen die Einzelheiten noch gegenwärtig; aber was sie nach reiflicher Überlegung für Nebensache halten, das vergessen sie ziemlich schnell. Mittelglieder werden ausgeschaltet, Punkte miteinander verknüpft, die vorher weit getrennt waren — oder es wird umgekehrt dies und das von der allmählich freier schaltenden Einbildungskraft hinzugefügt. Welche Veränderungen erfolgen, das ist durch das Gefühlsverhältnis zu der Angelegenheit bestimmt. Wenn jemand anfangs gläubig gewesen war und sich später dessen schämt, so läßt er alles „Überzeugende" in der Erinnerung zurücktreten; ist er dagegen durch Zwischenfälle oder neue Erfahrungen vom Zweifel zum Glauben bekehrt worden, so färbt sich alles im entgegengesetzten Sinne.

Noch wichtiger ist der Anteil des Gefühls während der Sitzungen selber. Als ich zu Anfang unserer Betrachtung das Freisein von Erregungen emotionaler Art als eine der Beobachtung günstige Bedingung nannte, fügte ich sogleich hinzu, daß diese Freiheit gegenüber spiritistischen Vorgängen gar selten eintritt. Die Spiritisten befinden sich von vornherein in einer Stimmung, in der sie einerseits alles, selbst das Unglaubliche, für möglich, andererseits alles, selbst das Einfachste, für wunderbar halten. Doch auch kühlere Beobachter geraten leicht in einen ihren Blick trübenden Aufregungszustand. Das Gefühl, dem irgendwie Wunderbaren nahe zu sein, der Gedanke an Erfahrungen anderer, die Sonderbarkeit der ganzen Lage, die Bemerkungen der übrigen Teilnehmer — das alles pflegt, wie ich mehrmals gesehen habe, sogar ausgezeichnete Naturforscher und Ärzte aus dem so nötigen Gleichmut herauszubringen. Erst nachdem jemand mehrere Sitzungen mitgemacht hat, kann sich in ihm die gleichmäßig ruhige Stimmung entwickeln, die den Wert der Aussage erhöht.

Zusammenfassend wäre also zu sagen: Wir haben zwar ungezählte Berichte über spiritistische Erscheinungen. Aber in den meisten Fällen beweisen sie nur, daß die Berichterstatter nicht ahnen, was in solchen Dingen wissenschaftliche Evidenz heißt. Denn das menschliche Zeugnis ist, wie unsere Überlegung gezeigt hat, ganz besonders unzuverlässig unter den Umständen, an die die spiritistischen Erscheinungen geknüpft sind. Aus den allermeisten Erzählungen erfahren wir nicht, was vorgefallen ist, sondern etwas ganz anderes. Daher muß aufs ernsteste davor gewarnt werden, die Berichte zu weitreichenden Folgerungen zu benutzen.

Hugo Eckener:
Graf Zeppelin.
Sein Luftschiff und seine Persönlichkeit.

(Mit einem Bilde von Ernst Pickardt.)

Man muß schon auf ganz große Epochen in der Geschichte unseres deutschen Volkes zurückgreifen, um ähnliche Tage einer allgemeinen nationalen Begeisterung und einer fast überschwenglichen Opferfreudigkeit in allen Ständen, allen Gauen zu finden, wie wir sie unlängst erlebten, als das Zeppelinsche Luftschiff seinen Triumphflug über das Rheintal nahm und dann durch die jähe Katastrophe bei Echterdingen alle Gemüter in den Tiefen erschütterte. Was war die Ursache dieser beispiellosen Volksbewegung? War es die Begeisterung und das Verständnis für das epochemachende Werk des kühnen Konstrukteurs, das eine uralte Sehnsucht des Menschengeschlechtes zu befriedigen versprach? War es die Sympathie für die edle Persönlichkeit des tapferen Grafen, der durch sein ideales, vorbildliches Streben und Leben und durch die rührende und zugleich erhebende Geschichte seines Kämpfens und Leidens unserer mattherzigen, kleinlichen Generation als ein aus unerquicklichen Miseren uns emporhebender Nationalheros erscheinen mochte? Oder waren es vielleicht dunkle Beklemmungen politischer Art, die unbestimmte Hoffnungen an das modernste Kriegswerkzeug knüpften, das Graf Zeppelin seinem Volke baute? Wir wissen es nicht. Vielleicht war etwas von allem in dem Gefühl vorhanden, das in so elementarer Weise sich Luft machte.

Erstaunlich ist es jedenfalls, daß das ganze große Publikum der „Laien", das stets so skeptisch jeder Luftschiffahrt gegenüber stand, plötzlich ein so schrankenloses Vertrauen einem Fahrzeug entgegenbrachte, das von den „Fachleuten" noch bis zur heutigen Stunde mit einem nicht unbeträchtlichen Schütteln des Hauptes angesehen wird. Fachleute sind zwar in der Regel bedenklicher. Das Wissen von all den kleinen Bosheiten und Widerständen der Materie macht zaghafter. Die schöne Naivität läßt optimistischere und kühnere Gedanken fliegen. Sollte auch hier die Unkenntnis den Freudentaumel der Hunderttausende begünstigt haben? Oder trägt eine glückliche, frische Intuition die Volks-

seele zu einem besseren Begreifen des Neuen empor, als es die nur allzu leicht verknöcherte Tradition der „Schule" zuläßt?

Denn kühn und neu ist die Grundidee des Grafen Zeppelin! Mag man noch so viel das alte Aeronautenproblem der „Landbarkeit" des „starren" Luftschiffes erörtern und mag auch Graf Zeppelin selber sich im Eifer der Kontroverse und der Defensive oft zu Erörterungen der Landungsfähigkeit seines Schiffes unmerklich haben drängen lassen — der originelle und letzte Gedanke seiner Konstruktion ist doch der, daß er gar kein Schiff zum L a n d e n, sondern ein Schiff zum F l i e g e n bauen wollte. Das soll man nicht verdunkeln! Durch großes Flug- und Steuervermögen und durch unbedingte Betriebssicherheit wollte er alles, auch das Problem der Landbarkeit letzten Endes lösen. Und wir sind der festen Überzeugung, daß das der einzige Weg ist, je zu einer Luftschiffahrt großen Stiles zu gelangen. Alles Kompromisseln mit Forderungen, die die Freiballonpraxis eingibt, ist vom Übel. Das gibt ausgeklügelte, vielleicht „geistvolle" Konstruktionen, aber keinen großen Wurf, der neue Entwicklungsphasen einleitet. Es ist eine schwer verständliche, ja traurige und kraftlose Verzagtheit, wenn man angesichts der wunderbaren Entwicklung unserer modernen Technik glaubt bezweifeln zu müssen, ob jene Betriebssicherheit, die der Zeppelinsche Lenkballon erstrebt, auch erzielt werden könne, wenn man wegen der Motorpannen, an denen Zeppelins Fahrzeug zugrunde ging, an der Möglichkeit, ganz zuverlässige Motoren zu bauen, verzweifelt.

Graf Zeppelin konstruierte ein Luftschiff mit festem Aluminiumgerippe, an dem die Gondeln fest und unbeweglich angebracht sind. Der leitende Gedanke hierbei bestand hauptsächlich in folgendem: An dem festverbundenen Bau lassen sich die Triebkräfte und Steuerorgane bequem an d e n Punkten anbringen, wo sie die günstigste Wirkung erzielen. Die Propeller arbeiten in der Ebene des Widerstandsmittels und vermeiden störende Stampfbewegungen des Fahrzeugs, zumal der Schwerpunkt mit dem Widerstandsmittelpunkt sich bei dem „starren" Schiffe nahe zusammenbringen läßt. Die Steuer wirken ebenso an dem festverbundenen Bau am leichtesten und präzisesten, da keine lose mitgeschleppten Massen die Bewegungstendenzen von Gondeln und Ballonkörper durchkreuzen. Kräfte und Steuer wirken vielmehr an einem organischen Ganzen, das allen Befehlen präzise gehorcht.

Eine Folge dieser günstigen Eigenschaft ist die gute Ausnutzung der Triebkräfte in bezug auf die Fahrtgeschwindigkeit. Das starre Schiff

zeigt ein unvergleichlich ruhiges, gleichmäßiges Dahinschweben. Weder ein Zickzackkurs in der Vertikal- oder Horizontalebene, noch vermehrte Reibungswiderstände des schräg stehenden Ballonkörpers beeinträchtigen die Geschwindigkeit. Das ist um so belangreicher, als das lange starre Gerippe überdies gestattet, zwei Propellerpaare über zwei Gondeln anzubringen und das Zeppelinsche Fahrzeug relativ bedeutende Kräfte ins Spiel zu setzen vermag.

Ein großer Vorzug des starren Systems liegt ferner darin, daß es gestattet, Schiffe von fast beliebiger Größe zu erbauen, die stets ihre Form bewahren und einen großen Aktionsradius und große Tragkraft haben. Bei allen loseren Systemen wird es schwer möglich sein, über eine gewisse Größe hinaus zu bauen, da sich dann Schwierigkeiten ergeben, durch inneren Überdruck die Form des Schiffes zu erhalten. Durch den genannten Vorzug überwindet es auch seinen ursprünglichen Nachteil, der in der Schwere der metallischen Konstruktion begründet liegt. Bei einer gewissen Dimension wird nicht allein die absolute, sondern auch die relative Tragkraft der starren Schiffe eine sehr bedeutende.

Eine besondere Hervorhebung unter den vielen sonstigen Vorteilen des Zeppelinschen Typs mag dann noch der erfahren, daß man an dem starren Gestell in bequemer Weise alle Organe doppelt anbringen kann: Motoren, Luftschrauben, Höhen- und Seitensteuerungen sind an Zeppelins Luftschiff doppelt vorhanden. Die Betriebssicherheit wird damit eine erheblich größere.

Es sollten demnach schnelle, leicht steuerbare und betriebssichere Schiffe mit langem Flugvermögen sein, mit denen Graf Zeppelin das Problem der motorischen Luftschiffahrt lösen wollte und die er in seinem starren Typ gefunden zu haben glaubte. Der Widerstand gegen seine Ideen erhob sich von zwei Seiten. Die Ingenieure, und namhafte Autoritäten darunter, erklärten seine Konstruktion für ein Unding. Man warf ein, daß das leichte Gerippe unter der Last der Gondeln zusammenknicken würde. In der Tat traten bei den ersten Fahrten im Jahre 1900 recht starke Deformationen am Metallgerüst ein. Aber nichts ist unsinniger, als in Dingen der Technik heute ein „Unmöglich" zu sprechen. Besonders Ingenieure selbst sollten sich hüten. Am zweiten Modell des Grafen Zeppelin waren die Unzulänglichkeiten schon vollständig beseitigt. Ferner hatte man starke Bedenken bezüglich der Stabilität des Zeppelinschen Baues, weil das schwere Metallgerüst und die kurze, feste Gondelaufhängung eine hohe Lage des Schwerpunktes unvermeidlich machte.

Wenn nun auch nachweislich eine Kraft von etwa 60 Metertonnen einem Überschlagen des Schiffes sicher entgegenwirkte, so blieb doch stets eine große Labilität desselben um seine Querachse bestehen, und man hat die bedeutenden Stampfbewegungen, die die ersten beiden Modelle machten, immer wieder mit sehr bedenklichen Mienen konstatieren zu sollen vermeint. Graf Zeppelin wußte auch hier Rat, wo die Autoritäten unlösliche Schwierigkeiten zu sehen schienen. Durch eine geniale Anlage von Höhensteuerungen und Stabilisierungsflossen wußte er sein Schiff zugleich so stabil und doch wieder so beweglich zu machen, daß er als ein „Entdecker" in bezug auf das Stabilitätsproblem zu gelten hat. Die Leistungen seines Schiffes werden eine Revision alter Konstruktionsgesichtspunkte nach sich ziehen. Das Zeppelinsche Luftschiff fährt so „stabil", so ruhig und sicher wie kein anderes. Zugleich ist es so lenkbar und beweglich in der Vertikalebene wie kein zweites, selbst das Parsevalsche mit seiner verschiebbaren Gondel nicht ausgenommen.

Aus dieser wundervollen Eigenschaft des Fahrzeugs ergeben sich für seine Aktionsfähigkeit einige sehr wertvolle Konsequenzen. Da man vermöge der Höhensteuer sehr schnell und kräftig die Neigung des „Zeppelin" zur Horizontallage ändern und denselben schräge auf- oder abwärts treiben kann, so hat man es in der Hand, Auftriebs- oder Falltendenzen des Schiffes in starkem Maße zu begegnen. Die Kraft, mit der das schnelle Schiff solche Tendenzen besiegt, ist erstaunlich. Innerhalb eines Höhenspielraums von mehreren hundert Metern ist es beliebig dirigierbar. Auf- oder absteigenden Luftströmen räumt es ungern Herrschaft über sich ein. Starke Auftriebstendenzen, die sich aus Sonnenstrahlung und Gaserwärmung ergeben, vermag man durch die Höhensteuer und Drachenwirkung des Schiffskörpers selbst zu paralysieren. Damit ist die Möglichkeit gegeben, Gasverlusten und Ballastabgaben in hohem Grade auszuweichen und das Leistungsvermögen des an sich schon sehr potenten Schiffes gewaltig zu steigern.

Die eminente Steuerfähigkeit des Zeppelinschen Typs in der Vertikalebene erweist sich weiter als von ganz besonderer Bedeutung für das Problem der „Landlandung" des Schiffes. Neben den Ingenieuren, die die Festigkeit und Stabilität desselben bemängelten, traten schnell die Aeronauten auf den Plan und verurteilten das starre Fahrzeug in Grund und Boden wegen seiner angeblichen Unfähigkeit, auf festem Boden zu landen. Nun haben wir aber schon dargelegt, daß Graf Zeppelin bewußt mit der Absicht konstruierte, vermöge der Leistungsfähigkeit seines

Schiffes ungewollten Landungen aus dem Wege zu gehen. Sein Fahrzeug sollte immer imstande sein, in den Hafen zurückzukehren und event. in der Luft „abzuwettern“. Das ist nun aber nicht so aufzufassen, als ob, wie viele Aeronauten glauben, der „Zeppelin“ jede Berührung mit dem festen Boden zu scheuen habe. Sein Konstrukteur hat vielmehr von jeher betont, daß er mit seinem Schiff sanft und leicht, ohne jede Havarie landen könne. Jene oben erwähnte Stabilität und Beweglichkeit zugleich in der Vertikalebene ist es, der diese Fähigkeit entspringt. Gegen einen kräftigen Wind wird man damit in einer so glatten Weise landen können, wie die Freiballonaeronauten es sich nicht träumen lassen. Die Landung bei Echterdingen hat es bewiesen: In einem Wind von etwa 8 Metern setzte das Schiff so sanft und leicht bloß mit der vorderen Gondel auf, daß die Insassen es kaum spürten. Die viel unruhiger und weniger stabil in der Luft liegenden halbstarren und unstarren Schiffe werden eine solche Eleganz der Auflandung kaum je erzielen können. Zwar wird Graf Zeppelin solche Landungen nur bei gutem Wetter ausführen. Denn das Halten des Ballons auf dem festen Boden bei stürmischem Wetter wird allezeit eine mißliche Sache sein und zwar für alle Motorluftschiffe, nicht nur für den „starren“ Zeppelin. Eine ungewollte Landung, vielleicht infolge Motordefekts, wird immer nur zu leicht den Verlust des Fahrzeugs bedeuten. Den Schutz vor solchen Verlusten dürfen wir aber nicht in losen, lappigen Konstruktionen suchen und nicht in Reißbahnen, sondern in einer Steigerung der Betriebssicherheit und Leistungsfähigkeit der Luftschiffe.

Sehen wir uns nach diesen mehr allgemeinen Ausführungen einmal kurz die tatsächlichen Leistungen des Zeppelinschen Schiffes auf seiner Fernfahrt an. Das Luftschiff verließ am 4. August morgens früh um 6,20 Uhr seine Halle und schlug genau um $6^1/_2$ Uhr im Aufsteigen den Kurs auf Konstanz ein. Um 2,45 Uhr passierte es Mannheim, das unter Berücksichtigung der Rheinkrümmungen, denen das Schiff folgte, reichlich 410 Kilometer von Friedrichshafen entfernt ist. Also machte es fast genau 50 Kilometer die Stunde über dem Boden, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß das Schiff nicht immer, wenn auch meistens, mit beiden Motoren lief, und daß die 240 Kilometer von Basel bis Mannheim gegen eine allmählich sich verstärkende nördliche Luftströmung gingen. Die Leistungen anderer Luftschiffe, der „Patrie“ auf ihrer Reise Meudon-Verdun, des „Parseval“ und des alten Militärluftschiffes auf der Fahrt nach Brandenburg und zurück, bleiben mit ihren 30—35 Kilo-

meter Stundengeschwindigkeit weit dahinter zurück. Kurz hinter Mannheim erfolgte dann eine Motorpanne.

Was die Flugdauer angeht, so war das Luftschiff reichlich zwanzig Stunden in der Luft. Das ist nicht die Höchstleistung, die man von ihm erwarten darf und muß. Auf die für das Zeppelinsche Fahrzeug relativ kurze Dauer von zwanzig Stunden wurde die Reise auch lediglich durch Motordefekte hinuntergedrückt. Die oben erwähnte außerordentliche Kraftentwicklung, deren das Schiff in bezug auf willkürliches Hinauf- und Hinabdrücken vermöge seiner Höhensteuer fähig ist, vermochte dasselbe trotz der bedeutenden Erwärmung des Gases durch Sonnenstrahlung und trotz der starken Gewichtsabnahme infolge Benzinverbrauchs in ungefähr den gleichen Höhen wie bei der Abfahrt zu halten. Gasverluste durch Hochgehen kamen also zunächst nicht vor, und die Fahrtdauer hätte eine sehr ausgedehnte werden können. Erst als kurz hinter Worms ein Zahnrad an dem Kühlventilator defekt wurde und der eine Motor abgestellt werden mußte, wurde infolge der geringeren Eigengeschwindigkeit die Gewalt über das Schiff geringer, und man stieg in Höhen von mehr als 1000 Meter hinauf, wo die Ballons viel Gas abbliesen. Es wäre nun doch noch möglich gewesen, nach einiger Entlastung das Luftschiff wieder in vielstündiger Fahrt von Mainz bis an den Bodensee zurückzubringen, wenn nicht wieder ein Motordefekt eingetreten wäre, der dadurch bedenklich wurde, daß der Wind allmählich stark auffrischte. Auf den Fildern avancierte man trotz einer Eigengeschwindigkeit von reichlich 10 Sekundenmetern nicht mehr mit dem einen Motor.

Man darf auch bei vorsichtigster Berechnung aus den am 4. und 5. August gezeigten Leistungen die Annahme herleiten, daß schon das jetzt bei Echterdingen zerstörte Modell leicht zwei Tage und eine Nacht, also 36—40 Stunden hätte in der Luft bleiben können, wenn die Maschinerie intakt geblieben wäre. Das würde bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von auch nur 40 Stundenkilometer schon einen Aktionsradius von 1400—1600 Kilometern ergeben. Eine solche Leistungsfähigkeit muß schon jetzt genügen, das Schiff für strategische Aufklärungszwecke weitesten Umfangs als geeignet erscheinen zu lassen und das Landungsproblem, von ganz exzeptionellen Wetterlagen abgesehen, in dem von seinem Erbauer gewollten Sinne zu entscheiden. Selbstverständlich hat nun aber die auf der Fernfahrt gewonnene Erfahrung bereits allerlei Gedanken und Erwägungen zu einer weiteren Verbesserung des Schiffes und seiner Führung erstehen lassen. Man wird bei dem

HEYDEL, SCHLOSS FONTAINEBLEAU

Paul Heydel:
Schloß Fontainebleau.
(Aus der Berliner großen Kunstausstellung.)



mit der Eigengeschwindigkeit weit darunter zurück. Kurz hinter Mannheim erfolgte denn eine Motorpanne.

Wie die [illegible] angibt, so war das Luftschiff reichlich zwanzig Stunden in der Luft. Das ist nicht die Höchstleistung, die man von ihm erwarten darf [illegible]. Auf die für das Zeppelinsche Fahrzeug relativ kurze Dauer von zwanzig Stunden wurde die Reise auch lediglich durch Motordefekte heruntergedrückt. Die oben erwähnte außerordentliche Kraftentwicklung, deren das Schiff in bezug auf willkürliches Hinauf- und Hinabdrücken vermöge seiner Höhensteuer fähig ist, vermochte dasselbe trotz der bedeutenden Erwärmung des Gases durch Sonnenstrahlung und trotz der starken Gewichtsabnahme infolge Benzinverbrauchs in ungefähr den gleichen Höhen wie bei der Auffahrt zu halten. Gasverluste durch [illegible] kamen also [illegible] nicht vor, und die Fahrtdauer hätte eine sehr ausgedehnte werden können. [illegible] als kurz [illegible] Worms ein [illegible] an dem [illegible] bemerkt wurde und der eine Motor abgestellt werden mußte, wurde infolge der geringeren Eigengeschwindigkeit die Gewalt über das Schiff geringer, und man [illegible] Höhen von mehr als [illegible] ab, wie die Bauern [illegible] abließen. Es wäre nun [illegible] gewesen, nach einiger Entlastung das Luftschiff in [illegible] Fahrt von Mainz bis an den Bodensee zurückzubringen, wenn nicht [illegible] ein Motordefekt eingetreten wäre, der dadurch [illegible] wurde, daß der Wind allmählich stark auffrischte. Auf den [illegible] reagierte man trotz einer Eigengeschwindigkeit von reichlich [illegible]0 Sekundenmetern nicht mehr mit dem einen Motor.

Man darf auch bei vorsichtiger Berechnung aus den am 4. und 5. August gezeigten Leistungen die Annahme herleiten, daß schon das jetzt bei Echterdingen zerstörte Modell leicht zwei Tage und eine Nacht, also 38—40 Stunden hätte in der Luft bleiben können, wenn die Maschinen intakt geblieben wären. Das würde bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von [illegible] 40 Stundenkilometer schon einen Aktionsradius von [illegible] Kilometern ergeben. Eine solche Leistungsfähigkeit muß [illegible] genügen, das Schiff für strategische Aufklärungszwecke [illegible] als geeignet erscheinen zu lassen und das [illegible] in [illegible] Wetterlagen abgesehen, in dem [illegible] zu entscheiden. Selbstverständlich hat nun aber die auf der [illegible] gewonnene Erfahrung bereits vielerlei Gedanken und Erwägungen zu einer weiteren Verbesserung des Luftschiffes und seiner Führung entstehen lassen. Man wird bei dem

Paul Heydel: Schloß Fontainebleau. (Aus der Berliner großen Kunstausstellung.)



Neubau erhebliche Gewichtsersparungen machen können, man wird die Motore verstärken und namentlich in bezug auf die Ölung zuverlässiger bauen. Andererseits wird man bei der Führung auf großen Fahrten künftig umsichtiger handeln können, die Beanspruchung der Motore rationeller gestalten, der Ballastaufnahme eine größere Sorgfalt zuwenden und dergleichen mehr, um Gasverlust nach Möglichkeit hintanzuhalten. Nie gelang eine ganz große Sache auf den ersten Wurf! Aber der Schritt, den Graf Zeppelin machte, ist so gewaltig und epochemachend, daß wir seit der Schweizerreise und der Fernfahrt unbedenklich sagen dürfen: „Wir sind eingetreten in das Zeitalter des Luftverkehrs".

* * *

Nach den vorstehenden sachlichen Ausführungen darf man gewiß zugeben, daß das deutsche Volk von einem sicheren Instinkte geleitet war, wenn es das Werk des Grafen Zeppelin und seine Erfolge mit Jubel und Begeisterung begrüßte. Und doch glauben wir, daß in der wundersamen Bewegung, die jüngst aller Seelen ergriff, noch andere Empfindungen als die des Glücks und der Genugtuung über eine bedeutsame Erfindung sich äußerten. Was ist dem Volke schließlich ein Kultur förderndes Werk, und sei es auch ein Luftschiff, das uralte Ikaridenwünsche und -Sehnsuchten des Menschengeschlechtes zu verwirklichen verspricht? Wie oft, wie leicht schlägt in dieser krausen, brutalen Welt ein genial erdachtes Werk zum Unheil für die Menschen aus, zerstört es hier an Glück, was es dort davon austeilte! Aber was kann, was muß dem gesunden Empfinden des Volkes stets eine echt sittliche Persönlichkeit bedeuten, die ihm, zumal in trübseligen, kleinlichen Zeiten, als Held und Vorbild leuchtet, aus dem es Vertrauen und Zuversicht für seine eigene Zukunft schöpft! Der Einfluß, der von ihrem hohen Streben und ihrer Gesinnung weithin sich still verbreitet, mag oft der Menschheit mehr an echtem Glück schenken als aller Nutzen ihrer Werke und Erfindungen. Zu unverkennbar tönt aus all den rauschenden Kundgebungen der letzten Tage die tiefe Genugtuung darüber heraus, daß man einen edlen, unermüdlichen Streiter für eine bedeutsame Sache Siege erringen sehen durfte, die den Glauben an die Macht des Idealen in uns stärken und alle jene mit frischem Mut erfüllen müssen, die irgendwo im Dunkeln sonst noch für der Menschheit Glück sich mühen und leiden. Graf Zeppelin ist dem deutschen Volk kein bloßer Erfinder, er ist sein Held, der viele Millionen über sich selbst hinaus erhob.

„Arbeiten, nicht verzweifeln!" Dieser Carlylesche Wahlspruch fand

nie wohl bessere Erfüllung als in Graf Zeppelins Person. Was dieser seltene Mann litt und kämpfte für seine Ideen, das muß jedem, der es weiß, ans Herz greifen, und das lohnt ihm jetzt das deutsche Volk in der Größe des Triumphes, den es ihm bereitet. Hohn und Widerspruch trat ihm entgegen, als er, der „Laie", der alte Reiteroffizier zu Anfang der neunziger Jahre mit dem Entwurf seines „starren" Luftschiffes kam. In zäher Arbeit mußte er sich Schritt für Schritt Anerkennung erstreiten für die vielen kleinen und kleinsten neuen technischen und aerologischen Auffassungen, die er brachte. Wer ihn die ungezählten Winterabende bis in die Nacht beim Scheine seiner Lampe den tausend Problemen seines Planes in unermüdlichem Fleiße nachgehen, wer ihn immer neuen Schwierigkeiten, die Geldnot, Neid und Verständnislosigkeit vor ihm auftürmten, unentmutigt begegnen und rührig, unablässig im Lande für sein Dogma Jünger suchen sah, der mußte so viel Energie bewundern. Und wer dabei war, wie er an jenem Wintermorgen (17. Januar 1906) im Allgäu, aufrecht wie eine Eiche im Sturm, unter den Trümmern seines zweiten Luftschiffs stand und nicht verzweifelte, in Tagen, die auch sonst noch schwere Prüfungen ihm brachten, der verneigte sich ehrfurchtsvoll vor so viel Kraft und Größe eines Menschenherzens. Zu einer wahrhaft heroischen Charaktergröße reckte er sich empor in den schlimmen Frühjahrsmonaten, die jener Katastrophe folgten, als er der ganzen Welt zum Trotz mit letzten Mitteln sein Fahrzeug wieder auferbaute, und mit dieser Tat, die endlich den Erfolg ihm brachte, eroberte er sich Herz und Sympathie der ganzen Welt und ward er der gefeierte Liebling der Millionen, die immer dürsten, einem Held und Führer ihre Seelen weit zu öffnen.

Man würde jedoch irren, wenn man im Grafen Zeppelin zuerst und in erster Linie den unbeugsamen Willensmenschen, den kalten Fanatiker für seine Ideen sehen wollte. In der Brust dieses merkwürdigen Mannes wohnen zwei Seelen. Der erste und stärkste Eindruck, den man von ihm empfängt, ist der eines gütigen, weichen, phantasievollen Menschen. „Er ist der letzte Ritter," meinte einmal ein Herr in dem Friedrichshafener Kreise. Das Wort wurde aufgenommen wie eine klare erschöpfende Formel. Denn in der Tat: Alles, was wir mit dem Begriffe „Ritterlichkeit" verbinden und was romantische Ideale einst von alten Rittern forderten, leuchtet uns als seine innerste Wesenheit sofort entgegen. Hohes Streben, vornehmer Sinn, Freundestreue und Dankbarkeit, zarteste Rücksichtnahme und Gerechtigkeit, feinste Liebenswürdigkeit und Höflichkeit

erobern ihm schnell alle Herzen. Die Gastfreundschaft, die er ausübt, ist unbegrenzt. Seine Fürsorge für alle, die mit ihm in Berührung kommen, unermüdlich. An sich selbst denkt er zuletzt. Bescheiden wohnt er seit Jahren in zwei Zimmern eines alten Gasthofs und begnügt sich mit dem denkbar einfachsten Komfort. Bescheiden geht er allen Veranstaltungen aus dem Wege, die seine Person in hellere Beleuchtung bringen könnten. Wie er kürzlich, von seiner Familie überredet, einem Bildhauer zu einer Sitzung sich bequemte, meinte er resigniert: „Es ist ein entsetzlicher Gedanke, so bei lebendigem Leibe versteinert zu werden."

Ein paar kleine Züge: Es war im Oktober 1906. Wir fuhren mit dem Grafen zur Ballonhalle hinaus, um das dritte Schiff zum ersten Male aufsteigen zu sehen. Das zweite war zertrümmert; am neuen hing die letzte Hoffnung. Würde es gehen? Wir saßen nachdenklich und beklommen da, und keiner mochte ein Wort sprechen. Da wendet sich Graf Zeppelin an seinen Neffen: „Max, haben die Leute auf dem Prahm zu essen bekommen? Ist für die Ankunft von Fräulein X. Vorbereitung getroffen . . ?" Und so weiter ein halbes Dutzend kleiner Sorgen der aufmerksamsten Fürsorge für andere. Daß in der nächsten Stunde sich sein eigenes Geschick entscheiden sollte, schien ihn nicht zu kümmern . . .

Und es ging! Da war es nun sein erstes, nach Konstanz hinüber zu fahren, wo sein Bruder Eberhard auf dem Krankenbette lag. Und der Bruder hörte das Sausen der Luftschrauben über dem Hause und lächelte beglückt. Wenige Tage später starb er in Frieden.

Und wie rührend ist folgender Zug: Als ihm am 15. Juli d. J. das Luftschiff beim Herausbringen aus der Halle schwer beschädigt wurde, so daß kostspielige Reparaturen erforderlich waren, da nahm er es gelassen hin, obwohl die Erfüllung seiner Hoffnungen damit wieder in weite Ferne gerückt wurde. Nur einen Kummer äußerte er am Abend an der Tafel: „Es tut mir leid um die Leute. Sie sollten jetzt endlich einmal Ruhe haben, und nun geht die drängende Arbeit wieder los!"

Liebe und Güte sind der Grundzug seines Wesens, und aus dieser seiner eigenen Natur schöpfte er wohl letzten Endes stets seinen Glauben an den Sieg seiner guten Sache. Sonnige Naturen sind nicht leicht zu pessimistischen Anwandlungen geneigt. Und wenn dann doch einmal Stunden kamen — und sie waren da — in denen er seine Sache aufgeben und dem allgemeinen Vorurteil weichen wollte, so war es sein glühender Patriotismus, in dem alle seine altruistischen Empfindungen kulminieren,

der ihn dann doch auszuharren zwang. So sehr auch ein schöpferischer und intellektueller Trieb ihn innerlich nötigen mochte, sein Werk zu Ende zu führen, er wollte doch letzten Endes nicht dieses Werk selbst, sondern ganz bewußt seines Volkes Glück und Wohlfahrt.

Man würde einen wesentlichen Zug im Charakter des Grafen Zeppelin vergessen, wenn man seine bewegliche Phantasie, die leicht einen romantischen Zug nimmt, nicht besonders hervorhöbe. Dieser Zug offenbart sich bereits in jener militärischen Studienfahrt, die er zu Beginn der sechziger Jahre als junger Leutnant in den amerikanischen Sezessionskrieg unternahm, in seiner Freude an dem nächtlichen Lagerleben und den Jagdstreifereien, die jene Fahrt mit sich brachte. Er spricht auch aus jenem berühmten, verwegenen Patrouillenritt, der ihn beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges bekannt machte. Und mußte nicht der Mann, welcher seiner Nation „Kriegsluftschiffe für große Fahrten" schenken wollte, ein Mensch von lebendigster Einbildungskraft, von feurigstem Temperament, ein — Phantast für die Mehrzahl sein? Mit Energie und Fleiß, mit Patriotismus und Liebe vermag man vieles zu schaffen. Welcher Schwung des Geistes, welches Feuer der Einbildungskraft aber außerdem dazu gehört, revolutionäre Ideen von der Art der Zeppelinschen zu konzipieren, das zeigt am besten die Verständnislosigkeit, die lange Jahre hindurch die Mittelmäßigkeit diesen Gedanken entgegensetzte.

So zeigt der Held, den sich das deutsche Volk jetzt wählte, eine Fülle der liebenswürdigsten und sympathischsten Züge, die seines Wesens festen, tapfern Kern wie mit freundlichen Farben und Tönen überkleiden. Man darf vielleicht behaupten, daß es gerade diese menschlich-freundlichen und liebenswürdigen Seiten sind, die die Volksbewegung für den Grafen Zeppelin und seine Sache zu einer so beispiellos herzlichen und warmen gemacht haben. Mag das nun sein, wie es will, eines ist über allen Zweifel erhaben: der Begeisterungssturm, der in diesen Tagen durch alle deutschen Gaue ging, muß für jeden, der sich auf die Psyche des Volkes und wahres Glück der Nationen versteht, an sich als ein so köstlicher Gewinn, als ein so wunderkräftiger Verjüngungsborn für unser deutsches Volksleben erscheinen, daß er das Wirken Zeppelins mit innigster Genugtuung begrüßen würde, auch wenn es nichts als diesen Sturm gebracht hätte.

Ernst Schur:
Honoré Daumier (1808–1879).

I.

Für die übliche und reglementierte Kunstgeschichte ist Daumier eine Entdeckung. Blättert man die kunsthistorischen Chroniken — jene dickleibigen Werke, in denen meist Unfähigkeit sich mit Weitschweifigkeit paart — durch, so wird man im günstigsten Falle seinen Namen finden. Einen Namen unter tausend Namen, und man wird dann, wenn dem Namen etwas beigefügt ist, lesen, daß Daumier Karikaturist war. Die Phantasie aber geht leer aus.

Es tritt wieder einmal der Fall ein, daß ein geniales Talent erst von der nachfolgenden Generation entdeckt wird. Man sollte angesichts der vorliegenden Werke nicht glauben, daß nicht jeder halbwegs geschulte Ästhetiker und Kunstbetrachter verblüfft vor diesen Emanationen eines selbstherrlichen Schöpferdranges stehen mußte, daß nicht jeder, der einigermaßen mit Kunst umging, fühlte: hier ist ein ganz großes Talent, das es zu fördern gilt.

Statt dessen Stummheit rings. Dieses Talent kämpft und liegt ewig in Fesseln. Es arbeitet sich müde und matt in Tagesschöpfungen, indem es den Zeitungen liefert, was sie an zeichnerischem Witz für den Tagesbedarf brauchen. Es fühlt diesen Zwang und diese Knechtung. Es kämpft dagegen an. Es will sich freimachen. Umsonst. Immer wieder gebietet ihm die Not, für den Tag zu arbeiten. Er muß wieder an der Stätte anklopfen, die er verlassen hat. Seine Freunde, die Corot, Diaz, Millet, Courbet, Daubigny, hatten ihr Werk ausreifen lassen und sich einen Namen gemacht. Daumier mußte mit ansehen — welch' bittere Qual für den nach seinem Werk hungernden Künstler, — wie die Mitstrebenden, wie die Nachkommenden ihn überholten.

Daher ist es ein Leichtes, nachzuweisen, wie viel seine Gefährten von ihm hatten, und wenn man es nicht aus dem Werk entnähme, so sind die schriftlichen und brieflichen Zeugnisse seiner Freunde selbst dafür Zeugnis.

II.

Zerlegt man das Arbeitsgebiet Daumiers, so ergeben sich die einzelnen Provinzen seines Schaffens. Es sammeln sich bestimmte Inhaltsgattungen, die die Übersicht erleichtern.

Die nächste Verbindung mit seinem Karikaturwerk bilden die aus Anlaß der neuen Republik geschaffenen Entwürfe. Auf Courbets Anlaß schuf er die Allegorie der Republik; ein junges Weib auf einem Thronsitz; zwei Knaben trinken an den Brüsten; ein dritter liest zu ihren Füßen. Das Ganze voll wuchtigen Lebensgehalts; jedoch mit so deutlicher Betonung des Formalen, daß dieses dominiert. Eine ansteigende Pyramide, die an die Brüste drängenden Knaben seitliche Stützen; Linien, die die Arme des Weibes wiederholen. Dagegen oben, wie über Wolken, der beschattete Kopf (beschattet, damit das Individuelle getilgt wird). Der in den Gewandfalten hockende Knabe hat michelangeleske Konzentrationen. Das Ganze hat einen zwingenden tektonischen Aufbau von bewundernswerter Einfachheit.

Dann versucht sich Daumier an einem antiken Stoff. Ein Motiv aus der Ödipussage. Ein Hirte findet das Kind am Baum hängend. Wieder das Vorwalten von großzügiger Komposition. Und indem er diese Szenerie ganz malerisch-architektonisch aufbaut, sich ganz von dem Literarischen emanzipiert, erreicht er gerade das, was den Gehalt der Sache ausmacht: das Summarisch-Einfache, das Phantastische. All dies nur mit Massengliederung, Vereinfachung, Form.

Auch sonst ließ sich Daumier gern von der Literatur anregen (sehr entgegen den heutigen Anschauungen). Es folgen eine Reihe von Bildern, die Lafontaine illustrieren. Illustrieren ist natürlich ein schlechter Ausdruck. Sie schaffen Lafontaines Welt neu im Malerischen. Was er da an Bewegungsmotiven leistet, das zeigt den ganzen Reichtum der Erfindung. Immer das Einfache als Ziel, dabei entschlossene Form und lebhaften Rhythmus, so daß solch Bild ohne die literarische Beziehung existiert. Ein paar katzbalgende Räuber darunter von zwingendem Reichtum der Bewegungen. Jeder Strich lebt und fügt sich doch dem Ganzen an. Ein Höchstmaß an Lebendigkeit zur Ruhe gebracht durch das Zwingende der Form.

Es folgen die Silenen- und die Bacchusszenen. Das war sein Element. Das Urwüchsig-Elementare gewinnt hier das eigenste Feld. Man denkt an Rubens, noch mehr an Jordaens. Sie sitzen und schmausen, sie ziehen dahin, drei treten als viehische Gruppe heraus, ein ganzer

Wirbel von Leibermassen tobt sich aus und pflanzt sich nach hinten zu fort zu weiteren Massen. Überall ein breiter Humor und eine Kunst, die aus Leib, Gliedern, Köpfen eine Komposition voller Schönheit macht, in Rhythmus, Licht- und Schattenverteilung voll Maß und Bändigung.

An Géricault, den Maler des Pferdes, erinnert jenes etwas theatralisch galoppierende Pferd. Dann aber gibt Daumier auch hier Beobachtungen. Er sah alle Tage vor seinem Fenster Pferde in der Schwemme. Und er sah das Monumentale darin. Die prachtvoll einheitliche Verbindung von Mensch und Tier; das Bewegungsvoll-Massige. Und er gibt in der Federzeichnung eines angegriffenen Reiters etwas Lichtflimmerndes in leichten Strichen, das an Rembrandt denken läßt; und in einer Kohlezeichnung hintereinander reitender Jünglinge etwas, das an den Rhythmus des Parthenonfrieses erinnert. Zu grandiosen Schöpfungen wachsen sich diese Motive aus in dem „Zug der Emigranten", die flankiert sind von breiten Hügelzügen und den noch kompakteren „Flüchtigen", die über die düstere Ebene wie Gespenster fliehen.

Ein eigenes Kapitel bilden die Don Quixotebilder. Auch hier befreit sich Daumier ganz von dem Literarischen. Er setzt das Wesentliche in Malerei um. Diese Typen des Cervantes kamen seiner Phantasie, die sich in Karikaturen geübt hatte, entgegen. Die Exzentrik der Bewegungen reizt ihn. Der auf seiner dürren Rosinante (die wie ein Kamel aussieht) wie eine Gespenstererscheinung reitende Ritter; beinah zum Skelett Mensch und Tier abgemagert und grell beleuchtet auf dunklem Felde; dann beide, Don Quixote und Sancho idyllisch dahinziehend, aufgefaßt wie ein Friesmotiv; die grasbewachsene Ebene mit dem dunklen Kadaver vorn, während hinten irrend der Ritter am Horizont klar auftaucht; dann beide zwischen hohlen Felsen reitend, spukhaft beleuchtet, so daß die Formen noch grotesker erscheinen; und dann schließlich Sancho als dunkle Masse im Vordergrund, während die im Licht stehende Figur des Ritters im Hintergrund die Bewegung ins Bild reißt. Das alles sind ausgereifte Schöpfungen einer eigenen Bildphantasie, die ganz absieht von dem Literarischen, die neu schafft.

Dann schließt sich Daumier Molière an. Hier ersteht die Welt der Scapins, Pierrots, Doktoren; anders, als Watteau sie sah. Verwüstet, gespenstisch, grotesk, voll wahnsinniger Mimik, die aus dem Kopf ein Gebiet für sich macht, über das ein Zucken geht, wie von Wolkenschatten.

Bedeutungsvoll sind die beiden Christusbilder. Auf dem einen Christus als Lichtfigur, an Rembrandt erinnernd, vor ihm wüste Gesellen,

seine künftigen Jünger. Das andere Mal die Ecce homo-Szene, wo die Gestalt silhouettenhaft, nur in Umrissen, über dem Gewühl der tierischen Menge schwebt.

Von diesen romantischen Stoffen kommt Daumier zum modernen Leben. Mächtig reizte Daumier das Theater. Das Künstliche der Beleuchtung schafft phantastische Szenen auf der Bühne, die mit dem Inhalt nichts mehr zu tun haben. Und vornehmlich reizen ihn die Zuschauer, und er zeigt uns oft jene schnellen Blicke über ganze Reihen von Zuschauern, wo Gesicht neben Gesicht unmerklich aus dem Schatten auftaucht und die Erregung wie an einer Zündschnur hineilt über die Reihen. Er gewinnt die Einheit gerade durch das Gleiche, Sich-Wiederholende. Die Gewalt der Anspannung solcher Szenen von der Galerie, wo die Leiber über die Brüstung drängen, setzt sich fort in den Revolutionsbildern, die die anstürmende Menge in voller Wucht zeigen. Er bleibt nicht, wie Menzel, am Einzelnen haften, er gibt das Beherrschende, die Kraft, den Geist, die Disziplin.

Dann kommen die Advokaten, deren diabolische Physiognomik an Goya erinnert, aber lebenswahrer bleibt. Mit Vorliebe ging Daumier in den Justizpalast und fing die grotesken Szenen auf, die sich hier boten, wo Phrase, Pose, Heuchelei und Roheit sich enthüllt zeigten. Hier spielt am meisten seine an der Karikatur geschärfte Freude an der Physiognomik hinein. Dann geht er in den Zirkus. Und auch bei den Seiltänzern, denen er des öfteren nachgeht, reizt ihn neben dem Nackten, dem Antik-Einfachen des Körperlichen das Deformierte, wenn bei einem Ringer ein kleiner Kopf auf schwammigem Körper sitzt und wenn wahnsinnige Erregung die Ausrufer vor den Buden fast verzerrt. Zu grandioser Wucht steigert sich die Kraft Daumiers in den „Wäscherinnen", die er täglich am Kai heraufsteigen sah. Hier gewinnt er eine Monumentalität der Form, ein Modellieren in Massen, etwas ganz Neues und nur in unserer Zeit Mögliches, dabei doch Ewiges. Wie er solche Figuren groß sieht und wuchtig hinstellt, damit scheint er Millet zu übertreffen, insofern er Ruhe und Bewegung gibt und beides so steigert, daß Millet daneben akademisch aussieht.

Man muß hier die Arbeiterbilder anreihen, in denen Daumier das Einzelne der Physiognomien von allem Detail befreit, dabei doch das Markante behält und damit das Einzelne hinleitet zu dem Rhythmus eines Ganzen, einer Volksmenge, die weiter nichts ist als Ausdruck, Wille, Bewegung. Auch das an Millet und Meunier erinnernde

„Mutter und Kind“ ist in der Schlichtheit und Prägnanz des Ausdrucks hier zu erwähnen. Beide Künstler übertrifft Daumier an malerischer Kraft. Welcher Reichtum hier noch zu heben ist, das mögen die Maler der Gegenwart hier lernen, die bei der Schilderung des Volkes immer nur das Idyllische oder das Komische oder das Naturalistische kennen und nicht der Steigerung fähig sind, die hier möglich ist.

* * *

Die Landschaft kennt ein Daumier nicht. Ihn, der überall nach Wucht des Ausdrucks sucht, konnte sie nicht reizen. Er kennt sie nur als Staffage, wie bei den Don Quixotebildern, wo sie in höchstem Maße stimmungsteigernd wirken. Wenn man dagegen sehen will, wie intim Daumier beobachten und empfinden kann, so muß man die „Trinkenden“, „Rauchenden“, „Lesenden“, „Badenden“ betrachten, in denen Daumier die Ruhe der Existenz sucht. Er holt aus diesen Motiven, wie gerade die „Badenden“ zeigen, ebenso die Monumentalität des Seienden, die sich in der Ruhe um so nachdrücklicher bekundet. Zugleich haben diese Bilder in der Farbe etwas Fließendes, Bewegtes. Das Licht huscht darüber hin und beleuchtet stille Winkel. Bei der Figur einer am Ufer sitzenden Frau, die sich zum Bade entkleidet, denkt man an Marées; dunkel und groß hebt sich das Volumen der Glieder unter dem beschattenden Busch heraus, ein plastischer Wurf ersten Ranges. Diesen Stücken gesellen sich die Szenen der Kunstfreunde, der Musikliebhaber, der Maler an, die er aufsucht, wie sie Zeichnungen betrachten, malen, sich unterhalten. Mit Recht erinnert Klossowski[1]) daran, daß mit diesen Typen Daumier die Nachkommen „jener Goldsucher, Nekromanten und Geizhälse der alten Kunst“ gegeben hat. Es reizte ihn das Umschlossene dieser Existenzen, ihre Hingegebenheit, mit dem Stich ins Verrückte, welche Note Daumier mit grimmigem Humor auf ihren Gesichtern notiert.

* * *

Überblickt man diese ganz verschiedenen Gebiete, so fällt die Einheit auf, der Künstlerwille, der formend alles zusammenfaßt. Das Einheitliche liegt in diesem künstlerischen Ziel. Wie Daumier alles nur benutzt, um

[1]) Honoré Daumier. Von Erich Klossowski. Bei Piper und Co., München. Dieses Werk, dem die beigegebenen Abbildungen mit Erlaubnis des Verlages entnommen wurden, ist zu den bedeutsamen Erscheinungen der neueren Kunstliteratur zu zählen; durch das reiche Illustrationsmaterial (133 Abbildungen, 4 Lichtdrucktafeln) erhält es seinen besonderen, dokumentarischen Wert.

eine Geste zu geben, die ihm Rhythmus birgt. Bei ihm ist alles Bewegung, und selbst kontemplative Ruhe ist bei ihm wie bei Michelangelo zurückgehaltene, eingedämmte Bewegung. Das Elementare ist sein Feld. Wie eine Erregung einen ganzen Körper, sei er nackt oder bekleidet, umwandelt, prägt, das interessiert ihn. Und diese Erregungen gehen von dem Einzelnen über zum Ganzen und stellen jenen Rhythmus her, der nie abbricht. Er rollt die Vielfältigkeit des Lebens vor uns auf. Überall, wo er das Typische wahrnimmt, ist er zur Stelle. Darum das Vorherrschen der Stände und Klassen. Der Mensch an sich existiert für ihn nicht. Er sieht Advokaten, Seiltänzer, Ärzte, Richter, Wäscherinnen. Wo ein Wesentliches geprägt ist, da greift er zum Pinsel, und diese Entdeckung erfüllt ihn so, daß die Niederschrift dieser Notiz von Erregung noch nachzittert.

Dabei ist das Merkwürdige, das die Richtung seines Wesens so beherrschend heraushebt, daß selbst das Intime unter Daumiers Händen durch eine eigenartige Betonung und Unterstreichung ins Monumentale erhoben wird. Er strebt mit allen Organen weg von dem Kleinen, Individuellen. Dabei sieht er dieses Kleine wohl, aber er sieht es in großem Sinne, wie etwa ein aufhuschendes Lächeln in den Zügen eines Advokaten, das er zu einem diabolischen, ausschlaggebenden Bekenntnis umwertet. So enthält sein Werk nicht nur das Typische einer Rasse; es ist in seinem Wesen selbst ein Zeugnis des Rassentemperaments der Franzosen.

III.

Welches sind nun seine künstlerischen Mittel? Er steigert die Wirkung ins Ungeheure und bändigt sie zugleich. Das Wesentliche ist: Daumier baut. Er geht tektonisch vor. Jedes seiner Bilder ist ein Aufbau. Tektonik verlangt Klärung, Gruppierung. Daß er hierin nicht schematisch wurde, verdankt er seinem Temperament, das ihn immer zu Neuem trieb. Das zugleich zügellos und zuchtvoll war. Man kann von seinen Bildern von Kompositionsgesetzen reden, wie von den Werken der klassischen Kunst. Durch diese Konzentration erhalten seine Bilder das Einheitliche, Massige. Er geht entgegengesetzt vor wie die Antike; er sucht das Charakteristische und erreicht doch dasselbe Ziel, das Typische, Allgemeine, das aber immer eine Abwandlung und Bereicherung erfährt durch das Spiel von Licht und Schatten. Diese modellieren die Erscheinung, so daß sich aus dem Dunkelen das Helle, aus dem Hellen das Dunkle gestaltet und so die Form gebildet wird. In diese Fluten ist aber

auch die Farbe, die in feinsten Nuancen sich wandelt, getaucht. Dieses innere, weich nuancierte Sein verleiht den Werken das eigene, imponierende Leben! In feinsten Tönen ist diese Farbe abgestuft, aber nie vorherrschend differenziert. Sie drängt sich nicht vor. Und das gibt den Bildern den geheimnisvollen Reiz, als entdeckte man immer wieder neue Schönheiten. Das beweist, daß Daumier wirklich Maler ist.

Aus der Vorliebe für Gruppen und Bewegung folgt der Reichtum der Verkürzungen und Überschneidungen, die die Motive so interessant gestalten. In solchen Abwechslungen ist Daumier unermüdlich. Dadurch belebt er das Prosaische, und das Wenigste genügt ihm. Indem er das Ausdrucksvolle betont, verwandelt er eine Straße, einen Platz, eine unfruchtbare, öde Ebene in einen Schauplatz voller interessanter Nuancen.

Dadurch gewinnt er zugleich eine ganz eigene, große Raumanschauung. Wie seine Figuren im Raume stehen, das ist mit einer Kleinigkeit angedeutet und hat doch etwas ganz Sicheres, Zwingendes, und selbst seine kleinen Interieurs haben Größe.

Sein Pinselstrich hat etwas Furioses. Er gibt das Summarische, nicht Klein-Tüftelnde, Nebeneinandergesetzte. So markant er Physiognomien gibt, wo er sie nicht im Detail braucht, sieht er davon ab und gibt nur Massen und Flächen, die gegeneinander divergieren. Das ist das Große z. B. an den Don Quixotebildern, wo er alles Detail vermeidet und mit schnellen, breiten Strichen das malerische Ereignis aus Licht und Dunkelheit schafft.

Ebenso markant wie Farbe und Licht sind seine Linien, die breit und wuchtig sind. Er spricht in diesen eigenwilligen Kurven eine monumentale Sprache. Auch hier gibt er die Geste, das Eindrucksvolle. Und die Linien, die sich ergeben, wenn eine Figur vor einer dunklen oder hellen Wand steht, der Umriß ist ebenso bedacht und wichtig, wie die Flächen und Massen. Wenn er dann beides, Linie und tonige Fläche verbindet und in mächtigen Konturen massige Flächen bändigt, dann kommt jene monumentale Modellierung zustande, die in ihrer summarischen Kraft an Architektur erinnert.

Und während Daumier auf der einen Seite den rein künstlerischen Effekten nachgeht, reißt er zugleich eine Fülle des Lebens in seinen Bildschatz herein, die sein Werk so glücklich ergänzt. Diese beiden Teile muß man bei Daumier immer bedenken, um sein Wesen und seine Sendung zu begreifen. Es sind die Grundpfeiler.

Das Lebendig-Gegenwärtige, Inhaltliche. Das Formale. Er springt

mit beiden Beinen hinein in das Chaos des Lebens und holt Schätze aus der Tiefe, die über allem Zeitwert stehen. Wer nur das Tatsächliche sieht, wird bei ihm auf die Kosten kommen. Wer nur das Politische sieht, findet seine Rechnung. Und der, der nur künstlerisch genießen will, kommt dankbar zu ihm. Beide Fähigkeiten, die aufnehmenden und die umbildenden sind bei ihm in gleichem Maße ausgebildet.

* * *

Fragt man von hier aus, ob es zu bedauern ist, daß Daumier Karikaturen zeichnen mußte, so lautet die Antwort anders. In den Karikaturen macht sich dasselbe Formprinzip geltend, wie in den Bildern. Man denkt auch hier weniger an das Inhaltliche, als an das Formale. Und dieses Formale hat denselben Rhythmus, den wir bei den Bildern bewundern. Auch hier die Erregung, die Geste. Auch hier das Modellieren nach Massen und die Abstufungen der Töne. Auch hier jenes Elementare, Wuchtvolle, die geheime Monumentalität. Und auch hier das Dominieren des Lichts, das mit seiner Gegenwart alles Markante herausholt, huschend und doch bestimmt. Und wenn seine Linien durcheinander wirren wie ein Orchester, bis machtvoll eine Kontur das Bestimmende herausreißt, so finden wir auch hier das Leben dieses Künstlerischen.

So stimmen Karikatur- und Bildkunst überein. Es ist nichts Trennendes vorhanden, so daß es überflüssig ist, dieses Schicksal zu beklagen. In beidem gelang es Daumier, aus dem Vielfachen des Lebens in jedem Falle das Einheitliche herauszuholen.

Ja, vielleicht mußte Daumier diesen Weg gehen, um so ganz nah an das Leben herangeführt zu werden. Wenn man das Schicksal eines Feuerbach, eines Marées bedenkt, so schätzt man doppelt dieses Wuchtvolle der Lebensnähe. Indem Daumier sich stofflich von den alten Meistern entfernte, kam er ihnen künstlerisch ganz nahe. Er lernte von der Karikatur das Bezwingende, Eindrückliche, Suggestive. Vielleicht wäre manches in ihm unbefriedigt geblieben, hätte er nicht immer diesen Griff ins Leben tun können. Und vielleicht wäre er ganz andere, nicht so neue und fruchtbare Wege gegangen, hätte ihm das Leben nicht seinen Reichtum täglich geboten. Indem er auf der Erde bleiben mußte, senkte er seine Wurzeln tiefer als andere und sog Nahrung aus dem Alltäglichen.

Das wollen wir ihm danken. Er zeigt die Monumentalität des Häßlichen; er adelt das Gemeine. Er holt aus dem Schutt des Tages Ewiges. Im täglichen Kampf mit dem Leben schärft er die Mittel, und

er lernt von der Karikatur das bezwingende Zupacken. Es ist schwer abzurechnen, ob ihn die Tagesarbeit erniedrigte. Wie sie ihn vielleicht herunterzog, hob sie ihn auch, indem sie der Form den Inhalt gesellte und beides in gleicher Wage hielt. Beides — Karikatur und Bildkunst — zeigt so übereinstimmende Züge, daß man nur von zwei Ausstrahlungen desselben Wesens sprechen kann.

Und wir tun am besten, das Machtvolle dieses Künstlergeistes anzuerkennen, der keine abgesonderte Sphäre forderte, sondern der das Niedere wie das Höchste mit seinen formenden Kräften bezwang.

Aus dem Niederen holt er das Charakteristische. Dieses erhält eine groteske Form, so daß das Stoffliche ganz schwindet, und Menschengesichter und Körper beinah ornamentale Form gewinnen. Von hier zum Monumentalen war nur ein Schritt; eine Monumentalität, die in ihrer Wucht, in ihrer Geschlossenheit etwas Zwingend-Erhabenes hat. So erhebt sich sein Können auch über alle Niederungen, aus denen er aufgestiegen.

Das Individuum ist ihm nur Mittel. Wenn er ganze Stände schildert, so gewinnt er den beherrschenden Eindruck dadurch, daß es ihm gelingt, trotzdem er ganz Persönliches aus den Individuen herausreißt, diese Züge so zu unterstreichen, daß das Individuelle verschwindet und allgemeine Begriffe mit gespenstischem Schrecken auftauchen, die die Menschheit knechten, äffen, höhnen. Er zeigt das Schauspiel des erbarmungslosen Lebens, und darum sind diese Begriffe nicht hohl, sie sind von Dasein durchtränkt. So kann man nicht sagen, daß, weil diese Kräfte in ihrer Existenz gebunden waren, das Lebenswerk Fragment geblieben sei. Es hat sich vollendet, und es hat zugleich Vollendungen gegeben. Das gleichsam naturhafte Dahinströmen dieses Temperaments ist ebenso einzig wie die Wucht seiner Erscheinung; wir genießen das seltene Schauspiel, daß diese beiden sonst konträren Eigenschaften sich verbinden, so daß eines dem anderen Grenze und Anregung gibt, woraus die Harmonie entsteht.

IV.

Man fragt sich, ob solche Kunst, jetzt zu uns gebracht, uns förderlich sein kann. Ohne Zweifel ist das zu bejahen. Die Gegenwartskunst, die der äußeren Erscheinung erst auf ihren Wirklichkeitswert hin, dann auf ihre künstlerische Note hin nachging und sich rückhaltlos der Umgebung zuwandte, um schließlich an einen Punkt zu kommen, wo sie entweder artistisch oder inhaltlich war, und dieser Gegensatz etwas Nichtzuverbin-

dendes darzustellen schien, wird an Daumier lernen können, beides zu vereinen. Sie wird lernen, noch enger sich an das moderne Leben anzuklammern, — um nun erst ganz sich von ihm zu befreien und über ihm zu stehen. Nahrung aus ihm zu saugen und sich von dem Besten seines Gehalts zu nähren. Und für Deutschland, dessen Kunst zwischen einer Programm-Moderne und einem alten Kompositionsschema schwankt, würden neue Kräfte geweckt werden, die dem eigentlichen Wesen der deutschen Kunst nicht fremd sind. Die modernen Künstler werden einen Schritt näher zur Kompositionskunst tun können, da sie gesehen haben, daß es einem Daumier gelang, aus dem modernsten, alltäglichsten Leben eine Form zu holen, die an Michelangelo erinnert. Auch diese Aussöhnung, die der Kunst zugute kommt, ist mit Freuden zu begrüßen. Das Alte wird noch einmal und noch energischer beiseite geschoben. Das alte Kompositionsschema, dem, da Neues, Eigenes fehlte, theoretisch noch einige Geltung zuzugestehen war, hat endgültig abgewirtschaftet, da es nur inhaltlich Altes wiederholt. Daumier zeigt, wie eine monumentale Form, eine neue Art Komposition aus dem Modernen zu holen ist, so daß dieses nicht im Nachahmenden, Kleinen, Tüfteligen verharren muß. Im Gegenteil, auch hier ist neue Größe zu gewinnen; auch hier ist eine Steigerung ins Monumentale möglich, die gleichwertig der alten Kunst an die Seite gestellt werden kann. Und wer die moderne Entwicklung der Kunst übersieht, der wird wissen, daß abgesehen von der speziellen Geltung für Deutschland — es wird sich zeigen, ob hier noch genug junges Blut und Tatkraft vorhanden ist (wie reich ist das Temperament der Franzosen), — Daumier damit bedeutungsvoll anschließt an die allgemeine Tendenz zum Großzügigen, Dekorativen, Monumentalen, Formal-Kompositionellen, die in allen Ländern zu beobachten ist. Hier eröffnet Daumier ganz neue und starke Möglichkeiten. Und seine Kunst kommt gerade zur rechten Zeit. Was wir ersehnen, ist er. So daß diese Übereinstimmung nicht Nachahmung bringt, sondern nur ein Heranreifen zu dem eigenen Ideal bedeutet. In dem Sinne, wie Einfluß Befreiung bedeutet.

* * *

Jedoch, dieser Künstler, den das Leben immer wieder in seine Strudel riß, hat sich nicht unterjochen lassen. Er ist nicht zum sklavischen Nachahmer geworden, ist ihm nicht zum Opfer gefallen. Es ist bezeichnend, daß Daumier selten nach dem Modell malte. Er war innerlich so voll von Vorstellungen, daß ihn die Natur, hätte er sie sklavisch abgebildet,



[illegible] Wasserträger.
[illegible] Rouart, Paris.
[illegible] von Ernst Schur.

[illegible] lernen können, beides zu vereinen. Sie [illegible] an das moderne Leben anzu-[illegible] von ihm zu befreien und über ihm zu [illegible] von dem Besten seines [illegible] zu [illegible] Kunst zwischen einer [illegible]schema schwankt, würden [illegible] werden, die dem eigentlichen Wesen der [illegible] fremd sind. Die modernen Künstler werden einen [illegible] Kompositionskunst [illegible] können, da sie gesehen haben, daß es [illegible] Daumier gelang, [illegible] dem modernsten, alltäglichsten Leben eine Form zu holen, die an Michelangelo erinnert. Auch diese Aus-[illegible], die der Kunst [illegible], ist mit Freuden zu begrüßen. Das [illegible] wird noch [illegible] energischer beiseite geschoben. Das [illegible], Eigenes fehlte, theoretisch noch [illegible] Geltung [illegible], hat endgültig abgewirtschaftet, da es nur [illegible]t. Daumier zeigt, wie eine monumentale Form, eine [illegible] Kompositionen aus dem Modernen zu holen ist, so daß [illegible], Kleinen, Tüfteligen verharren muß. Im [illegible] ist neue Größe zu gewinnen; auch hier ist eine [illegible] Monumentale möglich, die gleichwertig der alten Kunst an [illegible] werden kann. Und wer die moderne Entwicklung [illegible], der wird wissen, daß abgesehen von der speziellen [illegible] Deutschland — es wird sich zeigen, ob hier noch genug junges Blut und Tatkraft vorhanden ist (wie reich ist das Temperament der Franzosen), — Daumier damit bedeutungsvoll anschließt an die allgemeine Tendenz zum Großzügigen, Dekorativen, Monumentalen, Formal-Kompositionellen, die in allen Ländern zu beobachten ist. Hier eröffnet Daumier ganz neue und starke Möglichkeiten. Und seine Kunst kommt gerade zur [illegible] Zeit. Was wir ersehnen, ist er. So daß diese Über-[illegible] Nachahmung bringt, sondern nur ein Heranreifen zu dem [illegible]. In dem Sinne, wie Einfluß Befreiung bedeutet.

* * *

Jedoch, dieser Künstler, den das Leben immer wieder in seine Strudel riß, hat sich nicht unterjochen lassen. Er ist nicht zum sklavischen Nachahmer geworden, ist ihm nicht zum Opfer gefallen. Es ist bezeichnend, daß Daumier selten nach dem Modell malte. Er war innerlich so voll von Vorstellungen, daß ihn die Natur, hätte er sie sklavisch abgebildet,



Honoré Daumier: Wasserträger.
Sammlung Henri Ronart, Paris.
Zum Essay von Ernst Schur.

nur verkleinert hätte. (Wieder kann man sagen, seine Tagesarbeit machte es, indem sie ihn dem Leben unterwarf, daß er sich in seinem Gebiet freifühlen wollte.) Die Natur war für ihn nur der ungeheure Vorrat für seine Phantasie. Er steht insofern zwischen den alten und neuen Generationen, als ungeschwächt noch die Phantasie lebt, andererseits folgt er doch dem Leben. Es ist, als hätte die Natur in diesem Komplex Daumier noch einmal Vergangenheit und Gegenwart zusammengebunden. Gerade weil Daumier diesen hinreißenden Schwung hatte, konnte ihm die Natur als Modell nichts sein. Indem er so tief sah, sah er über das Detail hinweg, und diese Fähigkeit machte ihn gerade tauglich, das Große, Wesentliche zu sehen. Daß er sich nicht davon abbringen ließ, zeigt die Stärke seiner Phantasie. Das, was er nicht sah, dem blieb er treu. Oder vielmehr: er sah es so, es war für ihn die Natur, er blieb sich treu. Indem er von der Natur abging, formte er ihr innerstes Sein, ihre kompakteste Erscheinung. Darum haben seine Werke diese Wucht des ersten Blicks, jenes Ungeschwächte des vollendeten Seins.

Im Gegenteil, dieser Maler geht in den Louvre und studiert die alten Meister. Von ihnen holt er sich Rat. In diesem Kreise spürt er Intentionen, die den seinen gleich sind. Und er spürt, daß diese Meister ebenso handelten wie er: dem Leben zugleich ganz nah und doch fern zu sein, die Natur zu beobachten, und doch sich nicht scheuen, ihr zwangvolle, bewußte Form zu geben. Er erhielt sich dadurch frisch und sah, indem er nur die Anregung dem Leben entnahm, immer mit neuen Augen. So sorgte die Natur dafür, daß seine Motive echt und stark wirkten. Und er sorgte dafür, daß seine schöpferische Hand ordnend in das Chaos griff.

Indem er so alte Kunst und neue Natur befragte, zeigte er zugleich das Zweispältige seines Wesens auf. Der Realist ist zugleich Romantiker. Der Lebens- und Gegenwartsmensch ist zugleich Phantast und beweist, daß, um große Kunst, wie die Italiener, zu machen, es nur darauf ankommt, daß die Künstler da sind, daß die Natur noch immer Vorbilder liefert für klassische Kunst. Es kommt nur auf das Sehen, auf das Gestalten an. Erzieh dich, Künstler, ruft er seinen Nachfolgern zu. Vorbildlich ist sein Schaffen. Er hat die Kraft des modernen Lebens und die ewige Schönheit der Kunst. Es ist kein Wunder, daß es diesen Formbildner zur Plastik drängte. In den Masken der Deputierten gab er markante Prägung des Physiognomischen, die mit den Zügen des Gesichts wie mit Massen operierte. Konzentration alles, und doch voll innerer Bewegung. Der „Ratapoil“, jene typische Figur, in der er die Zeitanschauung

menschlich verdichtete, hat Bewegungsmotive, die in der Plastik ganz neu waren und die in ihrer erregten Geste an Rodin erinnern. Und dann hat Daumier ein Bronzerelief geschaffen, „Die Flüchtigen", das mit der Wucht eines Meunier den Bewegungsreichtum eines Rodin verbindet. Man kann sagen, daß Daumier der Künstler gewesen wäre, der der Plastik neue Wege hätte weisen können. So blieben es Episoden. Aber sein Werk ist voll von dieser plastischen Schönheit.

* * *

Die Namen, denen Daumier anzureihen ist, sind genannt. Er setzt, um bei den Künstlern seines Volkes zu bleiben, das Werk Delacroix fort; auf einem andern Niveau, aber in der Intensität gleich. Aber man muß weitergehen, höher greifen, um diese Sphäre zu kennzeichnen. Bei den Bacchanten, Silenen denkt man an Rubens. Bei den Christusbildern, den Zeichnungen an Rembrandtsches Lichter- und Linienspiel. Bei manchen Figurenkompositionen, die nach Plastik rufen, taucht Michelangelo auf. Und Goyas Gedächtnis bringen die zahlreichen Bilder nahe, in denen grelle Beleuchtung einen deformierten Charakter gespenstisch hinstellt (wie bei den Advokaten).

Neben den Impressionisten (die Späteren, Courbet, Cezanne, van Gogh, auch Degas, Munch hat er beeinflußt), deren Streben er nicht recht verstand, bezeichnet Daumiers Kunst jene andere Linie, die aus der Vergangenheit hinüberführt in die Gegenwart. Jenes Streben, das die Erscheinungen der Natur sondiert und gruppiert, ordnet und reinigt. Meunier und Millet sind hier zu nennen. Manche Arbeiten, wie die statuarische Gruppe „Mutter und Kind" und das Relief der „Flüchtigen", lassen direkt an Meunier denken.

Aber beide rangieren tiefer. Als Daumier seine „Republik" schuf, jenes blutvolle Werk voller Gegenwartskraft und hoher Schönheit im Tektonischen, gab Millet, der auch konkurrierte, nur eine frostige Allegorie, ein Weib mit Pinsel und Palette. Und während Millet in einem „Ödipus" eine mißverstandene Buntheit gab, schuf Daumier dieses Motiv mit seiner gestaltenden Hand zu einem klar-ruhigen Bilde um, dessen männliche Schönheit eigenartig ergreift. Millets Kunst kam auf dem Wege des Verstandes und noch mehr des Mitgefühls zustande. Daumier hatte das künstlerische Temperament. Vollends wenn man an Meunier denkt, tritt das Überragende Daumiers klar zutage. Daumier ist monumental aus eigener Kraft. Meunier sucht es im antiken Schema, angelehnt an Millet. Daumier ist elementar; Meunier sentimental.

Und wenn man die Arbeiterbilder, die Revolutionsszenen betrachtet, merkt man, daß hier überhaupt keine Parallele gezogen werden kann, daß hier erst noch der Maler kommen muß, der Funken aus dem Stein schlägt. Ein ganz großes, neues Gebiet steht hier offen. Alles, was bisher geleistet ist, ist Kleinmalerei, Idylle, Sentiment, Holländerei.

So hat Daumier, trotzdem des Lebens Zwang ihn hart fesselte und er sich jede Stunde freien Schaffens erobern, abstehlen mußte, etwas geleistet, das wir nur von den ganz Freien und Großen erwarten zu können glauben: daß sie die Erde aufreißen und neue Saat säen.

V.

Die Geschichte dieses Künstlerwillens geschrieben zu haben, ist das Verdienst Erich Klossowskis. Er hat es mit künstlerischem Takt getan, so daß von nun ab dieses Werk monumental vor unserm Gedächtnis steht. Ein Künstler, den alle, die es mit der Kunst ernst meinen, ehrfürchtig nennen werden.

Klossowski hat es verschmäht, eine Biographie zu schreiben. Das Menschliche, hier wahrlich bedeutend genug, um gewürdigt zu werden, tritt zurück. Das Werk, das Schaffen tritt vor. Voll von jenem heiligen, sachlichen Ernst, der dem Gegenstand würdig sein will, ist das Werk. Indem Klossowski immer bis dicht an die Schöpfungen heranführt, ihr äußeres Sein, ihr inneres Wesen behandelt, behält er doch wieder jene Distanz zu den Dingen, die mehr als Worte von der Ehrfurcht des Kritikers redet. In strenger Tektonik bauen sich die einzelnen Kapitel auf und bilden in der Aufeinanderfolge ein Ganzes, obgleich jedes den Gegenstand von neuer Seite anpackt.

In diesem weiten Umkreis der Betrachtungen, den er innehält, heben sich dann die Partien, in denen Klossowski ganz tief eindringt in die geheimste Art dieses künstlerischen Schaffens, um so bedeutungsvoller und markanter heraus. Er hat die Reserve des feinfühligen Schriftstellers, der weiß, daß Worte nur hindeuten können. In diesem Wechsel des Fernbleibens und des Sichhineingrabens, des äußerlich Beschreibenden und des Bekennenden, der Ruhe und der beherrschten Erregung, in der leise, aber um so eindringlicher, die Begeisterung nachzittert, kommt eine Intensität des Eindrucks zustande, die nur dann erreicht wird, wenn ein großer Stoff eine würdige Darstellung findet.

So kann man im besten Sinne sagen: im Geist Daumiers ist das Werk geschrieben.

Hans Rosenhagen:
Walter Leistikow †.
(25. Oktober 1865 bis 25. Juli 1908.)

Man spricht immer von der Seltenheit des Talents. Als ob die Natur hierin weniger verschwenderisch wäre als in ihren sonstigen Hervorbringungen! Nein: Nicht das Talent ist selten unter den Menschen, sondern der ernste und feste Willen, etwas daraus zu machen. Was nützen alle schönen Gaben, wenn ihre Besitzer nicht jede Sorgfalt darauf verwenden, sie auszubilden, in ihrem Gebrauche es zu der höchsten ihnen erreichbaren Vollkommenheit zu bringen! Die äußeren Verhältnisse sind viel seltener daran schuld, daß ein Talent nicht zur Entwicklung gelangt, als man im allgemeinen glaubt. Die meisten Talente gehen an der Ungeduld ihrer Besitzer oder deren Angehöriger, an der Sucht der Menschen nach schnellen Erfolgen und einem bequemen Leben, also an dem Mangel an Ausdauer in der Überwindung von Schwierigkeiten zugrunde. Diese Erfahrung macht man nirgends so häufig als auf den Gebieten der bildenden Kunst. Ganze Scharen von jungen Leuten betreten die Künstlerlaufbahn förmlich beladen mit Talent — und wie klein ist die Zahl derer, von denen man später mit gutem Gewissen behaupten kann, sie seien wirklich Künstler geworden! Viele bleiben gewiß noch eine ganze Weile talentvoll; aber indem sie nur das bleiben, in ihren Leistungen keine eigentliche Höhe erreichen, bringen sie es nie zur wirklichen Künstlerschaft und enden so ruhmlos, als hätten sie überhaupt kein Talent besessen.

Je häufiger diese Fälle sind, um so eindrucksvoller werden natürlich jene Erscheinungen, welche die Entwicklung ihrer persönlichen Gaben mit Konsequenz und Energie betreiben. Man sieht da nicht selten Höhen erklimmen, die kaum noch im Verhältnis zu dem ursprünglich vorhanden gewesenen Talent stehen. Die Kunstgeschichten ließen sich auf ganz wenige Namen reduzieren, wenn es nicht richtig und nötig wäre, auch die Künstler zu bewundern, die solchermaßen ihrem Talente die höchsten Möglichkeiten abgerungen haben. Zumal die Tatsache nicht anzuzweifeln ist, daß die Schöpfungen dieser Künstler von den Zeitgenossen fast immer unmittelbarer geschätzt werden, als die Leistungen der Genies und der kühnen Bahnbrecher; denn es ist allemal leichter, eine an bekannten

Größen meßbare Kraftanstrengung richtig zu bewerten, als eine Kraftäußerung, welche die gemeinen Begriffe weit übersteigt. Außerdem sind diese ernsthaft und erfolgreich arbeitenden Talente in erster Reihe berufen, die festen Grundlagen zu schaffen, auf denen spätere Generationen am stolzen Hause der Kunst höher bauen können.

Ein Talent oder vielmehr eine Energie und Kraft von dieser immerhin seltenen Art ist Walter Leistikow gewesen, den ein früher und dennoch freundlicher Tod an einem schönen Sommertage dieses Jahres seinen Freunden und Verehrern und der deutschen Kunst entrissen. Leistikows Künstlerdasein besitzt eine besondere Bedeutung dadurch, daß seine Entwicklung einen seltsamen Umweg nahm, ja sich fast in umgekehrter Richtung vollzogen hat. Betrachtet man nämlich das Lebenswerk des vortrefflichen Berliner Landschafters im ganzen, so kann man unmöglich übersehen, daß sich Beginn und Ausgang seines Strebens ganz innig berühren und daß mitten darin ein Ereignis liegt, das ihn eigentlich aus seinen Bahnen gehoben und in gewissem Sinne weitab von seinen ursprünglichen Zielen geführt hat. Unter den Bemühungen, die für ihn persönlich glücklichen Folgen dieses Ereignisses mit seinen wahren künstlerischen Idealen in Beziehung zu setzen, ist Leistikows Leben vergangen. Und die enorme Popularität, die er als „Maler der Mark" erlangt, wird ihn kaum darüber getröstet haben, daß er durch sie bis zu einem gewissen Grade gehindert worden ist, seine feinsten Wesensseiten der Allgemeinheit zum Bewußtsein und sich als Maler schlechtweg zur Geltung zu bringen. Und wenn etwas für die hohe Auffassung Leistikows vom Künstlerberuf und für den unerschütterlichen Ernst seines Strebens zeugen kann, so sind es die Anstrengungen, die er unter schweren körperlichen Leiden gemacht hat, um die Aufmerksamkeit des Publikums auch noch für das zu gewinnen, was er einst, unverstanden von allen, in der Jugend gewollt.

Man muß freilich wissen, welch' ungeheurer Aufwand von Energie für jeden Künstler dazu gehört, die Erkenntnisse der reifen Jahre wieder in Gefühle umzusetzen, aus dem Zustande des bewußten Arbeitens wieder in den des naiven Schaffens zu gelangen, um Leistikows Bemühungen in dieser Richtung nach Verdienst zu würdigen. Nur den Besten ist es gegeben, noch einmal die Sonne wiederzusehen, die über den Hoffnungen ihrer Jugend schien; nur den wenigsten beschieden, das zu vollenden, was sie aus einer dunklen aber richtigen Empfindung einst begonnen. Indem man daran denkt, daß dem Berliner Maler das alles tatsächlich gegönnt

war, meint man, er sei doch, trotz allem, was er in den letzten Jahren gelitten, recht eigentlich ein Liebling der Götter gewesen und darum manches in seinen Schöpfungen von unverwelklichem Reiz.

Leistikow war nichts weniger als ein Talent mit Ellenbogenkraft. Ein Mensch von zarter und melancholischer Gemütsart, gab er sich, sobald er zu einiger künstlerischer Selbständigkeit gelangt war, als Maler mit Vorliebe träumerischen und weichen Stimmungen hin. In seinen frühesten Arbeiten bekennt er sich als ein treuer Freund der grauen Stunde. Niemand vor ihm hat den herben Reiz des norddeutschen Vorfrühlings so innig empfunden, niemand vor ihm die spröde Anmut der märkischen Natur so hinreißend zum Ausdruck gebracht. Dabei war Leistikow ein so feines Gefühl für die Nuance zu eigen, daß diese ersten Werke bei aller Beschränkung auf wenige Farben entschieden koloristisch reich wirken. Aus Mangel an Mitteln hat sich der junge Künstler in jener glücklichen Zeit fast ausschließlich der Aquarellmalerei bedient und es in deren Anwendung zu einer Meisterschaft gebracht, die einfach bewundernswert erscheint. Mit so viel Anerkennung indessen Leistikows Kollegen von diesen entzückenden Schilderungen einer von ihnen selbst bis dahin arg vernachlässigten, weil für unmalerisch und langweilig gehaltenen Natur sprachen — das Publikum zeigte nicht die geringste Neigung, die Arbeiten des jungen Malers zu bemerken. Diesem blieb leider nichts anderes übrig, als sich durch Einrichtung einer Malschule über Wasser zu halten. Die Nichtbeachtung von seiten des Publikums begann Leistikow mit der Zeit allerdings nervös zu machen, ihm Zweifel an sich selbst einzuflößen. Mit diesem Stachel im Herzen ging er Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts nach Paris, teils um zu sehen, wie die dortigen Landschafter arbeiteten, teils um sich einen Überblick über die herrschenden Strömungen innerhalb der neueren Malerei zu verschaffen. Während die französische Landschaftsmaleri — von den Impressionisten hat er damals kaum etwas gesehen — wenig Eindruck auf ihn machte, fühlte er sich von den großartigen, eine idealisierte Welt zeigenden Dekorationen des Puvis de Chavannes aufs äußerste angezogen. Und im Angesicht von dessen Fresken empfand Leistikow plötzlich das heftige Verlangen, seiner Kunst ein anderes Gesicht, seiner Entwicklung eine neue Richtung zu geben. Freilich wirkten noch andere Faktoren mit: Die Abschwenkung seines Freundes Ludwig v. Hofmann von der realistischen Freilichtmalerei zu einer absolut idealistischen, ferner das Vorbild des ihm mit seinen Werken in Kopenhagen und Paris bekannt gewordenen Dänen Willumsen,

der seine Auffassung von der Natur in eine sehr willkürlich kunstgewerblich-dekorative Form gepreßt hatte, und endlich die Unzufriedenheit mit seinen eigenen Zuständen. Es mußte ein Mittel geben, die Beachtung des Publikums zu erzwingen. Gerade vor gewissen Leistungen Willumsens war ihm klar geworden, daß die Leute viel mehr Interesse für eine Tollheit, als für eine ernsthafte, unter schweren Mühen entstandene Arbeit aufbringen. Seine Zugehörigkeit zu der bei Schulte, befreit von der Jury der Salonleitung, ausstellenden Vereinigung der „XI." bot ihm die Möglichkeit eines Experiments, und so zögerte er nicht, nach seiner Rückkehr aus Paris dort Bilder vor die Öffentlichkeit zu bringen, die genau das Gegenteil von dem waren, was er bisher gemacht. Niemand vermochte in diesen ostentativ primitiven Naturnachbildungen den feinsinnigen und delikaten Landschafter von früher wiederzuerkennen. Da sah man Bäume an einem Fluß in elementar gezeichneter, mit schwarzgrüner Farbe ausgefüllter Form, sah hölzern steife weiße Schwäne oder einige nach einem plumpen norwegischen Ornament gemalte Wikingerschiffe auf blauen Farbenflächen, die Wasser darstellen sollten, oder sah schematisch konstruierte Möwen über eine stilisierte Meereswelle fliegen. Hatte das Publikum schon gegen Ludwig v. Hofmanns Träume von dekorativer Malerei gewütet, so begann es vor diesen Leistikowschen Bildern einfach zu rasen. Es beruhigte sich auch nicht, als der Maler zwei Jahre später, gewissermaßen zur Erklärung seiner Absichten, einige kunstgewerbliche Arbeiten im Sinne jener Bilder ausstellte. Immerhin sah Leistikow seinen Zweck erfüllt. Seine so lebhafte Proteste hervorrufenden Leistungen wurden beachtet. Man sprach und stritt darüber. Nun hielt er es für richtig, einzulenken. Unter Wahrung des dekorativen Charakters suchte er in der Ausführung seiner Bilder den gewohnten Begriffen von Naturwahrheit wieder einigermaßen näher zu kommen.

Dieses Spiel hätte, ohne besondere Erfolge für Leistikow, wohl noch einige Zeit fortgesetzt werden können, wenn es dem jungen Maler nicht geglückt wäre, ein Motiv zu finden, über dessen Schönheit man bald alle Gewaltsamkeiten in seinen Bildern vergaß. Mit seinem „Grunewaldsee" errang Leistikow den ersten großen Erfolg seines Lebens. Die dekorative Manier der Ausführung brachte ohne Zweifel die eigene Schönheit der Landschaft mit einer überzeugenden Kraft zum Ausdruck, die ernstliche Bedenken wegen der summarischen Wiedergabe natürlicher Erscheinungsformen nicht mehr aufkommen ließ. Da war der Seewinkel mit dem unbewegten schwarzgrünen spiegelnden Wasser; da waren die nacktstämmigen

Föhren mit ihren dunklen ärmlichen Wipfeln; da war der Schein der untergehenden Sonne, der die Föhrenstämme rot aufleuchten machte und mit seiner melancholischen Glut jene traumhafte Einsamkeitsstimmung schuf, die bezeichnend ist für die märkische Waldnatur.

Leistikow war klug genug, sich den Beifall, den dieses Bild fand, eine ganze Weile zunutze zu machen. Er variierte das Thema in mancherlei Weise und setzte sich damit in der Gunst des Berliner Publikums gründlich fest. Dann versuchte er vorsichtig, dessen Interesse auch für Wiedergaben einer anderen Natur zu gewinnen. Er ging nach Dänemark, nach Norwegen und malte schließlich sogar am Gardasee und an der Riviera. Bei der Beliebtheit, deren er sich erfreute, fanden auch die dort entstandenen Bilder ziemlich ungeteilten Beifall; die Kauflust der Liebhaber jedoch erregten eigentlich nur die davon, die etwas vom Charakter jener beliebten Grunewaldlandschaften hatten. Dadurch wurde Leistikow am Ende veranlaßt, sich immer wieder aufs neue mit der Natur zu beschäftigen, deren Wesen er einmal und wohl zufällig so glücklich in einem Punkte erfaßt hatte. Bei seinem feinen Gefühl für den individuellen Ausdruck einer Landschaft wurde es ihm nicht schwer, noch unzählige Motive zu finden, die für die besondere Art der märkischen Natur typisch sind. Er hat es im Laufe der Jahre erreicht, daß jedermann den Grunewald und die Gegend um die Havelseen mit Leistikows Augen sieht, allüberall auf seine Motive stößt; daß jedermann nun etwas als schön empfindet, was man noch vor zwei Jahrzehnten für nüchtern und uninteressant erklärt hatte.

Mit der Entdeckerfreude aber wurde in Leistikow allmählich auch der intime Maler wieder lebendig. Jahrelang hielt der Künstler mit seiner Neigung zurück, um nicht selbst gegen das von ihm zur Anwendung gebrachte Prinzip der dekorativen Malerei zu zeugen. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit vertrat er in seinen Arbeiten immer wieder den Grundsatz, daß die Ordnung der Farbenflecke, der betonte Rhythmus der Linien das Bild machten, nicht der Inhalt an Naturwahrheit. Als er endlich glaubte, das Publikum von der Richtigkeit dieser Theorie und den Vorteilen ihrer Anwendung für das Tafelbild überzeugt zu haben, begann er leise und vorsichtig, wieder mehr unmittelbar und intim gesehene Natur in seine Bilder hineinzubringen. Zuweilen gewann es den Anschein, als habe Liebermanns kecke Art, die Wirklichkeit zu packen, Einfluß auf ihn ausgeübt, oder als wäre er durch Monets Themsebilder versucht worden, sich dem Impressionismus zu nähern. Aber es schien

nur so. In Wirklichkeit bemühte sich Leistikow, von dem selbstaufgestellten Dogma des dekorativen Bildes loszukommen, um die flüchtigen, beweglichen Reize der Natur wieder fassen zu können. Hatten ihn in den Tagen der Jugend das gebrochene Licht regnerischer Tage oder zarte Morgen- und Abendstimmungen angezogen, so lockte es ihn jetzt, den glänzenden Tag, das Leuchten des Frühlings und die jauchzende Heiterkeit des Sommers darzustellen. War er so lange bestrebt gewesen, das Typische eines Stückes Natur eindringlich einfach zum Ausdruck zu bringen, so fühlte er jetzt das herzliche Verlangen, wieder durch die Nuance, durch die zufälligen Schönheiten zu wirken. Gerade, weil er diese Wandlung nicht plötzlich vornahm, sondern nur hier und da merken und zwischen zarten Tonmalereien immer wieder einmal die strenge Weise des dekorativen Bildes klingen ließ, gelang es ihm, das Publikum ganz unauffällig auf den Punkt zu führen, wo er es in seiner Jugend so gern gesehen hätte. Und er hat es noch erlebt, daß Bilder, die künstlerisch das vollkommene Gegenteil seiner so lebhaft bewunderten Grunewaldbilder waren — es sei nur an die „Liebesinsel" erinnert — mit Entzücken von den Leuten betrachtet wurden, die seinen im Sinne so ähnlichen frühen Landschaften keine Vorzüge hatten absehen können.

Trotz dieser Rückkehr zu der feinen und anmutigen Art seiner Jugend wird man nicht behaupten dürfen, daß in Leistikows kräftig stilisierten Schöpfungen eine innerliche Unwahrheit vorhanden sei. Diese Gegensätze lagen auch in seiner menschlichen Individualität. Auf der einen Seite eine Persönlichkeit von unendlich zarter Empfindung, von großem geistigen Gehalt und lebhaften ästhetischen Bedürfnissen, auf der anderen Seite eine streitbare, von starkem Selbstgefühl beseelte und bei Gelegenheit aufbrausende und rücksichtslose Natur, konnte Leistikow auch als Mensch sehr verschieden wirken. Wer ihm nahe stand, mußte ihn lieben; wer ihn als Gegner traf, hatte allen Grund ihn zu fürchten. Die Geradheit und Reinheit seines Charakters aber war jedem offenbar, und so genoß er auch bei denen Achtung, denen er feindlich gegenüberstand. Die poetische Empfindungsweise, die aus seinen Bildern spricht, hatte ihn schon in jungen Jahren in einen Dichterkreis gelockt, und solange er lebte, nahm er an allen literarischen Ereignissen starken Anteil. Aber er wußte sehr scharf das künstlerisch Poetische von dem literarisch Poetischen zu unterscheiden und hat sich niemals beifallen lassen, Literatur und Kunst miteinander zu verquicken. Die Mischung von Zartheit und Kühnheit in Leistikows Charaker wirkte jedoch durchaus harmonisch. Er

gehörte zu den seltenen Menschen, die stets zur rechten Zeit auf ihr Herz zu hören, aber auch zur rechten Zeit den Verstand zu gebrauchen wissen. Diese glückliche Eigenschaft bewahrte ihn in seiner Kunst vor Verflachung und verschaffte ihm so viel Liebe und Ansehen bei seinen Kollegen, daß diese ihm die Rolle eines Führers und Sprechers freiwillig übertrugen. Als solcher hat er unendlich viel Gutes gestiftet. Nicht nur als Vorkämpfer für die Freiheit der Kunst, sondern auch als befestigendes Element. Er war der Gründer und das heimliche Oberhaupt der Berliner Sezession. Ohne ihn gäbe es keinen Deutschen Künstlerbund. Daß dieser nicht das geworden, was er sein könnte, ist nicht Leistikows Schuld. Ein unermüdlicher Helfer war er den aufstrebenden Talenten. Sein sicherer Geschmack, sein scharfes Urteil ließen ihn echte Begabung und falsches Genialtun leicht unterscheiden. Niemals war er intolerant. Jede ehrliche Überzeugung, mochte sie auch zu der seinigen im vollsten Gegensatze stehen, fand bei ihm Anerkennung und Schutz. Er sah es als eine Pflicht an, die Schwachen gegen die Starken zu verteidigen und für das Ansehen der Künstlerschaft in jedem Sinne zu wirken. Und seine große persönliche Bescheidenheit hinderte ihn bei solchen Gelegenheiten nicht, eine höchst eindrucksvolle Würde hervorzukehren.

Wer aber noch Zweifel hatte, daß Leistikows künstlerische Existenz auf seiner Ausdauer beruhte, daß er sein Talent durch den Aufwand einer ungewöhnlichen Energie zu seiner sichtbaren Höhe gehoben, mußte sich durch des Künstlers Verhalten in den letzten Jahren überzeugen lassen. Der in seiner Gesundheit nie sehr feste Mann wurde von einem schweren Rückenmarksleiden befallen, das ihm das Leben wie das Arbeiten zu einer Qual machte. Aber diese schreckliche Krankheit hat ihn nicht hindern können, so an seiner Weiterentwicklung zu arbeiten, als hätte er noch ungezählte Jahre fruchtbaren Schaffens vor sich. Je näher er das Ende fühlte, um so rastloser wurde seine Tätigkeit. Während er Schmerzen litt, wagte er sich an die Lösung der schwierigsten Aufgaben. Niemand merkt seinen letzten Arbeiten an, daß sie ein Sterbender geschaffen; denn sie wirken stärker und reifer als alles, was er vorher gemacht. Und sie sind es auch; denn so nahe dem Tode, hielt er es erst recht für eine Ehrenpflicht, der Welt zu zeigen, daß er redlich und treu das ihm geliehene Pfund verwaltet. Von der stillen Größe aber, die in solchem tapferen Kampfe um die höchsten ihm erreichbaren Ziele liegt, steckt viel in Leistikows Werken und wird auch der Nachwelt die Empfindung geben, daß er ein bedeutender Mensch und Künstler gewesen ist.

Verehrer und Freunde Leistikows wird es interessieren, einen Brief des Künstlers kennen zu lernen, den er an „Nord und Süd" in den letzten Wochen sandte auf eine Aufforderung hin, einige Zeilen über ein Bild Thoma's zu schreiben. Die Redaktion.

An die Redaction von Nord und Süd

Sehr geehrter Herr!

Ihre Bitte um meine Mitarbeiterschaft an Ihrem schönen Blatte ist ja ausserordentlich schmeichelhaft, aber glauben Sie nicht auch, dass ich mich besser mache, wenn ich mich in meinem Handwerk vorstelle, als wenn ich mich unter die Schreiber mische? Und nun gar dies feine, zarte, unschuldige Bildchen von Thoma, was könnte ich darüber sagen, was nicht von wohlbestallten Kritikern schon zweimal eben so gut und besser gesagt ist? Nein, nein, da versage ich.

Ihr ganz ergebener Walter Leistikow

Friedrich von Oppeln Bronikowski: Mallarmés Ästhetik.

Poë und Wagner sind wie Baudelaires Leitsterne auch die Stéphane Mallarmés geworden. Um Poë in der Ursprache zu lesen, lernte er Englisch; er übersetzte Poës Gedichte, und seine Sprachkenntnis verhalf ihm auch zu einer Lebensstellung an der Universität Paris, die ihn dem journalistischen Frondienst enthob und ihm ermöglichte, in stiller Zurückgezogenheit seinen Träumen zu leben, in dem „Elfenbeinturm ohne Türen und Fenster, unerreichbar der gemeinen Menge" ... Noch völliger hat Wagners Musik seinen Geist in Bann geschlagen. Schon Baudelaire hatte in flammenden Worten das schmähliche Fiasko gebrandmarkt, das die vornehme Welt dem „Tannhäuser" in der Oper bereitet hatte; er sah in diesem „Widerstand der stumpfen Welt", dem Haß und Hohn der „Gebildeten" sein eignes Schicksal und ahnte den künftigen Sieg seiner Sache, die auch die Sache Wagners war; und seine überfeinerte Seele geriet beim Anhören Wagnerscher Musik in eine Ekstase, die nur noch die kranken Wonnen der „künstlichen Paradiese" des Haschischrausches zu überbieten vermochten. Stéphane Mallarmé ging noch weiter, indem er seine ganze Ästhetik bewußt auf Wagners Kunsttheorien aufbaute. Das metaphysische Durchdringen der Sage mittels der Musik, das Streben nach einer alle Kunstformen vermählenden Gesamtkunst, die Wiederbelebung des abstrakten Wortes zum Träger von Empfindungen, von sinnlichen Eindrücken, die Anknüpfung des Einzelnen, Zufälligen, an das Ewige, Zielvolle, so daß es nur mehr als Zeichen, als Symbol des Weltganzen erscheint, diese bekannten Grundzüge von Wagners Ästhetik sind auch die Mallarmés. Freilich lassen sie sich unter der Führung der Musik leichter verwirklichen, als unter der Führung des Wortes, dem die körperliche Anschaulichkeit der Bühne fehlt. Während Wagner durch die Musik das Unaussprechliche auszusprechen vermochte, mühte Mallarmé sich oft vergeblich ab, im Wort einen Ersatz für das Orchester zu finden. Durch diese Tendenz „Musik zu machen" werden seine späteren Gedichte verworren, ja geradezu unverständlich, nicht allein für den Verstand, sondern auch für das sinnliche Erfassen, das in Symbolen denkt. Eine solche Kunst führt — letzten Endes — nicht zur intellektualen Anschauung, sondern

zu spitzfindiger Deutelei; sie wird zu einer Geheimschrift für wenige „Eingeweihte“ und schließt sich gegen das „profanum volgus“ in verletzender Weise ab. Trotzdem ist sie ursprünglich eine natürliche und nicht ungerechtfertigte Reaktion gegen den konsequenten Naturalismus und eine mißverstandene Demokratisierung der Kunst. Je mehr sich die Spekulanten unter den Künstlern dem Massengeschmack anpaßten, je ausschließlicher der Naturalismus die Kunst des Vordergrunds, des Zufalls und Alltags betrieb, desto schroffer mußten sich die wahren Künstler von dieser Verflachung abwenden und nach synthetischen, vertieften Schöpfungen streben. Bezeichnenderweise hat das große literarische Publikum die Verachtung, die in dieser stummen Abkehr lag, wohl herausgefühlt und diesen stoischen Träumer in erbitterten Polemiken in den Tageslärm hereingezerrt, dem er doch jetzt zu entgehen wünschte . . . Heute, wo Mallarmé tot und der Lärm verhallt ist, liegt uns wenig an dem, was er geirrt und gefehlt hat. Uns interessiert sein positives Werk, das nur leider ein Stückwerk geblieben ist: seine Übergewissenhaftigkeit ließ ihn immer wieder an seinen unvollendeten Schöpfungen herumfeilen, und dieser „Dichterfürst“ von Jung-Frankreich hat uns nichts übermacht, als eine Reihe kleiner feinziselierter Prosagedichte, ein Bändchen dunkler Lyrik und zwei dramatisch belebte Fragmente: „Der Nachmittag eines Fauns“ und „Die Herodiade“, die ich im folgenden zu verdeutschen versucht habe.

Seine ersten zehn Gedichte, die im „Parnasse Contemporain“ (1866) erschienen, bewegten sich noch ganz in den akademisch korrekten Formen der „Parnassischen Schule“, deren Errungenschaften er in der Folge durch geduldigen Fleiß bereicherte und vertiefte, zuerst in dem „Nachmittag eines Fauns“ (1876), der in seiner Feinheit und Frische an die antiken Bukoliker gemahnt. So ist Mallarmés Kunst also nicht aus einer ästhetischen Revolution hervorgegangen, wie die Verlaines und seines Freundes Rimbaud, sondern sie ist über ihre Vorbilder langsam hinausgewachsen, durch Streben nach größerer Klangwirkung, durch suggestiveren Ausdruck, durch weise Verteilung und Steigerung der Töne, Lichter und Schatten . . . „Die Herodiade“, von der die folgende Verdeutschung nur ein unvollkommenes Abbild zu geben vermag (sie ist wie jede Übersetzung nur ein Notbehelf), bildete das besondere Entzücken von J. K. Huysmanns und seinem phantastischen Helden, dem überfeinerten Ästheten des Essaintet in dem Roman „A Rebours“ (1884), der Mallarmés Schaffen zum erstenmal in die

breitere Öffentlichkeit rückte. Namentlich liebte er jene Verse, welche die Tochter der Herodias zu ihrem Spiegel spricht:

...... O Flut!
In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne,
Wie oft, der Träume satt, sucht' ich verlorne
Erinnerungen, die in deinen Tiefen
Wie welke Blätter unterm Eise schliefen!
Als Schatten sah ich mich in dir von fern,
Doch abends stieg aus deinem herben Glas
Mein nackter Traum hervor, so schreckenblaß . . .

Man darf wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß Flauberts schwache, trotzdem vielbestaunte Altersnovelle „Herodias" (1877), die bekanntlich Wildes unvergleichliches Drama „Salome" inspiriert hat, auch Mallarmé angespornt hat, den Stoff in seiner Weise zu gestalten.

Herodias

von Stéphane Mallarmé.

Die Amme:

Lebst du? Ist es dein Schemen, Fürstin? Reiche
Die ringgeschmückten Finger mir zum Kuß . . .
Laß ab, im Fabelland zu weilen . . .

Herodias:

Weiche! —
In meiner blonden Haare keuschem Fluß
Ist dieser Leib, der einsame, vereist,
Und meine Haare, die das Licht umgleißt,
Sie trifft kein Tod, o Weib: Dein Kuß ist Mord,
Wär' Schönheit nicht schon Tod . . .
Was trieb mich fort?
Und welcher nie erschaute Morgen sank
Auf Dämmerfernen mit so trübem Schein?
Du, winterliche Amme, sahst: ich drang
In das Verließ, von Eisen schwer und Stein,
Wo meine hundertjährigen Leun sich dehnen.
Ich schritt wie ein Geschick mit heiler Haut
Im herben Duft der königlichen Mähnen;
Doch sahst du auch, wie mir dabei gegraut?
Mein Traum weilt im Exil, und ich zerpflücke,
Als lagert' ich an eines Brunnens Rand,
All meine bleichen Lilien; und gebannt
Folgen dem müden Blätterfall die Blicke
Der Löwen schweigend nach durch meinen Traum,
Und nahend meinem trägen Kleidersaum,

Sehn sie die Füße, die des Meeres Wut
Selbst stillten. Still auch du dein greises Blut!
Komm und mein Haar, dies Ebenbild der Mähnen,
Vor dessen wildem Wallen es euch graust,
— Da du mich anzuschaun dich nicht getraust —
Hilf mir, vor einem Spiegel es zu strähnen.

Die Amme:

Willst du die heitre Myrrhe, wohl verwahrt,
Willst du der späten Rosen düstre Art
An ihrem Saft erproben?

Herodias:

Laß! Verhaßt
Sind Narden mir. Du weißt es und vermaßt
Dich doch, in ihre Trunkenheit zu tauchen
Mein schmachtend Haupt? Nie soll es Balsam hauchen,
Dies Haar, wie Blumen, welche Menschenpein
Durch Duft betäuben. Es ist Gold und rein
Von Wohlgerüchen sei es immerdar!
Kalt soll es sein wie Erz und unfruchtbar,
Im grausen Blitzen wie im matten Dunkeln,
Ein Spiegel, drin Geschmeid und Strahlen funkeln
Und Waffen seit der stillen Kinderzeit.

Die Amme:

O Fürstin, meinem alten Geist verzeiht,
Wenn er nicht mehr nach Eurem Willen tut!

Herodias:

Genug, den Spiegel halte vor!

O Flut,
In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne,
Wie oft, der Träume satt, sucht' ich verlorne
Erinnerungen, die in deinen Tiefen
Wie welke Blätter unterm Eise schliefen!
Als Schatten sah ich mich in dir von fern!
Doch abends stieg aus deinem herben Glas
Mein nackter Traum hervor, so schreckensblaß . . .
Sprich, Amme, bin ich schön?

Die Amme:

Oh wie ein Stern!
Doch da, die Locke fällt Euch . . .

Herodias:

Hüte dich,
Zu freveln! Bis an seinen Quell gefriert

Mein Blut! Hinweg die Lästerhand, und sprich:
Welch Dämon so zur Sünde dich verführt.
Dein Kuß, die Narden dann, und — daß ich's sage —
Nun gar die freche Hand! Oh armes Herz,
Was droht dir noch an diesem Unglückstage?
Herodias bangt vor unbekanntem Schmerz!

Die Amme:

Ja, schlimme Zeiten! Daß Euch Gott behüte!
Ihr schweift so wild umher und geisterbleich
Und schaut entsetzt auf Eure frische Blüte —
Anbetungswürdig doch und göttergleich!
O schrecklich schönes Kind!

Herodias:

Wagst du es noch
Einmal, mich anzurühren?

Die Amme:

Wär ich's doch,
Der das Geschick Euch Holde vorbehält!

Herodias:

O schweig!

Die Amme:

Wann mag er kommen?

Herodias:

Hört es nicht,
Ihr keuschen Sterne!

Die Amme:

Dunkles Graun befällt
Euch, wenn man von dem Gotte spricht,
Der Eurer Reize reichen Schatz begehrt.
Für wen denn reift so bang und jungfräulich
Die zarte Schönheit, hütet unversehrt
Ihr das Geheimnis Eures Seins?

Herodias:

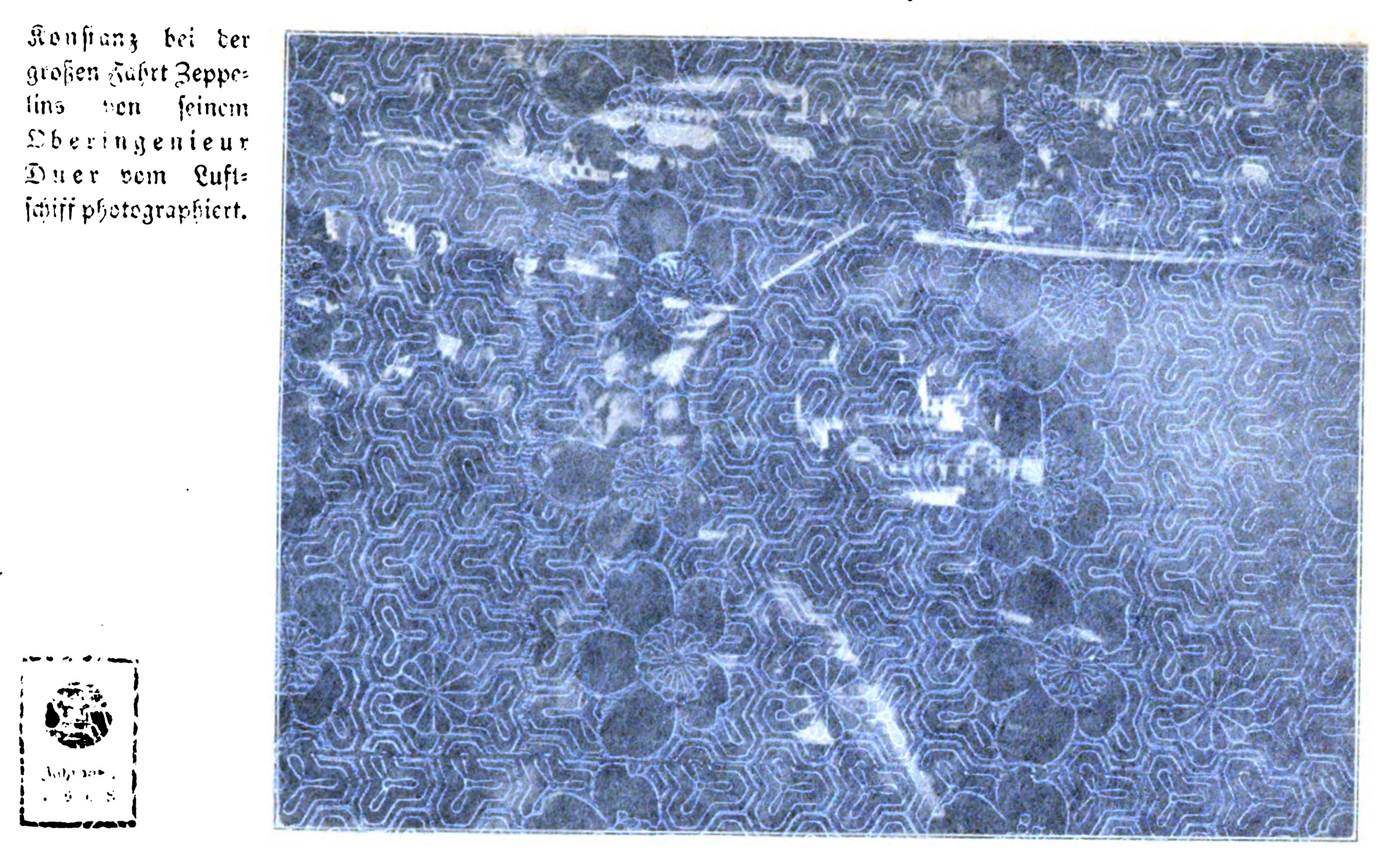
Für mich.

Die Amme:

Oh, welche arme Blume blüht allein
Und kennt kein Glück, als ihren bleichen Schein
Im Wasser zu bespiegeln!

Konstanz

Konstanz bei der großen Fahrt Zeppelins von seinem Oberingenieur Duer vom Luftschiff photographiert.



Schnü

Mein Blut! Hinweg die Lästerhand, und sprich:
[illegible] Dämon [illegible] zur Sünde dich verführt.
[illegible] Kuß [illegible] Mädchen dann, und --- daß ich's sage ---
Man gab die [illegible] Hand! Oh armes Herz,
Was [illegible] an diesem Unglückstage?
[illegible] vor unbekanntem Schmerz!

Die Amme:

[illegible] Zeiten! Daß Euch Gott behüte!
Ihr schweift so wild umher und geisterbleich
Und schaut entsetzt auf Eure frische Blüte ---
Anbetungswürdig doch und göttergleich!
O schrecklich schönes Kind!

Herodias:

Wagst du es noch
Einmal, mich anzurühren?

Die Amme:

Wär ich's doch,
[illegible] Euch [illegible] vorbehält!

Herodias:

[illegible]!

Die Amme:

Wann mag er kommen?

Herodias:

Hört es nicht,
Ihr keuschen Sterne!

Die Amme:

Dunkles Grauen befällt
Euch, wenn man von dem Gotte spricht,
Der Eurer Reize reichen Schatz begehrt.
[illegible] reift so bang und jungfräulich
[illegible] unversehrt
Für die Geheimnisse Eures Seins?

Herodias:

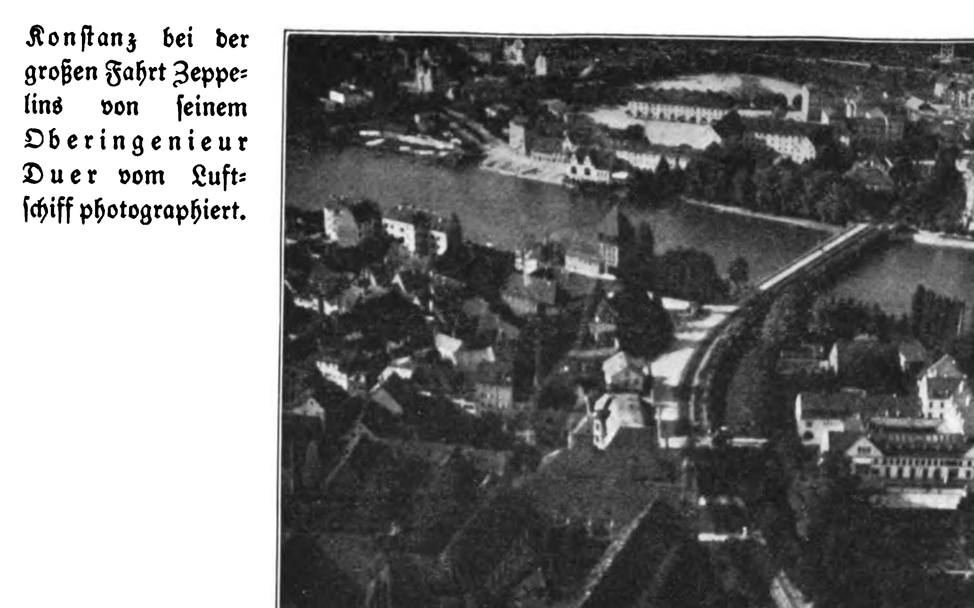
Für mich.

Die Amme:

Oh, welche arme Blume blüht allein
Und kennt kein [illegible] als ihren bleichen Schein
Im Wasser zu bespiegeln!

Konstanz

Konstanz bei der großen Fahrt Zeppelins von seinem Oberingenieur Duer vom Luftschiff photographiert.



L. Dürr



Herodias:

Spare dir
Dein Mitleid wie den Hohn.

Die Amme:

Doch sage mir,
Unschuldig Kind: kommt nicht der Tag vielleicht,
Da dieser stolze Starrsinn von dir weicht?

Herodias:

Wer rührt mich an? Selbst Löwen schonten mich!
Auch lockt mich nichts, was Irdische beglückt.
Oft siehst du mich versteint und weltentrückt:
Dann denk' ich an das Einst und denk' an dich,
Die mich genährt . . .

Die Amme:

Weh! dem Geschick verfallen!

Herodias:

Ja, mir nur will ich blühen und gefallen!
Ihr wißt es, Gärten ihr von Amethyst,
Die ihr versteckt in Abgrundtiefen funkelt,
Du blankes Gold, das unbetastet ist
In Adern, die der Urschlaf noch umdunkelt,
Juwelen ihr, voll lichter Harmonien,
Von deren Reinheit meine Blicke zehren,
Ihr Erze, die dem jungen Haar den schweren
Fall und den schicksalsvollen Glanz verliehen!
Du aber, Ausgeburt verderbter Zeiten
Und Schülerin der hämischen Sibyllen,
Wahrsagst mir einen Mann, siehst meine Hüllen,
Den Blumenkelch voll wilder Seligkeiten,
Hinsinken, meine Nacktheit preiszugeben. —
Doch sähe mich das laue Sommerblau,
Dem ihren Reiz entschleiert jede Frau,
Enthüllt in meiner Keuschheit Sternenbeben —
So stürb' ich!

Lust ist mir der Jungfrau Bangen;
Von meinen Haaren schaudernd nur umfangen,
So lieg' ich nachts kaltblütig, unversehrt,
Auf meinem Lager, fühlend hingegeben
Dem kalten Glitzern deiner bleichen Pracht:
Du, die in Keuschheit glüht und sich verzehrt,
Von Eis und Schnee umgürtet, weiße Nacht!
Du ew'ge Schwester, schon im Traum die deine
Bin ich und dieses Herz in hehrer Reine

Sieht schon der öden Heimat Lichtgefild.
Und alles rings ist wie ein frommes Dienen
Vor stillen Spiegeln, und es scheint aus ihnen
Mit diamantnem Blick mein Ebenbild . . .
O letztes Glück! Ich fühl's, ich bin allein!

Die Amme:

So wollt Ihr sterben!

Herodias:

Nicht doch, Mütterlein!
Sei unbesorgt. Geh denn, und zürne nicht
Dem harten Herzen; doch zuvor verschließe
Die Läden noch, daß sich nicht mehr ergieße
Durchs Fenster das verhaßte Himmelslicht,
Das blaue . . .
Wellen wiegen sich. O sage:
Kennst du ein Land, wo trüb der Himmel dunkelt
Und grell der Abendstern im Laubwerk funkelt?
Da zög' ich hin . . .
Du sagst: o Kinderfrage!
Noch eins: zünd' an die Kerzen, daß erweicht
Das Wachs hinträнt, indes die Flamm' entweicht.
Und . . .

Die Amme:

Nun?

Herodias:

Leb' wohl! —
Ihr Blumenlippen lügt!
Mir ahnt ein Unbekanntes. Oder trügt
Ihr nicht, und sind's Euch selber unbewußt
Die letzten Seufzer einer Kinderbrust,
Die weh empfindet durch ihr Traumeswallen,
Daß ihre kalten Edelsteine fallen?

Richard Gädke: Aphorismen über den „Lenkbaren".

Graf Zeppelin hofft, daß der Luftballon seines Systems in kurzer Zeit das betriebssicherste Fahrzeug werden wird, das auf Erden vorhanden ist. Man wird hierbei einiges der natürlichen Überschwenglichkeit des Erfinders zugute halten müssen. Denn gerade die Katastrophe, von der sein großes Luftschiff so plötzlich und gründlich ereilt wurde, hat auch dem Laien Schwächen enthüllt, die von der Natur des neuen Fahrzeugs unzertrennlich scheinen. Wir sollten darum in der Vernichtung des grandiosen, mit so viel Begeisterung begrüßten Werkes kein nationales Unglück erblicken; sie hat Unvollkommenheiten der Maschine aufgedeckt, Wege zur Verbesserung gewiesen, aber auch Grenzen gezeigt, Utopien beseitigt.

* * *

Für das lebende Geschlecht wird das lenkbare Luftschiff keine Umwälzung auf dem Gebiete des Verkehrswesens bedeuten. Die riesenhafte Größe des Ballons, die der eines modernen Panzerschiffes nahe kommt, reichte gerade zur Beförderung von kaum einem Dutzend Personen hin. Das Steigen in größere Höhen bewirkte Gasverlust und nötigte zum Auswerfen von Ballast und von Vorräten, die nachher schmerzlich vermißt wurden. Wir werden Massenbeförderungen von Personen und Gütern durch die Luft nicht erleben; die Morgenröte dieses Fortschritts ist am Horizont noch nicht aufgegangen. In absehbarer Zeit wird der Lenkbare auch in seiner vollkommensten Gestalt dem Sport und der Wissenschaft dienen. Jahrhunderte hat es gedauert, ehe die Dampfmaschine

Die Aphorismen unseres geschätzten Mitarbeiters, früheren Oberst Gädke, dürften eine willkommene Ergänzung zu der Arbeit des Herrn Dr. Eckener sein. Dr. Eckener hat als langjähriger Mitarbeiter und Assistent des Grafen Zeppelin sicher einen tiefen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Luftballons, während Oberst Gädke eine fachmännische und interessante Würdigung der Zukunftshoffnung dieser Erfindung gibt. Die Redaktion.

zu einer Macht im Leben des Menschen wurde; die Beherrschung der Luft ist ein schwierigeres Problem und wird sich nicht sprunghaft vollziehen. Ungewiß ist es noch, ob das Luftschiff für die materielle Gesittung der Menschheit je die Bedeutung gewinnen wird wie Lokomotive und Dampfschiffe. Größere Wirkungen wird in absehbarer Zeit das Automobil ausüben.

* * *

Die Propheten, die mit kühnem Selbstvertrauen das Geheimnis der Zukunft durchdringen, weissagen, daß der Menschheit die Beherrschung der Luft nicht sowohl durch den mit Gas geblähten Ballon als vielmehr durch den Drachenflieger gelingen wird, der schwerer als die Luft ist. Es liegt in der Art der Propheten, vom niederdrückenden Schwergewicht der Materie frei, im windigen Reiche der Lüfte gaukelnden Phantasien nachzuschweben. Wir anderen urteilen nüchterner.

Die theoretische Möglichkeit der Lösung ist nicht zu bezweifeln, die praktische Durchführbarkeit des Gedankens ist noch ganz ungewiß, sofern sie mehr als eine geistreiche Spielerei sein soll.

* * *

Alle Aeroplane und Drachenflieger waren bisher für eine einzelne Persönlichkeit berechnet, ihre Konstruktion sehr kompliziert; sie haben ihren Erfindern mehr Enttäuschungen als Triumphe gebracht. Die Höhen, die sie erreichten, betrugen 6, 10 höchstens 25 Meter, die Strecken, die sie flogen, die Zeiten, die sie in der Luft blieben, waren sehr gering (noch nicht 4 Minuten), jede Wendung bedeutet die Gefahr des Absturzes, nur von sehr geschickten Fahrern kann sie vermieden werden. Bisher ist der Preis von 500 000 Francs, der an einen Flug von 50 Kilometer geknüpft ist, noch nicht gewonnen worden.

* * *

Aber mag er den Gebrüdern Wright bei ihren neuen Versuchen zufallen: die Schwächen und Unvollkommenheiten des Luftschiffes zeigt der Aeroplan jedenfalls in erhöhtem Maße. Auch bei ihm kommt es darauf an, möglichst viel Kraft mit möglichst geringem Gewichte zu entwickeln; er verzichtet aber auf das naheliegendste Mittel zur Verminderung des Gewichts: auf die Gase, die leichter sind als die Luft.

Ziehen wir nicht etwa das Seeschiff als Schwurzeugen für das

gasfreie Luftschiff heran: es ist leichter als das Wasser, in dem es schwimmt, weil ein großer Teil seines Raumes mit Luft gefüllt ist. Es ähnelt in seinem Wesen dem Ballon mehr als dem Aeroplan.

* * *

Der Frage, welchem System endgültig der Siegespreis zufallen wird, dem System „schwerer als die Luft" oder „leichter als die Luft", können besonnene Männer nur ein kühles ignoramus entgegensetzen. Bisher aber hat allein der Ballon gangbare Wege gewiesen. Vielleicht gelangen wir in der Zukunft zu einem Kompromiß zwischen beiden Systemen.

* * *

Für den menschlichen Geist ist es nicht gerade ein tröstlicher Gedanke, aber es ist nun einmal so: auch der neuen Erfindung hat sich alsbald der Dämon Krieg bemächtigt. Während der friedliche Verkehr der Menschheit vorläufig keinen großen Nutzen aus ihr ziehen wird, ist sie eine neue furchtbare Waffe für den Krieg geworden, dessen Schrecken sie um einen weiteren vermehrt. Die Legende von der Hunnenschlacht auf den katalaunischen Gefilden, wo die Geister den Kampf in der Luft erneuerten, wird schaurige Wirklichkeit. Der nächste Krieg wird nicht nur zu Lande und zu Wasser, sondern auch unter Wasser und über dem Lande ausgefochten werden. Der Kampf ums Dasein nimmt immer gewaltigere Formen an, er wird der letzten Schranken entledigt.

* * *

Gute Seelen, die Liberalismus und Sentimentalität verwechseln, können auch bei dieser Gelegenheit einen leichten Seufzer über die „militaristische" Empfänglichkeit der Deutschen nicht unterdrücken, die sich in der Anteilnahme an Graf Zeppelins Glück und Unglück offenbart habe.

Man tue alles, um den Frieden auf Erden zu befestigen, schiebe den Krieg so weit als nur möglich hinaus, steigere die Gesittung und das Verantwortlichkeitsgefühl der Völker und Staatslenker, um dieses letzte brutale Mittel der Politik mehr und mehr aus unseren Gewohnheiten zu entfernen, aber man jammere nicht darüber, daß der Krieg, dessen Wesen die Vernichtung ist, sich auch vernichtender Mittel bedient und nicht durch Rhabarber und Redekünste den Gegner niederzuzwingen versucht.

Ein Krieg rechtfertigt nur dann seine Opfer und das Blutvergießen, wenn man rücksichtslos seine Kräfte zur Erreichung des Sieges anspannt. Es ist eine hundertfach erhärtete Erfahrung, daß der Krieg um so humaner ist, je entschlossener er geführt wird. Je größer die Überlegenheit auf der einen Seite, desto kürzer und unblutiger wird der Kampf.

Es ist daher ein Beweis für ein richtiges Volksempfinden, wenn ihm die militärische Bedeutung einer neuen Waffe alsbald zum Bewußtsein kommt.

Die nächste Zukunft wird einen Wettlauf aller großen Nationen um die Vervollkommnung und die Zahl ihrer Luftkreuzer sehen.

* * *

Auch die Bedeutung des Luftschiffes als Waffe darf freilich nicht überschätzt werden.

Wenn unsere Chauvinisten hoffen, und wenn die Engländer fürchten, eine deutsche Invasionsarmee könne durch die Lüfte den Kanal überfliegen, London von oben bedrohen und beschießen, so sind das törichte Phantasieen. Da das Luftschiff in irgend absehbarer Zeit ein Beförderungsmittel im großen Stile nicht werden wird, ist es erst recht ungeeignet zur Beförderung eines Heeres. Solange die Überlegenheit der englischen Flotte bestehen bleibt, wird sie genügen, England die Natur einer unangreifbaren Insel zu bewahren.

* * *

Die militärische Verwendung des lenkbaren Luftschiffes wird in erster Linie den Zwecken der Aufklärung und Erkundung zugute kommen. Man hat gemeint, daß besonders der Verteidiger Nutzen daraus ziehen werde, weil man vom Luftschiff die Bewegungen des Angreifers frühzeitig entdecken und damit Überraschungen, aus denen jeder Angriff seine Lebenskraft zieht, mindestens sehr erschweren werde. Aber das ist ein Irrtum. Auch der Luftballon kann Bewegungen erst entdecken, wenn sie im Gange sind, braucht Zeit, um die Stärke der Truppen festzustellen, ist unbrauchbar zur Nachtzeit, wird durch Stürme, Gewitter, Wolken und Nebel behindert und kann nicht in alle Falten des Geländes hineingucken, nicht alle Bedeckungen durchspähen. Wenn der Verteidiger durch Funkenspruch Nachrichten erhält, wird es meist zu spät zu Gegenmaßregeln sein. Nein, auch der Luftballon wird dem Angriff nichts von seiner

Überlegenheit rauben, wird bei entschlossenem Gebrauch dem Angreifer mehr zugute kommen als dem Verteidiger. Denn der Stehende ist leichter zu erkunden als der Bewegliche.

* * *

Das Schicksal der Patrie und des Zeppelin IV. haben bewiesen, daß das Werkzeug noch immer unsicher und unzuverlässig im Gebrauch ist. Ein Nachteil des sonst so hervorragenden starren Systems ist es, daß es einem Heere nicht zerlegt nachgeführt werden kann, eine Landung auf freiem Felde ist nicht überall ausführbar, der gelandete Ballon aber immer einigermaßen gefährdet. Im Kriege, wo man auf die meteorologischen Verhältnisse oft nicht Rücksicht nehmen, Steigen und Fallen des Ballons nicht nach der Sonne, sondern nach dem Auftrage und dem Verhalten des Gegners einrichten muß, wird sich beträchtlicher Gasverlust nicht immer vermeiden lassen. Das Luftschiff bleibt von der Zufuhr von Wasserstoffgas und Benzin abhängig.

Man will, wie für das Seeschiff Häfen, so für das Luftschiff Unterkunftshallen und Depots bauen. Ein trefflicher Gedanke; aber er beweist, daß die Bewegungsfreiheit des Luftschiffes eine recht beschränkte ist. Der große Ozeandampfer kann viele Tage und wochenlang die freie See halten, dort selbst Kohlen übernehmen, der lenkbare Ballon günstigen Falls 24, 30 Stunden in der Luft bleiben. Er wird nicht der unzertrennliche Begleiter eines operierenden Feldheeres sein können, wird Reiterei, Automobile und Spione nicht ersetzen, sondern nur ergänzen können. Er ist eine hervorragende Hilfswaffe, aber noch kein entscheidendes Kriegsmittel.

* * *

Der Gegner wird die Tätigkeit der feindlichen Luftkreuzer von der Erde aus und durch seine eigenen Ballons zu behindern trachten. Wir wissen, daß das fliegende Fahrzeug eine leicht verletzbare Maschine ist, ein einziger Treffer kann genügen sie zur Erde herunterzuholen. Unsere augenblicklichen Geschütze reichen nicht unter allen Verhältnissen aus, das Luftschiff wirksam zu bekämpfen, weil sie nicht steil genug in die Höhe zu schießen vermögen. Man wird, wie schon 1870, eigene Ballongeschütze herstellen müssen. Bis zu einer Höhe von 1500 Metern, vielleicht selbst höher, wird es bei seiner Größe dann leicht zu bedrohen sein. In größerer Höhe wird es viel Gas verlieren und wenig

sehen. Auch der Mangel an Sauerstoff kann es dann behindern. Aber die feindlichen Ballons selber werden sich gegenseitig vertreiben wollen, zur Herrschaft im Reiche der Lüfte zu gelangen wird das Bestreben der Luftkreuzer sein, wie die Beherrschung der See das Ziel der Panzerschiffe ist.

* * *

Welche Feder wird imstande sein, die schreckliche Poesie eines solchen Kampfes in der Höhe zu schildern, welch' Pinsel wird ihre Schauer im Gemälde festzuhalten wissen? Nur Augenzeugen einer Seeschlacht unserer Tage werden ihrer Phantasie Nahrung geben können, sich den nervenerschütternden Verlauf eines Gefechtes auszumalen, das zwei Luftkreuzer gegeneinander führen. Selbst die furchtbare Schilderung der Seeschlacht bei Tschuschima, die wir dem russischen Kapitän Semenow verdanken, mag vielleicht verblassen, wenn ein anderer Augenzeuge uns einst den Kampf der „Republique“ oder des „Nulli Sekundus“ gegen einen Zeppelinkreuzer berichten wird.

* * *

Wenn der Luftkreuzer nun einmal eine kriegerische Waffe ist, wird man ihn auch dazu verwenden wollen, die Truppen des Gegners auf der Erde, seine Festungswerke von oben zu beschießen. Schon haben die Franzosen durch eingehende Versuche bewiesen, daß man mit Minen aus einer Höhe bis zu 800 Metern einen bestimmten Raum auf der Erde mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit treffen kann. Welche verheerende Wirkung, wenn ein Torpedo mit einem Zentner Dynamit geladen von oben herabgeworfen wird und mitten in einem Bataillon mit gewaltigem Donner auseinanderreißt, die Erde weithin erschütternd! Jedes lebende Wesen im Umkreise von 100 Metern wird in Atome auseinandergeblasen werden. Oder wenn er die gewaltigen Betongewölbe einer Festungskasematte, die härter sind denn Granit, wie ein Kartenhaus auseinanderwirft.

* * *

Man nennt diese neue Waffe grausam, aller menschlichen Gesittung Hohn sprechend. Hat sie auf der Haager Friedenskonferenz verbieten wollen, wie man ebenso den Gebrauch der Seeminen untersagen wollte. Beides ist schließlich nicht geglückt! Geringe Einschränkungen in der Verwendung freitreibender Seeminen wurden allerdings durch-

gesetzt, die wenigstens das Leben der Unbeteiligten, der Neutralen, so-weit als dies möglich ist, sichern sollen. In dieser Beziehung ist die Seemine die tückischeste, unberechenbarste, unmenschlichste Waffe. Das Werfen von Minen aus Luftballons haben sich mehrere Staaten, wie Japan, ausdrücklich vorbehalten. Und die Amerikaner, die sein Verbot beantragt hatten, sind von ihrer Auffassung bereits zurückgetreten. Schon bereiten sie sich vor, an allen ihren Küsten Ballonstationen zu schaffen, nicht nur zur Aufklärung, sondern auch zum Kampfe.

* * *

Seien wir keine Schwächlinge! Nur die Neuheit ist es, die den Kampf aus der Luft herab besonders grausam erscheinen läßt. Das Leben Unschuldiger ist hier weniger gefährdet als im Seekriege, dem noch immer ein Rest von Piraterie anhaftet. Grausam ist, ich wiederhole es, jede Kriegswaffe. Für den Soldaten aber ist es schließlich gleichgültig, ob er durch eine Granate zerrissen wird (meines Erachtens das schmerzvollste und grausamste Geschoß, das es gibt), oder ob sein Schiff durch eine Seemine in die Tiefe gezogen, ob er von der Luft aus weggeblasen oder durch die „humane" Spitzkugel des Gewehrs in das Paradies befördert wird.

Vergessen wir das eine nicht: die Waffen des Krieges werden fortdauernd furchtbarer, der Krieg aber als Phänomen hat viele seiner Schrecken eingebüßt, ist immer menschlicher, immer weniger opfervoll geworden. Die Verluste in den Schlachten haben sich im Verhältnis zur Zahl der Kämpfenden unaufhörlich vermindert. Immer mehr zeigt der Krieg das Bestreben, den Willen mehr des Gegners zu zerbrechen als seinen Körper. Und auf den Willen zum Frieden wirkt jede neue Waffe.

* * *

Die Heere werden also in den Zukunftskriegen den Luftkreuzer als Waffe verwenden: daran ist kein Zweifel. Wird er eine Möglichkeit bieten, die Überlegenheit einer feindlichen Flotte auszugleichen?

Im allgemeinen in absehbarer Zeit nicht. Wir lernten die Schranken seiner Verwendbarkeit kennen. Er wird außerstande sein, einer Flotte auf die hohe See zu folgen, sie gar bis an feindliche Küsten zu begleiten.

Das unstarre System könnte man vielleicht in zerlegtem Zustande mitführen, aber seine Montierung auf hoher See wird schwierig, wenn

überhaupt ausführbar sein. Beim Zeppelin ist dies von vornherein ausgeschlossen. Selbst wenn er in einem Seehafen ein sicheres Depot hat, wird er nur einige hundert Kilometer sich auf die See hinauswagen dürfen.

Daraus folgt, daß seine Verwendbarkeit im Seekriege auf nahegelegene Meeresteile beschränkt sein wird; auf dem engen Raum der Ostsee und der Nordsee aber wird er gelegentlich gute Dienste leisten können. Und die Amerikaner haben recht: Nicht nur zur Aufklärung, auch zum Kampfe. Zur Verstärkung der Küstenverteidigung in erster Linie.

Aber selbst zum Angriff! Vielleicht auch im Kampfe zweier Flotten gegeneinander! Seinen Minen, die aus der Luft herabgeworfen werden, wird kein Panzerdeck, kein Geschützturm widerstehen. Ein einziger Treffer wird das stärkste feindliche Panzerschiff vernichten. In den deutschen Meeren wird eine Luftschiffflotte von größtem Werte sein, wird vielleicht einmal unter günstigen Umständen entscheidend wirken können.

Aber auch der Gegner wird darum Luftschiffflotten bauen. Ich sagte es schon, es wird ein Wettlaufen werden. Und wenn der Krieg kommt, wird er auch in den Lüften ausgefochten werden.

Bewahren wir uns darum den Frieden!

A. Halbert:
Wie der Kunst zu helfen wäre.
Ein Organisationsplan.

„Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten, wenn sie sich mit edlen, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener, da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem, weil er ihn nach eigener Weise behandelt."
(Goethe.)

Unsere Kunst.

I.

Sehen wir in der Kunst ein bildendes Element, eine fördernde Kraft, dann ist sie ein Kulturfaktor und erfordert Pflege — Pflege und Erziehung. Wie die Wissenschaft. Kunst und Wissenschaft.

Die Wissenschaft hat Bibliotheken und Institute. Die Kunst hat Bibliotheken und Museen. Aber in den Instituten werden nur die Erfahrungen der Wissenschaften zur Geltung gebracht. Wie in den Museen die Produkte der Kunst.

Die Wissenschaft hat auch Universitäten: wo Wissenschaft gelehrt wird, wo das Erringen von Wissen unterstützt wird, vom Staate, von der Gesellschaft.

Die Kunst hat solche Stätte nicht, kann sie nicht haben.

Keine Schule für Poesie! Die besten Meister der Farbe und des Lichts sind nicht von der Akademie gekommen.

Kunst stammt nicht von Kennen — sondern vom Können.

Aber dieses Können muß Entwicklungsmöglichkeiten haben.

Der Könner muß Ellenbogenfreiheit haben — dem Leben gegenüber.

II.

Legen wir die Feigheit ab: sprechen wir nicht immer in scheuem Idealismus von Kunst. Um den Künstler handelt es sich. Tausendmal: Um den Künstler! Der Künstler.

Um die lächerliche Figur, die vor Jahren Sonnengedichte vom Giebeldach herab machte; um die moderne Gestalt, die lange darbte, bis sie in die Flut des Journalismus tauchte. Um den reinen Tor und den nicht ganz reinlichen, gewordenen Spekulationsmenschen. (Noch ist Kunst eine Temperaments-, eine Genie-, keine Charaktersache — gelobt sei Oskar Wilde.)

Einfach liegt der Fall: Jeder Entwicklung muß (sofern wir kulturell an ihr ein Interesse haben) die Lebensbedingung, jeder Kraft die Atmosphäre gegeben werden. Dem Wissensdurstigen stehen die Universitäten offen, damit er sich bilde und den Menschen nutze, die Bibliotheken oder die Wissenschaften bereichere. Der Künstler kann im Auditorium nichts oder nur wenig lernen. Er muß im brandenden Leben stehen, muß des Daseins heiße Nöte und brausende Freuden erleben — Himmel! Der Künstler muß frei sein! Schafft ihm diese Atmosphäre, Ihr, die Ihr Macht habt.

III.

Ein Genie setzt sich durch.

Wunderlich! Wie die Gewohnheit stark ist. Wie die Pathetik lügt. Ich wollte doch beweisen, daß es notwendig ist, Künstler zu pflegen, zu erziehen, wenn die Kunst gedeihen soll. Und jetzt bitte ich: Gebt ihnen Atmosphäre! O! Sir . . .

Nein! Dem Problem ist nur mit Tatsachen beizukommen. Tatsachen? Soll ich etwa Heinrich von Kleist zitieren? Dessen Größe und Tiefe alle Kritiker Germaniens an dem Tage entdeckt zu haben scheinen, wo ein genialer Theaterdirektor ihn erneuerte? Oder Bizets Lebensschicksal soll ich aufwühlen, der über „Carmens“ wilden Zigeunerweisen starb und über dessen 30 jährigen Todestag sich eine Welt freut — (weil Carmen-Tantiemen frei wurden!). Soll ich Exempel von vernachlässigten Genies und verhungerten Dichtern anführen?

Man wird dann die stereotype Antwort hören, die mit Ethik so wenig wie mit Empirismus zu tun hat: Das wirkliche Genie setzt sich durch . . .

Lohnt sich's, zu polemisieren? Debatten sind Feuerwerke für Dumme — in der Kunst. Aber Dumme können manchmal so viel. Also gehen wir darauf ein. Erste Antwort: Wie kommt's, daß wir ewig auf der Suche nach dem Genie sind?

Zweite Antwort: Warum entdecken wir plötzlich ein Kunstwerk, ohne daß wir vom Künstlerdasein nur ahnten?

Dritte Antwort: Ist es klug und weise, die Kraft des Künstlers, des werdenden, aufs Durchsetzen zu vergeuden?

Uferlose Fragen!

IV.

Kämpfen aber nicht darben!

Die mit mir erkannt haben, daß Künstler erfahren, aber nicht darben, — kämpfen, aber nicht hungern sollen, die wissen, daß der echte Künstler das Leben sensibler und feiner empfindet, und daß frohe Kraft und ganzer Sinn dazu gehört: Leben nachzugestalten und schöpferisch zu kristallisieren, — sie werden ernst fragen: Wie hilft man der Kunst? — Und sie werden die einzig mögliche Antwort bestätigen: Indem man dem Künstler hilft. Alle Fragen gipfeln aber dann in einer Lösung: Wie hilft man dem Künstler? — —

Wie zu helfen wäre.

I.

Kunst und Kultur.

Die Kultur eines Volkes wurzelt in seiner Kunst. Dabei bleiben wir.

Ist das etwa so gemeint: Die Kultur einer Frau spiegelt sich in ihrer Schneiderin?

Oder: Die Schönheit eines Weiberkopfes wurzelt in seinem Friseur?

Es ist gescheiter, man sagt: Die Kultur eines Volkes spiegelt sich in seiner Kunst. Die Kunst ist das edelste Organ des Organismus, der sich ewig ändert, ewig entwickelt, — der Kultur. Die Kunst ist das Auge der Kultur.

II.

Die Alten.

Nicht jeder Stürmer ist ein Künstler, und nicht jeder Träumer ein Poet. Aber aus gärenden Mächten kam uns Erlösung und aus träumenden Welten Poesie.

Das wissen die Alten am besten.

Und was tun sie? —

Sie werden älter und abgeklärter und haben nur eine Aufgabe: ihren Ruhm grundfest zu machen. (Sie erreichen oft nur das Gegenteil.)

Als ob mit X. Y. die Entwicklung aufhörte. Als ob mit N. N. die Theater geschlossen werden. Sie sind beschäftigt, ewig beschäftigt.

Welch Armutszeugnis für Menschen mit großem Horizont, daß sie nie mit sich fertig werden, daß sie keine Zeit für die Sache und alle Muße für sich selbst haben.

In Wahrheit ist's aber so: Dilettanten überhäufen sie mit Gesuchen (unser prachtvoll armer Detlev ist ein Exempel), und sie vergeuden ihre Zeit mit ihnen.

Die Alten können helfen. Sie müssen helfen! Sie sind unsere Verbündeten.

III.

Die Presse.

Die Presse ist eine Macht, und die Kritik ist eine ihrer Waffen. Der Kritiker kann gar nichts. Aber die Kritik kann alles. Sie kann ein Buch loben: Das ist nicht ihre stärkste Kraft. Sie kann ein Buch totschweigen: Damit trifft sie. Und sie kann ein Drama in Grund und Boden bohren: Das bedeutet in Berlin Vernichtung.

Aber seltsam, höchst seltsam: Sie hat's immer mit fertigen Dingen zu tun. Sie kommt ins Theater, um ein Veto einzulegen oder um ein Amen zu sagen.

Sie liest ein Buch, um es zu empfehlen oder davor zu warnen. Aber alles fertige Dinge. Sie bringt Geschmack, Urteilskraft, Verständnis, Stil mit (will ich denn über Kritik sprechen?), aber sie wartet, bis ihr so ein Verleger oder ein Theaterdirektor das Menü vorsetzt: sagt dann, ob's geschmeckt hat. Ich würde mich bedanken, wenn ich nicht Einfluß auf Küche und Keller hätte.

Ernst: Irgendwelchen Einfluß auf das Werden der Kunst im ursprünglichen Sinne, irgendwelche Wirkung auf die Entwicklung des Künstlers hat die Kritik nicht.

Und die Kritik kann Einfluß haben. Auch sie ist unsere Verbündete.

IV.

Der Theaterdirektor und sein Dramaturg.

Der Theaterdirektor kann der künstlerische Leiter und Inspirator seiner Bühne sein: er ist es in den seltensten Fällen. Für uns kommt mit wenigen Ausnahmen fast nur der dramaturgische Beirat in Betracht.

Die Empfehlung eines literarischen und künstlerischen Werkes bedingt eine Verantwortlichkeit den Verlegern gegenüber, die manche Autoren naiv unterschätzen. Der Erfolg entscheidet; und wie launisch ist der manchmal!

So geht es dem Dramaturgen an einem Theater, und nicht nur so, sondern viel böser, denn seine Stellung ist schwieriger und verantwortungsreicher; schwieriger, weil er perspektivisch etwas beurteilen soll, weil er prophetisch fast sagen muß, ob diese geschriebenen

Worte auf der Bühne Leben gewinnen, ob diese angedeuteten Gefühle durch die Schauspieler verkörpert werden können; verantwortungsreicher, weil das Theater heute ein Geschäft ist mit großen Unkosten und einem weiten Pflichtenkreis.

Jeder Dramaturg hat sicher den besten Willen, zu „entdecken". Er will seinen Geschmack dokumentieren, einfach: er will zeigen, daß er seine Stellung ausfüllt, und wenn es trotzdem scheint, als ob das moderne Drama auf dem Gefrierpunkt angelangt sei, so ist das aus ganz anderen Gesichtspunkten zu erklären. Einiges soll hier gesagt werden: Ein großes Theater, das einen Dramaturgen hat, überlastet diesen Dramaturgen derartig, mutet ihm zu, so viel gute, mittelgute und sehr böse Arbeiten zu lesen, daß dem armen Mann schwindlig wird. Aber das nur nebenbei! Hauptsache bleibt die Frage, die man einmal endgültig statistisch beantworten sollte. Welche Theater haben wirklich angestellte Dramaturgen, d. h. Männer von Geschmack, die die Aufgabe haben,

1. eingereichte Stücke zu lesen, zu sondieren,
2. die ausgewählten Stücke ernstlich zu prüfen, und
3. wenn sie etwas ihnen wertvoll und wirksam Scheinendes gefunden haben, Einfluß genug besitzen, eine Aufführung durchzusetzen.

Provinztheater von der Größe Breslaus haben überhaupt keinen Dramaturgen, und da ist der Kern des Übels: sie beziehen alles von Berlin, von der Bühnenbörse Berlin. Sie versuchen gar nicht, neue Stücke und neue Männer ausfindig zu machen; sie haben eine einfach beleidigende Geschäftsart: 6 bis 8 Monate lagert ein Manuskript, dann wird der Autor benachrichtigt, entweder, daß seine Schrift unleserlich sei, oder daß er seiner Arbeit kein Rückporto beigefügt habe. Der arme Autor kann glücklich sein, wenn er sein Manuskript wieder in Händen hat . . . Bleiben noch die Berliner Theater.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir einige Theater haben, die sich ernstlich Mühe geben, Stücke zu prüfen. Die Direktion aber hat eine Tröstungsart, die der der Provinztheater gleichkommt: „Wir haben Ihr Stück mit Interesse gelesen, verkennen nicht Ihre dramatischen Fähigkeiten, aber — — —" Das „Aber" bedeutet für den Wissenden nichts anderes, als: Hast du Konnexionen, Freund? — Es ist nicht leichtsinnig, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß man in Berlin durch einflußreiche Bekanntschaften mehr ausrichtet, als durch Geld und Können, und das erstere, das liebe Geld, kann in Berlin doch schon viel.

Aber das gehört nicht hierher. Wichtiger ist: Auch die Theater und ihre Dramaturgen sind unsere Verbündeten.

V.

Der Verleger und sein literarischer Beirat.

Der Verleger kommt für die Bücherproduktion, wie der Theaterdirektor fürs Theater in Betracht. Er ist ein Geschäftsmann, aber er lebt von der Kunst, — von den Künstlern. Er hat Interesse daran, einen Autor in die Höhe zu bringen (und die Auflageziffer).

Aber der moderne Betrieb (die Reklame und ihre findigen Möglichkeiten nicht zu vergessen) ist so gestaltet, daß auch ein schlechtes Buch oder ein nicht ganz bedeutendes Erfolg haben kann.

Sicher liegt's aber dem Verleger daran, auch ein künstlerisches Renommee zu haben. Wenn also trotzdem schlechte Bücher auf den Markt kommen, so liegt es an dem Geschmack der Hilfskräfte, die der Verleger hat.

An die literarischen Beiräte der Verleger müssen wir uns also halten.

Und da kann man die gleiche Misere sehen, die wir bei den Dramaturgen und Ratgebern des Theaters beobachtet haben.

Ein Verlag bringt durchschnittlich 20 bis 25 Bücher im Jahre heraus: Diese 25 Bücher werden aus Hunderten gewählt. Verschiedene Maßstäbe und Mutmaßungen sind entscheidend.

Der Beirat wird abgestumpft durch die vielen Nichtigkeiten, die er verdauen muß.

Der Beirat wird wirr durch die Bedürfnisse des Lesepublikums, durch die Erfolge, die plötzlich alle Welt betäuben.

Auch der Verleger also und seine Hilfskräfte sind unsere Verbündeten. Auch sie werden uns Dank wissen, wenn wir ihnen einen Ausweg zeigen: Wie der Kunst zu helfen wäre. Oder geschäftlicher ausgedrückt: Wie die Künstler zu organisieren und der Kunstbetrieb zu ordnen wäre.

Praktisches.

I.

Der Kunstbetrieb.

Der Kunstbetrieb, jawohl! Um einen solchen handelt es sich: fürs Theater, für den Verleger, für den Künstler. Wer sittliche Entrüstung bei dieser einfachen Konstatierung von Tatsachen empfindet, polemisiere darüber, wettere dagegen.

Wir wollen eine Frage, die bis jetzt als ideal galt — (wenn ich ethisch wäre, würde ich mit Emphase sagen: das ideale Mäntelchen abnehmen) — ins Praktische umsetzen, sie praktisch sehen, sie so sehen, wie sie ist, wie sie Nutzen bringen kann, nicht nur den Künstlern und den Kunsthändlern, sondern auch der Kunst.

II.

Es gibt in Berlin eine Gesellschaft zur Förderung der Kunst. Man kennt sie genau; ich will nicht in die Seltsamkeiten ihrer Geschäftsführung hineinleuchten, will diese Gesellschaft nur als Exempel anführen — wie man es nicht machen soll. (Praktiker und Theaterleute wissen, daß dies das wichtigste Gesetz der Organisation ist.) Aufgaben.

Also: Förderung der Kunst treibt die Gesellschaft, indem sie junge Künstler heranzieht, ihnen die Möglichkeit verspricht, bald berühmt zu werden. Das Manuskript wird geprüft, wenn 5 Mark pro Akt bezahlt werden . . . Daran krankt die Förderung zunächst.

Die Manuskriptprüfer sind blutige Dilettanten oder enge Kunstmenschen . . .

Ergo: Müssen wir uns an die Faktoren halten, von denen wir einzeln sprachen:

Die alten Künstler zuerst.

Schriftsteller von Bildung, von Namen und Geschmack sollen die minimale Verpflichtung übernehmen, jedes Vierteljahr oder jedes halbe Jahr die Arbeit eines jungen Künstlers zu prüfen. Sie sollen quasi die unentgeltlichen literarischen Beiräte und Dramaturgen der Organisation sein.

Ich setze meinen Kopf dafür ein, daß wir 50 Namen bald nennen hören . . .

Ferner: Kritiker von Kultur, Namen und Einfluß sollen dieselbe Verpflichtung (für Ideale: denselben Liebesdienst für die Kunst) übernehmen.

Sie sollen hier und da auch ein Manuskript lesen, ehe der Regisseur oder der literarische Beirat es sanktionierte.

Kritiker, die gleichzeitig eine Tageszeitung oder Zeitschrift redigieren, sollen zugleich die geprüften oder von Autoritäten als künstlerisch vollwertig befundenen Arbeiten in ihre Blätter aufnehmen. Sie sollen ruhig die Mängel und Fehler

der Arbeiten nennen, aber auch auf das Können und die Kraft, auf das Wollen und die Möglichkeiten hinweisen.

Der Theaterdirektor soll mit diesen beiden Faktoren in ständiger Fühlung stehen. Er soll wissen, daß hier Kräfte vereinigt sind, die ihm und seinem Theater vorarbeiten. Dafür kann er die Verpflichtung übernehmen, eine Arbeit, die von zwei oder drei Seiten geprüft und empfohlen wurde, seinem Repertoire einzuverleiben oder versuchsweise einzustudieren.

Der Verleger wird sicherlich gern in Verbindung mit diesen Autoritäten bleiben, um das Wertvolle für sein Verlagsgeschäft zu erwerben. Ja, es ist denkbar, daß ein Verlag sich ausschließlich unserer Organisation widmet.

III.

Organisation.

Ja, Organisation. Alles drängt darauf hin. Alles Gesagte geht von der Voraussetzung aus, daß eine Organisation vorhanden ist, die alle Fäden in der Hand hält, ein Mittelpunkt, um den sich alle Kräfte und Absichten konzentrieren.

Ganz real gedacht; ähnlich wie die Genossenschaft deutscher Tonsetzer soll eine Genossenschaft Deutscher Schriftsteller (vorläufig nur Schriftsteller; ohne Zweifel wird das Gebiet erweitert werden können und müssen) gegründet werden.

Fünf erfahrene Lektoren und Dramaturgen sitzen im Bureau und prüfen alle Eingänge, die von Künstlern einlaufen. Sie tun die erste Sichtungsarbeit und schaffen so eine klare Übersicht, trennen das Wertvolle vom Wertlosen. Setzen wir den Fall: Von hundert eingelaufenen Manuskripten werden 5 die Stimmen der internen Lektoren auf sich vereinigen.

Hier setzt die Arbeit der Ehrenlektoren ein. Jeder erhält ein Manuskript, prüft es und schreibt auf der ersten Seite sein Urteil. Die interne Prüfungskommission wird darauf zu achten haben, daß die etwaigen Manuskripteinsendungen dem Charakter und der Art der Ehrenlektoren angepaßt werden.

Nach vier Wochen laufen die Urteile der Lektoren ein. Zwei von diesen fünf Manuskripten sind künstlerisch wertvoll — also muß die Geschäftsleitung der Genossenschaft — erfahrene Männer des Buchhandels — die Veröffentlichung dieser beiden Arbeiten, natürlich in vollendet künstlerischer Ausstattung, in Angriff nehmen. Die Ehrenlektoren geben

ihr das Recht, ihr Urteil über das Werk als Einleitung des Buches zu veröffentlichen. Damit ist eine geschäftlich absolut einwandsfreie Handhabe geschaffen: das kaufende Publikum, das die Ehrenlektoren als Schriftsteller und Künstler kennt, wird wissen, was es in diesen Büchern zu suchen hat.

Die nächsten zwei dieser fünf Arbeiten können die Stimmen der Lektoren nicht auf sich vereinigen, aber die Herren sind sich darin einig, daß ehrliches Schaffen und künstlerisches Können in diesen Arbeiten steckt. Die Genossenschaft Deutscher Künstler muß also versuchen, mit diesen werdenden Künstlern in ständiger Verbindung zu bleiben.

Der letzte der fünf Autoren führt einen Kampf ums Dasein, ist verhindert, sich seiner Kunst zu widmen, leidet wohl auch Not —: Hier muß die Organisation helfend eingreifen. Allerdings dabei wird besonders strenge Prüfung zu empfehlen sein. In erster Reihe wird darauf zu achten sein, daß keine Kliquenwirtschaft vorherrscht, sondern einzig und allein der künstlerische Maßstab und die Zukunftshoffnung, die dieser Autor erweckt, Ausschlag geben.

Eine gewisse Summe des Stammkapitals, vielleicht auch nur die Zinsen, werden für diese Unterstützungszwecke abgesondert werden müssen.

IV.

Ich sprach von einem Stammkapital und weiß, daß jetzt erst die allerwichtigste Frage kommt. Das Kapital.

Die materielle Frage kann durch zwei Möglichkeiten gelöst werden. 1. Wenn Menschen, die für die Entwicklung der Kunst etwas tun wollen, einsehen lernen, daß das wichtigste Moment und die erste Arbeit: Hilfe für den Künstler sein muß. Wenn also solche Menschen (man nenne sie Freunde der Kunst, Mäcene, oder wie man will), wenn also solche Menschen sich entschließen würden, der Organisation beizutreten, wenn 20 Menschen je 5000 Mark für die Sache zeichnen (vorläufig auf gut Glück; es ist nicht ausgeschlossen, daß es nur eine Anleihe ist. Männer der Praxis sind fest davon überzeugt, daß ein rein materieller Erfolg erreichbar ist), so ist die Genossenschaft vorerst im Besitze eines Stammkapitals von 100 000 Mark.

Die zweite Möglichkeit wäre: daß ein energischer Verleger mit einem größeren Kapital diese Organisation zur Basis eines Verlagsunternehmens machte und sich verpflichtete, den Verlag nach den in dieser

Schrift mehr angedeuteten als ausgeführten Grundsätzen und Prinzipien zu leiten.

Ich bin übrigens davon überzeugt, daß diese beiden Faktoren verschmolzen werden können, und daß so ein großzügiges, gutfundamentiertes, leistungsfähiges Unternehmen geschaffen wird, zu Nutz und Frommen von Kunst und Künstlern.

Diese Ausführungen sollen ihre Arbeit als Agitationsmittel tun. Sie werden weite Kreise zu interessieren haben und wohl auch die Idee ausarbeiten und vertiefen helfen, indem beteiligte Kreise die Frage besprechen und erwägen.

Wenn ich Einzelheiten vermied, so geschah es nicht, weil die Realisierung mir unklar war, sondern weil ich nach Möglichkeit die Organisation als geschlossenes Ganze charakterisieren wollte.

Vorläufig gilt es also: sich mit der Idee zu befreunden, und die zwingende Notwendigkeit ihrer Ausführung für Kunst und Künstler einsehen:

Wie der Kunst zu helfen wäre.

Bildende Kunst.

Rossetti.

Von Lucien Pissarro, aus dessen Buch: Rossetti. London: T. C. u. E. C. Jack. Übersetzt von Alice Fliegel.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sah Europa ein, daß die Kunst, die sich selbst verrät, jede Berührung mit der Tradition verloren hat und hilflos, wie ein blinder Mann, dem man seinen Stock geraubt hat, nach dem richtigen Wege tastet. Da baute sie sich eine neue, sehr notwendige Basis, indem sie zur Natur zurückkehrte. Diese Rückkehr geschah auf verschiedenen Wegen, je nach dem Land und dem künstlerischen Milieu, um das es sich handelte. In England war es ein Wiederaufleben der Malerschulen, die Raphael vorangingen. Die komplizierten Leidenschaften unseres Jahrhunderts wurden mit dem naiven Blick der frühitalienischen Maler vereint.

Der mehr logische Geist der Franzosen erkannte, daß es nicht genügte, wenn man sich die Natur mit den Augen des einfachen, ursprünglichen Menschen ansah. Der Gesichtspunkt hatte sich notgedrungen geändert, und das einzige, das der Übernahme von den früheren Schulen wert war, war die Aufrichtigkeit und Lauterkeit in der Deutung und Auslegung der Wunder.

Der Realismus der Präraphaeliten richtet sich also nur auf edle Stoffe, Gegenstände und Vorwürfe. Aber was versteht man unter einem edlen Vorwurf? Diese Bezeichnung ist eine rein literarische. Es gibt keine edlen Vorwürfe oder Stoffe in der Malerei, es gibt nur Harmonien der Linie und Farbe.

Die oben genannte Schule würde z. B. die Rose lieber zum Gegenstand eines Bildes gewählt haben, als den Kohlkopf, weil sich an die Rose eine Menge schöner Symbole knüpfen. Sie ist die Königin der Blumen, die mystische Rose usw.

Aber ist die Rose denn großartiger und schöner von rein malerischem Gesichtspunkte aus? Es hängt ganz davon ab, in wie weit der Künstler fähig ist, die Schönheit, die Harmonie der Form und Farbe wiederzugeben. Die symbolischen Verklärungen der Rose genügen an sich nicht, um ein schönes Bild auszumachen, wir werden aber auch den Kohlkopf nicht verwerfen, weil ihm jegliche Symbole mangeln.
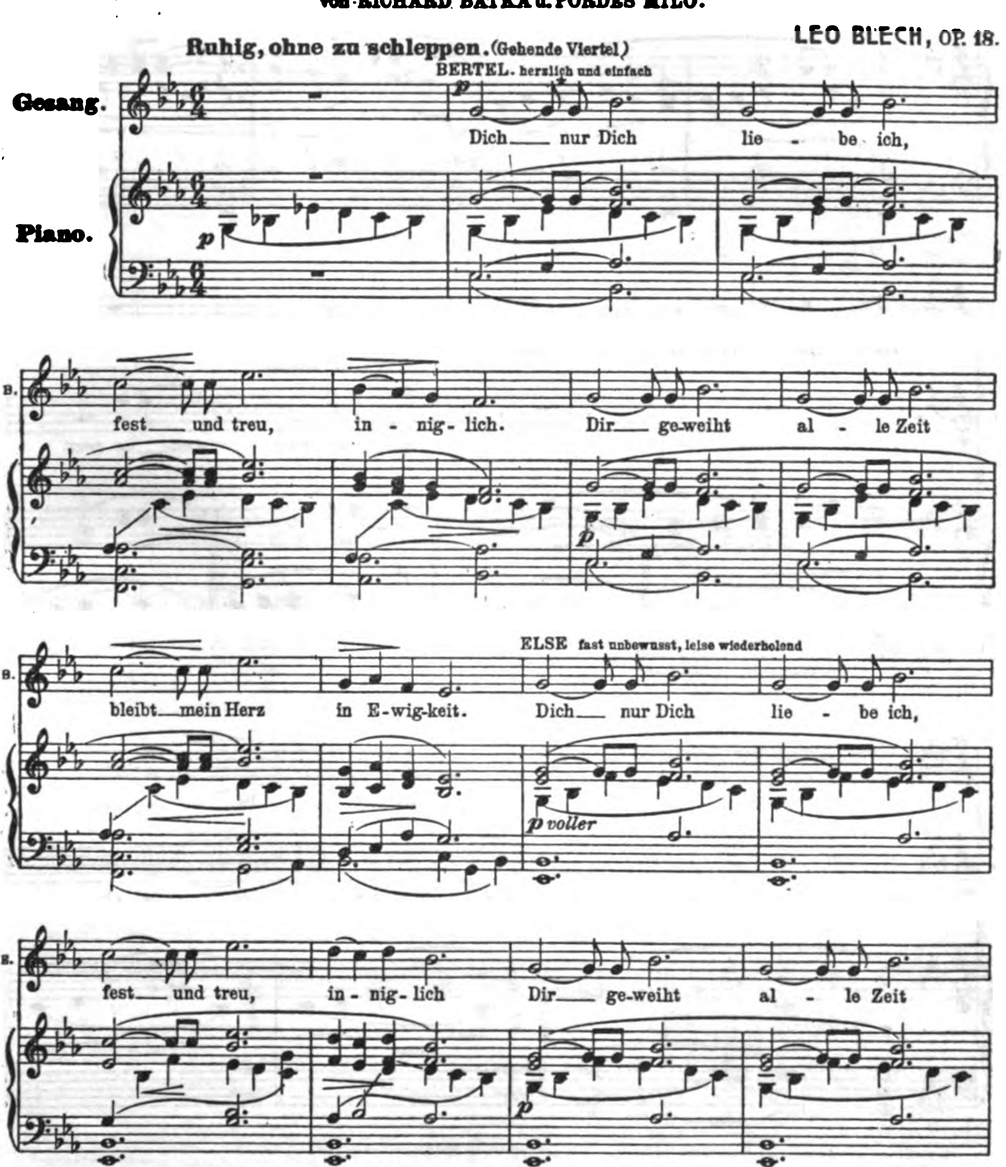
Der Realismus der Präraphaeliten entwickelte sich zu einer Vertiefung in Details, zu einer

Kleinmalerei, die leider dem Ganzen oft sehr nachteilig war. In den besten Werken der Frühitaliener jedoch ist die Einheit — die durchgehende Idee, ungeachtet der Aufmerksamkeit, die den Details gezollt wurde — in bewunderswerter Weise aufrecht erhalten; mit andern Worten: die Werte eines Werkes wurden nicht beeinträchtigt oder herabgesetzt. Das war nicht lange, ehe Rossetti den engen Pfad der Präraphaeliten verließ, um einen breiteren Weg zu gehen. Rossettis Werke sind durchaus symbolische Darstellungen, daher sind sie literarisch. Es wundert uns nicht, da er in gleicher Weise als Maler und Dichter begabt war. In der Tat, wenn wir in Betracht ziehen, daß die malerischen Vorstellungen und Gedanken Rossettis ausschließlich literarische sind, so ist er für uns mehr Dichter als Maler, und in diesem Lichte sah er sich auch selbst. Er „malte Gefühle", und Gefühle sind das Eigentum der Dichtkunst; bei Rossetti haben sie noch den Vorzug besonderer Intensität. Sie verkünden uns das Leben, denn seine Kunst ist mehr oder weniger mit der Tragik seines eigenen Schicksals eng verknüpft. Darin liegt der Wert der Werke Rossettis als künstlerische Schöpfungen.
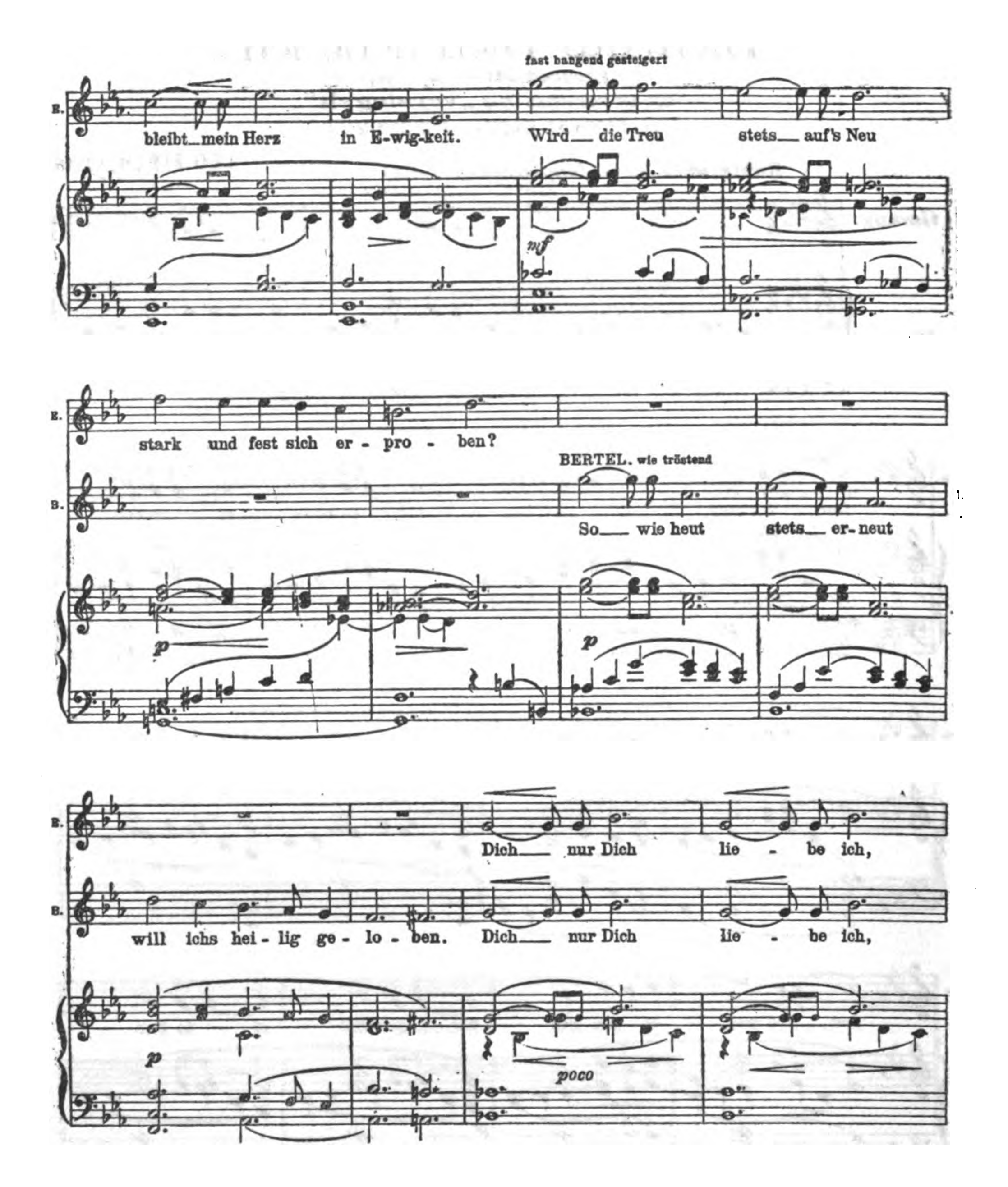
Dich, nur Dich liebe ich...
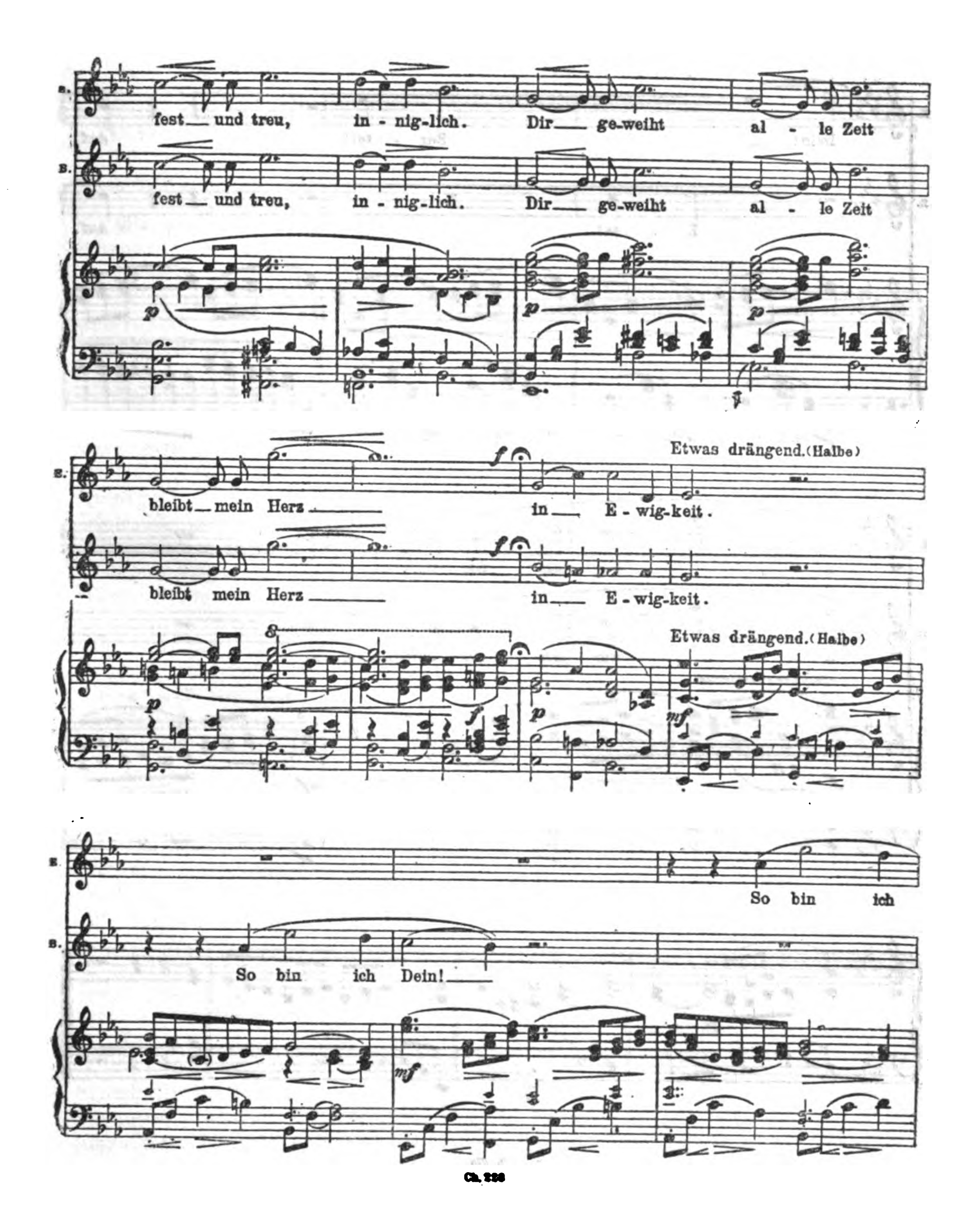
Liebesduett (Bertel-Else)
aus der komischen Oper „Versiegelt"
von RICHARD BATKA u. PORDES MILO.

LEO BLECH, OP. 18.
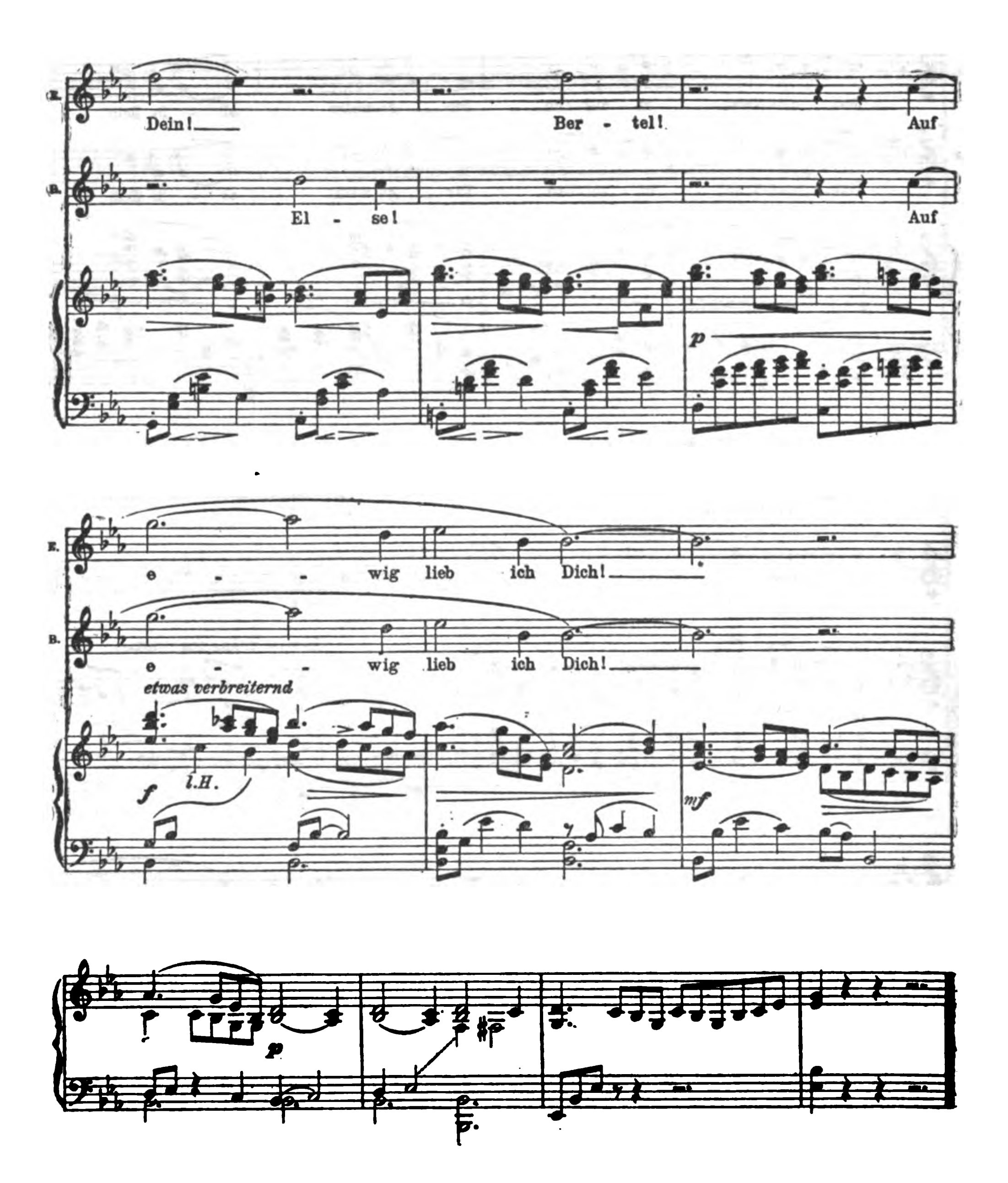


*) Diese Achtel (auch in der Begleitung) nicht scharf und eckig, sondern weich und getragen.


fast bangend gesteigert
E.
bleibt mein Herz in E-wig-keit. Wird die Treu stets auf's Neu
mf
E.
stark und fest sich er - pro - ben?
BERTEL. wie tröstend
B.
So wie heut stets er-neut
p
p
E.
Dich nur Dich lie - be ich,
B.
will ichs hei-lig ge - lo - ben. Dich nur Dich lie - be ich,
p
poco
Ch. 388


fest und treu, in-nig-lich. Dir ge-weiht al-le Zeit
fest und treu, in-nig-lich. Dir ge-weiht al-le Zeit
bleibt mein Herz in E-wig-keit.
Etwas drängend. (Halbe)
bleibt mein Herz in E-wig-keit.
Etwas drängend. (Halbe)
So bin ich
So bin ich Dein!

Ch. 238


E.
Dein!
Ber - tel!
Auf
B.
El - se!
Auf
p
e - - wig lieb ich Dich!
E.
e - - wig lieb ich Dich!
B.
etwas verbreiternd
f
l.H.
mf
p

Ch. 228

Zu den Musikbeigaben.

Leo Blech.

Wir plauderten über neue Strömungen in der Musik der Gegenwart, über die Umformung des musikalischen Ausdrucks, über Veränderungen nicht nur der Mittel, sondern der Grundelemente unserer Tonsprache und kamen schließlich auf die revolutionäre neufranzösische Kunst zu sprechen. „Sagen Sie, was Sie wollen," meinte Blech, „das Interessante und Geistreiche dieser Richtung verkenne ich keineswegs. Ich aber rechne mich zu den — musikalischen Musikern und kann mich den Jungfranzosen gegenüber daher vorläufig nur abwartend verhalten." Diese etwas satirische Unterscheidung zwischen dem „musikalischen" und dem „unmusikalischen" Musiker ist charakteristisch für die künstlerische Eigenart Leo Blechs. Er gehört jener nicht kleinen und ständig anwachsenden Gruppe von Tonkünstlern an, welche sich bemühen, die Musik von allen absichtlich hineingetragenen, oft durchaus unorganisch aufgepflanzten metaphysischen, literarischen und sonstigen spekulativen Zutaten zu reinigen, und sie nur aus sich selbst heraus, als reine Sprache der Töne wirken zu lassen. Es ist die Schule Engelbert Humperdincks, welche solche Tendenzen verfolgt und danach strebt, den geistig unselbständigen, häufig verworrenen, schwulstigen Wagner-Imitationen eine klare, einfache, aber persönlich gefärbte Kunst entgegenzusetzen.

Die große Gefahr für alle Bühnenkomponisten der Gegenwart, in wertlose Nachahmungen der monumentalen Wagnerschen Muster zu verfallen, konnte nur umgangen werden, indem man den Werken des Bayreuther Meisters wohl alle darin ruhenden Anregungen entnahm, aber vermied, sie als stets sicher wirksame Rezepte zu betrachten. Götter, Helden und Stabreime — lange genug galten diese drei Requisiten den jüngeren Tondichtern als Haupterfordernisse eines modernen Bühnenwerkes. Lange genug dauerte es, bis endlich Engelbert Humperdinck uns eine andere Möglichkeit bühnenmusikalischer Gestaltung zeigte und durch sein geniales Märchenspiel „Hänsel und Gretel" eine neue Ära musikdramatischen Schaffens einleitete. Er gab damit all denen, welche ohne Ehrgeiz nach Ewigkeitsgeltung einer vornehm heiteren Kunst aus moderner Basis zustrebten, einen Wink, wie sich die Errungenschaften des Wagnerschen Musikdramas im Rahmen des musikalischen Genrestückes verwerten ließen. Zwei Gefahren galt es zu vermeiden: die Stoffwahl aus dem Mythos mit künstlich unterlegter Symbolik und die bedingungslose Übernahme der von Wagner für sein Musikdrama aufgestellten Stilprinzipien.

So sehen wir plötzlich eine ganze Anzahl nicht unbedeutender Komponisten das große Lager der Wagner-Anbeter und -Vollender

verlassen und dem unscheinbaren Seitenpfad Humperdincks folgen. Das Märchen wird in ein neues Milieu übertragen, an Stelle der alten Götter und Helden tanzen zierlich graziöse Lustspielfiguren über die Bühne, aus der Mythe entwickelt sich die Humoreske und das von heiterer Philosophie getragene Genrestück. Eugen d'Alberts „Abreise" und „Flautosolo" seien nur als bekannteste Erzeugnisse dieser idyllischen Richtung in der modernen musikalischen Produktion genannt.

Nächst d'Albert gehört Leo Blech zu ihren prägnantesten und erfolgreichsten Vertretern. Von seinen einaktigen komischen Opern hat „Das war ich" bereits den Weg über die bedeutendsten Bühnen zurückgelegt und überall reichen Beifall gefunden, während das andere Stück „Versiegelt" im Beginn dieser Saison die Feuerprobe im Berliner Königl. Opernhause bestehen soll. Der Stoff ist dem seligen Raupach nachgebildet — ein Biedermeieridyll, von Richard Batka und Pordes Milo szenisch geschickt arrangiert und versifiziert. „Versiegelt" wird nämlich der Bürgermeister von seinem eigenen Amtsdiener, dem voreiligen, alleswissenden Lampe, der den Schrank pfänden will, in welchen sich der bei einem zarten Stelldichein gestörte Bürgermeister versteckt hat. Noch vor Rückkehr seines allzu eifrigen Dieners wird das geängstigte Ortsoberhaupt indessen befreit durch seine Tochter und deren Schatz, den der dankbare Bürgermeister aus Dank zum Eidam annimmt. Dieser anspruchslosen Fabel entspricht eine ebenso hübsche wie leicht eingängliche musikalische Einkleidung. Ohne Einschiebung von gesprochenen Dialogszenen sind in gewandtem Aufbau wirkungsvolle Ensembles verschiedener Gruppierung und Einzelszenen aneinandergereiht. Die Melodik ist von einfach volkstümlicher Prägung, angenehm formale Rundung, vornehme Sauberkeit der Struktur — diese charakteristischen Kennzeichen der Schule Humperdincks geben dem scheinbar so leicht hingeworfenen Stücke den Vollwert der gediegenen Arbeit. Das in der Beilage wiedergegebene Duett des Liebespaares bildet mit seinem harmlosen Text, seiner volksliedmäßig erfundenen Melodie und seiner einfach, aber interessant gesetzten Begleitung eine bemerkenswerte Stichprobe aus der Oper Blechs.

Fast läßt schon der heitere rundton des Blechschen Wesens auf ein rheinländisches Temperament schließen. In der Tat ist Blech ein Aachener Kind und hat, mit dem Leben kämpfend, die verschiedensten Stationen passieren müssen, ehe er an der Seite eines Richard Strauß und Karl Muck als Berliner Hofkapellmeister fungieren durfte. Die allseitige Anerkennung, welche er sich in der Reichshauptstadt überraschend schnell zu verschaffen vermochte, seine Vereinigung geübter Routine und feinfühliger Künstlerschaft hat ihm auch in seiner Stellung als Dirigent den von ihm selbst erstrebten Ruf eines „musikalischen Musikers" gesichert. Paul Bekker.

Literarische Berichte.

„**Deutsche Gedenkhalle.**" Bilder aus der deutschen Geschichte. Schriftleitung von Prof. Julius von **Pflugk-Harttung**. Leitung des illustrativen Teiles von Prof. Hugo von **Tschudi**. Veranstaltet von Max **Herzig**. Berlin und Leipzig, 1908. Verlagsanstalt Vaterland, G. m. b. H.

Der Grundsatz der Arbeitsteilung beherrscht jetzt, wie die gewerbliche, so auch die wissenschaftliche Welt. Die ungeheure Ausdehnung und Vertiefung des wissenschaftlichen Stoffes macht dem einzelnen die Beherrschung des ganzen Gebietes auch nur einer Einzeldisziplin unmöglich. So ist denn niemand mehr imstande, allein eine Weltgeschichte zu verfassen. Selbst der geniale Meister Leopold von Ranke ist an diesem Unternehmen gescheitert, und seitdem wird keinen nach einer Wiederholung des Versuches gelüsten. Und nun stellt es sich heraus, daß sogar um die Entwicklung eines Volkes, und zwar unseres deutschen, zu schildern die Mitarbeit vieler Spezialforscher als wünschenswert erscheint.

Die Geschicke der deutschen Vergangenheit erweisen sich wechselvoller, formloser, unzusammenhängender, in stärkerer Gärung und Gegensätzlichkeit, aber auch einenteils individueller, anderseits weltwirksamer als die anderer Völker. Erst spät, erst in der Gegenwart ist Deutschland zu ruhigerer Abklärung, zu friedlicherer Bestimmtheit und Einheitlichkeit gelangt. Gerade von diesem Punkte aus ist die Möglichkeit eines wissenschaftlich freien, unbefangenen und sicheren Rückblicks auf seine Vorgeschichte gegeben. Die „Deutsche Gedenkhalle" will einen solchen nicht in fortlaufender Darstellung vornehmen und verwerten, sondern nur die Marksteine in dem Entwicklungsgange unseres Volkes aufstellen, die maßgebenden Persönlichkeiten und Ereignisse in glänzender und doch ungefärbter Beleuchtung hervorheben. Zahlreiche deutsche und auch einige ausländische Historiker der mannigfachsten Richtung und zum großen Teile ersten Ranges haben sich unter Pflugk-Harttungs bewährter Leitung zusammengetan, um ein jeder den Zeitraum und die Charaktere zu schildern, die ihnen durch ihre besonderen Forschungen am vertrautesten geworden sind. Es ist hierdurch freilich eine gewisse Ungleichmäßigkeit in Auffassung und Darstellung bedingt — aber dafür gewinnt jedes Bild an Eigenartigkeit, Frische, immer neu angeregtem Interesse. Es wird jeden Gebildeten reizen, eine große Anzahl unserer trefflichsten Historiker wie in einer literarischen Blütenlese vereint, einen nach dem andern ihr Bestes leisten zu sehen.

Nicht weniger hervorragend ist der bildnerische Teil des Werkes.

Die bekanntesten Gemälde, die der deutschen Geschichte gewidmet sind, wurden von einem so feinen Kenner, wie Hugo von Tschudi, ausgewählt und dann in mustergültiger Weise wiedergegeben. Die Brockhaussche Druckerei hat in der künstlerischen Ausstattung des Buches die ganze Fülle ihres Könnens und Schaffens dargetan.

So ist ein Werk entstanden, das in seiner Art einzig dasteht: nicht für den Forscher, sondern für die große Zahl der literarisch und künstlerisch Gebildeten bestimmt. Mehr ein Kunst- als ein Geschichtswerk, aber des Volkes, dem es gewidmet ist, und der Protektion unseres Kaisers in vollem Maße würdig.

M. Philippson.

Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Von Wilhelm Meinhold. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Koserow auf Usedom herausgegeben. Neue Ausg. mit Nachwort von Paul Ernst. Leipzig 1908, Inselverlag.

Der Hexenroman des streitbaren pommerschen Pastors war in Reklams Universalbibliothek längst aller Welt zugänglich; doch mag man ihm wohl das bessere Gewand und den schöneren Druck gönnen. Man täte es noch lieber, forderten die Übertreibungen des Herausgebers nicht zum Widerspruch heraus. Ein solches wertvolles Wunderwerk ist die packende Erzählung denn doch nicht, daß sie in der Blütezeit deutscher Erzählungskunst nur Otto Ludwigs Meisterwerk zur Seite hätte! und wenn Ernst, um die deutschen Kritiker zu schelten, auf die Engländer mit ihrer Wertschätzung Meinholds verweist, ist doch daran zu erinnern, daß diese der „Klosterhexe" erst recht gilt, von der Ernst nun wieder gar nichts hält. Und sind englische Romane solche Kunstwerke, daß gerade ihre Beurteiler uns maßgebend sein sollen? Nein, an dem modernen Staunen über die Hexengeschichten hat die Perversität, die sich an der Folter wollüstig freut, so viel Anteil — wie an der Entstehung der beiden Romane Meinholds!

Es ist auch unrichtig, daß man allgemein an die Echtheit der Chronik Schweidlers geglaubt habe, wie denn Ernst überhaupt die Tatsachen bei Entstehung und Geschichte der „Bernsteinhexe" ungenau darstellt. Über die Vortrefflichkeit der Technik kann man gleichfalls verschiedener Meinung sein: wie unglaubhaft bleibt es, daß der Junker seine Leute ohne weiteres zur Befreiung der verschrieenen Hexe gewinnt; wie sind die Gerichte des Himmels an Amtshauptmann, Büttel, der wahren „Hexe" gehäuft.

Aber lesenswert bleibt der Roman gewiß, und für die fast an Zacharias Werner gemahnende Vereinigung von Frömmigkeit und Grausamkeit wird unsere neuromantische Zeit wohl noch mehr Verständnis besitzen, als die Friedrich Wilhelms des Dritten.

Richard M. Meyer.

Die beiden Ritterhelm. Roman von Rudolf Huch. München, Verlag von Georg Müller.

Der Gehülfe. Roman von **Robert Walser.** Berlin, Verlag von Bruno Cassirer.

Rudolf Huch scheint mir ein Apologet des Optimismus zu sein. Seine Philosophie geht dahin, daß noch lange nicht aller Tage Abend ist, und daß es manchmal anders kommt, als schwarzmütige Hängeköpfe, die Darwins Theorien auf Menschenschicksale projizieren, glauben möchten. Der alte Ritterhelm ist ein müder Mann: Inhaber einer schon recht alten Firma, ist er der Meinung, daß kein Glück mehr beim Hause ist. Früh stirbt er, und der junge Ritterhelm müßte nun nach den üblichen Konstruktionen als Dekadent enden. Aber Gott sei Dank — was so viele strenge Deszendenzfanatiker übersehen haben — überspringt die Vererbung gewöhnlich ein Glied: nicht der Sohn ist der Erbe des Vaters, sondern der Enkel der des Großvaters. Und so gehört der junge Bursch denn zum kräftigen Schlag der Kreaturen, die wohl ein wenig wild und tolpatschig auf dieser Lebensweide umherspazieren, in des Abends Kühle aber, wenn der Nachttau zu fallen beginnt, doch noch den schönen warmen Stall finden . . . Keine besonders feine oder tiefe Künstlerschaft spricht aus dem Buch, aber ein Mensch mit frischem Blick und gesundem Humor. Manche Stellen sind ausgezeichnet, und keine ist eigentlich langweilig. Ein Buch von gesunder, aber nicht gerade sehr packender Physiognomie.

Und nicht viel anders ist mein Eindruck von dem zweiten Buch, obwohl das Verhältnis des Verfassers zu sich selbst oder zu seinem Helden, was in diesem Fall wohl kein großer Unterschied ist, von vornherein komplizierter, schalkhafter und tiefer ist. Ein verteufelt komischer Mensch bin ich doch eigentlich — denkt der junge Mann von sich, den ein vor dem Bankerott stehender Erfinder zum Gehülfen seines Nichtstuns engagiert hat — da passiert mir dies und jenes, eigentlich hätte ich allen Grund ein wenig außer mir zu geraten, oder in mich zu gehen, aber die vornehmste Entdeckung, die ich über meinen Gemütszustand mache, ist die, daß das Abendessen mir ganz prachtvoll schmeckt. Manchmal kommt der junge Mann wirklich zu Bemerkungen voll drollig naiver Herzensklugheit. Auf die Dauer aber wirkt sein Umgang etwas ermüdend. Was ihm und um ihn geschieht, ist nicht so, daß Fremde sich darob erregen könnten. Und im Leser von vornherein den wohlgeneigten Freund annehmen, geht heutzutage nicht mehr recht . . . Mir scheint, der Verfasser hat sich noch nicht genug am Leben verloren, um sich schon gefunden zu haben. Erst müßte ihm noch manchmal wirklich der Appetit vergehen. Marsyas war zwar zuerst ein großer Flötenspieler und wurde dann geschunden, im allgemeinen aber pflegt es den Dichtern umgekehrt zu gehen.

Wilhelm Hegeler.

Der Pfarrer von Wetterberg. Roman von **Karl von Schimmelpfennig.** Berlin 1908, Fontane und Co.

Eine prächtige Schilderung vergangener Zeiten, Sitten und Menschen. Zuerst in Tagebuchform, dann in fortlaufender Erzählung werden

uns die Schicksale des Pastors Lindner von 1795—1813 dargestellt. In einem kleinen Dorfe der Mark lebt er in gutem Einvernehmen mit den Kollegen der Nachbarschaft, von denen einer, ein Dichter Balk, vortrefflich porträtiert wird; auch mit seinem Gutsherrn lebt er zufrieden, bis dann ein böser, unglücklicher, unpatriotischer Nachfolger des ehemaligen Freundes ihm das Leben schwer macht. Mit seinen Dörflern teilt er Freud und Leid, muß aber in der benachbarten Stadt mehr Leiden als Freuden erfahren, denn sein Verlöbnis mit der Tochter eines angesehenen Bürgers geht zurück, er bleibt einsam, und wenn auch kein Französling, so wird er doch trotz aller Teilnahme an harmlosem Lebensgenusse Pessimist, vor allem einer, der die Rettung des Vaterlandes durch eigene Kraft für unmöglich hält. Er, der sich dem Tugendbund, dem heimlichen Zusammenschlusse der Vaterlandsfreunde entzieht, wird von seinem verräterischen Patron denunziert, soll in der Nacht aufgehoben werden, entflieht nach seinem Heimatsdörfchen, kehrt dann bei wieder gesicherten Zuständen zurück, wird ein glühender Patriot, wendet sich auch aus seinen religiösen Zweifeln wieder dem Glauben zu und stirbt in einer der ersten Schlachten des Freiheitskrieges, nachdem er durch Mahnungen und seelsorgerisches Tun als ein wackerer Feldprediger seines Amtes gewaltet.

Ob der Verfasser schon viel geschrieben hat? Ich habe noch nichts von ihm gelesen und finde seinen Namen auch in dem Kürschner von 1907 noch nicht verzeichnet. Aus manchen Momenten seines Werkes möchte ich seine Anfängerschaft vermuten: aus dem gar zu langen Verweilen bei Kleinigkeiten, aus den verbrauchten Mittelchen, z. B. den Liaisons des neuen Gutsherrn, auch aus dem etwas abrupten Schluß, aus dem allzu schulmäßigen Aufzeigen historischer Kenntnisse und so manchem anderen. Doch sind einzelne Typen vortrefflich gezeichnet, z. B. der Arzt Erotorff, ein echter Patriot, dabei Lebemann, mancher Adlige, von denen der Herr von Rübnitz in seinem Familienleben gar anmutig und ein alter Haudegen aus der Fridericianischen Zeit höchst charakteristisch dargestellt wird.

Ludwig Geiger.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NORD
UND
SÜD



Jahrgang
1908

Jules Bastien=Lepage:
Sarah Bernhardt.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 November 1908 Heft 380

Jahrgang
190[illegible]

Jules Bastien-Le[illegible]
Sarah Bern[illegible]

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 November 1908 Heft 380

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg.

Komödie in fünf Akten.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Fortsetzung.

Zweiter Akt:

Nach dem Essen auf der Terrasse des Star und Garter Hotels in Richmond. Es ist eine wolkenlose Sommernacht: nichts stört das Schweigen, bis auf den zeitweiligen Pfiff eines fernen Zuges und das gleichmäßige Rudergeplätscher, das von der Themse heraufdringt. Das Diner ist zu Ende, und drei von den acht Stühlen sind leer. Sir Patrick sitzt, mit dem Rücken gegen die Aussicht, an der Spitze des viereckigen Tisches bei Ridgeon. Rechts von den beiden steht zuerst ein leerer Stuhl, dann einer, der von B. B., der sich behaglich im Mondschein badet, sehr besetzt ist. Schutzmacher und Walpole sitzen links von ihnen. Ihnen gegenüber stehen leere Stühle. Der Eingang in das Hotel befindet sich zur Rechten von B. B. Die fünf Männer genießen schweigend ihren Kaffee und ihre Zigaretten, sie sind vollgegessen und leicht angeheitert.

Frau Dubedat, zum Fortgehen angezogen, tritt ein. Die Ärzte erheben sich, mit Ausnahme von Sir Patrick; aber sie setzt sich auf einen der leeren Plätze am Tischende; und die Herren setzen sich wieder.

Frau Dubedat

(während sie eintritt): Louis wird gleich wieder da sein. Er zeigt Doktor Blenkinsop nur das Telephon. (Sie setzt sich): Oh, es tut mir so leid, daß wir gehen müssen. Es ist so schade um diese herrliche Nacht, und wir haben uns so gut amüsiert.

Ridgeon:

Ich glaube nicht, daß Herrn Dubedat noch eine kleine halbe Stunde schaden würde.

Sir Patrick:

Na, Colly; nichts mehr davon. Bringen Sie Ihren Mann nach Hause, Frau Dubedat, und bringen Sie ihn vor elf Uhr zu Bett.

B. B.:

Ja, ja. Zu Bett vor elf Uhr. Ganz richtig. Wir bedauern lebhaft, daß

Sie gehen müssen, meine liebe gnädige Frau, aber Sir Patricks Verhaltungsmaßregeln sind Gesetze.

Walpole:

Darf ich Sie in meinem Automobil nach Hause fahren?

Sir Patrick:

Nein. Sie sollten sich schämen, Walpole. Ihr Automobil wird Herrn und Frau Dubedat zum Bahnhof bringen, und das ist gerade weit genug im offenen Wagen und des Nachts.

Frau Dubedat:

Ja gewiß, die Eisenbahnfahrt ist das zuträglichste.

Ridgeon:

Wir verdanken Ihnen einen genußreichen Abend, Frau Dubedat.

Walpole:

Einen äußerst genußreichen.

B. B.:

Einen entzückenden, reizenden, unvergeßlichen. (Er seufzt mit Behagen.)

Frau Dubedat

(mit einem Aufglimmern von scheuer Angst): Wie finden Sie Louis? Oder darf ich nicht fragen?

Ridgeon:

Warum denn nicht? Wir sind alle entzückt von ihm.

Walpole:

Begeistert.

B. B.:

Sehr erfreut, ihn persönlich kennen gelernt zu haben. Das ist ein Vorzug, wahrhaftig ein Vorzug.

Sir Patrick

(brummt.)

Frau Dubedat

(rasch): Sir Patrick, war er Ihnen unangenehm?

Sir Patrick

(höflich): Ich bewundere seine Bilder ungemein, gnädige Frau.

Ridgeon:

Sie sollen beglückt von uns scheiden. Er verdient gerettet zu werden. Er muß und soll gerettet werden. (Frau Dubedat erhebt sich und seufzt vor Freude, Erleichterung und Dankbarkeit auf. Sie erheben sich alle, ausgenommen Sir Patrick und Schutzmacher, und nähern sich ihr beschwichtigend.)

B. B.:

Gewiß, ge — wiß.

Walpole:

Wenn Sie wissen, was Sie zu tun haben, sind da weiter gar keine Schwierigkeiten.

Frau Dubedat:

Oh, wie kann ich Ihnen jemals danken. Von heute abend ab kann ich endlich wieder glücklich sein — heute abend. Sie können sich nicht vorstellen, was ich empfinde. (Sie setzt sich und weint. Die Ärzte scharen sich um sie herum und wollen sie trösten.)

B. B.:

Meine liebe gnädige Frau: hören Sie, hören Sie, (sehr überzeugend) hören Sie.

Walpole:

Genieren Sie sich vor uns nicht: Weinen Sie sich nur gehörig aus.

Ridgeon:

Nein — weinen Sie nicht. Es ist besser, wenn Ihr Gatte nicht erfährt, daß wir über ihn gesprochen haben.

Frau Dubedat:

Ja, natürlich. Bitte, nehmen Sie's mir nicht übel. Wie herrlich muß es doch sein, ein Arzt zu sein! (Sie lachen.) Lachen Sie nicht. Ihr ahnt nicht, was Sie für mich getan haben. Erst heute ist es mir klar geworden, in welcher tödlichen Angst ich gelebt habe, seit ich das Schlimmste zu befürchten begann. Ich wagte nie, es mir selbst einzugestehen; aber jetzt, wo die Erlösung über mich gekommen ist — jetzt weiß ich es.

Louis Dubedat kommt im Überzieher und mit einem Tuch um den Hals aus dem Hotel und bleibt zwischen seiner Frau und Walpole stehen. Er ist ein schmächtiger junger Mann von 23 Jahren, körperlich ein Jüngling und hübsch, aber nicht verweichlicht. Er hat türkisblaue Augen und eine Art, einem gerade ins Gesicht zu blicken, was zusammen mit einem offenen Lächeln sehr einnehmend ist. Obgleich er ein Nervenbündel ist, sehr gut beobachtet und sich leicht beunruhigt, ist er doch durchaus nicht schüchtern. Er ist jünger als Jennifer; aber er bevormundet sie liebevoll. Die Ärzte bringen ihn ganz und gar nicht außer Fassung: weder Sir Patricks Alter noch B. B.s gravitätische Würde machen den geringsten Eindruck auf ihn: er benimmt sich so natürlich wie eine Katze und bewegt sich unter Männern, wie die meisten Männer sich unter Dingen bewegen, obgleich er bei dieser Gelegenheit den Liebenswürdigen spielt. Wie alle Leute, auf deren Takt man sich verlassen kann, ist er ein willkommener Gesellschafter; und seine künstlerische Kraft, die Phantasie

der Menschen zu wecken, läßt ihm alle möglichen Eigenschaften und Kräfte beilegen, ob er sie nun besitzt oder nicht).

Louis:

Na Jinny-Gwinny, das Automobil ist da.

Ridgeon:

Warum erlauben Sie ihm, Ihren wundervollen Namen so zu verunstalten, Frau Dubedat?

Frau Dubedat:

Oh, bei großen Anlässen bin ich immer Jennifer.

B. B.:

Sie sind Junggeselle: Sie verstehen so was nicht, Ridgeon. Sehen Sie mich an. (Sie sehen ihn an.) Auch ich habe zwei Namen. In Augenblicken häuslicher Unannehmlichkeiten bin ich einfach Ralph. Wenn Sonnenschein im Hause herrscht, bin ich Beedle-Deeble-Dumkins. So ist das Eheleben! Herr Dubedat, wollen Sie mir einen Gefallen tun, bevor Sie gehen? Wollen Sie unter die Skizze, die Sie von mir auf dem Menu gemacht haben, Ihren Namen setzen?

Walpole:

Ja, auch unter meine, wenn Sie so freundlich sein wollen.

Louis:

Aber gerne. (Er unterschreibt die Menukarten.)

Frau Dubedat:

Willst du die Doktor Schutzmachers nicht auch unterschreiben, Louis?

Louis:

Ich fürchte, dem Doktor Schutzmacher gefällt sein Porträt nicht. Ich will es zerreißen. (Er geht um den Tisch herum, an die Stelle, wo Schutzmachers Menukarte liegt, und ist im Begriff sie zu zerreißen. Schutzmacher gibt kein Lebenszeichen.)

Ridgeon:

Nein, nein: wenn Loony es nicht haben will, dann nehm' ich es.

Louis:

Für Sie tu' ich es mit dem größten Vergnügen. (Er unterschreibt und übergibt die Karte Ridgeon.) Ich habe vorhin eine kleine Skizze des nächtigen Flusses gemacht: ich glaube, es wird etwas Gutes. (Er zeigt ein Taschenskizzenbuch). Ich will das Bild die Silber-Donau nennen.

B. B.:

Ah, entzückend, entzückend.

Walpole:

Wie süß! Sie sind ein ausgezeichneter Pastellmaler. (Louis hustet, erst weil er bescheiden, dann weil er schwindsüchtig ist.)

Sir Patrick:

Nun haben Sie aber genug Nachtluft eingeatmet, Herr Dubedat. Bringen Sie ihn nach Hause, gnädige Frau.

Frau Dubedat:

Ja, komm, Louis.

Ridgeon:

Nur keine Angst. Das schadet nicht weiter. Ich werde diesen Husten schon fortbringen.

B. B.

(mit liebevoller Teilnahme): Gute Nacht, Frau Dubedat. Gute Nacht. Gute Nacht. (Händeschütteln.)

Walpole:

Wenn es bei Ridgeon nicht geht, kommen Sie zu mir. Ich werde Sie schon gesund machen.

Louis:

Gute Nacht, Sir Patrick. Es war mir ein großes Vergnügen.

Sir Patrick:

—' Nacht. (Er brummt halblaut.)

Frau Dubedat:

Gute Nacht, Sir Patrick.

Sir Patrick:

Hüllen Sie sich gut ein, Sie müssen nicht glauben, Ihre Lunge wäre aus Eisen, weil sie besser als seine ist. Gute Nacht.

Frau Dubedat:

Danke, danke schön. Mir schadet nichts. Gute Nacht.

(Louis geht, ohne von Schutzmacher Notiz zu nehmen, hinaus. Frau Dubedat zögert, dann nickt sie ihm zu. Schutzmacher erhebt sich und verneigt sich förmlich, nach deutscher Art. Sie geht, von Ridgeon begleitet, hinaus. Die übrigen nehmen ihre Plätze wieder ein, verdauen oder rauchen schweigend.)

B. B.:

Ein entzückendes Paar! Ein reizendes Weib! Ein begabter Junge! Ein bemerkenswertes Talent! Eine hinreißende Skizze! Ein herrlicher Abend! Ein großer Erfolg! Ein interessanter Fall! Eine wundervolle Nacht! Eine herrliche Gegend! Ein famoses Diner! Eine harmonische Gesellschaft! Ein gemütlicher Ausflug! Guter Wein! Glückliches Ende! Rührende Dankbarkeit! Glücklicher Ridgeon —

Ridgeon

(zurückkommend): Was ist das? Meinen Sie mich, B. B.? (Er geht zu seinem Sitz zurück, in die Nähe Sir Patricks.)

B. B.:

Nein, nein. Ich beglückwünsche Sie nur zu einem äußerst erfolgreichen Abend. Ein bezauberndes Weib! Da steckt Rasse drin! Eine edle Natur! Eine erlesene —

Blenkinsop tritt ein und setzt sich auf den leeren Sessel in die Nähe Ridgeons.

Blenkinsop:

Es tut mir leid, daß ich gerade weg mußte, Ridgeon; aber ich wurde von der Polizei telephonisch angerufen. Es wurde da bei unserem Bahnübergang ein kranker Milchmann aufgefunden, mit 'm Rezept von mir in der Tasche. Wo ist Herr Dubedat?

Ridgeon:

Schon fort.

Blenkinsop

(sich erhebend, sehr bleich): Fort!

Ridgeon:

Gerade eben.

Blenkinsop:

Vielleicht kann ich ihn noch einholen — (Er läuft hinaus.)

Walpole

(ihm nachrufend): Er sitzt ja in einem Automobil und ist schon meilenweit. Sie können ihn nicht — (Er gibt es auf.) Es hilft nichts.

Ridgeon:

Es sind wirklich sehr nette Menschen. Jetzt kann ich's ja sagen: ich fürchtete, der Gatte würde sich als ein entsetzlicher Schwindler oder hoffnungsloser Dilettant entpuppen. Er ist in seiner Art beinah ebenso entzückend wie sie auf die ihre. Und er ist zweifellos ein Genie. Es will doch etwas heißen, einen Menschen in Behandlung zu kriegen, der es wirklich verdient gerettet zu werden. Irgend einer muß ihm weichen; aber es wird unter allen Umständen leicht sein, einen schlechtern Mann zu finden.

Sir Patrick:

Woher wissen Sie das?

Ridgeon:

Aber, aber, Sir Paddy, lassen Sie doch das Brummen. Trinken Sie noch etwas.

Sir Patrick:
Nein, ich danke.

Walpole:
Haben Sie eine ungünstige Meinung über Dubedat, B. B.? Paddy ist kein Freund der schönen Künste.

Sir Patrick:
Schätzen Sie Paul Flasker als Arzt, Walpole?

Walpole:
Was hat Flasker denn hiermit zu tun?

Sir Patrick:
Laß man. Ist er ein guter Chirurg oder nicht?

Walpole:
In seinem Spezialfach ist er ein besserer Chirurg als ich.

Sir Patrick:
Warum schneiden Sie ihn denn beinahe?

Walpole:
Ich ziehe eine gewisse medizinische Grenze; und er hat sie überschritten. Sie kennen Flaskers Spezialität: Trepanation.

Sir Patrick:
Trepanation.

Walpole:
Trepanation, jawohl. Nun, Flasker brauchte Geld, um ein Haus einzurichten, das er in Surrey gebaut hatte. Er wollte nichts verkaufen und sich nichts ausleihen, wenn er sich's ebenso leicht verdienen konnte. Ein antivivisektionistischer Feuerkopf schrieb gerade damals an die Times und erklärte, daß die Vivisektion niemals zu etwas geführt habe — Sie wissen, das übliche Geschwätz. Flasker entgegnete, daß Ferriers Versuch an Affen gezeigt hätten, wie die Epilepsie durch Trepanation geheilt werden könnte, und behauptete ungefähr, er könnte das machen: jedenfalls setzte er seinen Namen nebst seiner Adresse an den Schluß des Briefes. Selbstverständlich war während der nächsten vierzehn Tage Wartezimmer und Treppenaufgang bei ihm von Epileptikern und den Vätern und Müttern und Gatten und Gattinnen von Epileptikern belagert. Na, er konnte sie nun nicht kurieren — wahrscheinlich waren die meisten Fälle nichts als Blutvergiftung — aber nichtsdestoweniger erhielt er sein Honorar dafür, daß er den Leuten sagte, sie wären nun kuriert — und richtete sich sein Haus nach Gefallen ein.

Ridgeon:
Das war ein schlimmer Handel.
Walpole:
Handel! Es war etwas Ärgeres. Ich weiß nicht, wie Sie es nennen, Sir Paddy; aber ich nenne es ganz einfach, gerade heraus, eine schamlose Reklame. Und wo die Reklame anfängt, hört meine Grenze auf.
Sir Patrick:
Flasker ist aber doch ein angenehmer Mensch, nicht wahr?
Walpole:
Persönlich, sehr. Das gebe ich zu.
Sir Patrick:
Und ein geschickter Operateur!
Walpole:
Riesig. Das bestreite ich keinen Augenblick.
Sir Patrick:
Nun, dieser junge Dubedat ist ein sehr angenehmer junger Mann und ein wundervoller Skizzenzeichner. Was beweist das? Er mag ein ebenso großer Schurke wie Flasker sein, der für Geld alles tut.
B. B.:
Aber mein lieber Sir Patrick, man sieht hier doch, daß das ein ganz anderer Fall ist. Der junge Dubedat hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit Flasker. Nicht die geringste. Ein entzückender junger Mensch. Was sollte denn bei ihm nicht stimmen? Man braucht ihn doch bloß anzusehen. Was könnte denn bei dem nicht in Ordnung sein?
Sir Patrick:
Es gibt zwei Dinge, die bei keinem Menschen stimmen müssen. Das eine ist ein Wechsel. Das andere ist eine Frau. Bevor man nicht weiß, daß ein Mensch in diesen zwei Punkten gesund ist, weiß man nichts über ihn.
B. B.:
Ah, Sie Zyniker!
Ridgeon:
Was die Frauen betrifft, ist Frau Dubedat eine genügende Bürgschaft für ihren Mann.
B. B.:
Und so verliebt in sie! Ein Paar Turteltauben. Hübsch! Sehr hübsch!
Walpole:
Was den Wechsel betrifft, so ist auch in dieser Hinsicht eine genügende

Bürgschaft vorhanden — für einige Zeit wenigstens. Ich brauche Ihnen kein Geheimnis daraus zu machen, Ridgeon, da Sie sich des Paares nun einmal angenommen haben. Dubedat sprach mit mir vor dem Diner ganz ehrlich über die finanziellen Schwierigkeiten, unter denen ein Künstler zu leiden hat. Er sagte, daß er frei von Lastern und sehr sparsam sei, aber ein Luxus wäre da, den könne er sich nicht leisten, den müsse er aber haben: das wäre nämlich: seine Frau hübsch kleiden. Ich platzte denn grad' heraus: „Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen 20 Pfund leihe, und zahlen Sie mir die Kleinigkeit zurück, wenn Ihr Schiff in den Hafen einläuft." Er benahm sich wirklich sehr nett. Er nahm an wie ein Mann, und es war ein Vergnügen zu sehen, wie glücklich es den armen Burschen machte.

B. B.

(der Walpole mit wachsendem Staunen zugehört hat): Aber — aber — aber — wann war das, wenn ich fragen darf?

Walpole:

Als ich Sie unten am Fluß traf.

B. B.:

Aber mein lieber Walpole, da hatte er sich ja eben zehn Pfund von mir geborgt.

Walpole:

Was!

Sir Patrick

(brummt.)

B. B.

(nachsichtig): Es war eigentlich nicht borgen; denn er sagte, der Himmel wüßte, wann er es zurückzahlen würde. Ich konnte mich nicht gut weigern. Es scheint, daß Frau Dubedat eine Art Zuneigung für mich gefaßt hat —

Walpole:

Nein: für mich. Sie müssen ihn mißverstanden haben.

B. B.:

O nein. Ihr Name wurde zwischen uns gar nicht erwähnt. Er geht so in seiner Arbeit auf, daß er seine Frau ziemlich viel allein lassen muß; und der arme unschuldige Junge hat natürlich keine Ahnung von meiner Stellung und meiner Arbeitslast, denn er hat mich gebeten, ihn manchmal zu besuchen und mit seiner Frau zu plaudern.

Walpole
(sich erhebend): Genau dasselbe hat er mir gesagt.

B. B.:
Pah! Pah! Pah! Wahrhaftig, das ist doch stark. (Er erhebt sich sehr verstört und geht auf die Terrasse, wo er die Landschaft übellaunig betrachtet.)

Walpole:
Hören Sie, Ridgeon, das wird bedenklich. (Er trollt sich auch zur Balustrade und vereinigt sich dort mit B. B.)

(Blenkinsop kehrt zurück, er sieht sehr ängstlich und elend aus, versucht aber einen unbefangenen Eindruck zu machen.)

Ridgeon:
Nun, haben Sie ihn eingeholt?

Blenkinsop:
Nein. Er muß schon den halben Weg zum Bahnhof zurückgelegt haben, bevor ich den Eingang erreichte. Entschuldigen Sie, daß ich so fortgestürzt bin. (Er setzt sich.)

Walpole:
Ist etwas passiert?

Blenkinsop:
Oh nein — eine Kleinigkeit — etwas Lächerliches. Läßt sich nicht ändern. Gleichviel.

Ridgeon:
Hat Dubedat etwas Zweideutiges begangen?

Blenkinsop
(beinahe zusammenbrechend): Ich sollte es eigentlich für mich behalten. Ich kann Ihnen nicht sagen, Ridgeon, wie sehr ich mich schäme, meine elende Armut an Ihren Tisch geschleppt zu haben, nach all Ihrer Güte. Nicht daß ich befürchtete, Sie würden mich nicht wieder einladen; aber es ist so demütigend. Und ich habe mich so auf den Abend in meinen guten Kleidern gefreut — sie sind noch ganz präsentabel, wie Sie sehen — und alle meine Sorgen wollte ich zu Hause lassen, wie in alten Zeiten.

Ridgeon:
Aber was ist denn geschehen?

Blenkinsop:
Oh nichts. Es ist zu lächerlich. Ich hatte gerade vier Shilling für heute zusammengekratzt; und einen Shilling und vier Pence kostete es mich bis

hierher. Nun, Dubedat bat mich, ihm zweieinhalb Shilling zu leihen als Trinkgeld für das Stubenmädchen, das seiner Frau den Mantel aufbewahrt hatte. Er sagte, er brauche das Geld nur zwei Minuten, seine Frau habe das Portemonnaie. Daraufhin habe ich ihm natürlich die paar Groschen geliehen. Und er hat vergessen, sie mir zurückzugeben. Ich habe jetzt nur mehr zwei Pence für meine Heimkehr.

Ridgeon:

Oh, machen Sie sich deswegen keine Sorgen —

Blenkinsop:

Ich weiß, was Sie sagen wollen; aber ich werde das nicht annehmen. Ich habe mir noch niemals einen Penny ausgeliehen und werde mir niemals einen ausleihen. Ich habe nichts als meine Freunde, und die werde ich nicht verkaufen. Wenn jeder von euch, der mir begegnete, fürchten müßte, meine Höflichkeit zielte darauf ab, ihn um fünf Shilling anzupumpen, dann wäre alles für mich vorbei. Ich will lieber Ihre alten Kleider tragen, Colly, als Ihnen die Schande antun, Sie in meinen eigenen auf der Straße anzusprechen; aber ich werde mir kein Geld ausleihen. Ich werde so weit fahren, als es mir die zwei Pence gestatten, und den übrigen Weg werde ich zu Fuß gehen.

Walpole:

Sie werden den ganzen Weg in meinem Automobil zurücklegen, alter Knabe. Sie können von Glück sagen, Schutzmacher, daß Sie sich für Dubedat nicht interessiert haben. Hat Sie seine Karikatur beleidigt?

Schutzmacher:

Durchaus nicht. Mich hat sie nicht verletzt. Ich hätte sie sogar sehr gerne behalten und von ihm unterschreiben lassen. Aber das ging nicht gut.

Walpole:

Warum denn nicht?

Schutzmacher:

Na, nun kann ich's Ihnen wohl erzählen, nach dem, was sich eben zugetragen hat. Die Sache ist die: Als ich, nach seiner Unterhaltung mit Walpole, zu Dubedat herantrat, sagte er, die einzigen Menschen, die wirklich etwas von Kunst verstünden, seien Juden, und deshalb freue er sich über mein Urteil über seine Bilder, wirklich, obgleich er auch euer philiströses Gequassel, wie er es nannte, hinnehmen müsse. Er fügte auch hinzu, daß mein Verständnis einen starken Eindruck auf seine Frau gemacht habe und daß sie die Juden liebe. Dann bat er

mich, ihm fünfzig Pfund vorzustrecken, und bot mir als Sicherstellung seine Bilder an.

B. B.:

Nein, nein. Ist das wahr? Ernstlich?

Walpole:

Was!

Blenkinsop:

Man sollte es nicht für möglich halten!

Sir Patrick

(brummt.)

Schutzmacher:

Selbstverständlich konnte ich nicht so ohne weiteres einem fremden Menschen Geld leihen. Die Bilder schienen mir keine genügende Sicherstellung.

B. B.:

Ich beneide Sie um die Fähigkeit, nein sagen zu können, Schutzmacher. Ich wußte natürlich auch, daß ich keinem jungen Burschen auf solche Weise Geld leihen durfte, aber ich brachte es einfach nicht fertig, mich zu weigern. Es war auch nicht gut möglich, nicht wahr?

Schutzmacher:

Das verstehe ich nicht. Mir war, als könnte ich gar nicht ja sagen.

Walpole:

Was hat er dazu gesagt?

Schutzmacher:

Nun, er hat sich eine ganz ungerechtfertigte Bemerkung erlaubt, über den Juden, der die Gefühle eines Gentleman nicht zu würdigen wisse. Euren Glaubensgenossen kann man es wahrhaftig sehr schwer recht machen. Leihen wir euch Geld, heißt es, daß wir keine Gentlemen sind, und wenn wir es verweigern, sagt ihr genau dasselbe. Ich hatte nicht die Empfindung, mich schlecht betragen zu haben. Ich sagte ihm, daß ich es ihm vielleicht geliehen hätte, wenn er selber ein Jude wäre.

Sir Patrick

(mit einem Brummen): Und was hat er darauf gesagt?

Schutzmacher:

Oh, er versuchte mich zu überreden, daß er auch einer von den Auserwählten sei, daß sein künstlerisches Genie es bewiese und daß sein Name hier so fremd klinge wie mein eigener. Er fügte hinzu, daß er

Nord und Süd
Jahrgang 1908

Wilhelm Barth-München: Ausstellungshalle. Zum Essay v. Ernst Schur.

mich, ihm fünfzig Pfund vorzustrecken, und bot mir als Sicherstellung seine Bilder an.

B. B.:

Nein, nein. Ist das wahr? [illegible]

Walpole:

Was!

Blenkinsop:

Man sollte es nicht für möglich halten!

Sir Patrick

(brummt.)

Schutzmacher:

Selbstverständlich konnte ich nicht so ohne weiteres einem fremden Menschen Geld leihen. Die Bilder [illegible] Sicherstellung.

B. B.:

Ich beneide Sie um [illegible] Fähigkeit, nein [illegible] Ich wußte natürlich auch, daß ich keinem [illegible] auf [illegible] Weise Geld leihen durfte, aber ich brachte es einfach nicht fertig, mich zu weigern. Es war auch nicht gut möglich, nicht wahr?

Schutzmacher:

[illegible] nicht. Mir war, als könnte ich gar nicht ja sagen.

Walpole:

[illegible] er dazu gesagt?

Schutzmacher:

Nun, er hat sich eine ganz [illegible]fertigte Bemerkung erlaubt, über den Juden, der die Gefühle eines Gentleman nicht zu würdigen wisse. Euren Glaubensgenossen kann man es wahrhaftig sehr schwer recht machen. Leihen wir euch Geld, heißt es, daß wir keine Gentlemen sind, und wenn wir es [illegible], [illegible] genau dasselbe. Ich hatte nicht die Empfindung, [illegible]. Ich sagte ihm, daß ich es ihm vielleicht [illegible] hätte, [illegible] er selber ein Jude wäre.

Sir Patrick

(mit einem [illegible]) Und was hat er darauf gesagt?

Schutzmacher:

Oh, er versuchte mich zu überreden, daß er auch einer von den Auserwählten sei, daß sein künstlerisches Genie es bewiese und daß sein Name hier so fremd klinge wie mein eigener. Er fügte hinzu, daß er



Wilhelm Barth-München: Ausstellungshalle. Zum Essay v. Ernst Schur.

die fünfzig Pfund gar nicht brauche — das sei nur ein Scherz gewesen — er brauche nur zwei Pfund.

B. B.:
Nein, nein, Schutzmacher. Nein, Sie übertreiben.

Blenkinsop:
Ihr Auserwählte steht euch doch sicherlich immer gegenseitig bei.

Schutzmacher:
Keineswegs. Persönlich mag ich Engländer lieber als Juden und schließe mich Ihnen immer an. Das ist nur natürlich, denn ich bin selbst Jude und interessiere mich daher nicht für die Juden, während ich einen Engländer immer interessant und fremdartig finde. Aber in Geldangelegenheiten ist das ganz anders. Sehen Sie, wenn sich ein Engländer Geld ausleiht, weiß er nur, daß er Geld braucht; alles andere ist ihm gleichgültig, und er unterschreibt dann alles, ohne es zu verstehen. Er ist mit allem einverstanden, um Geld zu bekommen, ohne auch nur an die Einhaltung einer Verpflichtung zu denken, wenn sie sich als ungünstig für ihn herausstellt. Und wenn man verlangt, er solle sie respektieren, hält er einen für einen Lumpen. Genau so wie der Kaufmann von Venedig. Wenn aber ein Jude eine Verpflichtung übernimmt, so beabsichtigt er, sie einzuhalten, und erwartet von seinem Partner das gleiche. Wenn er bis zu einem gewissen Zeitpunkt Geld braucht, leiht er sich's aus und weiß, daß er es zurückzahlen muß, sobald die Frist verstrichen ist. Wenn er es nicht bezahlen kann, erbittet er sich's von vornherein als Geschenk.

Ridgeon:
Na Loony, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Juden niemals Spitzbuben und Diebe sind?

Schutzmacher:
Aber durchaus nicht. Ich habe ja nicht von Verbrechern gesprochen. Ich habe nur ehrenhafte Engländer mit ehrenhaften Juden verglichen. (Eines der Hotelmädchen, ein hübsches, blondhaariges Weib von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, kommt ziemlich schüchtern aus dem Hotel. Sie nähert sich Ridgeon und spricht ihn hastig an.)

Das Mädchen:
Verzeihen Sie, Herr —

Ridgeon:
Na?

Das Mädchen:
Verzeihen Sie, daß ich störe. Es betrifft nicht das Hotel. Ich habe keine Erlaubnis, die Terrasse zu betreten, und würde entlassen, wenn man sähe, daß ich mit Ihnen spräche, außer wenn Sie freundlichst erklärten, daß Sie mich gerufen und gefragt haben, ob das Automobil schon von der Station zurückgekommen ist.

Walpole:
Ist's zurück?

Das Mädchen:
Ja, Herr.

Ridgeon:
Nun, also was wünschen Sie?

Das Mädchen:
Würden Sie mir übelnehmen, wenn ich Sie bäte, mir die Adresse des Herrn zu geben, der mit Ihnen gespeist hat?

Ridgeon
(scharf): Ja, selbstverständlich würde ich Ihnen das übelnehmen. Sie haben kein Recht zu dieser Frage.

Das Mädchen:
Ja, ich weiß, daß es so aussieht. Aber was soll ich tun?

Sir Patrick:
Was ist denn los mit Ihnen?

Das Mädchen:
Nichts, Herr. Ich möchte nur seine Adresse haben, das ist alles.

B. B:
Sie meinen den jungen Herrn.

Das Mädchen:
Ja. Den, der mit der Frau, die er mitgebracht hatte, weggefahren ist, um den Zug zu erreichen.

Ridgeon:
Die Frau! Meinen Sie die Dame, die hier gespeist hat? Die Frau jenes Herrn?

Das Mädchen:
Glauben Sie den Leuten nicht, Herr. Sie kann seine Frau nicht sein. Ich bin ja seine Frau.

(Allgemeines Erstaunen.)

B. B.
(in starker Zurückweisung): Mein liebes Kind!

Ridgeon:
Bei Gott!

Walpole:
Was! Was ist das! Oh, das fängt an interessant zu werden, Ridgeon. (Er geht an seinen Stuhl zurück.)

Das Mädchen:
Ich könnte hinauflaufen und Ihnen meine Heiratspapiere bringen, Herr, wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken. Es ist doch Herr Louis Dubedat, nicht wahr?

Ridgeon:
Ja.

Das Mädchen:
Nun, Herr, ob Sie mir nun glauben oder nicht; ich bin die legitime Frau Dubedat.

Sir Patrick:
Und warum leben Sie nicht bei Ihrem Gatten?

Das Mädchen:
Wir konnten uns das nicht leisten, mein Herr. Ich hatte dreißig Pfund erspart; und die haben wir in drei Wochen auf unserer Hochzeitsreise ausgegeben und noch eine Menge Geld dazu, das er sich auslieh. Dann mußte ich zurück in den Dienst, und er ging nach London, um Käufer für seine Bilder zu suchen; er hat mir nie wieder geschrieben, auch nicht seine Adresse geschickt. Ich sah und hörte nichts von ihm, bis ich ihn vom Fenster aus erblickte, als er mit dieser Frau im Automobil davonfuhr.

Sir Patrick:
Na, er macht's also mit zwei Frauen.

B. B.:
Meiner Treu, ich möchte nicht hart sein; aber ich fange wahrhaftig an zu glauben, daß unser junger Freund nicht ganz — nun, daß er ziemlich sorglos ist. Ja, das ist der richtige Ausdruck: Sorglos.

Sir Patrick:
Gebrauchen Sie doch mal Ihr Denkorgan! Wie lange brauchen Sie, Mensch, um herauszufinden, daß er ein ruchloser junger Schurke ist?

Blenkinsop:
Sie urteilen sehr streng, Sir Patrick, sehr streng. Das ist natürlich Bigamie; aber er ist noch sehr jung und vergeßlich, Walpole: darf ich Sie

noch um eine Ihrer guten Zigaretten bitten? (Er verläßt seinen Platz und setzt sich in die Nähe Walpoles.)

Walpole:

Oh, ich bitte. (Er befühlt seine Taschen.) Verdammt! Wo —? Ich weiß, ich erinnere mich schon: ich habe Dubedat meine Zigarettenschachtel gereicht, und er hat sie mir nicht zurückgegeben. Es war eine goldene.

Das Mädchen:

Oh, er hat sich dabei nichts Schlechtes gedacht: über solche Dinge macht er sich nie Gedanken, gnädiger Herr. Ich werde sie Ihnen wieder zurückbringen, wenn Sie mir sagen, wo ich ihn finden kann.

Ridgeon:

Was soll ich tun? Soll ich diesem armen Mädel seine Adresse geben oder nicht?

Sir Patrick:

Geben Sie ihr Ihre eigene Adresse; alles weitere wird sich finden. (Zu dem Mädchen.) Das muß Ihnen für den Augenblick genügen, meine Liebe. (Ridgeon gibt ihr seine Karte.) Wie heißen Sie?

Das Mädchen:

Minnie Tinwell, gnädiger Herr.

Sir Patrick:

Schreiben Sie ihm einen Brief, händigen ihn diesem Herrn hier ein, und er wird ihm dann zugestellt werden. Und jetzt gehen Sie.

Das Mädchen:

Ich danke Ihnen, gnädiger Herr. Ich war überzeugt, daß Sie mir kein Unrecht zufügen lassen würden. Ich danke Ihnen allen, meine Herren; verzeihen Sie, daß ich so frei gewesen bin.

(Sie geht in das Hotel. Sie sehen ihr schweigend nach.)

Ridgeon:

Ist es euch klar, meine Freunde, daß wir Frau Dubedat versprochen haben, diesem Burschen das Leben zu retten?

Sir Patrick:

Schämt euch alle. Wer seid ihr und was seid ihr, daß ihr euch anmaßt, über Leben und Tod zu richten? Wenn ein Arzt zu meiner Zeit in die Schranken trat und schwören sollte, daß das Kind am Leben geblieben wäre, wenn man ihn gerufen hätte, so überzeugte er nicht mal die Juden davon, sondern er erkannte seine Nichtigkeit und die Größe der Allmacht Gottes und weigerte sich, einen solchen gotteslästerlichen Meineid zu schwören. Aber heutzutage glaubt jeder von euch, er selbst sei

die Allmacht Gottes in eigener Person. Ihr unterschreibt das Todesurteil eurer Patienten und geht dann schnurstracks vor Gericht und bringt einen guten Christen durch die Behauptung, daß sein Kind nicht gestorben wäre, wenn man es euch anvertraut hätte, ins Gefängnis, Not und Schande. Das hat es zu meinen Zeiten nicht gegeben. Nie!

Blenkinsop:
Um Gottes willen, was für einen Ausbruch! Sind Sie denn der Ansicht der Kinder Gottes?

Sir Patrick:
Nein; es ist auch nicht meine Ansicht.

B. B.:
Aber mein lieber Sir Paddy, diese Leute morden ihre unschuldigen kleinen Kinder.

Sir Patrick:
Sie meinen, daß die Kinder manchmal unter ihrer Behandlung sterben. Nun, sterben denn niemals Kinder unter unserer Behandlung? Wenn Sie und ich, Mensch, für jedes Kind, das wir ermordet haben, wie Sie es nennen, jedesmal sechs Monate bekommen hätten, wären wir heute ein paar famose Zuchthausbrüder.

B. B.:
Oh, Paddy! Still! Still!

Ridgeon:
Heute ist die Sache nur die: ich glaube nämlich, ich kann Dubedat retten.

Walpole:
Das kann ich auch.

Ridgeon
(fortfahrend zu Sir Patrick): Ich will Sie nicht einsperren lassen, weil Sie mir nicht glauben, aber —

Sir Patrick:
Ich danke Ihnen, sehr gütig.

Ridgeon:
— aber immerhin, ich glaube, ob nun mit oder ohne Grund, daß ich ihn retten kann. Die Frage ist nun die, ob ich es versuchen soll?

Blenkinsop:
Was fehlt ihm denn?

Ridgeon:
Tuberkulose.

Blenkinsop

(interessiert): Und die können Sie heilen?

Ridgeon:

Ich glaube.

Blenkinsop:

Dann wollte ich, daß Sie mich heilten. Meine rechte Lunge ist, leider Gottes, angegriffen.

Ridgeon:

Was! Ihre Lunge ist angegriffen?

B. B.:

Mein lieber Blenkinsop, was muß ich hören? (Voller Teilnahme für Blenkinsop kommt er von der Balustrade zurück.)

Sir Patrick:

He? He? Was ist das?

Walpole:

Oh, das dürfen Sie aber nicht auf die leichte Achsel nehmen!

Blenkinsop

(die Finger in die Ohren steckend): Nein, nein: es ist zwecklos. Ich weiß, was ihr jetzt sagen wollt: ich habe es andern ja so oft gesagt. Ich kann es mir nicht leisten, mich zu schonen; und damit basta. Wenn mir vierzehn Tage Urlaub das Leben retten könnten, dann müßte ich doch sterben. Es muß so weiter gehen, wie's mit andern weiter geht. Wir können nicht alle nach Sankt Moritz oder nach Ägypten, Sir Ralph. Sprechen Sie nicht mehr davon.

(Verlegenes Schweigen.)

Sir Patrick

(brummt und sieht Ridgeon streng an.)

Schutzmacher

(sieht auf seine Uhr und steht auf): Ich muß gehen. Es war ein sehr schöner Abend, Colly. Sie könnten mir meine Karikatur überlassen, wenn es Ihnen recht ist. Ich werde Herrn Dubedat zwei Pfund dafür schicken.

Ridgeon

(gibt ihm die Menukarte): Oh, tun Sie das nicht, Loony. Ich glaube nicht, daß ihm das angenehm wäre.

Schutzmacher:

Nun, wenn Sie das glauben, will ich es bleiben lassen. Aber ich glaube nicht, daß Sie Dubedat verstehen. Einerlei. Das kommt viel=

leicht daher, weil ich Jude bin. Gute Nacht, Doktor Blenkinsop. (Händeschütteln.)

Blenkinsop:
Gute Nacht, ich meine na, — Gute Nacht.

Schutzmacher
(den andern mit der Hand winkend): Gute Nacht allerseits.

Walpole:
B. B.:
Sir Patrick:
Ridgeon:
Gute Nacht. (B. B. wiederholt den Gruß mehrmals.)

(Schutzmacher geht hinaus.)

Sir Patrick:
Es ist für uns alle Zeit. (Er steht auf und tritt zwischen Blenkinsop und Walpole. Ridgeon erhebt sich ebenfalls.) Walpole, fahren Sie Blenkinsop nach Hause: er hat heute genügend frische Luft gehabt. Haben Sie einen dicken Überrock für die Fahrt im Automobil, Doktor Blenkinsop?

Blenkinsop:
Oh, man kann mir im Hotel etwas braunes Papier geben; und ein paar Lagen Papier über die Brust, das hilft mehr als ein Pelzrock.

Walpole:
Nun gut, kommen Sie. Gute Nacht, Colly. Sie kommen mit uns, nicht wahr, B. B.?

B. B.:
Ja, ich komme; (Walpole und Blenkinsop gehen in das Hotel.) Gute Nacht, mein lieber Ridgeon. (Sie schütteln einander herzlich die Hand). Wir wollen unsern interessanten Patienten und seine bezaubernde Frau nicht aus den Augen verlieren. Wir dürfen nicht voreilig den Stab über ihn brechen, nicht wahr? Guuuuuute Nacht, Paddy. Gott schütze Sie, alter Knabe. (Sir Patrick läßt ein schreckliches Brummen hören. B. B. lacht und klopft ihm nachsichtig auf die Schulter.) Gute Nacht. Gute Nacht. Gute Nacht. Gute Nacht. (Er gutenachtet sich hinaus. Die anderen sind inzwischen ohne Förmlichkeit hinausgegangen. Ridgeon und Sir Patrick sind allein zurückgeblieben. Ridgeon, in Gedanken vertieft, kommt zu Sir Patrick herab.)

Sir Patrick:
Nun, Herr Lebensretter: welcher von beiden soll uns erhalten bleiben: dieser ehrenhafte brave Blenkinsop oder dieser verdammte Schurke von einem Künstler, was?

Ridgeon:

Nicht so leicht zu entscheiden, nicht? Blenkinsop ist ein ehrenhafter, braver Mann; aber ist er nützlich? Dubedat ist ein Schurke; aber er ist eine echte Quelle, aus der hübsche, angenehme und nützliche Dinge fließen.

Sir Patrick:

Was für Dinge wird diese Quelle seiner armen unschuldigen Frau spenden, wenn sie ihn nun ausfindig macht?

Ridgeon:

Das ist wahr. Ihr Leben wird dann eine Hölle sein.

Sir Patrick:

Sagen Sie mir eines: nehmen Sie an, Sie würden vor die folgende Wahl gestellt: entweder im Leben alle Bilder schlecht und alle Männer und Frauen gut oder alle Bilder gut und alle Männer und Frauen schlecht zu finden. Wie würden Sie wählen?

Ridgeon:

Das ist eine verteufelt schwierige Frage, Paddy. Bilder sind so etwas nettes und gute Menschen so was höllisch unerfreuliches und verdrießliches, daß ich wahrhaftig nicht geradeheraus sagen kann, was ich vorziehen würde.

Sir Patrick:

Na, na, lassen Sie diese witzigen Haarspaltereien mir gegenüber sein: ich bin zu alt dafür. Blenkinsop gehört nicht zu dieser Sorte guter Menschen, und das wissen Sie.

Ridgeon:

Der Fall läge einfacher, wenn Blenkinsop Dubedats Bilder malen könnte.

Sir Patrick:

Und noch einfacher läge er, wenn Dubedat etwas von Blenkinsops Anständigkeit besäße. Das Leben wird sich Ihretwegen nicht vereinfachen, mein Junge; Sie müssen es nehmen, wie es ist. Sie haben die Pflicht, die Wage zwischen Blenkinsop und Dubedat zu halten. Wägen Sie gerecht.

Ridgeon:

Nun, ich will so gerecht sein, als ich kann. In die eine Wagschale will ich alle Goldstücke legen, die sich Dubedat ausgeliehen hat, und in die andere alle Silberstücke, die Blenkinsop sich nicht ausgeliehen hat.

Sir Patrick:

Und aus der Wagschale Dubedats nehmen Sie allen Glauben heraus,

den er zerstört, und alle Ehre, die er verloren hat, und in die Wagschale Blenkinsops legen Sie allen Glauben, den er gerechtfertigt, und alle Ehre, die er geschaffen hat.

Ridgeon:

Was soll denn das, Paddy? Lassen Sie dieses Geschwätz! Ich bin zu skeptisch und durchaus nicht überzeugt, daß wir in einer bessern Welt leben würden, wenn alle Menschen sich wie Blenkinsop benehmen wollten, während sie sich jetzt wie Dubedat benehmen.

Sir Patrick:

Warum benehmen Sie sich dann nicht selbst wie Dubedat?

Ridgeon:

Oh, der Hieb sitzt! Das ist die Probe. Immerhin, ich bin am Kreuzweg. Sehen Sie, es gibt noch eine Komplikation, an die wir nicht gedacht haben.

Sir Patrick:

Wieso?

Ridgeon:

Nun, wenn ich Blenkinsop sterben lasse, dann kann wenigstens niemand behaupten, daß ich es tat, weil ich nachher seine Witwe heiraten wollte.

Sir Patrick:

Ah!

Ridgeon:

Wenn ich Dubedat sterben lasse, dann werde nämlich ich seine Witwe heiraten.

Sir Patrick:

Vielleicht wird Frau Dubedat nichts von Ihnen wissen wollen, bedenken Sie das.

Ridgeon

(mit einem selbstbewußten Kopfschütteln): Ich habe eine ziemlich gute Witterung für so etwas. Ich weiß, wenn eine Frau sich für mich interessiert. Sie tut das.

Sir Patrick:

Na, manchmal weiß jemand sehr gut, was zu tun; manchmal weiß jemand das aber gar nicht. Das Beste wäre, Sie würden alle beide gesund machen.

Ridgeon:

Das kann ich nicht. Alles hat seine Grenzen. Einen Fall könnte ich zur Not noch unterbringen, aber nicht zwei. Ich muß mich entscheiden.

Sir Patrick:
Wohl, Sie müssen wählen, als ob die Frau nicht auf der Welt wäre: das ist doch klar.

Ridgeon:
Ist Ihnen das klar? Denken Sie nur: mir nicht. Dieses Weib verwirrt mein Urteil.

Sir Patrick:
Mir ist es klar, daß es sich hier um die Wahl zwischen einem Menschen und einem Bilde handelt.

Ridgeon:
Es ist leichter einen Toten zu ersetzen, als ein gutes Bild.

Sir Patrick:
Colly, wenn man in einem Zeitalter lebt, das hinter Bildern, Statuen, Dramen und Musikkapellen herjagt, weil seine Männer und Frauen zu schlecht sind, um der armen leidenden Seele zu genügen, dann sollte man der Vorsehung danken, daß man einen hehren und gütigen Beruf hat, dessen Sache es ist, Männer und Frauen zu heilen und zu trösten.

Ridgeon:
Also als Angehöriger eines hehren und gütigen Berufs soll ich meinen Patienten töten.

Sir Patrick:
Sprechen Sie keinen so gräßlichen Unsinn. Sie können ihn nicht töten; aber anderen Händen anvertrauen können Sie ihn.

Ridgeon:
Zum Beispiel denen B. B.'s, he? (Ihn bedeutungsvoll ansehend.)

Sir Patrick
(hält seinen Blick aus, ernst): Sir Ralph B. B. ist ein sehr bedeutender Arzt.

Ridgeon:
Das ist er.

Sir Patrick:
Ich hole meinen Hut. (Ridgeon zieht die Klingel, während Sir Patrick ins Hotel geht. Ein Kellner kommt, indes er abgeht.)

Ridgeon
(zum Kellner): Meine Rechnung, bitte.

Kellner:
Sofort. (Er geht sie holen.)

(Vorhang.)

Dritter Akt:

In Dubedats Atelier. Von dem breiten Fenster aus gesehen befindet sich die nach außen führende Tür in der Wand zur Linken des Zuschauers und die in die inneren Räume führende in der entgegengesetzten Wand. Die Wand, die sich dem Zuschauer gegenüber befindet, hat weder Fenster noch Türen. Die Wände sind unbedeckt und ungeschmückt, von bekritzelten Kohleskizzen und Notizen abgesehen. Eine Estrade befindet sich links vom Zuschauer, der in die Innenräume führenden Tür gegenüber, und eine rechts von ihm, eine Staffelei gegenüber der nach außen führenden Tür; ein zerbrochener Sessel lehnt daran. In der Nähe der Staffelei und gegen die Wand gerückt steht ein kahler Holztisch, der mit Flaschen, Ölkannen und Druckpapier, mit bemalten schmutzigen Lumpen, Farbentuben, Bürsten, Kohlenstiften, einer kleinen Gliederpuppe, einem Kessel, einer Spirituslampe und sonstigem Tausenderlei besät ist. Vor dem Tisch steht ein Sofa, das mit Bilderbüchern, Skizzenbüchern, losen Blättern, Zeitungen, Büchern und beschmierten Leinwandfetzen unordentlich bedeckt ist. In der Nähe der nach außen führenden Tür befindet sich ein Regenschirm- und Hutständer, der teilweise voll von Louis' Hüten, Kleidern und Halstüchern und teilweise von allen möglichen Kostümen voll ist. An der andern Seite steht ein alter Klavierbock. In der Ecke, in der Nähe der in die Innenräume führenden Tür ein kleiner Teetisch. In der Ecke der Estrade, in der Nähe der Staffelei, sitzt, wie ein venetianischer Senator geschmückt, eine unansehnliche Gliederpuppe und betrachtet ihr unvollendetes Porträt mit einem Ausdruck verzweifelter Müdigkeit. Eine zweite Gliederpuppe, mit einem Stundenglas in der Hand und einer Sense über dem Rücken, berührt die Schulter des Senators. Louis hat in einem fürchterlich mit Farben beschmierten Milchmannskittel an der Staffelei gearbeitet, hört aber eben jetzt seiner Frau zu, die ihn zärtlich beschwört.

Frau Dubedat:

Versprich es mir.

Louis:

Ich verspreche es dir, mein Schatz.

Frau Dubedat:

Und wenn du Geld brauchst, kommst du immer zu mir, nicht wahr?

Louis:

Ja Geliebte. Aber das ist so traurig. Ich verabscheue das Geld. Ich kann dich nicht immer quälen, gib mir Geld, Geld, Geld. Das treibt mich eben manchmal, andere Leute um welches zu bitten, so schrecklich mir das ist.

Frau Dubedat:

Es ist viel besser, du bittest mich darum, Schatz. Die Leute kriegen sonst eine verkehrte Idee von dir.

Louis:

Aber ich möchte dein kleines Vermögen gerne schonen und mit meiner eigenen Arbeit Geld verdienen. Sei nicht unglücklich, Geliebte; ich kann leicht so viel einnehmen, wie ich brauche, um alles zurückzuzahlen. In der kommenden Saison werde ich eine Einzelausstellung veranstalten; dann wird es keine Geldsorgen mehr geben.

Frau Dubedat:

Du hast mir nun aber ernstlich und aufrichtig versprochen, niemals wieder Geld auszuleihen, ohne dich zuvor an mich gewendet zu haben.

Louis:

Ernstlich und aufrichtig. (Sie umarmend.) Ach, du hast ja so recht, mein Schatz! Was verdanke ich dir nicht alles dafür, daß du mir zur Seite stehst und mich davor bewahrst, zuviel in den Wolken zu leben. Bei meinem feierlichen Eid, von nun an will ich mir keinen Pfennig mehr borgen.

Frau Dubedat

(entzückt): Oh, das ist recht. Quält ihn sein böses nörgelndes Weib? Zerrt es ihn aus den Wolken herab? (Sie küßt ihn.) Und nun, Liebling, willst du diese Bilder für Maclean nicht fertig machen?

Louis:

Oh, das hat keine Eile. Ich habe von ihm beinahe das ganze Honorar als Vorschuß bekommen.

Frau Dubedat:

Aber Liebster, das ist doch gerade der Grund, warum du die Sachen schleunigst fertig machen solltest. Er fragte mich neulich, ob du überhaupt ernstlich die Absicht hättest, die Bilder zu vollenden.

Louis:

Der Teufel hole seine Frechheit! Wofür hält er mich? Das ist es ja gerade, was mir das Interesse an dem dummen Zeug genommen hat. Ich habe große Lust, den Auftrag abzuschütteln und ihm sein Geld zurückzuzahlen.

Frau Dubedat:

Das können wir uns nicht leisten, Liebling. Mach doch die Bilder lieber fertig und Schluß damit! Ich glaube, man sollte nie im vorhinein Geld für eine Arbeit nehmen.

Louis:

Wovon sollten wir denn leben?

Frau Dubedat:
Nun, es ist gerade schwer genug, jetzt wo sie sich alle vor der Ablieferung zu bezahlen weigern.

Louis:
Der Teufel hole diese Kerle! Die denken und sorgen sich um nichts anderes als um ihr vermaledeites Geld.

Frau Dubedat:
Immerhin, wenn sie bezahlen, müssen sie auch das erhalten, wofür sie bezahlt haben.

Louis
(schmeichelnd): Nun ist's aber genug für heute mit dem Predigen. Ich habe versprochen artig zu sein, nicht wahr?

Frau Dubedat
(ihren Arm um seinen Hals legend): Du weißt doch, daß ich das Predigen hasse und dich keinen Augenblick mißverstehe, Lieber du, nicht?

Louis
(zärtlich): Ich weiß, ich weiß. Ich bin ein Scheusal, und du bist ein Engel. Oh, wenn ich nur stark genug wäre, um ununterbrochen arbeiten zu können, ich würde meiner Liebsten ihr Haus in einen Tempel verwandeln und sein Eckchen in eine Kapelle, die schöner sein sollte, als man sie jemals geträumt. Ich kann an keiner Auslage vorübergehen, ohne mit der Versuchung zu kämpfen, einzutreten und dir alle die wirklich guten und schönen Dinge zu kaufen.

Frau Dubedat:
Ich brauche nichts als dich, Liebling. (Mit einer letzten Zärtlichkeit befreit sie sich). Da, nun sei gut: vergiß nicht, daß die Ärzte heute kommen. Ist es nicht ungewöhnlich nett von ihnen, Louis, daß sie alle darauf bestehen, sich deinetwegen zu beraten?

Louis:
Nun, ich glaube, sie denken, daß ihr Hut um eine Feder reicher wäre, wenn es ihnen gelänge, einen emporstrebenden Künstler zu heilen. Sie kämen nicht, wenn es ihnen nicht auch Spaß machen würde. (Es klopft an der Tür.) Ich glaube, es ist aber noch nicht soweit, nicht?

Frau Dubedat:
Nein, noch 'n Augenblick.

Louis
(öffnet die Tür und sieht Ridgeon vor sich): Oh, Ridgeon. Es freut mich, Sie zu sehen. Treten Sie ein.

Frau Dubedat
(ihm die Hand schüttelnd): Es ist wirklich schön von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Professor.

Louis:
Verzeihen Sie, daß wir Sie hier empfangen, in meinem Atelier. Die Behaglichkeit läßt hier manches zu wünschen übrig, aber Jennifer versteht auch diese Bude gemütlich zu machen.

Frau Dubedat:
Jetzt will ich mich aber aus dem Staube machen. Vielleicht komme ich später wieder, wenn Sie mit Louis fertig sind und Ihr Urteil abgeben. (Ridgeon verneigt sich ziemlich förmlich.) Möchten Sie lieber, daß ich nicht wiederkäme?

Ridgeon:
Oh nein. Nein. (Frau Dubedat sieht ihn an; etwas verwirrt durch seine förmliche Art geht sie ins Nebenzimmer.)

Louis:
Oh bitte, machen Sie kein so ernstes Gesicht. Es wird doch wohl nichts Entsetzliches geschehen, wie?

Ridgeon:
Nein.

Louis:
Oh, das freut mich. Die arme Jennifer hat sich auf Ihren Besuch mehr gefreut, als Sie sich vorstellen können. Sie hat das lebhafteste Interesse für Sie, Ridgeon. Das arme Ding hat keinen Menschen, mit dem es reden könnte: ich male immer. (Er nimmt eine kleine Skizze in die Hand.) Diese kleine Skizze habe ich erst gestern von ihr gemacht.

Ridgeon:
Sie zeigte sie mir vor ungefähr vierzehn Tagen, als sie mich zum ersten Mal besuchte.

Louis:
Oh, hat sie das getan? Guter Gott, wie die Zeit flieht! Ich hätte schwören mögen, daß ich eben erst damit fertig geworden bin. Es ist hart für die Arme, mit anzusehen, wie ich hier Bilder aufstapele und nichts dafür einnehme. Nächstes Jahr werde ich sie natürlich schnell genug verkaufen, sobald meine Einzelausstellung eröffnet wird, aber während das Gras wächst, verhungert das Pferd. Oh, wie schrecklich, wenn sie um Geld zu mir kommt und ich ihr keines geben kann. Aber was soll ich machen?

R i d g e o n:

Ich dachte, Frau Dubedat hätte ein eigenes kleines Vermögen?

L o u i s:

Oh ja, ein kleines; aber wie könnte ein zartfühlender Mann davon etwas berühren? Denken Sie nur, wenn ich das täte, wovon sollte sie einmal leben? Mein Leben ist nicht versichert — ich kann die Prämie nicht erschwingen. (Ein anderes Bild heraussuchend): Wie gefällt Ihnen das?

R i d g e o n

(stellt es bei Seite): Ich bin heute nicht hergekommen, um mir Ihre Bilder anzusehen. Ich habe mit Ihnen eine ernstere und dringendere Angelegenheit zu erledigen.

L o u i s:

Sie möchten meine elende Lunge heilen. Mein lieber Ridgeon: ich will mit Ihnen offen sprechen. Nicht meine Lunge ist krank in diesem Hause, sondern mein Geldbeutel. An mir ist ja nichts gelegen, aber Jennifer muß sich wirklich den Bissen vom Munde absparen. Sie gaben uns zu verstehen, daß wir Sie als Freund behandeln dürften. Leihen Sie mir hundertfünfzig Pfund.

R i d g e o n:

Nein.

L o u i s:

Warum nicht?

R i d g e o n:

Ich bin kein reicher Mann und brauche für meine Forschungen jeden Pfennig, den ich ersparen kann, und noch mehr.

L o u i s:

Sie meinen, daß ich Ihnen das Geld wiedergeben muß?

R i d g e o n:

Ich glaube schon, daß die Menschen das manchmal meinen, wenn sie welches herleihen.

L o u i s

(nach einem Augenblick des Nachdenkens): Na, das kann ich machen. Ich will Ihnen einen Wechsel geben — oder sehen Sie einmal: warum sollten Sie eigentlich nicht auch etwas davon haben? Ich will Ihnen einen Wechsel auf zweihundert Pfund ausstellen.

R i d g e o n:

Lassen Sie den Wechsel sofort einkassieren, dann brauchen Sie mich ja nicht zu belästigen.

Louis:

Wo denken Sie hin: man würde ihn nicht honorieren. Mein Konto ist so schon überlastet. Nein, das muß auf folgende Weise gemacht werden: ich werde den Wechsel mit dem Fälligkeitstermin Oktober ausstellen. Im Oktober laufen Jennifers Zinsen ein. Da präsentieren Sie den Wechsel. Er wird zwar dann auch nicht honoriert werden, aber Sie können ihn hierauf Jennifer präsentieren und ihr zu verstehen geben, daß ich eingesperrt werde, wenn der Wechsel nicht sofort bezahlt wird. Sie bezahlt ihn dann *sofort*. Sie verdienen dabei fünfzig Pfund, und mir erweisen Sie damit einen wirklichen Dienst; denn ich brauche das Geld sehr dringend, alter Freund, glauben Sie's mir.

Ridgeon:

Für Sie gibt es bei dieser Transaktion gar kein Hindernis; und Sie sind überzeugt, daß ich Ihnen da auch keine Schwierigkeiten machen kann.

Louis:

Was für ein Hindernis könnte es denn geben? Es ist ganz sicher. Ich kann Sie wegen der Zinsen beruhigen und sie Ihnen nachweisen.

Ridgeon:

Das zu gestatten hielte ich — darf ich es aussprechen? — für unehrenhaft!

Louis:

Oh, ganz allgemein gesehen wäre das wohl richtig, aber wir brauchten es doch zwischen uns nicht so zu halten. Selbstverständlich würde ich Ihnen so etwas nicht vorschlagen, wenn ich das Geld nicht sehr nötig hätte.

Ridgeon:

Dann müssen Sie eben andere Mittel und Wege finden, um sich's zu verschaffen.

Louis

(überrascht): Soll das heißen, daß Sie „Nein“ sagen?

Ridgeon:

Das soll es! (Seiner Entrüstung freien Lauf lassend.) Selbstverständlich sage ich nein. Mensch, für was halten Sie mich? Wie können Sie sich unterstehn, mir einen solchen Vorschlag zu machen?

Louis:

Warum denn nicht?

Ridgeon:

Pfui! Sie würden mich ja doch nicht begreifen, selbst wenn ich es Ihnen klar zu machen versuchte. Ein für alle Mal: ich werde Ihnen keinen



Raphael: Donna velata.
Zum Essay von Paul G. Konody.

Pfifferling leihen. Ihrer Frau würde ich mit Freuden helfen; aber was hülfe es ihr, wenn ich Ihnen Geld liehe?

Louis:

Wenn es Ihnen damit ernst ist, meiner Frau zu helfen, will ich Ihnen sagen, wie Sie das anstellen könnten. Sie könnten Ihre Patienten dazu bewegen, einige meiner Bilder zu kaufen oder sich von mir malen zu lassen.

Ridgeon:

Meine Patienten rufen mich als Arzt und nicht als Handlungsreisenden. (Es klopft an der Tür. Louis macht sich unbefangen auf den Weg, um zu öffnen, und setzt das Gesprächsthema im Gehen fort.)

Louis:

Sie müssen doch einen großen Einfluß auf Ihre Patienten haben. Sie wissen sicherlich eine Menge Geschichtchen von den Leuten, Privatangelegenheiten, deren Bekanntgabe den Herrschaften verdammt unangenehm wäre. Die würden nicht wagen, Ihnen etwas abzuschlagen.

Ridgeon:

Nein, bei meiner — (Louis öffnet die Tür und läßt Sir Patrick, B. B. und Walpole eintreten. Ridgeon wütend fortfahrend): Walpole, ich bin noch nicht zehn Minuten hier, und schon hat er versucht, sich von mir hundertfünfzig Pfund zu borgen. Damit ich später wieder zu meinem Gelde käme, schlug er mir vor, an seiner Frau eine Erpressung zu verüben. Und eben war er gerade dabei, mir zuzumuten, auf dem Wege der Erpressung von meinen Patienten zu verlangen, sich von ihm malen zu lassen.

Louis:

Na, Ridgeon, ist das vielleicht das Betragen eines Ehrenmannes?! Ich habe vertraulich mit Ihnen gesprochen.

Sir Patrick:

Wir sind alle im Begriff, vertraulich mit Ihnen zu sprechen, junger Mann.

B. B.:

Wir beabsichtigen, Ihnen einige häusliche Wahrheiten angedeihen zu lassen.

Louis:

Da muß ich doch bitten: ist das mein Haus oder das euere? Sie sind mir alle sehr willkommen, oh ja; aber über diesen Punkt wollen wir uns im klaren bleiben.

Walpole
(hängt seinen Hut an den einzigen leeren Haken am Hutständer): Wir wollen uns hier für eine halbe Stunde häuslich einrichten, Dubedat. Erschrecken Sie nicht: Sie sind ein reizender Junge, und wir lieben Sie.

Louis:
Schön, schön. Nehmen Sie Platz — wo immer Sie können. Nehmen Sie diesen Stuhl, Sir Patrick. (Er zeigt auf die Estrade.) Uf—f—f! (Er hilft ihm hinauf. Sir Patrick brummt und setzt sich auf den Thron.) Nun zu Ihnen, B. B. (B. B. ist starr über diese Vertraulichkeit; aber Louis legt ganz unbefangen ein dickes Buch und ein Sofakissen auf die Estrade links von Sir Patrick, und B. B. setzt sich unter Protest.) Geben Sie mir Ihre Hüte. (B. B. und Sir Patrick geben ihm die Hüte, die er auf die Köpfe der Gliederpuppen stülpt und so unbewußt die Würde der Sitzung zerstört. Dann zieht er den Klaviersessel von der Wand und bietet ihn Walpole an.) Sie haben doch nichts dagegen, Walpole?

Walpole:
Richtig, verzeihen Sie, aber ich muß Sie wegen meiner Zigarettendose behelligen.

Louis:
Was für eine Zigarettendose?

Walpole:
Die goldene, die ich Ihnen neulich im Star- und Garterhotel geliehen habe.

Louis
(überrascht): War das die Ihrige?

Walpole:
Ja.

Louis:
Ach, das tut mir aber schrecklich leid, lieber Freund. Ich hatte mich schon gefragt, wem sie wohl gehören mochte. Ich bedaure, daß mir davon nichts übrig geblieben ist als — das. (Er zieht seinen Kittel in die Höhe; nimmt einen Zettel aus der Westentasche und händigt ihn Walpole ein.)

Walpole:
Ein Versatzzettel!

Louis
(ihn beruhigend): Die Dose ist vollkommen in Sicherheit: er darf sie ein Jahr lang nicht verkaufen, wissen Sie. Wahrhaftig,

mein lieber Walpole, es tut mir fürchterlich leid. (Er legt seine Hände unbefangen auf Walpoles Schulter und sieht ihn treuherzig an.)

Walpole

(sinkt mit einem Seufzer in einen Sessel): Machen Sie sich nichts daraus. Es erhöht Ihren Zauber.

Ridgeon

(der in der Nähe der Staffelei gestanden hat): Bevor wir ans Werk gehen, müssen Sie aber eine Schuld bezahlen, Dubebat.

Louis:

Ich habe eine stattliche Menge Schulden zu bezahlen, Ridgeon. Ich will Ihnen einen Stuhl holen. (Er geht zur Tür, die ins Nebenzimmer führt.)

Ridgeon

(ihn aufhaltend): Sie werden das Zimmer nicht verlassen, ehe Sie diese Schuld bezahlt haben. Es ist nur eine Kleinigkeit, die Sie zahlen müssen und sollen. Ich lege weiter kein Gewicht darauf, daß Sie meine Gäste angepumpt haben, den einen um zehn, den andern um zwanzig Pfund, aber —

Walpole:

Ich hab' damit angefangen, Ridgeon. Ich habe es ihm angeboten.

Ridgeon:

— Sie konnten sich das leisten. Aber dem armen Blenkinsop seine letzten zwei Shillinge abzunehmen, das war verdammenswert. Ich habe die Absicht, ihm diese zwei Shillinge einzuhändigen, und will in der Lage sein, mein Ehrenwort geben zu können, daß Sie Ihre Schuld bezahlt haben. Sie müssen mir diesen Betrag unbedingt ausfolgen, ehe Sie das Zimmer verlassen.

B. B.:

Recht so, Ridgeon. Recht so. Kommen Sie, junger Mann: machen Sie nicht viel Federlesens. Zahlen Sie.

Louis:

Natürlich werde ich das. Oh, Sie brauchen kein solches Wesen daraus zu machen. Ich hatte keine Ahnung, daß der arme Kerl so schlecht daran ist. Ich bin über mich empört wie nur einer von Ihnen. (In seinen Taschen wühlend.) Da. Oh, ich muß allerdings gestehen, daß ich augenblicklich kein Geld bei mir habe. Walpole, würden Sie so gut sein, mir zwei Shillinge zu leihen, damit ich die Sache ordnen kann?

Walpole:
Ihnen zwei — (Die Sprache versagt ihm.)

Louis:
Wenn Sie nein sagen, wird Blenkinsop sein Geld nicht bekommen; denn ich habe keinen Pfifferling: Sie können meine Taschen durchsuchen, wenn Sie Lust haben.

Walpole:
Das setzt doch allem die Krone auf. (Bringt zwei Shillinge zum Vorschein.)

Louis
(übergibt sie Ridgeon): Da. Ich bin wirklich froh, daß die Angelegenheit erledigt ist: es war die einzige, die mir Gewissensbisse machte. Nun seid ihr aber hoffentlich alle zufrieden.

Sir Patrick:
Nicht ganz, Herr Dubedat. Kennen Sie zufällig eine junge Dame namens Minnie Tinwell?

Louis:
Minnie! Das sollt' ich meinen; und Minnie kennt mich auch. In Anbetracht ihrer Stellung ist sie wirklich ein nettes gutes Mädel. Was ist aus ihr geworden?

Walpole:
Lassen Sie sich die Hand drücken, Dubedat, ich muß meinen Gefühlen irgendwie Luft machen!

Louis:
Warum?

Walpole:
Sie sind wirklich ein Musterexemplar.

Louis:
Aber was ist denn geschehen? So reden Sie doch! Was zum Teufel soll denn das alles?

Sir Patrick:
Wissen Sie, Herr, daß man in diesem Lande wegen Bigamie eingesperrt wird?

Louis:
Oh, jetzt verstehe ich. (Er lacht.) Sie glauben wohl, eine famose Entdeckung gemacht zu haben. Setzen Sie sich, Ridgeon, werfen Sie dieses Zeug auf den Fußboden — da! (Er macht Ridgeon auf dem Sofa Platz, indem er den Kram hinunterwirft. Ridgeon setzt sich unter Protest.)

Haben Sie übrigens jemals darüber nachgedacht, wie zwecklos es ist, einem Menschen Bigamie vorzuwerfen? Bigamie: das heißt, eine zweite Frau heiraten, bevor die erste tot ist. Aber das kann man ja gar nicht, weil diese zweite Ehe dann ja gar keine Ehe ist. Folglich ist Bigamie genau betrachtet ein ganz unmögliches Verbrechen.

Sir Patrick:

Glauben Sie, daß man diese Verteidigung bei Gericht gelten läßt?

Louis:

Es wird zu keiner Gerichtsverhandlung kommen, Sir Paddy: dazu kommt es niemals — wenigstens bei mir nicht. Außerdem habe ich mir meine Verantwortung für den Fall einer Anklage vollständig zurechtgelegt. Wenn Sie nur zu mir gekommen wären und mich befragt hätten, statt sich darüber Gedanken zu machen, so würde ich Ihnen die ganze Angelegenheit aufgeklärt haben. Wenn ihr moralischen Menschen euch aufs hohe Roß setzt und auf die Skandaljagd geht, macht ihr euch unbedingt entsetzlich lächerlich, namentlich wenn das Opfer irgend ein Künstler ist.

B. B.

(aufbrausend): Ich glaube, daß es Ihnen recht schwer fallen dürfte, mein junger Freund, einen Richter und Geschworene zu überzeugen, daß ich die Gewohnheit habe, mich lächerlich zu machen.

Walpole:

Es hat keinen Zweck, uns einschüchtern zu wollen, Dubedat. Wir haben Minnies Heiratspapiere gesehen.

Louis:

Wahrhaftig. Habt ihr denn auch Jennifers Heiratspapiere gesehen?

Ridgeon

(erhebt sich, wütend): Wagen Sie es vielleicht anzudeuten, daß Frau Dubedat mit Ihnen lebt, ohne mit Ihnen verheiratet zu sein?

Louis:

Warum nicht?

B. B.

(starr): Warum nicht!

Sir Patrick

(ernst): Warum nicht!

Ridgeon

(entrüstet): Warum nicht! (Er setzt sich wieder.)

Walpole
(sich erwehrend): Warum nicht!

Louis:
Ja, warum nicht? Eine Menge Menschen leben so — genau so gute wie ihr. Warum lernt ihr nicht denken, statt blöken und bähen wie eine Schafherde, wenn euch irgend etwas unterkommt, woran ihr nicht gewöhnt seid. (Betrachtet sie kichernd.) Weiß Gott, ich hätte gute Lust, euch alle, wie ihr da seid, zu malen: ihr seht so erheiternd töricht aus. Besonders Sie, Ridgeon. Diesmal hab' ich's Ihnen aber gegeben!

Ridgeon:
Wieso, bitte?

Louis:
Na, Sie verehren doch Jennifer und verachten mich, nicht wahr?

Ridgeon
(barsch): Ich verabscheue Sie.

Louis:
Na also. Und trotzdem glauben Sie, Jennifer sei eine schlechte Partie, weil ich Ihnen das gesagt haben soll.

Ridgeon:
Haben Sie das denn gelogen?

Louis:
Nein: aber Sie haben einen Skandal gewittert, statt reinlich und sauber zu denken. Mit Ihresgleichen kann ich nach Gefallen spielen. Ich habe Sie nur gefragt, ob Sie Jennifers Heiratspapiere gesehen hätten, und sofort haben Sie daraus geschlossen, daß sie keine besäße. Sie sind unfähig eine Dame zu erkennen, wenn Sie einer begegnen.

B. B.:
Darf ich fragen, was das heißen soll?

Louis:
Sehen Sie, ich bin ein unmoralischer Künstler; aber wenn Sie mir gesagt hätten, Jennifer sei nicht verheiratet, dann würde ich doch soviel genügend vornehmes Empfinden und künstlerischen Instinkt besessen haben, um zu erwidern, daß sie den Ehevertrag in ihrem Antlitz und in ihrem Wesen trage. Aber ihr, ihr seid alle moralische Menschen; und Jennifer ist nur die Frau eines Künstlers, — wahrscheinlich ein Modell — und eure Moral besteht darin, andere Leute zu verdächtigen, daß sie nicht gesetzlich verheiratet

sind. Schämt ihr euch nicht? Kann mir danach noch einer von euch in die Augen schauen?

Walpole:

Es ist sehr schwer, Ihnen in die Augen zu schauen, Dubedat: Sie haben eine so erstaunliche Frechheit. Und was ist denn mit Minnie Tinwell, he? Wenn Sie schon verheiratet waren, als Sie Minnie heirateten, so genügt das, und wir sind mit Ihnen fertig.

Louis:

Minnie Tinwell ist ein junges Geschöpf, das in seinem armen bescheidenen Leben drei Wochen unerhörten Glücks genossen hat; das ist mehr, als die meisten Mädchen in ihrer Lage erreichen. Sie hat ihren Namen unsterblich gemacht, diese Kleine. Um die kleinen Skizzen, die ich von ihr gemacht habe, werden sich Sammler bei Auktionen raufen. In meiner Biographie wird ihr ein Blatt eingeräumt werden. Ich glaube, das ist ziemlich viel für ein Zimmermädchen in einem Seehotel. Was habt ihr denn, damit verglichen, für sie getan, meine Herren?

Ridgeon:

Wir haben sie nicht in eine Falle gelockt und dann verraten.

Louis:

Nein: dazu hätte euch der Mut gefehlt. Aber macht euch nicht wichtig. Ich habe die kleine Minnie nicht verraten. Wir haben alles, was wir hatten, ausgegeben.

Walpole:

Alles, was sie hatte; dreißig Pfund.

Louis:

Ich sagte: alles, was wir hatten — ihr Geld und meines auch. Minnies dreißig Pfund währten nicht drei Tage: ich mußte mir viermal so viel ausleihen und habe alles für sie ausgegeben. Aber ich habe es nicht bedauert; und sie hat ihre paar Pfund auch nicht bedauert, das tapfere kleine Mädchen. Als auch nicht ein Groschen mehr unser eigen war, hatten wir es satt: oder glaubt ihr wirklich, daß wir auf die Dauer zu einander gepaßt hätten? Ich, ein Künstler, und sie ganz abseits von Kunst und Literatur und verfeinertem Leben und allem übrigen Klimbim. Das ist kein Verrat, kein Mißverständnis, kein Polizeigerichtshof und keine Ehescheidungssensation gewesen, über die ihr moralischen Leute beim Frühstück mit den Lippen geschmatzt hättet. Wir sagten einander, es ist gut, das Geld ist alle: wir haben eine schöne Zeit durchlebt; und das kann uns niemand rauben: küssen wir uns, scheiden wir als gute Freunde.

Sie ging in den Dienst zurück und ich in mein Atelier und zu meiner Jennifer: und beide, nach diesen Ferientagen, besser und glücklicher als vorher.

Walpole:

Ein förmliches Idyll, bei Gott!

B. B.:

Wenn Sie wissenschaftlich gebildet wären, mein lieber Herr Dubedat, dann wüßten Sie, wie selten eine Tatsache ein Prinzip umwirft. In der medizinischen Praxis mag ein Mann sterben, wenn er theoretisch gesprochen am Leben hätte bleiben sollen. Ich habe einen Mann gekannt, der an einem Leiden gestorben ist, gegen das er theoretisch genommen immun war. Aber das kann der fundamentalen Wahrheit der Wissenschaft keinen Abbruch tun. Genau so kann die Handlungsweise eines Menschen in Sachen der Moral ganz harmlos, ja sogar wohltuend sein, und er mag sich trotzdem in moralischer Beziehung nach den höchsten Grundsätzen wie ein Schurke benommen haben. Andererseits kann er sehr viel Schaden anrichten, wenn er in moralischer Beziehung nach den höchsten Grundsätzen handelt; aber das kann der fundamentalen Wahrheit der Moral keinen Abbruch tun.

Sir Patrick:

So wenig wie dem Gesetz, das die Bigamie bestraft.

Louis:

Ah, Bigamie, Bigamie, Bigamie! Welche Anziehungskraft für euch Moralisten doch alles hat, was mit der Polizei zusammenhängt! Ich habe euch bewiesen, daß ihr in moralischer Hinsicht ganz und gar auf dem Holzweg' seid. Nun will ich euch ebenfalls beweisen, daß ihr in gesetzlicher Hinsicht ganz und gar auf dem Holzweg' seid; und ich hoffe, ihr werdet daraus eine Lehre ziehen und das nächste Mal nicht mit so selbstbewußter Sicherheit auftreten.

Walpole:

Quatsch. Sie waren schon verheiratet, als Sie Minnie Tinwell heirateten; das macht allem ein Ende.

Louis:

Wirklich? Woher wissen Sie denn, daß *sie* nicht auch schon verheiratet war? Warum könnt ihr eigentlich nicht *denken*?

(Alle zugleich herausplatzend.)

B. B.: Walpole, Ridgeon!
Ridgeon: Das geht doch über den Spaß!
Walpole: Es ist zum Rasendwerden!
Sir Patrick: Sie junger Schuft Sie!

Ridgeon:

Ich glaube Ihnen kein Wort. Sie halten uns zum besten.

Louis:

Sie waren sofort bereit, über Jennifer den Stab zu brechen. Aber euer kleines Hausmädchen ist eine Heilige, natürlich. Sie ist ja in keiner Weise künstlerisch belastet, was?

Sir Patrick:

Wollen Sie damit sagen, daß Tinwell schon verheiratet war oder nicht? Ja oder nein?

Louis:

Sie war mit dem Steward eines Passagierdampfers verheiratet. Eines Tages segelte er davon und ließ sie sitzen; das arme Ding glaubte, das Gesetz gestatte der Frau, sich wieder zu verheiraten, wenn sie von ihrem Mann drei Jahre lang nichts gehört habe. Da sie nun ein durchaus achtbares Mädel war und nichts von mir wissen wollte, bevor wir nicht verheiratet wären, habe ich mich dazu hergegeben, ihr zu Gefallen, um ihr die Selbstachtung zu erhalten.

Walpole:

Sie gehörten in ein psychologisches Museum, Dubedat.

Ridgeon:

Haben Sie ihr gesagt, daß Sie schon verheiratet sind?

Louis:

Das hab' ich selbstverständlich nicht getan. Begreifen Sie denn nicht, daß sie sich dann nie für meine Frau gehalten hätte? Sie scheinen die Geschichte noch immer nicht zu verstehen.

Sir Patrick:

Sie haben die Arme also infolge ihrer Unkenntnis des Gesetzes der Gefahr ausgesetzt, eingesperrt zu werden!

Louis:

Nun, ich habe mich ihr zuliebe der gleichen Gefahr ausgesetzt. Ich hätte genau so gut eingesperrt werden können. Aber wenn ein Mann einer Frau zuliebe ein solches Opfer bringt, dann geht er nicht hin und tratscht mit ihr darüber. Wenigstens nicht, wenn er ein Gentleman ist.

Walpole:

Was fangen wir bloß mit diesem Gänseblümchen an? Das möcht' ich wissen.

Louis:

Gehn Sie zum Teufel und tun Sie, was Ihnen beliebt. Bringen Sie Minnie ins Gefängnis. Bringen Sie mich ins Gefängnis. Töten Sie

Jennifer mit all der Schmach. Und wenn ihr soviel Unglück angerichtet habt, wie ihr könnt, dann geht in die Kirche und fühlt euch gehoben. (Er setzt sich mürrisch auf den alten Sessel, der vor der Staffelei steht, und nimmt einen Skizzenblock in die Hand, in den er hineinzuzeichnen beginnt.)

Walpole:

Er hat uns drangekriegt, Sir Paddy.

Sir Patrick

(grimmig): Das hat er.

B. B.:

Aber wir können ihn doch unmöglich das englische Strafgesetz übertreten lassen!

Sir Patrick:

Das Strafgesetz hat für anständige Menschen keinen Zweck. Bei uns befähigt es nur die Schurken, ihren Familien Geld zu erpressen. Was tun wir praktische Ärzte zeitlebens anderes als mit dem Familienanwalt dahin wirken, irgend einen Schurken dem Gefängnis zu entziehen und seine Familie vor dieser Schmach zu bewahren.

B. B.:

Aber schließlich bestraft das Gesetz ihn doch.

Sir Patrick:

Oh ja, das tut's. Das kann es ohne Zweifel. Nicht bloß ihn, sondern jeden, der mit ihm zu tun gehabt, schuldig oder unschuldig, das gilt gleich. Wir zahlen dann für seine Kost und sein Bett einige Jahre hindurch Steuer und erhalten ihn schließlich als noch gefährlicheren Schurken zurück. Das Strafgesetz bringt das Mädchen ins Gefängnis und ruiniert es und zerstört das Leben der Frau Dubedat. Sie können das Strafgesetz ein für allemal aus Ihrem Kopfe streichen: es hat nur Sinn für Toren und Wilde.

Louis:

Bitte, drehen Sie Ihr Gesicht ein klein wenig mehr nach rechts, wenn Sie nichts dagegen haben, Sir Patrick. (Sir Patrick wendet sich entrüstet um und starrt ihn an.) Oh, das ist zu viel.

Sir Patrick:

Tun Sie Ihren verrückten Bleistift fort, Mensch; und denken Sie an Ihre Lage. Sie können den Gesetzen trotzen, die Menschen gemacht haben; aber es gibt andere Gesetze, mit denen Sie rechnen müssen. Wissen Sie, daß Sie dem Tode entgegen gehen?

Louis:
Geh'n wir denn nicht alle dem Tode entgegen?

Walpole:
Wir sind aber nicht alle schon in sechs Monaten am Ziele.

Louis:
Woher wissen Sie das?

B. B.
(verliert die Geduld und beginnt erregt auf und abzugehen): Meiner Treu, ich seh's nicht länger mit an. Es ist unter allen Umständen und in jeder Gesellschaft von fragwürdigem Geschmack, den Tod zum Gesprächsthema zu machen; aber wenn das ein Arzt tut, ist es eine Feigheit. (Dubedat andonnernd.) Ich dulde das nicht, hören Sie?

Louis:
Ich habe damit nicht angefangen, sondern ihr. So geht es immer auf allen unkünstlerischen Gebieten. Wenn die Leute in ihrer Beweisführung geschlagen sind, beginnen sie einen einzuschüchtern. Ich bin noch keinem Advokaten begegnet, der mir nicht gedroht hätte, mich früher oder später ins Gefängnis zu bringen. Ich bin noch keinem Geistlichen begegnet, der mir nicht mit der Verdammnis gedroht hätte. Und ihr droht mir jetzt mit dem Tode. Bei all euerm großtuerischen Gerede habt ihr doch nur einen Trumpf in der Hand, und das ist Einschüchterung. Na, ich bin kein Feigling; folglich ist dieses Vorgehen mir gegenüber zwecklos.

B. B.
(auf ihn losgehend): Ich will Ihnen sagen, was Sie sind, Herr. Sie sind ein Schurke.

Louis:
Oh, ich habe nichts dagegen, daß Sie mich einen Schurken nennen — durchaus nicht. Es ist ja nur ein Wort — ein Wort, das Sie nicht einmal definieren können. Was ist ein Schurke?

B. B.:
Sie sind ein Schurke, Mensch.

Louis:
Ganz richtig. Was ist ein Schurke? Ich bin einer. Was bin ich? Ein Schurke. Das heißt argumentierend sich in einem Kreise drehen. Und Sie bilden sich ein, ein Mann der Wissenschaft zu sein!

B. B.:
Ich — ich — ich — ich hätte große Lust, Sie beim Kragen zu packen, Sie infamer Schuft, und Ihnen eine gesunde Tracht Prügel zu geben.

Louis:

Ich wollte, Sie täten es. Sie würden mir dann ein ansehnliches Stück Geld bezahlen, damit die Sache nicht vor Gericht kommt. (B. B. stürzt schnaubend von ihm fort und geht aufgeregt auf und ab.) Habt ihr mir in meinem eigenen Hause noch mehr Höflichkeiten zu sagen? Ich möchte sie gerne erledigt haben, ehe meine Frau zurückkommt. (Er fährt an seiner Skizze zu arbeiten fort.)

Ridgeon:

Mein Entschluß ist gefaßt. Wenn das Gesetz versagt, müssen anständige Menschen sich selbst zu schützen suchen. Ich will keinen Finger rühren, um diesem Reptil das Leben zu retten.

B. B.:

Das ist das Wort, das ich gesucht habe: Reptil. (Er verschränkt seine Arme und nimmt eine entschlossene Haltung ein.)

Walpole:

Ich kann mir nicht helfen, ich kann Sie gut leiden, Dubedat. Sie sind wahrhaftig ein Musterexemplar.

Sir Patrick:

Jedenfalls kennen Sie jetzt unsere Meinung.

Louis

(seinen Bleistift geduldig niederlegend): Seht einmal. Das ist alles zwecklos. Ihr versteht mich nicht. Ihr bildet euch ein, ich sei ganz einfach ein gewöhnlicher Verbrecher.

Walpole:

Kein gewöhnlicher, Dubedat. Seien Sie gerecht gegen sich selbst.

Louis:

Ihr seid ganz und gar auf falscher Fährte. Ich bin kein Verbrecher. Alle eure Moralpredigten haben für mich keinen Wert. Ich glaube nicht an Moral. Ich bin ein Schüler Bernard Shaws.

Sir Patrick

(verwirrt): Was?

B. B.

(bewegt seine Hände, als wenn die Sache damit erledigt wäre): Das genügt, ich brauche nichts weiter zu hören.

Louis:

Ich besitze natürlich nicht die lächerliche Eitelkeit mir einzubilden, ich sei der Übermensch — ausgerechnet ich —; aber es ist immerhin ein

Ideal, dem ich nachstrebe so gut, wie jeder andere seinem Ideal nachstrebt.

B. B.

(unduldsam): Bemühen Sie sich nicht. Ich verstehe Sie jetzt vollkommen. Sagen Sie nichts weiter, bitte. Wenn ein Mensch vorgibt, über Wissenschaft, Moral und Religion zu diskutieren, und sich dann zu der Gefolgschaft eines notorischen, öffentlich bekannten Impfgegners bekennt, dann habe ich nichts weiter zu sagen. (Überschwenglich.) Nicht daß ich etwa im gewöhnlichen Sinne des Wortes an die Impfung mehr als Sie glaube, mein lieber Ridgeon: das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Aber es gibt Dinge, die den sozialen Rang eines Menschen bestimmen, und Impfgegnerschaft ist so ein Ding —. (Er nimmt seinen Platz auf der Estrade wieder ein.)

Sir Patrick:

Bernard Shaw? Von dem habe ich nie etwas gehört. Ist das nicht ein Methodistenprediger?

Louis

(empört): Nein, nein. Er ist der vorgeschrittenste Mensch, der heute lebt: er ist gar nichts Bestimmtes.

Sir Patrick:

Ich versichere Ihnen, junger Mann, mein Vater hörte die Lehre der Sündenbefreiung aus John Wesleys eigenem Munde, bevor Sie oder Shaw geboren waren. Das ist ein sehr populäres Bekenntnis gewesen zur Entschuldigung dafür, daß man Sand in den Zucker und Wasser in die Milch goß. Sie sind ein gesunder Methodist, mein Junge; Sie wissen es bloß nicht.

Louis

(zum ersten Mal wirklich geärgert): Das ist eine intellektuelle Beleidigung. Ich glaube nicht, daß es so was wie Sünde gibt.

Sir Patrick:

Es gibt auch Leute, die nicht glauben, daß es so was wie Krankheit gibt. Die sind die richtigen Ratgeber für Ihr Leiden. Wir können nichts für Sie tun. (Er erhebt sich.) Ich wünsche Ihnen guten Abend.

Louis

(jammernd): Oh, bleiben Sie sitzen, Sir Patrick. Gehen Sie nicht fort. Oh bitte, bitte, nicht. Ich wollte Sie nicht verletzen, auf mein Wort. Bitte, setzen Sie sich wieder. Geben Sie mir noch eine Gelegenheit. Nur noch zwei Minuten: mehr will ich nicht.

Sir Patrick
(überrascht durch dieses Zeichen von Liebenswürdigkeit und ein wenig gerührt): Nun —! (Er setzt sich.)

Louis
(dankbar): Dank, tausend Dank.

Sir Patrick
(fortfahrend): Ich habe nichts dagegen, Ihnen noch zwei Minuten zu schenken. Aber wenden Sie sich nicht an mich; denn ich habe mich von der Praxis zurückgezogen und bilde mir nicht ein, Ihr Leiden heilen zu können. Ihr Leben ist in den Händen dieser Herren.

Ridgeon:
Nicht in den meinen. Ich habe beide Hände voll. Ich habe weder Zeit noch verfügbare Mittel für diesen Fall.

Sir Patrick:
Was sagen Sie, Walpole?

Walpole:
Oh, ich will seine Behandlung schon in die Hand nehmen: mir liegt nichts daran. Ich bin vollkommen überzeugt, daß es sich hier um gar keinen moralischen Fall handelt; sondern um einen physischen. In seinem Gehirn ist etwas nicht in Ordnung. Das heißt: wahrscheinlich handelt sich's um eine merkwürdige Erkrankung des Rückenmarks. Und das weist wieder auf eine Zirkulationsstörung hin. Kurzum, es ist mir vollkommen klar, daß er an einer vorläufig noch dunklen Art Blutvergiftung leidet, die beinahe sicher von einer Blutstauung im Wurmfortsatz herrührt. Ich werde den Wurmfortsatz entfernen.

Louis
(die Farbe wechselnd): Soll das heißen, daß Sie mich operieren wollen? Hu! Nein, ich danke.

Walpole:
Fürchten Sie nichts: Sie werden nichts spüren. Sie werden selbstverständlich anästhetisch gemacht. Die Sache wird ungemein interessant werden.

Louis:
Oh ja, wenn sie Sie interessiert, dann natürlich —! Wieviel bieten Sie mir dafür, daß ich mir das von Ihnen machen lasse?

Walpole
(sich entrüstet erhebend): Wie viel? Was soll das heißen?



Richard Riemerschmid-München:
Frühstückshalle.
Zum Essay von Ernst Schur.

Louis:

Sie glauben doch nicht, daß ich mir von Ihnen umsonst den Bauch aufschneiden lasse?

Walpole:

Würden Sie denn mein Porträt umsonst malen?

Louis:

Nein. Ich gebe Ihnen das Bild dafür, und Sie können es dann vielleicht um den doppelten Betrag verkaufen. Meinen Wurmfortsatz kann ich aber nicht mehr verkaufen, wenn Sie ihn mir herausgeschnitten haben.

Walpole

(beleidigt): Ridgeon, haben Sie schon jemals etwas derartiges gehört?

Louis:

Für fünfhundert Pfund können Sie jede Operation an mir vornehmen, die Ihnen Spaß macht; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich so etwas Ihren schönen Augen zuliebe tu!

Walpole:

Behalten Sie Ihren Wurmfortsatz, Ihre tuberkulöse Lunge und Ihr krankes Gehirn: ich bin mit Ihnen fertig. Man könnte glauben, daß ich diesem Burschen etwas anderes als eine Gefälligkeit erweisen wollte! (Er kehrt in höchstem Zorn zu seinem Stuhl zurück.)

Sir Patrick:

Herr Dubedat, da bleibt nur ein Arzt übrig, der Ihren Fall nicht abgelehnt hat. Sie können sich nur an Sir Ralph Bloomfield Benington wenden.

Walpole:

Wenn ich Sie wäre, B. B., nicht mit Zangen würde ich ihn anfassen. Schicken Sie ihn ins Brompton Spital; dort wird man ihn zwar nicht heilen, aber Manieren lehren.

B. B.:

Ich habe nun einmal die Schwäche, nie nein sagen zu können, selbst den unwürdigsten Menschen gegenüber nicht. Außerdem halte ich eine Diskussion über den Wert des Menschenlebens, das wir gerade behandeln, unter Ärzten für unmöglich. Bedenken Sie das, Ridgeon. Lassen Sie sich's durch den Kopf gehen, Sir Paddy. Befreien Sie Ihren Sinn von Scheinheiligkeit, Walpole.

Walpole

(entrüstet): Mein Sinn ist vollkommen frei von Scheinheiligkeit.

B. B.:

Na also. Sehn Sie sich mal meine Praxis an. Ich glaube, es ist eine vornehme Praxis, eine elegante Praxis, eine Praxis unter den besten Leuten. Sie verlangen, daß ich auf die Frage eingehe, ob meine Patienten jemandem nützlich sind, sich oder anderen. Nun gut, wenn Sie das wissenschaftlich lösen wollen, dann erleben Sie eine reductio ad absurdum. Sie müssen da zu dem Schlusse gelangen, daß die Mehrzahl der Menschen, wie es mein Freund J. M. Barrie kurz und bündig formuliert hat, besser tot wäre. Besser tot. Es gibt Ausnahmen, zweifellos. Da gibt es zum Beispiel eine ganz bemerkenswerte sozialdemokratische Einrichtung: den Hof, der aus öffentlichen Mitteln, also vom Publikum, erhalten wird, weil das Publikum ihn braucht und gerne hat. Meine Patienten bei Hof sind Menschen, die hart arbeiten, einem also Befriedigung gewähren, zweifellos. Dann behandle ich ein paar Herzöge, deren Güter wahrscheinlich besser in Stand sind, als sie es in öffentlichen Händen wären. Was aber die meisten übrigen betrifft, wenn ich über die zu urteilen anfinge, würde das Verdikt fraglos lauten: besser tot. Sterben solche tatsächlich, dann muß ich die Familie manchmal sogar damit — durch die Blume natürlich — trösten. Die Tatsache, daß diese Leute für ärztliche Behandlung verschwenderisch viel Geld ausgeben, würde mich wahrhaftig nicht berechtigen, meine Fähigkeiten zu vergeuden, um diese Menschen — so wie sie nun einmal sind — am Leben zu erhalten. Und wenn meine Honorare hoch sind, habe ich schließlich doch auch große Auslagen. Meine eigenen Ansprüche sind gering — ein Feldbett, ein paar Zimmer, eine Brotrinde, eine Flasche Wein; und ich bin glücklich und zufrieden. Die Bedürfnisse meiner Frau sind vielleicht luxuriöser; aber sogar sie beklagt Ausgaben, die nur den einzigen Zweck haben, eine solche Lebensführung aufrecht zu erhalten, die meine Patienten nun mal von ihrem ärztlichen Berater verlangen. Der — der — der (besinnt sich plötzlich). Ich habe den Faden meiner Betrachtungen verloren. Wovon sprach ich eben, Ridgeon?

Ridgeon:

Von Dubedat.

B. B.:

Ah ja. Ganz richtig. Danke schön. Von Dubedat natürlich. Na, was ist unser Freund Dubedat? Ein lasterhafter und unwissender junger Mensch mit Zeichentalent.

Louis:
Danke sehr. Lassen Sie sich nicht stören.

B. B.:
Was sind denn nun schließlich die meisten meiner Patienten? Lasterhafte und unwissende junge Menschen ohne irgend ein Talent. Wollte ich mich erst auf ihre Verdienste besinnen, müßte ich auf drei Viertel meiner Praxis verzichten. Deshalb habe ich es mir zur Regel gemacht, nicht so zu rechnen. Wenn ich mir nun diese Regel als anständiger Mensch für die zahlenden Patienten zurechtgelegt habe: kann ich da bei einem Menschen eine Ausnahme machen, der, weit davon entfernt, einen zu bezahlen, einen vielmehr anpumpt? Nein! Nein sage ich. Herr Dubedat: Ihr moralischer Charakter ist mir gleichgültig. Ich betrachte Sie ausschließlich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Für mich sind Sie ganz einfach ein Schlachtfeld, auf dem eine räuberische Armee Tuberkelbazillen mit einer Abteilung patriotisch gesinnter weißer Blutkörperchen kämpft. Da ich Ihrer Frau versprochen habe, diese Phagocyten zu vermehren, und meine Grundsätze mir nicht gestatten, ein gegebenes Wort zu brechen, will ich sie vermehren. Jede weitere Verantwortlichkeit lehne ich ab. (Er wirft sich erschöpft in seinen Sessel zurück.)

Sir Patrick:
Herr Dubedat, jetzt, wo Sir Ralph sich so gütig Ihres Falles anzunehmen erbietet und die zwei Minuten verstrichen sind, die ich Ihnen gewährt habe, muß ich Sie bitten, mich zu entschuldigen. (Er steht auf.)

Louis:
Oh gewiß. Jetzt bin ich mit Ihnen vollkommen fertig. (Sich erhebend hält er ihm den Skizzenblock hin.) Da! Während Sie schwatzten, habe ich gearbeitet. Was ist von Ihrer Moralpredigt übrig geblieben? Nichts als etwas Kohlenoxydgas, das die Zimmerluft verschlechtert hat. Was ist von meiner Arbeit übrig geblieben? Das. Sehen Sie! (Ridgeon steht auf, um es sich anzusehen.)

Sir Patrick
(der von der Estrade herabgekommen ist): Sie junger Taugenichts, also gezeichnet haben Sie mich?

Louis:
Natürlich. Was denn sonst?

Sir Patrick
(nimmt ihm die Zeichnung aus der Hand und brummt beifällig): Das ist recht gut. Finden Sie nicht auch, Colly?

Ridgeon:

Ja. So gut, daß ich es haben möchte.

Sir Patrick:

Danke, aber ich möchte es gern selber haben. Was halten Sie davon, Walpole?

Walpole

(erhebt sich und geht hinüber, um sich das Bild anzusehen): Bei Gott, das muß ich haben!

Louis:

Ich wollte, ich könnt's mir leisten, es Ihnen anzubieten, Sir Patrick. Aber ich würde lieber fünf Guineen opfern, als mich davon trennen.

Ridgeon:

Oh, wenn's weiter nichts ist, ich will Ihnen sechs dafür geben.

Walpole:

Zehn.

Louis:

Ich glaube, Sir Patrick hat ein moralisches Anrecht darauf, da er mir gesessen ist. Darf ich es Ihnen um den Preis von zwölf Guineen zuschicken?

Sir Patrick:

Zwölf Guineen! Nicht wenn Sie der Präsident der königlichen Akademie wären, junger Mann. (Er gibt ihm die Zeichnung entschlossen zurück, wendet sich ab und nimmt seinen Hut von der Gliederpuppe.)

Louis

(zu B. B.): Wollen Sie zwölf dafür bezahlen, Sir Ralph?

B. B.

(tritt zwischen Louis und Walpole): Zwölf Guineen. Ja danke. Das will ich dafür bezahlen. (Er nimmt das Blatt und zeigt es Sir Patrick.) Nehmen Sie es von mir an, Paddy, und möge es Ihnen gegönnt sein, es noch lange zu betrachten.

Sir Patrick:

Ich danke Ihnen. (Er steckt die Zeichnung in seinen Hut.)

B. B.:

Ich brauche das nun mit Ihnen nicht sofort zu ordnen, Herr Dubedat: mein Honorar wird diesen Betrag um vieles übersteigen. (Er nimmt auch seinen Hut.)

Louis:

Das ist niederträchtig. Ich würde mich lieber erschießen lassen, als so

etwas tun, bei Gott! Ich stelle fest, daß Sie mir die Zeichnung gestohlen haben.

Sir Patrick:

So haben wir Sie also doch zum Glauben an Moral bekehrt, was?

Louis:

Pah! (Zu Walpole.) Ich werde Ihnen ein anderes machen, Walpole, wenn Sie mir die zehn Pfund geben, die Sie geboten haben.

Walpole:

Einverstanden! Ich werde bei Ablieferung bezahlen.

Louis:

Ah! Wofür halten Sie mich denn? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Ehre?

Walpole:

Nicht das geringste.

Louis:

Na ja, Sie können natürlich nicht anders handeln, wenn das Ihre Meinung ist. Bevor Sie gehen, Sir Patrick, gestatten Sie mir Jennifer zu holen; ich weiß, daß meine Frau Sie gerne sprechen würde, wenn Sie nichts dagegen haben. (Er geht zur Tür.) Und nun, bevor sie eintritt, noch ein Wort. Ihr habt hier alle ziemlich freimütig über mich gesprochen, hier, in meinem Hause. Ich habe nichts dagegen: ich bin ein Mann und kann mich selbst schützen. Aber sobald Jennifer hereinkommt, erinnert euch gefälligst, daß sie eine Dame ist und daß man euch für Gentlemen hält. (Er geht hinaus.)

Walpole:

Na ja!!! (Er geht seinen Hut holen.)

Ridgeon:

Der Teufel hole seine Frechheit!

B. B.:

Es sollte mich gar nicht überraschen zu hören, daß er aus gutem Hause ist. Wo immer ich Würde und Selbstbeherrschung antreffe, ohne daß ein nachweisbarer Grund dazu vorliegt, lautet meine Diagnose auf: gute Familie.

Sir Patrick:

So ist nun mal die Welt. Die anständigen Menschen sind immer dazu da, sich von den Snobs die Meinung sagen und außer Fassung bringen zu lassen.

B. B.:

Ich bin nicht außer Fassung. Bei Jupiter, den Menschen möchte ich sehen, der mich außer Fassung bringen könnte. (Jennifer tritt ein.) Ah, Frau Dubedat, wie steht das Befinden?

Frau Dubedat

(ihm die Hand schüttelnd): Ich danke Ihnen allen, daß Sie gekommen sind. (Sie schüttelt Walpole die Hand). Ich danke Ihnen, Sir Patrick. (Sie schüttelt Sir Patrick die Hand.) Oh, das Leben ist wieder lebenswert, seit ich solche Männer kennen gelernt habe. Von jenem Abend in Richmond an war es mit meiner Angst vorbei. Und mein Leben ist doch gewöhnlich nichts als Angst gewesen. Wollen Sie nicht Platz nehmen und mir das Resultat der Konsultation mitteilen?

Walpole:

Ich möchte mich empfehlen, wenn Sie nichts dagegen haben, Frau Dubedat. Ich habe eine Verabredung. Bevor ich gehe, gestatten Sie mir noch zu sagen, daß ich mit meinen Kollegen hinsichtlich dieser Art der Erkrankung vollkommen eines Sinnes bin. Was die Ursache und die Heilmittel betrifft, so ist das nicht meine Sache: ich bin nur Chirurg, diese Herren aber sind praktische Ärzte und werden Sie gut beraten. Ich mag meine eigenen Ansichten über den Fall haben: ich habe sie sogar; und meine Herren Kollegen kennen sie. Wenn man mich braucht — und schließlich wird man mich brauchen — wissen die Herren, wo ich zu finden bin. Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung. Für heute leben Sie wohl. (Er geht ab.)

Sir Patrick:

Ich möchte Sie bitten, mich zu entschuldigen, Frau Dubedat.

Ridgeon

(ängstlich): Sie gehen?

Sir Patrick:

Ja, ich kann hier nicht von Nutzen sein; muß nach Hause. Wie Sie wissen, gnädige Frau, praktiziere ich nicht mehr, kann also in diesem Fall keine Verantwortung übernehmen. Die Sache bleibt zwischen Sir Colenso Ridgeon und Sir Ralph Bloomfield Benington. Die Herren kennen meine Ansicht. Guten Abend, gnädige Frau. (Er verbeugt sich und geht zur Tür.)

Frau Dubedat

(ihn zurückhaltend): Das ist doch kein schlimmes Zeichen? Es geht Louis doch nicht schlechter, wie? nein?

Sir Patrick:
Nein: es geht ihm nicht schlechter. Genau so wie in Richmond.
Frau Dubedat:
Oh, ich danke Ihnen: Sie haben mich so erschreckt. Entschuldigen Sie.
Sir Patrick:
Oh, nicht der Rede wert, gnädige Frau. (Er geht hinaus.)
B. B.:
Frau Dubedat, wenn mir der Patient anvertraut werden soll —
Frau Dubedat
(erschrocken, mit einem Blick auf Ridgeon): Ihnen! Aber ich dachte doch, daß Sir Colenso —
B. B.:
Meine liebe gnädige Frau, Ihr Gatte soll mich bekommen.
Frau Dubedat:
Aber —
B. B.:
Kein Wort mehr: es ist mir Ihretwegen ein Vergnügen. Sir Colenso ist im bakteriologischen Laboratorium an seinem Platz. Ich bin es am Krankenbett. Ihr Gatte soll genau so wie ein Mitglied der königlichen Familie behandelt werden. (Frau Dubedat fühlt sich unbehaglich und will wieder protestieren). Bitte, nichts von Dank: es würde mich in Verlegenheit bringen, glauben Sie mir. Darf ich fragen, ob Sie an diese Räume gebunden sind? Müssen Sie hier bleiben? Das Automobil hat selbstverständlich jede Entfernung überwunden, aber ich muß gestehen, es wäre zweckdienlicher, wenn Sie mir ein wenig näher gerückt würden.
Frau Dubedat:
Sie sehen, Atelier und Wohnung sind abgesonderte Räume, die zusammen gehören. Ich habe in den gewöhnlichen Wohnungen so viel gelitten. Die Dienstboten sind so entsetzlich unehrlich.
B. B.:
Ah! Ja!? Wirklich? Wirklich? Mein Gott...
Frau Dubedat:
Ich war nie daran gewöhnt, meine Sachen abzuschließen, und vermißte so viele kleine Summen. Zuletzt geschah etwas Schreckliches. Eine Fünfpfundnote fehlte mir. Der Verdacht lenkte sich auf das Hausmädchen; und sie hatte die Stirn zu behaupten, daß Louis sie ihr gegeben hätte. Und er wollte nicht, daß ich etwas gegen sie unternähme: er ist so zartfühlend, daß ihn diese Dinge verrückt machen.

B. B.:

Ah — hm — ha — ja — das genügt, naja, dann sollen Sie nicht umziehen, Frau Dubedat. Wenn der Berg nicht zu Mahomet kommt, muß Mahomet zum Berge kommen. Nun muß ich aber gehen. Ich werde Ihnen schreiben und eine Stunde bestimmen. Wir werden am — am — wahrscheinlich am nächsten Dienstag mit der Anregung der Phagocyten beginnen, aber Sie sollen noch von mir hören. Verlassen Sie sich auf mich, und machen Sie sich gar keine Sorge. Essen Sie regelmäßig, schlafen Sie gut, bleiben Sie frohen Mutes; erhalten Sie uns die Heiterkeit des Patienten und hoffen Sie das Beste. Es gibt kein besseres Mittel als eine reizende Frau, die beste Medizin ist Frohsinn, und das allerbeste Mittel ist die Wissenschaft! Leben Sie wohl, leben Sie wohl, leben Sie wohl. (Nachdem er ihr die Hand geschüttelt hat — sie ist zu überwältigt, um zu sprechen — geht er hinaus, auf dem Wege hält er inne und spricht zu Ridgeon): Bitte, schicken Sie mir Dienstag früh eine Tube starkes Antitoxin, einerlei was für eines. Vergessen Sie nicht. Leben Sie wohl, Colly. (Er geht hinaus.)

Ridgeon:

Sie sehen wieder ganz entmutigt aus. (Sie ist beinahe in Tränen.) Was ist denn geschehen? Sind Sie enttäuscht?

Frau Dubedat:

Ich weiß, ich sollte sehr dankbar sein. Glauben Sie mir, ich bin sehr dankbar. Aber — aber —

Ridgeon:

Nun?

Frau Dubedat:

Ich hatte mein Herz schon an den Gedanken gehängt, daß Sie Louis behandeln würden.

Ridgeon:

Na, Sir Ralph Bloomfield Benington —

Frau Dubedat:

Ja, ich weiß, ich weiß. Es ist ein großer Vorzug, seine Behandlung zu genießen. Aber ach, ich wünschte, sie läge in Ihren Händen. Ich weiß, es ist gewiß unvernünftig: ich kann das nicht erklären, aber ich hatte ein so starkes Gefühl, daß Sie ihn kurieren würden. Bei Sir Ralph empfinde ich nicht so. Sie haben's mir doch versprochen. Warum haben Sie Louis aufgegeben?

Ridgeon:

Das hab' ich Ihnen doch erklärt. Ich kann mit dem besten Willen keinen Fall mehr aufnehmen.

Frau Dubedat:

Aber in Richmond?

Ridgeon:

In Richmond glaubte ich, ich könnte noch für einen Fall Platz schaffen. Aber diesen Platz hat mein alter Freund, Doktor Blenkinsop, in Anspruch genommen. Seine Lunge ist angegriffen.

Frau Dubedat:

Meinen Sie jenen ältlichen Mann — diesen ein bißchen albernen —

Ridgeon

(streng): Ich meine den Herrn, der mit uns gespeist hat — ein ausgezeichneter und ehrenhafter Mann, dessen Leben so viel wert ist, wie das irgend eines andern. Ich hab's nun so gemacht: ich übernehme seinen Fall und Sir Ralph Bloomfield Benington übernimmt Dubedat.

Frau Dubedat

(sich zu ihm wendend): Oh, ich erkenne den Zusammenhang. Neid ist es, Gemeinheit, Grausamkeit. Und ich dachte, Sie wären darüber erhaben.

Ridgeon:

Was meinen Sie?

Frau Dubedat:

Oh glauben Sie, daß ich das nicht weiß, denken Sie, daß dergleichen noch nie passiert ist? Warum wendet sich jetzt jeder von ihm ab? Könnt ihr denn nicht verzeihen, daß er euch überlegen ist — daß er klüger ist — daß er tapferer ist — daß er ein großer Künstler ist?

Ridgeon:

Ja, ich kann ihm das verzeihen.

Frau Dubedat:

Haben Sie sonst irgend etwas gegen ihn einzuwenden? Ich habe jeden herausgefordert, der sich von ihm abgewendet hat — herausgefordert, Aug' in Aug', mir eine Schlechtigkeit nachzuweisen, die er begangen, oder nur einen unehrenhaften Gedanken mitzuteilen, den er ausgesprochen hat. Seine Feinde mußten immer zugeben, daß sie mir nichts von alledem zu nennen wüßten. Jetzt fordere ich Sie heraus. Wessen beschuldigen Sie ihn?

Ridgeon:

Ich bin wie alle übrigen. Aug' in Aug' kann ich nicht das Geringste gegen ihn vorbringen.

Frau Dubedat:

Aber Ihr Benehmen ist verändert. Und Sie haben Ihr gegebenes Wort, für ihn Platz zu schaffen, gebrochen.

Ridgeon:

Ich glaube, Sie sind ein wenig unvernünftig. Der allerbeste medizinische Ratgeber Londons steht Ihnen zur Seite, und eine der Leuchten unseres Berufes hat den Fall Ihres Gatten in die Hand genommen. Das —

Frau Dubedat:

Oh, es ist so grausam, mir gegenüber auf diesem Standpunkt zu verharren. Es scheint ganz richtig und setzt mich dabei ins Unrecht. Ich glaube nur an Sie und nicht an die anderen. Wir haben schon so viele Ärzte gehabt: allmählich weiß ich, wie es klingt, wenn sie nur sprechen und nicht helfen können. Mit Ihnen ist das anders. Ich fühle, daß Sie sein Leiden verstehen. Sie müssen mich anhören, Doktor. (Mit plötzlicher Besorgnis): Habe ich Sie vielleicht beleidigt, weil ich Sie Herr Doktor nenne, statt Sie mit Ihrem vollen Titel anzusprechen?

Ridgeon:

Unsinn. Ich bin Doktor. Aber Sie dürfen Walpole nicht so nennen. (Er setzt sich aufs Sofa.)

Frau Dubedat:

An Walpole ist mir nichts gelegen: Sie sind es, der mir freundschaftlich gesinnt bleiben muß. (Setzt sich auf den Atelierstuhl.) Ich kenne Louis, wie ihn niemand sonst auf Erden kennt oder jemals kennen wird. Ich bin seine Frau. Ich weiß, er hat kleine Fehler. Ungeduldigkeiten, Empfindlichkeiten, Selbstsüchtigkeiten, die ihn so trivial dünken, daß er sie gar nicht bemerkt. Ich weiß, daß er in Geldangelegenheiten die Menschen manchmal verletzt, weil er darüber so erhaben ist, daß er die Wichtigkeit, die gewöhnliche Menschen im Gelde sehen, gar nicht versteht. Sagen Sie mir: hat er — sich auf irgend eine Weise Geld von Ihnen ausgeliehen?

Ridgeon:

Ja, er hat mich um eine Kleinigkeit gebeten.

Frau Dubedat

(hat wieder die Augen voll Tränen): Oh, wie ich das beklage. Aber er wird es nie wieder tun: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Er hat es mir

feierlich versprochen — hier in diesem Zimmer, gerade ehe Sie kamen — und er ist unfähig, sein Wort zu brechen. Das war seine einzige wirkliche Schwäche; aber jetzt ist sie besiegt und für immer abgetan.

Ridgeon:

Ist das wirklich seine einzige Schwäche?

Frau Dubedat:

Er ist vielleicht auch manchmal schwach gegen Frauen, weil sie ihn so anbeten und ihm immer Fallen stellen. Und natürlich, wenn sie sehn, daß er nicht an Moral glaubt, so meinen die gewöhnlichen frommen Menschen, daß er deshalb böse sein müsse. Aber Sie können das doch verstehen, nicht wahr? wie das alles sehr viel dazu beitragen muß, ihn in schlechten Ruf zu bringen, und so lange herum erzählt wird, bis sogar gute Freunde gegen ihn aufgebracht werden.

Ridgeon:

Ja, das verstehe ich.

Frau Dubedat:

Oh, wenn Sie nur seine anderen Eigenschaften kennen würden, wie ich sie kenne! Wissen Sie, Doktor, daß ich mich töten würde, wenn sich Louis durch eine wirklich schlechte Handlungsweise um seine Ehre brächte?

Ridgeon:

Aber ich bitte Sie, regen Sie sich doch nicht auf!

Frau Dubedat:

Ja, das würde ich. Ihr könnt das natürlich nicht begreifen, ihr Leute aus dem Osten.

Ridgeon:

Sie haben wohl in Cornwall nicht viel von der Welt gesehen?

Frau Dubedat

(naiv): Oh ja, ich habe jeden Tag sehr viel von der Schönheit der Welt gesehen — mehr, als man hier in London jemals sehen kann. Aber ich hab' nur sehr wenig Menschen gekannt, wenn Sie das unter „Welt" verstehen. Ich war das einzige Kind meiner Eltern.

Ridgeon:

Das erklärt manches.

Frau Dubedat:

Ich hab' sehr viel geträumt, aber schließlich laufen alle Träume auf einen hinaus.

Ridgeon

(mit einem halben Seufzer): Ja, zu dem einen gewöhnlichen Traum.

Frau Dubedat
(überrascht): Ist er gewöhnlich?

Ridgeon:
Ich glaube. Sie haben mir ja noch nicht gesagt, worin er bestand.

Frau Dubedat:
Ich wollte kein zweckloses Leben führen. Selbst vollbringen konnte ich nichts, aber ich besaß etwas Vermögen und konnte damit helfen. Ich besaß auch etwas Schönheit: halten Sie mich nicht für eitel, weil ich das weiß. Ich wußte, daß die Genies zu Beginn ihrer Laufbahn immer einen entsetzlichen Kampf mit Armut und Elend zu bestehen haben. Mein Traum war es, einmal ein Genie vor Not zu bewahren und etwas Reiz und Glück in sein Leben zu tragen. Ich flehte den Himmel an, mir ein solches Wesen zu schicken. Ich glaube ganz bestimmt, daß Louis mir als Antwort auf mein Gebet gesandt worden ist. Er glich den anderen Männern, denen ich begegnet war, so wenig wie die Ufer der Themse unserer Küste in Cornwall. Er sah dasselbe, was ich sah, und malte es für mich. Er verstand alles. Er ist wie ein Kind zu mir gekommen: denken Sie nur, Doktor, er hat sogar nie daran gedacht, mich zu heiraten: er hat niemals an das gedacht, woran andere Männer denken. Ich selbst mußte um ihn anhalten. Da sagte er, er hätte kein Geld. Da erwiderte ich, ich hätte welches. Oh, ja dann! sagte er, genau wie ein Knabe. Er ist noch immer so, ganz unverdorben. In seinem Denken ein Mann, in seinem Träumen ein großer Dichter und Künstler; und in seinem Wesen ein Kind. Ich habe mich ihm mit allem, was ich hatte, hingegeben, damit er im vollen Sonnenschein zu seiner vollen Höhe emporwachsen könne. Wenn ich den Glauben an ihn verlöre, dann würde mein eigenes Leben Schiffbruch leiden. Ich würde nach Cornwall zurückkehren und sterben. Ich könnte Ihnen den Felsen zeigen, von dem ich mich ins Meer stürzen würde. Ich kann nicht einmal den Gedanken, daß er krank ist, ertragen. Sie müssen ihn heilen, Sie müssen ihn mir wieder vollständig gesund machen. Ich weiß, daß Sie es können und daß es außer Ihnen niemand kann. Ich flehe Sie an, schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab. Übernehmen *Sie* Louis' Behandlung, und Sir Ralph kann Blenkinsop heilen.

Ridgeon:
Glauben Sie denn wirklich in solchem Maß an meine Macht und an mein Wissen, Frau Dubedat?

Frau Dubedat:

Unbedingt. Ich schenke mein Vertrauen nicht halb.

Ridgeon:

Das weiß ich. Wohlan, ich werde Sie auf die Probe stellen — auf eine harte. Wollen Sie mir glauben, daß ich das alles verstehe, was Sie mir eben gesagt haben: daß ich keinen sehnlicheren Wunsch habe als Ihnen in treuester Freundschaft zu dienen und daß Ihr Held Ihnen um jeden Preis erhalten bleiben muß?

Frau Dubedat:

Oh, verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie mir, was ich Ungütiges gesagt habe. Sie werden ihn mir erhalten.

Ridgeon:

Auf alle Fälle. (Sie küßt seine Hand. Er steht rasch auf.) Nein: Sie haben den Schluß noch nicht gehört. (Sie erhebt sich.) Sie müssen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die einzige Möglichkeit, Ihnen Ihren Helden zu erhalten, darin besteht, daß Louis Sir Ralph anvertraut wird — und nicht mir.

Frau Dubedat

(entschlossen): Sie sagen es: dann zweifle ich nicht länger; ich glaube Ihnen. Danke!

Ridgeon:

Leben Sie wohl. (Sie ergreift seine Hand.) Ich hoffe, daß unsere Freundschaft von Dauer sein wird.

Frau Dubedat:

Das wird sie. Meine Freundschaft wird nur mit dem Tode enden.

Ridgeon:

Der Tod macht allem ein Ende, nicht wahr? Leben Sie wohl. (Mit einem Seufzer und einem mitleidigen Blick auf sie, den sie nicht versteht, geht er hinaus.)

Vorhang.

Schluß in der Dezember-Nummer.

Hedwig Dohm:
Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart).

Eine ganze Kategorie von Dichtern lassen sich als Proteusnaturen bezeichnen. Von einem Roman, von einem Drama zum andern wechseln sie zwischen Impressionismus, Realismus, Symbolismus, Lyrismus usw.

Vielerlei Motive können den Wandlungen zugrunde liegen.

Entweder ist's ein geistiger Wandertrieb. Vagabundennaturen widerstrebt die Seßhaftigkeit.

Oder, es drängt sie eine ungewöhnliche Vielseitigkeit der Begabung, alle Saiten ihres Wesens zum Klingen zu bringen.

Die Wandlungen dürften sich aber auch als natürliche — durch äußere und innere Schicksale bedingte Entwicklungsphasen der Persönlichkeit erweisen.

Ferner: sie können dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht entspringen. Der Ruhmsüchtige ist auf der Jagd nach Erfolg. Ist es ihm als Impressionist nicht gelungen, so versucht er es als Neuromantiker. Schlägt er auch da keinen Rekord, so wirft er sich auf die Psychologie oder die Heimatkunst.

Er glaubt sich im Stoff oder in der Form vergriffen zu haben, wenn er das Publikum nicht kaptiviert.

Vielleicht auch fehlt es dem proteischen Dichter an einem festen Kern, einer tieferen Wurzelung, aus der allmählich, mit innerer Notwendigkeit, Blatt für Blatt, Blüte für Blüte sich entfaltet. Ausstrahlungen alle desselben Kerns.

Zu solchen Proteusnaturen gehört unter anderen Hauptmann. Bei ihm steht der Grund der allmählichen und natürlichen Entwicklung seiner geistigen Persönlichkeit im Vordergrund.

Ein Proteus in der Literatur ist Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart).

Hedwig Dohm feiert in geistiger Helle ihren 75. Geburtstag. Sie ist eine markante Gestalt in unserm Schrifttum, als Frau wie als Dichterin. Wir freuen uns, gerade in diesem Heft einen Beitrag von der greisen Dichterin über Hans von Kahlenberg bringen zu können, weil diese Arbeit wohl den treffendsten Jubiläumsartikel bedeutet: wie die 75jährige Hedwig Dohm eine jungnervige, bizarr-moderne Erscheinung unseres Literaturlebens würdigt. A. Halbert.

Von all den angeführten Wandlungsmotiven findet sich etwas in ihrer überreichen Produktivität. Vorwiegend aber ist es wohl die Vielseitigkeit ihrer Begabung, die sie anreizt ihre Fühlfäden nach allen Windrichtungen hin auszustrecken.

Hans von Kahlenberg ist ein schillerndes, genialisches Talent. Eher ein französisches — das heißt ein pariserisches — als ein deutsches. Will sie uns einmal echt deutsch kommen, wie in dem Roman „Der Alte", so wird sie konventionell, brav, sehr nett. Auch für junge Mädchen lesbar.

Auf allen möglichen Gebieten, in allen geistigen Provinzen tummelt sie sich fröhlich oder feurig, mit flinker Behendigkeit, mit virtuoser Sicherheit.

Ihre Bücher wirken schnell, stark, nicht nachhaltig. Sie ist keine Inizierte in den Tempelhallen der Dichtkunst.

Ihre Romane sind nicht künstlerisch fein genug ziseliert, um l'art pour l'art zu sein. Für das große Publikum sind sie zu geistreich, zu exklusiv, zu skeptisch, raffiniert; sie reden zu sehr die Sprache bestimmter Kreise.

Für wen schreibt sie eigentlich? Ich meine für internationale Weltleute beiderlei Geschlechts. Für die Salons der oberen Zehntausend und für etliche andere auch, die der schneidenden Wahrheit ihrer Gesellschaftsbilder Verständnis entgegenbringen. Feinen und bequemen Genießern eine willkommene Kost. Den Idealisten ein Dorn im Auge. Reizvoll, pikant in ihrer literarischen Persönlichkeit ist das Gemisch von malitiösem Esprit, Unverfrorenheit, Raffinement und draufgängerischem Pathos.

Eine Feuerseele? Nein. Eine Phantasie von Feuer. Ein eminentes Temperament der Zunge, der Rede, des Blutes.

Sie ist spähend, lauernd, listig, berechnend, sehr klug. Von robuster Kraft. Scharfäugig, feinhörig. Boshaft, grausam, sprühend. Kalt bis zum Eisigen. Eis und Feuer berühren sich.

Sie ist auch zierlich, witzig, durchschlüpfend. Toilettenkünstlerin. Ihre Lieblingsblume dürfte die rote Zentifolie sein. Doch parfümiert sie die Rose noch.

Je nachdem ist sie Tigerkatze, Schlange, Gazelle.

Katze? Nein. Nichts Leises, Geschmeidiges, Krauendes hat sie. Lieber beißt sie, zerreißt sie. Jungleopardenart.

Ein wildes Potpourri sind ihre Schriften.

Auf der einen Seite eine erschreckend nüchterne, scharfe Welt- und Menschenkenntnis, ein stupendes Wissen aller Banalitäten des Lebens, der vulgären Denkungsart der Subalternen. Auf der anderen Seite Temperamentsgluten, die mitunter etwas schweflig angehaucht sind. Fast satanische Schule.

Dithyramben, Raketensprühen, dunkle Nokturnos, Farbensymphonien wechseln mit lodorigen Frivolitäten in einem Berliner Leutnants- oder Journalistenjargon.

Nie aber verlangt ihr nach der blauen Blume der Romantik. Das Dämmernde, Leise, Diskrete, Verschleierte, Duft und Ahnung fehlen ihr. Kein Harfenton. Walkürenrufe. Grandiose Gebärden. Prunk der Schilderung. Purpurne Worte.

Eine habgierig, maßlose Seele. Nietzsches Wort: „Wenn es einen Gott gäbe, wie hielte ich es aus kein Gott zu sein," ist ihr aus der Seele gesprochen. Wie hielte sie es aus kein Ibsen, kein Maupassant, kein Hauptmann, kein Maeterlinck, kein Fontane usw. zu sein. Wie hielte sie es aus keine Renate Fuchs, keine Effi Briest, keine Monna Vanna, keine Frau vom Meer zu schreiben. Und sie begibt sich auf alle diese Abenteuer, und — sie hat Erfolg.

Das Geheimnis der Mache ist ihr offenbar geworden.

Die Bildhauerin Lotte in den „Sembritzkis" fragt sich — als sie die großen plastischen Werke des großen Bildhauers Arnold bewundert — „Wo ist die Technik — das Gerippe — wie hat er das gemacht? Was ist der Kniff?" Ist das vielleicht ihre Art zu schaffen?

Eine große Könnerin. Alles kann sie. Sie hat es sogar fertig gebracht ein langweiliges Buch zu schreiben: „Ulrike Duys".

Sie hüpft, tanzt, vollbringt Dauerläufe, schreitet monumental, taumelt dionysisch.

Sie hat einen großen Stil, einen kleinen Stil, einen biblisch-zarathustraschen Stil. Gar keinen Stil.

Aus allen möglichen Gebieten wählt sie ihre Stoffe.

„Der Fremde" ist ein symbolischer Roman. Testamentarisches Pathos. Christusvisionen. Aneinandergereihte allegorisierende Bilder und Szenen. Kühne Gedankenanläufe und willkürlich Zusammengerafftes. Weihevoll Beschwingtes.

„Prinzeß Kolibri" ein französierendes, verhaltenes, gezähmtes, gesittigtes Dekameron. Witzige Phantastik.



SCHAUSS, KINDERKOPF

Jahrgang
1908

Ferdinand Schauß:
Kinderkopf
Text von Gustav Falke.

„Eva Sehring" liebäugelt mit Guy de Maupassant. „Der Alte" ist fontanescher Prägung.

Den „letzten Mann" dichtete die blutgeborene Muse eines Tollhauses. Neronische Phantasien. Vulkane, die brennendes Blut über die Erde speien. Die ganze Welt nimmt ein Blutbad. Mit heulenden Schrecken braust eine wilde Jagd an uns vorüber. Ein Ballspielen mit abgeschlagenen Köpfen. Schaurige Wollust der Grausamkeit. Mors Imperator thront über Leichenkatakomben. Um sein Haupt kreisen die Aasgeier.

Ein junges Mädchen schrieb diese Blutorgie.

Im „letzten Mann" und in dem „Fremden" funkelt und glüht ein extatischer Impressionismus. Schilderungen à la Wassermann, nur daß der Dichterin die grandiose Feierlichkeit, die Königsgebärde, die Wassermann z. B. in seinem Alexander entfaltet, nicht zu Gebote stehen.

Hans Kahlenbergs persönlichstes Wesen spiegelt sich wohl am treuesten in dem Roman „Die Sembritzkis" wieder.

Stark, glühend, stahlhart finde ich dieses Buch.

Das Milieu einer armen adligen Offiziersfamilie, ihre einzelnen Typen, der Kontrast zwischen den geringen Mitteln der Leute und ihrem Ehrgeiz — coûte que coûte — emporzukommen, gewinnen in den Ausführungen der Dichterin intensives Leben; wenigstens solange sie in den niederen oder mittleren geistigen Regionen der Gesellschaft bleibt. Will sie aber in tiefe Tiefen oder in hohe Höhen, so schweift sie leicht ins Schrankenlose, phantastisch Willkürliche ab, verliert den Boden psychischer Wahrscheinlichkeit. So bei der Charakterisierung der Heldin Lotte, die in ihrer Kompliziertheit von Katzenklugheit, Perfidie und mänadenhafter Brunst, von Kälte und Glut — halb Penthesilea, halb Messalina — nicht besonders glaubwürdig erscheint.

Diese Lotte kann nie genug kriegen. Die Dichterin auch nicht.

Ein köstlicher Typus der Familie ist eine Geheimrätin, die neben tugendhafter Korrektheit eine vorteilhafte Weltlichkeit pflegt. „Die Geheimrätin war wütend über Sus (Schwester der Lotte) zu dekolletiertes Kleid, billigte aber die Pariser Toilette einer vornehmen Engländerin, die überhaupt erst eine Handbreit über der Taille anfing. Sie wußte auch tiefe Ausschnitte zu schätzen, wenn es im Dienst der „Familie unumgänglich war".

Hans Kahlenberg ist — so unglaubhaft es klingt — Antifeministin.

„Die neue Frau," sagt sie unter andern in den „Sembritzkis",

„wird die Diagonale sein von Messalina und der Doktorin der Mathematik, die siegen wird und die schrecklich sein wird."

Das hindert sie nicht an Reflexionen, die nach der sogenannten „neuen Ethik" hinüberschielen.

So, wenn Lotte über ihre leichtsinnige Schwester Su meditiert: „Und wenn sie leichtsinnig war! wer sagt denn, daß das nicht das Natürliche ist, das Ehrliche, Gesunde, und das andere die Lüge, die Tyrannei und Quälerei? ... Wer ist treu? Welche anständige Frau? ... Was ist Pflichttreue als Kasteiung, sich ausleben anderes als Natur. ... Die anständige Frau ist, die will und nicht wagt. Die andere wagt und ist unanständig ... Die war heilig und die andere menschlich. Und Heilige gibt's nicht, aber Menschen gibt's. Menschen soll's geben. Und zum Leben sind wir geboren."

Eine andere Reflexion: „Verlorene Söhne reizen immer ... Es sind immer nur schlechte Männer, für die gute Frauen mit blutenden Füßen durch Schneefelder wandern, schlecht werden, verraten, morden."

In den „Sembritzkis" versteht Hans Kahlenberg auch warme Gemütstöne anzuschlagen. Die letzten Briefe der leichtsinnigen Su (sie zerbricht an einer Vernunftheirat) sind so einfach rührend, zum Küssen lieb, zum Weinen traurig.

„Der Weg des Lebens" bezeichnet eine der neuesten Wandlungen der Dichterin.

Ein Buch von übermütigem Reichtum. Sie streut ihn verschwenderisch aus. Mit aller modernen Kultur und ihren Trägern hat die junge, ehrgeizige und grazile Weltdame Fühlung.

Allein im „Weg des Lebens" zwingt sie ihre Natur, die links möchte, rechts zu gehen. Sie büßt dabei an Originalität ein. Zuviel Gewolltes, Massenhaftes, Unaufhörliches, Langatmiges, zu viel beredsames Feuilleton enthält der Roman.

Von überall her langt sie sich Menschen, um eine Unterhaltung über dies und das zu führen; einen Regierungsrat, der sich über verschiedene Verwaltungszweige ausläßt, Reichstagsmitglieder, — konservative, liberale, sozialistische — die sich über Politik verbreiten müssen.

Sie interviewt alle Welt. Eine lüsterne Interviewerin, eine Interviewerin par excellence. Interviewerin aus Wissensdrang und aus literarisch praktischem Drängen.

Es gibt nichts, worüber ihre Rede nicht geht. Literatur, Kunst, Politik, Duell, Judentum, Heimarbeit, Industrie, Krankenpflege usw.

Alles muß herbei, um den Ernst ihres Schaffens zu illustrieren. Und sie hat ihn, diesen Ernst, den schönen Willen dazu, den Willen zur Vertiefung. Zu einem Hinüberwollen aus der kleinen Welt in die große Welt.

Das Resultat entspricht nicht ganz ihren Intentionen.

Der Werdegang einer reichbegabten Frau, die durch seelische Irrungen und Wirrungen hindurch sich zur Klarheit emporringt, soll veranschaulicht werden. Wird nicht veranschaulicht.

Ihre Heldin, die Gräfin Helene, versieht sie mit so viel Eigenschaften, wie es eigentlich gar nicht gibt, so daß man schließlich den Wald vor Bäumen nicht sieht, ihre Individualität sich in einem Dickicht von Eigenschaften verliert.

Es gibt nichts, was Gräfin Helene nicht ist. Sie ist edel, rein, hochgeartet. Sie kann aber auch frivol sein, empfindet einen ungesunden perversen Triumph, als sie Unrechtes tut. Gleich darauf aber hat sie viel davon geträumt, ganz stark zu werden und ganz rein zu bleiben. (Hans Kahlenberg kann nie genug kriegen.)

Und so tragen auch alle ihre Handlungen den Stempel der Willkür.

Warum sie — um frei zu werden — in eine ziemlich untergeordnete Pension flüchtet — will sagen, aus einer besseren Gesellschaft in eine schlechtere — warum sie en passant Krankenpflegerin wird, warum sie in äußerem Elend in einer Mansarde wohnen muß, erhellt nicht. Die Autorin zwingt sie in diese Abenteuerlichkeiten hinein. Von selbst wäre sie nicht darauf gekommen.

Nicht jeder Welt- und Menschenkenner ist ein subtiler Psychologe. Hans Kahlenberg zeichnet mit unvergleichlicher Treffsicherheit die Silhouetten ihrer Figuren. Bei den feineren Windungen und Verschlingungen der Psyche versagt sie. Ins Intimste der Menschenseele dringt sie nicht.

Der Mangel psychologischen Tiefblicks ist bei der Charakteristik der Gräfin augenfällig.

Der interessante Dichter verläßt sie kaltsinnig nach 14 tägigem Liebesglück, ihre beiden Kinder sterben. Ihr Gatte erschießt den Dichter. Die Wirkungen dieser tragischen Schicksale auf ihre Seele werden kaum flüchtig gestreift.

Dagegen sind die Episodenfiguren des Romans Kabinettstücke der Charakterisierung. Das Ehepaar Thaler, der Dichter Vernon Rachó,

Mia Glotter usw. sind entzückend boshaft mit funkelndem, dolchspitzem Witz ausgestattet.

Hans Kahlenbergs letztes Buch „Der liebe Gott" gehört nicht zu den bedeutenden Schöpfungen der Dichterin.

Die inneren und äußeren Erlebnisse des Kindes Martina, die sich von ihrem 10.—15. Jahr in einem Klosterstift — zugleich eine Erziehungsanstalt — abspielen, bilden den Inhalt des Buches.

Kindheitsschilderungen eigenartiger Persönlichkeiten sind fast ausnahmslos interessant. Die vorliegenden sind es nun um so mehr, als sich in dem Kinde schon fast alle Züge vorfinden, — von der ausgelassenen Durchtriebenheit bis zum gruseligen Pathos —, die die spätere Schriftstellerin charakterisieren.

Ein problematisches Kind ist Martina, die den Teufel liebt und sich ihm verschreiben will, die sich in blutigen Jamben austobt und sich mit einer Gefährtin wild knabenhaft keilt. Mit ihrer Intimen — wegen ihrer zwitschernden Lustigkeit „der Spatz" genannt, — heckt sie tollköpfige Streiche aus. Und doch ist das Kind schon skeptisch, schnüfflerisch, nörgelt an dem lieben Gott herum und himmelt wie ein delirierender Dichter, oder wie ein Asra, der stirbt, wenn er liebt, die schöne italienische Lehrerin an.

Als ein Beitrag zur Erziehungsfrage hat das kleine Werk Kulturwert. Man meint, indem man diese Aufzeichnungen liest, es handle sich um eine Erziehungsanstalt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Aber nein. Die Autorin ist noch jung. Vor ungefähr 18 Jahren trug sich Martinas Erziehung in dem adligen Stift zu, Martinas, oder Helene von Monbarts. Eine Konfession im eigentlichsten Sinne ist „der liebe Gott", ein Stück Autobiographie. Jede Zeile trägt das Gepräge der Echtheit.

Ich bin überzeugt, daß die Verfasserin nicht einen Augenblick daran gedacht hat, einen Erziehungsroman schreiben zu wollen, etwa ein Buch à la Freund Hein — Unter dem Rad — Peter Camenzind.

Und doch ist die Wirkung gleich der einer Streitschrift gegen die Mädchenerziehung, einer Erziehung, die zum Zorn aufreizt, oder zu tiefem Mitleid mit den verkannten unterdrückten jungen Seelen bewegt.

In dem Gemisch von pietistischer Frommheit, Hochmut, Härte, Dummheit, Verständnislosigkeit werden etliche von den Kindern zu Heuchlerinnen, oder Liebedienerinnen, anderen wird die ganze Religion verleidet.

Alles Schein, Konvention, Drill. Eine Moral von gröbster Struktur, Abstrafungen bis zu Ohrfeigen, eine Prüderie, die den Kindern verbietet sich beim Waschen gegenseitig anzusehen, und die doch das lüsterne Tasten der Halbwüchsigen nach den Sexualgeheimnissen nicht hindern kann.

Dem Kind Martina ist Tolstois Kreuzersonate in die Hände gefallen. „Ein verlogenes unanständiges Buch," sagt eine der Stiftsdamen. Martina findet es nicht unanständig. „Weil du selbst verdorben und gemein bist," ist die Antwort der grundgütigen frommen Dame.

Mechanisch hohl ist die Unterrichtsmethode, die eher auf eine Abtötung keimenden geistigen Lebens als auf eine Befruchtung der Kinderintelligenzen hinwirkt.

Kein Hauch wahrer Religiosität berührt die Kinderherzen. Erklärlich. Wortfrömmigkeit tut's nicht.

Die Kinder wollen die Frömmigkeit sehen, sie fühlen als Liebe, Milde.

Ein — (darf ich mich ultraprofan ausdrücken?) — bei den Haaren herbeigezogener lieber Gott verfehlt seinen Zweck.

Soll es die Kinder etwa begeistern, wenn eine der frommen Klosterfrauen es für ihre Pflicht hält, dem sterbenden Kind, dem kleinen Spatz, zu sagen, daß es sterben muß?

Nur der Geistliche und die gräfliche Äbtissin heben sich in vornehmer Güte von dem starren herzlosen, religiösen Schematismus des übrigen Klosterpersonals ab.

Liebenswert ist nur der etwas zaghafte Geistliche.

Daß in einem adligen Stift Antisemitismus herrscht, ist beinah selbstverständlich. Geradezu entsetzlich aber wirkt es, wenn der sterbenskranke Spatz, als letzte Tat, die harmlose kleine Jüdin Isolde Karfunkelstein mit tödlich grausamem Spott aus dem Stift herausgrault, unter dem Applaus der Gefährtinnen.

Und das in einer Anstalt, die in Gottseligkeit erstirbt.

Die Konfirmation bildet den Schluß des Werkes.

Ein Bild eleganter Orthodoxie, das die Dichterin schön und beweglich ausmalt.

Selbst das krittlerische Fräulein Martina fühlt sich von den feierlich vornehmen Formen ergriffen.

Als sie aber — nach christlichem Brauch — vor dem Abendmahl

die zum Stift Gehörigen um Verzeihung bitten muß, würzt sie diese Bitte bei einer kleinen Feindin mit unchristlichen Stichelreden.

* * *

Hans Kahlenbergs Romane leben von Erotik. Sie ergeht sich auf diesem Gebiet mit ungewöhnlicher Offenheit, bis zur Wagehalsigkeit, bis zur Gefährdung ihrer Person.

Und doch wirken ihre Schriften nicht sinnenerregend. Der tödliche Ernst der Leidenschaft fehlt, die konzentrierte Herzens- und Sinnenkraft.

Es ist mehr ein geistreiches, spielerisches, auch wohl ironisch schmunzelndes Betasten der Liebeswelt. In ihrer heiteren Ironie ist etwas von Mokerie. Ein Koboldlachen, das sich hier und da zu einem malitiösen Kichern verdünnt. In ihrer gerissenen Menschenkenntnis erinnert sie zuweilen an Shaw.

Wirft man ihr Frivolität, wohl gar Zynismus vor? Durchaus mit Unrecht. Wie denn? Wenn ich die Frivolität, die Wurmstichigkeit gewisser Gesellschaftskreise zur Sprache bringe, so identifiziere ich mich doch nicht mit ihnen.

Ganz gegenständlich, durchaus objektiv, ohne sich persönlich einzumischen, gibt sie die Eindrücke, die sie von den geistigen und moralischen Sitten einer gewissen Gesellschaft empfangen hat, wieder. Wie die Gesellschaft so wurde, wie sie sein müßte oder werden könnte, das kümmert sie nicht. Weltverbesserungspläne hat sie nicht.

An ihrem „Nirchen", das so viel Staub aufgewirbelt hat, mißbillige ich nur den Titel „Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter".

Hätte sie das Büchelchen durch den Titel als eine Schrift gekennzeichnet, die nur eine Gruppe entgleister weiblicher Jugend treffen will — nichts wäre an dem espritvollen Werkchen auszusetzen gewesen. Denn zweifellos, es gibt — vorzugsweise unter den oberen Zehntausend — eine nicht geringe Anzahl jener demi vierges, die Hans Kahlenberg denunziert hat.

* * *

Fast jeder Schaffende — mag er noch so vielseitig sein — hat ein Spezialgebiet, in dem er ganz zu Hause ist, in dem seine Kraft und Begabung am stärksten und eigenartigsten zum Ausdruck kommt.

Hans Kahlenbergs Gebiet ist die Dekadence.

In der Wiedergabe der Sprech- und Denkweise dekadenter Men-

schen ist sie Meisterin. Ich wüßte keinen deutschen, kaum einen französischen Schriftsteller, der es ihr darin gleich täte.

Im „Weg des Lebens", der so viel ihrem eigentlichen Wesen Fremdes enthält, erhebt sie sich sofort zu sicherer Virtuosität, wenn sie in dem Ehepaar Glotter und der Frau von Dettau die diabolische Skepsis, die lachend naive Frechheit und perverse Gesinnung einer dekadenten Gesellschaft schildert.

Künftige Kulturhistoriker werden ihre Schriften für das Zeitalter der Dekadence nicht entbehren können.

Hans von Kahlenberg besitzt eine große Tugend. O Wunder, sie sagt die Wahrheit! Sie läßt die Leute sagen und denken, was sie in Wirklichkeit sagen und denken, sie läßt sie tun, was sie wirklich tun. Die geistigen und auch die nicht geistigen Laster der Gesellschaft hängt sie an die große Weltglocke.

Damit kommt ein — ich möchte sagen — revolutionierender Zug in ihre Werke. Gewiß, eine von der Dichterin unbeabsichtigte Wirkung. Sie ergibt sich aus der Wahrheit von selbst.

Sie stellt keine neuen Tafeln auf, sie macht keine Ideenpropaganda. Sie ist keine Gottsucherin. Von modernen Sehnsüchten ist sie frei.

Frei aber auch von jeder Konzession an die traditionelle Heuchelei, frei von jeder Furcht vor dem — Schutzmann.

Von ihren Wahrnehmungen läßt sie sich nichts abhandeln. Der Wahrheit hält sie die Treue. Nicht ein enfant terrible der Gesellschaft?

* * *

Hans von Kahlenberg könnte ein strahlender Stern am Literaturhimmel sein.

Warum ist sie es nicht?

Weil sie ein Komet ist.

Kometen — mögen sie mit ihrem Schweif Himmel und Erde peitschen — sind am Sternenhimmel nicht heimatberechtigt. Ihnen fehlt der feste Kern.

Fehlt vielleicht auch der Dichterin der feste Kern, „der ruhende Punkt in der Flucht der Erscheinungen"?

Fehlt ihr eine Weltanschauung, eine seelische Heimat, ein Brennpunkt für die Sammlung ihrer Kräfte?

In welchem ihrer Werke steckt ihre Persönlichkeit, ihr innerstes Wesen, ihre Gesinnung? Wer ist sie?

Weiß ich's?!

Ihre Werke haben keine Perspektive.

Eine starke Beobachterin. Eine flaue Denkerin.

Eine süperbe Könnerin. Genialisch in ihrer Aufnahmefähigkeit.

Ihre Werke gleichen einem weitausladenden, kraftvollen Baum mit rauschenden Zweigen. In den rauschenden Zweigen trillieren und jubilieren buntgefiederte Vögel.

Doch nicht tief genug ist der Baum in gesegnetem Erdreich gewurzelt. Die Früchte sind spärlich.

Ein wenig noch ist die Dichterin Undine, ehe sie den Seelenkuß empfangen.

Im „Weg des Lebens" schmachtet sie nach diesem Kuß. Gib ihn ihr, o Muse!

* * *

In neuester Zeit wendet sie sich gern dem Feuilleton zu. Eine geistreiche, graziöse Plauderin.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . Roman.

Fortsetzung.

Siebentes Kapitel:

Als Alexander in das Café trat, fiel sein erster Blick auf den Fremden. Einen Moment überlegte er, ob er nicht wieder gehen sollte — dann aber warf er den Kopf zurück und nahm an einem der kleinen Tische Platz. Er ließ sich vom Kellner die Abendblätter bringen, in die er sich vertiefte. Vielleicht stand da irgendwo schon eine Notiz, daß die Aufführung des Hamlet verschoben, da der Darsteller der Titelrolle wegen aufsässigen Benehmens für kontraktbrüchig erklärt worden sei — wer konnte es wissen. Die von der Direktion pflegten in solchen Fällen eilig zu sein, damit man ihnen nicht zuvorkam. Da er nichts dergleichen fand, ließ er das Blatt wieder sinken. Warum hatte er sich nicht beherrscht? War es unbedingt nötig gewesen, so gewaltsam vorzugehen? War er selbst von seiner Handlungsweise befriedigt? Lag darin ein besonderer Ehrentitel, daß er dem kleinen hitzblütigen Mann an körperlicher Kraft überlegen war und ihm infolgedessen den Herrn und Meister zeigen konnte? . . . Hatte er am Ende gar nur einen Anlaß gesucht, um die Rolle des Hamlet loszuwerden? Und wenn nur feige Besorgnis und Angst vor einer Niederlage die treibenden Kräfte für sein Handeln gewesen wären? . . . Nein — nein — und dreimal nein! . . . Nie würde er vom Theater Abschied nehmen, bevor er nicht den Hamlet gespielt hätte. Denn wenn die Angelika recht hatte und er in der letzten Stunde Ton, Gebärde, Inhalt und Gefühl für die Rolle fand — und eine innere Stimme bestärkte ihn in dieser Hoffnung — so war er genesen. Er liebte ja die Bühne mit allen Fasern seiner armen Seele — und mochte er sich über ihren bunten Flitter noch so lustig machen, seine Sehnsucht, sein ganzes Werben gehörte ihr. Nie drang das Geheimnis des Lebens stärker auf ihn ein,

als wenn er auf der Szene stand. Nie glaubte er den Sinn des Daseins tiefer zu erschöpfen, als wenn ihn die schauspielerische Erregung fortriß und er den Alltag — Welt — Menschen und Dinge, für Stunden wenigstens, vergaß. Und nur die Ehrfurcht vor seinem Berufe war es, wenn er sich selber das Gelübde abgenommen hatte, eher das Theater zu verlassen, als ein elender Stümper zu werden. . . . Warum habe ich mein eigenes Dach in Brand gesetzt und gegen mich selbst gewütet? . . . Pfui Teufel — schrie er sich an — was sollen mir diese Gewissensbisse! Geschehen ist geschehen — jetzt heißt es den Kopf hoch tragen, um nicht auf der Strecke zu bleiben.

„Verzeihen Sie!"

Er blickte jäh auf. Vor ihm stand der Unbekannte.

„Womit kann ich dienen?" fragte Alexander, und trotz einer unbestimmten Erregung war der Ton seiner Stimme von einer eisigen Zurückhaltung.

„Wenn Sie gestatten, setze ich mich. Ich habe das Bedürfnis, Ihnen eine Erklärung abzugeben."

Alexander nickte.

„Ich habe mich Ihnen in einer Art genähert," begann der Fremde, „die unter Gebildeten nicht gerade üblich ist. Dessen bin ich mir durchaus bewußt. Der Grund hierfür ist," fuhr er langsam fort, „daß Sie in mir Erinnerungen wecken, die mich im höchsten Grade erregen." Er machte eine kleine Pause und holte aus der Rocktasche ein Portefeuille hervor, dem er eine vergilbte Photographie entnahm.

„Wollen Sie sich das Bild ein wenig genauer ansehen?"

Er reichte Alexander die Photographie, die dieser mit einem leisen Aufschrei sofort wieder fallen ließ. „Nicht wahr, es ist sehr merkwürdig," sagte der Fremde. Und erklärend fügte er hinzu: „Das Bild stellt meinen Bruder in dem Alter, in dem Sie heute stehen mögen, vor. Es dürfte vor einem Vierteljahrhundert aufgenommen sein — man könnte glauben, daß Sie dem Photographen gesessen haben."

Fassungslos blickte Alexander den Fremden an. Endlich sagte er leise und beklommen: „Das ist in der Tat ein seltsamer Zufall."

„Sie werden nun meine Aufdringlichkeit verstehen," begann der Unbekannte von neuem. „Ich hatte die Absicht, Sie unter allen Umständen kennen zu lernen — und so erklärt es sich auch, daß ich mir die Freiheit nahm, Sie hier im Café und später im Theater gegen Ihren Willen zu zeichnen. Darf ich Ihnen das Blatt überreichen?"

Alexander hielt sich die Schläfen. Sein Konterfei — ihm sprechend ähnlich — war da mit wenigen charakteristischen Strichen hingeworfen. Er wurde bald blaß, bald rot und fühlte seine Ungeschicklichkeit. Tausend wirre Vorstellungen schossen durch seinen Kopf — und hinter allem stand die Erwartung, daß der Schleier, der über seinem Leben lag, in dieser Stunde fallen könnte.

„Diese Entdeckung", sagte der Fremde, „scheint auf Sie den gleichen starken Eindruck zu machen, den auch ich seinerzeit gespürt habe."

Alexander nickte schweigend.

„Das Nächstliegende wäre nun, daß Sie und ich aus der nämlichen Familie stammten. Damit wäre das Spiel der Natur am einfachsten erklärt. Ihr Schauspielername", forschte er behutsam weiter, „könnte ja unter Umständen nur ein nom de guerre sein."

„Ich bedauere," erwiderte Alexander plötzlich mit kühler Stimme, „ich führe auch als Schauspieler meinen Geburtsnamen."

„Hm," machte der Fremde, „belästigt es Sie, wenn ich weiter frage?"

„Bitte fragen Sie."

„Stammt Ihre Familie aus dem Russischen?"

Alexander schwieg. Diese Frage hatte ihn in eine Sackgasse gedrängt, aus der er keinen Ausweg fand.

„Ich meine des russischen Namens wegen. Es ist Ihnen wahrscheinlich bekannt, daß Ihr Name der Titel eines berühmten russischen Romans von Gorgontschow ist, der mehrfach ins Deutsche übersetzt wurde."

„Nein," entgegnete Alexander brüsk, „dies ist mir völlig neu."

Nun entstand ein peinvolles Schweigen.

Endlich sagte Alexander mit großem Ernst, während sich die Worte ihm mühsam entrangen: „Ich bin in einer kleinen deutschen Stadt geboren, in der meine Mutter als arme Wäscherin sich durch saure Arbeit den Unterhalt verdiente. Meinen Vater —" — er brach mitten im Satze ab, als fürchtete er in seinem Bekenntnis schon zu weit gegangen zu sein.

„Ich bitte Sie, meine Fragen nicht falsch zu deuten und keine aufdringliche Neugier vorauszusetzen, die meiner Art fremd ist, wenn ich Sie um den Namen Ihrer Vaterstadt bitte."

Diese Worte waren in so sachlichem Ton gesprochen, daß Alexander keinen Grund sah, die Antwort zu verweigern. Als er aber den Ort

genannt hatte, glitt ein Lächeln der Genugtuung über die Züge des Fremden, das freilich sofort darauf einer starken Bewegung wich.

Unvermittelt sagte er: „Darf ich mich Ihnen vorstellen — mein Name ist Heinrich von Bardeleben. Und nun möchte ich Sie ersuchen, mir in mein Atelier zu folgen, wo ich Ihnen einige Aufklärungen geben möchte, für die mir der Ort hier nicht gerade geeignet zu sein scheint."

Er rief die Kellner. Beide zahlten und verließen das Café.

„Soll ich Ihnen verraten, in welchem Jahre Sie geboren wurden?" fragte unterwegs Herr von Bardeleben. Und ohne erst eine Entgegnung abzuwarten, nannte er die Jahreszahl.

Alexander richtete sich kerzengerade auf und blieb mitten auf der Straße stehen. Und indem er den Kopf seiner Gewohnheit gemäß zurückwarf, sagte er mit erregter Stimme: „Sie werden es begreiflich finden, wenn das Fragestellen jetzt an mir ist. Diese letzte halbe Stunde bedeutet für mich als Erlebnis mehr, als Sie zu ahnen vermögen. Sie rührt den ganzen Gram meiner Jugend auf, sie weckt in der Erinnerung an die Leiden meiner Mutter eine solche Bitterkeit, daß ich unfähig bin, mich zu beherrschen. Was wissen Sie von meinem Vater — was wissen Sie von meiner Vergangenheit?"

„Ich bitte Sie, nur noch wenige Minuten Geduld zu haben, bis meine Gewißheit eine vollkommene ist. Wenn ich an dem Ergebnis auch nicht mehr zweifle, so möchte ich doch erst den letzten Beweis Ihnen vorlegen. Übrigens, nehmen wir einen Wagen, damit es schneller geht." Er winkte einem Taxameter, in den er ihn mit sanfter Gewalt drängte. „Haben Sie heute zu spielen?"

„Ich bin merkwürdigerweise frei."

„Um so besser."

Nun wurde kein Wort mehr gesprochen, bis der Wagen vor einem alten Hause in der Lennéstraße hielt.

Herr von Bardeleben ging voran — und Alexander folgte, während er das laute Schlagen seines Herzens deutlich vernahm. Eine Minute später waren sie in dem geräumigen Atelier. Ein alter Diener kam aus dem Nebenraum und stellte eine große Lampe vorsichtig auf den Tisch. Alexander sah und hörte nichts.

Unterdessen kramte Herr von Bardeleben in Kästen und Mappen, bis er endlich den gesuchten Gegenstand gefunden zu haben schien. Diese Zeit dünkte Alexander eine Ewigkeit.

„Ah — hier ist es!"

Und nun trat er auf Alexander wieder zu und reichte ihm ein kleines, in Pastellfarben gemaltes Bild, das zu seinem Staunen Agnes Feustel vorstellte — liegend und mit geschlossenen Augen. Darunter stand wohl das Datum aber nicht der Ort — und hinzugefügt waren die Worte: Eine reine Seele.

Es begann plötzlich vor seinen Augen zu dunkeln, als wollten ihm die Sinne schwinden — Agnes Feustels Leidensgestalt tauchte vor ihm auf, und ganz vernehmlich hörte er, wie sie zu ihm sagte: Jüngele — mein Jüngele — und ihre Stimme hatte einen leise singenden Ton, den sie hervorzubringen wußte, wenn sie ganz besonders zärtlich zu ihm wurde.

Er vergaß, wo er war, und küßte in tiefer Bewegung das Bild. Dann fuhr er sich über die Augen und sagte nur: „Dies ist meine Mutter." Und immer wieder betrachtete er die Züge der geliebten Toten und konnte sich von dem Bilde nicht losreißen, das durch einen bescheidenen, schmalen Rahmen und ein Glas geschützt war. Und auf einmal tat sich die Waschküche vor ihm auf, in der Agnes Feustel — über das dampfende Faß gebeugt — stand und sich die Hände wund rieb, während aus ihrer Brust jenes entsetzliche schmerzhafte Husten kam, das ihre eingefallenen Wangen so traurig verschönte.

Ahnte Herr von Bardeleben, was in ihm vorging? . . . Jedenfalls störte er mit keinem Laut die tiefe Stille, die sich zwischen ihnen aufgetan hatte . . .

„Mein Vater ist tot?" fragte Alexander.

Herr von Bardeleben nickte bejahend.

„Sie dürfen sein Andenken ehren. Und nun will ich Ihnen einiges erzählen, damit Ihnen der Zusammenhang der Dinge klar wird, den ich selbst erst heute enträtselt habe. Ihr Vater war Maler wie ich — nur mit dem Unterschiede, daß er die bei weitem stärkere Begabung hatte. Er stand vor einer mehrjährigen Studienreise nach Japan, was damals ein Unterfangen war, als er Ihre Geburtsstadt aufsuchte, in der unsere Mutter begraben liegt. Mein Vater hatte viele Jahre vorher eine Reise plötzlich unterbrechen und in Ihrer kleinen Stadt Logis nehmen müssen, da während der Eisenbahnfahrt — die Eltern hatten eine Reise ins Ausland projektiert — die Muter plötzlich schwer erkrankt war. Sie starb viel schneller, als man ahnte, und der Vater begrub sie in Ihrer kleinen Stadt. Das ist sozusagen das erste Kapitel. Als dann mein Bruder viele, viele Jahre später seine große Japanfahrt unter-

nahm, wollte er die deutsche Erde nicht verlassen, ohne vorher das Grab unserer Mutter besucht zu haben. Vielleicht war er von einer Todesahnung befallen — vielleicht rechnete er damit, nie mehr nach Deutschland zurückzukehren. — Kurz und gut, da hat er Ihre arme Mutter wohl kennen gelernt und einige wenige Stunden mit ihr verlebt — denn schon am folgenden Tage nahm er von mir Abschied. Von dieser Reise ist er nicht wieder heimgekehrt — wenige Monate später erlag er einem typhösen Fieber. Der deutsche Konsul schickte mir seinen Nachlaß, in dem sich das kleine Bild Ihrer Mutter befand, die er offenbar, während sie schlief, gemalt hatte. Ich habe mir zeitlebens den Kopf zerbrochen, wer die Fremde sein mochte, ohne doch das Rätsel zu lösen. Wie nahe sie dem Verstorbenen gestanden hat, ging nur daraus hervor, daß ihr Bild sich unter den wenigen Habseligkeiten befand, die er auf die große Reise mitgenommen hatte. Und nun treten Sie mir durch einen Zufall unter die Augen — und ich denke, der Schreck soll mir die Glieder lähmen. Leibhaftig meine ich den Bruder vor mir zu sehen, als wenn er in der Blüte seiner Jahre aus dem Grabe auferstanden wäre. Und jede Ihrer Bewegungen erinnert mich an ihn — und selbst die Art, wie er den Kopf in den Nacken warf, hat durch ein Spiel des Schicksals sich auf Sie vererbt."

Er schwieg und wischte sich von der Stirn den Schweiß, den die Erregung hervorgerufen hatte.

Beklommenen Herzens hatte Alexander gelauscht. Und mit einer seltsamen Mischung von Scheu und Ehrfurcht betrachtete er den Mann, der ihm gegenübersaß, die verworrenen Fäden seines Daseins ordnete und allem, was ihm dunkel und unlösbar erschienen war, einen so schlichten und einfachen Sinn zu geben wußte. Ein schamhaftes Gefühl erfüllte ihn. Der bösen Gedanken, die er all die Jahre wider den Vater gehegt hatte, wurde er sich bewußt. Er spürte die Notwendigkeit, sich zu entlasten, und mit stockender Stimme begann er seine Beichte.

Herr von Bardeleben hörte ihm ernst und aufmerksam zu. Nichts verschwieg er. Das harte Leben der Mutter schilderte er — und wie sie in ihrer armseligen Kammer ihren letzten Seufzer ausgehaucht, wie sie den Menschen ihrer kleinen Stadt Bewunderung vor ihrer Lebensführung abgezwungen — und mit welch erschütternder Treue sie bis zur Todesstunde dem Manne angehangen hatte, der für wenige Stunden ihr enges, dumpfes Dasein mit seiner Liebe erhellt hatte.

Als er geendet, sagte Herr von Bardeleben nur die wenigen Worte:



Theodor Georgii = München:
Steingruppen im Figurenhain.
Zum Essay von Ernst Schur.

„Was müssen Sie armes Menschenkind durchgemacht haben." Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Eine reine Seele — hat Ihr Vater unter das Bild geschrieben, das er mit in die Fremde genommen. Ich bin sicher, er hätte Ihre Mutter wiederzufinden gewußt, wäre er nicht vor der Zeit dahingerafft worden."

Alexander schüttelte den Kopf.

„Nein, ich glaube es nicht," entgegnete er traurig. „Warum wäre er sonst davongegangen, ohne seinen ehrlichen Namen zu nennen, warum hätte er sich mit diesem bösen Scherz verabschiedet, der meiner armen Mutter so viel Schande und Gram einbrachte?"

„Sie irren," antwortete Herr von Bardeleben, „wenn Sie dahinter eine böse Absicht vermuten. Es lag im Wesen meines Bruders, sich in der Fremde zu maskieren. Ihm erschien das Leben reizvoller, wenn er seine Person, soweit ihm dies möglich war, mit Undurchsichtigkeit umgab — er hatte, wie gesagt, einen Hang zur Maske und zum Geheimnisvollen. Auch unter das Bild Ihrer Mutter schrieb er nicht ihren Namen, sondern den Eindruck, den er mit sich genommen, faßte er in drei Worte zusammen, die mich inhaltsschwerer dünken, als wenn er sich mit Vor- und Zunamen begnügt hätte."

„Haben Sie eine Erklärung dafür, wie er auf den Namen Oblomoff gekommen ist?"

„Ich glaube sie Ihnen geben zu können. Ich sagte Ihnen bereits, daß der Name Oblomoff der Titel eines russischen Romanes ist. Nun, er liebte dieses Buch leidenschaftlich. Er fühlte sich dem Menschen, der im Buche diesen Namen trägt, in seinem innersten Wesen verwandt. Er fürchtete — ganz zu Unrecht übrigens — an der Krankheit, für die der russische Volksmund nach dem Roman Oblomoff das Wort Oblomofferie geprägt hatte, zugrunde zu gehen."

„Was ist das für eine Krankheit?" forschte Alexander.

„Oblomoff leidet an einer Trägheit, die nicht zu heilen ist. Dies macht den ganzen Inhalt des Buches aus."

„Ah," sagte Alexander leise und errötete.

„Bei meinem Bruder," fuhr Herr von Bardeleben fort, „war diese Vorstellung schon fast zur fixen Manie geworden, während doch in der Tat bei jedem echten Künstler den Schaffenszeiten Perioden der Trägheit vorangehen oder folgen. Nur die Handwerker können immer und zu allen Zeiten produzieren. Seine Reise nach Japan bedeutete im letzten

Grunde eine Flucht. Er wollte neue Eindrücke sammeln, Skizzen und Studien zu neuen Bildern machen. Sehen Sie einmal hierher!"

Er hob die Lampe in die Höhe und beleuchtete die Wände, an denen eine Reihe von Gemälden hing.

„Das sind alles Bilder Ihres — — Vaters. In allen größeren Galerien finden Sie ihn vertreten. Sehen Sie sich einmal diese Hände an — — wer kann heute noch solche Hände malen? Und hier diese verregnete Landschaft — dieser schwer verhängte Horizont — wie meisterlich ist diese Luft gemacht. Verstehen Sie etwas von Malerei? Nun, dann können Sie auch nicht ermessen, welch immense Kunst in diesen Bildern steckt . . . Und was für ein Mensch war er! Wenn sein tiefes Lachen durch das Haus hallte, wurde allen fröhlich zumute. Wer von ihm ging, dünkte sich beschenkt. Ich werde Ihnen später einmal zeigen, was die Menschen über ihn schrieben, als die Todesnachricht durch das deutsche Konsulat bekannt gegeben wurde. Er stand erst am Anfang seines Könnens — und weil er, das liebenswerteste und heiterste Menschenkind, gegen sich selbst von unbarmherziger Strenge war, durfte man einer großartigen Entwicklung seiner künstlerischen Persönlichkeit sicher sein. Ach, reden wir nicht davon, sonst tut einem das Herz in der Erinnerung weh."

Er hielt inne und blickte lange Zeit Alexander durchdringend an, als müßte er sich an den geliebten Zügen weiden. Dann ergriff er seine beiden Hände und sagte voll natürlicher Einfachheit: Wir wollen Freunde sein. Sie sind der Letzte, an den mich Blutsverwandtschaft bindet. Und die Neuzeitlichen mögen reden, was sie wollen — Blut ist kein Wasser."

Wenn Alexander seinem Herzen gefolgt wäre, so hätte er den Mann am liebsten umarmt, dessen Stimme ihn verzauberte, dessen ganze Art ihn mit sich fortriß. Aber seiner spröden Natur lagen solche Ausbrüche nicht. War es denn möglich, daß das Glück ihm auf einmal seine Arme öffnete und dem Ausgestoßenen die himmlische Musik ertönte: Auch dir soll Frieden und Heimat werden. Oder war das Ganze nur ein phantastischer Spuk, der ihn narrte? Folgte ein Erwachen, das ihn wieder in den nüchternen, kalten Alltag trug, wo es nur Kampf und Leiden gab? . . .

Herr von Bardeleben riß ihn aus seinem Grübeln. „Wollen Sie mir den Abend schenken, damit wir bei einem Glase Wein unsere Begegnung und das Andenken jener feiern, die wir nie vergessen werden?"

„Ich gehe mit Ihnen, ich fühle", sagte er — und seine Stimme hatte etwas Feierliches — „daß ich in Ihrer Nähe besser werde. In mir", setzte er mit schwerer Zunge hinzu, „ist so viel Böses und Unausgeglichenes, das Sie schrecken wird."

Herr von Bardeleben nahm ihn lachend unter den Arm. „Mich können Sie nicht bange machen," antwortete er fröhlich, „denn Sie haben Augen, Stirn und Stimme meines Bruders — — —"

Dieses war der nämliche Abend, an dem die Angelika ihrem Schicksal verfiel — — —.

Achtes Kapitel:

Erst in der Frühe — viel später als die Angelika — war Alexander heimgekehrt. Die beiden Männer hatten sich nicht trennen können. Alexander konnte nicht genug über seinen Vater hören — und Herr von Bardeleben wurde nicht müde zu erzählen. Er war ein einsamer Junggeselle geblieben, der seit über zwanzig Jahren sein Quartier nicht gewechselt hatte und nur seinen Erinnerungen lebte. Die Begegnung mit Alexander hatte wie schwerer, ungewohnter Wein auf ihn gewirkt und seine Zunge gelöst. Als die letzten hatten sie die kleine Weinstube verlassen, und ihre Gesichter glühten vor freudiger Erregung, und in dem Händedruck, mit dem sie sich voneinander verabschiedeten, hatte ein Bekenntnis gegenseitigen Verstehens gelegen, das den Jungen wie den Alten in gleichem Maße beglückte.

Nun war Alexander im Sturmschritt nach Hause geeilt. Wie würde die Angelika die Augen aufreißen, wenn sie alles erführe. In der weichen Gemütsstimmung, die ihn durchzitterte, wurde er sich seiner ganzen Schlechtigkeit gegen das arme Wesen bewußt und der Härte und Rücksichtslosigkeit, deren er sich die ganze Zeit ihr gegenüber schuldig gemacht hatte. Er hatte sie in seiner Selbstsucht mit Füßen getreten, in seiner Eigenliebe nur an sich gedacht und den Teufel sich darum geschert, wie es in ihrer Seele aussah . . . Warum sind wir, wie wir sind? Warum haben wir so wenig Güte? Warum erkennen wir erst, wenn es zu spät ist — und wenn wir Herzen zerstampft haben? . . . Das Bibelwort fiel ihm plötzlich ein: „Da erkannte er sie." Und nun wurde ihm klar, daß der ganze Sinn des Lebens im Erkennen liegt. Das Merkmal des wahrhaftigen Menschen ist: über den Schein hinaus

zu erkennen. Und es war kein blinder Zufall, daß die heilige Schrift gerade dies Wort für den schöpferischen, geheimnisvollsten Vorgang in der menschlichen Natur gefunden hatte.

Ein demütiges Lächeln glitt bei dieser Erwägung über seine Züge. Wie seltsam war es, daß das Herz sich aufrieb und durch eigenes Verschulden armselig und haßerfüllt wurde, wo es doch Schönheit und Frieden auszustrahlen vermochte . . . Und er hatte doch den Inbegriff menschlicher Größe und Selbstentäußerung täglich und stündlich vor Augen gehabt. Hatte nicht dem Heiland gleich Agnes Feustel die Leidenskrone getragen — war nicht von ihr eine Quelle des reinsten Lichtes ausgeströmt — war nicht dieses ganze Leben Liebe und Güte gewesen?

Er fühlte, wie gleichsam aus der Kehle ihm die Tränen emporstiegen — und er fragte sich beunruhigt, ob man sich überhaupt zur Liebe und Güte erziehen könnte — oder ob nicht vielmehr Liebe auch eine Art von Genie sei, das Gott einem in die Wiege gelegt — und je unbewußter und müheloser sie aus dem menschlichen Herzen strömte, um so wahrhaftiger und tiefer war sie. Denn zum Kennzeichen des Genies gehörte Unbewußtheit und Mühelosigkeit.

In solchen Gedanken war er vor seinem Hause angelangt. Mit großen Sätzen nahm er die Treppen — und vorsichtig — auf den Fußspitzen — schlich er zu dem Zimmer der Angelika. Er wollte sie leise wachküssen.

Was war das? . . . Die Tür geschlossen? . . . Entmutigt stand er da . . .

„Angelika — Angelika," rief er mit gedämpfter Stimme.

Aber drinnen starrten zwei erloschene Augen in die graue Zimmerluft, und ein zerbrochenes Menschenkind lag in seinen Kissen, ohne sich zu rühren . . .

Da ging er enttäuscht. Er wollte ihren Morgenschlaf nicht stören. Langsam entkleidete er sich — schlafen würde er nicht — in ein paar Stunden würde er von neuem an ihrer Tür pochen . . . Eine seltsame Unruhe ergriff ihn. Es war das erste Mal, soweit er sich erinnern konnte, daß sie ihr Zimmer verriegelt hatte . . . Er schalt sich wegen seiner Besorgnis. Sie hatte auf ihn gewartet Stunde auf Stunde — und da er nicht heimkam, war sie ängstlich geworden und hatte die Tür verschlossen — vielleicht auch weil sie böse auf ihn war . . .

Er wurde auf einmal müde — die Augen fielen ihm zu — er

wollte sich dagegen wehren — aber die Glieder wurden ihm schwer und schwerer, bis der Schlaf ihn überwältigt hatte . . . Tief und ruhig atmete er . . . Und im Traum erschien ihm Agnes Feustel — die Elisabeth — und die Angelika — und alle drei sahen ihn voll Liebe und Güte an . . . .

Um ½11 erschien aufgeregt der Theaterdiener und verlangte Alexander und Angelika sofort zu sprechen. Beide schliefen.

Die alte Frau weckte Alexander, und der Diener meldete, der Direktor ließe die Herrschaften bitten, pünktlich um 12 Uhr zur Hamletprobe, die die letzte vor der Generalprobe sei, im Theater zu erscheinen. An Stelle des Regisseurs hätte Herr Steininger, der den König spielte, die Leitung der Probe übernommen.

„Was ist denn da los?" fragte Alexander den Mann und starrte ihn ungläubig an.

Der Diener hob stumm die Achseln empor.

„Ihre Bestellung geht am Ende nur an die Angelika," fragte Alexander weiter, der seiner Zweifel nicht Herr zu werden vermochte.

„Nein, ich sollte es ausdrücklich Ihnen auch sagen — und besonders auch, daß Herr Steininger die Regie übernommen hat."

„Ich danke Ihnen schön — und hier, trinken Sie ein Glas Bier!"

Der Theaterdiener entfernte sich eilig. Und Alexander, nur halb angezogen, stürzte zum Zimmer der Angelika.

„Aufstehen — so rasch wie möglich aufstehen — — — um 12 Uhr ist Hamletprobe. So öffne doch geschwind — ich habe dir so Wichtiges zu sagen!"

„Ich kann nicht," tönte es von innen zurück, „bestelle, daß ich etwas später komme."

„So öffne mir doch einen Augenblick, liebe, liebe Angelika. Du weißt ja nicht, was gestern sich ereignet hat — ich habe dir so viel zu erzählen."

Aber im Zimmer blieb es totenstill — verängstete Augen richteten sich auf die geschlossene Tür — und zwei weiße Hände krampften sich fest zusammen, um einen seelischen Schmerz durch einen körperlichen zu betäuben.

„Angelika, hörst du mich denn nicht — bist du krank, Angelika?"

„Ich kann jetzt nicht. Ich bitte dich, gehe voran," rief sie in flehendem Ton. „Ich komme bestimmt zur Probe, wenn auch eine halbe Stunde später."

Verwundert blieb er noch ein Weilchen stehen, ehe er kopfschüttelnd wieder in sein Zimmer ging, um sich für die Probe zurecht zu machen. Was war mit der Angelika geschehen? . . . Niemals hatte sie sich ihm derartig gezeigt . . . Aber seine Gedanken eilten von ihr zu Herrn von Bardeleben und zu dem Erlebnis des gestrigen Abends — und die Erinnerung an diese Vorgänge brachte sein Blut von neuem in Wallung. Was würde die Angelika zu alledem sagen — er brannte vor Begier, ihr verwundertes Gesichtchen zu sehen, und wie sie vor Schreck die Augen weit aufriß — und wie sie dann gar in ein spöttisches, fröhliches Gelächter ausbrach, da sie ihm kein Wort glaubte. Und wie würde sie Herrn von Bardeleben begegnen? . . .

Auf der Probe wurde er von sämtlichen Kollegen mit respektvollen Blicken empfangen. Seine Stellung hatte sich seit dem gestrigen Ereignis total geändert. Er war dem Anschein nach der Sieger geblieben — der Regisseur hatte ihm weichen müssen. So ein Fall war am Theater noch niemals vorgekommen. Und jedermann fragte ihn, wo die Angelika steckte . . . Er selbst wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde unruhiger . . . Da endlich erschien sie Die Probe war mitten im Gange, so daß sie nicht miteinander sprechen konnten. Ihr Gesicht war weiß wie Linnen, und um die Augen hatte sie große, blaue Ringe. Sie fing ihr Stichwort auf und schickte sich sofort in die Probe. Man probierte den dritten Akt. Sie sprach ihre Worte tonlos herunter und entfernte sich, sobald ihre Szene zu Ende war, von der Bühne, bevor sich Alexander ihr noch nähern konnte. Als aber im vierten Akt ihre große Szene an die Reihe kam und sie totenblaß auf der Bühne erschien, bemächtigte sich aller ein Grauen. Und wenn sie nun mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt war, zu singen begann:

Wie erkenn' ich dein Treulieb
Vor den andern nun?
An dem Muschelhut und Stab
Und den Sandalschuhn —

wurde den Mitspielenden unheimlich zumute.

Und als sie auf des Königs Frage: Wie geht's Euch, holdes Fräulein? mit einem irren Lächeln erwiderte:

Gottes Lohn! Recht gut! Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter. Ach, Herr! Wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. Gott segne Euch die Mahlzeit!

hatten alle den Eindruck, sie hätten plötzlich einen Einblick in das dunkle,

triebhafte Leben getan, in dem unversehens aus Klarheit Umnachtung oder aus Helle Finsternis wird. Mit den Worten der Ophelia: Gute Nacht, Damen! Gute Nacht, süße Damen! Gute Nacht, gute Nacht! hatte die Angelika die Bühne zu verlassen, und das Spiel mußte von Rechts wegen weitergehen.

Die Angelika verließ wohl die Szene, aber die andern rührten sich nicht. Es wurde still wie in einem Totenzimmer, bis in überlauten Ausbrüchen der Bewunderung die Erregung sich Luft machte.

Alexander hatte hinter der Kulisse dem Spiel der Angelika zugesehen. Ergriffen eilte er ihr in die Garderobe nach.

Sie sah ihn so schmerzhaft und mit so stummem Flehen an, daß er kein Wort an sie richtete — er empfand, daß jeder Laut ihr unsagbar wehe tun mußte. Als die Probe beendet war und sie gemeinsam den Heimweg antraten, begann er vorsichtig: „Mir will es noch gar nicht in den Kopf, daß sich alles so gewendet hat — ich will es noch immer nicht glauben, daß wir übermorgen den Hamlet spielen."

Sie blickte scheu beiseite und schwieg. Erst nach einer langen Weile sagte sie kaum hörbar und sehr bedrückt: „Macht es dich glücklich?"

Er sah sie groß an, ehe er entgegnete: „Ich bin sehr froh darüber, wenn ich auch im Augenblicke nicht ganz zum Bewußtsein meiner Freude komme — nämlich — und das ist es, was ich dir heute in aller Frühe sagen wollte — ich weiß seit gestern, wer ich bin."

„Ich auch," antwortete sie dumpf und teilnahmslos.

„Angelika, was ist dir — um des Himmels willen rede und sieh nicht so starr vor dich hin, als ob ein Abgrund sich vor dir auftäte."

„Schau ich wirklich so aus, Lexi?"

Dabei zuckte es um ihre Mundwinkel, und die feinen Flügel ihrer Nase bebten.

„Mir ist, als ob du über Nacht eine andere geworden wärst — oder habe ich mich so verändert," fuhr er stockend fort, „und bin all die Zeit wie ein Blinder an dir vorbeigegangen? . . ."

„Mach dir keine Sorgen, Lexi — es ist nichts, und wenn es etwas ist, so wird es vergehen."

Sie ergriff von ungefähr seine Hand, die sie eine Sekunde festhielt, dann aber zusammenfahrend wieder freigab. Und erklärend sagte sie: „Mir tut auf einmal die Brust so weh."

„Wollen wir nicht einen Wagen nehmen?"

„Nein, nein! . . . Mir ist schon wieder besser!" Und mit äußerster Anstrengung versuchte sie zu lächeln.

„Angelika!"

„Ja, Lexi!"

„Erinnerst du dich des Fremden, von dem ich dir erzählte?"

Sie nickte.

„Kannst du raten, wer das ist?"

Sie schüttelte stumm und müde den Kopf.

„So höre."

Und nun erzählte er ihr, vor innerem Bewegtsein kaum die Worte findend, was sich am gestrigen Abend zugetragen. „Und heute," schloß er, „will er uns vom Theater abholen, um mit dir und mir zu speisen. Er ist voller Begier, dich kennen zu lernen."

In ihr blasses Gesicht war eine leichte Röte gestiegen, während die blauen Ringe unter ihren Augen noch eine dunklere Färbung angenommen hatten.

„Mich wird er nicht sehen," stieß sie erregt hervor, „mich nicht," beteuerte sie noch einmal.

Er blieb betroffen mitten auf der Straße stehen.

„Was hast du nur, Angelika?"

Sie lachte grell auf. Eine furchtbare Angst hatte von ihr Besitz genommen. Sie hatte das unabweisbare Gefühl, daß sie Alexander verlieren sollte, daß dieser fremde Mann nur gekommen war, um ihn ihr zu stehlen.

„Was ich habe?" nahm sie seine Worte wieder auf, während sie plötzlich aus ihrer Starrheit erwachte und aus ihrer Stimme ein heiseres, unterdrücktes Weinen klang — „was ich habe," wiederholte sie noch einmal, „ich will es dir sagen, Lexi, rund heraus will ich es dir sagen: Wir gehören nicht zu dieser Sorte von Menschen — wir sind Zigeuner und wollen es hübsch bleiben. Zwischen denen und uns ist das Tischtuch zerschnitten. Ich danke für Backobst," fügte sie derb hinzu.

„Wie kannst du nur so reden, Angelika?"

Ganz ratlos und betäubt schaute er sie von der Seite an.

„Hier kommt einer, der von Güte und Liebe überströmt, der Mensch, der den dunklen, häßlichen Schleier von meinem Leben nimmt — der einzige, mit dem mich Blutsgemeinschaft verbindet — und ich sollte ihn — — nein, Angelika, das kann nicht dein Ernst sein!"

Ihre Züge erhielten einen undurchsichtigen, harten Ausdruck.

„Tu, was du willst," sagte sie schroff. „Dazu habe ich nicht Jahr und Tag auf der Landstraße gelegen und bin durch all den Schmutz gewatet, um Luftsprünge zu machen, wenn einer mir in den Weg tritt, der Glacéhandschuhe anhat."

Hörte er recht? War das die Angelika? . . . Oder drehte sich alles mit ihm im Kreise — und er war närrisch geworden?

Einen Augenblick dachte er, daß die Wahnsinnsszene der Ophelia in ihr nachzitterte und ihr Herz nicht wußte, was ihr Mund sprach.

„Redest du im Ernst?" fragte er, kaum an sich haltend.

Sie richtete ihre wehevollen Augen groß auf ihn, und während sie die kleinen Hände fest zusammenballte, antwortete sie mit gepreßter, trockener Stimme: „Ja, Lexi!"

Da wußte er, daß etwas in ihm gesprungen war, das nie mehr heilen konnte — — — —

Neuntes Kapitel:

Die Vorstellung des Hamlet war vorüber. Die Blätter schrieben einstimmig von den beiden überragenden Talenten der Vorstadtbühne, die draußen in aller Stille und Heimlichkeit aufgeblüht waren. Die Agenten bestürmten sie mit Anträgen — und die Direktoren der großen Theater pilgerten nach dem Osten hinaus, wo das neue Licht aufgegangen war. Sie wollten sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen, inwieweit man den Berichten glauben durfte. Die Leistung Alexanders hatte einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen — die der Angelika wie eine erschütternde Offenbarung gewirkt.

Herr von Bardeleben hatte am Bühnenausgang auf Alexander gewartet.

„Sie gehören zu den Auserwählten," sagte er ernst, indem er ihm die Hand reichte, „und jenes feine Persönchen ist ein Genie, wie es heute auf der deutschen Bühne nicht mehr existiert. Werde ich die Freude haben, sie heute kennen zu lernen?"

„Sie ist todmüde und wollte sofort schlafen gehen," erwiderte er zögernd.

Herr von Bardeleben stellte keine weitere Frage.

Nach jener Auseinandersetzung war zwischen Alexander und Angelika eine Entfremdung eingetreten, die keines von beiden zu überbrücken

versuchte. Sie mieden sich gegenseitig. Nur während der Hamletvorstellung hatte er gespürt, wie sie mit allen Kräften ihrer Seele ihm zustrebte, wie jeder Blick und jeder Ton ihm allein galt, wie sie für den Ausfall des Abends um seinetwillen bangte. Doch als er in den Zwischenakten ihr nahe zu kommen suchte, entwand sie sich ihm mit solcher Entschiedenheit, daß er es bald aufgab. Nur am Schlusse der Vorstellung kam sie auf ihn zugeeilt. „Ich bin sehr glücklich über dich — ich freue mich von Herzen, daß es dir so gelungen ist," brachte sie leise hervor und zitterte.

Bevor er etwas erwidern konnte, war sie davon geeilt und hatte sich in ihre Garderobe eingeschlossen. Er pochte an ihrer Tür. „Willst du nicht auf eine halbe Stunde mitkommen," bat er.

Sie aber entgegnete mit einer sanften Stimme, die dennoch keinen Einspruch duldete: „Unmöglich, mein Herzallerliebster!"

Als seine Schritte sich entfernt hatten, lauschte sie bewegungslos noch geraume Zeit, die Ellbogen auf den Schminktisch gestützt, das Gesicht in den Händen bergend. Dann sanken ihr die Arme schlaff herab, und ihre Miene wurde aschfahl.

„Himmlischer Vater, hilf mir," stöhnte sie. Er hatte den Hamlet gespielt — und war gerettet. Um welchen Preis — dachte sie erschauernd. Und was würde das Ende sein? . . . Wenn er je davon erfuhr — und erfahren mußte er es — gab es dann noch einen Zusammenhang zwischen ihnen? . . . Hatte er sie überhaupt noch nötig — heute, wo er sich endgültig als Schauspieler durchgerungen, wo das Schicksal in der Gestalt dieses alten Herrn, den sie haßte und als ihren heimlichen Feind betrachtete, um ihn warb — wo ein edler Name und vielleicht auch Reichtümer in lockender Nähe seiner harrten? . . .

„Ich lasse dich nicht!" stieß sie verzweifelt aus, „und wenn du mich mit Füßen trittst, so hefte ich mich an deine Fersen — aber ich lasse dich nicht . . ."

Ein befreiendes Schluchzen löste ihren Kummer auf. Mit ihren schmalen, feinen Händen ordnete sie das wirre Haar und betrachtete im Spiegel ihr armes Leidensgesicht . . . Wer war sie? . . . woher kam sie?

Eine herbe Bitterkeit zog durch ihr Blut. Sie spürte den Geschmack davon deutlich auf der Zunge. Durch diesen Fremden, der wie aus einer Versenkung emporgetaucht war, hatte sich das Geheimnis ihrer Beziehungen gelockert. Das Dunkel, in dem auch er bisher eingehüllt

war, hatte sie so eng verknüpft und unlösbar zusammengekettet. Nun war das Band zerrissen — ein Dritter stand zwischen ihr und ihm . . .

Sie war müde geworden und wollte heim. Mechanisch zog sie sich an. Dann schoß ihr das Blut zu Kopfe . . . Jener grauenhafte Abend zog mit allen Einzelheiten wieder an ihr vorbei.

„Ich ersticke," wimmerte sie, „ich ersticke —" Sie schleppte sich zur Tür, um in die frische Luft zu gelangen.

Der Korridor war dunkel . . . Beinahe wäre sie gestolpert. „Wer ist da?" schrie sie gellend auf.

„Brüllen Sie doch nicht so!" klang es gedämpft zurück, „ich bin es — wollen Sie nicht mit mir essen?"

Wie ein gehetztes Wild eilte sie in ihr Ankleidezimmer zurück, während der Direktor ihr auf dem Fuße folgte, hinter ihr die Tür zuwarf und mit einer fabelhaften Geschwindigkeit den Regel der Garderobe zuschob.

„Jetzt verhalten Sie sich bitte etwas ruhig," sagte er barsch, „und machen Sie nicht unnötigen Skandal, das wirkt bei mir nicht!"

Sie hatte mit einer raschen, instinktiven Bewegung das niedrige Fenster aufgerissen. Sie beugte sich weit hinaus — und mit durchdringender, kreischender Stimme — in besinnnungslosem Zorn — schrie sie ein über das andere Mal: „Hilfe . . . Hilfe . . . Hilfe . . ."

Keine Seele hörte auf ihren Ruf — aber sie fühlte auf einmal, wie zwei harte Arme an ihr zerrten und sie vom Fenster fortschleiften. Und nun begann ein regelrechter Kampf auf Leben und Sterben. Die Verzweiflung lieh ihr Kräfte. Sie hatte sich im Nu frei gemacht und ging mit Fäusten auf ihn los. Jetzt hatte er sie mit beiden Händen am Halse gepackt und wirbelte sie mit derartiger Wucht im Kreise herum, daß sie das Gleichgewicht verlor und zu wanken begann. Sie war auf die Knie gestürzt, und diesen Moment versuchte er zu benutzen, um sie gänzlich zu Boden zu strecken . . . Vor ihren Augen begann es zu flirren . . . Spiegel, Kleiderständer, Stuhl, Kamm, Bürste und Puderquaste fingen bunt durcheinander zu tanzen an . . . Wieder gelang es ihr, sich zu befreien und in die Höhe zu kommen. Und nun änderte sie ihre Taktik . . . Sie ging mit den Nägeln auf seine Augen los — und so tief sie konnte, bohrt sie ihre Nägel in sein Fleisch.

„Werden Sie auf der Stelle aufhören, Sie Luder, Sie," schrie er gepeinigt auf.

Diese Worte reizten sie aufs äußerste, und mit gesteigerten Kräften

setzte sie ihr Rachewerk fort. Ihre Nägel wuchsen gleichsam in sein Fleisch hinein und schnitten tiefe Wunden. Und plötzlich taumelte er zurück — das Blut strömte von seinem Gesicht.

Hoch aufgerichtet — vor Erschöpfung keuchend — mit Blut befleckt, stand sie da. Einen flüchtigen Augenblick betrachtete sie ihn mit unsagbarer Verachtung, ehe sie blitzschnell Hände und Gesicht sich wusch und die Garderobe verließ.

Unten stieg sie in den ersten Wagen, der ihr begegnete — aus Furcht, irgend jemand könnte sie in diesem Zustand treffen. Während der Fahrt beugte sie den Kopf beständig aus dem Fenster und sog gierig die kalte Winterluft ein . . . In ihrem Zimmer brach sie — angekleidet wie sie war — leblos auf ihrem Bett zusammen. Erst einige Stunden später erwachte sie aus diesem dumpfen Zustande — und ganz allmählich konnte sie sich an das, was inzwischen geschehen war — erinnern . . . Und da empfand sie eine stille, grausame Freude über ihren Sieg, und daß sie Mut und Kraft besessen, mit dem Unhold abzurechnen. Ihr war, als wenn sie sich durch diesen Kampf gereinigt hätte und nun wieder berechtigt wäre, den Menschen gerade ins Auge zu sehen. Was aber sollte jetzt geschehen? . . . Das Theater durfte sie nicht mehr betreten — so viel stand fest — mit welchen Gründen jedoch konnte sie ihren Entschluß vor Alexander aufrecht halten? . . . Und wovon leben? . . . In dieser Nacht ahnte sie noch nicht die Größe ihres Erfolges — und daß ihr von allen Seiten die glänzendsten Anträge zugehen würden. Zukunftsbangen erfüllte sie — unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager, bis ihr endlich die Lider schwer zufielen und der Sorgenbrecher Schlaf sie sanft und lind umfing . . .

Der nächste Morgen schon sollte allen ihren Zweifeln ein Ende machen und ihr die klägliche Gewißheit bringen, wie jammervoll es um die Freiheit ihres Willens bestellt war.

Ganz in der Frühe erschien der Theaterdiener, der sie persönlich zu sprechen wünschte, und als sie sagen ließ, sie läge noch im Bett, er möge der alten Frau seinen Auftrag übergeben, erwiderte er, ihm sei der strikte Befehl zuteil geworden, ihr eigenhändig sein Schreiben zu überreichen.

Ah — dachte sie — das ist die Kündigung, und eiligst schlüpfte sie in Schlafrock und Hausschuhe.

„Hier, gnädiges Fräulein," sagte der Alte mit ernster Miene.

„Antwort ist nicht nötig," setzte er hinzu, und mit einem „Guten Morgen" war eiligst er wieder aus der Tür.

Sie trat an das Fenster ihrer kleinen Kammer und wog wohl eine Minute das Gewicht des Schreibens, ehe sie es öffnete. Und nun las sie, während die Zornröte ihr bis zu den Haarwurzeln stieg. Ohne Anrede setzte der Brief ein, der folgende Zeilen enthielt:

„Da nach dem gestrigen Vorfall jede persönliche Auseinandersetzung zwischen uns sich erübrigt, teile ich Ihnen mit, daß ich mit aller Bestimmtheit absolutes Schweigen von Ihnen erwarte; des weiteren halte ich es für selbstverständlich, daß Sie nach wie vor auf das gewissenhafteste und pünktlichste Ihren Vertrag erfüllen und mich weder durch Fernbleiben noch Absagen materiell schädigen. Sollten Sie in dem einen oder anderen Punkte meine Erwartungen täuschen, so werde ich nicht nur alle kontraktlichen Konsequenzen ziehen, sondern auch unverzüglich Herrn Alexander Oblomoff über die Vorfälle der Nacht vom 13. dieses Monats mit allen ihren Einzelheiten unterrichten."

Diesen Brief hatte er nur mit seinem Anfangsbuchstaben unterzeichnet.

Das Blatt entfiel ihren Händen. Sie stierte vor sich hin, unfähig, nur einen klaren Gedanken zu fassen. Dann aber schrie sie jammervoll auf, und wie ein in seinem Käfig eingesperrtes wildes Tier durchmaß sie ihr Zimmer. Und so sehr sie sich das Hirn zermarterte — es gab keinen Ausweg — immer wieder kam sie zu dem Schluß: Du bist in der Gewalt dieses Burschen und darfst dich nicht rühren — dein ganzes Leben ist zugrunde gerichtet und verpfuscht . . . Langsam kroch sie wieder in ihr Bett — sie zog die Decke über den Kopf und hatte nur den einen Gedanken: Weit — weit fort zu sein . . . nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu hören . . .

Zehntes Kapitel:

In der Folgezeit mied die Angelika offensichtlich Alexander. Wenn Proben oder Vorstellungen sie nicht zwangen, in das Theater zu gehen, so hockte sie bei der alten Frau. Denn vor der Einsamkeit hatte sie eine unsinnige Furcht. Bei der Alten war es gut sein. Die stellte keine Fragen, sondern sorgte still für die Behaglichkeit des kleinen Fräuleins, das so vergrämt ihr gegenüber in dem schwarzledernen Sorgenstuhl saß und beim leisesten Geräusch zusammenschreckte. Nur zuweilen warf

sie auf das blasse Gesicht, das seit einiger Zeit so ganz verändert schien, einen sorgenvollen heimlichen Blick, den die Angelika nicht merken durfte. Sie wußte längst, daß die beiden nicht Geschwister waren — und ohne Worte zu machen, hatte sie sich schweigend darüber hinweggesetzt. Einmal sagte sie unvermittelt zu der Angelika, während sie ihr mit welken Händen aus der braunen Kanne den dampfenden Kaffee eingoß: „Ach liebes Kind, es tut nicht gut, wenn Liebesleute so lange böse sind. Ehe sie es merken, hat sich zwischen ihnen eine Mauer aufgetan, über die keines von beiden hinüberkann."

Als die Angelika verängstet sie anblickte, wehrte sie voll Güte ab.

„Ach liebes Kind, meinen Sie, daß einem auch mit halbblinden Augen so etwas entgeht . . . Lassen Sie sich darüber kein graues Haar wachsen — ich werde Sie nicht schelten. Wenn man alt und weiß geworden ist, versteht man entweder nichts — oder alles. Und wer soviel erlebt hat, wie ich, der nimmt, weiß Gott, keinen Anstoß daran, daß sich zwei junge Menschen auch ohne Standesamt gut sind. Liebes Kindchen, das Leben ist so traurig — man soll es sich gegenseitig nicht noch saurer machen, als es ohnehin schon ist. Und der Tod kommt, bevor man sich's versieht, und nimmt einem das Liebste. Dann möchte man sich schelten um jede Stunde, die man sich verkürzt oder vergällt hat."

„Nicht weiter sprechen," flehte die Angelika. „So eine Angst habe ich vor dem Tode, daß es mich kalt und heiß überläuft, wenn man nur davon redet."

„Fräuleinchen, wer wird sich denn so erregen, schon bin ich still und rede kein Wort mehr."

Und besorgt legte sie einen Moment ihre dürren Arme um den schlanken Hals der Angelika. Der war es, als ob der Tod selber mit kalten Händen sie berührte. Das Herz stand ihr still. Erst als die Alte sie wieder freiließ, atmete sie erleichtert auf.

Zuweilen spürte sie den Drang, der alten Frau sich zu bekennen — ihr alles zu erzählen — um wenigstens einer Seele gegenüber sich zu erleichtern. Doch das Wort kam nicht über ihre Zunge — nein, niemand — niemand durfte davon wissen.

Sie mied Alexander. Und trotzdem lauschte sie mit verhaltenem Atem, wenn sie seine Schritte zu hören glaubte. Und obwohl sie vor dem Schlafengehen jedes Mal das Zimmer verschloß, wartete sie sehnsüchtig, daß er an der Tür rütteln und Einlaß begehren würde. Und Stunde auf Stunde verrann — und sie verzweifelte ob der ohnmächtigen

Kraft ihres Wünschens. Mit halbgeöffneten Lippen betete sie: Lieber Gott, gib, daß er zu mir kommt ... Und wäre er gekommen, sie hätte sich nicht gerührt und geregt, und eher die Zunge sich abgebissen, als ihm geöffnet ...

Wer will ein Menschenherz in seiner Irrsal verstehen, da es sich doch selber nicht zu fassen vermag.

Alexander fraß sich in seine Bitterkeit hinein und wartete, daß sie das erste gute Wort ihm geben sollte. Er fühlte sich durch sie verletzt, erniedrigt und zurückgestoßen. Mit welcher Engherzigkeit und seinem Empfinden nach kränkenden Gleichgültigkeit war sie über die Wendung seines Schicksals hinweggeschritten. Ihr Haß gegen Herrn von Bardeleben dünkte ihn erbärmlich und töricht zugleich. Und in welch' beschämende Lage brachte sie ihn dem Freunde gegenüber, bei dem er ihr Ausbleiben mit leeren Entschuldigungen hatte rechtfertigen müssen, bis ihm dieser Zustand unerträglich wurde und er den Weg zur Wahrheit und Offenheit fand.

Herr von Bardeleben hatte kein Wort gesagt. Er zählte zu den Menschen, die das Gefühlsleben Anderer respektierten. Alexander indessen hatte darunter gelitten — und sein Stolz wehrte sich dagegen, die Hand zur Versöhnung zu reichen. Und doch hätte er vielleicht diesem unerträglichen Zustand eher ein Ende gemacht, wenn nicht die neuen Eindrücke übermächtig auf ihn eingewirkt hätten. Jede freie Stunde verbrachte er bei Herrn von Bardeleben, der ihm mit gütiger, sicherer Hand eine unbekannte Welt erschloß. Er lehrte ihn die Kunst, Bilder zu sehen und Farben und Formen zu begreifen. Er führte ihm geistige Nahrung zu und lenkte sein Interesse auf die Probleme, die die moderne Wissenschaft stellte. Als eines der ersten Bücher hatte er den Oblomoff gelesen, dem er seinen Namen dankte. Und wie den verstorbenen, unbekannten Vater schüttelte auch ihn die Angst, daß Kraft- und Energielosigkeit als unüberwindliche Hemmungen ihm den Weg seiner Entwickelung versperren würden. Herr von Bardeleben lachte ihn kräftig aus, so oft er sich von solchen Grübeleien unterjochen ließ, und seine Art tat Alexander so wohl, daß er sich ihm immer enger anschloß. Längst hatten sie beide Duzbrüderschaft geschlossen — und nichts gab es in Alexanders Leben, das er nicht dem erfahrenen Manne anvertraut hätte. Wie ein offenes, aufgeschlagenes Buch lag seine ganze Vergangenheit vor dem älteren Freunde. Das großväterliche Heim hatte er ihm geschildert, wie er der Dumpfheit dieser Verhältnisse entronnen war, wie Agnes Feustel Taler

auf Taler gespart hatte, um ihm Freiheit und Bewegung zu ermöglichen, wie nach dem Tode der Mutter in sein dunkles, armes Dasein durch Elisabeth von Sydow Sonne und Licht gekommen war, wie das kleine Herz an ihm gehangen, wie sie in kindlicher Verwegenheit gemeinsam hatten fliehen wollen und nur durch den Baron von ihrem Abenteuer zurückgehalten wurden — und wie er schließlich durch die Angelika zur Schmiere und zum schauspielerischen Beruf gelangt war.

Aufmerksamen Ohres hörte Herr von Bardeleben ihm zu. Jedem noch so geringfügigen Datum aus seinem Leben brachte er das lebhafteste Interesse entgegen.

Und eines Tages machte er sich auf den Weg, um die Angelika zu besuchen. Er wußte, daß Alexander Probe hatte, während sie nicht beschäftigt war.

Die alte Frau öffnete.

„Der Name tut nichts zur Sache," erwiderte er auf ihre Frage. „Sagen Sie, ein auswärtiger Direktor wünschte das Fräulein geschäftlich zu sprechen."

Die Angelika lugte erst vorsichtig durch eine Türspalte. Vielleicht war es ihr Direktor, der sich auf diese Weise einzuschleichen versuchte. Seit jenem Abend hatte sie ihn gottlob nicht mehr zu Gesicht bekommen. Erst als sie sich überzeugt, daß ihr Verdacht unbegründet sei, kam sie langsam zum Vorschein und ersuchte den Fremden, näher zu treten.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte sie kühl.

„Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausdrücke. Ich habe Sie in jener denkwürdigen Hamletpremiere zum ersten Male gesehen und einen so starken Eindruck empfangen, daß heute, wo vierzehn Tage oder gar drei Wochen darüber verstrichen sind, Ihr Anblick schon mich bewegt und erschüttert."

Sie dankte mit einem leichten Erröten. Seine Worte hatten so ehrfürchtig geklungen, und die ganze Art seiner Sprache und Haltung hatte etwas so Apartes und Vornehmes, daß sie sofort Vertrauen faßte.

Er aber fuhr mit einer leichten Unsicherheit fort: „Ich möchte Sie unter keinen Umständen täuschen — ich hatte längst den Wunsch, Sie kennen zu lernen, und nur die Besorgnis, Ihnen lästig zu fallen, hat mich bisher zurückgehalten. Ich weiß, daß Sie mir nicht freundlich gesonnen sind, und komme dennoch. Mein Name ist — — —"

Sie hatte ihn nicht zu Ende sprechen lassen — mit einer ruckartigen Bewegung war sie aufgefahren, während sich über ihrer Nase bittere



Raphael: Madonna.
Zum Essay v. Paul G. Konody.

auf Taler gespart hatte, um ihm Freiheit und Verneigung zu erm[illegible] wie nach dem Tode der Mutter in sein dunkles, armes [illegible] Elisabeth von Sydow Sonne und Licht gekommen war, wie d[illegible] Herz an ihm gehangen, wie sie in kindlicher Verwegenheit ge[illegible] hatten fliehen wollen und nur durch den Baron von ihrem Ab[illegible] zurückgehalten wurden — — und wie er schließlich durch die [illegible] Schmiere und zum schauspielerischen Beruf gelangt war.

Aufmerksamen Ohres hörte Herr von Larsdorfen ihm zu. [illegible] noch so geringfügigen Datum aus seinem Leben brachte er das [illegible]hafteste Interesse entgegen.

Und eines Tages machte er sich auf den Weg, um die [illegible] besuchen. Er wußte, daß Alexander Probe hatte, während [illegible] schäftigt war.

Die alte Frau öffnete.

„Der Name tut nichts zur Sache," erwiderte er auf ihre Frage. „Sagen Sie, ein auswärtiger Direktor wünschte das Fräulein ge[illegible] zu sprechen."

Die Angelika lugte erst vorsichtig durch eine Türspalte. [illegible] war es ein Direktor, der sich auf diese Weise einzuschleichen versu[illegible] Seit jenem Abend hatte sie ihn gottlob nicht mehr zu Gesicht bekom[illegible] Erst als sie sich überzeugt, daß ihr Verdacht unbegründet sei, k[illegible] langsam zum Vorschein und ersuchte den Fremden, näher zu treten.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte sie kühl.

„Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihnen meine Bewunderung [illegible]drücke. Ich habe Sie in jener denkwürdigen Hamletpremiere [illegible] Male gesehen und einen so starken Eindruck empfangen, daß [illegible] vierzehn Tage oder gar drei Wochen darüber verstrichen sind, [illegible]blick schon mich bewegt und erschüttert."

Sie dankte mit einem leichten Erröten. Seine Worte h[illegible] ehrfürchtig geklungen, und die ganze Art seiner Sprache und [illegible] hatte etwas so Zartes und Vornehmes, daß sie sofort Vertrauen [illegible]

Er aber fuhr mit einer leichten Unsicherheit fort: „Ich [illegible] unter keinen Umständen [illegible] — — ich hatte längst den W[illegible], [illegible] kennen zu lernen, und nur die Besorgnis, Ihnen lästig zu [illegible] mich bisher zurückgehalten. Ich weiß, daß Sie mir nicht freund[illegible] sonnen sind, und komme dennoch. Mein Name ist — — —"

Sie hatte ihn nicht zu Ende sprechen lassen — mit eine[illegible] Bewegung war sie aufgefahren, während sich über ihrer [illegible]



Raphael: Madonna.
Zum Essay v. Paul G. Konody.

Falten einzeichneten und ihre Augen finster und trotzig auf ihn gerichtet waren.

„Mir und sich hätten Sie das ersparen sollen," sagte sie mit verhaltener Erregung.

„Hören Sie mich nur wenige Minuten an," bat er, ohne von seiner chevaleresken Höflichkeit nur das Mindeste aufzugeben, „dann mögen Sie tun und lassen, was Ihnen gut dünkt."

Sie schüttelte unmutig den Kopf.

„Mit mir braucht man nicht zu verhandeln," antwortete sie bitter. „Ich weiß, Sie wollen ihn mir stehlen. Vielleicht haben Sie sogar die besondere Güte, mich um den Kaufpreis zu fragen."

Ihr Gesicht wurde bei diesen Worten kreidig, und ihre Augen flackerten unruhig.

„Unterbrechen Sie mich bitte nicht," fuhr sie hastig fort, „ich bin gleich zu Ende. Sie dürfen ihm getrost sagen: Ich halte ihn nicht. Will er gehen, so ist der Weg frei — ich — nein, nein, es ist genug."

Herr von Bardeleben war im ersten Augenblick dermaßen durch diesen Ausbruch erschreckt, daß er zunächst fassungslos dastand. Aber gleich darauf fand er seine Ruhe und Überlegenheit wieder. Sehr gütig, aber auch sehr bestimmt antwortete er: „Zuvörderst möchte ich Sie darüber aufklären, daß Ihre Annahme total irrig ist, ich sei mit einem Auftrage irgend welcher Art über diese Schwelle gekommen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Alexander nichts von meinem Besuche ahnt. Ich habe mich zu diesem Schritt aus eigenster Initiative entschlossen — und wie Sie auch mein Tun beurteilen mögen — ich bitte Sie, Alexander dabei aus dem Spiele zu lassen. Und nun, mein liebes Fräulein, sage ich noch einmal: Hören Sie mich ruhig an und mißtrauen Sie mir nicht von vornherein. Ich bin mir durchaus bewußt, daß Sie bessere und ältere Rechte auf ihn geltend machen können, als ich. Ich weiß, daß Sie beide eine starke Liebe und eine große Leidenszeit verknüpft. Ich bin nicht der gewalttätige oder frivole Mensch, für den Sie mich offenbar halten . . . Nichts liegt mir ferner, als mich zwischen Sie und ihn zu drängen. Diesen Menschen liebe ich als das Teuerste, was ich noch auf Erden besitze, und ich liebe Sie, weil Sie ihm nur Gutes erwiesen haben. Ich bin von einer solchen Freude und Dankbarkeit gegen Gott erfüllt, daß ich nichts Böses im Schilde führen kann. Ich bitte Sie, mein Fräulein, mir dies aufs Wort zu glauben."

Er schwieg und reichte ihr die Hand, in die sie zögernd einschlug.

„Verzeihen Sie," sagte sie schüchtern, „ich habe den Gedanken, daß ich ihn mit irgend einer Seele teilen soll, bisher nicht ertragen können, mich daran zu gewöhnen, wird — wie ich fürchte — mir auch jetzt noch schwer fallen. Allein ich fühle, daß ich Ihnen gegenüber im Unrecht bin, und bitte Sie, mir nicht böse zu sein."

„Ich bin es nie gewesen. Ich habe nur den einen aufrichtigen Wunsch, daß wir Freunde werden."

„Herr von Bardeleben — nicht wahr, so ist doch Ihr Name," — er nickte bestätigend — „ich wünschte, daß Alexander nichts von Ihrem Besuch erführe."

Er verbeugte sich zustimmend.

„Und ich bitte Sie ferner, sich in der Folgezeit nicht um mich zu kümmern — bis ich selbst bei Ihnen anklopfen werde . . . nämlich —" sie stockte eine kleine Weile, dann fuhr sie mit großer Anstrengung fort — „nämlich — ich bin sehr unglücklich und brauche Alleinsein und Abgeschlossenheit, um mich selber zu finden. Wenn Sie später einmal die Gründe erfahren sollten — — so denke ich, werden Sie mich begreifen. Ich muß meine letzte Kraft zusammenraffen", schloß sie furchtsam, „um abends spielen zu können. Und nun leben Sie wohl, Herr von Bardeleben, es war sehr, sehr gütig, daß Sie zu mir gekommen sind. Übrigens, darf ich Ihnen noch sagen, daß Alexander Stirn und Augen von Ihnen hat . . .!"

Bei den letzten Worten fühlte sie plötzlich, daß ihr schwindelig wurde und eine Übelkeit sie überkam, an der sie in den letzten Tagen beständig gelitten hatte.

Herr von Bardeleben verabschiedete sich — bevor er ging, hielt er eine vorüberhuschende Sekunde ihre leise zuckende Hand in der seinen.

Auf dem Treppenflur blieb er stehen und atmete beklommen auf...

Was hatte er erlebt — in eine zerrissene Seele hatte er geblickt — und erschüttert sah er noch jetzt ihre verstörten Züge, aus denen unsagbares Leid deutlich sprach . . . Was war hier geschehen, fragte er sich unruhig. Er war ein viel zu guter Menschenkenner, um nicht zu wissen, daß es sich hier um keine Weiberlaune handelte. Hier stand ein gequälter Mensch hart vor dem Abgrund — hier ging es um das letzte... Was aber konnte er tun . . . Wie vermochte er zu helfen? . . . In tiefer Ratlosigkeit schritt er langsam die Treppen hinab . . .

Schluß in der Dezember-Nummer.

Ernst Schur:
Die Ausstellung München 1908.

Einleitendes.

Worin besteht der Zweck einer solchen Ausstellung, die eine Unsumme von Energie und Disziplin verlangt, die die verschiedensten Kräfte zusammenruft und sie zu gemeinsamer Arbeit eint? Wir haben uns so sehr an diese Massendemonstrationen gewöhnt, daß uns nur noch das Riesenhafte imponiert, und zweifellos wird die Zukunft da eine Korrektur bringen.

Was einer solchen Veranstaltung die überragende Bedeutung gibt, das ist die dem Ganzen zugrunde liegende Idee, die Kulturidee. Wir befinden uns seit etwa zwei Jahrzehnten, genauer, eigentlich erst seit einem Jahrzehnt in einer Entwicklung, die die gesamte Erscheinung unserer äußeren Kultur einer Umformung unterzieht. Die Architektur, die Raumkunst, das Kunstgewerbe sind für uns neue, lebendige Begriffe geworden. Und indem diese äußere Kultur sich als ein Zwang zur Form, als eine Notwendigkeit der Gestaltung überall durchsetzt, spüren wir dabei das Geistige, das hinter diesen Dingen wirkt. Die neue Raumkunst ist ein Ausdruck unseres inneren Wesens, das nach Neugestaltung verlangt.

Es ist kein Zufall, daß sich Bestrebungen dieser Art an den verschiedensten Orten Deutschlands in gleicher Weise regen. Darmstadt, Köln, Dresden — überall eine übereinstimmende Richtungslinie, ein Hindrängen zu einem Ziel, das auf verschiedenen Wegen erreicht wird, wie sie sich in den wechselnden Kunstgewerbeausstellungen dieser Städte darstellen, ein vielfältiges Versuchen, das einem gemeinsamen Wollen dient.

Wenn in diesem Jahre München eine Überschau gab, so hat es damit gegen sich selbst eine Verpflichtung eingelöst. Von München gingen die neuen Bestrebungen einst aus, die nun zu aller Erstaunen so überraschend schnell Einfluß gewannen und erstarkten, in den verschiedensten kleineren Zentren des Deutschen Reichs (es sei nur an Weimar erinnert, wo van de Velde wirkt, an Darmstadt, das einer ganzen Künstlerschar

Aufgaben zuwies) Einfluß gewann und in ganzen Bezirken (wie in den Ländern am Rhein) künstlerisches Leben weckte. Darum war es eine Ehrenschuld, der München nachkam, wenn es seine Kräfte nun vereint vorführt.

Zum Unterschied von Dresden hat München sich auf sich selbst beschränkt. Dresden öffnete die Pforten seiner Ausstellung 1906 allen deutschen Künstlern. München zeigt nur, was Münchener Künstler, Münchener Industrie, Münchener Handwerk leisten. Der oberste Grundsatz war, daß alles, was hier gezeigt wurde, künstlerischen Stempel in jenem neuen Sinne aufweisen sollte, in dem der Künstler auch von den Dingen der Praxis seinerseits lernt, sich nicht nur darauf beschränkt, einen schmückenden Schnörkel anzubringen, sondern den Dingen organische Form gibt, die Sachlichkeit und Schönheit vereint.

Indem so alle Kräfte aufgerufen werden, ergibt sich ein Reichtum der Erscheinungen, der eine Vorstellung von dem Kulturstreben unserer Zeit gibt. Solche Ausstellungen sind Kulturdokumente. Es wird nicht nur gezeigt, was die Gegenwart leistet; es wird durch dieses Zusammenströmen der Kräfte der Mut gestärkt, zu immer neuen Problemen wagemutig vorzuschreiten, und indem uns solche Ausstellung sowohl in das, was ist, einführt, als auch aufzeigt, wo noch wieder neue Arbeit einzusetzen hat, vermittelt sie uns einen Schatz von Vorstellungen, mit denen wir den Sinn unserer Gegenwartskultur bedeutsamer erfassen und den Umkreis der gesamten Arbeit unserer Zeit überzeugter würdigen.

* * *

Architektur und Raumkunst sind die Grundpfeiler dieser modernen Anschauung, die uns allmählich wieder auf ein Niveau verhelfen will, wie es in der Kultur unserer Vorväter sich darstellte, wonach eine Verwilderung der Formen einsetzte, der wir jetzt Herr zu werden beginnen. Die neue Bewegung setzte ganz unscheinbar ein. Im Kunstgewerbe begann die Revolutionierung; neue Muster, neuer Schmuck; die kleinen Dinge des täglichen Gebrauchs wurden vorgenommen, in ihrer Erscheinung mußten sie sich ändern. So kam man von selbst zum Zimmer, zum Raum, und nachdem man sich an die Möbelform herangewagt hatte, kam man zu Wand und Decke, und da man hier schon auf architektonische Probleme übergegriffen hatte, wagte man sogar, im Ganzen der Baukunst nahe zu treten. Nun, nachdem vom Kleinen zum Großen fort-

geschritten war, kam eine Rückbewegung, die den neuen Tendenzen nur förderlich war. Sie, die vielleicht noch zu unsicher und haltlos bleiben mußten, gewinnen nun in der Architektur festen Grund. Und rückwirkend durchströmte nun die architektonische Idee die Raumkunst und das Kunstgewerbe und verschmolz das Vielfältige zu einer Einheit. Die architektonische Idee, deren Erstarken, deren Entwickelung wir jetzt miterleben.

Das Walten der architektonischen Idee spürt man hier am nachhaltigsten, wenn man im Geist das Ganze überschaut; von den einfachsachlichen Ausstellungshallen an, die in Eisen und Beton in monumentaler Schlichtheit, glatten Flächen, geradlinigen Silhouetten, errichtet waren, bis zu der großräumlichen Gestaltung des Parks, in dem Plastiken mit vorzüglicher Raumwirkung aufgestellt waren, so daß Schmuckanlagen, Erholungsstätten geschaffen waren, die der Stimmung alter Parke etwas Neues an die Seite stellten, bis zu dem Vergnügungspark, in dessen breiter Plakatfarbigkeit, in dessen derben Formen ein neuer Stil gefunden war, dessen Lustigkeit durch ein wohlabgewogenes Spiel der ordnenden Phantasie wohltuend gedämpft war.

Ein imponierender Rhythmus, der das Ganze durchströmte, etwas, das in seiner Bewußtheit und Kraft mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllte.

Die Kultur.

Dieser ganze äußere Rahmen ist eine Leistung der Stadt, die den Baugrund (bevorzugt gelegen, über der breiten sich hindehnenden Theresienwiese, im besten Viertel der Stadt, mit altem Baumstand, ganz hinten am Horizont von diesem erhöhten Standpunkt aus der blauweiße Kranz der fern verdämmernden Berge) hergab und von ihren Baumeistern die Gebäude errichten ließ. Man muß das hervorheben. Was im eigentlichen Sinne modern ist, ist hier von den städtischen Behörden geleistet. Das ist vorbildliche Arbeit und vorderhand noch selten anzutreffen.

In einer langen Flucht von Räumen legt die Stadt von ihrer Tätigkeit Zeugnis ab. Diese interessiert selbst da, wo sie außerhalb des Künstlerischen verbleibt und nur tätige Kulturarbeit darstellt, die in ihrem Ernst, ihrer Sachlichkeit ebenso sehr die geistige Energie verrät, wie die Dokumente der Kunst. Manche dieser Räume haben mit der Raumkunst und dem Kunstgewerbe eigentlich nichts zu tun. Aber man durchschreitet

sie mit dem Gefühl der Achtung vor einem gutgeleiteten Gemeinwesen. Diese Abteilungen nehmen einen breiten Raum ein; doch da das Ganze in sich Einheit hat, fesselt die Intensität der Arbeit. Man tritt diesen Ausstellungsobjekten vielleicht zuerst mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber, bis man die Beziehungen und die Bedeutung ermißt. Dann merkt man auf, und ein fremdes Gebiet erschließt sich im flüchtigen Überblick; ein Gebiet voller Arbeit und Umsicht. Und man sieht, wie entscheidend ein solches Gemeinwesen einwirken kann, indem es der Baukunst, dem Kunstgewerbe die großen, praktischen Aufgaben zuweist, an denen sie wachsen. Wir begreifen, daß in diesen der Allgemeinheit dienenden Notwendigkeiten vielleicht ein ebenso neuer Geist wirkt, wie in der Ingenieurkunst im Verhältnis zur Architektur; die neuartige Tendenz darin spüren wir, das Sachliche, das Notwendige. Darum schätzen wir diese Arbeit und lernen von ihr. Das Können unserer Zeit dokumentiert sich in diesen technischen Leistungen ebenso wie in der Kunst, und es soll sich immer imponierender entfalten.

Man nehme etwa den Straßenbau. Er wird hier in einem Raum durch plastische Demonstrationen erläutert. Technisch interessante Anlagen, deren sinnvolle Kraft überrascht und fesselt. Dann die Entwicklung der Gas- und Wasseranlagen, die ein ganzes Netz unter der Stadt hin spinnen. Der Geleisbau der Straßenbahnen in Gegenüberstellung der Lösungen verschiedener Perioden.

Der Tiefbau. Das unterirdische München enthüllt sich. Die Schichtung des tertiären Untergrundes der Stadt, die als Grundlage der Anlagen zu dienen hat, wird erläutert. Die Grundwasserverhältnisse. Man bekommt eine Vorstellung von den großen Zusammenhängen eines Gemeinwesens. Ausgedehnte, unterirdische Spülgalerien, Hochbehälter; Verteilungsschächte und Kammern. Zuleitungen, Entleerungen; Ableitungsstollen und Druckrohrstränge.

Von fernher, aus Quellen und Tälern, wird das Wasser geleitet und in jedem Moment durch ein Rohrnetz richtig verteilt. Plastische Darstellungen erläutern das Technische, stellen es sinnfällig vor das Auge, so daß das Fremde plötzlich Leben gewinnt. Ein Diorama gibt den gesamten Überblick.

Die Anlagen der Gasanstalten, die einen ganzen Komplex ergeben, deren monumentaler, nur sachlicher Charakter im Architektonischen den imponierendsten Eindruck macht. Es ist ein Rhythmus in dieser Größe. Man spürt, wie die Kraft diesen Organismus, der weithin seine Fang-

arme reckt, durchströmt. Das ist alles Technik. Nur Technik. Aber ist es nicht konzentrierter Geist? Ist es nicht, in dieser Disziplin und Kraft, Schönheit?

Die Wasserzuleitung aus den Talhängen der Mangfall, illustriert an einem Modell, das einen ganzen Raum füllt. Wie aus den verschiedensten Tälern die Quellen zuströmen und geleitet werden. Weitumschauender Blick. Die Isarregulierungen werden erläutert. Wehr- und Wasserkraftanlagen; in Stufen setzt sich das Bett ab und das Gefälle wird so allmählich nivelliert. Die Isarwerke, die die elektrische Kraft produzieren und weiterleiten. (Bei dieser Gelegenheit sei auch an die schönen, einfachen Brücken erinnert, die München besitzt, Bauwerke, um die sie jede Stadt beneiden muß.) War dies alles praktisch und hatte darin seine Größe, daß es kraftvoll und umsichtig war, so kommen wir bei den städtischen Gartenanlagen wieder auf das Gebiet des Schönen. Gerade diese Fragen sind jetzt aktuell, und man hat über Platz- und Straßenanlagen, über gärtnerischen Schmuck jetzt wieder andere Ansichten als früher. Hier gibt es noch viel zu tun. Wie langweilig sind meist unsere Plätze! Das ist das Schöne, daß man merkt, wie viel Arbeit hier noch zu leisten ist, und daß man spürt, daß ein Anfang da ist.

Das Bedeutsame an diesen Gruppen ist, daß das Sachlich-Wertvolle in einer geschmackvollen, anschaulichen Form nahegebracht wird. Die Kunst schafft hier dem Praktischen einen schönen Rahmen, und hier ist den Architekten und Künstlern ihr Feld zugewiesen. All diesen trockenen Dingen ist z. B. durch feine Raumgestaltung ein gutes Aussehen, ein übersichtliches Arrangement (in den meisten Fällen hatte Baurat H. Gräßel die künstlerische Leitung) gegeben. Durch diese Gestaltung erst gewinnen die Dinge die Anschaulichkeit.

Diese Folge setzt sich dann noch weiter fort. In Räumen, die schlicht und doch dekorativ von R. Schachner gestaltet sind (eine Hauptfarbe beherrscht Wand, Boden und Decke) erhält der Laie fernerhin Kunde von Wachstum und Entwicklung der Stadt. Sehr lustig stellt das Statistische Amt seine Resultate dar. Das Münchener Kindl erscheint in wachsenden Größen, vom Wickelkind bis zum Riesenkind; es illustriert das Anwachsen der Bevölkerung. Immer kleiner werdende Maßkrüge stellen die erfreuliche Tatsache fest, daß der Bierkonsum pro Kopf abnimmt.

Eine vorbildliche Leistung ist die Einrichtung der Apotheke des III. Krankenhauses; hier wächst sich die bisher nur begleitende Raumgestaltung zu einer vollen, eigenen Leistung aus. Fein ist dieser Raum

in seiner Farbenmischung, des grauen Holzes, der schwarzen Einlagen, mit Grün in den Vorhängen, in dem Fußboden, den Möbeln und den helleren Metallgriffen an den Schränken und Kästen; ja selbst die grünen, gelben, schwarzen, violetten Gläser und Flaschen in den Regalen sind dekorative Hilfsmittel und schmücken den Raum.

Ein hellgrauer Krankensaal mit geschmackvollem Bilderarrangement schließt sich an. Modelle von Krankenhäusern zeigen intimes Zusammenwirken der Architektur, Gärten und Baumalleen. In das Waisenhaus München-Neuhausen führt uns ein reizendes Zimmerchen mit hellgrauen, mit Blumen bemalten Betten und Schränken, die für die Kinder sehr gut erdacht sind; die Einrichtung eines Pfründnerzimmers im neuen Heilig-Geistspital ist ebenfalls der Zweckbestimmung entsprechend im Charakter des Großväterlichen passend erfunden; gelbe gestrichene Wand, altbraunes Holz in Betten und Schränken, geblümte Decken. Die letzten beiden Räume sind von Gräßel.

Zu den schon vorhandenen, schönen Schwimmbädern kommen jetzt die großen Luftbäder, die die Stadt selbst anlegt.

Und nicht nur innerlich ist diese Arbeit gesund und kräftig, auch äußerlich tritt sie in geschlossen dekorativem Charakter auf. Man sieht durch eine weite Flucht von Räumen; Wand und Boden sind gleichmäßig in Braungrau verkleidet, und schwarze Holzleisten geben den Flächen Gliederung, zuweilen in den Türen Vorhänge von violetter oder grüner Färbung, die in dieses ernste Ensemble farbigeren Reichtum bringen. Das Architektonisch-Bewußte tritt in diesen Anlagen beherrschend hervor. Und wo vielleicht die Folge der Räume ermüdend wirkt, gibt ein festlicher Repräsentationsraum plötzlich Ruhe und Schönheit. Vier dekorative Landschaften von Franz Hoch, die vier Jahreszeiten, ausgeführt in leichter, beinah pointillistischer Manier, schmücken den nicht großen Raum und geben ihm Weihe. Im Frühling lichte Birken; gelbe Fülle flutenden Getreides im Sommer; rotes Laub von Blut und Gold künden den Herbst; und lichter Schnee im Winter. Leicht und frei stehen diese großen Landschaften im Raum, ohne übertrieben eine eigene Note anzustreben, und die getupfte Farbigkeit steht gut auf dem Hintergrund der grauen Wände.

Von hier aus kann man dann wieder zum Künstlerischen gehen. Man sieht, wie weise Voraussicht die Ausdehnung der Stadt nach einheitlichem Plan regelt. Den neuen Straßen wird die Monotonie genommen, man läßt das Vorbild alter Straßen auf sich wirken. Märkte

und Plätze werden nach künstlerischem Gesichtspunkt angelegt. Eine Fülle von Material stellt Vergangenheit und Gegenwart in Beispiel und Gegenbeispiel gegenüber. Man denke, die städtische Behörde kritisiert sich selbst und sucht mit beharrlichem Sinn das Neue, — welch' Mut! Die Bauten von der vorjährigen Oktoberwiese, die Festdekoration bei der Einweihung des deutschen Museums in München — überall spürt man ein Wollen, das Anschluß sucht an die moderne Tendenz in der Kunst, an die Raumkunst, und das Gefühl ist hier schon so erstarkt, daß man selbst Tüchtiges zu leisten imstande ist, ja Vorbilder gibt.

Die Architektur.

Auf diesem Kulturuntergrund hebt sich die Architektur, das zweite große Gebiet, dem wir uns jetzt zuwenden, bedeutungsvoll ab.

Es ist schon gesagt worden, daß der architektonische Gedanke die Tendenzen unserer Zeit besonders markant zum Ausdruck bringt. Es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß die ganze Ausstellung in den Bauten, wie in den Anlagen dieser Idee dient. Hier kommen wir nun zu der Baukunst im speziellen, als Sondergebiet der künstlerischen Betätigungen. Der Architektur ist, als Ausstellungsobjekt, ein breiter Raum gegönnt. Durch diese Reichhaltigkeit ist nicht nur ein Überblick über Münchener Baukunst ermöglicht; es wird der Etappengang der Entwicklung der Architektur unserer Tage illustriert. Insofern hat diese Vorführung typischen Wert, und eine Beschäftigung mit diesen Problemen ist um so nutzbringender, als die Architektur immer gebieterischer in den Vordergrund des Interesses rückt und im Leben der Nation eine Rolle zu spielen beginnt, wie sie früher nur der reinen Kunst vorbehalten war.

Die Vorhalle, die Prof. Richard Berndl schuf, hat einheitlichen Charakter; sie zeigt in den diskreten, grauen Farben Disziplin und einen Sinn für ruhige Gesamtwirkung, die gerade für einen Eintrittseindruck entscheidend ist. Aber schon die Wandelhalle läßt Raumgefühl vermissen und wirkt in ihren grau-blau-grünen Tönen zu dumpf. Große, helle, lichte Raumwirkung wäre hier am Platze gewesen. Diese Halle ist zu klein; es macht sich hier charakteristisch bemerkbar, daß der Sinn für monumentale Aufgaben hier weniger geweckt ist, als der Sinn für das Intime. (Durchweg ist das zu spüren. Das gibt dem Ganzen den wohltuend-behaglichen Charakter, aber man sagt sich, daß eine solche Ausstellung gerade das Monumentale zeigen muß, da sie selbst eine monumentale Idee ist, deren Verwirklichung selten gegeben ist.) Diese

Mischung schmutziger Farben wirkt merkwürdig drückend und steht im Gegensatz zu unserem modernen, dekorativen Fühlen. In der grauen Wand sind kleine, dunkelblaue Nischen ausgespart, in denen dunkle Bronzebüsten stehen; das Blau dieser Nischen schluckt die Wirkung der Bronzen auf. Nichts Repräsentatives ist dieser Wandelhalle eigen. Sie wirkt klein und unfrei, und die Vorhalle erscheint daneben groß. Am schlimmsten aber sind die Wandgemälde von Klemm, denen man leider nicht nur in diesem Raum begegnet. Es ist eigentümlich, wie solche Entgleisung im Dekorativen geduldet wurde. Eine Mischung von pompejanischem Stil mit Anregungen dekorativer Art im Farbigen von E. R. Weiß und Hofer. Kalkige, grelle Farben, die für das Auge auf diesem schmutzig graugrünen Hintergrund ganz disharmonisch wirken. Überladen und stillos ist die Ehrenhalle für den Prinzregenten. Ein Anklang an Barock in den ausladend prunkvollen Formen; dabei fehlt aber das Festliche, Strahlende der Barockfarben; der eigentümlich dumpfschmutzige Generalton gibt auch hier dem Raum etwas Düsteres.

Es folgen nun Ehrenräume; sie gehören Theodor Fischer, Hans Grässel, Friedrich von Thiersch, Franz Hocheder, Gabriel von Seidl, den Architekten, die Münchens offizielle Baukunst vertreten, seinen Ruf begründet haben. Als Räume sind diese Anlagen nicht glücklich. Man hat die Ausgestaltung den Architekten selbst überlassen. Ein Bestreben wird bemerkbar, moderne Grundsätze sich anzueignen. Doch bleibt eine Unentschiedenheit zurück, die anzeigt, daß der gute Wille nicht ausreicht. Am besten hat Hans Grässel seine Aufgabe gelöst; die graue Wand, der graue, quadratisch geteilte Boden gibt eine gewisse Einheit. Geschmacklos aber wirkt, wie in allen Räumen, so auch hier die an der Decke, als Umfassung des Oberlichtglases, angebrachte, herabhängende Rüschenumrahmung.

Ganz im alten Stil verharrt Hocheder, dessen Bauten dahin streben, den alten Vorbildern zu folgen. Auch Seidl kommt aus diesem Wirrwarr nicht heraus; jeder sucht sich aus fremden Stilen sein Vorbild und benutzt es dann als Klischee. Das Künstlerhaus, eine Anzahl Kirchen zeigen dieses Schema, das an Bühnendekoration, an Maskerade erinnert. Jedoch, das eine ist zuzugeben: die Nachahmung ist wenigstens sinnvoll, sie protzt nicht, wie es in Berlin der Fall ist; sie hat eine gewisse Bescheidung im Nachfühlen. Bei den anderen Architekten macht sich schon ein Übergang bemerkbar. So merkt man bei dem Justizpalast von Thiersch ein munteres Farbengefühl, das zuweilen vielleicht über

das Ziel hinausschießt, aber doch wenigstens etwas wagt. Und in der Anlage von Treppengewölben lebt ein Gefühl für kompakte großzügige Raumwirkung. Bei Grässel sind weniger die Gebäude zu beachten; seine eigentliche Schöpfung sind die Friedhöfe, die seiner Leitung unterstehen, und speziell der Waldfriedhof, seine letzte Leistung, ist des Interesses sicher. Die Vorschriften, die er hierfür erließ, geben einem solchen Komplex eine schöne Ordnung und sorgen weitsichtig dafür, daß das Gelände im Sinn einer natürlichen Raumschönheit erhalten und ausgenutzt wird, und in diesem Rahmen ist dafür gesorgt, daß nichts Häßliches sich einschleicht; nur gute Leistungen in Denkmälern und Steinen, in denen das Material schön verarbeitet ist, kommen zur Aufnahme. Holzkränze und Eisenarbeiten erhalten wieder neuen, künstlerischen Wert, und selbst die Blumen wirken in schöner Ordnung mit zu dem Ganzen, dem der Wald einen stimmungsvollen Rahmen gibt, der an den entscheidenden Stellen durch Anlage schöner Brunnen, die ganz einfach, aber monumental gehalten sind, Unterstützung erfährt. An Ludwig Hoffmann, den Berliner Architekten, erinnert Theodor Fischer; auch er hat noch Anklänge an Stilbaukunst; aber seine Schlichtheit und Ehrlichkeit, der Sinn für zugleich intime und große Wirkung führt ihn eigene Wege. Sein Können zeigt sich in den schönen Volksschulen, die großzügig sind und doch auch jenes liebenswürdige Detail haben, das für die Kinder paßt, und die in der Grundanlage von vorbildlicher Sachlichkeit sind.

Das eine spürt man: auch da, wo diese älteren Architekten im Stil verharren, es ist doch mehr Eigenes in ihren Schöpfungen, als es sonst und anderswo der Fall ist, und sie vermeiden nach Möglichkeit jede Pose.

Von hier aus hat der einsichtige Besucher, der offenen Auges durch die Stadt geht, die Ausstellung zu ergänzen. Es ist für München charakteristisch, daß vorläufig noch die öffentliche und namentlich die städtische Baukunst auf einem höheren Niveau steht, als die private. Große Aufgaben, Hotels, Restaurants, Cafés und ähnliche Aufgaben, wie sie eine Großstadt mit sich bringt, harren noch der Initiative der unternehmenden Bürger. Nur ein neues Restaurant sah ich im Vorübergehen in der Neuhauserstaße, das in seiner schönen, ruhigen Wirkung des grauen, porösen Steins, die sehr vornehm zusammenging mit dem tiefen Braun der Bänke und Möbel (ein feines Portal mit Reliefplastik im Türbogen als Eingang) den üblichen Bierkellercharakter verleugnete. Auch das Landhaus kommt erst jetzt allmählich zu seiner Berechtigung. Was aber den Ruhm Münchens bildet, die schönen Brücken,

deren Monumentalität so entscheidend im Stadtbild mitwirkt — man braucht nur einmal die Isar hinabzugehen und man wird eine Fülle von Schönheit an diesen Schöpfungen bemerken — sie kommen hier nicht zur Geltung. Künstlerische Wahl des Materials, des schönen Steins, der an sich in seiner Porosität so wechselvoll und angenehm wirkt, zweckmäßige Gestaltung sowohl hinsichtlich der Aufgabe wie des Materials gehen hier zusammen. Der Sinn für ruhig-plastische Wirkung hat sich hier, in der Stadt Hildebrandts, fast eine Tradition geschaffen. Diese leichten Reliefs, die sich nicht vordrängen, diese breit ausgeschnittenen, durchbrochenen Flächen, die in sich ein großzügiges Muster ergeben, das niemals aufdringlich erscheint, dieses wohlerwogene Verhältnis der Farbigkeit und der Masse in sich und im Verhältnis zu der Umgebung (wie schön der graue Stein über dem Grün des Flußbettes!). Welch Abstand, wenn wir an Berliner Brückenkunst denken, wo immer noch ein übler Klischeestil und Hurrapose dominieren.

Das Zwischenstadium, in dem sich unsere moderne Architektur befindet, kommt typisch in den Räumen zum Ausdruck, die der privaten Baukunst gewidmet sind. Hier findet man neuere Tendenzen und Versuche, das praktische Wohnproblem frei von Stilen zu lösen. Insofern eine reichere Auswahl von Möglichkeiten, die ein Hinauskommen über das Niveau der Ehrensäle ahnen lassen. Ideen, wie sie in der Gartenstadtbewegung gegeben sind, geben eine Anregung zur Schaffung ganzer Komplexe, wie es sich in der Gartenstadt Harlaching bekundet. Terraingesellschaften zeigen, wie in Gauting und am Starnbergersee, eine geschickte Ausnutzung der natürlichen Schönheit des Geländes, in das sich die Häuschen mit den grauen oder roten, breiten Dächern harmonisch einfügen. Eine weitere Auswahl von Landhausmodellen zeigt im einzelnen, architektonisch wie malerisch, eine zugleich entschiedene und zugleich intime Wirkung. Bootshäuser sind mit Geschmack in die Landschaft gepaßt. Auch Schulhäuser, zum Beispiel die Volksschule mit der Märchendarstellung in heller Silhouettenwirkung, die in der Fassade durch rauhen und glatten Putz hergestellt ist, gelingen oft in der Vereinigung von Sachlichkeit und Schönheit; vielleicht auch noch kleine Kirchen, wozu in den Dörfern eine reiche Auswahl von Vorbildern gegeben ist. Dagegen macht sich in den offiziellen Gebäuden immer noch jene Unsicherheit bemerkbar, die durch eine äußere Stilpose zu verdecken gesucht wird, und die anzeigt, daß die neue Form hier erst noch zu finden ist. Auch für das Theater

ist ein neuer, monumentaler Stil noch nicht gefunden. Das zeigt sich bei dem Künstlertheater, das von Heilmann und Littmann errichtet ist, und das als besondere Aufgabe wohl Gelegenheit zu einem neuen Versuch geboten hätte. Es ist in der Fassade zu düster und einförmig und ähnelt vielleicht mehr einer feierlichen Begräbnishalle, als einem festlichen Zwecken dienenden Gebäude. Auch im Innern ist, obwohl moderne Raumprinzipien hier zur Anwendung kommen, die Ausgestaltung des Raumes zu monoton; außerdem paßt das Grau der Holzverkleidung der Wände mit dem gelben Holz der Decke nicht recht zusammen; die Gegensätze stoßen zu hart zusammen. Der Vorhang, der auf blauer Fläche leichte grüne Linien und eine breitere Borde gelber und roter Blumen in Stickerei zeigt, gibt einen feinfarbigen Eindruck. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Architekten auf diesem technischen Gebiete des Theaterbaues eine reiche Erfahrung besitzen, aber es ist ihnen nicht so gelungen, diese sachliche Notwendigkeit zu einer neuen Schönheit zu formen. Hier müßten andere Kräfte zur Betätigung noch herangezogen werden, um auf diesem Gebiet jenen Anfang zur Eigenart zu setzen, wie er im Landhausbau bemerkbar wird. Im übrigen bleibt auch hier die Bemerkung bestehen, daß, sowie große Aufgaben gestellt werden, man unwillkürlich auf einen schloßartigen oder burgmäßigen Typus verfällt oder sonstwie im Stil Zuflucht sucht. Übel sieht es dagegen bei den Architekten aus, wenn sie daran gehen, Interieurs zu gestalten oder Wandmalerei zu geben. Sie verharren durchweg noch in dem alten Dekorationsgeschmack, lieben die Allegorie und vermeiden jede große dekorative Wirkung. Ihre Zimmer machen meist einen zu bunten Eindruck, und während sie es schon verstehen, ein Haus mit Geschmack in eine Landschaft hinein zu passen, die breiten Flächen des Daches dekorativ auszunutzen und die Gruppierung der Fenster fein mitwirken zu lassen, fehlt ihnen im Innenraum gerade jene architektonische Disziplin, die sie eigentlich mitbringen müßten. Dies eine haben die Malerarchitekten vor ihnen voraus. Und wenn die Architekten sich ein Gebiet nicht entreißen lassen wollen, so tut ihnen hier eine Erziehung not, die um so mehr geboten ist, als die Künstlerarchitekten auch schon auf das eigentlich architektonische Gebiet überzugreifen beginnen, indem sie als Neuerer und Eroberer energischer an ihrer Ausbildung arbeiten.

Dies alles, das für unsere Zeit charakteristisch ist, kommt in der Sonderausstellung des Bundes „Deutscher Architekten", des „Münchener Architektenvereins", der „Allgemeinen Architekturausstellung"

überzeugend zum Ausdruck. Die Räume haben eine sachliche und ernste Haltung und bringen die Modelle, da sie selbst im besten Sinne einfach sind, zu guter Wirkung. Photographien von Gartenanlagen, Grabdenkmälern, alten Münchener Häusern, mit ihrer breiten architektonischen Erscheinung, ergänzen die Ausstellung und bringen aus alter und neuer Zeit ein reiches Material hinzu.

* * *

Man muß, um diese Abteilung Baukunst nach der modernen Seite hin vollständig zu ergänzen, an die Bauten der Ausstellung selbst denken, errichtet von den Stadtbaumeistern Bertsch und Schachner, an die Ausstellungshallen, an den Vergnügungspark, von deren Stil schon oben die Rede war. Hier sieht man zum Resultat gediehen, was noch unentwickelt war, und man ahnt den Beginn eines neuen, monumentalen Stils.

Die Raumkunst.

In der Raumkunst stehen die Werkstätten obenan, die als Vorkämpferinnen des neuen Stils bekannt sind und sich bemühen, ihm in dem großen Kreis des Publikums Eingang zu verschaffen. In einer Zeit, in der die Industrie der Stilverwilderung Rechnung tragen zu müssen glaubte, bildeten sich jene Vereinigungen von Künstlern (nach englischem Vorbild), die selbst als Unternehmung auftraten. Ursprünglich hatten sie schwer zu kämpfen, nun aber haben sie sich durchgesetzt, und ihr Vorbild wird nicht unbeachtet bleiben. Ein neues Produktionsprinzip kommt in diesem Zusammenarbeiten, in diesem Vorherrschen des Künstlerwillens zum Ausdruck, der nach und nach alles in seinen Bereich zog, was uns in unsern Räumen umgibt.

Zwar ist auch in diesen Abteilungen die Industrie mit Raumkunst vertreten. Das zeigt aber nur, daß das Vorbild auch diese Kreise schon mit sich fortriß. Was man hier sieht, ist im besten Falle ein guter, achtenswerter Durchschnitt, womit keine Herabsetzung ausgesprochen ist. Es muß so sein. Man stellt fest, daß sich schon Regeln zu bilden beginnen, die der raumkünstlerischen Anschauung dienen, und wenn in diesem Ensemble ein Zimmer auffällt, so erfährt man aus dem Katalog die Überraschung, daß ein Künstler es entworfen hat; man liest den Namen Niemeyer. Dieser feine Künstler, mit dem wir uns noch später zu beschäftigen haben werden, hat hier ein kleines Richterzimmer ausgestellt, das sehr apart auf Grau und Grün gestimmt ist. Die Decke

Fritz Klee und Peter Danzer:
Aus dem Vergnügungspark.
Zum Essay von Ernst Schur.



ist niedrig gelegt, dadurch bekommt der Raum Intimität, dem die gewählten Farben Eleganz anfügen, und die graziöse Sachlichkeit der Formen paßt sich vorzüglich an.

Bleiben wir aber bei den Vorbildern. Es sind die „Vereinigten Werkstätten" und die „Deutschen Werkstätten".

Was die „Vereinigten Werkstätten" anlangt, so läßt sich wohl kaum etwas Eleganteres denken, als die Marmorhalle, die Bruno Paul schuf, in der die glänzenden, rotbraunen Möbel so gewählt stehen. Hier ist wirklich ein neuer Stil für die vornehmsten Kreise geschaffen, und doch ist jeder Prunk, jede Überladung vermieden.

Eine eigene Schöpfung ist das Zimmer von Th. Th. Heine, das ganz in Orange und Gelb gehalten ist; von wunderbarer Intimität der warmen Töne und trotz der Anlehnung an Biedermeier doch ganz frei von Nachahmung.

Noch umfassender treten die „Deutschen Werkstätten" auf. Hier begegnet uns der Name Riemerschmid, der dieser Unternehmung den mehr volkstümlichen Charakter gibt. Wenn man die Art eines Riemerschmid allgemeiner beschreiben will, so wird man auf die Bauernkunst hindeuten müssen. Doch ist diese Anlehnung nicht sklavisch. Riemerschmid hat sich im Laufe seiner Entwicklung immer mehr zu einer Art durchgerungen, die nicht äußerlich nachahmt, sondern nur die Anregung entnimmt. Seine Zimmer erinnern an Bauernkunst, nicht weil man hier Muster und Formen findet, die von dort her entnommen sind, sondern weil sie jenen Charakter der Wohnlichkeit, Materialtechnik, jenes Absehen von Gewolltem, Übertriebenem haben, den wir an alten bäuerischen Interieurs bewundern. An dieser soliden Art hat sich Riemerschmid gebildet, ist dann aber auch zu anderen Aufgaben vorgeschritten, die das Geltungsgebiet seines Talentes erweitern. Er hat festliche Hallen entworfen, elegante Interieurs hat er geschaffen, Bureauräume und Arbeitszimmer entworfen und sich so den Anforderungen entsprechend immer mehr differenziert. Wenige folgen wie er so sachlich der Zweckbestimmung eines Raumes, und seine Zimmer haben auch jene diskrete Zurückhaltung in dem Gebotenen, die dem künftigen Bewohner noch eine individuelle Prägung überläßt.

Wie gut Riemerschmid auch größere Aufgaben bewältigen kann, das zeigt die Anlage der Halle für Nahrungs- und Genußmittel, die unter seiner künstlerischen Leitung entstanden ist. Hier hatte Riemerschmid den mannigfachsten Anforderungen gerecht zu werden und doch dem

Ganzen eine Einheit zu wahren. Gleich der Hof, dessen Anlage Riemerschmid bestimmte, gibt einen entscheidenden Eindruck, eine feine Intimität. Als Mittelpunkt ist ein großer Baum genommen, der seine Zweige tief herabsenkt. Unter ihm eine hübsche Bank aus Stein mit gleichmäßig viereckigen Ausschnitten an der Rückwand; eine einfache, geschmackvolle Kindergruppe bildet zu beiden Seiten den Abschluß. Auf der anderen Seite entspricht dem ein Frühstückspavillon in Fachwerk, weiß mit graublauem Holz, dem kleine Muster in mattem Rot aufgemalt sind. Dieser Raum atmet Ruhe, ein nach dem Hof zu offener Wandelgang bildet die Überleitung zu der Innenhalle. Der hohe Giebel zeigt ein festlich prunkendes Bild von Wackerle in violetten, blauen und grünen Farben, das auf einem Grunde von verschlungenem Geäst die verschiedenen Stände dekorativ darstellt.

Diese Farben weiß, grünblau, rot kehren in der Aufeinanderfolge der Räume wieder, die in hübscher Gliederung abwechseln; man sieht in kleine Kojen hinein, die ein gleichfarbiges Holzportal einrahmt. Bei diesen Räumen ist Rücksicht genommen auf den Charakter der ausgestellten Gegenstände, denen ein guter Hintergrund gegeben werden soll. So ist einmal das Helle, Lichte in einer weißen Stube mit weißblauen Vitrinen betont, dann wieder erweitert sich in dem Raum für Getreidehandel und Hopfen die Anlage zu einer großen Halle, deren Wand mit demselben grünblauen Rupfen bespannt ist und ein schmaler Fries die mattrote Farbe aufnimmt. Hier hängt von der Decke ein mächtiger Erntekranz als Beleuchtungskörper. Farbig dekorative Gemälde von Ernst Liebermann und M. R. Eichler schmücken die Wand, und in diesem Ensemble werden die Säcke und Körbe, die an den Wänden aufgereiht stehen, selbst zu einer lustigen Dekoration. Hiermit hat Riemerschmid etwas Vorbildliches geliefert für das Arrangement solcher Materialausstellungen, das sonst immer trocken und langweilig wirkt, und die Kunst dient hier wirklich der Sache. Phantastischer, reicher ist der Raum für Spirituosen und Liköre, mit lichtgelber Decke und weißgelber Wand, vor der, in hohen Reihen geordnet, die Flaschen stehen, so daß auch hier das Material selbst wieder zur Dekoration mitwirkt.

* * *

Eine große Leistung ist das „Ausstellungscafé“, das Niemeyer (ebenfalls Künstler der deutschen Werkstätten) entwarf, in dem sein Geschmack, sein Können reif zum Ausdruck kommen. Sachlichkeit und Schönheit ist hier vereint, und doch ist alles materialecht geblieben. Keine

Überladung und doch überall Reichtum. Das Künstlerische ist diesem Raum unverkennbar aufgeprägt. Diese Schönheit erreicht Niemeyer durch die feine Auswahl der Materialien, deren Farbenwerte ihm dienen müssen. Grüne Kacheln umkleiden den Raum, darüber ist die Wand weiß gehalten. Eigenartige Beleuchtungskörper hängen an Schnüren von der Decke herab; die Leuchtkörper bestehen aus vier hängenden, undurchsichtig weißen Vierecken. Die weißen Tischtücher haben eine feine violette Bordüre, auch die Teller haben violetten Schmuck am Rande. Die Stühle sind weiß und hochlehnig. Auf den Tischen stehen gelbe Blumen, und in zwei Nischen an der Wand in schlanken Vasen rot- und blauviolette Malven. Aber das Eigenartigste in diesem Raum bilden die an jedem Wandteil in die grünen Kachelflächen tief eingelassenen ovalen Bilder; Blumenstücke von reicher Fülle und sehr eigenartiger Zusammenstellung, bei allem Reichtum der Nuancen immer feinfarbig, malerisch-dekorativ ohne die übliche schon zur Schablone werdende Stilisierung. Das Eigenartige ist, daß durch dieses Zusammenbringen der ganz simplen, glatten Kacheln ein ganz neuer Eindruck erzielt wird. Die Kacheln sind blank, die Bilder sind stumpf, und man sieht erstere nur als eine gleichmäßige grünkarierte Fläche, die den Bildern als Hintergrund dient und es durch diesen scharfen Gegensatz macht, daß die Farben der Bilder um so feiner sich abtönen.

Was Niemeyer von anderen Raumkünstlern unterscheidet und ihn, der neuerdings erst immer markanter heraustritt, an eine besondere Stelle stellt, das ist der Umstand, daß Niemeyer vor allem Maler ist und diese Eigenschaft entscheidend auch in seiner Raumkunst zum Ausdruck bringt. Nicht in der Weise, daß das Bildhafte bei ihm überwiegt, er läßt die Farben alle in das Material eingehen, wohl aber in dem feinen Zueinanderstimmen aller Töne in der reichen Auswahl der Nüancen. Dadurch gelingt es ihm, seinen Räumen wieder Bilder einzugliedern, die in dem Ganzen harmonisch sich einfügen und nicht als fremder Schmuck erscheinen. Im allgemeinen macht sich jetzt in der Raumkunst ein Hinstreben zur Architektur bemerkbar. Niemeyer macht sich alle diese Tendenzen zunutze, aber seine reiche und eigenartige Begabung schützt ihn vor Einseitigkeit und gestattet ihm eine Fülle neuer Schönheit.

Die Industrie.

Man hat in letzter Zeit oft von dem Problem gesprochen, das darin gegeben ist, daß die Industrie den Anschluß an die Kunst suchen müsse.

Das geht nicht ohne Kämpfe ab. Daß aber beide miteinander bestehen können, das zeigt die Sportabteilung in vorbildlicher Weise.

Man hat in letzter Zeit oft von einem Maschinenstil gesprochen, dessen Sinn eine sachliche, großzügige Gestaltung ist, die verzichtet auf Ornament und Überladung. Der Praxis des Lebens wurde eine neue Anregung entnommen und gerade das, was bestimmt schien, fern von aller Kunst zu bleiben, die Maschine, wurde der Typ eines neuen Stils.

Ähnlich ist es mit dem Sport. Auch hier nur Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Knappheit in allen Dingen. Nichts von alledem, was wir sonst als „künstlerischen Schmuck" ansprechen. Im Verzicht eine neue Schönheit.

Das kommt markant zum Ausdruck auf dieser Ausstellung, deren Sporthallen zu den Sehenswürdigkeiten zählen. Sie gehören zu den bestimmenden Eindrücken, die man mitnimmt, die nachwirken, weil eine neue freie, zuversichtliche Schönheit darin zum Ausdruck kommt.

Eingeleitet wird diese Serie durch einen kleinen „Gabentempel" betitelten Raum in Blau-Weiß von Hohlwein, in dem die jeweiligen Preise zur Aufstellung kommen.

Dann der Alpensport. Raumgestaltung von Erich Erler-Samaden. Die Wände ganz mit Fichtenholz in Naturfarbe verkleidet. Eine einfache Linie in Schwarz umzieht den Raum und betont die Gliederung. Auf schwarzen Sockeln stehen die Vitrinen mit den zum Sport gebrauchten Dingen. Eingebaut eine kleine Schutzhütte mit vier Betten, naturgetreu und komplett, ebenfalls Naturholz, mit teilweise schwarzer Einfassung. Eine ernste, gediegene Sachlichkeit überall. Ein Gemälde von Erler schmückt die Wand über der Eingangstür, einen Mann darstellend, in liegender Stellung, auf der Höhe, umgeben von einer weiten Schneelandschaft. Unter den ausgestellten Dingen, Mänteln, Anzügen, Schuhen, Seilen, die alle dem Sport angepaßt sind und in ihrer Sachlichkeit eine Großzügigkeit besitzen, die oft unsern sonstigen Kleidern fehlt, fallen besonders die Lodenstoffe auf, die oft mit der praktischen Derbheit des Materials eine solide und ansprechende Farbigkeit verbinden und richtig verarbeitet ein sehr geschmackvolles Kostüm ergeben können, wie das vom Kunstmaler Moos entworfene Kostüm für eine Hochtouristin, das die Firma Hirschberg und Ko. ausstellt, zeigt; braun Loden mit dunkelgrüner Borte, die die Teile einfaßt.

Der Turnsport. Eine Halle, deren schmucke, glänzende Farbigkeit dem gebeizten Holz der Turnapparate angenähert ist. Auch hier Turn-

kleidung für Erwachsene und Kinder von praktischer Schönheit. Ein Turnkleid, entworfen von Kunstmaler Moos, ein Tenniskostüm von Kunstmaler Ritzer, sachlich leicht und elegant; Anzüge, die die Bewegungen nicht behindern und die Schönheit in dem Rhythmus des Körperlichen betonen; beide von der Firma Hirschberg und Ko. ausgestellt. Draußen, vor der Halle, im Durchblick sichtbar, führten gerade in der weißen Arena, die von hohen, braunen und hellen Tribünen festlich umrahmt ist, über 1000 Knaben und Mädchen ihre heiteren Spiele vor, junge Körper, leicht und schmuck gekleidet, elastisch und biegsam, und etwas wie das Ahnen einer neuen Kultur dämmert auf.

Halle für Wintersport. Weiß die Wände. Nach oben sich verengend. Hier sich herumziehend ein mattblauer Fries; Silhouetten in Grau, das Wintertreiben illustrierend, nur flächenhaft, nur wie eine leichte Erscheinung. Darüber öffnet sich dann wieder der Raum in weißer Helligkeit. Und selbst die Namen der Firmen sind dekorativ verwendet. In großen Buchstaben fest geordnet stehen sie weiß auf blauem Grund wie ein Ornament und säumen den Giebel. Dieser lichte Raum, dessen Charakter den Wintersport suggestiv nahe bringt, ohne in Illustrationsmanier zu verfallen, ist von Hans Beatus W i e l a n d geschaffen. Er hat auch Ski- und Eislaufkostüme entworfen; ein Glockenrock aus hellem, Graubündener Loden, auf dem die grellrote Jacke prachtvoll steht, Kragen und Ärmel mit norwegischer Stickerei gesäumt (ausgestellt von der Firma Hirschberg und Ko.). Und auch die Wintersportbekleidung von Wagner und Ko., gestrickte Jacken, erfreuen in ihrer kräftigen Farbigkeit, in ihrer derben Struktur.

Der Raum für Wassersport erfuhr durch Prof. Fr. K l e e eine farbig entschiedene Gestaltung. Unten dunkelblau, oben weiß; eine schwarze Leiste trennt die Felder; Wölbung überspannt den Raum. Ein vollständiges Motorboot ist hier ausgestellt und die prächtige Schönheit dieses aalglatten Apparats präsentiert sich zugleich elegant und kraftvoll. Interessant ist ein sogenanntes Rucksackboot; ein Boot, das in einer Viertelstunde zusammenlegbar ist, als Paddelboot auf allen Flüssen, als Segelboot auf allen Seen zu verwenden, und als leichtes Gepäckstück (15 Kilo) überallhin mitzunehmen ist. Nach Zurücklegung einer Strecke von 2000 Kilometer betrugen die Reparaturkosten 50 Pf. Ein Ruder- und Segelkostüm (entworfen von Prof. Klee; ausgestellt von Hirschberg und Ko.) zeigt ein gefälliges Aussehen.

In einer Halle, deren Boden mit orange Rupfen belegt ist, deren

Wand mit grünem Rupfen bespannt ist, während die Decke weiß gehalten ist, kommt der Jagd- und Angelsport zur Ausstellung. Jagdkostüme nach Entwurf von Prof. Frank-Kirchbach, Angelsportkostüme nach Entwurf von Prof. Rud. Wimmer, verbinden Einfachheit und Eleganz. Eine offene Halle, mit grauen und grünen Kacheln verkleidet, zeigt in eingelassenen Kästen die Fische; ein Brunnen gibt dem Raum eine geschmackvolle Erweiterung.

Ein Hof, der von viereckigen Säulen mit gelbem Putz eingerahmt ist, — ein Rundgang führt herum —: Radfahrsport. Radfahrkostüme nach Entwurf von Prof. Rud. Wimmer.

Dem Reit- und Fahrsport hat Ludw. Hohlwein einen Saal geschaffen, dessen Eleganz und Sachlichkeit die schönen Dinge des Luxus in die Sphäre hereinhebt, in die sie gehören, ihnen einen Rahmen gibt, der ihnen dient und entspricht. Weiße Wände; braunes Gebälk, das sich stützend zur Decke apart hinaufzieht; viereckige, schlanke Stützen, die den Raum unterbrechen; eine saubere, großräumige Schönheit.

Diese Art setzt sich fort in dem „Zimmer eines Sportfreundes", das Hohlwein entwarf, der auch elegante Reitkleider schuf. Stühle mit hohler Lehne, in die man sich hineinschmiegt. Ein Pferdemusterstall (ebenfalls von Hohlwein) ist schmuck gestaltet; eine graue Decke, blaugraues Gebälk, grauweiße Kacheln; eine saubere Schönheit.

Der Verband zur Wahrung der Interessen bayrischer Motorradfahrer stellt Bekleidungen und Ausrüstungen für Automobilsport aus, deren kühne Schönheit, deren Verzicht auf Verzierung, deren ausgesprochene Farbigkeit eine neue Art der Erscheinung ahnen lassen. Ebenso sachlich ist das anschließende Sitzungszimmer; schwarze Möbel, blaue Tuchbekleidung, gelbgrauer Rupfen. Dieser neue Geist erfährt zum Schluß noch einmal eine Betonung. Hohe, lichte Hallen, in dem die Automobile prachtvoll stehen. Als einziger Schmuck die Namen der Firmen blau auf weiß, in dekorativer Schrift, wie ein sachliches Ornament wirkend. Autokostüme entworfen von Prof. Firle; derb im Material, entschieden in der Farbe, schmuck und sparsam, auch hier eine neue Art.

Nichts ist zu viel in diesen Hallen. Eine strenge Architektonik bannt die Formen zu einer sachlichen und einheitlichen Sprache.

Auch die Art, wie die Dinge zur Geltung gebracht sind, ist vorbildlich. Keine Anhäufung. Das Einzelstück wirkt durch seine Güte. Der Raum dominiert. In Nischen und Vitrinen sieht man die Gegenstände geschmackvoll verteilt. Beides eint sich zu einem großen Eindruck.

Gerade dadurch, daß die Sachen zurücktreten, ziehen sie die Aufmerksamkeit auf sich. Die Qualität ist es, die dominiert. Nicht die Quantität, wie es leider sonst auf industriellen Ausstellungen der Fall ist, wo die Fülle locken soll, die Masse herrscht. Ein neues Prinzip tritt hier auf, das rückwirkend auch die Ladenausgestaltung, das Schaufensterarrangement beeinflussen wird.

Diese Dinge der verschiedenen Sportzweige haben, wie man sieht, alle eine gemeinsame Note, die Note der Sachlichkeit, Material und Zweck ergeben die Form. Das ist ihnen so offensichtlich aufgeprägt, daß man hier von einem neuen Stil sprechen kann, wie man von einem Maschinenstil geredet hat. Ein Stil der Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Materialgerechtigkeit. Alles andere ist Überfluß und wirkt störend. Knappheit des Ausdrucks zwingt zu prägnanter Form, und dies wirkt manchmal geradezu faszinierend. Indem diese Dinge solchermaßen ihren eigenen Stil haben, prägen sie ihn auch den Hallen auf, in denen sie zur Erscheinung kommen, und beeinflussen auch die Menschen, die diese Sports ausüben. Es ist ein neuer Geist der Tatkraft und Lebensfreude hier zu spüren, und man kann spüren, wie hier auch für die Kunst- und Lebensanschauung neue Anregungen liegen und eine neue Kultur vorbereitet wird. Man braucht nur in die Abteilungen der Modekonfektionen zu gehen und dann mit diesen Prunkkleidern, deren Stillosigkeit so offensichtlich ist, die sachlichen und schönen Sportkostüme zu vergleichen. Da sieht man, wo eine neue Kultur einsetzt, deren Weiterwirken unsere äußeren Lebensverhältnisse, die Art, wie wir uns zur Erscheinung bringen, beeinflussen wird.

So kann man sich nur freuen, wenn dieser Teil der Industrie eine so reiche Ausbildung erfahren hat, wie es sich auf dieser Ausstellung so imponierend zeigt.

* * *

Noch einmal vereinen sich Raumkunst und Industrie. Ein großer, ovaler Mittelraum von repräsentativem Charakter, der in seinem Prunk, seinem Schmuck den sachlichen Stil der Sporthallen glücklich ergänzt: der Repräsentationsraum der Abteilung für Konfektion, den der Kunstmaler Adolf M ü n z e r, Mitglied der Scholle, schuf.

Eleganz in Formen und Farben, durch die Kunst zu einer raffiniert-vornehmen Erscheinung erhoben.

Diese schöne, ovale Halle, deren Raumwirkung so vollendet sich

präsentiert, zeigt glänzend-rotbraunes Holz vor grauer Wand. Oben kommt das Licht durch ovale, hochstehende Ausschnitte der Decke, die in Weiß gehalten ist und sich allmählich graziös nach oben zu verjüngt. Ovale Bilder sind in die Wand eingefügt, deren matte, elegante Farbigkeit vorzüglich dekorativ im Raum mitwirkt. Akte darstellend auf grünen Sesseln, Schleierdamen mit silbernem Spiegel, gelbe Masken vor grauer Tür, Gesellschaftsdamen in Spitzentoilette auf grausamtnen Fauteuils. Violetter Blumenschmuck füllt die Flächen. Ein leichter, koketter Stil, der an das Rokoko in seiner Bewegtheit und eleganten Farbigkeit anklingt, aber doch ganz modern und persönlich ist. Einen wundervoll reichen Ton fügt der ovale Teppich hinzu, der den ganzen Boden bedeckt, mit gelben und violetten Blumen und weichem, graurosa Fonds, in dem die gewählte Farbenharmonie ausklingt. Hohe Spiegel schmücken die Eckwände, dazwischen Vitrinen, in denen Auslagen zur Schau kommen, nur wenig, so daß der Gesamteindruck nicht gestört wird.

In diesem äußerst geschmackvollen Rahmen hält sich wenig, und man stellt gerade bei der eleganten Damenkonfektion fest, daß hier noch manches fehlt und daß der eigentlich moderne Stil der Eleganz erst noch für uns zu finden ist. Meist soll Überladung den Reichtum, Materialprotzerei den Geschmack ersetzen, und so kommt etwas heraus, das der schon entwickelten Geschmackskultur unserer Tage zuwiderläuft, während doch gerade das raffiniert Elegante Vorbilder geben soll für das Niedere.

Das Kunstgewerbe.

Das Kunstgewerbe tritt in diesem Ensemble zurück. Man sieht wohl Decken, Kissen, Reformkleider, Bucheinbände, aber das alles gibt keine entscheidenden Noten. Es gehen keine nachhaltigen Eindrücke davon aus.

Bezeichnenderweise. Es wurde schon in der Einleitung betont, daß die Entwicklung vom Kunstgewerbe ausging, dann zur Raumkunst kam, um schließlich in der Architektur den einheitlichen Grund zu finden. Und daß nun rückwirkend die architektonischen Ideen ihrerseits alle Gebiete zu beherrschen beginnen. Da ist es nur logisch, daß das Kunstgewerbe zurückgedrängt wird. Da, wo es bedeutsam auftritt, ist es irgend eine Verbindung eingegangen mit bestimmten Arbeitsgebieten, wie es sich in der Belebung von Hausindustrie und am imponierendsten in der reformierten Unterrichtsmethode an den Münchener Volksschulen

zeigt, wo künstlerische Anschauung zur praktischen Erziehung wird. Hier ist Bleibendes geleistet.

Doch auf einem Gebiet ist das kunstgewerbliche Können hervorragend tätig gewesen. Die Fähigkeit der Münchener Künstler, mit feinem Sinn und künstlerischem Takte das Kleine zu bedenken, diese spezielle Veranlagung für das Intime, das so charakteristische Berührungspunkte mit der einheimischen Bauernkunst besitzt, kommt so recht zum Ausdruck auf einem Gebiet, das reorganisiert zu haben ein bleibendes Verdienst der Ausstellung ist. Es ist dies das Gebiet der Fremdenindustrie, auf dem die Geschmacklosigkeit sonst üppig blüht. Jene Gedenkartikel und Mitbringsel, deren man sich sonst allenthalben zu schämen hatte, jene Basarware, die stets so deutlich den Stempel des Ungeschmacks an der Stirn trug.

Eine Reihe von Läden bildet eine besondere Abteilung der Ausstellung. Da war ein Basar des Bayrischen Kunstgewerbevereins, in dem unter anderen kunstgewerblichen Gegenständen lustige Schachfiguren und bäurisches Spielzeug auffielen. Da war die Verkaufsstelle der Deutschen Werkstätten und der Vereinigten Werkstätten mit vorbildlichen Erzeugnissen der angewandten Kunst, Kissen, Körbchen, Porzellan, Decken und Leuchter. Dann die Hofwachslichter- und Lebzelterfabrik Ebenböck, mit ihren dekorativen Lichtern und dem Pfefferkuchen in breiter, farbiger Aufmachung. Eine Zeitungsauslage, eine Zigarrenverkaufsstelle folgten. Dann eine Konditorei mit einem lustigen Fries in Kuchenteig und neuen künstlerischen Schachteln für Konfekt. Eine Kunsthandlung hatte Bilder und Stiche auf feingetönter Wand geschmackvoll zur Auslage gebracht. Alle diese Läden waren unter künstlerischer Oberleitung der Ausstellungsjury von Architekten und Künstlern entworfen. Weißes Gitterwerk einte sie für das Auge des Spaziergängers. Jeder Laden hatte seinen besonderen Charakter in Farbe und Gestaltung, die in jedem Fall auf das Wesen der Ware Rücksicht nahm.

Es zeigt sich bedeutsam der Weg, den das moderne Kunstgewerbe zu gehen berufen ist: die Verbindung mit der Industrie zu suchen, um so einen Einfluß zu gewinnen, der in den großen Kreis der Aufnehmenden führt, der unbemerkt Gutes dahin trägt, wo vielleicht Kunst an sich nicht gepflegt wird. Dem Künstler sind dadurch neue Absatzgebiete erschlossen; sein Wirken geht ein in das Leben und, indem seine Arbeit im Kleinen die Dinge des täglichen Daseins reformiert, arbeitet er in einer neuen Weise mit an der Schaffung einer modernen Kultur.

Das Künstlertheater.

Das Bühnenproblem wird heutzutage von den verschiedensten Seiten angepackt, betrachtet, beschaut und kritisiert, und jeder gibt seine Meinung hinzu.

Auch hier dominiert nur der architektonische Gedanke. Vorderhand aber muß man sagen, daß das Programm gut war, allerhand Hoffnungen weckte (darum der Beifall schon vor den Taten), ohne daß das Resultat in jeder Beziehung befriedigen konnte. Das Theater ist eben noch etwas anderes als eine künstlerische Idee.

Man hat sich hier mit einer seltenen Inbrunst, die fast Wagnerisches Erlösergepräge trug, dieser Erlösung des Theaters gewidmet. Und es ist nicht zu leugnen, daß einige Sätze des Programms verführerisch klangen. Hier sind sie:

„Wir wollen keinen Guckkasten, kein Panorama, sondern eine Raumausbildung, welche bewegten, menschlichen Körpern möglichst günstig ist, sie zu einer rhythmischen Einheit zusammenfaßt und zugleich die Bewegung der Schallwellen nach dem Zuhörer zu begünstigt. Nicht das perspektivische, tiefe Gemälde, sondern das flache Relief ist also maßgebend."

Daher die Kontrastierung: Guckkastenbühne — Reliefbühne. „Durch eine architektonische Gliederung schaffen wir drei Pläne: eine Vorderbühne (Proszenium), eine Mittelbühne, der gewöhnlich benutzte Spielraum, und eine Hinterbühne."

Kulissen und Soffitten werden überflüssig. Turmartige Seitenabschlüsse, die durch Bedachung verbunden sind, schließen das Proszenium nach hinten zu ab.

„Ferner kann das Niveau der Hinterbühne ganz oder teilweise erhöht oder vertieft werden. Erhält die Szene einen malerischen Abschluß, der eine landschaftliche Weite darstellt, so wird die Hinterbühne so tief versenkt, daß ihr Boden dem Auge des Zuschauers nicht mehr erreichbar ist."

Dann die wichtige Frage der Beleuchtung: „Die Vorder- und Mittelbühne empfangen ihr Licht von vorn oben. Die Hinterbühne hat ihre eigenen, unabhängigen Lichtquellen, welche so eingerichtet sind, daß alle Lichtstufen und vor allem auch Lichtstimmungen nach den Gesetzen strenger, malerischer Stilistik durch das Licht selbst erzeugt werden können. Durch die Ausbeutung dieses mit fünf Farben ausgestatteten Lichtapparates können jedoch nicht allein koloristische Werte, sondern auch Hell-Dunkelabstufungen und damit bei gleichzeitiger Veränderung

des Bühnenausschnittes usw. bald monumentale und weite, bald ganz intime Raumvorstellungen suggeriert werden. So hat der Regisseur z. B. kein anderes Mittel, uns die Vorstellung ‚Stube‘ zu suggerieren, als eben den Aufbau einer Zimmerdekoration mit einer Anzahl Möbel, was jedoch viel zu lange dauert. Da kommt ihm jetzt der Raumkünstler, der malerische Schöpfergeist zu Hilfe, der durch Verkleinerung des Bühnenausschnittes und durch Abstufung des Lichtes den Interieureindruck schafft; nicht das Interieur selbst, sondern nur die Maß- und Lichtverhältnisse, die notwendig sind, um in der Phantasie des Zuschauers eine Raumvorstellung wachzurufen, wie sie der Dichter in der betr. Szene fühlen läßt."

Als Ziel wird bezeichnet: „. . . die Grundzüge einer Schaubühne zu entwickeln, auf der 1. Drama und Darsteller sich frei nach den eigensten Gesetzen ihrer Kunst zu einer das moderne Empfinden wieder fesselnden Höchstwirkung entfalten könnten und dabei 2. durch die von kunstwidrigen Fesseln befreite, voll eingesetzte Kraft bildender Kunst unterstützt werden. Sodann war 3. zu zeigen, auf welche Weise die bildende Kunst sich dieser Aufgabe entledigen kann, ohne daß sie sich zu einem Zugeständnis an ihr wesensfremde Schablonen herbeiläßt."

„Das Wesentliche des Künstlertheaters ist demnach nicht zu suchen in technischen Neuerungen, maschinellen Erfindungen, Tricks und Apparaten, sondern einzig in den architektonischen Lösungen, durch welche es der bildenden Kunst gestattet wird, dem Drama und dem Darsteller den günstigsten Rahmen zu schaffen und dem Zuschauer die günstigsten Aufnahmebedingungen."

In diesen Worten wird das Ziel deutlich bezeichnet: das Vorwalten des architektonischen Prinzips. Alle die, denen eine Entwicklung unseres Theaters nach der künstlerischen Seite hin am Herzen liegt, werden diesen Worten beistimmen, und man wird es nur mit Freuden begrüßen, wenn energisch versucht wird, den neuen Stil auch für die Bühne zu finden, das Theater von dem Wust überkommener Geschmacklosigkeiten zu befreien.

Wie aber sehen nun die Taten aus?

Es kann hier nicht so ausführlich auf die einzelnen Aufführungen eingegangen werden. Es kann nur die Tatsache konstatiert werden, daß die Praxis sich der Idee nicht fügte. Selbst wenn man in Betracht zog, daß vielleicht Gewöhnung hinderte, sich gleich restlos in das Neue hineinzufühlen, so blieb doch das bestehen, daß gerade diese Handhabung den

Duft einer Dichtung zerstörte, die Ganzes zerpflückte und in seinem Besten den bildhaften Charakter zu sehr betonte, als daß der Rhythmus weiterhin einheitlich weiter strömen konnte. So waren es bezeichnenderweise einzelne Bilder, die haften blieben. Wundervolle, eindringliche Bühnenbilder, die in einem neuen, dekorativen Stil gehalten waren. Es blieb auch das als Eindruck, daß diese Bühne vielleicht sich speziell für eine Gattung von Dramen eignen könnte, die aber erst zu schreiben wären, die eine neue Monumentalität des dramatischen Stils pflegten. Für die alten Werke, die ihren Charakter aus dem Stil der alten Bühne heraus prägten, erschien diese architektonische Reliefart oft als Zwang, und speziell „Faust" wurde im Grunde mißhandelt; gestreckt, gereckt, zerpflückt, bis nur die Stilidee des neuen Theaters noch übrig blieb, das Werk aber war verschwunden. Gerade die Fähigkeit, Ganzes, eine Einheit zu geben, war für diesen neuen Stil damit nicht bewiesen, sondern eher das Gegenteil. Zudem, man ist solchen Hals-über-Kopf-Reformen gegenüber leicht mißtrauisch; das Historische hat auch seine Berechtigung; die Bühne, wie sie ist, hat vielleicht gerade so, wie sie ist, ihren Stil, der vielleicht im einzelnen gebessert werden kann, aber das System ist durch die Jahrhunderte festgelegt; so daß es eher gilt, wie es Brahm im Lessingtheater in Berlin, Reinhardt in den Kammerspielen und im Deutschen Theater in Berlin tut, im einzelnen zu reformieren und vor allem das Augenmerk auf das Werk, auf die Schauspieler, auf die Darstellung zu richten. Man soll diese neuen Ideen nicht ganz abweisen. Das Wertvolle wird übernommen und von berufenen Kräften weitergebildet werden.

Man vergißt leicht das Wesentliche: daß nämlich Stück und Darsteller die großen Hauptsachen sind und bleiben. Während die Szenerie und die Art, wie sie gestaltet wird, doch nur den Rahmen geben. Selbstverständlich ist es schön, wenn auch diese Nebensachen bedacht werden; aber sie rücken ein wenig zu sehr in den Vordergrund, so daß sie gerade das Gegenteil von dem erreichen, was sie anstreben: sie lenken ab, sie stören.

Namentlich das alleinseligmachende Prinzip des Münchener Künstlertheaters weist diese Momente, die ebenso interessieren, wie abstoßen, auf. Statt ein Prokrustesbett zu schaffen, in das alles hineingezwängt und ausgereckt werden soll, scheint es der praktischen Entwicklung, die auf Differenzierung ebenso wie auf Großformigkeit ausgeht, mehr zu entsprechen, wenn wir die einzelnen Gebiete spezialisiert

ausbilden, für das große Drama seinen Stil, für die Komödie ihren Stil, für das Salonstück seinen Stil etc. ausbilden.

Wenn in Bayreuth im „Parsifal" die Blumenmädchen noch so geschmacklos in ihrem Klatschblumenkostüm paradieren, man vergißt sie. Das bedeutende Stück, der geistreiche Schauspieler wirken im schlichtesten Rahmen und machen ihn vergessen. Während die raffinierteste Inszenierung über den Mangel schauspielerischen Könnens (und gerade das schauspielerische Material war in München nicht ersten Ranges und bedrohte sehr die Reformierung), über die Minderwertigkeit des Stückes nicht hinwegtäuschen kann.

Es ist ein Mißbrauch, wenn das Architektonische das Geistige erdrücken soll.

A. Rogalla von Bieberstein: Reiseskizzen von Italiens Ostküste.

Italiens Ostküste ist für die große Menge der Italienreisenden, mit Ausnahme Ravennas und etwa Anconas, eine Terra incognita und lenkte erst in neuester Zeit, als der Kaiser verschiedene Plätze jener Küste besuchte, die Aufmerksamkeit auf sich. Der Hauptstrom der Italienreisenden nimmt bekanntlich seinen Weg über Venedig oder Verona nach Florenz, Rom und Neapel und berührt dabei oft auch Ravenna mit seinen monumentalen Denkmalen ost- und weströmischer sowie gotischer Baukunst, das wir daher, als vielfach bekannt und beschrieben, hier übergehen können. Jener Weg ist die klassische Route der Italienfahrer. Der Osten und äußerste Süden der Halbinsel wird dagegen, abgesehen von Sizilien, Amalfi, Salerno und Paestum sehr wenig besucht, und wir entschlossen uns bei unserer diesjährigen Italienreise, der siebenten nach dem an Natur- und Kunstschönheiten unerschöpflichen Lande, auch dessen Osten kennen zu lernen. Wenn seine derartigen Schätze und seine historischen Erinnerungen sich auch nicht annähernd mit denen des übrigen Italiens messen können, so sind sie doch bedeutend genug, um auch die Reise an der Ostküste zu einer lohnenden zu gestalten. Ferner aber fördert dieselbe namentlich einen wichtigen Einblick in die italienische Herrschaftsperiode der Griechen, Normannen, Sarazenen und des Hauses Anjou, besonders aber in die der Hohenstaufen, die in ihrem großen Kaiser Friedrich II. ihren bedeutendsten Vertreter fanden, und macht erklärlich, daß das sonnige Apulien mit seiner entzückenden Meeresweite, das breite, mit Olivenhainen und Mandelgärten bedeckte und von einem Kranz schöner Städte und Hafenplätze umsäumte, zur Falkenjagd in den „Murgie" höchst geeignete Land, neben Sizilien der Lieblingsaufenthalt jenes Kaisers war, in dem er seinen Lieblingssport, die Falkenjagd, in dem von ihm erbauten Castel del Monte eifrig pflegte. Ebenso aber geht aus den Eindrücken jener Reise hervor, wie das schon in frühester Zeit außerordentlich fruchtbare, südöstliche Italien und seine Hafenbuchten zur frühen Ansiedelung der Griechen in diesem östlichen Teil „Groß-Griechenlands" auffordern mußten. Zwar stehen die

Verkehrseinrichtungen Ostitaliens hinter denen des westlichen und oberen Teils der Halbinsel erheblich zurück. Die Hotels und Albergos sind vielfach veraltet, die Bahnwaggons primitiver Beschaffenheit, und auf den Stationen ist wenig für die Reisenden gesorgt. Allein bereits entwickelt sich auch hier das System der elektrischen Beleuchtung der Hotels und das der elektrischen und Dampftrambahnen, die namentlich in Oberitalien schon den Verkehr vieler kleinerer Orte vermitteln. An Fruchtbarkeit aber stehen die reichen Gebiete der Romagna und namentlich die Apuliens kaum hinter denen des westlichen Campaniens, des Agro Romano, sowie Sienas und Florenz' zurück, und die traurigen Schilderungen einiger Reisewerke von der völligen Öde des Küstenlandes am Golf von Tarent sind, wenn auch sein früherer üppiger Anbau in der unmittelbaren Umgebung Tarents noch nicht annähernd wieder erreicht ist, nicht mehr recht zutreffend. Auch für den Besuch der Ostküste Italiens empfiehlt es sich, ihn nicht vor Mitte April zu unternehmen. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, daß Witterung und Jahreszeit schon im März und in der ersten Hälfte des April einer Reise in Italien günstig sind. Dies gilt nur für Sizilien und die Riviera. Regen ist im übrigen in Italien in jenen Monaten häufig, und die Temperatur nur wenige Grade höher wie die unserige. Noch im April sahen wir einmal den Vesuv mit Schnee bedeckt. So hatten wir noch bei unserem Besuche Riminis am 21. April d. J. einen recht unfreundlichen, kalten Regentag, der erst am folgenden Tage schönem Wetter wich.

Rimini, im Mittelalter fast drei Jahrhunderte hindurch die Stadt und der Herrschaftssitz der Malatesta, ist seinem Namen nach uns besonders durch die Gestalt des Danteschen Infernos, Francescas da Rimini, bekannt, die ihr Gemahl, Giovanni Malatesta, der Lahme, wegen ihrer Neigung zu seinem Stiefbruder Paolo il Bello, nebst diesem ermordete. Das Condottieri-Geschlecht der Malatesta zeichnete sich namentlich in Sigismondo, der Künstler und Gelehrte an seinen Hof fesselte, als Freund humanistischer Bildung aus, und der ursprünglich gotische, von Sigismondo später im Renaissancestil erneuerte, jedoch unvollendet gebliebene Dom San Francesco in Rimini ist das bedeutendste Monument seiner Bautätigkeit. Das alte Castell der Malatesta in Rimini ist interessant, jedoch unschön; dagegen beansprucht die aus der Römerzeit stammende Porta Romana oder Arco d'Augusto, ein dem Augustus zum Dank für die Herstellung der Via Flaminia errichteter Triumphbogen, sowie der fünfbogige Ponte d'Augusto, das besterhaltene

derartige Marmordenkmal dieser Art, besondere Beachtung. Vor ihm vereinigte sich die Via Flaminia mit der Via Aemilia. Von der Brücke bietet sich ein schöner Ausblick auf den Apennin, den die Rundschau bei einem Spaziergang auf den alten, z. T. in Promenaden verwandelten Wällen Riminis ergänzt. Die Reste eines alten Amphitheaters und eine mittelmäßige Bronzekolossalstatue Papst Paul V. sind nicht besonders sehenswert, dagegen beansprucht der auf der Piazza Giulio Cesare zum Andenken an Cäsars Übergang über den Rubicon, den heutigen 18 km nördlich Riminis fließenden Fiumicino, an der Stelle, wo Cäsar sein Heer nach dem Übergang angeredet haben soll, errichtete Denkstein, sowie eine kleine Gemäldesammlung im Palazzo del Comune und die bedeutende Bibliothek Interesse. Rimini ist eine nur kleine, etwa 13000 Einwohner zählende in fruchtbarer Gegend gelegene Landstadt und treibt, unweit des Meeres befindlich, auch Fischerei und überdies Seidenweberei. Es besitzt im Aquila d'oro, in einem alten Palazzo, ein recht gutes Hotel, dessen starke Mauern in warmer Jahreszeit die Hitze abhalten und im Winter die Zimmerwärme konservieren.

Von weit schönerer Lage ist das dicht am Meer an der Mündung des schönen Fogliatals gelegene, nur eine Stunde Bahnfahrt von Rimini entfernte Pésaro. Von etwa gleicher Bewohnerzahl wie Rimini blickt auch Pésaro auf eine interessante, historische Vergangenheit seit seiner Zerstörung durch den Ostgoten Vitigis, seinem Wiederaufbau durch Belisar, der Herrschaft der Malatesta, Sforzas und Roveres bis zu den Tagen Lucrezia d'Estes, der Gemahlin Herzog Francesco Maria II. von Urbino, dessen Hof einen Mittelpunkt der Kunst und Literatur bildete, wo der ältere Tasso seinen Amadis vollendete und Torquato Tasso weilte. An die Zeiten der Sforza und Rovere erinnert der von jenen erbaute, von diesen vollendete alte Herzogspalast Pésaros, die heutige Präfektur, am Hauptplatz, der Piazza Vittorio Emanuele, der auch die Marmorstatue Rossinis trägt. Auch einige andere Palazzi sind sehenswert, so der P. Almerici nebst einem sehr interessanten, besonders an Majoliken reichen, kleinen Museum, ferner die sehr bedeutende Bibliothek, und der Palazzo Mosca mit einer Sammlung von Bildern, Fayencen und Möbeln etc., das Geburtshaus Rossinis und der Palazzo Maschirelli. Sowohl der alte wie der neuere Dom San Francesco sind architektonisch nicht von besonderer Bedeutung. Das Gegenstück zum Kastell der Malatesta Riminis bildet die am Ostrande Pésaros gelegene, von Giovanni Sforza erbaute Feste Rocca Costanza, die alte

Zwingburg für Pésaro und seine Umgegend, heute Gefängnis. Das erste Hotel Pésaros, Albergo Zongo, ebenfalls ein alter Palast, hat stattliche Zimmer, ist jedoch ungeachtet elektrischer Beleuchtung, welche, wie angedeutet, die ersten Albergos der kleinen ostitalienischen Städte fast sämtlich haben, im übrigen sehr mäßig. Eine besondere Sehenswürdigkeit bietet die Umgegend Pésaros in der ³/₄ Stunden zu Wagen entfernten, auf den nördlichen Fogliatalhöhen gelegenen Villa Imperiale. Sie ist, heut dem Fürsten Albani gehörig, ein stattlicher, in seinem älteren Teil, zu dem Kaiser Friedrich III. den Grundstein legte, vortrefflich erhaltener Schloßbau im italienischen Stil des 15. Jahrhunderts, mit ungemein abwechselungsreichen, interessanten Sälen, Stuckverzierungen, Majoliken, Gemälden und Fresken und einzelnen, sehr gut erhaltenen mittelalterlichen Möbeln. Der im 15. Jahrhundert dicht hinter dem Schlosse erbaute, jedoch unvollendete Palast Eleonora Gonzagas ist selbst im Verfall noch von großer Schönheit. Der Ausblick von Villa Imperiale und vom Wege dorthin auf das breite, frisch grünende Fogliatal, auf Pésaro und das blaue Meer ist herrlich. Pésaro wie Rimini sind Badeorte der Ostküste. Dieselbe ist von Pésaro ab nicht völlig flach, sondern von den sanft zum Meere abfallenden, niedrigen Abhängen des Apennin begleitet, auf denen sich zahlreiche, freundliche Städtchen und Ortschaften, darunter San Marino, schon unweit Riminis erheben. Bei dem prachtvoll zwischen den Vorgebirgen des Monte Astagno und Monte Guasco gelegenen, amphitheatralisch aufsteigenden Ancona erhebt sie sich in diesen zu beträchtlicher Höhe, und das Gesamtbild der etwa 30000 Bewohner zählenden, z. T. regelmäßig gebauten Hafenstadt ist, vom Meere aus betrachtet, ein imposantes. Jedoch bietet die Stadt, obgleich schon früh von griechischen Bewohnern von Syrakus gegründet, dann römische Kolonie, weil in christlicher Zeit mehrfach zerstört, darunter durch die Goten, nur wenig an Altertümern und bedeutenden Bauten des Mittelalters. Unter den ersteren ist besonders der dem Kaiser Trajan vom römischen Senat errichtete marmorne Triumphbogen zu nennen, der den Anfang des von Trajan angelegten nördlichen Hafendamms ziert; unter den letzteren der auf der Höhe des Monte Guasco herrlich auf der Stelle eines Venustempels gelegene Dom, San Ciriace, dessen Inneres noch 10 Säulen desselben enthält. Er stammt, ein Gemisch byzantinischen und romanischen Baustils, aus dem XII. und XIII. Jahrhundert und enthält eine gotische Vorhalle von besonderer Schönheit. Der Aufstieg zum Monte Guasco

ist durch den dort sich bietenden prächtigen Blick auf das weite Meer und die Stadt sehr lohnend. Bemerkenswert in Ancona sind ferner der aus dem XIII. Jahrhundert herrührende, im XVII. z. T. modernisierte Palazzo Communale, die Loggia dei Mercanti, ein spätgotischer Bau, der Palazzo Benincasa und das nicht unbedeutende Museum mit römischen Altertümern und Münzen, und eine kleine Gemäldegalerie mit einigen guten Bildern der venezianischen Schule. Ancona ist bedeutende Festung, mit jedoch veralteten Werken, und Torpedobootstation. Sein Hafen ist gut, jedoch nur Schiffen kleineren und mittleren Tiefgangs zugänglich. Es besitzt einige gute Hotels, wie Viktoria und Milano. Den Zimmerpreis einschließlich Licht und Bedienung vorher zu akkordieren, ist, wie überhaupt in Italien, in ihnen besonders geboten. Nur der die Kleidung 2c. reinigende Facchino erhält dann ein kleines Trinkgeld.

Die von den blauen Wogen der Adria umsäumte Küste, an der die Bahn nach Süden entlang führt, behält denselben Charakter wie südlich Pésaros und Riminis. Sie berührt zahlreiche kleine Städte und Ortschaften, überschreitet viele, oft ausgetrocknete kleine Bäche und Flüsse, die der Apennin hinabsendet, und schneidet vom Fortone an das mächtige, sich bis zu 1056 m erhebende Vorgebirge des Monte Gargano bis zum Golf von Manfredonia ab. Der von Pinien- und Eichenwaldungen, Oliven und Weinreben bedeckte Monte Gargano[1], auf welchem der griechisch-byzantinischen Legende nach der Erzengel Michael erschien, und dem dort im VII. Jahrhundert eine Kapelle errichtet wurde, ist seit fast 13 Jahrhunderten einer der berühmtesten christlichen Wallfahrtsorte. Der Kultus des heiligen Michael verdrängte dort denjenigen zweier griechischen Orakel, und wurde, nur unterbrochen durch die Plünderungen der Kapelle durch Langobarden und Sarazenen, zur Zeit der byzantinischen und wahrscheinlich auch der normannischen, sowie der deutschen Herrschaft über Apulien, beständig fortgesetzt. Die Grottenkirche auf dem Gargano blieb neben dem Mont St. Michel in der Normandie der Mittelpunkt des St. Michael-Kultus im Abendlande. Die Kaiser Otto III., Heinrich II. und Lothar II. unternahmen Wallfahrten zu ihr, und die Hohenstaufen und später die

[1] Wir folgen hier und bei den Städten Südost-Italiens, mit Ausnahme Baris, Barlettas und Brindisis, in den historischen und kunstgeschichtlichen Angaben dem klassischen Werke Gregorovius' „Apulische Landschaften".

Anjous und die ihnen folgenden Beherrscher Neapels nahmen sie in ihren Schutz.

Mit dem Monte Gargano und dem Golf von Manfredonia beginnt das sonnige Apulien, im Frühling im Schmuck seiner rotblühenden, unzähligen Mandelbäume, seiner Olivengärten und frischgrünenden Weinpflanzungen. Zwar umgibt den Gargano im Norden und Süden ein sumpfiger, völlig unfruchtbarer Ufersaum, und im Südwesten erstreckt sich der steppenartige, grasreiche, fast baum- und strauchlose, jedoch blumenbedeckte „Tavoliere" Apuliens, ein ebenes, mit gemauerten Höfen überstreutes Weideland für ungemein zahlreiche Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Büffelherden, das 800 italienische Quadratmeilen umfaßt und sich durch die Kapitanata bis in die Provinzen von Bari, in die Basilicata und in die „Terra von Otranto" hinzieht. In diesem weiten Weidegebiet herrschte seit Alfons I. von Aragonien der Weidezwang, der alle Herdenbesitzer in den Berglandschaften gesetzlich verpflichtete, ihre Herden gegen eine Abgabe auf dem „Tavoliere" von Oktober bis Mai überwintern zu lassen, eine Abgabe, die dem Fiskus jährlich 130 000 Goldgulden eingebracht haben soll. Von besonderem Interesse sind die mit Meilensteinen abgesteckten 40 bis 120 m breiten, grünen Wanderstraßen der Herden, die „Tratturien", die von den Abruzzen und dem Monte Majella kommend, seit Jahrhunderten dieselben blieben und Millionen von Schafen und Rindern zum Pfade dienten. Neuerdings wurde der Weidezwang, nach Ansicht vieler zum Nachteil der Viehzucht und des Ackerbaues Italiens, aufgehoben, und die Zahl der das Weideland Apuliens aufsuchenden Herden hat sich erheblich vermindert.

Am Südfuß des Monte Gargano verdient das heut durch die Bahn mit Foggia verbundene Manfredonia, das einzige bedeutende, erhaltene Monument städtischer Bauanlage der Hohenstaufenzeit an der Ostküste, einen Besuch. Von Manfred, dem Halbbruder Konrads IV., nach der Zerstörung des nahegelegenen alten Sipontums durch Erdbeben begründet, und von den Anjous nebst seiner Befestigung vollendet, hat jedoch sein Hafen nicht die Bedeutung desjenigen Sipontums[1]) zu erlangen vermocht. Von den Türken 1620 zerstört und dann neu aufgebaut, ist Manfredonia eine neue, jedoch unbedeutende Stadt von etwa

[1]) Seit drei Jahrzehnten haben Ausgrabungen bedeutende Überreste, wie einen Dianatempel, eine Nekropolis ꝛc. in Sipontum zutage gefördert.

10 000 Bewohnern, und nur die, obgleich aus massiven Quadern erbauten, jedoch halb in Trümmern liegenden Stadtmauern und das Kastell und einige Kirchen erinnern an die Zeiten Manfreds und der Anjous. Der nach der Zerstörung durch die Türken neu aufgebaute Dom entbehrt der Monumente und ist ebenso wie der erzbischöfliche Palast ein wenig bemerkenswerter Bau. Immerhin vermöchte der Hafen Manfredonias am gleichen Golf, einem der sichersten Ankerplätze der Ostküste, Bedeutung zu gewinnen, wenn Manfredonia ein günstiges Hinterland besäße, dies ist jedoch nicht der Fall.

Weit mehr durch historische Erinnerungen und erhaltene Baudenkmale ausgezeichnet ist das landeinwärts im „Tavogliere di Puglia" gelegene, im Aufblühen begriffene Foggia, die Hauptstadt der früheren Kapitanata, mit über 40 000 Bewohnern, sowie das nahe Lucera mit seiner berühmten Sarazenenburg. Foggia war die wichtigste, am häufigsten vom Kaiser bewohnte der apulischen Residenzen Friedrichs II. Jedoch zeugt nur noch ein einziger Bogen romanischen Stils von dem weiten Residenzpalast, den dieser Hohenstaufe hier errichtete. Hier starb seine zweite Gemahlin Isabella von England, wurde jedoch, wie erwähnt, nebst der ersten, Jolanta, im Dom zu Andria beigesetzt. Hier in Foggia war der Kaiser in der Nähe des von ihm geliebten Andria und seiner Schlösser Castel del Monte, Fiorentino und Lucera.

Lucera, auf einer den Tavoliere di Puglia nördlich abschließenden, von Weinstöcken und Fruchtbäumen bedeckten Höhe gelegen, beherrscht die Umgegend, und schon in frühester Zeit stritten sich Byzantiner, Langobarden und Normannen um dasselbe, und Kaiser Friedrich machte die Stadt zur stärksten Feste seines apulischen Königreichs. Die nahe der Stadt gelegene, von ihm erbaute, berühmte Sarazenenburg mit ihren hohen, gewaltigen Mauern und Türmen war der Schlüssel Apuliens und der Hauptstützpunkt der Herrschaft der Hohenstaufen in Unteritalien. Von Friedrich II. nach der Unterdrückung des Sarazenenaufstands in Sizilien erbaut, wurden die unterworfenen Sarazenen Siziliens von ihm nach Lucera, Girofalco und Acerenza verpflanzt, und als sie heimlich nach Sizilien zu entweichen begannen, sämtlich in Lucera vereinigt. Ihr Haß gegen ihren Unterwerfer verwandelte sich schließlich in Liebe und Treue zu ihm, und die, nach wahrscheinlich übertriebenen Angaben 60 000 Köpfe zählenden sarazenischen Kolonisten Luceras bildeten nicht nur die Bemannung der Burg und mit ihren Reitern die einzig stehende Truppe des Kaisers, sondern entwickelten auch erhebliche

Gewerbtätigkeit. Der Kaiser aber legte in Lucera arabische Gestüte an, ließ Kamele züchten und Menagerien wilder Tiere, darunter Leoparden zur Jagd unterhalten und hatte seine Schatzkammer in der Burg. In Rom erregte die heidnische Sarazenenkolonie in Italien großes Ärgernis, umsomehr, da ihre Krieger in manchem Streit gegen den Papst Bistümer und Klöster überfielen und sengten und plünderten und selbst die Kathedrale Luceras zerstörten. Zwar ließ der Kaiser Franziskanermissionare zur Belehrung seiner Sarazenen zu, allein er zwang diese nicht zur Glaubensänderung, und er galt in Rom als der absichtliche Zerstörer der christlichen Religion und Beschützer des Heidentums. Die Sarazenen Luceras unterstützten nach seinem Tode die Herrschaft Manfreds, kämpften und fielen in großer Anzahl bei Benevent, mußten sich jedoch den Anjous unterwerfen, erhoben sich zwar wiederholt für das Hohenstaufische Haus, wurden jedoch schließlich auf Drängen des Papstes von Karl IV. von Anjou ausgerottet, indem er die Besatzung der Burg überfallen und niederhauen ließ und die übrigen zur Annahme des Christentums zwang und ihre Moschee zerstörte und sein Nachfolger die Kathedrale neu aufbauen ließ. Fast 8 Jahrzehnte hatte die so bedeutsame Sarazenenstadt in Apulien gedauert.

Reich an Erinnerungen aus Hohenstaufischer Zeit ist auch das im fruchtbarsten Teil Apuliens, unweit Barlettas gelegene Andria. Man ist überrascht, hier im fernen Apulien neben den vielen kleinen Städten desselben eine Landstadt mit 50 000 Einwohnern zu finden. Sie verdankt ihr Wachstum in früherer Zeit dem Schutz der Hohenstaufen, namentlich aber ihrer glücklichen Lage inmitten einer mit Oliven-, Orangen- und Weinpflanzungen, sowie namentlich Mandelbäumen, jedoch weniger von Getreidefeldern bestandenen, höchst fruchtbaren Gegend. Hier weilte Friedrich II. und wurden, wie erwähnt, seine beiden Gemahlinnen im alten Dome beigesetzt, wurde sein Sohn Kaiser Konrad I. geboren, hier herrschten in wechselnder Reihenfolge die Normannen, wahrscheinlich die Gründer Andrias, der Papst, die Hohenstaufen, die Anjous, die Balzis, die Spanier unter Consalvo di Cordova und zuletzt die Caraffas di Ruffo, und noch erinnert außer der Kathedrale der Anfang eines Epigramms, das Kaiser Friedrich II. an die Stadt richtete, auf dem Stadttor Andrias an den Größten der Hohenstaufen. Die Kathedrale, zahlreiche Kirchen, der herzogliche Palast der Balzi und Caraffa, sowie einige andere Paläste bilden ihre, mit Ausnahme der Kathedrale, unbedeutenden monumentalen Bauten. Die Stadt, von den

Ungarn im Mittelalter geplündert und halb zerstört, dann zu Ende des 18. Jahrhunderts von den Franzosen niedergebrannt und hierauf wieder aufgebaut, macht zwar bis auf das Viertel le Grotte di San Andrea einen modernen Eindruck, allein es fehlen ihr jegliches Leben und Verkehr, große Geschäfte, elegante Läden, Restaurants, gesellige Vereinigungspunkte, und ihre beiden Gasthäuser sind mehr als mäßig. Tausende von Feldarbeitern bewohnen die Stadt, die den Eindruck einer Ackerstadt hervorruft, obgleich sie, durch eine Sekundärbahn mit dem nahen, bedeutenden Weinhandel treibenden Hafen Barletta verbunden, Gelegenheit hätte, auch ihren Handel zu entwickeln.

Wir suchten Andria namentlich deshalb auf, um von ihm aus das nur 15 km entfernte, neuerdings vielgenannte Jagdschloß Friedrichs II., Castel del Monte zu besichtigen. Dasselbe ist bekanntlich von der italienischen Regierung als Nationaleigentum angekauft, und am Tage vor unserer Besichtigung besuchte eine Sachverständigen-Kommission der Regierung das Schloß und erklärte es, wie uns der Custode versicherte, für das hervorragendste derartige National-Monument Italiens. Wir beschlossen, als einzeln Reisender die Fahrt nach dem Schloß mit einer „sciarrabia", dem französischen char à banc, zu unternehmen, und legten die 30 km des Hin- und Rückweges auf dem einachsigen, hartsitzigen Fahrzeuge, stark durchschüttelt, im schon heißen Brande der apulischen Sonne in 4 Stunden zurück. Schon bald hinter Andria erblickte man über den Wipfeln der rotblühenden Mandelgärten, durch die der Weg führt, auf hochragender, grüner, unbewaldeter Höhe, das massige Oktogon des Schlosses. Es liegt auf einer Erhebung der „Murgie", einem teils baumlosen, kahlen, teils mit Eichenwäldern bedeckten, an den Abhängen weidenreichen Berglande. Die Straße nach Castel del Monte ist eine gute und zeigt zahlreiche Spuren der ihr aus Anlaß des Besuches Kaiser Wilhelms gewordenen Verbesserung. Im vollsten Blütenschmuck prangende Mandelgärten, Wein- und Olivenpflanzungen begleiten sie weithin. Nur hier und da sind einzelne Gehöfte bemerkbar. Auf unserer Fahrt auf etwa 50 Schritte vom Schlosse angelangt, schoß eine schwarze, etwa 1 m lange Schlange aus dem umgebenden Gestein und warf sich auf die Vorderfesseln unseres Wagenpferdes; allein ein kräftiger Schlag mit dem Peitschenstock des Kutschers tötete das, wie dieser sagte, giftige Tier.

Das aus mächtigen gelben Kalksteinquadern in gotischem Stil mit antikisierenden Ornamenten gebaute hohe Schloß ist, wie erwähnt,

ein Oktogon mit acht es wenig überragenden Rundtürmen. Seine Mauern sind 3 m stark, je 8 hohe, mit Säulen gezierte Säle im unteren und oberen Geschoß und einige Kellerräume bilden sein Inneres, das jedoch infolge der Stärke des Mauerwerks an den Fenstern, ungeachtet des hellen Sonnenscheins, etwas dunkel erschien. Der Schloßbau umschließt einen 8eckigen Hof mit einer jetzt verschütteten Zisterne, und als wir ihn betraten, erhob sich ein rotbrauner Falke aus einer Mauernische majestätisch in die Luft. Noch heute nistet der Falke in der „Murgie", wenn auch wohl nicht so zahlreich wie zu Friedrichs Zeiten. Die Fenster und mehr noch das flache Dach des Schlosses bieten eine herrliche Aussicht auf das blühende Apulien mit seinen Städten und Schlössern und das ferne blaue Meer, die Castel del Monte mit Recht den Namen des Belvederes Apuliens verschaffte. Das Schloß hat weder Wall noch Graben, und es überrascht, bei ihm keine Spuren von Gebäuden, die den Jagdtroß des Kaisers mit seinen Pferden, Falken und Hunden aufnahmen, zu finden. Fast muß man annehmen, daß dieser unter dem milden Himmel Apuliens in Zelten untergebracht war. Das in seinem Fundamentalbau außerordentlich gut erhaltene, jedoch im Innern nur kahle Mauern zeigende Schloß hat dadurch, daß es als Gefängnis illustrer Personen diente, eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt. Hier wurden die Enkel Friedrichs II., die Söhne Manfreds, 3 Jahrzehnte hindurch in Ketten gefangen gehalten. Ferner die Ghibellinen Don Arrigo, Infant von Castilien, und Corrado, Graf von Caserta, 14 und 26 Jahre. Die fürstliche Familie Caraffa besaß Castel del Monte bis Ende des Jahres 1875 und verkaufte es dann an die italienische Regierung. Dem Verfall des Schlosses wird heut von dieser gewehrt; allein eine Gefahr für dasselbe bilden die in seinen Ecktürmen enthaltenen Zisternen, die das auf dem flachen Dach sich ansammelnde Regenwasser aufnehmen, durch deren Mauerwerk dasselbe jedoch mehr und mehr durchzusickern beginnt.

Mit Rücksicht auf den bereits beanspruchten Raum sei über die übrigen sehenswerten Plätze Apuliens mit Ausnahme Lecces und Tarents nur kurzes bemerkt. **B a r l e t t a**, eine, wie erwähnt, bedeutenden Weinhandel treibende Hafenstadt von etwa 43000 Einwohnern ist nur durch seinen alten romanischen Dom, S. Maria Maggiore, sein Kastell aus dem 16. Jahrhundert, den Palazzo Fragiani-Lamarra und eine antike, 4½ m hohe Bronzestatue des Kaisers Heraclius bemerkenswert. In seiner Nähe fand zwischen Andrio und Corato, während Gonsalvo di Cordova Barletta gegen den Herzog von Nemours verteidigte, die be-

rühmte „Disfida von Barletta“, ein Einzelkampf zwischen je 13 Rittern Frankreichs und Italiens unter der Leitung Bayards und Prospero Colonnas statt, der mit dem Siege der Italiener endete, der deren damals sehr gesunkenes Nationalgefühl ungemein hob und in dauernder Erinnerung Italiens blieb. In älterer Zeit erkämpfte Hannibal unweit Barlettas, beim heutigen Canne, in der Schlacht bei Cannä seinen berühmten Sieg über die Römer. Barletta macht einen im ganzen modernen Eindruck und besitzt einige gute Hotels. Eine nur $1^1/_2$ stündige Bahnfahrt an der Küste führt durch höchst fruchtbares Land und berühmte Olivenpflanzungen nach dem lebhaften, Fischerei und Handel treibenden Bari, dem bedeutendsten Handelshafen Apuliens mit 80000 Bewohnern. Dasselbe ist der frühe Schauplatz von Kämpfen der Sarazenen, Griechen und Normannen, und von diesen durch Robert Guiscard erobert, als Handelsplatz und durch sein Provinzialmuseum, sowie durch seine ursprünglich byzantinische Kathedrale, die Säulenbasilika S. Nikola, in welcher Kaiser Heinrich IV. und seine Gemahlin Constanze, die Könige Manfred und Ferdinand I. von Aragonien getraut wurden, sowie durch die Kirche S. Gregorio bemerkenswert, und besitzt mehrere leidliche Hotels.

Als letzter aber, in kriegsmaritimer Hinsicht wichtigster und bester der Häfen der Ostküste beansprucht das alte, an geschichtlichen Erinnerungen, wie die Teilung der Verwaltung des römischen Reiches durch Octavian und Antonius und die Belagerung des Pompejus durch Cäsar, sowie die Einschiffung der Kreuzfahrer, reiche Brindisi einen Besuch. Zwar ist die nur 24000 Bewohner zählende Stadt nur klein und bis auf die zum Bahnhof führende Hauptstraße, nach den Zerstörungen durch König Ludwig II. von Ungarn und das furchtbare Erdbeben von 1458, mit Ausnahme der Hauptstraße, nur schlecht wieder aufgebaut und im Innern still; allein ihr vortrefflicher, geschützter, halbmondförmiger, an der Außenreede befestigter Hafen bietet, noch heut wieder den Verkehr nach Griechenland und überdies den nach dem Orient vermittelnd, von Schiffen, darunter den größten Orientdampfern belebt, ein herrliches Bild, dessen malerischen Abschluß das am nördlichen Hafenarm gelegene, von Kaiser Friedrich II. erbaute, durch Karl V. verstärkte mächtige Kastell, heut Gefängnis, mit seinen Rundtürmen bildet. Am Hafen mündete auf einer Anhöhe am heutigen Kai angeblich die bis Brindisi geführte Via Appia, und eine antike mächtige Cipollin-Säule mit Götterfiguren am Kapitäl sowie die Basis einer gleichartigen, heut

in Lecce auf dem Platz San Oronzo befindlichen sollen das Ende der Via Appia bezeichnen. Allein die Annahme, daß beide Säulen einst ein Leuchtfeuer trugen, hat mehr Wahrscheinlichkeit, da man die Via Appia kaum auf einer die Befrachtung der Schiffe erschwerenden Anhöhe am Hafen enden lassen durfte. Die übrigen antiken Reste Brindisis sind unbedeutend. An sonstigen monumentalen Bauten weist Brindisi außer dem erwähnten Kastell nur die durch Urban II. geweihte, im 17. Jahrhundert erneuerte Kathedrale auf, in der die Vermählung Kaiser Friedrichs II. mit Jolante von Jerusalem stattfand. Ferner das Baptisterium S. Giovanni el Sepolcro, mit dem heutigen Altertümermuseum, die normannische Kirche San Benedetto, die Kirche S. Lucia mit Krypta und unweit der Kathedrale einen mächtigen alten Palazzo mit prächtiger Fassade, in dessen weiten Räumen sich heut die Wohnungen von fünf Konsuln befinden. Das am Hafenkai schön gelegene Hôtel des Indes genügt den Ansprüchen des vornehmen, den Suezkanal passierenden Publikums vollständig. Von Brindisi währt die Lloyd-Dampferfahrt nach Korfu nur 8—9 Stunden. Brindisi ist Festung, seine Werke sind jedoch veraltet, und sein innerer Hafen nur im östlichen Teil $8^1/_2$—9 m tief, so daß zwar die größten Ostindienfahrer vor seinem Kai anlegen können, er jedoch für ein bedeutendes Flottengeschwader großer Schiffe nicht genug Raum bietet. Ein Fort, zugleich Quarantaine-Station, beherrscht die Einfahrt des Kanals, der den Innenhafen mit der Außenreede verbindet.

Von den übrigen Städten Süd-Apuliens ist besonders das in neuerer Zeit mehrfach erwähnte Lecce, das „Florenz des Rokoko", zu nennen. Unweit des Meeres und des kleinen Badeortes S. Cataldo in höchst fruchtbarer, einem blühenden Gartenland vergleichbarer, von trefflichen Straßen durchschnittener Gegend gelegen, ist Lecce mit einigen 30000 Bewohnern die Hauptstadt der „Terra d'Otranto". Die Stadt ist schön gebaut und von einer in Süditalien überraschenden Sauberkeit und macht mit ihren 30 Kirchen, vielen Palästen und sonstigen Monumentalbauten den Eindruck großer Wohlhabenheit. Sie bestand schon zur Zeit der Griechen und Römer, in der Kaiser Hadrian ihren längst verlassenen Hafen baute, wurde jedoch erst durch die Normannen, welche die Grafschaft Lecce gründeten, mit der Eroberung Calabriens und Apuliens durch Robert Guiscard historisch berühmt. Der letzte Normannenkönig Siziliens war Tancred, Graf von Lecce. Durch Vererbung der Ansprüche des Normannenhauses kam Lecce unter den Anjous

an das Haus Brienne und an das der Enghiens und der Balzo-Orsinis und in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts an das aragonische Königshaus von Neapel. „Die Villen, Baumgänge und Anlagen um die wohlgefügten Stadtmauern her", berichtet Gregorovius, „die schönen, herrlich gepflasterten Straßen und Plätze mit vielen geschmückten Palästen und Gebäuden besetzt, durch Kirchen und Klöster eines an Ornamenten überreichen Stils ausgezeichnet, verleihen Lecce ein Ansehen von stattlichem Reichtum und von einer heiteren Grazie, die durchaus italienisch ist, aber orientalisch erscheint, weil sie mit Prunk überladen ist." Die erste und höchste Kunstblüte entfaltete sich für Lecce unter den normannischen Herrschern, und dann die ihrer wesentlich modernen Architektur nach der Zeit Karls V. Sie repräsentiert in harmonischer Übereinstimmung den Rokoko- und den Barockstil wie nirgends sonst in Italien. Aus der Normannenzeit sind nur wenige Baureste vorhanden[1]), dagegen unweit der Stadt in der von Tancred erbauten schönen Kirche von San Nicola und Cataldo „das herrlichste Denkmal der normannischen Kunstepoche und das letzte des letzten Normannenkönigs überhaupt". Es liegt in dem schönen, von mächtigen Zypressen und Hunderten von stattlichen Grabdenkmälern, oft in Gestalt von Kapellen gezierten Campo Santo Lecces, das seinerseits ebenfalls einen Beweis für die Sorgfalt und den Kunstsinn bietet, den die Italiener seit alter Zeit ihren Toten widmen. Die an Kunstwert bedeutendsten Monumentalbauten der Stadt sind die aus dem 17. Jahrhundert stammende Kathedrale mit ihrem gewaltigen Turm, der sich ihr anschließende Bischofspalast und der prächtige Bau des Seminars, sowie die alte Kirche Santa Croce und die großartige Präfektur, ein früheres Cölestinerkloster. Einen geradezu wunderbaren, mächtigen Eindruck macht die herrliche, wenn auch etwas überladene Fassade von Santa Croce. Auf dem Hauptplatz Lecces, der Piazza San Oronzo, erhebt sich die Statue dieses Schutzheiligen der Stadt, auf dem Gegenstück der erwähnten antiken Marmorsäule am Hafen von Brindisi; ferner das ehemalige Munizipium Lecces, das Sedile, eine gotische Halle mit reichgeschmücktem Portal, in der ein Standbild Garibaldis aufgestellt ist, daneben eine Kapelle mit dem venezianischen Löwen, die zur Handelsniederlassung Venedigs in Lecce gehörte. Ein mächtiges, von Karl V.

---

[1]) In neuester Zeit wurden inmitten der Stadt, unweit der Piazza San Oronzo, mächtige Mauerreste ausgegraben, die man den Römern zuschreibt.

nebst den erneuerten Stadtmauern erbautes Kastell mit einem Renaissancepalast im Innern sind architektonisch nicht besonders bemerkenswert, dagegen die prächtige Porta di Napoli, ein 60 Fuß hoher, Karl V. von Lecce gewidmeter Triumphbogen. Der Blick von dem vorliegenden Platz auf ihn, wenn ihn die Abendsonne vergoldet und der blaue apulische Himmel ihn durchscheint, zugleich mit dem auf die sich ihm anschließenden mächtigen Stadtmauern ist ein herrlicher. Bemerkenswert ist noch das seit einigen Jahrzehnten bestehende Altertums-Provinzialmuseum, weniger die erst im Entstehen begriffene Bibliothek, namentlich aber der herrliche öffentliche Garten hinter der Präfektur mit seinen Marmorstatuen Tancreds und anderer in der Geschichte Lecces berühmter Männer und seinem im Frühling unvergleichlichen Blütenflor seiner Mandelbäume, Azaleen, Magnolien und vieler anderer südlicher Blumen. Von den drei guten Hotels der Stadt ist besonders „Patria", offenbar ein alter Palazzo, mit seiner interessanten, altertümlichen Einrichtung zu empfehlen.

Man muß das westlich Lecces gelegene Tarent, als an die Terra di Otranto Apuliens grenzend und als östliche Metropole Großgriechenlands, obgleich sein Hafen nach Westen weist, noch zum Osten Italiens rechnen, zumal von ihm aus griechische Kultur nach Westen und Norden in Italien vordrang. Es war im frühen Altertum nächst Syrakus die schönste, größte und blühendste Stadt Großgriechenlands und ist, damals 100 000 Bewohner zählend, mit seinen 60 000 heut die größte Süd-Italiens. In herrlicher Lage auf einer durch Durchstechung zur Insel gewordenen hohen Landzunge, zwischen dem prächtigen Golf von Tarent und dem etwa 5/4 Meilen langen, 3½ Meilen breiten Mare piccolo, einer tief ins Land einschneidenden Meeresbucht, sich erhebend, erinnerte es uns lebhaft durch diese Lage und seine weißen Häuser an Cadix, die „copa di plata" der Spanier, zwischen den Baien von Cadix und Puntalès. Der Ursprung Tarents verliert sich im Mythus seiner Gründung durch Taras, einen Sohn des Neptun, und angeblich wurde es von spartanischen Partheniern 701 v. Chr. zum zweitenmal gegründet. Allein seine Geschichte ist dunkel und nur bekannt, daß das Zeitalter des Perikles die Zeit seiner höchsten Blüte war, bis die Römer 272 es unterwarfen. Damals war die Stadt ein selbständiger Staat mit einem Heere von einigen 30 000 Mann und geschmückt mit Tempeln, Thermen, Gymnasien und Museen mit den herrlichsten Werken hellenischer Kunst. Sie trieb einen ausgedehnten

Handel im Mittelmeer, versorgte Rom und Griechenland mit feinen Purpurwollenstoffen, deren Farbe aus der bei Tarent vorkommenden Purpurschnecke gewonnen wurde, betrieb ferner höchst ergiebigen Fischfang, und in den gesegneten Fluren ihres weiten Gebiets, wo noch heute Weizen und Oliven herrlich gedeihen, höchst lohnenden Ackerbau. Ihr Lebensüberfluß hatte jedoch Üppigkeit und den Verfall des Staats zur Folge, so daß sie sich der Römer nicht zu erwehren vermochte. Dann vorübergehend in den Besitz der Karthager gelangt, wurde Tarent diesen wieder von den Römern entrissen, geplündert und unermeßliche Beute, darunter die bronzene Kolossalstatue des Herkules und später die berühmte geflügelte Viktoria von Erz auf der Weltkugel, nach Rom entführt. Während griechische Sprache und Kultur von Tarent her auf die Römer wirkten, geriet dasselbe allmählich in gänzlichen Verfall. Abwechselnd in der Gewalt der Byzantiner, der Goten, der Langobarden, Normannen, Hohenstaufen, Anjous, Balzis, Balzi-Orsinis, der Aragonen Neapels und Spaniens, wurde Tarent wiederholt zerstört und wieder neuerbaut und besitzt daher heut nur sehr geringe Überbleibsel aus dem Altertum und selbst nur unbedeutende aus dem Mittelalter. Die ersteren, Reste der Stadtmauern, eines Theaters, eines dorischen Tempels und einige Villen-Fundamente und die römische Wasserleitung, die letzteren der kastellartige Turm am Nordeingang der Stadt an der Piazza di Fortuna und das große Kastell am Südende, an welchem Byzantiner, Hohenstaufen, Anjous und Spanier bauten, sowie einige alte, mehrfach erneuerte Kirchen. Unter ihnen ist nur der sehr alte, äußerlich unschöne Dom San Cataldo durch sein Inneres, seine antiken Säulen, die vergoldete getäfelte Decke und seine Kapelle mit ihrem prachtvollen bunten Marmorschmuck, sowie ein schönes Portal bemerkenswert, ferner einige hübsche Renaissance-Paläste. Tarent, an geistigem Leben heut arm, besitzt keine Bibliotheken, jedoch außer einem Museum mit antiken Vasen, Tongefäßen, Statuetten, Gemmen 2c. in einer Sammlung des verstorbenen Kanonikus Ceci ein einzigartiges Museum in einem alten Palast. Es enthält eine Sammlung phantastischer, aus den herrlichsten Muscheln von Ceci hergestellter Gebilde, die Blumen, Arabesken, seltsame Figuren, Fischerszenen und andere Genrebilder darstellen, ferner einige antike Vasen und Marmortrümmer. Somit ist T a r e n t nur durch seine herrliche Lage, seine großen historischen Erinnerungen und durch seinen neuesten Aufschwung und kriegsmaritime Bestimmung von besonderer Bedeutung. Die Stadt gliedert sich in zwei durch einen breiten und tiefen Kanal

getrennte Teile, die Altstadt auf der Insel und der Stelle, wo sich die alte Akropolis als eine ihrer Zeit uneinnehmbare Feste erhob, und die Neustadt, eine völlig moderne, erst 1865 entstandene Anlage auf dem südlichen Festlande. Die Altstadt besteht aus einem Gewirr enger, häßlicher Straßen, in denen nur die erwähnten Gebäude und die Kaistraße Viktoria Emanuele, diese durch ihren herrlichen Blick auf den Golf und die Berge Calabriens, bemerkenswert sind. Die Neustadt enthält zwei schöne Plätze, den Palazzo degli Uffizii, einige schöne Villen, das Theater, die ziemlich guten Hotels, darunter „Europa" in schöner Lage am Mare Piccolo und Aquila d'oro, und das bedeutende Arsenal. Sie ist im Gegensatz zur Altstadt eine regelmäßige, reinliche, gesunde und hübsche Anlage. Handel und Bevölkerung Tarents sind neuerdings im lebhaften Aufschwung begriffen. Der vortreffliche Kriegshafen Tarents bildet nächst Spezia die zweite größte Flottenstation der italienischen Marine und ist als solche von großer Wichtigkeit und in der Vervollkommnung begriffen. So steht Tarent, das schon im 10. und 11. Jahrhundert einer der wichtigsten Kriegshäfen des griechischen Reiches in Unteritalien war, infolge seiner höchst günstigen Lage für den Handel und seines ausgezeichneten Hafens, wie es scheint, im Begriff, wieder ein sehr wichtiges Handels- und Kriegsflottenemporium zu werden wie in alter Zeit. Wenn dann mit dem wachsenden Handel der Stadt die bis jetzt nur kleine Zahl der Villen an den anmutigen, von blühenden Gärten und hie und da Palmen eingefaßten Ufern des Mare Piccolo und zugleich die Neustadt weiter zunehmen, so wird auch das geistige Element und ein großzügiges Handelsleben in Tarent wieder erwachen und dasselbe seinen Rang als erste Kulturträgerin Südost-Italiens dereinst wieder einnehmen können.

Frida Schanz:
Neue Gedichte.

I.

Ich halte wie in goldner Hülle
Die Worte, die du heute sprachst.
Die Lilie leuchtet, die du brachst.
Und in des Rosenbeetes Fülle

Steht eine wie in zarter Glut,
Getaucht in träumendes Erinnern,
Weil lang in ihrem feinen Innern
Dein dunkler Blick geruht! — — —

II.

Nun wandert mit dem alten Schritt
Der Lenz in neuer Funkelkrone.
Und liebe Straßen wandr' ich mit,
Als wenn sich's noch zu wandern lohne!

Ein altes Liebesliedchen zieht
Mir durch den Sinn, so eigen schmerzend,
Wie wenn man leere Bettlein wiegt,
Verblaßte Angedenken herzend! —

III.

Novemberschluß in schwarzem Wolkentuch.
Mir ward in diesen dunklen Sturmestagen
Ein Trost aus götterschönem Trauerbuch —:
Vittoria Colonnas Witwenklagen!

„Wie der Wacholder, den der Sturm zerreißt,
Sich in sich selber fügt zu Turm und Mauer,
So fest fügt sich ein edler Frauengeist
Im wilden Sturme namenloser Trauer."

Hertha Federmann: Gedichte.

Notturno.

Träumend sinkt
Das Meer ans Land,
Wie ein müdes Kind,
Das heim zur Mutter fand.

Und der Mond
In dunkelblauer Nacht
Strahlet silbern schon.
Ein leiser Wind erwacht.

Unter seinem Hauch
Der schwarze Wald sich regt
Schauernd,
Wie von Geisterhand bewegt.

Stille Stunde.

Der Sommer flutet fern von mir.
Ich bin in die Dämmerung gezogen.
Nur Düfte von welken Blumen
Mein Schattenreich durchwogen.

Still ward die Seele, überwach,
Sie will zu den Sternen steigen.
Des Lebens goldne Stimmen
Vor ihrer Sehnsucht schweigen.

Robert Bauer:
Juristische Symptome der Gegenwart[1]).

Seit der Gründung des Reichs stand keine Zeit so sehr unter dem Zeichen der Gesetzesreformation wie die Gegenwart: Ein neues Strafrecht, ein neuer Strafprozeß, ein neuer Zivilprozeß ist in Aussicht gestellt.

Verschiedene Fragen tauchen auf: Waren jene Gesetze in der Hast geschäftsreicher Tage redigiert worden, so daß ihnen von vornherein das Schicksal nur vorübergehender Geltung beschieden schien? Oder kommt etwa darin die Eigenart der Gegenwart zum Ausdruck, daß auch das beste Gesetz heute schnell veralten muß?

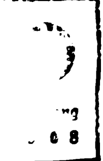
„Die gewaltigsten und unaufhaltsamsten Rechtsumwälzungen gehen in den gesellschaftlichen Einrichtungen selbst vor sich und bilden die Entscheidungsnormen des Juristenrechts von Grund aus um, manchmal ohne daß dieses den Beteiligten oder den Juristen selbst auch nur zum Bewußtsein gekommen wäre[2])." Mehr wie je bestimmt die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung die Richtlinie der Anwendung und Durchbildung des Rechtes. Hier taucht die Frage auf: Welches sind die Werte, die in dieser Hinsicht heute ausschlaggebend geworden sind?

Eine Zeit schwankender Konjunkturen begünstigt die Spekulation einzelner Unternehmer und dementsprechend die rasche Ansammlung von Vermögen in wenigen mehr von Zufall und Geschick als von geistigen Qualitäten dirigierten Händen. Eine bestimmte gewissenlose Verschlagenheit wird so gezüchtet, die sich stets scheuen wird, sich offen mit dem Gesetz in Widerspruch zu setzen, aber jede Gelegenheit benützen wird, das Gesetz zu umgehen, das einer Ausbeutung des Nächsten im Wege steht. „Offenbar werde ich nicht bloß durch den Diebstahl, sondern auch dadurch verletzt, daß man im Bereich meines Vermögens und Könnens innerhalb der gesetzlichen Formen Beute macht. Der wesentliche Unterschied, der hier sicherlich nicht verhüllt werden soll, besteht nun aber darin, daß im Fall des Diebstahls ein bereits verwirklichtes und von der Gesellschaft anerkanntes Recht, im Fall der ausbeutenden Aneignung aber nur

---

[1]) Vergl. hierzu die Abhandlung in Heft 374 (Mai 1908), S. 320 f. von „Nord und Süd".

[2]) Ehrlich, Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft, 1903, Seite 14.



Das Münchener Künstler-Theater. Zum Essay v. Ernst Schur.

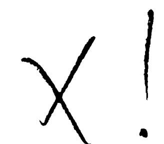


ein natürliches, noch nicht durch gemeinsame Vorkehrungen geschütztes Recht verletzt wird[1])."

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß im wirtschaftlichen Kampf in letzter Hinsicht bestimmte geistige Fähigkeiten entscheiden. Im Gegenteil: die in der Konkurrenz des Gelderwerbs gezüchtete List und die Ausbildung niedriger sozialer Instinkte setzt sich durchaus in Widerspruch zu jedem Aristokratismus des Geistes. In diesem Sinne konnte Nietzsche von den wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit urteilen, „sie seien nicht wert, daß gerade die begabtesten Geister sich mit ihnen befassen dürften und müßten[2])."

Es läßt sich bekanntlich nicht leicht kontrollieren, wann die bona fides aufhört und die mala fides eintritt. Manche Leute verstehen es, sich mit einer wahren Virtuosität den Glauben an ihr Recht zu suggerieren, bis sie schließlich selber von der Berechtigung dessen überzeugt sind, was ihnen selbst noch zu Anfang heikel erscheinen mochte. Wie viele Tatsachen sind wahr, die „nicht erweislich" (Strafgesetzbuch, § 186) sind!

Auch Lamprecht erkennt, daß hier das moderne Wirtschaftsleben in Bahnen geleitet wird, die für den Entwicklungsgang des Rechtes entscheidend werden. In treffenden Worten gibt er diesem Gedanken Ausdruck: „Der moderne Staat hat das Recht der Unternehmung vielfach erst entwickeln können, seit und nachdem diese da war. Es ist klar: der neue Stand wird dem neuen Ziele, das für ihn ein Ideal bezeichnet, zunächst nachgehen mit allen Gesinnungen des Idealismus, zugleich aber auch mit aller innerhalb der bisherigen Zustände entwickelten Ellbogenkraft der List. Indem er dann aber auf seinem Wege über die bestehenden Rechtszustände und deren gleichsam dicke Luft emporbringt in die dünnere Sphäre der Unternehmung, für die noch kein Recht besteht, in eben erst recht seine Lebensluft, wird er mit dieser List auch das Kampfmittel der alten, mehr rechtlosen Zeiten verbinden, die Gewalt. Und so wird eine Gewalttätigkeit freien Tuns, die sich nach Bedürfnis auch in die Form der List umsetzt, seine besondere Signatur sein[3])."



„Eine Atmosphäre, für die noch kein Recht besteht." An dieser

[1]) E. Dühring, Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre, Berlin 1866, S. 305.

[2]) Morgenröte, Aphor. 179.

[3]) Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, Bd. II., erste Hälfte, S. 278.

Stelle soll nur auf eine einzige hingewiesen werden. Das moderne Wirtschaftsleben steht unter dem Zeichen des freien Arbeitsvertrages, der an die Stelle feudalistischer Abhängigkeitsverhältnisse getreten ist. Hier ist es dem unabhängigen Unternehmer, da bei der unverhältnismäßig wachsenden Menschenzahl das Angebot über die Nachfrage hinaus steigt, die Möglichkeit gegeben, die Bedingungen dieses Vertrages wenn nicht zu diktieren, so doch wesentlich zu bestimmen. So sprach auch die kaiserliche Botschaft vom 4. Februar 1890 die Notwendigkeit aus, durch eine besondere Gesetzgebung „die Ausbeutung der gewerblichen Arbeiter durch die Arbeitgeber hintanzuhalten, Leben, Gesundheit, Sittlichkeit, Weiterbildung der Arbeiter zu sichern und den Arbeitsvertrag unter staatliche Aufsicht zu stellen." — Hier zeigt sich ein Symptom werdenden Rechtes: der Arbeitsvertrag wächst im Laufe seiner Entwicklung über den Rahmen des Privatrechts hinaus, er löst sich von den übrigen Vertragsformen ab und bildet sich zu einem selbständigen Rechtsinstitut durch, das eine besondere und zwar öffentlich-rechtliche Regelung erheischt. Denn „durch die Emanzipation vom Zivilrecht wird die Möglichkeit zur Ausbildung derjenigen besonderen Grundsätze des öffentlichen Rechtes geschaffen, die den eigentümlichen Aufgaben und Interessen der öffentlichen Verwaltung Rechnung tragen[1])."

So treten ganz neue Wirtschaftssphären allmählich in den Kreis juristischer Regelung; auch hier zeigt sich die im Laufe der Geschichte immer wiederkehrende Erscheinung, daß sich Gebilde des sozialen Lebens zu selbständiger Eigenart ausprägen und nachträglich von juristischen Normen umkleidet werden.

Unser modernes Wirtschaftsleben ist durchsetzt von Sphären, für die noch kein gesetzliches Recht besteht. Ihren Spuren nachzuforschen ist die Aufgabe des Betrachters, den die Frage beschäftigt: Welche Richtung wird die Zukunft unserer Rechtsentwicklung einschlagen? — Denn, „wie weit der Staat durch Gesetze eingreifen, wie weit er die nötigen Ordnungen anderen Mächten überlassen soll, das gerade ist die wichtigste Frage, die es für die Gesetzgebungspolitik überhaupt gibt[2])."

[1]) Fleiner, Über die Umbildung zivilr. Institute durch das öffentl. Recht, Tübingen 1906, S. 9 f.

[2]) Zitelmann, Lücken im Recht, Leipzig 1903, S. 9.

Hermann Bahr: Josef Olbrich.

(Gestorben am 18. August 1908.)

Als 1857 die Stadtmauern Wiens fielen, die eingesperrte Stadt sich öffnete und endlich aufatmen konnte, wurde alles von einer heftigen Baulust ergriffen, und das Behagen, sich zu strecken und zu dehnen, der Mut zu großen Plänen, das Vertrauen auf die Zukunft waren grenzenlos. Man fing nun wieder an bessere Zeiten zu glauben an, man schämte sich der Ruhe, in welcher die Stadt so lange still gelegen war, und wie es dem Wiener eigen ist, daß er immer gleich ins Extreme springen muß, sollte nun über Nacht alles nachgeholt werden. Was andere können, vermaß man sich auch zu können, jetzt sollte die lange verhaltene Kraft sich zeigen, und der Eifer war groß, es den anderen gleich zu tun. Was man nun wörtlicher nahm, als gut war. Es geschah wieder, was schon einmal geschehen war, unter Kaiser Josef. Was sich dort in der Entwicklung des Staats begeben hatte, im Politischen, wiederholte sich nun in der Entwicklung der Stadt, in der Baukunst. Wieder dachte man, daß es gehe, sich die eigene Arbeit zu ersparen, indem man einfach die fremde übernimmt, und statt aus der eigenen Art, wie sie aus der alten Zeit überliefert war, die Formen so umzubilden, daß sie dem veränderten Wesen der Zeit, den neuen Bedürfnissen gemäß würden, trug man aus allen Windrichtungen her, was nur irgendwo auf der weiten Welt für schön galt, und glaubte, es müßte es nun auch hier sein. Eine blind wütende Nachahmung aller Stile brach aus, was einer nur irgendwo Anmutiges oder Feierliches oder Prächtiges fand, wurde herbeigeschleppt, und so entstand die Ringstraße, auf welche noch immer manche Wiener stolz sind und die ja wirklich für den, der's aushält, ein höchst lustiger Markt und Ausverkauf aller erdenklichen Stilarten, die es nur jemals irgendwo gegeben hat, in den billigsten Kopien ist, einem solchen Brett mit Gipsfiguren nach berühmten Vorbildern nicht unähnlich, wie's Italiener durch die Straßen tragen. Eigentlich war es ein absurder Gedanke, das Erwachen einer Stadt in längst entschlafenen Formen aufzubauen, aber der Wiener drängte vorwärts, und natürlich war es das

bequemste, das Neue auf die alte Art zu tun, und fremde Ausdrücke waren schnell bei der Hand, während man den eigenen erst hätte suchen müssen. Wozu noch kam, daß das Bürgertum, sobald es einmal reich geworden ist, sich sicher und behaglich zu fühlen beginnt und mit den alten Ordnungen, aus welchen es hervorgebrochen ist, sich nun allmählich aussöhnt, daß das Bürgertum dann ja stets eine Neigung hat, mit der Vergangenheit zu kokettieren und sich im Kostüm zu gefallen. Auch hatten wir unter den Baukünstlern bis in die neunziger Jahre in unserer Stadt einen einzigen Mann, der sich nicht bequemte, ein Kopist alter und fremder Moden zu sein, sondern daran festhielt, daß es immer das Wesen der Baukunst bleibt, die Menschen nach ihren Empfindungen und Bedürfnissen einzuquartieren, so daß man daran, wie einer wohnt, ablesen kann, was er zum Leben braucht, wie er das Leben nimmt und was er aus seinem Leben machen will. Dies war unser großer Meister Otto Wagner. Doch hörte man nicht auf ihn, bis in den neunziger Jahren eine neue Jugend erschien, die überall, im Leben, in der Kunst, in den politischen Einrichtungen, es satt bekam, sich immer im bloßen Schein zu bewegen, mit Ungeduld nach Wirklichkeit verlangte und sich nun ungestüm das Recht nahm, sie selbst zu sein. Ihr war es denn auch unerträglich, die Arbeit unserer Zeit in griechischen Tempeln, gotischen Burgen oder welschen Palästen zu verrichten, sie wollte nicht mehr in Maskeraden wohnen, und sie vermaß sich, ein Österreich für lebende Menschen herzustellen. In der Baukunst versammelte sie sich um Otto Wagner. Alle Triebe der kräftig vordringenden Generation, aller Abscheu vor dem Nachäffen entfremdeter Vergangenheiten, alle Wünsche nach einer autochthonen Kunst unserer eigenen Zeit kamen hier zusammen. Sein bester Schüler wurde Josef Olbrich, ein freudiger junger Schlesier, voll Mut und Lust, mit einem harten Nacken, der, eines ehrsamen Wachsziehers in Troppau Sohn, früh aus der Lateinschule weg durch seine Passion zum Zeichnen ins Bauhandwerk getrieben, dann an die Wiener Akademie zu Hasenauer in die Lehre gelangt, wo der schäumende junge Mensch Jahr um Jahr gleich alle Preise und Medaillen und Auszeichnungen an sich riß, die die Schule nur zu vergeben hatte, hierauf mit einem Staatsstipendium auf eine italienische Reise bis nach Sizilien hinab geschickt, siebenundzwanzigjährig nun 1894 von Wagner zur Mitarbeit an seiner Stadtbahn berufen wurde. Einen Besseren hat Wagner niemals gehabt. Der hohe Sinn des Meisters, sein Haß des leeren Scheins, sein heftiger Drang zur Wahrheit und der Schüler ungestüme

Sehnsucht nach Zukunft, ihre Tatenlust, ihr unbegrenzter Eifer, die Kraft an den kühnsten Aufgaben zu messen, dies alles fand sich in dem glühenden und strahlenden Jüngling, der wie die Sonne aufging, zum höchsten Aufgebot vereinigt und bald zum reinsten, ja einem schlechtweg vollkommenen Ausdruck verklärt. Wie es manchmal scheint, daß die Menschheit sich jahrelang plagen muß, bis sie nach vielen Versuchen endlich erst den Menschen hervorbringt, den sie eigentlich meint, wie manchmal eine ganze Generation sich abquält, um das Wort zu sagen, das ihr auf der Zunge liegt, und wie dann endlich einer kommt, in welchem jene lange stille Arbeit der anderen mühelos und leicht geworden, ihre Qual verstummt ist und der heiß gehegte Wunsch sich nun fast spielend erfüllt, ein solcher war Olbrich, ein Versammler aller in seinem Lande zerstreuten Triebe und Kräfte der neuen Zeit, nicht einer von besonderer, sondern einer von der allgemeinen Art, der er nun nur seine Macht lieh, nicht einer, den es lockt, anders zu sein als die anderen und sich abseits zu verstecken, zu verlieren, sondern einer, der alles in sich hat, wovon die anderen jeder nur ein Teil sind, und es zusammen faßt, das Getrennte zu verbinden, Verworrenes zu ordnen, jedes an seinen Platz zu stellen weiß und vollenden kann, so daß in ihm die ganze Stammesart sich gleichsam niederzulassen, froh das Vollbrachte zu genießen und mit Zutrauen vorwärts zu blicken scheint.

Nun aber ergab sich eines von den Mißverständnissen, die in Wien, wo man sich nicht gern die Zeit nimmt, ein Talent abzuwarten, bis es sich ausgedrückt und rund herum gezeigt hat, sondern lieber gleich auf den ersten Eindruck antwortet, nicht eben selten, freilich aber auch nicht tragischer zu nehmen sind, als es der Wiener selbst tut, der ja schon weiß, daß hier der Weg zur Macht durch Spott und über Unbilden geht. Man hat hier die Gewohnheit, dem Talent Bedingungen zu stellen, vornehmlich die, daß es keine Gewohnheiten stören soll. Nun war man diese überall her zusammengetragene Ringstraßenkunst einmal gewohnt, man hatte in der Schule gelernt, man habe auf sie stolz zu sein, und es ist nicht wienerisch, gern umzulernen. Als jetzt also Olbrich daran ging, 1898, das Haus der Sezession zu bauen, in Formen, welche den Bedürfnissen der Künstler und seiner Empfindung entnommen waren, nicht aber der Routine, so ging es los; und dies ist dann bei uns immer eine Gelegenheit für Leute, die, weil sie selbst nichts können, dies an anderen nicht leiden wollen und vor Neid witzig werden, woran dann der lustige Wiener, ohne den Witzigen übrigens zuzustimmen, ja sie eher

im stillen verachtend, doch seine Freude hat. Da wurde Olbrich als ein Stürmer ohne Ziel, ein Neuerer ohne Sinn, der nur alles zerschlagen wolle, ja ein wahrer Einbrecher in die Kunst vor das staunende Publikum geschleift, und es begab sich am Ende, daß einer angeklagt erschien, völlig aus unserer Art zu schlagen, dessen ewiges Trachten, ja Lebensbedingung es eben war, diese unsere österreichische Art, die er überall verdrängt und an Fremdes ausgeliefert sah, wieder herzustellen und durch sein neues Werk Zeugnis von ihrer alten Kraft abzulegen. Diese Torheit verstand er nicht, es blieb ihm unfaßlich, Spott zu ernten, wofür er wußte Dank zu verdienen, und bis an sein Ende ist davon eine Bitterkeit in ihm geblieben. Auch empfand er es arg, daß man ihn für vieles büßen ließ, was, an ihm selbst aus einer Laune, der man wohl einmal nachgibt, einem eiligen Einfall, den man sich im Augenblick durch die Finger schlüpfen läßt, entstanden und sichtlich auch gar nicht anders gemeint, dann bei weniger originellen und darum pedantischen Geistern im Handumdrehen zur Manier entarten mußte. Niemand war darin härter gegen sich selbst, als er, der den aufquellenden Einfall wohl notierte, dann aber erst die Probe der zweiten, ja der dritten Überlegung unnachsichtig bestehen ließ und nur ein ärgerliches Lachen hatte, wenn er solche Notizen von sich dann plötzlich von den Pedanten in ein System gebracht fand. Die Menge aber kann nicht unterscheiden, was einmal aus einem zu großen Reichtum überschäumt und was der leere Kopf gereizt seiner Armut abzwingt, und als es nun in der Tat bei allen Handlangern auf eine freilich mehr lächerliche als bedenkliche Art zu sezessionisteln begann, war für die Wiener an allem „der Olbrich" schuld. Indessen hatte man freilich im Ministerium seine Kraft und was ein solcher überall Leben aufweckender, Ehrgeiz um sich scharender, Mut und Zuversicht und Nacheiferung in die Jugend bringender Mann für die Stadt, ja für das ganze Land werden könnte, und seine Bedeutung und die Berechtigung seiner Ansprüche und die Notwendigkeit, ihn sich auswirken zu lassen, erkannt, und der treue Otto Wagner trat mit seiner schonungslosen Beredsamkeit überall für ihn ein. Aber man gab ihm den österreichischen Rat, doch Geduld zu haben, sich Zeit zu lassen und alt zu werden. So, durch Spott verletzt, durch Undank erbittert, über falsche Nachahmungen ungeduldig, im Gefühl, auch manchem Freunde schon zu groß zu werden, selbst im eigenen Kreise dem Neide verdächtig, den liebsten Genossen entwachsend und nun mit seiner Schaffensgier ins Ungewisse vertröstet, um einstweilen, während ihm eine Stadt aus sich aufzubauen im Sinne

lag, ein paar Stühle für die reichen Leute zu machen, überall gehemmt, nirgends ermutigt, ganz allein, verlor er die Lust auszuharren und gab dem hessischen Großherzog nach, der ihn 1899 nach Darmstadt rief. Im Ministerium lächelten sie damals und sagten fein: Ganz gut, er soll sich dort nur austoben, sie sollen ihn uns dort nur abrichten, dann rufen wir ihn zurück, später einmal! Er hat's nicht mehr erlebt. Er blieb uns verloren.

In Darmstadt begann nun eine Tätigkeit, die man erst übersehen wird können, bis einst überall alles aufgegangen sein wird, was er gesät hat. Denn wie wenn er gefühlt hätte, nicht mehr viel Zeit zu haben, gab er sich mit vollen Händen her. Anfangs schien es fast, als sollte dort auch er in das deutsche Sektenwesen gerissen werden. Darin nahm er sich wunderlich aus, der doch nichts davon jemals begreifen konnte, weil ihm das Treiben nach Personen, statt um der Sache willen, durchaus fremd und das Stillstehen im einmal Erreichten, auf das sich jede Sekte versteift, seiner innersten immer bewegten Natur unerträglich war. So entkam er bald und, mit seinem guten Humor, der in höfischen Intrigen unverdorben, in allen Enttäuschungen unbefangen blieb, drang er allmählich, an allen Verlockungen hier der mächtigen Kliquen, dort des Geschäfts oder raschen Ruhms vorbei, zu sich selbst durch. Sich selbst, mit allem, was er war, mit der leuchtenden Anmut, der behaglichen Freudigkeit, der dankbaren Weltlust seines immer blühenden Wesens, das so gern in lieben stillen Stimmungen saß, als es dann wieder vogelfrei sich in die blaue Luft schwang, mit seinem deutschen Ernst und der deutschen Treue zum Kleinen, die in einem Blümlein von der Flur alle Herrlichkeiten Gottes zu vernehmen weiß, mit seiner österreichischen Beweglichkeit und unserer angestammten guten Laune, die wohl auch einmal herzlich den eigenen Herrn auslacht, mit seiner Ehrfurcht vor dem Vergangenen, worin der Sinn der Väter und das Geheimnis, aus dem wir kommen, für uns aufbewahrt liegt, mit seinem Mut zum Künftigen, worin wir die Väter vollenden sollen, und mit seiner unstillbaren Sehnsucht nach einem hohen, festlich klingenden, feierlich glänzenden Dasein, wovon noch ein Strahl der durch uns vollbrachten Wunder auf der fernen Nachwelt liegen sollte, so mit allem sich darzustellen und seinen ganzen Reichtum auszubreiten gelang ihm. Und dann war ihm noch beschieden, wie er jene Stadt der Künstler auf der Mathildenhöhe gebaut hatte, auch einen Turm zu bauen. Er baute den Hochzeitsturm für seinen Fürsten, ein Geschenk der Bürgerschaft an den Groß-

herzog. Dies aber war ein alter Wunsch von ihm, den zu hegen, mit dem immer wieder zu spielen schon das Kind von einer seltsamen Leidenschaft wie besessen war. Einmal einen Turm zu bauen, einen hohen Turm, einen aus der Stadt ragenden Turm, von dem die Menschen unten ganz klein aussehen und man über Felder und Wiesen und Wälder hin in die weite Welt schaut; und wer aus der Ferne kommt, lange bevor er noch irgend ein Haus sieht, lange bevor er die Stadt ahnt, erblickt den Turm. Nun war ihm noch gewährt, einen solchen Turm zu bauen, und der liebste Traum war erfüllt, in den sich so gern schon der lachende Knabe und später der schwärmende Jüngling und noch, wenn er doch einmal die ruhelose Hand feiern ließ, der sinnende Mann einspann, wie wenn für ihn ein solcher Turm ein Sinnbild seiner selbst gewesen wäre, der auch immer, hoch über dem kleinen Menschenlärm, in die weite Welt hinaus sah und den der Nachkomme dereinst, der unsere Zeit sucht, bevor er noch in ihr irres Treiben eintritt, schon von weitem erblicken wird.

Paul Konody:
Raphael. Übersetzt von Alice Fliegel.

(Mit zwei Vierfarbendrucken.)

I.

„Und ich sage Dir, wenn ich eine schöne Frau malen will, muß ich viele schöne Frauen sehen und Dich bei mir haben, um die Schönste auszuwählen," schrieb Raphael, als er auf dem Gipfel seines Ruhmes und Glückes stand, an seinen getreuen Freund, den Grafen Baldassare Castiglione, der — selbst ein idealer Hofmann — in dem „Buche des Hofmanns" der Welt ein unsterbliches Denkmal für die Kultur der Renaissance gegeben hat.

Als der König der Maler diese Worte schrieb, hatte er sicher nicht mehr damit geben wollen, als ein hübsches Kompliment für einen Mann, der selbst ein Muster der Höflichkeit und ein Meister der liebenswürdigen Sprache war. Jene Worte aber würden eine tiefe Bedeutung gewinnen, wenn man an Stelle des Wortes „Frau" das Wort „Bild" setzte, und unter Castiglione die Verkörperung der Intelligenz und der Wissenschaft verstände.

Was die Schönheit von Raphaels Kunst, die sich durch vier Jahrhunderte hindurch die Bewunderung der Menschheit erhalten hat, anbelangt, so finden wir in ihr die verschiedenen Elemente des Schönen wieder, das die Künstler vor und zu Raphaels Zeiten geschaffen haben. Das Beste davon — was Idee und Ausführung betrifft — wählte sich Raphael aus und ließ sich durch die tiefsten Denker und die kühnsten Geister seiner Zeit, die bald berühmte Mittelpunkte der Kultur wurden, anregen und leiten.

Raphael wurde in der Tat unter einem glücklichen Stern geboren. Er war kein Geistesriese, kein epochemachender Genius, wie Michelangelo von ihm sagte, und verdankte seine Kunst weniger seinem Temperament und seiner Veranlagung, als einem fleißigen Studium. Er war zu einer Zeit geboren, wo die fortschreitende künstlerische Entwicklung von zwei Jahrhunderten an einen Punkt gekommen war, der einen Künstler verlangte, der die auseinanderlaufenden Fäden zusammenfaßte und die künstlerische Bewegung zu einer Höhe und Vervollkommnung führte, die für alle Zeiten unantastbar blieb.

Die Vorzüge seiner Geburt und seiner Umgebung, der Reiz seiner Erscheinung und seines Wesens, machten Raphael zum Liebling, wohin er auch kam; seine Empfänglichkeit, seine Liebenswürdigkeit, sein kluges Anpassungsvermögen und, vor allen Dingen, die frühe Meisterschaft seiner Technik verhalfen ihm zu der Vollendung, die er schon so früh erreichte.

Der kurze, wolkenlose Weg, auf dem Raphael von freundlicher Anerkennung bis zu höchstem Ruhm, von Wohlstand bis zu Reichtum und Überfluß schritt, war nicht die dornige, unruhvolle Straße, die das Genie in den meisten Fällen zu gehen hat. Das Genie wandert einen traurigen und einsamen Pfad.

Michelangelo, dieser unruhige, mürrische und unbefriedigte Geist — Lionardo da Vinci, der seinen hohen Idealen ohne jeden Gedanken an einen weltlichen Erfolg nachging, bis in sein trauriges, einsames Alter hinein, wo er, von seinem Vaterlande verbannt, über die Fruchtlosigkeit all' seines Arbeitens nachdenken konnte — diese großen, genialen Männer haben wenig mit dem liebenswürdigen Hofmann Raphael gemein, der selbst das Oberhaupt eines kleinen Hofes von getreuen Anhängern war.

Man erzählt sich, daß einst Michelangelo, als er Raphael begegnete, der inmitten seiner treuen Gefolgschaft den Weg zum päpstlichen Hofe nahm, seinem glücklichen Rivalen in der großen Verbitterung seines Geistes zurief: „Ihr lauft dahin, wie der Sheriff mit seiner Schar." Raphael, um eine Antwort nicht verlegen, entgegnete: „Und Ihr wie ein Mörder, der zum Schafott geht."

Ob diese Anekdote nun wahr ist oder nicht, jedenfalls illustriert sie treffend die Verschiedenheit der Wege, die das Talent — und sei es selbst das größte — und das wahre Genie zu gehen haben.

Welches sind nun die Eigenschaften und Vorzüge von Raphaels Kunst, die ihm den ungeschmälerten Ruhm durch die Jahrhunderte schufen und ihn zu dem beliebtesten und bewundertsten aller Maler machten?

Die größten der früheren und späteren Meister, wie Velasquez, Rembrandt, Frans Hals, Watteau — um nur einige der hellen Leuchten im Reiche der Kunst zu nennen — mußten alle an sich die zeitweise Verachtung und Verkleinerung ihrer Kunst erfahren. Nur Raphael lernte die Wankelmütigkeit der Volksgunst nicht kennen. Er wurde zu einem Gott erhoben, noch ehe die Welt seinen frühzeitigen Tod zu betrauern hatte, und im Laufe der Jahre wurde diese abgöttische Verehrung selbst auf das schwache, handwerksmäßige Schaffen seiner Gehilfen, das oft unter seinem Namen

den Weg in die Welt fand, übertragen. Ungefähr binnen Menschengedenken führte diese blinde, unterschiedslose Vergötterung zu einer Reaktion. Aber diese Reaktion beschränkte sich nur auf einen kleinen Kreis ästhetisch veranlagter Kunst-Enthusiasten; und heute, wo die mehr wissenschaftliche Ausübung der Kritik es wohl versteht, Spreu von Weizen zu unterscheiden, ist Raphael wieder zu alle seinem früheren Ruhm gelangt. Die höhnische, feindliche Stellung Raphaelscher Kunst gegenüber hat aufgehört, eine moderne Pose zu sein. Zu der freien Anerkennung von der Vollkommenheit dieser Kunst kam das Bewußtsein, daß man Raphael durch eine sehr unvollkommene Nachahmung seines Schönheitskoderes, der in Europa seit der Gründung des Rompreises der einzige Erfolg des akademischen Unterrichts war, bitteres Unrecht getan hatte. Schönheit — reine und fehlerlose Formenschönheit, muß auf jeden Menschen wirken, und Raphael zeigt uns die vollkommene Schönheit — die Schönheit, die in feinsinnig durchdachtem Ebenmaß, in der Form, in der Farbe und in der Technik liegt. Es ist eine wohlberechnete Schönheit — ein klares, unzweideutiges Schaffen eines ganz normalen, ausgeglichenen Geistes und einer nie irrenden Hand; deshalb ist Raphaels Kunst für jedermann leicht verständlich und verlangt diese unbewußte geistige Anstrengung nicht, die das Erfassen eines Kunstwerkes von komplizierterer Gefühlsintensität mit sich bringt. Es ist die Aufgabe der Kunst, irgend ein Gefühl in irgend welcher Form wiederzugeben; ein Bild, das eine bloße Nachahmung ist, ohne eine Andeutung dessen zu geben, was der Künstler bei seinem Schaffen empfand, hört auf, ein Kunstwerk zu sein, selbst wenn es einen Gegenstand darstellt, der in sich schön ist. Andererseits kann ein an sich häßlicher Vorwurf durch den intensiven Ausdruck eines Gefühls zu einem großen Kunstwerk werden, aber dieses Gefühl ist notwendigerweise viel schwerer zu begreifen, als das einfachste aller Gefühle: die naive Freude, die das Betrachten der Schönheit in uns auslöst. Dieser Affekt, dem jeder Mensch unterworfen ist, erklärt den Trugschluß der meisten Menschen, daß Kunst und Schönheit unzertrennlich seien — er macht uns auch die allgemeine Liebe verständlich, die Raphael und seiner Kunst durch Generationen hindurch gehört hat. Sein Pinsel war mit der glatten, klaren Schönheit des Klassizismus vermählt, und seine Kunst kannte keinen fremden, komplizierten Charakter.

Aber die Schönheit allein macht Raphaels Größe nicht aus, oder Bouguereau und viele andere moderne Maler hätten auch groß, anstatt schwach und geschmacklos sein müssen. Raphael besaß eine große Meister-

schaft in der Verteilung des Raumes nach drei Dimensionen hin — ein Geheimnis, das das Erbe der Umbrischen Schule war.

Das Gefühl der Weite und Tiefe wird durch Methoden erreicht, die nichts gemeinsam mit unserer modernen Kunst haben, die Illusion der sogenannten „Atmosphäre" zu schaffen. Sie sind auch nicht identisch mit dem „Verlieren und Finden" der Konturen oder mit der Anwendung gewisser optischer Theorien, wo wechselnde Lichter alle harten Umrisse aufheben, oder mit dem Verwischen und Auslöschen der Entfernung. Die Verteilung im Raum, wie sie Raphael anwandte, ist in ihrer Wirkung auf unser Empfindungsleben nur der architektonischen Kunst verwandt.

Ein anderer Grund für Raphaels Größe — und darin ist er vielleicht am meisten das Kind seiner Zeit — liegt in der wunderbaren Verschmelzung der beiden großzügigsten Bewegungen, an denen sich das zivilisierte Europa von jeher begeistert hat — nämlich in der Verbindung des klassischen Altertums und des christlichen Glaubens. Von Raphaels Pinsel dargestellt, hören sie auf, unvereinbar zu sein, und leben in der meisterhaft abgeschlossenen Harmonie, die der Markstein von Raphaels Kunst ist, in engster Gemeinschaft Seite an Seite. Das Christentum wird uns in dem glanzvollen, klassischen Gewande der alten Welt dargestellt, und die Mythen und Philosophieen der Alten sind in engste Verbindung mit der christlichen Lehre gebracht. Raphael bringt neues Blut und reiches Leben in die toten Steine des alten Griechenlands und Roms, ganz im Gegensatz zu Mantegna, der kalt und klassisch in seinen reliefartigen Wiederbelebungen der Antike bleibt.

So betont Raphael auch bei seinen Darstellungen der Madonna mit dem Kind die rein menschliche Gefühlsseite, er läßt allen Symbolismus beiseite und führt uns das innige, intime Liebesverhältnis zwischen Mutter und Kind vor Augen. Fast unmerklich verwandelte er seine Cupidos in Kinderengel, und der Jehovah in der „Vision des Ezechiel" hat mehr Ähnlichkeit mit dem olympischen Jupiter, als mit der mittelalterlichen Gottesvorstellung.

Wie Timoteo Viti, Perugino, Fra Bartolommeo, Lionardo da Vinci, Massaccio, Michelangelo und Sebastiano del Piombo — der ihm von der Glut seines venetianischen Farbenreichtums gab — die Quellen schufen, aus denen Raphael seine Wissenschaft der Technik, der Farbenanwendung, der Komposition und aller Elemente des malerischen Stils schöpfte, so

bahnten die Humanisten seinen Weg hinsichtlich der intellektuellen Auffassung seiner Kunst.

Raphaels bewundernswerte Eigenschaft, sich schnell und sicher alles das anzueignen, was ihm bei seinen Vorgängern und Zeitgenossen nachahmungswert erschien, befähigten ihn, sich in einem Alter, wo die meisten Maler noch weit davon entfernt waren, eine ganz hervorragende Meisterschaft und Reichhaltigkeit der Technik zu erwerben. Andererseits half ihm sein klarer, logischer Geist, der nicht ganz frei von dem Wunsch war, seinen Gönnern zu gefallen, zu der überwältigenden Ausführung der Ideen, die die kühnsten Denker seiner Zeit entwickelt hatten.

Der Zweifel, ob die Hauptidee, und vielleicht auch ein guter Teil der Details der Freskomalereien für die sogenannten „Stanzen" im Vatikan, allein dem Geist Raphaels entsprungen sind, tut der Größe dieses Erstaunen erregenden Werkes und Raphaels Kunst keinen Abbruch. Raphael war ein Knabe von kaum zehn Jahren, als er das erste Mal in eines Meisters Schule trat. Er war ein Jüngling von 25 Jahren, als er sein großes Werk begann. Die dazwischenliegenden Jahre waren von seinen Studien und von der Ausführung bedeutender Aufträge so ausgefüllt, daß er keine Zeit zur Buchgelehrsamkeit fand. Ein solches Wissen war aber zu der Darstellung dieses sorgfältig ausgearbeiteten Entwurfes, mit alle den historischen Anklängen und allegorischen Gestalten, unbedingt nötig. Man muß sich wundern, wie es Raphael so meisterhaft verstanden hat, auf die Vorschläge und Anregungen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, einzugehen, und sie in ein so köstliches Gewand unsterblicher Schönheit zu kleiden.

II.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, während der Regierung des Herzogs Frederigo von Montefeltro — ein aufgeklärter Prinz, der die besten seiner Kräfte und viel von seiner Zeit zum Schutze und zur Hebung der Künste, zur Ausschmückung seines vornehmen Palastes und zur Sammlung von unschätzbaren Manuskripten, Bildern, Skulpturen und Kunstwerken jeder Art verwandte — wurde die alte Stadt Urbino zu einem Zentrum der Kultur und Wissenschaft erhoben. Der Herzog machte seinen eigenen Hof zu einem Treffpunkt hervorragender Maler, Architekten, Dichter und Humanisten, die sich durch die Großmütigkeit und den Freimut ihres großen Protektors immer angezogen fühlten. Unter den weniger berühmten Trabanten, die durch die Sonne von Montefeltro an-

gelockt wurden, befand sich auch ein gewisser Giovanni Santi, der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Urbino kam. Obgleich er ein Maler von großer Gewandtheit und Fertigkeit war — wahrscheinlich von Fiorenzo di Lorenzo ausgebildet — sah er sich doch genötigt, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Urbino einen Handel mit Öl, Korn und anderen Waren zu treiben, wie es sein Vater vor ihm getan hatte. Sein kleines Einkommen bedurfte einer Aufbesserung. Doch des Malers vorzügliche Kenntnisse nach verschiedener Richtung hin machten bald von sich reden und verschafften ihm eine Stellung als Hof-Maler und -Dichter. Wichtiger, als irgend eines seiner Bilder, ist seine berühmte, gereimte Chronik von 23 000 Versen in Danteschem Versmaß. Hierin besingt er die Tugenden und Heldentaten seines hohen Gönners. Der Dichter und Maler war ein besonderer Liebling von Elisabetta Gonzaga, der jungen Gemahlin von Frederigos Sohn Guidobaldo. Ihre hohe Achtung und Verehrung für Giovanni drückte sie in einem Briefe aus, in dem sie ihrer Schwägerin die Nachricht von des Hofmalers Tod gab.

Giovanni Santi und seiner Gemahlin, Magia Ciarla, wurde am 28. März 1483, an einem Karfreitag, ein Sohn geboren, der auf seiner verhältnismäßig kurzen Lebensbahn zu einem Ruhm gelangte, wie ihn nur wenige Menschen erreicht haben. Ein älterer Bruder und eine Schwester Raphaels starben schon als Kinder, und des Malers Mutter folgte ihnen nach, noch ehe Raphael sein achtes Jahr erreicht hatte. Ihren Platz im väterlichen Hause nahm nicht viel später Bernardina Porte ein, eines Goldschmieds Tochter, die Giovanni bald nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete. Nach Giovanni Santis großem Dichtwerk hat es den Anschein, als ob er auf freundschaftlichem Fuße mit den größten Männern seiner Zeit, wie Melozzo da Forli, Mantegna, Pier dei Franceschi und Verrocchio, gestanden hat. Man darf wohl annehmen, daß Raphaels früheste Erziehung zur Kunst, die er unter seines Vaters Leitung genoß, auf jene eigentümliche Befähigung hinarbeitete, die es ihm später möglich machte, sich die Vorzüge und Schönheiten des Stiles der verschiedenen Meister anzueignen, mit denen er in Berührung kam.

Die Leichtigkeit, mit welcher sein hervorragendes Talent die verschiedenen Schulen seiner Meister durchlief und deren Art in sich aufnahm, zeigt sich deutlich, als er 1494, bald nach seines Vaters Tod, in die Schule von Timoteo Viti, der ein Schüler von Francia war, eintrat. Giovanni starb an einem Fieber, das er sich in der Malarialuft der Mantuaner Marschlande, wohin er sich im Dienste der Elisabetta Gonzaga

begeben hatte, zuzog. 1495 hatte sich Timoteo Viti in Urbino niedergelassen, und der große Ruf, den er unter den Malern dieser Stadt genoß, hat wahrscheinlich Raphaels Vormund, Simone Ciarla, dazu bewogen, den begabten Jüngling unter eine so kompetente Führung zu bringen.

Raphael arbeitete nicht nur im Stile seines ersten Lehrmeisters, er nahm sogar dessen Manieriertheiten an, wie z. B. die breite Form der Hände und Füße und die leichte Neigung des Kopfes. Nach diesen unzweifelhaften Zeugnissen konnte Morelli, der Schöpfer der modernen Kritik, nach drei Jahrhunderten des Irrtums beweisen, daß Vasari mit seiner Behauptung, Raphael sei aus seines Vaters Werkstätte gleich in die des Perugino eingetreten, unrecht hatte. Timoteos Einfluß ist selbst bei den Bildern noch deutlich erkennbar, die Raphael zu einer Zeit malte, als er unter dem Banne der viel machtvolleren Persönlichkeit Peruginos stand. Zu diesen Bildern gehört das sogen. „Sposalizio", das ist die Vermählung der Maria mit Joseph. Es entstand 1504 und befindet sich jetzt in der Brera zu Mailand; ferner die drei ersten Bilder, die Raphaels Namen tragen: „Die Vision eines jungen Ritters" (London, Nationalgalerie), „Der heilige Michael" (Louvre), und „Die drei Grazien" (im Condémuseum in Schloß Chantilly).

Nicht nur die Gesichtszüge dieser Bildergruppe, die den Stil des Timoteo Viti trägt, sondern auch die zage, furchtsame Ausführung und die naive Steifheit der Gestalten, bezeichnen diese Bilder als Produkte von Raphaels noch unreifer Jugend. Raphael befand sich — wie wir sehen werden — gegen Ende des Jahrhunderts in Perugia, so daß die genannten drei Bilder entstanden sein müssen, ehe er das siebzehnte Jahr vollendet hatte. „Die drei Grazien", ein Bild, zu dem höchstwahrscheinlich eine antike Camée die Anregung gegeben hat, wurde 1885 vom Duc d'Aumale aus Lord Dudleys Sammlung für den Preis von 25 000 Pfund Sterling angekauft — wahrlich eine schöne Summe, wenn man bedenkt, daß das Bild von einem 16 jährigen Jüngling gemalt wurde. Ein Kreideporträt dieses reichbegabten, fröhlichen Knaben, das von der Hand seines ersten Lehrmeisters geschaffen wurde, befindet sich in Oxford.

Die Dokumente eines Prozesses, der zwischen einigen Angehörigen seiner Familie geführt wurde, beweisen, daß sich Raphael 1499 noch in Urbino befand, denn im Sommer dieses Jahres erschien er als Zeuge vor Gericht. Als im folgenden Jahre das Urteil gesprochen wurde, war er schon als Peruginos Schüler in Perugia. Hier eignete er sich den Stil seines neuen Lehrers so vollkommen und mit so großem Erfolge an, daß

Vasari mit Recht sagen konnte: „Seine Kopieen können von den Originalen des Meisters kaum unterschieden werden, die Unterschiede zwischen den Entwürfen Raphaels und denen Pietros sind nicht mit Gewißheit festzustellen."

Ein Plagiat beunruhigte in jener Zeit das künstlerische Gewissen nicht, und man kann in Raphaels Bildern, die dieser Periode angehören, leicht die Spuren ganzer Gruppen verfolgen, die er der Phantasie des älteren Meisters entlehnte. So basiert die „Kreuzigung", die gegen 1501 für eine Kirche in Città di Castello gemalt wurde und jetzt der Sammlung des Dr. Ludwig Mond eingereiht ist, auf einer Darstellung des gleichen Gegenstandes durch Perugino, während der ganze obere Teil des Vatikans, die „Krönung der Jungfrau", durch die „Himmelfahrt Mariä" von Pietro stark beeinflußt wurde.

Aber diese buchstäbliche Nachahmung war nur eine vorübergehende Entwicklungsphase, während Raphaels Kunst während seines Aufenthaltes in Perugia bleibende Werte durch das große Studium der Raumkomposition geschaffen wurden. Viel Wertvolles gab ihm auch die typische Neigung und Begabung der Maler von Umbrien, die friedvolle Schönheit ihres heimatlichen Hügellandes mit wahrhaft religiöser Inbrunst darzustellen.

1502 begab sich Perugino nach Florenz zurück, und Raphael trat wahrscheinlich in den Schülerkreis von Pinturicchio ein, wenn auch Vasaris Behauptung, daß er die Zeichnungen für die späteren Meisterfresken der Piccolominibibliothek in Siena lieferte, als eine Fabel abzulehnen ist. Während dieser Zeit malte Raphael seine ersten Madonnenbilder, die Madonna Connestabile (jetzt in Petersburg), die ganz auf Peruginos „Jungfrau mit dem Granatapfel" basiert, und zwei Madonnenbilder, die sich im Berliner Museum befinden. Das Mailänder „Sposalizio", in welchem der junge Künstler trotz aller fremden Einflüsse seine starke Persönlichkeit behauptete, war 1504 für die Kirche San Francesco in Città di Castello gemalt.

Seine frühe Meisterschaft im Porträtieren zeigt uns Raphaels Porträt von Perugino in der Borghese-Galerie, das so ausgesprochen charaktervoll und vollendet in der Ausführung ist, daß es viele Jahre für ein Werk Holbeins galt.

Unterdessen war der Herzog Guidobaldo nach dem Tode seines Feindes, des Papstes Alexander VI., nach Urbino zurückgekehrt, und Raphael folgte ihm dorthin im Jahre 1504. Der kleine „St. George"

— im Louvre — ist eine Erinnerung an diesen kurzen Besuch, der im Oktober desselben Jahres sein Ende erreichte, als Raphael, mit einem warmen Empfehlungsbrief ausgerüstet, den ihm des Herzogs Schwester Giovanna della Rovere an den Gonfaloniere Pier Goderni mitgegeben hatte, seine Vaterstadt verließ und sich nach Florenz begab. Hier war das Zentrum alles künstlerischen Lebens, das durch den eifersüchtigen Kampf der beiden Geistesriesen, Michelangelo und Lionardo da Vinci, besonders reich und rege pulsierte.

Wie tief mußten den jungen Künstler die reichen, gewaltigen Eindrücke erregen, die in Florenz auf ihn einstürmten — in jener wunderbaren, gesegneten Stadt an den Ufern des Arno, mit den gewaltigen Palästen und Kirchen, dem brausenden, stürmenden Leben ihrer Kunst, die so viel männlicher und monumentaler war, als das träumerische, feminine Schaffen, das in der sanften, schwachen Atmosphäre von Umbrien geboren wurde. Wie wird sich Raphael in die Betrachtung von Masaccios edlen Fresken — die durch Generationen hindurch eine Bildungsschule der Maler waren — versenkt haben! Wie wird er in Bewunderung und Entzücken vor Michelangelos „David" gestanden haben, den heiligen Entschluß im Herzen, sich künftig mit größerer Intensität dem Studium menschlicher Gestalt und Bewegung zu widmen! Die faszinierende Begeisterung, die der Genius Lionardos in ihm weckte, fand in einigen der ersten Werke, die dem Florenzer Aufenthalt angehören, seinen Ausdruck: in den Porträts des Angiolo Doni und seiner Gattin Maddalena Strozzi, im Palast Pitti zu Florenz. Maddalena Strozzi kann in keinem Fall das Modell zu diesem Porträt, das eine Reminiscenz an Lionardos „Mona Lisa" ist, gewesen sein; es ist bekannt, daß sie im Jahre 1489 getauft wurde, während das Porträt, das Raphael 1504 malte, eine Frau in reiferem Alter darstellt.

In der Werkstatt des Architekten Baccio d' Agnolo, die ein bevorzugter Treffpunkt der jungen Florenzer Künstler war, trat Raphael in ein gewisses Freundschaftsverhältnis zu verschiedenen Meistern, wie Ridolfo Ghirlandajo, Antonio da Sangallo, Sansovino und Fra Bartolommeo, die einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung und Bildung seines Stils hatten. Diesen Einfluß ersieht man aus der „Madonna di Sant'Antonio", die—wie man sagt—von Mr. Pierpont Morgan für den ungeheuren Preis von 100 000 Pfund Sterling für die Nationalgalerie in London angekauft wurde. Dieses Bild und die sogen. Madonna degli Ansidei, die für die Nationalgalerie aus der Sammlung des Herzogs

von Marlborough für 70 000 Pfund Sterling erworben wurde, malte Raphael während eines Besuches in Perugia, gegen Ende des Jahres 1505. Das erstgenannte Madonnenbild war für die Nonnen des S. Antonio da Padova in Perugia gemalt, und das andere für die Ansidei-Kapelle der Kirche San Florenzo in derselben Stadt.

Die Quellen und Belege über Raphaels Aufenthalt zwischen 1504 und 1508, als er Florenz endlich verlassen hatte, sind unzureichend und unzuverlässig. Sicher ist, daß er sich — von seinem Besuch in Perugia abgesehen — im Jahre 1506 für einige Zeit in Urbino aufhielt, wo er für Guidobaldo den „Heiligen Georg" malte, ein Bild, das unter den Schenkungen an Heinrich VII. von England, der dem Herzog von Urbino zwei Jahre vorher die Insignien des Hosenbandordens verliehen hatte, eine große Rolle spielte. Der „Heilige Georg" befindet sich jetzt in der Eremitage zu Petersburg.

Der größte Teil der wunderbaren Madonnenbilder, denen Raphael hauptsächlich seinen großen Ruhm und seine Beliebtheit verdankt, entstand während seines Aufenthaltes in Florenz. In diese Schaffensperiode gehören: die „Madonna del Granduca", im Palast Pitti in Florenz, die „Madonna Tempi", in der Münchener Pinakothek, die „Madonna aus dem Hause Orleans", in Chantilly, die „Madonna im Grünen", in Wien, die „Madonna mit dem Stieglitz", in den Uffizien, die „Heilige Familie mit dem Lamme", in Madrid, das köstliche Madonnenbild des Lord Cowper in Panshanger, und „La belle Jardinière", im Louvre zu Paris.

In die gleiche Periode fällt sein Selbstbildnis, das sich in der Malerhalle der Uffizien befindet, und das Porträt eines jungen Mannes, das in der Budapester Nationalgalerie zu sehen ist. Gelegentlich eines Besuches in Perugia erhielt Raphael von Atalanta Baglione, der Mutter des Grifonetto Baglione — der ein Opfer des blutigen Familienstreites war, der um 1500 Perugia in ein Schlachthaus verwandelte — den Auftrag zu einem Altarstück. Raphael malte zur traurigen Erinnerung an jenes schreckliche Blutbad die „Kreuzabnahme", die er 1507 in Florenz vollendete, und die sich jetzt in der Galerie Borghese befindet. Die „Kreuzabnahme" war Raphaels erste große dramatische Komposition, die er noch nicht mühelos anzufassen wußte, und so fordert auch dieses Werk mit seiner erzwungenen Leidenschaft und seinem unnatürlichen Gefühlsausdruck die Kritik mehr heraus, als irgend eine andere Arbeit des Meisters. Eine Rechtssache wegen einer Schuld von 100 Kronen, die Raphael bei der Familie Cervasi für den Kauf eines Hauses stehen hatte, machte seine

Gegenwart in Urbino im Oktober 1507 nötig. Im April des folgenden Jahres starb Guidobaldo, und ein Brief Raphaels an seinen Onkel Simone Ciarla, der ihm das traurige Ereignis mitgeteilt hatte, gibt ein sicheres Zeugnis, daß Raphael schon zu der Zeit wieder nach Florenz zurückgekehrt war. Nachdem er seine Trauer über des Herzogs Tod ausgedrückt hat („Ich konnte Euren Brief nicht ohne Tränen lesen"), bittet er den Onkel, ihm ein Empfehlungsschreiben an den Gonfaloniere von Florenz zu verschaffen. Er erbittet sich die Empfehlung als dessen „allerergebenster Diener", und verspricht sich davon für Florenz einen wichtigen Auftrag für das Ausmalen eines gewissen Gemaches, eine Arbeit, die Seine Hoheit zu vergeben hatte.

Aber auf den jungen, fleißigen Künstler wartete ein günstigeres Geschick, das ihn in einen weit größeren Wirkungskreis führte. Vasari behauptet, daß Bramante von Urbino, ein Verwandter Raphaels, den Papst Julius II. auf des jungen Meisters seltenes Talent aufmerksam gemacht habe, und hierin sei der Grund von Raphaels Berufung nach Rom zu suchen. Bramantes Empfehlung, der bei dem Papst in hoher Gunst stand, und der mit bei dem Entwurf für den Wiederaufbau der St. Peter-Kathedrale beschäftigt war, habe viel Einfluß gehabt. Aber wie in vielen anderen Punkten, so ist auch hier Vasaris Aussage nicht für unbedingt wahr anzunehmen. In erster Linie war Raphael gar nicht mit Bramante verwandt; und dann ist es viel wahrscheinlicher, daß der Gedanke, Raphael nach Rom zur Ausschmückung der päpstlichen Gemächer des Vatikans zu rufen, durch die Prefetessa Giovanna della Rovere angeregt wurde. Sie war allezeit eine große Gönnerin des reichtalentierten Malers gewesen; vielleicht war auch ihr Sohn Francesco, der Neffe und Nachfolger des Herzogs Guidobaldo Montefeltro, mit an Raphaels Berufung schuld. Es kann wohl sein, daß Bramante, der mit seinem jungen Kollegen und Landsmann auf freundschaftlichem Fuße stand, diese Empfehlung unterstützte. Wie es auch gewesen sein mag, Raphael empfing des Papstes Befehl und reiste nach Rom, wo Michelangelo kurz vor ihm eingetroffen war.

Schluß in der Dezember-Nummer.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, Ende September.

Schiller, obzwar wohlbestallter Jenenser Professor der Geschichtswissenschaft, wollte die Schaubühne nur als moralische Anstalt. Wir aber haben jetzt die Schaubühne als assyriologisch-pädagogische Anstalt. Die Personifikationen der assyrischen Vergangenheit und der Wissenschaft führen auf unserer prunkvollen Opernhausbühne einen Dialog, den ihnen Josef Lauff untergeschoben hat und aus dem wir erfahren, daß dank unserer vorgeschrittenen Altertumsforschung das alte Ninive vor unserm Geist wieder aufgerichtet worden. — Und nun ersteht vor unsern Augen in allerlei Opferzeremonien, in kriegerischen Spielen und in Schwert-, Odalisken- und sonstigen Tänzen die Zeit des Königs Sardanapal, an dem des Professors Franz Delitzsch Wissenschaft eine Rettung vollzogen hat. Aber über Sardanapal siegt Nabopolassar, und der König muß den Scheiterhaufen besteigen, dessen Brand und Zusammensturz auf der Opernhausbühne als der Triumph modernster Bühnentechnik gepriesen wird. Man war früher auch in Ballettdingen eigentlich poetischer. Als man Fanny Elßner ehren wollte, rühmte man von ihr, sie tanze Goethe — von unserer Dell' Era hat man zu sagen, sie tanzt Franz Delitzsch. Sie wirkt mit den anderen Ballettkoryphäen aufs lebendigste mit in diesem prunk- und prachtvollen Schaustück, in diesem assyriologischen Anschauungsunterricht, in dieser großen Sardanapal-Pantomime, die freilich von dem Wesen eines Kunstwerks noch viel, viel weiter entfernt ist als etwa Ebers' Romane aus der ägyptischen Geschichte.

Während man aber im Opernhause den Ruhm Sardanapals wissenschaftlich und pantomimisch gerettet und erhöht hat, ist man wenige Tage später im Königlichen Schauspielhause mit dem Ruhm eines großen Dichters, Otto Ludwigs, etwas unvorsichtig umgegangen. Um ihn einmal wieder in seiner vollen Größe zu zeigen, hätte man seine „Makkabäer" aufs neue lebendig machen sollen und hätte dann erfahren, wie viel stärker und sicherer sie heute wirken, als sein unserm Empfinden doch schon fremd gewordener „Erbförster". Statt dessen hatte man wissenschaftlich literarhistorischen Ehrgeiz und führte „Die Torgauer Heide" vor, die wie „Wallensteins Lager" zu der Tragödie des Friedländers ein Vorspiel ist zu einer geplanten Dichtung Ludwigs, zu seinem „Friedrich II. von Preußen", den er schreiben wollte, um einen Helden darzustellen, der „unter den Schlägen eines tückischen Geschickes, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht bleibt und sich selbst nicht verliert".

„Die Torgauer Heide" bringt Lagerepisoden und Kriegsszenen, unselbständig in der Form, für die Schillers Meisterleistung vorgeschwebt, unplastisch im Einzelnen, erklügelt in der Komposition — nirgends ein Zug, der auf kommende Größe des Dichters hinweist. Gibt dieses Vorspiel also keine dichterische Offenbarung, so gab es der Regie reichlich Gelegenheit zu prunkvoller Betätigung: der große Friedrich konnte vorgeführt werden auf weißem Schlachtroß, es konnte — was stets sehr wirkungsvoll ist — zum Schluß von einem Massenaufgebot kriegerischer Preußen angestimmt werden „Nun danket alle Gott", es konnten sehr schöne Szenenbilder arrangiert und mit unserer vorgeschrittenen Bühnentechnik stimmungsvolle Dekorationseffekte geschaffen werden. Für Otto Ludwigs Geltung aber wäre es besser gewesen, dieses mit Recht vergessene, wenn überhaupt je beachtete, für die Eigenart des Dichters völlig unbedeutsame Stück nicht auszugraben und der Versuchung pseudopatriotischer Ausstattungskunst zu widerstehen.

Der Freude, wenn nicht am Ausstattungswesen, so doch an eigenartiger Szenerie dürfte auch die Aufführung der beiden auf Japans Boden spielenden Stücke in den Kammerspielen entsprungen sein — ihr dichterischer Gehalt ist so gering, daß er allein die Aufführung nicht erklären könnte. Das erste — „Kimiko" von Wolfgang v. Gersdorff — ist auffällig unbedeutend. Es soll in der Gegenwart spielen und erzählt uns von einer Geisha, die so edel ist, daß sie die Werbung ihres vornehmen Geliebten zurückweist. Sie fühlt sich nicht rein genug, um des geliebten Mannes Gattin und die Mutter ihrer späteren Kinder werden zu dürfen. Auch fürchtet sie den Einspruch seiner Mutter. Aber diese vornehme brave Frau kommt und erklärt sich bereit, der Geisha Schwiegermutter zu werden. Kimoko, die Geisha, aber bleibt bei ihrer Weigerung und verläßt den Saal. Vorhang. Vorher aber hat ihr der Geliebte ein wundervolles Schwert gebracht — sie wird das sicherlich tragisch verwenden. Ich weiß nicht, ob die edlen Geishas ernstliche Brautwerbungen abzulehnen pflegen — das ist ja auch gleich, wenn Kimoko mich überzeugt hätte, daß gerade sie es tun muß. Das geschieht nicht; die drei Menschen — Mutter, Geliebter, Kimoko — bleiben herzlich gleichgültig, die Langeweile bildet das einzige Charakteristikum des langen Einakters. Die Sprache hat nichts bezeichnend Japanisches, aber auch sonst nichts Fesselndes. Eine Wendung des Liebhabers ist mir im Ohr geblieben: „in innerlicher Anteilnahme" — das ist schlechter Kondolenzbriefstiel. — Der zweite, noch längere Einakter nennt sich „Terakoya" von Takada Izumo, nach einem Trauerspiel aus dem alten Japan. Herr von Gersdorff hat es bearbeitet und wohl auch übersetzt — wenn's richtig ist, wie es verlautet, aus dem Englischen; so haben wir es also mit einer Arbeit aus dritter Hand zu tun, haben also kein Recht, nach dem, was wir sahen, über das Original und über Izumo ein Urteil zu fällen. So wie wir es sehen, hat das Stück nur eine, allerdings

sehr dramatische, raffiniert spannend gearbeitete Szene: der Dorfschulmeister, dem befohlen war, das Kind des vertriebenen Königs zu töten, bringt den abgeschlagenen Kopf in einem Kästchen, das er dem Minister des jetzigen und Vertrauten des vertriebenen Königs gibt. Dieser Vertraute soll den Sendlingen des neuen Königs bestätigen, daß es der Kopf des Prinzen ist — eine große stumme Szene, minutenlang für die Empfindung des Zuschauers: der Dorfschulmeister harrt in qualvollster Erwartung auf das Wort des Ministers, und dieser nun bestätigt, daß es des Prinzen Kopf ist — und doch ist, was er da vor sich sieht und sofort erkennt, der Kopf seines eigenen Kindes, das der Dorfschulmeister getötet hat, um den Prinzen zu retten. Nach dieser dramatisch grandiosen Szene ermüden die endlosen Reden, die lange Totenklage der Mutter, bis dann zum endlichen Schluß, dem lange erwarteten, das gerettete Königskind noch mit einigen sinnenden Worten einen zarten Ausklang des Stückes bringt.

Was die Reinhardtschen Bühnen sonst noch bis jetzt vorgeführt haben, war auch nicht beträchtlich. Eine Aufführung von Heijermans „Kettengliedern", die hier vor drei Jahren bereits unter der Direktion Lindau erschienen waren und inzwischen in mehreren Städten aufgeführt worden; ferner eine Neueinstudierung des Lear mit mancherlei interessanter Genrearbeit und vielfachem Versagen im Großen, im Großzügigen, allerlei erklügelten Nuancen und gar oft einem Abirren von der reinen, klaren Shakespearelinie. Und ferner die „Sozialaristokraten" von Arno Holz, das vor etwa zwölf Jahren zwei- oder dreimal nachmittags in irgend einer Vereinsvorstellung aufgeführt worden. Damals hatte Holz den Plan, mit diesem Stücke eine große Reihe von Bühnenwerken einzuleiten, die unter dem Gesamttitel „Berlin, das Ende einer Zeit in Dramen", zusammengehalten durch ihr Milieu, alle Kreise und Klassen spiegelnd, nach und nach ein umfassendes Bild unserer Zeit geben sollen. Es ist aber bisher bei diesem ersten Stücke des geplanten Zyklus geblieben und seine jetzige Aufführung hat nicht sonderliches Interesse erregt. Damals, zur Zeit seiner Entstehung, war es in Literatenkreisen beinahe als ein Ereignis betrachtet worden. Es persiflierte bestimmte Leute aus dem damaligen Friedrichshagener Kreise und machte sich besonders lustig über einen in jener Zeit vielgenannten Führer und Sprecher, der sich bei Holz von einem Vorkämpfer freier Anschauungen zum antisemitischen Abgeordneten wandelt. Aber was damals in gewissen, wenn auch kleinen Kreisen interessierte, das ist bereits jetzt, nach nur zwölf Jahren, dem Publikum von heute von gar keiner Bedeutung — wer kennt denn noch die Modelle, die dem Autor zu seinen Gestalten gesessen haben? Wer kennt noch den Buchdrucker Elefantenwilhelm und all die anderen? Man überschätzt immer die Kämpfe und die Konflikte des Tages, solange man ihnen nahesteht — diese literarisch-politische Satire, die ja doch auch nur einen ganz kleinen

Ausschnitt Tagesgeschichte behandelte, findet heute keinen Widerhall mehr. Aber für des Autors Art zu reden und zu arbeiten ist sie ein interessantes Dokument, sie ist ganz der Ausfluß seiner in den „Neuen Geleisen" zusammen mit Johannes Schlaf ausgesprochenen Kunstauffassung, von der er dann im „Traumulus" so weit abgebogen ist. Es steckt viel literarischer Witz, selbst Ulk in dieser Komödie, die uns die Leute durchaus nicht in ihrer Entwicklung zeigt, die ihr Werden nicht beweist, nicht glaublich zu machen sucht, sondern nur behauptet. Der Dialog ist das Echteste in dem Stück, er arbeitet viel in Dialekten, aber nicht eigentlich um nach der Art unserer Lustspielschwänke zu wirken, sondern der Holz-Schlafschen Theorie zuliebe, in dem Bestreben, die Sprache des täglichen Verkehrs in minutiosester Genauigkeit mit all ihren Abschleifungen, ihren Unarten, ihren Häßlichkeiten, ihren Nachlässigkeiten wiederzugeben. Und das ist ihm mit phonographischer Zuverlässigkeit gelungen.

Ist die Lebenskraft dieser allzu eng begrenzten Komödie auch sehr gering, so ist sie doch immer noch interessanter und diskutabler, als der Dreiakter „Außerhalb der Gesellschaft" von Erich Schlaikjer, den uns das „Neue Theater" brachte. Außerhalb der Gesellschaft — der Titel ist das Treffendste des ganzen Stückes, das durchaus im Milieu des Hintertreppenromans spielt. Ein junger, sehr edler, schöner Regungen fähiger Schauspieler ist der Geliebte einer schönen, aber weniger jungen Operettensängerin, in deren prunkvoll ausgestattetem Heim er ein an Freuden reiches Leben führt. Als der edle, junge Mann aber erfährt, daß, wie er aus der Tasche seiner Geliebten, so diese aus der Tasche eines russischen, also sehr reichen Exzellenzherrn lebt, der von Zeit zu Zeit seine lang bestehenden Rechte auf die schöne Sängerin geltend macht, ist er reichlich entrüstet und kommt erst wieder ins Gleichgewicht, nachdem er mit der Geliebten eine Nacht durchzecht, also getrunken hat, was die russische Exzellenz so reichlich spendet. Aber der Friede seiner Seele wird noch stärker erschüttert. Auf möglichst ungeschickte Weise wird ihm verraten, daß seine Schöne in Petersburg eine Liebelei mit einem jungen Fürsten gehabt habe und auf Betreiben der Familie aus Rußland ausgewiesen sei. Dann habe sie in Berlin einen armen russischen Schauspieler geheiratet, um nun als Russin nach Petersburg zu ihrem Fürsten wiederkehren zu können. Um aber den Gatten loszuwerden, habe sie ihn denunziert, so daß er nach Sibirien gekommen und dort erschossen sei. Da schreit der junge edle Schauspieler auf: Du hast einen Mord auf dem Gewissen! Sie aber gibt ihm den Vorwurf kalt lächelnd zurück, und er kann nichts erwidern, denn als er Schauspieler geworden, ist sein Vater aus Gram gestorben (!). Der edle Jüngling wird nun versuchen, von seiner Gage zu leben, und die Sängerin geht wieder einmal nach Petersburg. Die Ungeniertheit, mit der diese Hintertreppenromanfetzen vom Autor auf die Bühne gebracht sind, läßt eine sichere Routine nicht verkennen.

Bildende Kunst.

Schauß: Kinderkopf.

Es war nicht ganz dieses Kindergesicht. Aber die Ähnlichkeit ist doch groß genug, um ein kleines Erlebnis wieder lebendig zu machen. Es war vor vier, fünf Jahren, im Hessischen, in einem Odenwaldwinkel. Ich strebte mit einem jungen Begleiter von einem idyllischen Kirchdorf über die Höhen nach einem entfernteren, befreundeten Pfarrgewese. Es war ein warmer Tag. Aber es war schön, durch das reife Sommerland zu schweifen.

„Am frischgeschnittenen Wanderstab
Hügel auf und ab,"
wie Mörike singt.

So leicht und froh wie der Rhythmus dieses Liedes war uns, und so warm ums Herz. Was Wunder, daß alles der empfänglichen Seele einen besonderen Eindruck machte. So sehe ich es noch heute vor mir: Wir kamen durch ein Zigeunerdorf, dessen bronzefarbige, schwarzhaarige Bewohner sich merklich von der sonstigen hessischen Landbevölkerung unterschieden. Die hügelige Straße herab kam ein hochgewachsenes, schlankes Mädchen, eine Last — war es ein Korb oder ein Bündel — nach dortiger Sitte auf dem Kopf tragend. Es war ein Adel in diesen Körperformen, in der Haltung, daß es fast wie ein Schreck auf mich wirkte. Es war wie ein Schlag aufs Herz . . .

Das Mädchen grüßte nur mit den Augen und einer ganz leisen Neigung des belasteten Scheitels. Kaum zwei Minuten, und die Wegbiegung entzog sie der Bewunderung. Aber unauslöschlich steht dieses hessische Zigeunermädchen vor meinen Augen.

Und auf derselben Wanderung war es, wo ich dieses liebliche Kindergesicht sah. Ganz so, wie Schauß es uns auf seinem Bilde zeigt. Ein dunkles Jäckchen, am Halse ein wenig geöffnet, lange lose blonde Haare, die nach vorn über die Schulter fielen und in der Sonne leuchteten, und große dunkelblaue Augen, die halb fremd und fragend, halb vertrauend und verständnisvoll die beiden Männer anblickten.

Die Kleine stand zur Seite der Dorfstraße, halb im Schatten eines Walnußbaumes, der seine breiten Äste über einen Gartenzaun reckte. Barfuß stand sie im durchglühten Staub, unterm linken Arm ein Laib Brot, in der rechten Hand ein paar lose Feldblumen, die sie am Wege abgerupft haben mochte.

War mir jenes größere Mädchen in seinem klassischen Adel wie ein Gruß aus „Hermann und Dorothea", so sah mich aus den Augen dieser Kleinen ein Grimmsches Märchen an.

Und schön und bedeutend wollten mir das gute nahrhafte Brot in ihrer Linken und die heiteren, bunten Blumen in ihrer Rechten erscheinen.

Diese Begegnung fällt mir vor

dem Kinderkopf von Schauß wieder ein, und ich darf wohl damit zufrieden sein und dem Bilde dafür danken. Gustav Falke.

— — — — — —

Sarah Bernhardts Memoiren. (Verlag Schulze und Co., Leipzig.)

Die Künstlerin von Weltruf hat jetzt ihre Memoiren veröffentlicht. Ihre erste Koketterie ist der Titel dieses seltsamen Buches: „Mein Doppelleben". Sie sagt von vornherein: Ihr sollt die Künstlerin und den Menschen in mir sehen. Ich will euch Einblick verschaffen in die Eitelkeiten meines Ruhmdaseins und die Tiefen meiner Erlebnisse. So hat sie's gewollt; das paßt zu ihr: wenn sie die Pariser Revolution in grellen Farben schildert und sich als Mittelpunkt, als Lazarettleiterin des Odéontheaters; im selben Hause, in dem sie Triumphe als Künstlerin feierte, wirkte sie als Krankenschwester, als Patriotin, als Engel der Kranken. Das Doppelleben kommt überall zur Geltung: von Jugend auf wechseln die Launen der Liebe zu ihrer Mutter ab mit den Hoffnungen und Wünschen des Künstlertums. Man wird nicht recht gescheit: ob sie ihre Mutter, die ewig reisende, ewig beschäftigte, immer elegante Dame liebt oder geringschätzt, bewundert oder verachtet. „Das Milchblümchen", wie sie genannt wird, kämpft mit dem Starrkopf ihres Grundnaturells. Ehrgeiz und Philanthropie, Sensibilität und Energie ringen und wühlen in diesem Leben. Leidenschaft ist der Grundaccord; Patriotismus des Willens und Internationalismus des Temperaments berühren sich und erzeugen eine hastig nervöse Glut, die diese seltsame Frau immer wieder zu neuen Taten aufstachelt. Sie kann einem Menschen, den sie haßt, zurufen: „Ich wünsche Ihnen einen qualvollen Tod!" Sie erzählt von einer Ekstase des Hasses: Ich stieß einen Schrei aus wie ein wildes Tier. Und sie kann begeistert ausrufen: „Bei Gott, es war ein Franzose!" wenn ihr jemand vom Spiel ihrer schönen Hände spricht. Sie, die so meisterlich versteht, sich immer in den Mittelpunkt zu stellen, ruft aus: „Ach, dreimal ach, wir Künstler sind die Opfer der Reklame, diese Polypen mit den unzähligen Fühlern ..."

Sie schildert den ersten Empfang eines Reporters: „Ich richtete mich empor, rot vor Freude wie ein stolzer Hahn". Aber sie kann zum Schluß die Bosheit nicht unterdrücken: Der Journalist erscheint nochmals in der Tür und sagt zu meiner Mutter: „Ach, gnädige Frau, beinahe hätte ich's vergessen, hier ist die Quittung über den Abonnementsbeitrag; wir liefern fast umsonst, 16 Franks jährlich."
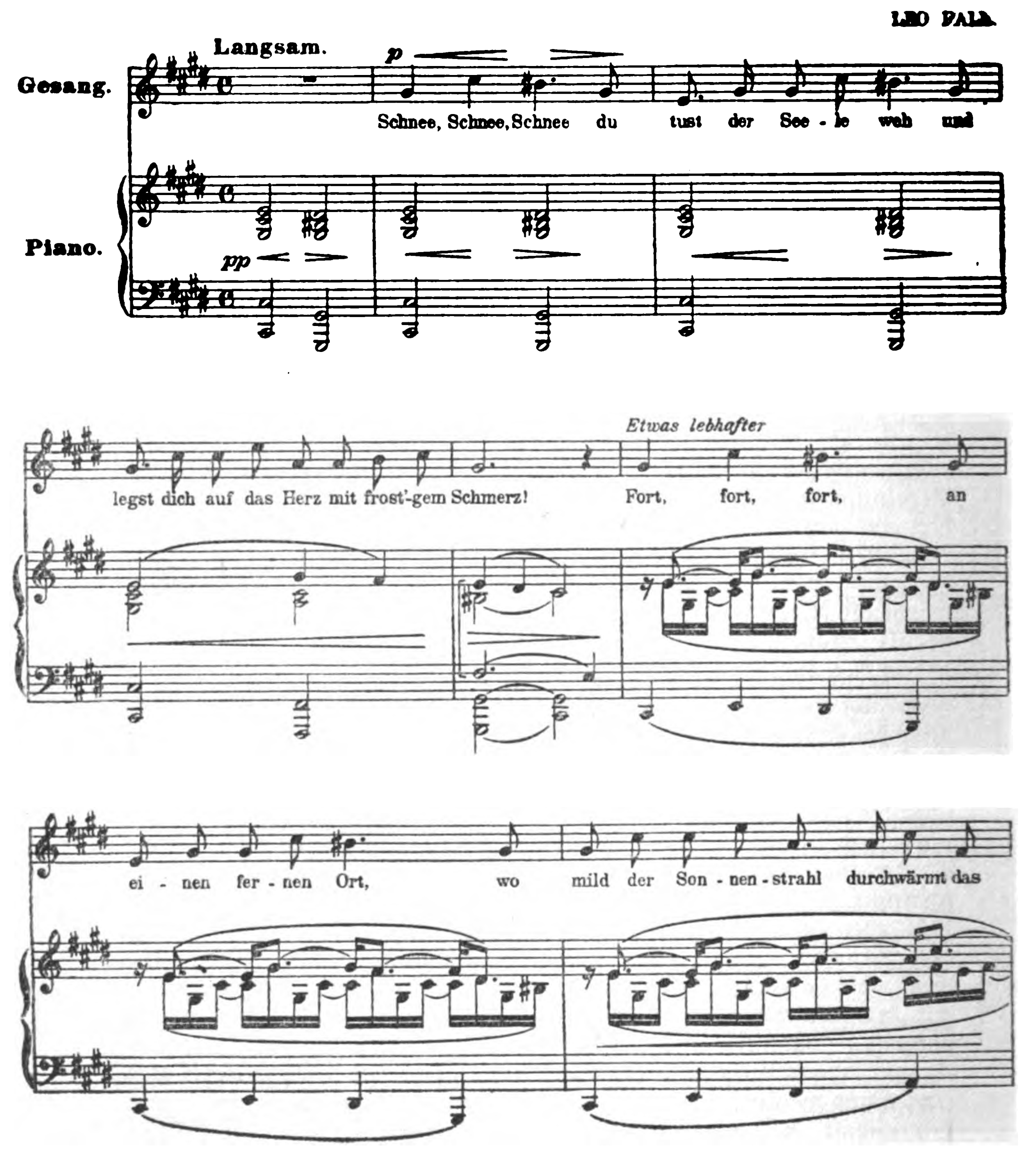
Diese ironischen Spitzen bringt sie überall mit Grazie an. Sie beobachtet scharf, schreibt klug und ist, wenn auch ein wenig verspielt, geistreich, packend und vielfarbig von Temperament. Dem Buche sind auch Proben ihrer bildhauerischen Kunstübung beigegeben. Alles konnte, versuchte diese Frau — nur von Liebe ist in diesen Memoiren wenig zu fühlen: das Temperament besiegt das Gemüt ...

A. Halbert.
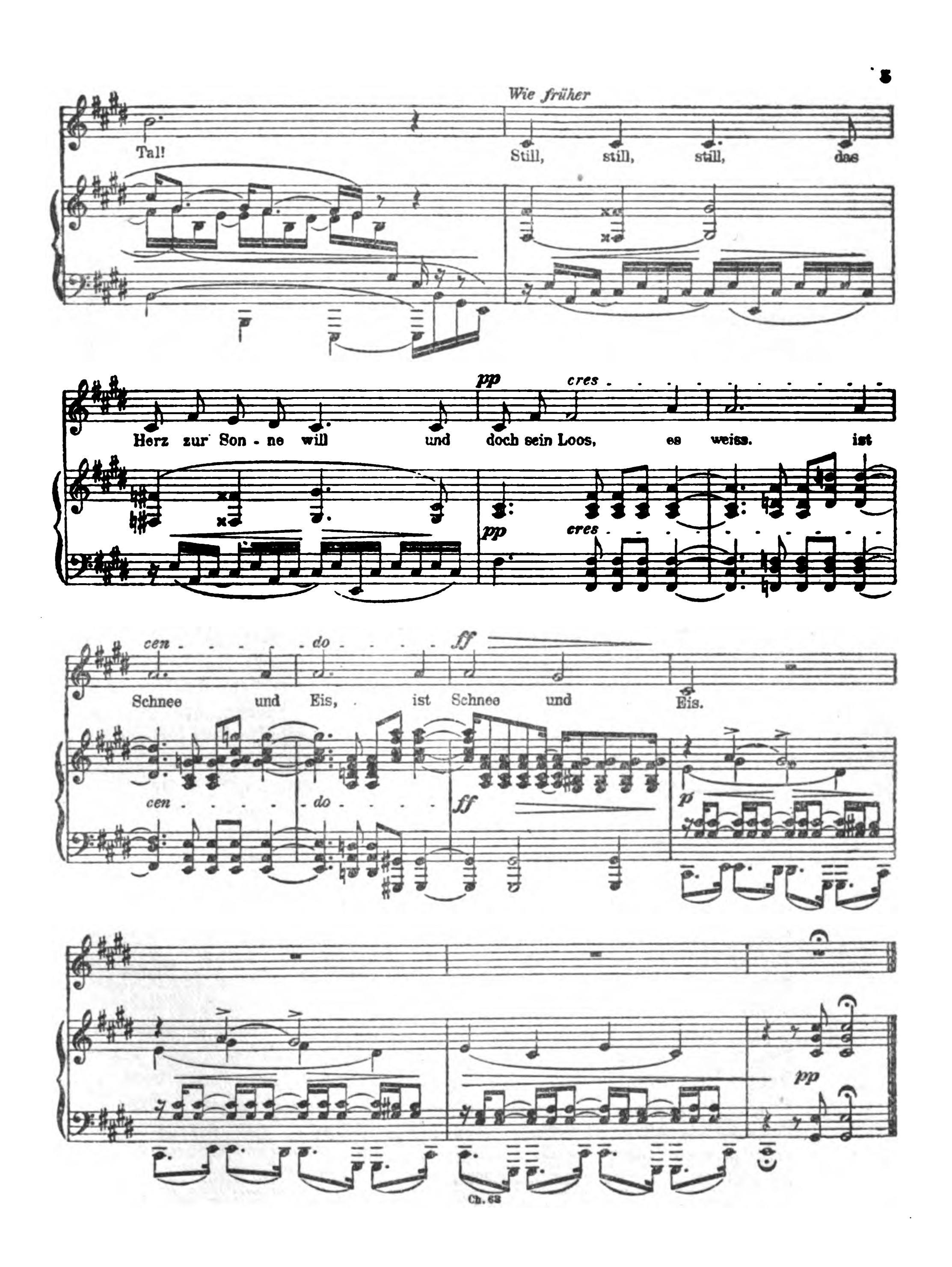
Alex Jadassohn in Freundschaft.

2. Schnee.

S. A. Weiss



 Ch. 68


Wie früher
Tal!
Still, still, still, das
Herz zur Son - ne will und doch sein Loos, es weiss. ist
pp cres
cen do ff
Schnee und Eis, ist Schnee und Eis.
p
pp
Ch. 68

Zu den Musikbeigaben.

Leo Fall.

Daß ein Komponist in einem und demselben Jahre mit zwei den Abend füllenden Bühnenwerken einen durchschlagenden Erfolg erzielt hat, dürfte bisher noch kaum passiert sein. Leo Fall, der das große Glück hatte, im Juli 1907 bei den Mannheimer Festspielen mit seinem „Fidelen Bauern" und im November desselben Jahres am Theater an der Wien mit der „Dollarprinzessin" so zu reussieren, daß fast sämtliche die Operette pflegenden Bühnen sich beeilten diese Werke zu erwerben, ist dadurch mit einem Schlag berühmt und auch bis zu einem gewissen Grade wohlhabend geworden, während er vorher sich mühselig durch das Leben schlagen mußte. Sein großer Erfolg war kein zufälliger. Wer nur irgend etwas von Musik versteht, muß sich sagen, daß in beiden Operetten höchst glückliche melodische, auch eigenartige Einfälle in reicher Fülle vorhanden sind, die keineswegs nur dem Geschmack der großen Menge Rechnung tragen. Sieht man sich vollends beide Werke näher an, so muß man über die Sorgfalt der musikalischen Arbeit und die höchst reizvolle, direkt feinsinnige Instrumentation in Erstaunen geraten. Fast möchte man sagen, Falls Musik ist viel zu gut für eine Operette, auch wenn man diesen Typus eines musikalischen Bühnenwerkes keineswegs niedrig einschätzt und ihm durchaus künstlerische Berechtigung zuerkennt.

Wieso es möglich war, daß Leo Fall derartige Musik schaffen konnte, ergibt sich, wenn man seinen Studiengang und seine sonstigen Werke ins Auge faßt. Sein Vater Moritz war österreichischer Militärkapellmeister, als Leo am 2. Februar 1873 in Olmütz geboren wurde. Bei ihm zeigte sich schon in frühester Jugend eine unleugbare Begabung für die Musik, insbesondere Sinn für Rhythmik. Schon vom fünften Jahre ab empfing er Geigenunterricht, während er mit theoretischen Studien erst im zwölften Lebensjahre begann. Sein Vater erteilte ihm sowie auch seinem jüngeren Bruder Siegfried, der als Opernkomponist auch noch von sich reden machen dürfte, den musikalischen Unterricht selbst und hat auch später noch, als Leo mit 14 Jahren auf das Wiener Konservatorium zu den berühmten Theoretikern Johann Nepomuk Fuchs und Robert Fuchs gekommen war, die Fortschritte des Sohnes mit ständiger Teilnahme liebevoll begleitet; denn wenn er auch vorwiegend nur Märsche und Tänze geschrieben hat, so ist er doch ein äußerst kenntnisreicher Musiker, der übrigens mit der Operette „Mirolam" einen schönen Erfolg gehabt hat.

Um sich in Wien erhalten zu können, trat Leo Fall als Eleve in die Kapelle eines in Wien

stehenden Infanterieregiments ein, das ihm die nötige Zeit zu seinen Studien ließ. Diese betrieb der junge Musiker mit größtem Fleiße; eine Menge Entwürfe zu größeren und kleineren Werken stammen aus seiner Konservatoriumszeit, doch hat er nur wenig daraus später benutzt, seine meisten Versuche, u. a. auch eine Violinsonate, dem Flammentod überliefert. Als sein Vater nach vierundzwanzigjähriger Militärzeit sich pensionieren ließ, um fortan in Berlin als Privatkapellmeister zu wirken, folgte er ihm dahin, ohne seine Studien formell abgeschlossen zu haben, und schlug sich als Orchestermusiker schlecht und recht durch, bis er als Zweiundzwanzigjähriger Kapellmeister am Zentralhallentheater in Hamburg wurde, wo er zugleich als Hauskomponist fungierte. Von Hamburg ging er wieder nach Berlin und übernahm je ein Jahr lang eine Kapellmeisterstelle an Ferenczys Operette (Zentraltheater) und am Metropoltheater. Eine Operette „Der Rebell", die er auch zur Aufführung brachte, verriet viel Talent; die Hauptnummern gefielen durch ihren flotten Wurf. Mehr Glück noch machten einige koupletartige Lieder, die Fall für Ernst von Wolzogens „Überbrettl" komponierte. Daneben aber trieb er immer noch weiter ernste Studien, als deren reifste Frucht ein Trio für zwei Violinen und Bratsche entstand, das hoffentlich noch einmal im Druck erscheinen wird.

Schlecht beraten aber war er, als er sich verleiten ließ, seine einaktige komische Oper „Paroli" (Frau Denise) 1902 in einer Berliner Singspielhalle aufführen zu lassen. Er versperrte damit diesem reizenden Werke, dessen Libretto mit ausführlichem Dialog recht geschickt von Ludwig Fernand gemacht ist, geradezu den Weg zu andern Bühnen. Ich hoffe, daß es nachträglich nun doch noch zu Ehren kommen wird. Es enthält durchaus gesunde, bei aller Volkstümlichkeit nichts weniger als banale, wirklich lustspielmäßige, prächtig instrumentierte Musik und zeigt in den Ensemblesätzen großes technisches Können und feinen Aufbau. Das Lied der Müllerin Denise „Beim Hollunder", in dessen Schluß die Nachtigall nachgeahmt wird, schmeichelt sich dem Ohre sogleich in schönster Weise ein; es ist ein Lied, das sich jedes musikalische Haus erobern wird und ohne den virtuosen Schluß, der bequem wegbleiben kann, auch sehr leicht zu singen ist. Ganz entzückend ist auch das Duett zwischen der Müllerin und dem ihr nachstellenden alten Marquis. Durch Frische und Natürlichkeit des Tons ist das Lied des Bauernburschen ausgezeichnet, das eine Schilderung des Soldatenschicksals enthält. Ernstere Töne sind im Duett zwischen Denise und dem Bauernburschen angeschlagen. In bezug auf Feinheit der musikalischen Arbeit ist wohl dem Terzett „Sachte, leise" der Preis zuzuerkennen; die darin steckende Situationskomik sei noch besonders hervorgehoben.

Bald nach der Komposition von „Paroli" entstand Falls dreiaktige Oper „Irrlicht", zu der ihm Ludwig Ferrand wieder den recht wirkungsvollen Text geschrieben hatte. Das tragische Geschick zweier Liebenden, die plötzlich erfahren, daß sie natürliche Geschwister sind, bildet

den Ausgang einer echt volkstümlichen Handlung, die als historischen Hintergrund die Heimkehr der siegreichen deutschen Truppen aus Frankreich im Jahre 1816 hat, und hübsche Bilder von dem rheinischen Winzerleben gibt. Volkstümlich, im besten Sinne dieses Wortes, wie der Stoff ist auch die Musik. Schon aus dem Klavierauszug wird dies völlig klar; zugleich ersieht man daraus, daß Fall ein selbständiger Geist, ein eigenartiger, gestaltungskräftiger und formgewandter Musiker ist, der höchst selten einmal den richtigen Ton für die Textesworte und die Situationen verfehlt. Leugnen läßt sich freilich nicht, daß ihm die rein lyrischen und vor allem die tragischen Stellen nicht ganz so gut liegen, wie die Stellen, an denen er so recht fröhlich und heiter sein kann; so sind z. B. der die Oper eröffnende Chor der Dorfbewohner und der zu Beginn des dritten Akts stehende Winzerchor herzerquickende musikalische Perlen. Ganz reizend ist auch das Vorspiel zum zweiten Akt, voller Übermut das sich zum Oktett erweiternde Quartett der Frauen, die über die Vorzüge ihrer Söhne in Zank geraten. Durch das große Liebesduett geht ein hinreißender Zug. Die einzelnen Personen sind gut charakterisiert, die Gesangspartien recht dankbar behandelt. Voll blühender Farben ist das Orchester, in dem uns auch feinsinnige motivische Verknüpfungen begegnen.

Nach dem unbestrittenen, von zahlreichen auswärtigen Kritikern anerkannten Erfolg, den das Werk bei seiner Uraufführung am Hof- und Nationaltheater in Mannheim am 8. Januar 1905 gehabt hat, sollte man meinen, hätte es bald über eine große Zahl Opernbühnen gehen müssen, zumal derartige Werke, die Lortzingsche und Nicolaische Melodik in modernem Gewand bieten, recht dünn gesät sind, allein bisher ist „Irrlicht" nur noch in Braunschweig aufgeführt worden. Jetzt aber nach dem Erfolg der „Dollarprinzessin" und des „Fidelen Bauern" wird auch die Zeit für Falls Volksoper kommen, wie ich auch fest überzeugt bin, daß der hochbegabte Komponist jetzt, wo er nicht mehr für sein Fortkommen zu sorgen hat, der Operette sehr bald den Rücken kehren und uns noch manche herzerfreuende Lustspieloper schenken wird.

Daß er ein feingebildeter ernster Musiker ist, läßt auch das Lied „Schnee" deutlich erkennen. Es erschöpft den Text ganz wunderbar. Man beachte insbesondere, wie das starre Festhalten des einen Tones im Verein mit seiner Steigerung das allmähliche Erstarren in Schnee und Eis veranschaulicht. Die Stelle: „Fort, fort" könnte von Brahms sein, an dessen Eigenart auch die Begleitung erinnert. In demselben Heft stehen noch zwei andere Lieder, die gleichfalls der Beachtung sehr empfohlen werden können; namentlich das durchaus volksliedartige „Wilde Ros'" hat alle Aussicht, populär zu werden. Voller Fröhlichkeit ist „Wanderlust". Mit diesen drei Liedern hat Fall auch den Konzertsängern ein höchst wertvolles Geschenk gemacht. Es wäre zu bedauern, wenn er über dem Opernschreiben die Liederkomposition vergessen würde.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

— — — — — —

Brahms und — „Die Dollarprinzessin".

Es war nach der erfolgreichen Wiener Premiere von Goldmarks „Heimchen am Herd". An einer längeren Tafel im Hotel Imperial saßen die Freunde des glückstrahlenden Komponisten, meist Notabilitäten der Wiener Musikwelt. Als pièce de résistance Johannes Brahms, den eine Art offizieller Freundschaft mit dem Schöpfer der „Königin von Saba" verband. Nachdem etliche erprobte Toastpyrotechniker ihre sprühenden Fronten abgebrannt hatten, erhob sich Brahms — nicht ohne vorher eine erkleckliche Anzahl Gläser alten Rheinweins hinter die Binde versorgt zu haben — und meinte, er habe seinem verehrten Freunde bereits intim zum prächtigen Gelingen seines neuesten Opernwerkes gratuliert, dagegen möge man nun auch den Textdichter, der „ein ganz verdammt geschicktes Kerlchen" sei, leben lassen. Der selige Dickens hätte ihn zwar sicher erschlagen, aber schließlich sei die Geschichte doch ein reizendes Ding geworden. „Übrigens," schloß Brahms mit pfiffigem Lächeln, „will ich den Doktor etwa gar aus egoistischen Gründen leben lassen — vielleicht brauche auch ich ihn!" Allgemeine Sensation der Tafelrunde: Brahms will eine Oper schreiben! . . . Man bestürmt den Meister mit Fragen — allein er lenkt ab, und es war nichts mehr aus ihm hervorzuholen. Als wir uns dann, lange nach Mitternacht, trennten, tippte er mich auf die Schulter und sagte ein wenig brüsk: „Also auf übermorgen, gegen zwei!" Dann bog er um die Ecke und steuerte in seinen allzeit viel zu kurzen Beinkleidern, die Hände auf dem Rücken, gemächlich seinem nahen Quartier in der Karlsgasse zu.

Nach achtundvierzig Stunden schellte ich pünktlichst an des Meisters Tür; er öffnete selbst und hieß mich mit einem etwas grinsenden: „Ach, nun ja, da sind Sie, schön!" willkommen. Kaum hatte ich mich in einem geräumigen, recht behaglich möblierten Gemache niedergelassen, als mir Brahms einen grimmigen Blick zuwarf und ohne Übergang in sichtlich gereiztem Tone sagte: „Sie dürfen aber nicht etwa glauben, daß ich wegen eines Opernbuches in Verlegenheit bin! Dort drinnen — er wies gegen das Nebenzimmer, in welchem ich eine ansehnliche Bibliothek gewahrte — habe ich Dutzende ganz vorzüglicher Opernbücher liegen, wirklich ganz vorzügliche darunter, z. B. den ‚Attila'! Aber ich kann mich nie so recht dazu entschließen." Brahms erging sich nun in durchwegs treffenden Ausführungen, wie denn die Erfordernisse einer Musik, welche Vorgänge auf der Bühne zu illustrieren habe, so ganz verschieden von symphonischen Qualitäten seien, „obzwar auch ich," fügte er bei, „beim Komponieren immer irgend welche dramatische Vorgänge bildlich vor Augen habe. Übrigens bin ich bereits zu alt, um auf diesem Felde anzufangen, und die ersten Opern muß man ja oft wie junge Hunde ins Wasser werfen!" Er schritt einigemale im Zimmer auf und ab und sagte dann im vollsten Ernste: „Ich will ein Ballett schreiben, und Sie machen mir das Buch dazu . . . so eine

Zu den Musikbeigaben

Art nordischer Pantomime mit eingelegten Tänzen — ich habe einmal Ähnliches in Kopenhagen gesehen!" Ich blickte etwas verdutzt drein. Brahms und ein Ballett ... Dann meinte ich, das wäre allerdings interessant, wie sich denn auch etwa zu den „ungarischen Tänzen" pantomimisch-choreographische Vorgänge ersinnen ließen. „Wir sprechen nächstens darüber," sagte der Meister. Ich erhob mich. Brahms geleitete mich zur Tür des Vorzimmers, dann sagte er: „Ich will Ihnen ein gutes Opernsujet verraten, und zwar von der heiteren Art: die Zähmung der Widerspenstigen! Und das ganz modern gemacht — sagen wir amerikanisch — eine stolze Milliardärstochter und ein recht ungehobelter Deutscher, der sie unterkriegt, die Goldprinzessin ..." „Die Dollarprinzessin," sagte ich. „Richtig," erwiderte Brahms, „die Dollarprinzessin, das klingt gut ... Auf alle Fälle aber schreiben Sie nun gleich wieder etwas recht Schönes für Freund Goldmark, damit er selbst zu einem Goldprinzen wird — er soll nur viel, sehr viel Gold mit seinen Opern verdienen!" Die letzten Sätze sprach Brahms mit einem Anflug von Ärger und mit einer Art von wegwerfender Nüancierung ... dann brummte er etwas in seinen Bart, reichte mir die Hand und sagte: „Kommen Sie nur immerzu wieder!"

Viele Jahre später — Meister Brahms plauderte schon längst dort drüben mit Sebastian Bach und Beethoven — wurde mir ein Lustspiel „Die Dollarprinzessin" als Stoff für ein Opernlibretto angeboten. Als überzeugter Spiritist nahm ich dies als einen zweiten Wink meines unsterblichen Gönners und griff zu. Leo Fall sagte: Topp! und in Mitarbeiterschaft des bekannten Kabarettisten Fritz Grünbaum erstand in wenig Monaten „Die Dollarprinzessin".

So oft nun das Werk irgendwo einen neuen „Hunderter" macht, schlendere ich durch die Anlagen auf dem Karlsplatze, wo des verblichenen Meisters herrliches Standbild in schneeigem Marmor leuchtet, und werfe dem Manne, dessen Beinkleider auch in Stein gehauen ihre berühmte Kürze nicht verleugnen, einen dankbaren Blick zu. Zur 500sten in Berlin aber lasse ich auf den Theaterzettel drucken: Frei nach Brahms!

Dr. A. M. Willner.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

„NEUE KUNSTVEREINIGUNG" BERLIN

Namen der Vorstand- und Komitee-Mitglieder umstehend!

Alle Gebildeten fordern wir hierdurch auf, unserer Vereinigung als Mitglied beizutreten.

Zweck unserer Vereinigung ist die Pflege und Unterstützung jeder vornehmen Kunst.

Mitglied sollte jedermann werden, der diesen Bestrebungen sympathisch gegenübersteht. Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle: Schöneberger Ufer 32, Berlin W. 35 zu richten.

Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Die Höhe des Vereinsbeitrages zu bestimmen bleibt jedem Mitgliede überlassen, doch ist als Minimum der Betrag von 20,— Mark pro Jahr festgesetzt (vierteljährlich zahlbar). Dieses Minimum ist für die Abonnenten von „Nord und Süd" herabgesetzt auf 2,— Mark pro Vierteljahr. Höhere Beiträge sind sehr erwünscht, weil die noch junge Vereinigung bei ihren hohen, schwer zu erreichenden Zielen sehr auf solche angewiesen ist.

Die ständige Mitgliedschaft kann durch einmalige Zuwendung einer nennenswerten Summe erworben werden.

Über die eingehenden Beiträge und Zuwendungen wird sofort nach Empfang durch direkte Mitteilungen, sowie vierteljährlich einmal im Vereinsorgan „Nord und Süd" quittiert.

Die Mitglieder erhalten die Publikationen kostenlos, sowie freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Vereinigung.

Statuten sind kostenfrei erhältlich von der Geschäftsstelle. Ein Anmeldeformular ist hier beigefügt.

Wir bitten, auch in Bekanntenkreisen Mitglieder werben zu wollen.

BERLIN, im September 1908.

Der Vorstand.

Gefälligst hier abzuschneiden und in offenem Kuvert zu senden:
An die Geschäftsstelle der „Neuen Kunstvereinigung", Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32.

Hiermit melde ich meinen Beitritt an zur „Neuen Kunstvereinigung" und bewillige einen vierteljährlich zahlbaren Vereinsbeitrag in Höhe von jährlich

Mark ....

Ich bin Abonnent / nicht Abonnent von „Nord und Süd" (nicht Zutreffendes zu durchstreichen).

Ort und Datum: Name: Stand und genaue Adresse:

....

Gefälligst recht deutlich.

„NEUE KUNSTVEREINIGUNG“ BERLIN

Ehren-Vorsitzende; **Gerhart Hauptmann, Engelbert Humperdinck, Max Lieberman, Otto Jul. Bierbaum, Ernst von Wildenbruch.**

Vorstand und Komitee:

Prof. Wilh. Altheim, Kunstmaler, Frankfurt a. M.
Geheimer Sanitätsrat Dr. Max Altmann, Berlin
Dr. W. Badt, Berlin
Dr. Ballerstedt, Chefredakteur, Berlin
Geheimer Sanitätsrat Dr. J. Becher, Berlin
Felix Berber, Professor an der Königl. Akademie der Tonkunst, München
Otto Jul. Bierbaum, München
Dr. Paul Block, Feuilleton-Redakteur des Berliner Tageblattes, Berlin
W. Boese, Bankdirektor, Friedenau-Berlin
Rudolf Bunge, Herzoglicher Geheimer Hofrat und Schriftsteller, Cöthen i. Anh.
Rektor Dr. Cathian, Architekt, Direktor der Gewerbeschule, Karlsruhe i. B.
Eugen B. von Cederstolpe, Berlin
Geheimer Sanitätsrat Dr. Cohn, Berlin
Louise Dumont, Schauspielerin, Düsseldorf
Dora Duncker, Schriftstellerin, Berlin
Julius von Ehren, Hamburg
Sanitätsrat Dr. v. Ehrenwall, Ahrweiler
Dr. Eisenmann, Rechtsanwalt, Berlin
Hans am Ende, Maler, Worpswede
Julius Eters, Kgl. Professor, Uebersee
Robert Eysler, Schriftsteller, Berlin-Grunewald
Universitäts-Prof. Dr. Oskar Fleischer, Berlin
Professor Philipp Franck, Berlin
Justizrat Dr. E. Friedemann, Berlin
Prof. Friedr. Gernsheim, Mitglied und Senator der Königl. Akademie der Künste, Berlin
Dr. Goldschmidt, Berlin
Paul Haase, Kunstmaler, Berlin
Königl. Konzertmeister Carl Halir, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik, Berlin
Alfred Halm, Direktor des „Neuen Schauspielhauses“, Berlin
Professor Dr. Arthur Hartmann, Berlin
Hugo Hartmann, Kgl. Schauspieler, Grunewald bei Berlin
Gerhart Hauptmann, Agnetendorf i. R.
Dora Hitz, Kunstmalerin, Berlin
Friedrich Holthaus, Schauspieler, Berlin
Sanitätsrat Dr. Benno Holz, Berlin
Professor Engelbert Humperdinck, Mitglied der Kgl. Akademie der Künste, Berlin
Leo Impekoven, Kunstmaler, in Firma Obronski, Impekoven & Co., Berlin
Alex Jadassohn, Verlagsbuchhändler, Berlin
Baurat Franz Jaffe, Berlin
Karl Jörn, Kgl. Sänger, Hoftheater, Berlin
Helene Jordan, Gesanglehrerin an der Königl. Hochschule für Musik, Berlin
Paul Juon, Komponist, Charlottenburg-Berlin
Hedwig Kaufmann, Konzert- und Oratoriensängerin, Berlin
Hugo Kaufmann, Bildhauer u. Kgl. Prof., München
Eugen Kirchner, Kunstmaler, München
Julius Klinger, Kunstmaler, Berlin
Paul Knüpfer, Hofopernsänger, Berlin
Leo Freiherr von König, Berlin
Käthe Kollwitz, Radiererin, Berlin
Dr. Erich Korn, Schriftsteller u. Dramaturg, Berlin
Dr. Paul Kraemer, Porträtmaler und Kunstschriftsteller, Berlin
Georg Richard Kruse, Kapellmeister u. Redakt. der „Bühnengenossenschaftsztg.“, Berlin

Vorstand und Komitee:

Oscar Kruse-Lietzenburg, Berlin
Alb. Kunze, Opernsänger am Stadtth. in Leipzig
H. v. Kupffer, Chefredakteur des Berliner Lokal-Anzeigers, Berlin
Hans Land, Schriftsteller, Berlin
Hermann Lang, Bildhauer, München
Dr. Martin Langen, Chefredakteur der „Welt am Montag“, Berlin-Grunewald
Professor Gustav Lazarus, Direktor des Prof. Breslaur'schen Konservatoriums, Berlin
[†Prof. Walter Leistikow, Kunstmaler, Berlin]
Prof. Max Liebermann, Kunstmaler, Berlin
Felix Lorenz, Schriftsteller und Redakteur (Berliner Tageblatt), Berlin
Dr. Hugo Leichtentritt, Musikschriftsteller, Berlin
J. C. Lusztig, Musikschriftsteller und Redakteur (National-Zeitung), Berlin
L. Mendelssohn, Kgl. Handelsrichter, Berlin
Felix Meyer, Kgl. pr. Kammer-Virtuose, Friedenau
Stadtrat Adolf Mielenz, Berlin
Richard Moses, Rechtsanwalt, Berlin
Adolf Oberländer, Kgl. Professor und Kunstmaler, München
Professor Siegfried Ochs, Dirigent des Philharmonischen Chores, Berlin
Dr. Max Osborn, Kunstschriftsteller (National-Zeitung), Berlin
Gräfin Prokesch von Osten (Friederike Gossmann), Gmunden
F. Overbeck, Kunstmaler, Worpswede
Grossh. bad. Hoftheater-Intend. a. D. Aloys Prasch
Baronin Hermione von Preuschen-Telmann, Malerin und Schriftstellerin, Berlin
Emanuel Reicher, Berlin
[†Professor Alfred Reisenauer, Leipzig (Königl. Konservatorium der Musik)]
Dr. Ernst Rethwisch, Schriftsteller, Berlin
Alice Ripper, Berlin
Prof. Philipp Rüfer, ordentl. Mitglied u. Senator der Kgl. Akademie der Künste, in Berlin
Marcell Salzer, Rezitator, Steglitz-Berlin
Frau Wirkl. Geh. Oberfinanzrat v. Schmidt, Berlin
Betsy Schot, Konzertsängerin, Berlin
Geheimer Sanitätsrat Dr. Schwerin, Berlin
Willi Simon, Buchdruckereibesitzer, Berlin
Opernsänger Emil Stammer, Berlin
Franz Stassen, Kunstmaler, Berlin
Carl Strathmann, Kunstmaler, München
Oscar Straus, Komponist, Wien
Karl Strecker, Schriftsteller, Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“, Berlin
O. v. Strubberg, General der Infanterie z. D., Charlottenburg
Herm. Struck, Porträtmaler u. Radierer, Berlin
Professor Wilhelm Tappert, Berlin
Dr. Albert Traeger, Schriftsteller, Berlin
Clara Viebig, Schriftstellerin, Berlin
Hugo Webinger, Schriftsteller und Schriftleiter der „Deutschen Wacht“, Cilli
Dr. Friedrich von Weech, Geheimrat u. Kammerherr, Direktor des Grossherzogl. General-Landesarchivs, Karlsruhe i. B.
Alwine Wiecke, Hof-Schauspielerin, Berlin
Ernst von Wildenbruch, Weimar
Dr. Bogumil Zepler, Komponist, Berlin
Hermann Zilcher, Komponist u. Pianist, Berlin
Professor Heinrich Zügel, Kunstmaler, München


NORD
UND
SÜD



Franz v. Lenbach:
Hans v. Bülow.

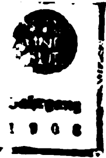
Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Jahrgang Band 127 Dezember 1908 Heft 381



Franz v. Lenbach:
Hans v. Bülow.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag „Nord und Süd" Gm. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 Dezember 1908 Heft 381

Herman Bang:
Ein Sommer in Tirol. Eine Erinnerung

Deutsch von Helene Klepetar.

Nach Schluß der Londoner Saison bezog Madame Simonin ihr Schloß in Tirol.

In ihrer Begleitung befanden sich zwei Münchener Näherinnen, die ihr wie Schatten folgten und unter dem Vorwand, Worthsche Kleider umzuändern, drei Monate in tiefsinnigen Betrachtungen hinter ihren Bierkrügeln zubrachten.

Sie begannen damit, Frau Simonins Koffer auszupacken.

Das geschah — ungewiß aus welchem Grunde — in der Schloßkapelle, die der Schloßherr Herr Josef in Erkenntnis seiner Sünden im Jahre 1317 gestiftet hatte, und wo für ewige Zeiten zweimal im Jahre eine Messe für seine unsterbliche Seele gelesen werden sollte.

Seidenstrümpfe und Pariser Kleider fluteten in buntem Gemisch über die Kirchenstühle und den Altar.

Übrigens hatte auch der Diener Georg eine Vorliebe für die Kapelle. Er bewahrte die Körbe mit dem Champagner hier auf, weil es da am kühlsten war.

Gleich zu Anfang besichtigte Frau Simonin den höchst exzentrischen Tierbestand des Schlosses. Der rekrutierte sich aus zwei Gänsen, Klärchen und Annettchen genannt, einem hohlrückigen Pony ohne Haare auf dem Körper, der trotz seines Alters Frau Simonin auf allen Reittouren regelmäßig abwarf, sowie aus einem Hirsch, der von den Bauern des Dorfes dazu dressiert war, so oft als möglich auszubrechen und sich wieder einfangen zu lassen, ein Sport, der eben diesen Bauern keine unbeträchtliche Summe an Finderlohn eintrug.

Nachdem sie die Haustiere inspiziert hatte, begann Frau Simonin Geschenke auszuteilen.

Dem Geistlichen hatte sie eine Reliquie mitgebracht. Von St. Jago di Compostella.

„Lieber Freund, was schenkt man so einem Geistlichen?" sagte sie.

Der heilige Gegenstand war ein sehr kleines und obskures Überbleibsel von einem Heiligen in Silber eingefaßt.

„Das kam mich gar nicht so billig," versicherte sie.

Die Reliquie wurde dem Geistlichen gesandt.

Dieser Gottesmann hatte in den letzten fünfzehn Jahren seinen Pfarrhof nur zu den drei großen Feiertagen verlassen. Für gewöhnlich war ihm das infolge seines Fetts zu beschwerlich. Den ganzen Sommer verbrachte er in seinem Sessel am offenen Fenster der Kühle wegen. Von dort her grüßte er friedlich seine Pfarrkinder und erteilte ihnen seinen Segen, wenn er nicht gerade schlief, was er zumeist tat.

Der Dorfbarbier sagte: „A braver Mensch, — der moant's guat."

Was übrigens keiner bezweifelte.

Die Reliquie bekam er. Niemand erfuhr, welchen Eindruck sie eigentlich auf den Hirten gemacht hatte.

Auch die Bauern und ihre Weiber erhielten Geschenke. Es waren höchst ungeeignete Londoner und Petersburger Gegenstände, die Frau Simonin verteilte. Von ihrem Gebrauch hatten die Bauern kaum eine Ahnung.

Wenn man Frau Simonin auf diese Wahrscheinlichkeit schonend aufmerksam machte, sagte sie zuversichtlich:

„Na, sie werden schon Gebrauch dafür finden."

Die Skeptiker unter den Schloßgästen behaupteten, daß die erfreuten Empfänger die Sachen unter der Hand an den Galanteriehändler in Klixbüchel verkauften. Jedenfalls dankten sie der Schloßfrau durch die Überreichung gewaltiger Blumensträuße.

Allmählich fanden sich die Gäste des Schlosses ein.

Aus Petersburg kamen ein paar zukünftige Weltberühmtheiten, Madame Simonins Eleven vom Konservatorium, deren Finger die längsten waren, die ich in meinem Leben gesehen habe. Diese Finger versetzten Frau Simonin in Ekstase.

„Das sind denn endlich Klavierfinger," sagte sie und ließ die zwei Eleven ihr zehn Finger vor sämtlichen Gästen ausspreizen.

„Damit lassen sich doch endlich Wunder machen, — nit?" Die beiden jungen Herren zogen nach ihrer Ankunft hinauf in den Schloßturm und bearbeiteten ein paar älterer Bösendorfer — zehn Stunden täglich.

Alles in allem stand in jedem Zimmer ein Flügel: Artige Geschenke von Klavierfabrikanten aus der halben Welt, die die Instrumente schickten, um auf ihre Reklameplakate setzen zu können: Unser Fabrikat wird von Madame Sofie Simonin benutzt.

Frau Simonin sagte: „Warum sollen die Leute nicht die Erlaubnis haben, sie hereinzustellen? Es kostet sie doch genug, sie herauf zu schleppen, — wo sie nie benutzt werden.“ Sie arbeitete ausschließlich mit einem Bechstein. Sechs Stunden täglich.

In der Sommerwärme waren alle Fenster geöffnet. Es geschah dann, daß vier Flügel ihre Töne im Schloßhof vereinten. Wenn die Eleven oben sehr gewaltig hämmerten, — Herr Wasili bildete sich nach Rubinsteinschem Muster und hatte Forcepartien, wo der Baß eine Wirkung übte ähnlich wie Kanonendonner, — lief Frau Simonin zu ihrem Fenster und korrigierte die Herren, die wiederum an ihre Fenster traten, mit vor Anstrengung hochroten Köpfen.

Frau Sofie Simonin erteilte mit sehr erhobener Stimme eine musikalische Belehrung in den Schloßhof hinaus, und die Klaviere begannen wieder etwas sanfter — — zu Anfang. Die kaiserliche Kammersängerin Frau Maria Bilt, die die ganze Zeit vom Frühstück bis Mittag in ein und demselben Sessel auf der Terrasse mit ihrem Strickzeug beschäftigt, saß, sagte: „Gott, was sich die Leute für eine Mühe geben,“ worauf sie weiter strickte.

Selbst überließ sie sich hauptsächlich Betrachtungen über die Wunderlichkeit des Publikums.

„Sie wollen mich nicht mehr hören,“ sagte sie und sah einen mit runden, höchst verständnislosen Augen an.

„Und doch ist meine Stimme so stark wie nie.“

Frau Maria Bilt zählte etwas über Fünfzig, und ihr Rauminhalt mußte in vielfachem Kubikfuß gemessen werden. Ihr Gesicht sah aus, als wäre es verkupfert. Sie trug einen rötlichen Chignon, so fuchsig, als wäre er zwanzig Jahre alt.

Im Laufe der Jahre hatte sie sich unverhältnismäßig stark nach hinten zu entwickelt, so daß verschiedene Stühle sich weigerten, sie aufzunehmen. Sie befand sich in beständigem Schweiß, den sie geduldig mit ihrem Strumpf über das Gesicht verrieb.

Ihr Rollenfach war „Margarethe“ in Faust. Sie hielt es nicht aus, sechs Wochen lang Theaterboden zu entbehren, und verließ Wien jeden Monat, um in den absonderlichsten Winkeln der Monarchie zu singen.

Mitten im Hochsommer zog sie auf Gastspiel nach Innsbruck.

Sie weinte Frau Simonin vor, die ihr riet, in Kirchenkonzerten aufzutreten.

„Mein Gott," sagte sie, „da deckt die Orgel sie zu."

Wenn Frau Bilt nicht strickte, sandte sie Offerten an die Agenten. Sie waren begleitet von Bildern, aufgenommen im Jahre 1860.

Nie kam eine Antwort.

Die Kammersängerin brachte ihr Leben in Erstaunen über dieses Faktum zu.

„Begreifst du, Sofi, — und ich habe ihm doch geschrieben?" Sie begriff absolut nicht.

Frau Maria Bilt hatte übrigens einen jungen soignierten Mann mit aufs Schloß gebracht, ihr Gesangslehrer, — wie sie andeutete. Frau Simonin behauptete, daß er keine Note kannte. „Kinder, was geht's uns an," sagte sie und hob die Arme. Alles in allem als Phänomen sagte sie von der Kammersängerin: „Gott, sie ist ja a Gans, — doch eine Sängerin. Sie ist aber wenigstens gutmütig."

Die Flügel tönten bis Mittag.

Das Mittagessen war der Köchin Therese große Prüfung.

Jeder der Gäste bekam ein besonderes Gericht. Alle liefen den ganzen Vormittag hinaus in die Küche und bestellten. Die Köchin Therese schwitzte wie ein Springbrunnen über all den Pfannen.

Der Speisesaal war in altdeutschem Stil, und man speiste auf französischem Porzellan. Der Tisch bog sich unter kleinen Schüsseln. Nicht zwei der Gäste aßen dasselbe, und alle liefen heraus und herein und holten es selbst herbei.

Der Diener Georg vergrößerte nach Möglichkeit die Verwirrung, indem er die sämtlichen Schüsseln meist falsch placierte, so daß vor Hin- und Herreichen niemand Ruhe zum Essen fand.

Frau Simonin saß vollkommen müßig am Ende der Tafel und sagte: „Ja, ich bin ja keine Hausfrau," — was niemand bestritt.

Am meisten ähnelte das Diner einem Mittagessen auf einer Eisenbahnstation zwischen zwei Schnellzügen. Man trank Münchener Bier aus Gläsern, die ebenso viele Kostbarkeiten waren.

Sooft ein Gast den Tisch verließ, sagte Frau Simonin erschrocken: „Aber was wünschen Sie?"

„Ja, fragen Sie die Therese."

Worauf sie regelmäßig in traurige und entschuldigende Betrachtungen darüber versank, daß sie nicht „kochen" konnte.

Allmählich erhielt jedoch jeder das seine, — Frau Maria Bilt kostete langsam und umständlich von all den kleinen Schüsseln, — und

die Stimmung wurde ruhiger. Die zwei zukünftigen Berühmtheiten aßen wie Wölfe.

Der Kaffee wurde in dem persischen Saal gereicht. Beim Kaffee hörte man beständig Professor Amandas Stimme aus einer Ecke. Er erzählte dem einen oder anderen Opfer seine Leidensgeschichte.

Er war zehn Monate verheiratet gewesen — vor fünfundzwanzig Jahren — dann war ihm seine Frau mit einem Kunstreiter durchgebrannt. Er erzählte diese Geschichte mit besonders betrübenden Details und einer Stimme, als läse er Andachtsübungen aus einem Psalmenbuch vor.

Er glich einer alten Jungfer, die einen Vollbart umgenommen hat, und hatte Manieren wie ein Sekondetänzer in Pension. Den ganzen Sommer unterstützte er alle Armen der Gegend. Frau Simonin bedauerte ihn aus vollem Herzen:

„Aber was soll man dazu sagen?" sagte sie. „Sie hat ja doch zehn Monate bei ihm ausgehalten." Wenn sie dies gesagt hatte, fragte sie regelmäßig mit tiefer Überzeugung:

„Hätt's vielleicht jede getan?" Und lachte wie gepeitscht.

Ein Teil des Nachmittags verging für die Schloßherrin mit dem Anprobieren von Kleidern. Es waren die Worthschen Wunder, die die zwei Hausnäherinnen unermüdlich verschnitten. Das ganze Schloß wurde zur Begutachtung herbeizitiert. Die Roben saßen schlechter und schlechter. Nach vierzehntägiger Anstrengung hatten die beiden Nähmamsells daraus endlich einen Schlafrock zusammen gestoppelt, in welchem sich Frau Simonin von ihrem Schlafzimmer bis zu ihrem Bad begeben konnte.

Im übrigen besichtigte Frau Simonin ihre Bauarbeiter.

Das halbe Schloß war alljährlich unter Umbau, und auf allen Gängen wimmelte es von Münchener Maurern. Frau Simonin, die wohl über ungefähr dreißig Zimmer verfügte, ließ sich ein neues Schlafzimmer von der Größe eines Tanzsaales bauen.

„Was soll ich denn machen?" sagte sie, „man muß doch Luft haben."

Das Abendessen war besonders lustig. Das Bier kam herein in großen antiken Kannen, und der Wein wurde aus altdeutschen Gläsern getrunken. Frau Simonin erzählte Geschichten, beide Arme auf den Tisch gestützt.

Einer ihrer Lieblinge war König Louis von Portugal. Die selige Majestät war bei ihren sämtlichen sechs Konzerten in Lissabon anwesend gewesen.

„Na," sagte sie, „da hatte er da gesessen, der Arme, und sich das ganze Repertoire angehört, da denkt man denn, daß man sich doch dafür bedanken muß, und ich melde mich in der Loge und werde empfangen und murmele etwas — na, was man vor einer Majestät halt murmelt, . . . danke, daß Majestät jeden Abend gekommen sind . . . Da sagt er — der gute Mensch —: ja irgendwo muß man doch sein . . ."

Frau Simonin lacht hellaut: „Was sagt man zu so etwas?" fragte sie in Parenthese.

„Na, also ich verneige mich wieder bis zur Erde, — und der Mann fährt fort: ‚Es ist ja überall gleich langweilig . . .' Was meinen Sie dazu?" sagt Frau Simonin.

„Wieder knixe ich und bekomme die letzte Salve: Ich muß Ihnen sagen, sagte seine Majestät, — ich bin nämlich ganz unmusikalisch . . ."

Frau Simonin lacht — gewiß zum tausendstenmal über ihren König von Portugal, bis sie endlich sagt: „Sehr ein netter Mensch übrigens."

Sie erzählte weiter, — unaufhörlich. Ein Klavierstimmer aus Petersburg, der den ganzen Sommer die verschiedenen Flügelfabrikate bedient, erzählt von der Harfe der Königin Isabella: Die hohe Dame bearbeitet die Harfe.

Ihr Umfang und ihre Kurzarmigkeit erschweren ihr dieses Instrument. Es ist der Schrecken sämtlicher Berühmtheiten dazu befohlen zu werden, sie auf der Orgel zu begleiten.

Die Mahlzeit dehnt sich lange aus. Es ist schon beinahe Nacht. Einige Herren suchen, um zu rauchen, die Terrasse auf. Tief unter dem Bergschloß braust der Fluß, und durch das Halbdunkel schimmert der Schnee der Gletscher.

Ein junger vornehmer Russe erzählt in die Stille hinaus von seinem Vaterland, während sie drinnen im Speisesaal weiter lachen und lärmen.

Er spricht mit trauriger, gleichsam zärtlicher Stimme, und während er von all dem Mißbrauch, all dem Grauen, all der Unterdrückung erzählt, von den Bauern spricht, die von Beamten und Zwischenhändlern ausgesogen werden, von Armeelieferungen, die nur auf dem Papier existieren, wiederholt er immer und immer dieselben Worte — wie einen Refrain: „Ja, es gibt nur einen Weg: daß es der Kaiser erführe!"

Das Lachen im Speisesaal dauert fort, und einige der Herren kehren zum Tisch zurück.

Der Diener Georg, der des Morgens von Herrn Wasili an einem der Flügel ertappt worden war, hat nun endlich gestanden: „. . . daß er so gern die gnädige Frau bitten wollte, ihn einen Walzer zu lehren."

Frau Simonin lacht, daß ihr die Tränen in den Augen stehen, und fragt, ob Georg sich nicht mit Herrn Wasili behelfen könnte. Aber Georg möchte wahrhaftig lieber, wenn die gnädige Frau — —

„Na ja, ja," sagt Frau Simonin, und gibt Georg am nächsten Morgen gutmütig eine Stunde.

Nach Tisch wird musiziert. Alle versammeln sich im Musiksalon, wo der Flügel unter einer Marmorbüste von Liszt steht. Hinter den langen Seidengardinen sind die Fenster weit geöffnet. Das Rauschen des Flusses tönt von fern herüber, die Glocken der Herden klingeln vom Berghang.

Die Gäste warten, denn Frau Simonin will spielen.

Sie spielt die Barkarole von Chopin, die sie seit sechs Wochen studiert hat. Tag und Nacht war sie ihr nicht aus den Gedanken gekommen. Sie summt ihre Zeilen mitten in einem Gespräch, oder gedankenlos, mitten während wir bei Tisch sitzen. Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche wiederholt sie sie am Klavier, schlägt die widerspenstigen Finger schier blutig an den Tasten und ruft:

„Diese Finger, diese Finger, die sind so dumm wie die Zehen einer Tänzerin."

Heute spielt sie die Barkarole zum ersten Male. Es ist, als hörte man das Glucksen des Wassers, als fühlte man die Schwüle der Sommernacht. Der Flügel singt von Chopin und George Sand. Frau Maria Bilt, die sich nicht für Klaviermusik interessiert, ist in einem Sofa zur Seite ihres Gesanglehrers eingeschlafen. Frau Simonin hat aufgehört zu spielen und die Hände gegen den Flügel gestemmt. In gleichsam abwesendem Ton beginnt sie von Liszt zu erzählen.

Wie sie ihn das erstemal getroffen. In Pest. Sie gab ein Konzert, und der Meister war dabei.

„Mein Schreck! Ich spielte eine Rhapsodie, ich wußte selbst nicht, ob ich richtig griff oder daneben. Da kommt der Meister nach dem Konzert und sagt, es wäre brillant, und daß er am nächsten Abend sein Duo mit mir spielen wollte. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, so froh war ich und solche Angst hatte ich . . . denn das Duo war neu,

gerade herausgekommen, und ich — kannte es nicht. Aber spielen wollte ich mit ihm, und daß ich das Duo nicht kannte, traute ich mich gar nicht zu sagen. Er fragte: Sie kennen doch das Duo? Ja, natürlich, sagte ich, und dachte: du mußt es dir holen lassen, sobald die Sonne aufgeht. Das tat ich, und das Heft kam. Ich spielte und spielte. Ankleiden tat ich mich gar nicht. Ich spielte nur. Fieber und Todesangst in den Fingern. Ich spielte — den Vormittag, den Nachmittag. Mama hielt es nicht länger aus und ging weg. Gegessen hatte ich nichts: ich spielte. So in der Dämmerung klopft es laut an die Korridortür. Wir wohnten in einem elenden Haus, im dritten Stock, — damals hatt' ich ja kein Geld — mit einer wahren Hühnersteige von Treppe. — Ich lasse es klopfen — und hämmere ungestört, — aber es klopft weiter. Zuletzt muß ich doch hinaus aufmachen, und da steht ein Mann draußen im Dunkel und fragt, ob Fräulein Simonin hier wohnt. Ja, sagte ich. Ja, sagte der Mann, hier bin ich mit den Noten. — Das war Liszt mit seinem Duo. Wir spielten, na, mein Gott, — und er blieb — stundenlang spielten wir. Ich war ganz krank vor Hunger, jetzt, nachdem die Spannung vorüber war, so daß ich mich kaum auf dem Stuhl halten konnte. Und endlich sagte ich: Meister, verzeihen Sie, — — aber ich habe noch nichts gegessen seit heute früh . . . Und da lachte Liszt, und wir aßen kaltes Fleisch in meinem Loch von Kämmerchen und spielten wieder bis tief in die Nacht . . ."

Frau Simonin schweigt lange und blickt auf Liszts Büste, als spräche sie in Gedanken zu ihr.

Dann sagt sie plötzlich in einem ganz anderen lustigen Ton: „Aber ich habe immer Pech. Wie es mir in Berlin erging! Ich spielte da, — ich war blutjung — und wurde zu Hof befohlen. Ich kannte ja nicht diese Kaiser und Könige," sie lachte, „woher sollte ich sie kennen? Ich kannte Tausig und Liszt und Klara Schumann — aber Könige — Na, ich spiele also, und wie ich fertig bin, kommt ein alter Herr zu mir, und ich denke, wer zuerst kommt, ist wohl der Kaiser, und verneige mich und sage: Majestät . . . Er aber lacht nur und geht hin zu ein paar andern alten Herren, die gleichfalls lachen. Ein anderer kommt auf mich zu, und ich denke: Aber nun muß wohl das der Kaiser sein, und verneige mich wieder bis zur Erde: Majestät. Da beginnt auch der zu lachen und sagt: Nein, Fräulein, ich bin Prinz Albrecht, und geht. Zuletzt kommt so ein ganz alter General zu mir, bietet mir den Arm und fragt, ob er mich zum Büfett führen dürfe, und wie ich seinen Arm ge-

kommen habe, sagt er: Fräulein, Sie sind hier wohl die einzige, die nicht den Kaiser kennt? Das war also die Majestät!"

Frau Simonin hebt die Arme und läßt sie wieder in ihren Schoß fallen, während alle Gäste lachen: „Na," sagt sie, „das nächstemal, als ich zehn Jahre später wieder bei Hofe spielte, erging es mir nicht besser. Ich sitze da am Klavier — eine Hitze gab's — und neben mir sitzt so ein junger Mann, — Offizier, — aber das sind sie ja alle — und ich sage: Ach, bitte, machen Sie mir den Flügel auf. Er steht auf, tut es und setzt sich wieder — sehr ein netter Mensch — und ich spiele Gott weiß was — eine Hitze gab's — und wie es vorbei ist, sage ich zu dem Mann: Ach, bringen Sie mir ein bißchen Eis. Und er holt es, und ich esse. Da sagt er, der junge Mensch: Gnädige Frau, ich muß mich Ihnen vielleicht vorstellen, ich bin der Prinz Wilhelm. Na," sagt Frau Simonin, „da stand ich denn wieder, wissen Sie . . ."

Es ist bald Mitternacht, und die Gesellschaft soll zur Ruhe. Zuvor aber müssen noch die Näherinnen erschreckt werden. Sie leben in dem alten Schloß in ewiger Gespensterangst und verbringen die Nächte unter Zittern und Beben.

Jetzt sollen sie erschreckt werden.

Einer der Herren schlägt ein Laken um sich und wird auf den Gang, der zu ihrer Kammer führt, hin postiert. Ein paar andere verstecken sich im Dunkel, bewaffnet mit einem Gong. Die zwei Jungfrauen kommen, und der Lakenumwallte schlägt mit den Armen wie mit einem Paar großer Flügel, während der Gong erklingt wie die dröhnenden Schläge des jüngsten Gerichts. Halbtot gelangen die Nähmamsellen in ihre Kemnate.

Im Schlosse wird es still. Nur ein ersticktes Lachen klingt noch hier und da aus einer der Türen. Es kommt von einigen der Herren, die noch Rheinweinflaschen aus dem Speisesaal weggeskamotiert haben und sie drinnen vor den offenen Fenstern leeren.

Der Mond ist aufgegangen. Sein Licht fällt über die Bergwände. Das Tal ist dunkel, beschattet von den Bergen, — dunkel wie ein riesiger Tunnel, worin der Fluß lärmt wie ein ewiger Zug. Ein sentimentaler Nachtschwärmer ist aus dem Schloß hinaus gegangen. An die alte Burgmauer gelehnt steht er und starrt ins Dunkel. Die Luft ist voll Duft, von dem Duft der Tannen, der von der Höhe herabflutet, von dem Duft der Obstbäume aus dem alten Garten, von den Buchen, die auf dem Berghang stehen.

Im dreißigjährigen Krieg hatte man die alte Mauer niedergeschossen. Die Schweden hatten sie gestürmt. Unten im Dorfe befindet sich auf dem Marktplatze noch eine Erinnerung davon. In Stein gehauen steht: Bis hierher drang der Schwede.

Das Schloß hatten sie erobert. Von der Felsseite hinaufgeklettert, an den Mauern heraufgeklommen, die Besatzung niedergemetzelt. Da hatte es gewimmelt von Landsknechten und Offizieren, die die Mädchen des Dorfes vergewaltigten, blonden Soldaten, die um die Meßgewänder in der Kapelle würfelten. Und noch ärgere Zeiten hatte das Schloß gekannt:

Als die alten Herren des Schlosses auf Raubzügen rings durch das Land strichen und ganz Tirol, von Plünderung verheert, voll Schreck den Namen der Ritter flüsterte, und es kein schlimmeres Räuberpack gab, als die Ritter der „Burg". Ihre Namen waren gefürchtet bis hinab nach Welschland. Verließe gab es — man kann sie noch heute sehen, — jüngst arbeitete Wasili sich hinab. Dort saßen noch Reste alter Fesseln in den Steinwänden. —

Der Mond steht gerade über dem Tal. Der Einsame an der Mauer sieht die Häuser dort unten und die dunklen Pappeln um die Gärten. Und der Fluß liegt im Silberlicht, wie etwas bläuliches, großes Lebendiges, wie ein ungeheurer Lindwurm, der sich träge über das Land gelagert hat.

Der Fremde wendet sich und geht. Die Terrasse ist voll von Rosen und geschnittenen Buxbaumhecken, die steife Namenszüge und Muster bilden.

Der Fremde blickt hinauf zu den Fenstern des Schlosses. Einige stehen offen.

Im Zugwind hat sich eine der roten Seidengardinen aus Persien gelöst und hängt nun draußen über der weißen Mauer.

Im Schloß ist alles dunkel.

Der Fremde geht die Treppe hinauf und durch die „russischen Zimmer". In einer Nische schimmert die Frau des Schlosses — in Marmor gemeißelt mit einem Kätzchen auf der Schulter . . .

* * *

Die Gäste sollten „den Berg" besteigen.

Das war der Berg oben, über ihren Häuptern. Von der Terrasse sah es aus, als käme man in etwa einer Stunde hinauf, und doch mußte

man am Nachmittage aufbrechen, wenn man gegen Mitternacht oben sein wollte.

Die Maulesel und die Führer sind schon alle auf der Terrasse versammelt. Die Gäste sind für die Expedition ausgerüstet wie das Chor einer Operette. Professor Amanda mit Tropenhelm und Schleier will im Damensattel sitzen. Wasili ist in russischer Nationaltracht mit Pelzmütze, und Frau Bilts Gesanglehrer hat sich mit langen Gamaschen und Alpenstock versehen.

Frau Simonin wollte nicht mit. Sie stand in ihrem roten Schlafrock und winkte den Gästen, solange sie sie sehen konnte.

Der Weg ging durch lange Ebenen, krümmte sich und stieg dann langsam durch Hecken und Feldscheiden. Die Bauern hielten mit ihrer Erntearbeit inne und sahen dem seltsamen Zuge nach. Man sah grüne Wiesen und immer noch Obstbäume rings um die Häuser, die etwas vereinzelter zu liegen begannen.

Die Führer trabten hinterdrein und plauderten miteinander. Die Maultiere, die den Weg kannten, schritten bedächtig vorwärts, — ganz bedächtig.

Der Zug kommt durch einen Wald von Birken, feinen weißen Stämmen, deren Laub in den stillen Tag hinein flüstert. Wasili, der neben seinem Maultier wandert, singt leise ein russisches Lied.

Wendet man den Blick nach rückwärts, ist es, als weiche das Land unter uns und beginne sich vor uns auszubreiten, gleichsam wie auf einer Karte. Aber vom Tale herauf tönt noch das geschäftige Rattern der Eisenbahn — ohne Ruhe.

Tannenwälder sehen wir, sonderbare Föhren mit Stacheln in ungeheuren Büscheln und Lärchbäume. Ein einsames Haus verbirgt sich mitten im Wald.

Der Tag neigte sich, und unter uns wälzte sich das Dunkel über das Tal, verschleierte den Fluß, die Wälder, die Dörfer. Und es war, wie die Finsternis langsam vorwärts kroch, als breiteten sich zu unsern Füßen stille dunkle Seen aus. Die Führer gingen neben ihren Tieren, und der Weg wurde steiler.

Man hörte nur Professor Amandas beständiges Jammern, und Frau Maria Bilt, die in ihrem Sattel keinen Platz hatte und immer wiederholte: „Was wollt' ich da? Was wollt' ich da?"

Der Mond trat hervor und vergoldete die steile Seite des Berges mit seinem Schein, — mit einem stillen leuchtenden Weiß, über das

der Zug der Gäste lange Schatten warf. Vorsichtig trabten die Maultiere, nur hie und da die langen Hälse über den Abgrund streckend und mit den durstigen Zungen ein saftiges Kraut vom Rande abreißend. Immer höher stieg der Mond, und alle Berge schwammen im Licht.

Die Kammersängerin Frau Maria Bilt war auf ihrem Sattel eingeschlafen.

* * *

Um Mitternacht erreichten wir den Gipfel.

Die Führer weckten die Herbergsleute, und mit einem Schlag entstand ein wahrer Tirolerlärm von Zithern und Jodlern. Es gab ja plötzlich Publikum, und schlaftrunken führten die guten Leute „Die Herberg' in Tirol" auf.

Ein unglaublicher Spektakel. Zwei Dirndln sangen, und der „Hausknecht" gebärdete sich heftig mit einer Schlagzither. Wasili, Frau Bilt und ihr Gesanglehrer verspeisten ungestört gekochtes Lammfleisch aus einer irdenen Schüssel. Professor Amanda rannte emsig auf den Zehen umher und ließ ängstlich seine Bettücher vor dem Schornstein wärmen. Der Herberge gegenüber lag die Kirche.

Der junge Russe ging mit seinem Freund hinein. Über dem Hochaltar stand Jungfrau Maria. Sie war in Seidenkleid mit einer Sarah-Bernhard-Perücke über dem Wachsgesicht und ähnelte einer Provinzprimadonna, mit der es rückwärts geht.

Auf dem Altar standen viele Kerzen, die in Champagnerflaschen steckten. Touristen bringen wohl alle die silberhalsigen Bouteillen mit.

Auf einer Tafel an einer Säule stand zu lesen, daß der Bischof von Innsbruck diese Kirche hoch über allen menschlichen Wohnungen Gott zur Ehre errichtet hatte.

Der Jahrmarktslärm drang vom Wirtshaus herüber in die Kirche. Die Dirndln zogen lange und falsche Töne, und der Bursch bearbeitete seine Zither . . .

Der Russe kehrte zurück mit seinem Freund, und sie fanden Frau Bilt und ihre Garde noch getrost vor ihrem Lammfleisch tafelnd . . .

Endlich wurde es still, wie auf Kommando. Die Gäste schliefen rings in ihren Kammern. Nur ein einzelner Fremder fand keine Ruhe. Lautlos ging er durch den Gang und die Gaststube, wo die Wirtin auf dem Rücken liegend auf der Ofenbank schlief, fest wie ein Tier. Die



Grabmal des Don Juan in Burgos
Zum Essay über „Spanische Kunst“.



beiden Mädchen nickten auf Stühlen, als wären sie mit dem letzten Ton in der Kehle eingeschlafen. Der Knecht lag auf dem Fußboden auf einer Streu.

Auf dem Tisch standen noch die Reste vom Lammfleisch.

Der Fremde öffnete die Tür zur Veranda und trat hinaus.

Der Himmel war hoch, — und alles unendlich still. Kein Laut kam herauf von der Erde, die das Dunkel seinem Blick verhüllte. Über ihm alles in schimmernder Klarheit, durchsichtig gleich rinnendem Wasser, als wäre der Äther ein Meer, auf dessen Grund er stand.

Schweigend lagen die Zinnen der Berge.

Aber der Mond stieg voll und groß und lautlos durch das mächtige Schweigen. Und tausend Sterne, jeder eine Welt, flimmerten still in dem endlosen Blau.

Hier war der Menschen Ameisengetriebe erstorben, und man ahnte einen Gedanken, der größer ist als die unseren. Hier waren die Menschen Sandkörner, und unser Ruf ist stumm geworden. Hier wandert die Natur ihren ewigen, ihren rätselhaften Weg, und selbst unser „Warum" wird vor ihrer Größe in die Knie gezwungen.

Warum das Leben, warum der Tod? Warum die Liebe, und die Fortpflanzung und die Begier?

Hier fragen wir nicht. Wir sind allzu klein gegenüber den allzu großen Welten.

Was wir gelten, wer weiß es? Welchem Ziele wir auch dienen, wer kennt es? Was jener „große Wille" will, wir erraten es nicht. Wohin er uns durch der Schöpfung Alp von Leiden führen will, — wer faßt es. Wir sind zu klein, zu einer Klage selbst zu klein.

Wenn du, wenn es Winter wird, eine Blume aus deinem Garten herein in dein Zimmer pflanzen willst, und du die beste Erde dazu gefunden hast, setzest du den Spaten in die Erde und hebst die Scholle, unbekümmert um irgend ein ungesehenes Insekt, das dein Spaten tötet. Und pflanzest die Blume ein.

Bedeuten wir gegenüber diesem Werke, das von so vielen Welten vollbracht wird, wohl mehr, als das nie gesehene Insekt, das dein Spaten achtlos getötet hat?

Lasset uns deshalb schweigen. Unsere Frage beantwortet keiner, und unsere Klagen werden von keinem gehört . . .

* * *

Des Morgens weckte man uns, als die Sonne kam.

Der Himmel war wie ein loderndes Meer, halb von Gold und halb von Rosen. Die Zinnen der Berge leuchteten wie Inseln aus dem Meer. Und in einem Nu entzündeten sich auf zwanzig Felsen zwanzig Feuerzeichen, den Tag zu melden. Langsam verzog sich das Dunkel unten im Tal, — wie ein weiter Mantel, der hastig um einen Flüchtenden zusammengeschlagen wird.

Der Morgennebel verschleierte noch den Fluß. Dann erlosch der Bergbrand.

* * *

Die Gäste des Schlosses brachen wieder auf. Wieder kamen wir durch Wälder und Wiesen und Dörfer bis zum Schloß. Von der Terrasse winkte uns Frau Simonin in ihrem russischen Schlafrocke.

Und später am Tage tönten wieder die Klaviere, und die Kammersängerin Frau Maria Bilt nickte im Halbschlummer über ihrem ewigen Strumpf.

. . . Es war tief im Herbst, ehe wir fortzogen.

Der Schnee rollte seinen weißen Vorhang weit über die Berge herab. Auf der schönen Terrasse des Schlosses erfroren die Rosen, und die Abende wurden lang.

Da mußten wir fort.

Die Gäste des Schlosses zerstreuten sich wieder, um wieder einen Winter lang zu jagen nach der Weltberühmtheit traurigem Ruhm.

Im Schloß ist es kalt geworden und still.

Franz Liszt und die Herrin des Hauses haben im Musiksaal in weißem Marmor einander still und schwermütig zugelächelt.

H. Schoen:
Ein Dichterphilosoph.

Sully Prudhomme als Mensch und Dichter nach seinen Gedichten, philosophischen Schriften und zahlreichen ungedruckten Briefen und Manuskripten (1839—1907.)

„Nun, da ich dir mein Werk enthüllet,
Erkennt mein Herz nicht das Gedicht;
Was Bestes mir im Busen quillet,
Die wahren Verse siehst du nicht.“[1])

„Die moderne Dichtung,“ schrieb Sully Prudhomme kurz vor seinem Tode an einen Freund, „hat eine schöne Zukunft vor sich. Sie wird die Eroberungen der Wissenschaften und die Entdeckungen des Forschers beschreiben, und, wenn sie sich nach langem Suchen vor dem unlösbaren Welträtsel befinden wird, so wird sie das Drama des modernen Geistes, der das Unbekannte erfassen möchte, in poetischen Versen darstellen (elle traduira en vers poétiques le drame de l'esprit moderne s'efforçant d'étreindre l'inconnu). Auch das ist erhabene Poesie!“

Sully Prudhomme scheint hier seine eigene Dichtung gekennzeichnet zu haben, denn auch sein Werk ist vor allem — ein psychologisches Drama. Er hat sich nicht, wie so viele seiner Vorgänger, damit begnügen wollen, die Naturschönheiten, die Vögel, die Blumen, die Kunst, das Vaterland, die Liebe zu feiern. Er wollte vor allem die Eroberungen der modernen Wissenschaften und die höchsten Probleme der Philosophie zum Gegenstand seiner Dichtungen nehmen. Wie er als Jüngling in seinen ersten Liedern die geheimsten Regungen einer aufrichtigen Liebe ausgedrückt hat, so hat er als reiferer Denker in seinen längeren Gedichten seine eigenen Hoffnungen und Enttäuschungen, seinen Wissensdurst und seine tiefsten Seelenqualen niedergelegt.

I.

Sullys Lyrik als erlebte Dichtung.

Ganz wie Goethes Schriften sind auch Sullys Gedichte vor allem eine große, aufrichtige, manchmal idealisierte Konfession. Nur weil

[1]) Sully Prudhomme, Übersetzung von J. Schnitzler.

man die persönlichen Erlebnisse des Dichters nicht kannte, haben seine Gedichte manchen Kritikern und Literaturhistorikern etwas kalt oder erkünstelt scheinen können. Weit entfernt, gefühllose oder kalte Reflexionspoesie zu sein, beruht Sullys Lyrik auf persönlichen Erfahrungen. Auch er hat leidenschaftlich geliebt, obschon er sich niemals verheiratet hat. Auch er hat die Enttäuschungen einer reinen aber unglücklichen Jugendliebe und die Qualen der unerfüllten Hoffnungen gekannt. Seine Heldinnen haben wirklich gelebt oder leben heutzutage noch. Mit wunderbarer Zartheit hat er, ohne jemals die geliebten Mädchen oder Frauen zu nennen, die Gefühle beschrieben, die er in der Nähe des geliebten Wesens empfunden. Jene Maid, die er in seinem „Begeisterung" betitelten Gedicht erwähnt, war eine junge Cousine, die er oft bei seiner Mutter sah. Er war noch Gymnasiast, und doch war seine Leidenschaft so heftig, daß sie ihn ganz erfüllte:

„Nur sie füllt meine Verse:
Denk' ich an sie, seufz' ich und weine."

Für sie allein möchte er leben und sterben:

„. . . Und ich, voll Angst und Beben,
Seh' meiner Sehnsucht Ziel in Himmelssphären schweben.
Ihr zarter Hauch vermag mein Herz emporzuwehen.
— Sie nennen Dichter mich — ihr dank' ich meine Lieder,
Miss' ich ihr Bild, — verschwind' ich wieder!"[1])

In den ungedruckten Manuskripten des Dichters haben Sullys Freunde nach seinem Tode ein altes Gedicht gefunden, das von jener ersten Liebe zeugt. Auf einem einfachen Flugblatt geschrieben, ist es eins der ersten Gedichte, die Sully Prudhomme verfaßt hat. Es führt uns in jene schöne Zeit zurück, wo der junge Gymnasiast mit seiner Cousine spielte. Wie es schon der Titel — Vertrauen (Confiance) — andeutet, stellt es uns den Reiz einer fast unbewußten Neigung zwischen zwei Kinderseelen dar, die auf der Schwelle des Lebens zum ersten Male empfinden, was Liebe ist. Es ist das Seitenstück zu einer anderen Dichtung, die „Kinderei" betitelt ist und aus derselben Zeit stammt.

Wie dieses Stück, zeugt das ungedruckte Gedicht noch von einer gewissen technischen Unerfahrenheit. Wenn wir aber beide Dichtungen vergleichen, so erscheinen sie uns als ein reizendes Duett der ersten

[1]) Eigene ungedruckte Übersetzung.

Liebe, das man unter einem einzigen Titel — Gegenseitiges Vertrauen — vereinen möchte.

Der Knabe spricht:

„Sie nur in des Spieles Kreis
Sah ich mit Entzücken,
Ihre Finger konnt' ich drücken
Ganz leis."[1])

Und im ungedruckten Text antwortet das Mädchen:

„Spielend gab ich immer nach,
Obschon an Jahren überlegen."[2])

Der Knabe denkt an die erste Zusammenkunft mit dem geliebten Mädchen:

„Wie am Rosenstrauche zaudert,
Bei dem ersten Gruß,
Schmetterling nicht wagt den Kuß
Und schaudert,

Dann von Blatt zu Blatte steigt,
Fragt sich, ob er koste
Honigseim, den ihm die Knospe
Darreicht;

So wagt nicht zu dieser Stunde
Mein arglos Gelüst
Empor von Hand, die 's Herz geküßt,
Zum Munde."

Und die Freundin ruft im ungedruckten Gedicht aus:

„Was mich bei ihm betörte[3])
Und was mein Herz erregte,
Ich fühl's, ich kann's nicht sagen."

Und sie erinnert sich, wie sie des Freundes Blick erregte, wie sie sich vor ihm schüchtern fühlte, wie sich eine stille Hoffnung nach und nach „ganz leise" in ihr Herz schlich und wie sie, sobald er fort war, einen

---

[1]) Übersetzung von J. Schnitzler.

[2]) Eigene ungedruckte Übersetzung.

[3]) „Ce qui dans s . . (son oder sa) . . . me troubla." Vor me steht im alten Manuskript ein unleserliches Wort; „regard", das, wie es scheint, zuerst geschrieben wurde, ist fieberhaft gestrichen worden, weil es im Vers nicht paßte. „Sa voix" oder „sa vue" würde dem Versmaß besser entsprechen. Ich habe „bei ihm" übersetzt, um wie im Manuskript die Sache unentschieden zu lassen.

tiefen Seufzer nicht zurückhalten konnte. „War er da," sagt sie, „so fing ich an, zu hoffen":

„J'espérais quand il était là."

„Sobald er aber scheiden muß," fügt sie hinzu, „überfällt mich die Traurigkeit:"

„Depuis qu'il est loin, je soupire."

Zuerst wollte sie sogar der Dichter „zittern" lassen, denn im ungedruckten Text ist noch unter der jetzigen Lesart der erste Wurf zu lesen:

„Je tremblais quand il était là."

Man fühlt, daß der Dichter seiner jungen Freundin unwillkürlich seine eigenen Gefühle und Empfindungen verleiht, denn er schreibt weiter:

„Wechselweise fühlt' ich Triebe,
Herzenslust und Leid,
Gemisch von Zwang, Behaglichkeit:
Die Liebe."

Haben wir nicht da das schönste Bild der entstehenden Liebe, die um so reiner und wertvoller ist, je mehr sie dem Erwachen der sinnlichen Triebe vorausgeht?

„So hübsch wir trieben unser Fug,
Spielten, scherzten, lachten,
Daß zum Haushalt bald wir machten
Versuch.

Sie sprachen von Hochzeitsgeschmeide,
Ich — dacht' an den Schwur;
Frühklug waren, verschieden nur,
Wir beide.

Wir spielten Mittag, Tanz im Ton;
Sie meinten, man beginne
Die Hochzeit nicht im wahren Sinne
Darohn."

Sogar das hübsche Bild der weiblichen Koketterie darf in der reizenden Schilderung nicht fehlen:

„Waren Sie nicht voll Anstand,
Sehr mit Putz geschäftig;[1]

[1] Etwas veränderte Übersetzung von J. Schnitzler.

Wenn ich, zu früh Poet, dem Füßlein
Zollte mein Anbeten,

Sie, zu früh so schön, Sie drehten
Mir's Köpflein."

Ist diese anschauliche Schilderung des Unterschiedes zwischen den Gedanken und Wünschen des Knaben und des Mädchens in ihrer Einfachheit nicht reizend! Sprechen und denken nicht beide Kinder, wie sie in der Wirklichkeit gedacht und gesprochen haben, jedes nach seiner eigenen Art und Weise zu fühlen und zu wünschen.

Eines Tages ging sogar der junge Gymnasiast weiter als gewöhnlich:

„Und so wohl gefiel das Scherzen,
Daß ich mich getraut,
Sie zu nennen bald ganz laut:
Mein Herzchen!

Sogar hab' ich — mir träumte sehr —
Geküsset Ihre Wange.
Seit dem Abend spiel' ich — wie lange!
Nicht mehr."

Diese gegenseitige Neigung der beiden Kinder scheint ziemlich lange gedauert zu haben. Die Eltern des Mädchens aber stellten ihrer Tochter einen andern, reiferen Jüngling vor, und sie entschloß sich, ihn zu heiraten.

Diesen Verlust konnte der Dichter niemals vergessen. Jahrelang dachte er an die geliebte Freundin, und ihr widmete er einige seiner schönsten gedruckten und ungedruckten Lieder. Unter den herrlichen Dichtungen, die man erst nach des Dichters Tode gefunden hat, gibt es ein noch ungedrucktes Gedicht, in dem er behauptet, daß ihn einzig und allein der Schmerz zum Lyriker gemacht hat:

Der wahren Begeisterung Quelle.[1])

„Meinen Schmerz würde ich gegen alle Freuden dieser Erde nicht und nimmermehr vertauschen, denn den schönsten Vers bringt der tiefste Seufzer hervor."

„C'est le plus grand soupir qui fait le plus beau vers."

„Dir allein bin ich meine Lieder sowie auch meine Tränen schuldig.

---

[1]) Ich gebe diese Strophen wörtlich in Prosa. Es wäre fast schade gewesen, sie durch Übertragung in deutsche Verse zu verändern.

Gelang es mir, der innern Gemütsbewegung einen dichterischen Ausdruck zu geben, so bin ich mein Lied meinen Seufzern schuldig:"

„Je dois mon chant à mes douleurs."

„Für mein zerrissenes Herz sind alle leidenden Herzen offen; es erkennt in ihnen, was leidet und bebt und seufzt; und wenn ich in meinem Innern wie ein Echo ihrer Seelenqual fühle, so verdank' ich es meinen Schmerzen:"

„J'en dois l'accent à mes douleurs."

„Bei bedecktem Himmel hat der zwischen Wolken funkelnde Stern einen desto größeren Wert. Wenn das Licht zu hell ist, mag sich eben dasjenige, was wir am meisten schätzen und lieben, nicht offenbaren. Meinen Schmerzen allein bin ich meinen Traum schuldig!"

„Je dois mon rêve à mes douleurs."
„Der tiefsten Qual schuld' ich mein Lied!"

Klingen diese auch in einer ungebundenen Übersetzung tief ergreifenden Strophen nicht wie einige Dichtungen von Lamartine oder von Musset? Es ist ganz derselbe leidenschaftliche, elegische, mystische und melancholische Ton in einer harmonisch dahingleitenden, wundervollen Sprache.

Und diese heftige Leidenschaft, die den begabten Jüngling zum Dichter gemacht hat, hat in Sullys Herz einen so tiefen, so unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, daß er sie lange Jahre später folgendermaßen beschreibt:

„Diese Leidenschaft war in der vollkommensten Reinheit empfunden worden, und dennoch war sie so heftig, daß es mir heutzutage ist, als ob ich niemals in meinem Leben so mächtig, so ganz ausschließlich ergriffen worden wäre: sie erfüllte meine ganze Seele . . . Diese Leidenschaft hat mich die Möglichkeit der platonischen Liebe verstehen lassen."

Die deutlichen Spuren dieser ersten Liebe durchziehen Sullys ganzes Werk.

„Für meine Seele warst Du früher einzig auf der Welt,"
„Pour mon âme autrefois vous seule étiez au monde,"

ruft er im vollen Mannesalter in einem ungedruckten Gedicht aus, und in einer „Bedenklichkeit" (scrupule) betitelten Dichtung aus derselben Zeit lesen wir:

„Mir bangt, wenn ich zu lieben wähne,
Ich irre mich,
Daß selbst im Aug' die Träne
Sei eine Lüg'!

Doch wenn ich an zu weinen hübe,
Redlich gemeint,
Vielleicht ist's eine alte Liebe,
Die in mir weint."[1])

Noch in reiferen Jahren denkt der Dichter an das geliebte Mädchen. „Ich fühle," lesen wir in einem prachtvollen Gedicht, das in einem nachgelassenen Band unter dem Titel „Verzeihung" bei Lemerre erscheinen wird, „ich fühle, daß ich dich immer noch über alles liebe. Du hast meine Jugendjahre betrübt, und doch will ich sterben, ohne deine Augen vergessen zu haben."

„Vous avez désolé l'aube de ma jeunesse,
„Je veux pourtant mourir sans oublier vos yeux."

„Auch deine wohlklingende, sanfttönende Stimme wird mir niemals entgehen. Sie drang tiefer in mein Herz als irgend eine andere Stimme . . . Ich kenne viele Frauen, deren Lippen schön sind, deren Stimme süß und wohlklingend ist. Meine Freunde werden dir sagen, daß ich für sie gedichtet habe. Meine Mutter aber kann dir sagen, daß ich für dich geweint habe."

„Mes amis vous diront que j'ai chanté pour elles,
„Ma mère vous dira que j'ai pleuré pour vous."

„Obschon du meiner Jugend Blüte vernichtet hast, will ich dein Bild immer im Schrein meines Herzens behalten. Möge ich der Seele vergeben, weil ich deine schönen Augen nicht und nimmermehr vergessen kann!"

„Que je pardonne à l'âme en souvenir des yeux!"

Der Dichter hat sich also bemüht, der treulosen, stets geliebten Gefährtin seiner Jugend zu vergeben. Mehr noch! Seine Liebe war so uneigennützig, daß er jede Spur der Eifersucht und des Neides von seiner Seele entfernte. Im folgenden Gedicht wendet er sich an den glücklichen Gatten, der seine Freundin heimgeführt, und bittet ihn, sie wohl zu pflegen:

---

[1]) Übersetzung von J. Schnitzler.

An ihren Gatten.

„Könnt' ich hingehen und ihm sagen:
Sie ist betrübt, hat heimlich Klagen,
Gebt Blumen ihr an jedem Tag!
Nicht Rosen — Kornblümchen müßt Ihr haben,
Denn die geringste von den Gaben
Am meisten Lieb' bezeugen mag.

Nichts gilt mir mehr die Undankbare!
Doch schwach und blaß ich sie gewahre:
O, pflegt sie wohl, tut mir's zu Lieb! ...
Ich weiß, wie ihre Hand sich löset,
Doch wenn sie liebt, sie zärtlich koset,
O, schont die Trän' in ihrem Aug'!

Mit dem Gedanken könnt' ich leben,
Daß andrem sie ist hingegeben,
Wenn recht geliebt ich sie erblick'.
Du, böses Kind, hast mich verlassen;
Sieh, den Verdruß hast mir gelassen:
Nichts kann ich mehr, nichts für dein Glück!"[1])

So beruht Sully Prudhommes Lyrik fast immer auf erlebten Erinnerungen oder Tatsachen.

Seine ergreifendsten Lieder sind keine Geschöpfe der reinen Phantasie, sondern das aufrichtige, etwas idealisierte Geständnis einer großen und reinen Leidenschaft. Nur wenn man die persönlichen Erfahrungen des Dichters kennt, kann man sein Werk genießen und würdigen.

II.

Sullys Werk als psychologisches Drama.

Ebenso enthalten die schönsten Teile der philosophischen Gedichte und Abhandlungen unseres Denkers ein Geständnis seiner moralischen Kämpfe und inneren Qualen als Forscher und Philosoph. Eben darin liegt ihr Wert. Sagen wir es frei und offen heraus: Wer in Sullys Werken ein abgeschlossenes System oder hervorragend neue Gedanken zur Methode der philosophischen Forschung sucht, wird ohne Zweifel enttäuscht sein. Denn der Dichterphilosoph hat weder eigenartig vereinfachende Auffassungen vorgelegt, noch neue Entdeckungen gemacht.

[1]) Etwas veränderte Übersetzung von J. Schnitzler aus Sullys Sammlung „La vie intérieure, jeunes filles, femmes."

Den ewigen Problemen, die den menschlichen Geist beschäftigen, hat er nicht einmal neue, ungeahnte Seiten abgewonnen. Seine metaphysischen Anschauungen sind in stetem Fluß, und das, eben weil er sie jedesmal neu erlebt. Aber das Interessante bei ihm ist eben das Ringen mit und nach den Ideen, der nach seiner ganz persönlichen Eigenart geführte Kampf mit jener „Sphinx", mit den höchsten Problemen der Philosophie und Theologie, den er selbst folgendermaßen beschrieben hat:

Der innere Kampf.

(Sonett.)

In jeder Nacht, die Brust mit Zweifel neu gefüllt,
Fordr' ich die Sphinx heraus, vernein', was nicht bewiesen.
Doch schrecklicher steht auf, wenn Stunden schlaflos fließen,
Das graulich Unbekannte, das mir im Haupte schwillt.

Sprachlos, mit offnem Blick, in Finsternis gehüllt,
Beginn' ich dann den Kampf ohn' Ende mit dem Riesen,
Und in dem engen Bett, wo Freud' ist abgewiesen,
Kämpf' ich, bewegungslos, gleich einem Grabgebild!

Zuweilen kommt die Mutter, beleuchtet meine Stirne
Und spricht, da sie erblickt den Schweiß um mein Gehirne:
„Ist dir nicht wohl, mein Sohn? Warum so spät gewacht?"

Ich antwort' ihr, gerührt von Mutter Sorg' und Kosen,
Die rechte Hand am Haupt, die linke auf dem Busen:
„Mit Gott, o liebe Mutter, durchkämpf' ich diese Nacht!"[1])

Dieses Ringen mit dem Welträtsel durchzieht Sullys philosophische Schriften. Zwar leuchtet ihm das Ideal der absoluten Wahrheit voraus, aber niemals vermag er, es zu erreichen. So oft er nämlich eine metaphysische Wahrheit mit seinem ganzen Gemütsleben erfassen möchte, kommt ihm sein Verstand in den Weg. Schon Goethe hat erkannt, daß eben das ein eigentümliches Merkmal der französischen Sinnesart ist. Diesen Kampf zwischen Wissen und Glauben, zwischen Gefühl und Verstand hat Sully Prudhomme wie kein anderer französischer Dichter immer und immer wieder dargestellt. Nirgends aber hat er es anschaulicher und ergreifender getan, als in jenem herrlichen „Intus" be-

[1]) Etwas veränderte Übersetzung von J. Schnitzler aus Sullys „La vie intérieure."

titelten Gedicht, das Schnitzler für uns form- und wortgetreu übersetzt hat.[1])

Verstand und Gefühl.

Zwei Stimmen streiten nach der Reih'
Mir im Gewühl der Triebe:
Verstand dem Lästern huldigt frei,
Gerechten Gott erträumt die Liebe.

Zum Herzen redet der Verstand:
— „Die Welt kein guter Vater lenket,
Denn Laster nur nimmt überhand."
— Das Herz: „ich glaub', ich hoffe", denket,

„O hoffe, glaube, Bruder mein,
Und liebe! Lieb' macht weise![2])
Ich fühle Gott, mein ewig sein!"
— Verstand jedoch versetzt: „Beweise!"

Diese Gewissenhaftigkeit, die niemals das wahrscheinliche als sicher darstellen will, diese Gewissensskrupeln, die um keinen Preis eine Gefühlswahrheit für eine Vernunftwahrheit, ein Werturteil für ein Seinsurteil ausgeben möchten, sind der charakteristische Zug der Sully Prudhommeschen Methode. Sie führen uns bei ihm zu einer Art „Sehnsuchtphilosophie" (philosophie de l'aspiration), die mit Kants „Kritik der praktischen Vernunft" manche Ähnlichkeiten hat.

Das Schönste bleibt aber die Art und Weise, wie unser Dichterphilosoph die Tragik der modernen Krisis auf dem philosophischen und religiösen Gebiet beschrieben hat. Andere Forscher werden neuere Auffassungen der ewigen Probleme vorschlagen und der Lösung des Welträtsels vielleicht etwas näher treten. Es bleibt nichtsdestoweniger

---

[1]) Diese schöne, noch ungedruckte Übersetzung wird früher oder später, wie die vorhergehende, mit einigen andern Übertragungen aus Sullys Werken und einer Biographie des Dichters in Buchform erscheinen, wenn der Verfasser in Frankreich oder auch in Deutschland einen Verleger findet.

[2]) An der Stelle dieses Verses ist auf dem ältesten Manuskript zu lesen:

„Tu mords l'inconnu, je le couve."

„Du beißest das Unbekannte, ich breite meine Fittiche darüber!" was allerdings als Bild etwas gewagt war, aber viel kräftiger klingen würde.

gut und schön, daß es am Ende des 19. Jahrhunderts einen Denker gegeben hat, der die Unruhe und Herzensbeklemmung seiner Zeitgenossen in herrlichen Versen beschrieben hat. Mir ist Sully Prudhomme vor allem als Vertreter einer philosophischen Angst- und Drangperiode in der Geschichte der französischen Metaphysik, ja des französischen Geistes überhaupt, lieb und wert, und auch als solcher wird er für die Nachwelt belehrend bleiben. Nur an einem Wendepunkte der französischen Literatur und Philosophie ist er verständlich. Auf dem moralischen und religiösen Gebiet ist das Tragische eben der Übergang vom Glauben zur Erkenntnis, daß die Objekte dieses Glaubens für uns unerreichbar sind, und diesen Übergang hat Sully Prudhomme in wunderbar schönen Versen geschildert, die in der französischen Literatur als ein Seitenstück zu Pascals „Pensées" bleiben werden.[1])

III.

Sully Prudhommes Weltschmerz und melancholische Stimmung.

Persönliche Erfahrungen und Enttäuschungen sowie auch moralische Krisen sind also die historischen und psychologischen Quellen der Dichtung Sully Prudhommes.

Dies erklärt die melancholische Stimmung, die sein Werk von Anfang bis zu Ende durchzieht.

Eben weil sein Leben frühzeitig und auf mancherlei Art, besonders durch ein tiefes Herzeleid verbittert wurde, klingt Wehmut als Leitmotiv in seinem Saitenspiel hervor, denn

Unmerkbar leise schleichet gerne
Das Schwarze sich vom Aug' ins Herz.

Sully Prudhomme wurde schon in seiner Jugend tief geprüft. Seinen Vater verlor er früh, und als kleiner, schwächlicher Knabe wurde er als Kostgänger zuerst in Privatpensionen, später in einem großen Pariser Gymnasium im modernen Kasernenstil unterrichtet und auferzogen.

[1]) Was Sully Prudhommes Metaphysik betrifft, siehe meine ausführliche Arbeit über „Sully Prudhomme als Philosoph" in der „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik," Juli und August 1908. Vgl. Baudler, Sully Prudhommes philosophische Anschauungen, Ohligs, 1907.

[2]) Sully Prudhomme, Erste Trauer, Übersetzung von Johann Schnitzler, Strophe 4.

Schulzeit.

In den düstern Schulgebäuden
Gibt's Büblein stets in Trän' und Pein;
Die andern spielen voller Freuden,
Sie stehen fern im Hof allein.

Schon damals legte der Schüler die spätere Gewissenhaftigkeit an den Tag:

Des Lehrers Blick eregt ihr Schauern,
Bei seinem Schatten bebt ihr Knie:
Solch Kinder Los ist zu bedauern,
Das Leben ist zu hart für sie.

O! wenn er die Lektion nicht könnte,
Die Aufgab' brächte nicht zustand'!
Wenn ein Verweis zu Ohr ihm tönte,
Mit Strafe gar! O welche Schand'![1])

Sobald sich der junge Dichter, nach kurzer Bekanntschaft mit den Eisenwerken des Creusot und mit der dumpfen Luft eines Notariatsbureaus, der Poesie widmen konnte, verlor er Schlag auf Schlag den Onkel, der seinen Vater ersetzt hatte, die treue Tante, die ihn stets mit freudiger Zustimmung ermuntert und gestärkt hatte, die zärtliche Mutter, deren Liebe auf den schwächlichen Knaben gewacht hatte. Die furchtbare Prüfung hat in Sully Prudhommes Gedichten tiefe Spuren hinterlassen:

Bitte.

Ach, wenn du wüßtest, wie man weinet,
Wenn, ohne Herd, man lebt allein,
An meiner Wohnung wohl gemeinet
Kämst du vorbei.[2])

Diese Melancholie wird noch dadurch gesteigert, daß er die Lösung der ihn quälenden Fragen nicht erreichen kann:

Daher es kommt, daß all mein Leben
Im Traume, schwach und ungewiß,

[1]) Erste Einsamkeit, in Sully Prudhommes Sammlung „Les Solitudes", sehr veränderte Übersetzung von Johann Schnitzler, Strophe 1, 5 und 6.

[2]) Les vaines tendresses, Strophe 1.

Ich schlepp' ein unheilbares Streben
Nach einem fernen Paradies.[1])

Wenn aber die meisten Dichtungen Sully Prudhommes einen schwermütigen Charakter haben, so erhebt sich der Verfasser energisch gegen feiges Sichgehenlassen, gegen schwachherzige Tatlosigkeit und weichliche Gefühlseligkeit. Immer und immer wieder fordert er die Jugend zum mutigen Kampfe auf, und eben darin offenbart sich wieder seine geistige Überlegenheit über die gewöhnliche Gefühlslyrik. Er verlangt männliche Arbeit und Energie.

„Hast du jemals," ruft er in einem ungedruckten Fragment einem modernen Dandy zu, „hast du jemals im Schweiße deines Antlitzes gearbeitet, hast du je deinem Mitmenschen irgend welchen Dienst geleistet?

Niemals! Deshalb wird auch dein Tod von keinem Menschen betrauert werden!"

Und in einem ungedruckten Gedicht ruft er dem Jünglinge zu, der seine Jugend fessel- und pflichtenlos in heiterem Genusse zubringen möchte, daß jeder Mann hienieden ernste Pflichten zu erfüllen hat und daß keiner allein und zurückgezogen leben darf:

Komm und wandere nicht allein auf dem einsamen Pfade,
Suche breitere Wege, die der ganzen Menschheit bekannt sind.
Einheit allein macht die Menschen gerechter und stärker und besser,
Einig vollenden sie das, was einzeln keiner vollbracht hätte.[2])

Schon in der größeren Rhapsodie „La Justice" und später im philosophischen Gedicht „Le Bonheur" erinnert der Denker daran, daß nur der durch eigene Mühe und Arbeit errungene Genuß wohltuend ist. Daher verwünscht er in einem Sonett an Musset die feige Todestraurigkeit, die denselben schließlich zugrunde richtete: „Wärest du nicht wirklich groß," ruft er ihm zu, „so würde ich dich unmännlich nennen, denn der Verzweiflung Joch darf und will ich nicht auf mich nehmen . . . Betrachte doch, wie ein Leonidas, ein Spartakus mannhaft gekämpft haben!"

Aus dieser tiefernsten Lebensauffassung ging in Sullys letzten Jahren jene stoische Heiterkeit, jene feierliche Erhabenheit hervor, die sich in seinen letzten gedruckten und besonders ungedruckten Dichtungen kundgeben.

---

[1]) Das Muttermal, aus Les Solitudes, Übersetzung von J. Schnitzler, Strophe 8.

[2]) Eigene Übersetzung.

Nichts könnte wohl von dieser letzten Periode einen genaueren Begriff geben, als folgendes Sonett, das einem nachgelassenen Werk entnommen ist, welches nächstens bei Lemerre in Paris erscheinen wird:[1])

Mein Lebenslauf.

(Sonett)

„Meinen Geburtstag will ich nicht verdammen; Gott hat mich hart geprüft, aber er hat mir auch viel gegeben, und ich werde mich nicht beklagen, das Leben gekannt zu haben:"

„Je ne me plaindrai pas d'avoir connu la vie."

„Die ferne Glückseligkeit, die ich erreichen wollte, ist mir entgangen. Ruhig und sinnend erwarte ich jetzt, was mir beschieden ist. Warum sollte mich die Zukunft beängstigen. Meine Seele ist völlig gesättigt:"

„Qu'importe l'avenir? mon âme est assouvie."

„Meiner Jugend Baum war ehrgeizig, tollkühn, voll Saft und Hoffnung. Ach! des Lebens Stürme haben sein Laub geschüttelt und nach allen Richtungen zerstreut:"

„L'arbre de ma jeunesse était ambitieux,
Fou d'espoir et de sève, hélas! et les orages,
Secouant sa verdure, en ont semé les cieux . . ."

„Doch die süße Erinnerung ist der Jahre Ährenleser; und niemals gelang es der dahinfließenden Zeit, alles so vollkommen in Vergessenheit geraten zu lassen, daß nicht mindestens eine Blume im Felde der Vergangenheit bliebe:"

„Mais le doux souvenir est le glaneur des âges.
Et l'oubli n'a jamais si bien tout effacé
Qu'il ne reste une fleur dans le champ du passé."

IV.

Andere Eigenschaften der Dichtungen Sully Prudhommes.

Neben den vorhergehenden Eigenschaften, die Sully Prudhomme unter den meisten andern französischen Dichtern kennzeichnen, hat

---

[1]) N. S. Das Werk ist während des Drucks dieser Arbeit unter dem Titel „Epaves" erschienen.



Raphael: Madonna del Gran Ducca.
Zum Essay von Paul G. Konody.

Nichts könnte wohl von dieser letzten Periode einen genaueren Begriff geben, als folgendes Sonett, das einem nachgelassenen Werk entnommen ist, welches nächstens bei Lemerre in Paris erscheinen wird:[1])

Mein Lebenslauf.

(Sonett)

„Meinen Geburtstag will ich nicht verdammen; Gott hat mich hart geprüft, aber er hat mir auch viel gegeben, und ich werde mich nicht beklagen, das Leben gekannt zu haben:"

„Je ne me plaindrai pas d'avoir connu la vie."

„Die ferne Glückseligkeit, die ich erreichen wollte, ist mir entgangen. Ruhig und sinnend erwarte ich jetzt, was mir beschieden ist. Warum sollte mich die Zukunft beängstigen. Meine Seele ist völlig gesättigt:"

„Qu'importe l'avenir? mon âme est assouvie."

„Meiner Jugend Baum war ehrgeizig, tollkühn, voll Saft und Hoffnung. Ach! des Lebens Stürme haben sein Laub geschüttelt und nach allen Richtungen zerstreut:"

„L'arbre de ma jeunesse était ambitieux,
Plein d'espoir et de sève, hélas! et les orages,
Secouant sa verdure, en ont semé les cieux . . ."

„Doch die süße Erinnerung ist der Jahre Ährenleser; und niemals gelang es der dahinfließenden Zeit, alles so vollkommen in Vergessenheit geraten zu lassen, daß nicht mindestens eine Blume im Felde der Vergangenheit bliebe:"

„Mais le doux souvenir est le glaneur des âges,
Et l'oubli n'a jamais si bien tout effacé
Qu'il ne reste une fleur dans le champ du passé."

IV.

Andere Eigenschaften der Dichtungen Sully Prudhommes.

Neben den vorhergehenden Eigenschaften, die Sully Prudhomme unter den meisten anderen französischen Dichtern kennzeichnen, hat

1) N. S. Das Werk ist während des Drucks dieser Arbeit unter dem Titel „Épaves" erschienen.



Raphael: Madonna del Gran Ducca.
Zum Essay von Paul G. Konody.



Sullys Werk zahlreiche Vorzüge, die schon bei den Vorgängern des Denkers mehr oder weniger zu finden sind.[1])

Eben weil er ein scharfer Psycholog ist, besitzt Sully eine außerordentliche Virtuosität in der Darstellung und Beobachtung. Seine Schilderungen versetzen uns rasch in die von ihm beabsichtigte und tief empfundene Gemütsstimmung. Er hat eine ganz besondere Vorliebe für Vergleichungen zwischen den äußeren Erscheinungen und den innersten Empfindungen des Menschen. Eine Blume, ein Vogel, eine Wolke, ein Sturm und sogar einige Tautropfen genügen ihm, um die zartesten Gefühle auszudrücken. Die Leser dieser Zeitschrift werden diese Kunst in der hübschen Übersetzung der Zersprungenen Blumenvase, des Taus von Lina Friedländer[2]) und in den Ketten von J. Schnitzler würdigen können.

In jedem Ding, drin Gott verhüllte Poesie,

sieht der Dichter eine lebende Seele; denn

Die Luft von Lauten rings erbebet;
Doch woher kommt die innre Lust,
Womit sie füllet unsre Brust,
Wenn eine Stimme sie belebet?

In Herz und Stirn, ob fern dem Licht,
Fühl' ich, daß eine Seele strebt;
Wer zweifelt forsch, ob sie besteht,,
Ich laß sie scheinen im Gedicht.[3])

Wie die Romantiker hat Sully Prudhomme die Natur in schönen Versen geschildert. Seine Beschreibungen der römischen Campagna und des Lateranplatzes in Rom wirken auf uns wie ein Gemälde von Claude Lorrain, und der melodische Rhythmus gibt den unnachahmlichen Reiz wieder, der über jene Landschaft ausgegossen ist. Wie schön hat er den Sonnenaufgang, den gestirnten Himmel, die Milchstraße gefeiert!

---

[1]) Vergleiche Meißners vortreffliche Broschüre über Sully Prudhomme, Basel, 1895, S. 33—36.

[2]) Diese Übersetzungen erscheinen in diesem Hefte.

[3]) Die Seele. Übersetzung von J. Schnitzler, aus La vie intérieure.

Die Milchstraße.

— Sagt mir, o liebe Sternelein,
Der Götter und Geschöpfe Ahnen,
Warum im Aug' euch Tränen schwanen?
— Sie sprachen: Ach, wir sind allein!

Ein jeder von uns ist sehr ferne
Von dem, der euch so nah uns scheint;
Die kosend, wonnevolle Wärme
Ist keinem andern zart vereint.[1])

Wie malerisch sind auch die einfachsten Naturbilder dargestellt! Wie harmonisch und majestätisch gleiten im „Le Cygne“ betitelten Gedicht Sullys Verse daher, als ob sie mit ihren sanften, wohlklingenden Tönen den auf ruhiger Wasserfläche schwimmenden Schwan nachahmen wollten!

Der Schwan.

Geräuschlos auf dem See, wo glatt die Wasser fließen,
Treibt, gleitend sanft, der Schwan mit ruderförm'gen Füßen
Die Wellen vor sich hin.[2])

Bald haben wir in heroischen Strophen die feierliche Einfachheit eines antiken Dichters:

Den Henkelkrug auf Schulter, die Hand an Hüft' gekehret,
Gehn hin die Danaiden in Hades düsterm Grund.[3])
(„Die Danaiden“.)

Bald genießen wir den poetischen Schwung, die melodische Bündigkeit eines modernen Lyrikers:

Das Ideal.

Voll ist der Mond, der Himmel hell,
Sternelein funkeln, bleich ist die Erde,
In Lüften schwebt der Welten Seel',
Mein Sehnen gilt dem höchsten Sterne.[4])

---

[1]) Die Milchstraße. Übersetzt von Schnitzler, aus Les Solitudes, Strophe 5.

[2]) Übersetzung von Schnitzler, aus Les Solitudes.

[3]) Mélanges.

[4]) L'idéal, eigene, ungedruckte Übersetzung.

Seufzer.

In Tränen heißen
Langsam versiegen,
Still sich verzehren
In heimlichem Lieben,
Immer aufs neue
Ihr Bild zu beschwören,
Täglich voll Reue
Sich wieder betören,
Immer sie lieben,
Lieben auf immer!

„D'un amour toujours plus tendre
Toujours l'aimer."[1])

Die Freude.

Immer zum Lieben
Die Arme ihr reichen,
Und doch nicht fliehen,
O Schmerz, o Freude!
O Lieb, o Leiden,
Wann wirst du scheiden?
Ach, für eine sel'ge Stunde
Nimm ein Jahr von Schmerzen an![2])

„Pour une heure de joie unique et sans retour,
Pour une heure, tu peux, tu dois aimer la vie!"

Wie nur wenige französische Dichter trifft Sully Prudhomme in solchen Liedern den volkstümlichen Ton der deutschen Lyrik. So auch im kurzen Gedicht „Wenn Gott ich wär'", das Fräulein Friedländer für „Nord und Süd" übersetzt hat. Öfters sind Sullys Dichtungen so lieblich und wohlklingend, daß sie sich vorzüglich zu musikalischer Komposition eignen würden.

Bedenklichkeit (Scrupule).

Ich wollt' so gern ihr etwas sagen,
Und kann es nicht;
Das Wörtchen möchte zu viel wagen,
Wie leis es spricht.[3])

[1]) Soupir, eigene, ungedruckte Übertragung.

[2]) La joie, eigene Nachahmung.

[3]) Übersetzung von J. Schnitzler, aus Les Solitudes, Strophe 1.

Endlich finden wir in Sullys Dichtungen schon etwas von jenen christlich-sozialen Anschauungen, die der ältere Denker später in einem noch ungedruckten Buch „Der Besitz des Menschen durch den Menschen" ausführlich dargestellt hat.

Der Anblick geschichtlicher Denkmäler erweckt gewöhnlich bei andern Dichtern historische Ausblicke oder philosophische Gedanken über die Hinfälligkeit irdischer Macht.

Sully Prudhomme aber gedenkt dabei vor allem der entsetzlichen Mühe und Not, des tiefen Elendes derjenigen, die Jahrzehnte lang daran gebaut haben, und der Hoffart und Prunksucht derer, die sie aufrichten ließen.

Während z. B. das Kolosseum in Rom seiner architektonischen Pracht wegen allgemein bewundert wird, entlockt es unserm Denker einen wahren Schrei der Entrüstung über die brutale Tyrannei, die seinen Bau möglich gemacht hat.

Die Macht ohne Liebe werde ich nicht begrüßen!
„Je ne saluerai pas la force sans l'amour."[1])

Also vor allem bekümmert ihn das unglückliche Los derjenigen, die im Dienste der Cäsaren leiden und unterliegen mußten.

So treffen wir auch hier bei Sully Prudhomme nicht nur tiefe, selbständige Gedanken, sondern vor allem *ein Herz voll Mitgefühl* für die leidende Menschheit.

* * *

In Sullys Dichtungen finden wir also immer ein Bild seiner schönen Seele. Solange man den Dichter selbst und seine persönlichen Erlebnisse nicht kannte, konnte man seine Werke nicht würdigen, wie sie es verdienen. Nun aber, da wir seine Erfahrungen, seine Leidenschaften, seine Hoffnungen und Enttäuschungen, sein nie erreichtes Ideal und seine Schmerzen kennen, werden wir in ihm einen der wohltuendsten französischen Dichter erkennen.

Denn, indem er dichtet, erholt er sich, ganz wie Goethe, von seinen tiefsten Schmerzen.

„Ich halte meine Tränen zurück, *um sie als Tautropfen aufs Herz zurückfallen zu lassen,*" schreibt er in einem schönen, ungedruckten Fragment . . . „Ein Gedicht ist nicht für alle Welt geschrieben; es gilt denjenigen, die fähig sind, den Schmerz

[1]) Croquis italiens.

des Sängers zu empfinden. Diese Mitteilung muß also diskret, ad hominem, geheimnisvoll sein."

Und in einem rührenden, tiefempfundenen Brief an seinen treuen Freund, den berühmten Schauspieler Mounet Sully, schrieb er im Jahre 1879:

„Wer wird doch jene tiefe, herrliche Wonne beschreiben können, die der wahre Dichter empfindet, wenn er in der harmonischen Melodie des Verses seine aufrichtigsten menschlichen Enttäuschungen und Erregungen ausdrücken darf. Eben dadurch wird ein wahrer Dichter getröstet, beruhigt, ermutigt, gestärkt. Indem er seine Schmerzen poetisch ausdrückt, fühlt er ihren Stachel weniger. Anstatt durch eine künstliche Bearbeitung entweiht zu sein, werden Kummer und Trauer durch dieselbe sozusagen geheiligt."

Deshalb wird auch Sullys aufrichtiges, aus einem glühenden, gequälten Herzen hervorgegangenes Werk eine besänftigende, versöhnende Wirkung haben.

Und diese wohltuende Wirkung wird um so ergreifender und sicherer sein, je tiefer der Dichter und Denker alle Gemütsbewegungen, alle Schmerzen, Enttäuschungen und Erfahrungen des modernen Menschen empfunden hat.

Wenn Sully Prudhomme also durch die Erhabenheit der Gedanken, durch die würdige Ruhe, durch die Achtung vor den alten Sprach- und Versgesetzen klassisch ist, so ist er durchaus modern in seinem unbefriedigten Wissensdurst, modern in seinem unermüdlichen wissenschaftlichen Feuereifer, modern durch das Verständnis der Naturschönheiten, modern im Gefühl und Gemüt, modern in seiner Liebe zu seinen Mitmenschen, besonders zu den Kleinen und Unterdrückten.

Somit erreicht auch unser Dichter das Ziel, das er sich am Ende seines großen „Gerechtigkeit" betitelten Gedichtes gesetzt hat, nämlich dem Guten und Wahren den Sieg über das Böse und über die Lüge zu verschaffen.

„Toujours les causes magnanimes
Ont leur triomphe, lent ou prompt:
Fumés par le sang des victimes,
Les oliviers triompheront."

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg.

Komödie in fünf Akten.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Schluß.

Vierter Akt:

Im Atelier. Das Ruhebett ist nach rückwärts an die Wand geschoben. Der venetianische Senator liegt zusammengeknickt auf der Erde; aber der Tod sitzt, die Sichel im Schoß, an seinem Platz; in der einen Hand, die auf sein Knie gestützt ist, hält er sein Stundenglas, die andere Hand ist in die Seite gestemmt. Auf dem Hutständer hängen die Hüte von Sir Patrick und B. B. Walpole, zum Ausgehen angekleidet, ist eben eingetreten. Man klopft. Er öffnet die Tür und findet Ridgeon draußen.

Walpole:

Heda, Ridgeon! (Sie gehen zusammen ins Zimmer, legen ihre Handschuhe und Hüte ab und tun sie auf die Estrade.)

Ridgeon:

Was ist passiert? Hat man Sie auch hergebeten?

Walpole:

Man hat uns alle hergebeten: Ich komme soeben, ich habe ihn noch nicht gesehen. Die Scheuerfrau sagt, daß der alte Paddy Cullen seit einer halben Stunde mit B. B. hier ist. (Sir Patrick tritt aus den inneren Gemächern ein.) Na, was gibt's?

Sir Patrick:

Gehen Sie hinein und überzeugen sich selbst. B. B. ist mit ihm drin. (Walpole geht ab. Ridgeon bleibt, um mit Sir Patrick zu sprechen.)

Ridgeon:

Was ist denn geschehen?

Sir Patrick:

Erinnern Sie sich an den Arm der Jane Marsh?

Ridgeon:

Das ist es also?

Sir Patrick:

Das ist es, jawohl. Seine Lunge ist geschwunden wie Janes Arm. Ich habe einen solchen Fall noch nie gesehen. Er hat nach dreimonatlicher Behandlung in drei Tagen die galoppierende Schwindsucht bekommen.

Ridgeon:

B. B. scheint in die negative Phase eingegriffen zu haben.

Sir Patrick:

Negativ oder positiv, mit dem Burschen ist es aus. Er wird den Abend nicht überleben. Er wird plötzlich sterben. Ich habe das oft gesehen.

Ridgeon:

Vorausgesetzt, daß er stirbt, bevor seine Frau ihn kennen lernt, habe ich nichts dagegen. Ich habe das genau so erwartet.

Sir Patrick:

Es ist sehr hart für einen Menschen, getötet zu werden, weil seine Frau eine zu hohe Meinung von ihm hat. Glücklicherweise ist die Gefahr nicht groß, daß das vielen von uns passiert. (B. B. kommt herein und stürzt sich zwischen die beiden.)

B. B.:

Ah. Da sind Sie, Ridgeon, Paddy hat Ihnen natürlich schon alles erzählt.

Ridgeon:

Ja.

B. B.:

Der Fall ist ungeheuer interessant. Bei Jupiter, wissen Sie, Colly, wär's nicht einfach eine wissenschaftliche Tatsache, daß ich die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt habe, ich würde glauben, die anderen Dinger angeregt zu haben. Wie ist das nur zu erklären, Sir Patrick? Wie legen Sie sich das zurecht, Ridgeon? Haben wir die Bildung der Phagocyten zu sehr angeregt? Haben sie nicht nur die Bazillen aufgefressen, sondern auch die roten Blutkörperchen angegriffen und ebenfalls zerstört: das halt' ich für möglich, in Anbetracht der Blässe des Patienten. Oder sind die Phagocyten schließlich die Lunge selber angegangen? Oder zerstören die sich gegenseitig? Ich werde über diesen Fall eine Broschüre schreiben. (Walpole kommt zurück. Er tritt zwischen B. B. und Ridgeon.)

Walpole:

Mein Gott, B. B.! Diesmal haben Sie's vollbracht.

B. B.:
Was?

Walpole:
Ihn getötet. Der schlimmste Fall vernachlässigter Blutvergiftung, der mir jemals untergekommen ist. Jetzt ist es zu spät. Er würde in der Narkose sterben.

B. B.:
Wahrhaftig, Walpole, ich würde diesen Ausdruck gewaltig krumm nehmen, wenn man Ihre Monomanie nicht kennte. Getötet!

Sir Patrick:
Man höre sie nur, man höre sie nur! Wenn ihr beide erst so viele Menschen getötet habt, wie ich zu meiner Zeit, werdet ihr wohl 'n bißchen bescheidener sein. Gehen Sie und sehen sich ihn an, Colly. (Ridgeon und Sir Patrick gehen ins Nebenzimmer.)

Walpole:
Ich bitte Sie um Verzeihung, B. B.: Aber es war Blutvergiftung.

B. B.:
Mein lieber Walpole, jede Krankheit ist Blutvergiftung. Aber meiner Treu, Ridgeons Zeug werde ich von nun an ausweichen. Der Grund, warum ich gegen das, was Sie eben sagten, so empfindlich bin, ist, im Vertrauen, unter uns gesprochen der, daß Ridgeon unserm jungen Freund die letzte Suppe gekocht hat. (Jennifer tritt ein und kommt zwischen die beiden. Sie trägt eine Hausmädchenschürze.)

Frau Dubedat:
Sir Ralph, was soll ich tun? Der Mann, der mich absolut sprechen wollte, läßt sagen, seine Sache sei für Louis von großer Wichtigkeit — er ist Reporter. Heute früh ist in der Zeitung eine Notiz erschienen, die Louis' ernstliche Erkrankung meldet, und dieser Herr will ihn darüber interviewen. Wie können Menschen nur so brutal gefühllos sein?

Walpole:
Überlassen Sie ihn mir. Ich werde mit ihm schon fertig werden. (Er bewegt sich voller Rachegefühle nach der Tür.)

Frau Dubedat
(hält ihn zurück): Aber Louis besteht darauf, ihn zu empfangen: er hat über mein Zögern fast zu weinen angefangen. Er klagt auch, daß er es in seinem Zimmer nicht länger aushalte. Er sagt, (sie kämpft mit einem Schluchzen) sterben wolle er in seinem Atelier. Sir Patrick meint,

man soll ihm seinen Willen lassen: es könne weiter nicht schaden. Was sollen wir tun?

B. B.

(ermutigend): Selbstverständlich den ausgezeichneten Rat Sir Patricks befolgen. Wie er ganz richtig sagt, kann das nicht schaden: es wird ihm zeifellos gut tun — sogar sehr gut. Er wird sich dann wohler fühlen.

Frau Dubedat

(ein wenig heiter): Wollen Sie so gut sein, Doktor Walpole, und den Herrn also hier hereinführen und ihm sagen, daß er Louis sehen könne, aber nicht viel mit ihm sprechen dürfe? (Walpole nickt und geht durch die Außentür ab.) Sir Ralph, seien Sie mir nicht böse, aber Louis stirbt, wenn er hier bleibt. Ich muß ihn nach Cornwall bringen. Dort wird er wieder wohler!

B. B.:

Das sollen Sie. Gewiß sollen Sie das. Cornwall! Das ist der richtige Ort für ihn! Wundervoll für die Lunge! Dumm von mir, daß ich nicht schon früher daran gedacht habe.

Frau Dubedat:

Sie sind so gütig, Sir Ralph. Aber geben Sie mir nicht zu viel Hoffnung, sonst wein' ich; und das kann Louis nicht vertragen.

B. B.:

Dann wollen wir aber zu ihm zurückgehen und ihn hereintragen helfen. Cornwall, natürlich, natürlich. Das ist das Richtige! (Sie gehen zusammen ins Schlafzimmer.) (Walpole kehrt mit dem Reporter zurück, einem heitern freundlichen, jungen Mann, der für sein Geschäft aber ganz unbefähigt ist: es ist ihm nämlich nicht möglich, bei der Sache zu bleiben; er hat ein angeborenes Talent, von jedem Gegenstand abzuirren, was ihn unfähig macht, irgend etwas, das er gesehen, genau zu beschreiben oder irgend etwas, das er gehört hat, ordentlich zu kapieren und wiederzugeben. Da die einzige Beschäftigung, bei der diese Defekte irrelevant sind, der Journalismus ist — eine Zeitung braucht sich ja nicht nach ihren Beschreibungen und Aufsätzen zu richten, sondern sie bloß an neugierige Faulpelze zu verkaufen, hat daher für Genauigkeit und Wahrhaftigkeit keine Verwendung — so mußte er durch eine force majeure Journalist werden und muß zusehen, wie er im täglichen Kampf mit seiner eigenen Unbeschlagenheit und seinen prekären Umständen den Kopf oben behält. Er hat ein Notizbuch bei sich und versucht gelegentlich eine Notiz zu machen, da er aber nicht stenographieren und auf keine Weise schnell schreiben kann, gibt er das, ehe er einen Satz zustande gebracht hat, gewöhnlich als verlorene Mühe auf.)

Reporter
(blickt umher und macht unbestimmte Notizen): Das ist wohl das Atelier, nicht wahr?

Walpole:
Ja.

Reporter:
Wo er seine Modelle hat, nicht?

Walpole:
Zweifellos.

Reporter:
Cuberkeln hat er, sagten Sie?

Walpole:
Ja, Tuberkeln.

Reporter:
Wie buchstabieren Sie das: C—u—b—e—r—k—e—l—n oder — ck —?

Walpole:
Tuberkel, Mensch, nicht Cuberkel. T—u—b—e—r—k—e—l.

Reporter:
Oh! Tuberkeln. Ist wohl irgend eine Krankheit. Ich dachte, er hätte Schwindsucht. Sind Sie ein Familienmitglied oder der Arzt?

Walpole:
Weder das eine noch das andere. Ich bin der bekannte Operateur Cutler Walpole. Notieren Sie das. Dann notieren Sie Sir Colenso Ridgeon.

Reporter:
Pidgeon?

Walpole:
Ridgeon. (Ihm das Buch entreißend.) Geben Sie her: Sie täten besser, mich die Namen für Sie schreiben zu lassen. Sie werden sicher alles falsch notieren. Das kommt davon, wenn man keinen wissenschaftlichen Beruf ausübt ohne Befähigungsnachweis und ohne öffentliche Registrierung. (Er schreibt die Einzelheiten auf.)

Reporter:
Oh, Sie haben es aber scharf auf uns abgesehen?

Walpole:
Ich wollte, ich hätt's auf Sie abgesehen: ich würde einen Menschen aus Ihnen machen. Geben Sie jetzt acht. (Ihm das Buch zeigend.) Da stehen die drei Namen der drei Ärzte. Das ist der Name des Patienten. Das ist seine Adresse. Das ist der Name der Krankheit. (Er schließt mit

einem Klaps das Buch des Journalisten, der dabei zusammenfährt, und wendet sich ihm wieder zu.) Herr Dubedat wird gleich hierher gebracht werden. Er empfängt Sie, weil er nicht weiß, wie schlecht es um ihn steht. Wir wollen Ihnen einige Minuten erlauben, um ihm den Willen zu tun; aber sobald Sie mit ihm plaudern, müssen Sie raus. Er kann jeden Augenblick sterben.

Reporter

(neugierig): Steht es so schlecht um ihn? Ich sag's ja, heute habe ich Glück.

Walpole:

Still. (Der Reporter setzt sich rasch auf den Klavierbock. Dubedat wird in einem Krankensessel von Frau Dubedat und B. B. hereingerollt. Sie rollen ihn zwischen die Estrade und das Sofa, wo die Staffelei früher gestanden hat. Er ist nicht verändert, wie es ein starker Mann wäre, und nicht abgemagert. Seine Augen sehen größer aus, und körperlich ist er so schwach, daß er sich kaum bewegen kann und vollständig ermattet in den Kissen liegt; aber sein Geist ist rege; er schlägt aus seiner Lage so viel wie möglich heraus, indem er in der Schlaffheit Wollust und im Tod ein Drama erblickt. Er macht auf alle gegen ihren Willen einen starken Eindruck, mit Ausnahme von Ridgeon, der ganz ungerührt ist. Er folgt dem Stuhl mit einem Teebrett mit Milch und Stimulantien. Sir Patrick, der ihn begleitet, nimmt den Teetisch von der Wand und stellt ihn hinter den Stuhl für das Tablett. B. B. nimmt den Atelierstuhl und stellt ihn für Jennifer an Dubedats Seite, in die Nähe der Estrade, von welcher die Gliederpuppe den sterbenden Künstler anstarrt. B. B. kehrt zu Dubedats Linken zurück. Jennifer setzt sich. Walpole setzt sich auf den Rand der Estrade in die Ecke, der Gliederpuppe gegenüber.)

Louis

(selig): Hier ist das Glück! Im Atelier ist das Glück! Das Glück!

Frau Dubedat:

Ja, du Lieber. Sir Patrick gestattet dir, hier so lange zu bleiben, wie du willst.

(Eine Pause.)

Louis:

Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja, Liebling.

Louis:

Ist der Journalist da?

Reporter
(eilfertig): Jawohl, Herr Dubedat. Hier bin ich, zu Ihren Diensten. Ich repräsentiere die Presse. Ich dachte, Sie ließen uns wohl noch 'n paar Worte zukommen, was Sie — was Sie — na, was Sie für die kommende Saison vorhaben.

Louis:
Ich habe für die nächste Saison etwas ganz Einfaches vor. Ich werde sterben.

Frau Dubedat
(gequält): Liebster — liebster —

Louis:
Ich bin sehr schwach und müde. Du denkst doch nicht, daß ich mir die abscheuliche Mühe nehme, so zu tun, als wüßte ich das nicht. Als ich da lag, hab' ich alles, was die Ärzte sagten, gehört — und in mich hinein gelacht. Sie wissen Bescheid! Nur nicht weinen, Liebste: weinen macht dich häßlich, und das kann ich nicht ertragen. (Sie trocknet sich die Augen und gibt sich einen stolzen Ruck.) Du mußt mir etwas versprechen.

Frau Dubedat:
Du weißt ja, daß ich alles tu. Nur nicht sprechen, Liebster: das nimm dir deine Kraft.

Louis:
Nein, das braucht sie bloß auf. Ridgeon, geben Sie mir gefälligst was, was mich für'n paar Minuten in Gang hält — nicht eins von Ihren verdammten Antitoxinen! Ich hab' vor der Abreise noch was zu sagen.

Ridgeon
(sieht Sir Patrick an): Ich glaube, es kann nicht schaden. (Er mischt etwas Branntwein und Selters).

Sir Patrick:
Tun Sie's in Milch. Sonst hustet er. (Ridgeon füllt das Glas mit Milch und gibt es Louis.)

Louis
(nachdem er getrunken): Jennifer.

Frau Dubedat:
Ja, Lieber.

Louis:
Wenn ich etwas über alles hasse, so ist es eine Witwe. Versprich mir, daß du niemals Witwe sein wirst.

Frau Dubedat:
Wie meinst du das?

Louis:
Du sollst schön aussehn. Die Menschen sollen es in deinen Augen lesen, daß du mit mir verheiratet warst. Die Italiener pflegten einst auf Dante zu zeigen und zu sagen: „Da geht der Mann, der in der Hölle war.“ Ich will, daß sie auf dich zeigen und sagen: „Hier geht die Frau, die im Himmel war.“ Es ist der Himmel gewesen, Schatz, nicht wahr — manchmal?

Frau Dubedat:
Oh ja, ja, immer, immer.

Louis:
Wenn du Trauer trägst und weinst, werden die Leute sagen: „Seht die Unselige an, ihr Gatte hat sie elend gemacht.“

Frau Dubedat:
Nein, niemals. Du bist das Licht und der Segen meines Lebens. Ich habe nicht gelebt, bevor ich dich kannte.

Louis:
Dann mußt du immer wunderbare Kleider und herrliche, zauberhaft glänzende Juwelen tragen. Denke nur an alle die himmlischen Bilder, die ich niemals malen werde. (Sie erzwingt einen fürchterlichen Sieg über ihr Schluchzen.) Die Schönheit aller jener Bilder muß dich verklären. Dein Anblick muß den Menschen Träume schenken, wie sie ihnen niemals irgend ein Gekleckś mit Farbe und Pinsel hat schenken können. Die Maler müssen dich malen, wie sie nie zuvor irgend ein sterbliches Weib gemalt haben. Es muß dich eine große Tradition von Schönheit, eine ganze Atmosphäre von Zauber und Romantik umgeben. Das sollen die Menschen immer fühlen, wenn sie an mich denken. Das ist die Art Unsterblichkeit, die ich mir wünsche. Du kannst sie mir schenken, Jennifer. Es gibt gar viele Dinge, die jedes Straßenweib versteht und die du nicht verstehst; aber dies kannst nur du verstehen und es vollbringen: niemand sonst! Versprich mir, daß du niemals durch die armselige Hölle mit all dem gemeinen Unsinn von Trauerschleiern, Weinen, Leichenbestattungsszenen und hinwelkenden Blumen schreiten wirst.

Frau Dubedat:
Ich verspreche dir das. Aber das alles steht ja noch in weitem Felde, Liebster. Du wirst mit mir nach Cornwall gehen und gesund werden. Sir Ralph hat das auch gesagt.

Louis:
Armer alter B. B.!
B. B.
(zu Tränen gerührt, wendet sich ab und flüstert Sir Patrick zu): Armer Junge! Das Gehirn nicht mehr klar.
Louis:
Ist Sir Patrick da?
Sir Patrick:
Ja, ja. Hier bin ich.
Louis:
Nehmen Sie doch Platz. Sie alter Mann dürfen doch nicht stehen.
Sir Patrick:
Ja, ja. Danke, Schon gut.
Louis:
Jennifer.
Frau Dubedat:
Ja, Liebling.
Louis:
Erinnerst du dich an den brennenden Busch?
Frau Dubedat:
Ja, ja. Oh, mein Geliebter, es preßt mir das Herz zusammen, jetzt daran denken zu sollen!
Louis:
Wirklich? Mich erfüllt es mit Freude. Erzähle es ihnen.
Frau Dubedat:
Es gibt nicht viel zu erzählen. Als wir einmal in meiner Heimat in Cornwall das erste Winterfeuer anzündeten und durch das Fenster blickten, sahen wir, wie die Flammen in einem Busch im Garten tanzten.
Louis:
War das ein Farbenspiel! Granatfarbe. Es wogte wie Seide. Eine flüssige herrliche Flamme, die durch die Lorbeerblätter flog, ohne sie zu verbrennen. Wohlan! Eine solche Flamme werde ich sein. Es tut mir leid, die armen kleinen Würmer um eine Mahlzeit zu betrügen; aber mein Ende sei die Flamme im brennenden Busch! Wann immer du sie wieder sehen wirst, Jennifer, denke dran, daß ich die Flamme bin. Versprich mir, daß ich verbrannt werde.
Frau Dubedat:
Oh, könnt' ich es doch mit dir, Louis!



Kirchenfassade San Gregorio in Valladolid.
Zum Essay über „Spanische Kunst“.

Louis:

Armer alter B. B.!

B. B.

(zu Tränen gerührt, wendet sich ab und flüstert Sir Patrick zu): Armer Junge! Das Gehirn nicht mehr klar.

Louis:

Ist Sir Patrick da?

Sir Patrick:

Ja, ja. Hier bin ich.

Louis:

Nehmen Sie doch Platz. Sie alter Mann dürfen doch nicht stehen.

Sir Patrick:

Ja, ja. Danke. Schon gut.

Louis:

Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja, Liebling.

Louis:

Erinnerst du dich an den brennenden Busch?

Frau Dubedat:

Ja, ja. Oh, mein Geliebter, es preßt mir das Herz zusammen, jetzt daran denken zu sollen!

Louis:

Wirklich? Mich erfüllt es mit Freude. Erzähle es ihnen.

Frau Dubedat:

Es gibt nicht viel zu erzählen. Als wir einmal in meiner Heimat in Cornwall das erste Winterfeuer anzündeten und durch das Fenster blickten, sahen wir, wie die Flammen in einem Busch im Garten tanzten.

Louis:

War das ein Farbenspiel! Granatfarbe. Es wogte wie Seide. Eine flüssige herrliche Flamme, die durch die Lorbeerblätter flog, ohne sie zu verbrennen. Wohlan! Eine solche Flamme werde ich sein. Es tut mir leid, die armen kleinen Würmer um eine Mahlzeit zu betrügen; aber mein Ende sei die Flamme im brennenden Busch! Wann immer du sie wieder sehen wirst, Jennifer, denke dran, daß ich die Flamme bin. Versprich mir, daß ich verbrannt werde.

Frau Dubedat:

Oh, könnt' ich es doch mit dir, Louis!



Kirchenfassade San Gregorio in Valladolid.
Zum Essay über „Spanische Kunst“.

Louis:
Nein, du mußt immer im Garten sein, wenn der Busch aufflammt. Du bist mein Halt in der Welt: du bist meine Unsterblichkeit. Versprich mir das.

Frau Dubedat:
Ich höre. Ich werde es nicht vergessen. Du weißt, daß ich's dir versprech'.

Louis:
Es ist gut, das ist wohl alles, versprich mir nur noch, daß du für meine Bilder eine Einzelausstellung veranstalten wirst. Deinen Augen vertrau' ich. Du wirst niemandem gestatten, sie zu berühren.

Frau Dubedat:
Du kannst dich auf mich verlassen.

Louis:
Dann gibt es nichts mehr, was mir Sorge macht, nicht? Gib mir etwas Milch. Ich bin schrecklich abgespannt; wenn ich aber aufhöre, kann ich nie wieder anfangen. (B. B. reicht ihm einen Trunk. Er nimmt ihn und sieht B. B. verschmitzt an): Hören Sie, B. B., glauben Sie, daß irgend etwas Sie zum Schweigen bringen könnte?

B. B.
(beinahe fassungslos): Er verwechselt mich mit Ihnen, Paddy. Armer Kerl! Armer Kerl!

Louis:
Ich hatte sonst immer entsetzliche Angst vor dem Tod, jetzt aber, wo er naht, bin ich furchtlos und vollkommen glücklich, Jennifer.

Frau Dubedat:
Ja, Lieber.

Louis:
Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Manchmal dachte ich, unsere Heirat sei nur Verstellung und eines Tages würde ich mich freimachen und davon laufen. Aber jetzt, wo das Schicksal mich freimacht, ob ich nun will oder nicht, liebe ich dich ganz und gar und bin vollkommen zufrieden; weil ich als ein Teil von dir und nicht als mein lästiges Selbst leben werde.

Frau Dubedat:
Bleib bei mir, Louis. Oh verlaß mich nicht, Geliebter.

Louis:
Ich bin nicht selbstsüchtig, oh nein. Trotz all' meiner Fehler glaube ich

nicht, daß ich immer selbstsüchtig gewesen bin. Das kann kein Künstler sein: die Kunst ist zu groß dazu... Du wirst dich wieder verheiraten, Jennifer.

Frau Dubedat:

Oh, wie kannst du nur, Louis?

Louis

(wie ein Kind darauf bestehend): Ja, das mußt du. Leute, die in der Ehe glücklich waren, heiraten immer wieder. Ach, ich werde nicht eifersüchtig sein. (Leise.) Aber sprich mit dem andern nicht zu viel über mich: das wird er nicht gern mögen. Ich werde die ganze Zeit dein Geliebter sein; aber dem armen Teufel wird es ein Geheimnis bleiben!

Sir Patrick:

So! Nun haben Sie genug gesprochen. Versuchen Sie ein wenig zu ruhen.

Louis:

Ja, ich bin schrecklich müde; aber ich kann gleich lange ausruhen. Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, meine Herren. Ihr seid doch alle da, nicht? Ich bin so schwach, daß ich nichts anderes sehen kann als Jennifers Brust. Die verspricht Ruhe.

Ridgeon:

Wir sind alle hier.

Louis

(schaudernd): Diese Stimme klang teuflisch. Nehmen Sie sich in acht, Ridgeon, meine Ohren hören Dinge, die anderer Leute Ohren nicht hören können. Ich habe nachgedacht — nachgedacht. Ich bin klüger, als Sie glauben.

Sir Patrick

(Ridgeon weiter nach rückwärts ziehend): Kommen Sie hierher, Ridgeon. Sie machen ihn nervös. Gehen Sie sachte hinaus, ruhig.

Ridgeon

(beiseite zu Sir Patrick): Wollen Sie den sterbenden Schauspieler seines Publikums berauben?

Louis

(seine Augen leuchten in böser Lust schwach auf): Ich hab's doch gehört, Ridgeon. Das war gut. Jennifer, Geliebte, sei immer gut zu Ridgeon, er ist der letzte Mensch, über den ich mich amüsiert habe.

Ridgeon

(bleibt hart und geht auf seinen Platz zum Kranken zurück): Ja?

Louis:
Aber was Sie sagen, stimmt gar nicht. Sie stehen noch auf der Bühne. Ich bin schon abgeschminkt.

Frau Dubedat
(zu Ridgeon): Was haben Sie gesagt?

Louis:
Nichts, mein Schatz. Nur eines von den kleinen Geheimnissen, die Menschen für sich behalten. Ihr habt alle recht hart von mir gedacht und habt mir das auch gesagt.

B. B.
(ganz überwältigt): Nein, nein, Dubedat ... Durchaus nicht. (Er schneuzt sich.)

Louis:
Ja, das habt ihr doch. Ich weiß, was ihr alle von mir denkt. Bildet euch ja nicht ein, daß mich das fuchst. Ich vergebe euch.

Walpole
(unwillkürlich): Zum Donnerwetter: Verdammt! (Beschämt): Oh, bitte, verzeihen Sie.

Louis:
Das war der echte Walpole, ich weiß schon. Darüber grämen Sie sich nur nicht, Walpole. Ich fühle mich sehr wohl. Ich habe keine Schmerzen. Ich wünsche nicht zu leben. Ich bin mir selbst entronnen. Ich bin im Himmel und unsterblich im Herzen meiner schönen Jennifer. Ich fürchte mich nicht und schäme mich nicht. (Nachdenklich, grübelt so für sich selbst dahin.) Ich weiß, wenn ich mich durch den unwirklichen Teil des Lebens durchkämpfen mußte, ließ mich äußerer Zufall nicht immer dem Ideal getreu leben. Aber in meiner eigenen wirklichen Welt habe ich niemals etwas Böses getan, niemals meinen Glauben verleugnet, niemals mir selbst die Treue gebrochen. Ich wurde bedroht, verlästert, beleidigt und — hungerte. Aber ich habe das Spiel gespielt und den guten Kampf gekämpft. Und nun ist alles vorüber, ein unbeschreiblicher Frieden bricht für mich an. (Er faltet mit schwacher Bewegung die Hände.) Ich glaube an Michel Angelo, Velasquez und Rembrandt, an die Gewalt der Zeichnung, an das Mysterium der Farbe, an die Erlösung von allen Übeln durch die ewige Schönheit und an die Sendung der Kunst, die diese Hände gesegnet hat. Amen, Amen — (Er schließt die Augen und liegt still.)

Frau Dubedat
(atemlos): Louis, bist du — (Walpole erhebt sich rasch und kommt zu ihr hinüber, um zu sehn, ob Dubedat tot ist.)

Louis:
Noch nicht, Liebste. Sehr bald, aber noch nicht. Ich möchte meinen Kopf an deine Brust lehnen; aber das würde dich zu sehr ermüden.

Frau Dubedat:
Nein, nein, nein, Liebling: wie könntest du mich ermüden! (Sie richtet ihn so auf, daß er an ihrer Brust zu liegen kommt.)

Louis:
Das tut wohl!

Frau Dubedat:
Schone mich nicht, Liebling. Du ermüdest mich wirklich nicht. Lehn' dich an mich an mit deinem ganzen Gewicht.

Louis:
Geliebte... ich glaube, ich werde schließlich doch noch wieder wohler.

Frau Dubedat:
Ja, ja, das wirst du.

Louis:
Weil ich mit einem mal schlafen möchte. Einen ganz ordinären Schlaf.

Frau Dubedat
(ihn wiegend): Ja, Liebling. Schlafe. (Er scheint in Schlaf zu sinken.) Sh—sh, bitte, stört ihn nicht. (Seine Lippen bewegen sich.) Was sagst du, Liebling? (In großer Trauer.) Ich kann ihn nicht verstehen. (Seine Lippen bewegen sich wieder. Walpole beugt sich herab und horcht.)

Walpole:
Er fragt, ob der Reporter noch da ist.

Reporter
(aufgeregt — er hat sich ungeheuer amüsiert): Ja, Herr Dubedat. Hier bin ich. (Walpole erhebt warnend die Hand, ihm Schweigen gebietend. B. B. setzt sich auf das Sofa und verbirgt sein Antlitz in seinem Taschentuch.)

(Pause.)

Frau Dubedat
(sehr erleichtert): Oh, das ist recht, Liebling: schone mich nicht; lehne dich an mich mit deinem ganzen Gewicht. Jetzt ruhst du wirklich aus. (Sir Patrick kommt rasch nach vorne und fühlt Louis' Puls; dann nimmt er ihn bei den Schultern.)

Sir Patrick:

Ich will ihn in die Kissen zurücklegen, gnädige Frau. Er liegt dann besser.

Frau Dubedat:

Oh nein, bitte, bitte, nicht. Es ermüdet mich nicht; und er würde beim Erwachen traurig sein, daß ich ihn zurückgelegt habe.

Sir Patrick:

Er wird nie mehr erwachen. (Er faßt den Körper fest an und setzt ihn in den Stuhl zurück. Mit Ridgeons Hilfe läßt er die Lehne herunter und macht eine Bahre daraus.)

Frau Dubedat

(die aufgesprungen ist): War das der Tod?

Walpole:

Ja.

Frau Dubedat

(mit vollkommener Würde): Darf ich die Herren bitten, einen Augenblick zu warten. Ich bin gleich wieder da. (Sie geht hinaus.)

Walpole:

Sollen wir ihr folgen? Ist sie ihrer Sinne mächtig?

Sir Patrick:

(mit Überzeugung): Ja. Sie ist ganz beisammen. Lassen wir sie allein. Sie kommt wieder.

Ridgeon:

Wir wollen alles fortschaffen, ehe sie zurückkehrt.

B. B.

(erhebt sich abgestoßen): Mein lieber Colly! Der arme Kerl! Er ist schön gestorben.

Sir Patrick:

Ja! so sterben die Bösen.

„Fesseln liegen nicht um ihren Tod; aber ihre Stärke ist um sie: nicht in Ruhelosigkeiten wie die andern."

Einerlei: es ist nicht an uns zu richten. Er ist jetzt in einer andern Welt.

Walpole:

Und borgt sich da wahrscheinlich die erste Fünfpfundnote. Kommen Sie, Colly, wir wollen ihn ins Schlafzimmer schaffen. (Ridgeon und Walpole rollen den Stuhl hinaus.)

Reporter

(den Kodak in der Hand): Einen Augenblick, bitte. (Sie wenden sich plötzlich um, und er knipst die Gruppe ab.) Ich hab's schon.

Walpole:
Was soll das heißen? (Er geht auf ihn zu.)

Reporter
(den Kodak schließend): Ich glaube, die Gruppe ist recht gelungen; wenn das Licht nur stark genug gewesen ist. Ich danke Ihnen allen, meine Herren.

Walpole
(ihm den Kodak entreißend): Das war durchaus nicht Ihre Sache! Ich werde den Apparat behalten und das Negativ vernichten.

Reporter:
Das bedaure ich wahrhaftig. Aber glauben Sie nicht, daß ihm das ganz recht gewesen wäre?

Walpole:
Ja, das stimmt. Da. (Er gibt ihm den Kodak zurück. Er und Ridgeon rollen dann den Stuhl hinaus, B. B. kommt in die Mitte des Zimmers.)

Reporter
(zu B. B.): Ich glaube, es beweist ein sehr tiefes Empfinden, daß ihm so viel daran gelegen war, daß seine Frau nach ihm ordentlich in Trauer ginge und ihm schwören mußte, sich nie wieder zu verheiraten.

Sir Patrick:
Oh, so haben Sie das verstanden, wirklich?

B. B.
(ausdrucksvoll): Herr Dubedat ist nicht in der Lage, das Interview länger fortzusetzen. Noch sind wir es.

Sir Patrick:
Ich wünsche Ihnen guten Abend.

Reporter:
Frau Dubedat sagte doch, sie würde wiederkommen.

B. B.:
Ja, aber erst, wenn Sie fort sind.

Reporter:
Glauben Sie, daß sie mir ein paar Worte darüber sagen würde, „wie man sich als Witwe fühlt“? Ist das nicht ein guter Titel für einen Artikel?

B. B.:
Junger Mann, wenn Sie warten, bis Frau Dubedat zurückkommt, können Sie einen Artikel mit dem Titel „Wie man sich als hinausgeworfen fühlt“ schreiben.

Reporter:

Sie glauben, sie würde mir lieber nichts —

B. B.:

Adieu. Ich danke Ihnen, Herr — (Er überreicht ihm seine Visitenkarte.) Damit Sie meinen Namen richtig schreiben. Adieu.

Reporter:

Adieu. Ich danke Ihnen, Herr — — (Er wird von B. B. hinausgedrängt, der die Tür hinter ihm schließt und zu Sir Patrick zurückkehrt.) (Ridgeon und Walpole kehren zurück. Walpole geht hinüber in die Nähe der Außentür, und Ridgeon tritt zwischen B. B. und Sir Patrick.)

B. B.:

Armer Junge! Armer junger Kerl! Wie schön er starb! Ich fühle mich wahrhaftig gehoben.

Sir Patrick:

Wenn Sie mal so alt sind wie ich, dann werden Sie wissen, daß es nicht sehr darauf ankommt, wie ein Mensch stirbt. Die Hauptsache ist, wie er lebt. Jeder Tor, der mit der Nase auf eine Kugel stößt, ist heutzutage ein Held, weil er fürs Vaterland stirbt. Warum lebt er nicht dafür? zu irgend einem Zweck?

B. B.:

Nein, bitte Sie, Paddy: sprechen Sie nicht hart über den armen Burschen — jetzt nicht, jetzt nicht. War er denn gar so schlecht?! Er hatte nur zwei Schwächen: Geld und Weiber. Lassen Sie uns ehrlich sein. Geben Sie der Wahrheit die Ehre, Paddy. Seien Sie kein Heuchler, Ridgeon. Werfen Sie die Maske ab, Walpole. Steht es um diese zwei Dinge augenblicklich so gut, daß eine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen auf wirkliche Verderbtheit schließen läßt?

Walpole:

Ich habe nichts gegen seine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen. Der Teufel hole alle Vereinbarungen! Ein Mann der Wissenschaft verachtet beides, sowohl Geld wie die Weiber. Was ich ihm zum Vorwurf mache, war seine Mißachtung aller Dinge, mit Ausnahme seiner eigenen Tasche und seiner eigenen Ideen. Er hat die üblichen Vereinbarungen nicht verachtet, wenn sie ihm Geld einbrachten. Hat er uns die Bilder umsonst gegeben? Glauben Sie, er würde gezögert haben, eine Erpressung an mir zu verüben, wenn ich mich mit seiner Frau vergangen hätte? Ganz gewiß nicht.

Sir Patrick:

Vergeudet die Zeit nicht mit Streitereien über ihn. Schurke bleibt Schurke, und Ehrenmann bleibt Ehrenmann; und keiner von beiden wird jemals um eine Religion oder um Moral in Verlegenheit sein, wenn er beweisen will, daß seine Wege die richtigen sind. Es ist dieselbe Sache mit den Völkern, mit den Berufszweigen, mit allem auf der Welt und wird auch immer so sein.

B. B.:

Na ja, vielleicht, vielleicht, vielleicht. Immerhin de mortuis nil nisi bene. Er starb ungemein schön, bemerkenswert schön. Er hat uns ein Beispiel gegeben: wir wollen uns lieber bemühen, es zu befolgen, als über die Schwächen zu hadern, die ihn zugrunde gerichtet haben. Ich glaube, es ist Shakespeare, der sagt, das Gute, das die meisten Menschen tun, das überlebt sie, das Böse liegt mit ihren Gebeinen eingescharrt. Ja, eingescharrt mit ihren Gebeinen. Glauben Sie mir, Paddy, wir sind alle sterblich. Es ist das allgemeine Los, Ridgeon. Sagen Sie, was Sie wollen, Walpole, der Natur muß ihr Tribut gezahlt werden. Wenn nicht heute, dann morgen.

„Morgen, morgen, ja morgen
„Schlafen sie nach wildem Lebensfieber aus,
„Und lassen diesem wesenlosen Ozean gleich,
„Von dem kein Wanderer wiedergekehrt,
„Von ihrem Schifflein kein Gebälk zurück."

(Ridgeon will sprechen, aber B. B. fährt rasch fort und fährt ihm mit dem Folgenden über den Mund:)

„Lösch aus, du Lichtstumpf,
„Denn die Verdammnis häufst du doch um nichts.
„Bereit sein: das ist alles."

Walpole:

Ja, ja, B. B. Der Tod fährt den Leuten immer so in die Knochen. Ich weiß eigentlich nicht warum, aber es ist so. Übrigens, was wollen wir eigentlich noch? Uns aus dem Staube machen oder warten, bis Frau Dubedat zurückkommt?

Sir Patrick:

Ich glaube, wir gehen lieber. (Sie nehmen ihre Hüte und begeben sich nach der Tür.)

Frau Dubedat

(kommt aus dem Nebenzimmer, prächtig, schön gekleidet und strahlend): Es tut mir leid, daß ich Sie so lange warten ließ.

Sir Patrick:	Aber ich bitte, gnädige Frau.	(Sie sind alle in einem betroffenen Gemurmel erstarrt.)
B. B.:	Durchaus nicht, durchaus nicht.	
Ridgeon:	Ganz und gar nicht.	
Walpole:	Nicht der Rede wert.	

Frau Dubedat

(nähert sich ihnen): Ich habe das Gefühl, daß ich seinen Freunden noch einmal die Hand drücken muß, bevor wir heute auseinandergehen. Wir haben gemeinsam ein großes Vorrecht und ein großes Glück genossen. Ich glaube nicht, daß wir uns jemals wieder wie gewöhnliche Menschen fühlen werden. Wir hatten ein wundervolles Erlebnis; und das eint uns in einem gemeinsamen Glauben, einem gemeinsamen Ideal, das niemand sonst so ganz empfinden kann. Das Leben wird für uns immer schön sein: der Tod nicht minder. Daraufhin wollen wir uns die Hand reichen! Ja?

Sir Patrick

(ihr die Hand drückend): Vergessen Sie nicht, alle Schriftstücke Ihrem Anwalt zu übergeben. Er soll alle Laden öffnen und alles ordnen. Das Gesetz verlangt das.

Frau Dubedat:

Oh, ich danke Ihnen: das wußte ich nicht. (Sir Patrick geht hinaus.)

B. B.:

Ich veranlasse jetzt alles Weitere, schicke Ihnen geeignete Leute. Leben Sie wohl, meine teure gnädige Frau. (Er geht hinaus.)

Walpole:

Leben Sie wohl. Ich muß mir Selbstvorwürfe machen: ich hätte auf einer Operation bestehen sollen. (Er geht hinaus.)

Ridgeon:

Adieu. (Er bietet ihr die Hand.)

Frau Dubedat

(zieht sich mit sanfter Würde von ihm zurück): Seinen Freunden habe ich gesagt, Sir Colenso. (Er verbeugt sich und geht hinaus.)

Vorhang.

Fünfter Akt:

In einer kleinen Bildergalerie in Bond Street. Der Eingang zu ihr geht durch eine hübsche Bilderauslage. Nahezu in der Mitte der Galerie steht ein Schreibtisch, an dem der Sekretär sitzt. Er ist mit peinlicher Sorgfalt gekleidet und korrigiert die Druckbogen von Katalogen.

Exemplare eines neuen Buches liegen auf dem Pult, ebenda der glänzende Hut des Sekretärs und ein paar Vergrößerungsgläser. Seitlich zu seiner Linken, etwas hinter ihm, befindet sich eine kleine Tür, mit der Aufschrift „Privat", an derselben Seite, parallel mit der Wand, eine gepolsterte Bank. Dubedats Arbeiten bedecken die Wände. In der Nähe der Ecke, rechts und links vom Eingang, befinden sich noch zwei Aushilfsschirme, die ebenfalls mit Zeichnungen bedeckt sind.

Jennifer, prächtig gekleidet und augenscheinlich recht froh gestimmt, kommt durch die Privattür in die Galerie.

Jennifer:
Sind die Kataloge schon da, Herr Danby?

Sekretär:
Nein, noch nicht.

Jennifer:
Das ist doch unerhört! Die Privatbesichtigung fängt in einer halben Stunde an.

Sekretär:
Ich lauf' vielleicht am besten in die Druckerei und mahne zur Eile.

Jennifer:
Oh, wenn Sie so gütig wären, Herr Danby. Ich will Ihren Platz einnehmen, während Sie fort sind.

Sekretär:
Wenn irgend jemand vor der Zeit kommen sollte, so kümmern Sie sich nicht um ihn. Der Kommissionär läßt niemanden durch, den er nicht kennt. Da sind ein paar Leute, die kommen immer gerne vor der Menge — Leute, die wirklich kaufen: die seh'n wir natürlich sehr gern. Haben Sie die Notizen im „Pinsel und Bleistift" und in der „Staffelei" gelesen?

Jennifer
(entrüstet): Ja, es ist 'ne Schande. Sie schreiben förmlich gönnerhaft, als wenn sie die Vorgesetzten Dubedats wären. Nach all den Zigarren und Sandwichs, die sie am Firnistag bei uns gekriegt, und nach all den Getränken, halte ich es wahrhaftig für infam so zu schreiben. Hoffentlich haben Sie diesen Menschen doch keine Billetts für heute geschickt.

Sekretär:
Oh, die kommen schon nicht wieder. Heute gibt es ja kein Frühstück. Die Aushängeexemplare sind schon da. (Er zeigt auf die neuen Bücher.)

Jennifer
(stürzt sich auf ein Buch, in wilder Erregung): Oh, geben Sie es mir. Verzeihen Sie einen Augenblick. (Sie läuft damit durch die Privattür.)

(Der Sekretär nimmt einen Spiegel aus seiner Schieblade und bringt sich in Ordnung, bevor er hinausgeht. Ridgeon tritt ein.)

Ridgeon:

Guten Morgen. Darf ich mich wie gewöhnlich ein wenig umsehen, bevor die Türen geöffnet werden?

Sekretär:

Gewiß, Sir Colenso. Nur bedaure ich, daß die Kataloge noch nicht hier sind: ich will sie gerade holen. Hier ist meine eigene Liste, wenn Ihnen die genügt.

Ridgeon:

Danke. Was ist das? (Er nimmt eines von den neuen Büchern in die Hand.)

Sekretär:

Das ist eben gekommen. Die ersten Exemplare von Frau Dubedats Buch über das Leben ihres verstorbenen Gatten. (Er steht auf und setzt den Zylinder auf.)

Ridgeon

(liest den Titel): „Die Geschichte eines Königs der Menschen. Von seiner Frau." (Er betrachtet das Titelbild.) Ah, da ist er. Sie haben ihn hier doch gekannt, nicht?

Sekretär:

Oh, wir haben ihn gekannt. Vielleicht besser als seine Frau, Sir Colenso, in mancher Beziehung.

Ridgeon:

Ich auch. (Sie sehen einander bedeutungsvoll an): Na, ich will mich ein wenig umschauen.

(Der Sekretär geht hinaus. Ridgeon sieht sich die Bilder an. Er kommt aber sofort an den Tisch zurück, um ein Vergrößerungsglas zu holen, und prüft ein Bild aus nächster Nähe. Er seufzt, schüttelt den Kopf, wie wenn er gezwungen wäre, den ungewöhnlichen Zauber und das Verdienst der Arbeit zuzugeben, und macht in der Liste des Sekretärs Bemerkungen. Er setzt seine Besichtigung fort und verschwindet hinter einem Schirm. Jennifer kommt mit ihrem Buch zurück. Ein Blick um sich herum überzeugt sie, daß sie allein ist, sie setzt sich an den Tisch und bewundert das Gedenkbuch nach Herzenslust — ihr erstes gedrucktes Buch. Ridgeon erscheint wieder, die Bilder prüfend, das Gesicht der Wand zugekehrt. Nachdem er wieder das Glas benutzt hat, macht er einen Schritt zurück, um eines der größten Bilder aus größerer Entfernung zu betrachten. Sie klappt das Buch

hastig zu; sieht sich um, erkennt ihn und starrt ihn versteinert an. Er geht noch einen Schritt zurück, der ihn ihr noch näher bringt.)

Ridgeon

(schüttelt wieder den Kopf wie zuvor und ruft aus): Eine talentierte Bestie! (Sie errötet, als ob er sie geschlagen hätte. Er wendet sich um, um das Glas auf das Pult zu legen, und befindet sich Auge in Auge ihrem starren Blick gegenüber): Verzeihen Sie, ich dachte, ich wäre allein.

Jennifer

(sich beherrschend, spricht fest und bedeutungsvoll): Ich freue mich, Sie zu sehen, Sir Colenso Ridgeon. Gestern traf ich Doktor Blenkinsop. Ich gratuliere Ihnen zu der wunderbaren Kur.

Ridgeon

(hascht nach Worten, macht nach einem Augenblick des Stillschweigens eine verlegene Bewegung der Zustimmung und legt Glas und Liste des Sekretärs auf den Tisch.)

Jennifer:

Er sah aus wie ein Bild der Gesundheit, der Kraft und der Wohlhabenheit. (Sie sieht einen Augenblick auf die Wände, als ob sie das Schicksal Blenkinsops mit dem des Künstlers vergliche.)

Ridgeon

(leise und noch verlegen): Er hat Glück gehabt.

Jennifer:

Sehr viel Glück sogar. Er ist gerettet.

Ridgeon:

Ich meine, daß er Sanitätsrat geworden ist. Er hat den Präsidenten seines Wahlkreises sehr erfolgreich behandelt.

Jennifer:

Mit Ihren Mitteln?

Ridgeon:

Nein. Ich glaube mit einem Pfund reifer Reineclauden.

Jennifer

(mit tiefem Ernst): Wie komisch!

Ridgeon:

Ja. Das Leben hört ebensowenig auf komisch zu sein, wenn die Leute sterben, als es aufhört ernst zu sein, wenn die Leute lachen.

Jennifer:

Doktor Blenkinsop sagte mir etwas sehr Sonderbares, das ich nicht recht verstand.

Ridgeon:
Was denn?
Jennifer:
Er sagte, daß die Privatpraxis der Ärzte gesetzlich abgeschafft werden müßte. Als ich ihn fragte, warum, erwiderte er, die Privatärzte seien konzessionierte unwissende Mörder.
Ridgeon:
Das sagt der öffentliche Arzt vom Privatarzt immer. Na, Blenkinsop muß das ja wissen! Er ist lange genug selbst Privatarzt gewesen. Na, über mich haben Sie nun genug gesprochen. Sprechen Sie nun auch mal zu mir. Sie haben mir etwas vorzuwerfen. Ihr Gesicht, Ihre Stimme ist Vorwurf: Sie sind ganz erfüllt davon. Heraus damit.
Jennifer:
Für Vorwürfe ist es nun zu spät. Als ich mich umwandte und Sie plötzlich vor mir sah, fragte ich mich staunend, wie Sie es fertig bringen konnten, hierherzukommen und so gelassen seine Bilder zu betrachten. Sie haben die Frage eben beantwortet: Für Sie war er nur eine talentierte Bestie.
Ridgeon
(zusammenzuckend): Ich bitte Sie. Das nicht. Ich wußte ja doch nicht, daß Sie da waren.
Jennifer
(reckt den Kopf ein wenig mit einem ganz leisen Anflug von Stolz): Sie glauben, daß es nur Unrecht war, weil ich es hörte. Als ob mich das berühren könnte — oder ihn! Verstehen Sie denn nicht, daß das Schreckliche darin besteht, daß für Sie alle Lebewesen gar keine Seele haben?
Ridgeon
(mit einem skeptischen Achselzucken): Die Seele ist ein Organ, das ich im Verlaufe meiner anatomischen Arbeiten nicht angetroffen habe.
Jennifer:
Sie wissen selbst, daß Sie eine solche Dummheit nur einer Frau gegenüber auszusprechen wagen, deren Geist Sie mißachten. Wenn Sie mich sezierten, mein Gewissen würden Sie ja auch nicht finden. Glauben Sie denn, daß ich deshalb keines habe?
Ridgeon:
Ich bin Menschen begegnet, die keines besaßen.
Jennifer:
Talentierten Bestien, nicht? Wissen Sie, daß die teuersten und treuesten

Freunde, die ich besessen hab', nichts anderes als Bestien gewesen sind? Sie würden d i e viviseziert haben. Mein treuester und größter Freund besaß eine Art Schönheit und eine Art Liebe, die nur Tieren eigen ist. Mögen Sie nie empfinden, was ich empfand, als ich ihn Männern anvertrauen mußte, die der Tierquälerei das Wort sprechen, weil die Gequälten „nur Bestien" sind.

Ridgeon:

Sind wir denn nun schließlich gar so grausam gewesen? Obgleich Sie mit mir nichts zu schaffen haben wollen, höre ich doch, daß Sie wochenlang mit B. B. und Walpole zusammen sind. Muß doch wohl wahr sein, weil die Herren mir gegenüber niemals von Ihnen sprachen.

Jennifer:

Die Tiere im Hause Sir Ralphs gleichen verzogenen Kindern. Als Doktor Walpole einen Splitter aus der Pfote seiner Dogge entfernen wollte, mußte ich den armen Hand halten! und Walpole mußte Sir Ralph aus dem Zimmer weisen. Frau Walpole muß dem Gärtner den Auftrag geben, keine Wespen zu töten, wenn Sir Ralph es sieht. Aber es gibt Ärzte, die von Natur aus grausam sind; und es gibt andere, die sich an die Grausamkeit gewöhnen und gefühllos werden. Sie verschließen sich der Seele der Tiere, und das hat zur Folge, daß sie von der Seele der Männer und Frauen auch nichts wissen. Sie haben bei Louis einen gräßlichen Fehler gemacht; aber das wäre Ihnen nicht passiert, wenn Sie sich nicht darin geübt hätten, dieselben Fehler bei Hunden zu machen. Sie sehen in den Tieren nichts als Bestien; und deshalb haben Sie auch in ihm nichts als eine talentierte Bestie gesehen.

Ridgeon

(mit plötzlicher Entschlossenheit): Ich habe nicht den leisesten Fehler bei ihm gemacht.

Jennifer:

Oh Doktor!

Ridgeon

(hartnäckig): Ich hab' nicht den leisesten Fehler bei ihm gemacht.

Jennifer:

Haben Sie denn vergessen, daß er gestorben ist?

Ridgeon

(weist mit einer Handbewegung auf die Bilder): Er ist nicht gestorben. Er ist hier. (Das Buch aufhebend): Und hier.

Jennifer

(springt mit funkelnden Augen auf): Lassen Sie das! Wie können Sie es wagen, dieses Buch zu berühren?

Ridgeon

(legt, über die Heftigkeit dieses Ausbruchs erstaunt, das Buch mit abbittendem Achselzucken nieder. Sie nimmt es und betrachtet es, wie wenn er einen Schatz entweiht hätte): Ich bedaure. Ich sehe, es ist besser, wenn ich gehe.

Jennifer

(das Buch niederlegend): Verzeihen Sie. Ich — ich vergaß mich. Aber es ist noch nicht erschienen — es ist ein Privatexemplar.

Ridgeon:

Ich hätte etwas ganz anderes darin gelesen.

Jennifer:

Viel mehr — und mancherlei, das ich nicht wissen soll — nicht wahr?

Ridgeon:

Sie wissen also, daß ich ihn getötet habe.

Jennifer

(plötzlich ergriffen und milder): Oh, wenn Sie sich das eingestehen — wenn Ihnen klar ist, was Sie begangen haben — dann soll Ihnen verziehen sein. Zuerst habe ich instinktiv Ihrer Kraft vertraut; dann glaubte ich, ich hätte Stärke mit Gefühllosigkeit verwechselt. Können Sie mich dafür tadeln? Aber wenn es wirklich Stärke gewesen ist — wenn es nur ein Fehler war, wie wir ihn alle manchmal machen — dann macht's mich glücklich, mit Ihnen wieder befreundet zu sein.

Ridgeon:

Ich sage Ihnen ja, daß ich gar keinen Fehler gemacht hab'. Ich habe Blenkinsop gesund gemacht: hab' ich denn da einen Fehler gemacht?

Jennifer:

Er ist gesünder geworden. Oh, seien Sie nicht so töricht stolz darauf. Bekennen Sie ihren Mißgriff und retten Sie unsere Freundschaft. Sir Ralph hat Louis doch Ihre Mittel gegeben und von da ab hat sich sein Befinden verschlechtert.

Ridgeon:

Unter falschen Voraussetzungen kann ich Ihr Freund nicht sein. Etwas würgt mich am Halse; die Wahrheit muß heraus. Ich selbst habe dieses Mittel auch bei Blenkinsop angewendet. Ihm hat es nicht geschadet. Es ist ein gefährliches Medikament; Blenkinsop hat es geheilt, Louis

Dubedat hat es getötet. Wenn ich es anwende, heilt es. Wenn es ein anderer anwendet, tötet es — manchmal.

J e n n i f e r

(naiv und noch nicht alles begreifend): Warum haben Sie dann Sir Ralph erlaubt, Louis damit zu behandeln?

R i d g e o n:

Das will ich Ihnen sagen. Ich habe es getan, weil ich Sie liebte!

J e n n i f e r

(verblüfft): Sie — Sie! Ein Mann in Ihren Jahren!

R i d g e o n

(erhebt wie vom Donner gerührt die Hände zum Himmel): Dubedat, du bist gerächt! (Er läßt die Hände fallen und bricht auf der Bank zusammen.) Daran habe ich nie gedacht. Ich mache auf Sie wohl den Eindruck eines lächerlichen alten Philisters.

J e n n i f e r:

Ich wollte Sie nicht beleidigen, wirklich nicht — aber Sie müssen wenigstens zwanzig Jahre älter sein als ich.

R i d g e o n:

Oh gewiß. Mehr — vielleicht. In zwanzig Jahren werden Sie begreifen, wie gering dieser Unterschied ist.

J e n n i f e r:

Aber selbst dann, wie — wie konnten Sie nur glauben, daß ich — s e i n e Frau — jemals an S i e denken könnte —

R i d g e o n

(hält sie mit einer nervösen Fingerbewegung zurück): Ja, ja, ja, ja: ich verstehe. Sie brauchen es mir nicht einzutrichtern.

J e n n i f e r:

Aber — oh, jetzt dämmert es mir auf — ich war zuerst so überrascht — wagen Sie mir zu gestehen, daß Sie einer erbärmlichen Eifersucht wegen — daß Sie absichtlich — oh! oh! Sie haben ihn gemordet!

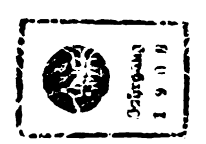
R i d g e o n:

Ich glaube, das habe ich getan. Darauf läuft es wahrhaftig hinaus. „Du sollst nicht töten, aber brauchst dich nicht zu mühen. Es ist nicht deine Pflicht, am Leben zu erhalten." Ja — ich glaube, ich habe ihn getötet.

J e n n i f e r:

Und das sagen Sie mir — gefühllos ins Gesicht!? Sie fürchten sich nicht?!





Dubedat hat es getötet. Wenn ich es anwende, heilt es. Wenn es ein anderer anwendet, tötet es — manchmal.

Jennifer

(naiv und noch nicht alles begreifend): Warum haben Sie dann Sir Ralph erlaubt, Louis damit zu behandeln?

Ridgeon:

Das will ich Ihnen sagen. Ich habe es getan, weil ich Sie liebte!

Jennifer

(verblüfft): Sie — Sie! Ein Mann in Ihren Jahren!

Ridgeon

(erhebt wie vom Donner gerührt die Hände zum Himmel): Dubedat, du bist gerächt! (Er läßt die Hände fallen und bricht auf der Bank zusammen.) Daran habe ich nie gedacht. Ich mache auf Sie wohl den Eindruck eines lächerlichen alten Philisters.

Jennifer:

Ich wollte Sie nicht beleidigen, wirklich nicht — aber Sie müssen wenigstens zwanzig Jahre älter sein als ich.

Ridgeon:

Oh gewiß. Mehr — vielleicht. In zwanzig Jahren werden Sie begreifen, wie gering dieser Unterschied ist.

Jennifer:

Aber selbst dann, wie — wie konnten Sie nur glauben, daß ich — seine Frau — jemals an Sie denken könnte —

Ridgeon

(hält sie mit einer nervösen Fingerbewegung zurück): Ja, ja, ja, ja: ich verstehe. Sie brauchen es mir nicht einzutrichtern.

Jennifer:

Aber — oh, jetzt dämmert es mir auf — ich war zuerst so überrascht — wagen Sie mir zu gestehen, daß Sie einer erbärmlichen Eifersucht wegen — daß Sie absichtlich — oh! oh! Sie haben ihn gemordet!

Ridgeon:

Ich glaube, das habe ich getan. Darauf läuft es wahrhaftig hinaus. „Du sollst nicht töten, aber brauchst dich nicht zu mühen. Es ist nicht deine Pflicht, am Leben zu erhalten." Ja — ich glaube, ich habe ihn getötet.

Jennifer:

Und das sagen Sie mir — gefühllos ins Gesicht!? Sie fürchten sich nicht?!

Millet: Angelus.
Text von G. Hermann.

MILLET, ABENDSEGEN



Ridgeon:

Ich bin Arzt und habe keine Furcht. Es ist kein unverantwortliches Vorgehen, B. B. an ein Krankenbett zu rufen. Vielleicht sollte es eines sein, aber es ist keines.

Jennifer:

Das meine ich nicht. Ich meine Furcht, daß ich das Gesetz in meine eigenen Hände nehmen und Sie töten könnte!

Ridgeon:

Ich bin, was Sie betrifft, in einer Weise verblödet, daß ich das durchaus nicht bedauern würde. Wenn Sie das täten, gedächten Sie meiner, solange Sie leben.

Jennifer:

Ich werde Ihrer stets als eines kleinen Menschen gedenken, der einen Großen zu töten wagte —

Ridgeon:

Verzeihen Sie mir. Das ist mir gelungen.

Jennifer

(mit ruhiger Überzeugung): Nein. Die Ärzte glauben zwar, daß sie den Schlüssel zu Leben und Tod in Händen halten, aber nicht ihr Wille ist es, der sich erfüllt. Ich glaube nicht, daß Sie irgend etwas dabei gemacht haben.

Ridgeon:

Vielleicht nicht. Aber ich hatte doch die Absicht.

Jennifer

(sieht ihn erstaunt an — nicht ohne Mitleid): Sie haben versucht, dieses schöne und wunderbare Leben zu zerstören, bloß weil Sie ihm eine Frau wegschnappen wollten, von der Sie niemals erwarten durften, daß ihr an Ihnen etwas gelegen sein könnte.

Ridgeon:

Wer hat mir die Hände geküßt? Wer hat an mich geglaubt? Wer hat mir gesagt, daß ihre Freundschaft nur mit dem Tode enden würde?

Jennifer:

Die Frau, die Sie betrogen haben.

Ridgeon:

Nein. Die Frau, die ich gerettet habe.

Jennifer

(liebenswürdig): Bitte, wovor denn?

Ridgeon:
Vor einer gräßlichen Entdeckung. Vor der Vernichtung Ihres Lebens.
Jennifer:
Wieso?
Ridgeon:
Einerlei. Ich habe Sie gerettet. Ich war der beste Freund, den Sie jemals hatten. Sie sind glücklich. Es geht Ihnen gut. Seine Werke sind eine unversiegbare Quelle der Freude und des Stolzes für Sie.
Jennifer:
Und Sie glauben, das sei Ihr Werk? Oh, Doktor, Doktor! Sir Patrick hat recht: Sie glauben wirklich, daß Sie ein Gott sind. Wie können Sie nur so töricht sein? Sie haben die Bilder nicht gemalt, die meine unversiegbare Quelle der Freude und des Stolzes sind, Sie haben die Worte nicht gesprochen, die meinen Ohren stets wie himmlische Musik klingen werden. Ich höre sie jetzt noch, wann immer ich müde oder traurig bin. Das ist der Grund, warum ich immer glücklich bin.
Ridgeon:
Ja, jetzt wo er tot ist. Waren Sie auch immer glücklich, als er lebte?
Jennifer
(verletzt): Oh, Sie sind grausam. Als er lebte, kannte ich die Größe meiner Begnadung nicht. Ich habe mich in niedriger Weise über Kleinigkeiten geärgert. Ich war ungütig gegen ihn. Ich war seiner unwürdig.
Ridgeon:
Ha! (Er lacht bitter.)
Jennifer:
Beleidigen Sie mich nicht, lästern Sie nicht. (Sie reißt das Buch an sich und preßt es in einem Paroxysmus von Gewissensbissen an ihr Herz und ruft aus): Oh, mein König der Menschen!
Ridgeon:
König der Menschen! Oh, das ist zu ungeheuerlich, das ist grotesk! Wir haben das Geheimnis vor Ihnen treu bewahrt; aber es geht damit wie mit allen Geheimnissen: es läßt sich nicht begraben. Die begrabene Wahrheit gärt und bricht ans Licht hervor.
Jennifer:
Welche Wahrheit?
Ridgeon:
Welche Wahrheit! Nun, die Wahrheit, daß Louis Dubedat, der König der Menschen, der vollendetste und gründlichste Schurke, der staunens-

werteste Hallunke, der gefühlloseste selbstsüchtigste Lump gewesen ist, der jemals eine Frau elend gemacht hat.

Jennifer

(nicht im mindesten erschüttert — ruhig und freundlich): Er hat seine Frau zum glücklichsten Weib der Erde gemacht, Doktor.

Ridgeon:

Bei allem, was wahr ist, er hat seine Witwe zum glücklichsten Weib der Erde gemacht: aber ich hab' Sie zur Witwe gemacht. Und Ihr Glück ist meine Rechtfertigung und meine Belohnung. Jetzt wissen Sie, was ich getan und wie ich über ihn gedacht habe. Ärgern Sie sich über mich, soviel Sie wollen. Sie müssen mich kennen lernen, wie ich wirklich bin. Wenn Sie jemals dahin kommen, sich für einen Mann in meinen Jahren zu interessieren, dann werden Sie wenigstens wissen, wofür Sie sich interessieren.

Jennifer

(gütig und ruhig): Ich bin Ihnen nicht mehr böse, Sir Colenso. Ich wußte wohl, daß Sie Louis nicht leiden mochten; aber Sie können nichts dafür: Sie haben ihn nicht verstanden: das ist alles. Sie konnten niemals an ihn glauben. Genau so wenig, wie Sie an meine Religion glauben können: es ist eine Art sechster Sinn, der Ihnen eben fehlt. Und (mit einer sanft bestätigenden Bewegung gegen ihn): glauben Sie nicht, daß Sie mich gar so schrecklich abgestoßen haben. Ich weiß ganz gut, was Sie mit seiner Selbstsucht meinen. Er hat seiner Kunst alles geopfert. In einem gewissen Sinn mußte er sogar jedermann opfern —

Ridgeon:

Jedermann, ausgenommen sich selbst. Als er das unterließ, verlor er das Recht, Sie hinzuopfern, und gab mir das Recht, ihn hinzuopfern. Und das habe ich getan.

Jennifer

(schüttelt den Kopf und beklagt seinen Irrtum): Er war einer von den Männern, die wußten, was wir Frauen wissen: daß Selbstopferung ebenso vergeblich wie feige ist.

Ridgeon:

Ja, wenn das Opfer zurückgewiesen und verschmäht wird. Nicht aber, wenn es die Speise der Gottheit wird.

Jennifer:

Das verstehe ich nicht. Ich kann mit Ihnen nicht streiten: Sie sind gescheit genug, mich zu verwirren, nicht aber, mich wankend zu machen. Sie sind

so entsetzlich, so fürchterlich im Unrecht; so unfähig Louis richtig zu beurteilen —

Ridgeon:

Oh! (Nimmt die Liste des Sekretärs in die Hand): Ich habe fünf Bilder als „verkauft" bezeichnet, die ich kaufen will.

Jennifer:

Man wird sie Ihnen nicht verkaufen. Louis' Gläubiger bestanden darauf, daß seine Bilder verkauft würden; aber heute ist mein Geburtstag, und heute früh hat mein Mann alle Bilder für mich angekauft.

Ridgeon:

Wer?!!!

Jennifer:

Mein Mann.

Ridgeon:

Was für ein Mann? Wessen Mann? Welcher Mann? Wer? Wie? Was? Haben Sie sich wieder verheiratet?

Jennifer:

Haben Sie vergessen, daß Louis Witwen nicht leiden mochte und daß Frauen, die glücklich verheiratet waren, immer wieder heiraten?

Ridgeon:

Dann habe ich einen ganz uneigennützigen Mord begangen! Ich habe — ich war — das ist —

(Der Sekretär tritt eilig ein, mit einem Stoß von Katalogen.)

Sekretär:

Hab' gerade noch rechtzeitig den ersten Haufen Kataloge bekommen. Die Ausstellung ist eröffnet. (Er legt die Kataloge auf den Tisch.)

Jennifer

(zu Ridgeon, höflich): Es freut mich sehr, daß Ihnen die Bilder gefallen. Guten Morgen.

Ridgeon:

Guten Morgen. (Er geht gegen die Tür, zögert, macht Kehrt, wie um noch etwas zu sagen; läßt es aber sein und geht hinaus.)

Vorhang.

Alfred Demiani:
Spanien und seine Kunst.

Mit sechs Bildern.

Seit geraumer Zeit, nicht erst seit König Eduard seine verwandtschaftliche Zuneigung auch auf die Naturschönheiten spanischer Hafenplätze überträgt, läßt sich ein Zunehmen des Interesses für die pyrenäische Halbinsel beobachten. Das Land erweckt eine gewisse Neugier, da man es noch nicht wie seine Westentasche kennt, zugleich aber auch ein unbestimmtes Mißbehagen, weil man gezwungen ist, vielem Neuen und Ungewöhnlichen gegenüber selbständig Stellung zu nehmen. Die Wege sind noch nicht derartig geebnet und vorbereitet, daß man sich in kurzer Zeit ein fertiges Urteil von unanfechtbarer Sachlichkeit aneignen kann. Der Mentor fehlt, selbst Baedeker wird hier häufig zum nicht ganz zuverlässigen Ratgeber, und der Reisende, welcher gewöhnt ist, vier Wochen für mehr als hinreichend zur „gründlichen" Kenntnis eines Landes zu erachten, befindet sich nicht selten in einer geradezu hilflosen Lage; er kehrt zurück mit der vernichtenden Kritik, daß Spanien seinen Erwartungen absolut nicht entsprochen habe.

Ähnlich verhält es sich mit der spanischen Kunst.

Man tappt hier noch vielfach im Dunkeln und operiert mit einem Häuflein zusammenhangloser Eigennamen und falsch ausgesprochener und noch falscher angewendeter Fremdwörter. Man stellt Velazquez über Murillo; man weiß, daß Goya ein „Moderner" ist; man gibt pflichtschuldigst Töne der Bewunderung von sich, wenn man irgendwo einem Zuloaga begegnet . . . Natürlich unterläßt man es nicht, hierbei den deutschen Sprachschatz mit anmutigen Neubildungen, wie beispielsweise: „goyesk", zu bereichern; leider bin ich bisher noch nicht mit dem Worte: „velazquesk" erfreut worden; doch vielleicht liegt dies nur an meiner mangelhaften Aufmerksamkeit.

Es schien mir daher eine dankbare Aufgabe zu sein, das Wissenswerte über spanische Kunst in kurzer Form zusammenzufassen.

Ich stieß hierbei auf eine doppelte Schwierigkeit: einmal, bei einem derartig überreichen Material die richtige Auswahl zu treffen, und zweitens, trotz, bei einer Auswahl unvermeidlicher, Lücken und Einseitigkeiten zu einem den Tatsachen entsprechenden Bilde zu gelangen.

Ich möchte daher diese Zeilen nicht der Öffentlichkeit übergeben, ohne darauf hinzuweisen, daß sie einen Anspruch auf Vollständigkeit weder erheben können, noch sollen; es ist lediglich ein Versuch, auf Grund persönlicher Erfahrungen und Eindrücke, einige Punkte zusammenzustellen, welche mir zum Verständnis dessen beachtenswert erscheinen, was die Kunst Spaniens von der Kunst anderer Länder in augenfälliger Weise unterscheidet.

* * *

Will man die Kunst Spaniens kennen lernen, so ist man gezwungen, sie im eigenen Lande aufzusuchen. Die Werke seiner großen Meister sind nur mit wenig Nummern in den Museen des Auslandes vertreten.

Ich halte dies für einen nicht zu unterschätzenden Vorteil.

Die großen Museen und Kunstsammlungen, welche oft, ohne daß auch nur der geringste innere Zusammenhang festzustellen wäre, die heterogensten künstlerischen Schöpfungen vereinigen, haben sicher zu Zeiten, als das Reisen noch mit größeren Unkosten und Schwierigkeiten als heutzutage verbunden war, im Dienste der bildenden Kunst eine wichtige Mission erfüllt und erfüllen sie auch heute noch, soweit es sich um technische Studien und Vergleiche handelt.

Doch im allgemeinen, kann man wohl sagen, haben sie eher dazu beigetragen, das große Publikum der Kunst zu entfremden, als es ihr näher zu bringen. Man beobachte nur ein einziges Mal die stumpfsinnigen, gelangweilten und ausdruckslosen Gesichter, denen man in Galerien begegnet, welche sich eines Weltrufes erfreuen, und man wird sicher nicht auf die Vermutung kommen, daß der Aufenthalt in diesen Räumen ein Vergnügen bedeutet.

Woher kommt die geradezu lähmende Wirkung derartiger Anhäufungen von Kunstgegenständen?

Der Name des Künstlers wird hier ein lebloses Wort und das Kunstwerk eine Nummer unter vielen Hunderten.

Intime Beziehungen, welche den Beschauer der Kunst eines Landes näher bringen, wenn er täglich in der gleichen Atmosphäre sich bewegt, in welcher die Künstler lebten, wenn er täglich an historische Ereignisse erinnert wird, welche auf die künstlerische Entwicklung von Einfluß waren, können durch Sammlungen nicht vermittelt werden, wenn sie Arbeiten aus aller Herren Ländern an einem Ort zusammentrugen, welcher an deren

Entstehung nicht den geringsten Anteil haben konnte. Wie soll man einen Tizian in London oder einen Turner in Venedig verstehen? —

Wie sehr man allenthalben Ähnliches empfindet, beweist der neuerdings öfters gemachte Versuch, das Lebenswerk großer Meister wenigstens vorübergehend an der Stätte ihrer Tätigkeit zu vereinigen, oder das Bestreben, Kunstsammlungen zu schaffen, die einen rein nationalen oder sogar regionalen Charakter tragen.

Spanien nimmt in dieser Beziehung anderen Ländern gegenüber eine bevorzugte Ausnahmestellung ein. Seine hervorragendste Gemäldesammlung, der Prado in Madrid, gibt uns in erster Linie ein fast lückenloses Bild der heimischen Kunst. Das Ausland ist in einer nicht zu zahlreichen, aber sorgfältig ausgewählten Kollektion vertreten, die uns im wesentlichen die Werke solcher Künstler, — wie der großen Venetianer, der vlämischen Niederländer —, vorführt, welchen die Kunst des Landes nahe gestanden hat. Da die Sammlung Vorzügliches enthält, ihre Anordnung eine schnelle Orientierung erleichtert und, soweit dies überhaupt möglich ist, die Eigenart des einzelnen Künstlers unbeeinträchtigt zur Geltung kommen läßt, so dürfte das Pradomuseum einzig in seiner Art dastehen, und Spanien besitzt in ihm einen nationalen Schatz, der allein schon eine Reise nach der Halbinsel lohnend macht.

Doch fast wichtiger will es mir erscheinen, daß Spanien eine Fülle von Kunstwerken besitzt, die noch nicht in Museen kaserniert sind. — Zwar finden wir zahlreiche Provinzialmuseen, welche neben minderwertigem auch manches hervorragend schöne Stück enthalten; doch sie sind nicht angelegt worden in der Absicht ganze Provinzen auszuplündern, sondern sie sollen nur heimatlos gewordenen Gegenständen, deren künstlerischer oder historischer Wert ihre Erhaltung wünschenswert macht, Obdach gewähren.

Sind auch einige dieser Sammlungen, wie die von Sevilla, von Valencia, von Vich, von allerhöchstem Interesse und ihre Kenntnis für eine Vervollständigung des Gesamtbildes fast unerläßlich, so steht doch, mit der einzigen Ausnahme des Prado, alles, was sich in spanischen Museen befindet, in keinerlei Verhältnis zu dem sonstigen Reichtum des Landes an Kunstschätzen.

Nicht in Museen: in Kirchen, Klöstern, öffentlichen Gebäuden, in den Palästen des Adels finden wir Spaniens Kunst.

Man braucht Zeit, um die Kunst Spaniens kennen zu lernen; es ist mit Unbequemlichkeiten, ja oft sogar mit Entbehrungen verbunden;

doch man lernt ein Land kennen, dessen Vergangenheit lebendig geblieben ist, und mit dem sich, vor allem was das künstlerische Vermächtnis des Mittelalters anbelangt, wohl kaum ein anderes Land messen kann.

Daß anderen Orts die Werke der Malerei, der Skulptur, der Kleinkunst zugrunde gingen, zerstreut wurden und günstigsten Falls hier und dort in Sammlungen endeten, war schon allein deshalb unvermeidlich, weil die Mauern, für deren Schmuck sie bestimmt waren, nicht erhalten blieben. In Spanien aber hat die Architektur den Jahrhunderten getrotzt. Man findet hier stille, weltvergessene Plätze, wo man glauben könnte, der Atem der Zeit habe gestockt; es wird kaum einen Abschnitt im Verlauf der letzten 1000 Jahre geben, dessen Bild sich uns nicht mindestens an einer Stelle getreu erhalten hätte.

Es sind die Spuren der Geschichte, welche wir in der Kunst wieder finden; der Eigenart aber von Volk und Land wird sie zum Spiegel.

* * *

In Anbetracht der geographischen Lage Spaniens und des Ganges seiner Geschichte, welche nur vorübergehend an den Schicksalen der europäischen Kulturwelt Anteil genommen hat, hat es zunächst nichts überraschendes, wenn auch die spanische Kunst mehr oder weniger eigene Bahnen gewandelt ist.

Um dem Wesen der spanischen Kunst gerecht zu werden und ihre Entwicklung zu verstehen, sind es vor allem zwei Gesichtspunkte, die man nicht aus den Augen verlieren darf:

ihre Beeinflussung durch den Orient
und ihre ablehnende Haltung der Renaissance gegenüber.

* * *

In seinen Beziehungen zur arabisch-maurischen Kultur befindet sich Spanien in der Situation des „Vainqueur vaincu“.

Wohl endete der 800 jährige Glaubenskrieg mit dem Sieg des Christentums und der nationalen Einigung der Sieger; doch, während zu Beginn des Kampfes die kleinen christlichen Königreiche und Grafschaften Rückhalt bei den Nachbarn nördlich der Pyrenäen suchen und finden, haben sich an seinem Ende die Sitten und Gewohnheiten immer mehr denen von Europa entfremdet und denen des Gegners genähert.

Seit dem Zusammenbruch des Kalifats von Cordoba (1031) kämpften die Christen der Halbinsel nicht mehr um ihre Existenz; die Schlacht von

las Navas de Tolosa (1212) sichert ihnen endgültig das Übergewicht; aber obwohl Andalusien bereits im XIII. Jahrhundert dem Halbmond verloren ging, fällt Granada, das letzte Bollwerk des Islam auf spanischem Boden, erst 1492. Schon dies allein beweist, daß der Kampf nicht mehr mit der alten Energie fortgesetzt wurde. Die mit nur kurzen Ruhepausen sich wiederholenden Zusammenstöße und Scharmützel entbehren eines zielbewußten Planes und gleichen vielmehr zu einer ritterlichen Gewohnheit gewordenen Waffenübungen und Abenteuern.

Jedenfalls scheint eine tiefere, in der Verschiedenheit der Rasse begründete Abneigung damals nicht bestanden zu haben, und wenn die Waffen ruhten, betrachtete wohl der Christ den Mauren kaum mit anderen Augen, als der Kastilianer den Aragonesen. Der Hofhalt der Könige von Kastilien, welche ihre Residenz immer weiter südlich, erst nach Toledo, dann nach Sevilla, verlegten, unterschied sich zur Zeit Don Pedros (1350) kaum wesentlich von dem orientalischer Sultane; und in Aragon lag die Pflege von Ackerbau, Gewerbe und Kunst fast ausschließlich in den Händen der im Ebrogebiet zurückgebliebenen Araber und Juden, welche im allgemeinen wenig in ihrem Tun und Treiben behelligt wurden, während die christlichen Eroberer den Dienst unter den Waffen als ihr Vorrecht beanspruchten. Heiraten zwischen Christen und Mauren gehörten nicht zu den Seltenheiten; besiegelte doch Alfons VI. die der Eroberung von Toledo (1085) folgenden Verträge damit, daß er die Tochter eines Kalifen auf den kastilianischen Thron erhob.

Was Wunder daher, daß, wie sich allmählich arabische Klänge und Wortbildungen unter die romanischen Laute der Landessprache mischen, auch die künstlerische Formensprache dem fremden Einfluß unterliegt? — um so begreiflicher, wenn man die noch erhaltenen Schöpfungen arabischen Geschmackes, welche doch nur einen verschwindend kleinen Teil des einst vorhandenen bedeuten, sieht und bedenkt, daß die aus den rauhen und noch kulturarmen Teilen des Landes südwärts dringenden Spanier Schritt für Schritt diese Märchenwelt eroberten und sich in ihrer Mitte einrichteten.

Daß diese fortschreitende Orientalisierung mit der Zeit zu einer Frage von nationaler Bedeutung werden mußte, war unvermeidlich, und wenn am Ende ein ritterlich geführter Kampf, dessen einzelne Phasen die Poesie einer reichen Romantik umschwebt, doch mit Intoleranz und nutzlosen Grausamkeiten schließt, so findet dies wohl zum Teil seine Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung, darin, daß das christliche Spanien sich

genötigt sah, hierzu Stellung zu nehmen, als es unter dem Druck nicht vorherzusehender historischer Ereignisse mit einem Schlage vor die Aufgabe gestellt wurde, nicht nur die nationale Einigung der verschiedenen Bevölkerungselemente auf der Halbinsel herbeizuführen, sondern eine führende Rolle in der europäischen Christenheit zu übernehmen. Wenn der Versuch, beide Aufgaben zu lösen, mit dem Ruin des Landes endete, so beweist dies allein schon, daß die verantwortlichen Führer des Volkes, das dem Absolutismus zustrebende Königtum im Bunde mit der Kirche, in der Wahl der Mittel sich haben verhängnisvolle Mißgriffe zuschulden kommen lassen.

Dem Empfinden der Nation in ihrer Gesamtheit entsprach jedenfalls die Tätigkeit der Inquisition und des Heiligen Offiziums zunächst nicht, zumal da nicht, wo sie sich, wie bei den zum Christentum übergetretenen Mauresken, nicht gegen den fremden Glauben, sondern gegen die fremde Rasse richtete.

Beachtung verdient in diesem Sinne eine Eingabe der Stände von Aragon an den König aus dem Jahre 1484, welche um Aufhebung dieser Sondergerichte nachsucht; es wird hierbei ausdrücklich hervorgehoben: es sei eine Schädigung und Entvölkerung des Königreiches zu befürchten, denn das Tribunal arbeite in einer Weise, die weder dem Wohl des Reiches, noch seiner Ehre, noch dem Dienste Gottes und dem Seiner Majestät förderlich sein könne.

*   *   *

Vom kunsthistorischen Standpunkt aus gewährt das spanische Mittelalter ein ganz besonderes Interesse; vor allem ist es die Spätgotik, welche eine spezifische Eigenart zum Ausdruck bringt. Es liegt hier ein Vergleich mit Venedig nahe, dessen Architektur auch morgenländischen Einflüssen ihren Reiz dankt.

Diese Annäherung zwischen christlicher und mohammedanischer Kunst erscheint weniger überraschend, wenn man sich darüber klar wird, daß allenthalben, bei der Entwicklung des romanischen Stils zur Gotik, während der Kreuzzüge im Orient erhaltene Eindrücke eine Rolle gespielt haben, — vor allem aber daß, wenn auch beide Kunstformen verschiedene Weltanschauungen repräsentieren, im Grunde doch die eine wie die andere auf den Trümmern des römischen Reiches und unter Benutzung byzantinischer Vorbilder entstanden ist.

Für Spanien kommt noch weiter hinzu, daß auch die arabische Kunst

der Halbinsel in ihren letzten Entwicklungsstadien, deren glänzendes Denkmal die Alhambra von Granada bildet, eine Art der Gestaltung angenommen hat, welche sich von allem, was der Islam sonst geschaffen hat, wesentlich unterscheidet und Beziehungen zu den künstlerischen Ideen der christlichen Nachbarstaaten nicht verleugnen kann. — Die anfangs divergierenden Kulturen waren sich mit der Zeit beiderseitig näher gekommen.

Von den zwei Kunststilen, welche sich hier begegnen und schließlich vereinigen, zeichnet sich der eine, der arabische, durch seinen Reichtum im Ornament und seinen Farbensinn aus, der andere, der gotische, durch die Mannigfaltigkeit und Sinnigkeit seiner figürlichen Darstellungen; der eine vermeidet auch im Ornament die Natur unmittelbar nachzuahmen und sucht eine neue, der Wirklichkeit entrückte Welt zu gestalten, der andere gefällt sich in der Wiedergabe des Lebens und verwendet, auch zu rein dekorativen Zwecken, mit Vorliebe menschliche Gestalten oder Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt; der eine hat das Bestreben allein durch die Harmonie der Umgebung, ohne das Auge auf einen bestimmten Punkt zu lenken, den Gedanken und Träumen freien Lauf zu schaffen, der andere will durch seine Darbietungen selbst, durch den Symbolismus, den er den Arbeiten zugrunde legt, zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit anregen.

Es entsteht in Spanien ein überaus reicher christlicher Stil, der, wenn ihm auch zum Teil die klare und vornehme Linienführung deutsch-französischer Kathedralen fehlt und er oft überladen erscheint, da er die gotische Dekorationsweise, welche in erster Linie die Konturen berücksichtigt, mit dem Bestreben der arabischen Kunst, die Flächen zu füllen, vereinigt, meist ein sehr feines Empfinden für eine einheitliche Gesamtwirkung verrät. Es ist dies eine Eigenschaft, welche die spanische Kunst auch in der Folgezeit bewahrt hat. Man wird kaum so stimmungsvolle Innenräume wiederfinden, wie bei spanischen Kirchen. Vor allem ist es zu bewundern, mit welchem Takt — mit Ausnahmen natürlich — auch spätere bauliche Veränderungen und Erweiterungen vorgenommen worden sind, und wie der Künstler, trotz Verschiedenheit des Stils, es verstanden hat sich dem Geist, welcher das Ganze beseelt, anzupassen und unterzuordnen.

Dies Verständnis für den Einklang der Formen und Töne ist ein Erbteil der Mauren.

Wie oft ist nicht im Gegensatz hierzu in Italien, — gerade zur Zeit, als seine größten Meister tätig waren, — der Totaleindruck einer künst-

lerischen Marotte geopfert oder wiederum manches Kunstwerk durch eine stimmungslose Umgebung seiner besten Wirkung beraubt worden?!

* * *

Handelte es sich zunächst nur um eine Bereicherung der gotischen Bauweise mit arabischen Motiven, so bedeutet der sogenannte „Estilo Mudejar“, als letzte Konsequenz dieser Entwicklung, eine vollkommene Fusion beider Kunstformen; er appliziert ziemlich unvermittelt die orientalische Dekorationsweise Gebäuden, welche ihrer Struktur nach der Gotik — später auch der Renaissance — angehören. Die interessantesten Beispiele hierfür finden sich in Zaragoza, Toledo und Sevilla. Wir haben es hier in den meisten Fällen mit den Arbeiten arabischer oder auch jüdischer Architekten zu tun, welche die heimische Kunstfertigkeit im Dienste christlicher Bauherrn verwerteten. Es war mithin der Versuch, die Kunst des Gegners den Lebensbedingungen des Siegers anzupassen. Wir können eine ähnliche Erscheinung in moderner Form in den französischen Kolonien von Nord-Afrika beobachten.

* * *

Dieser Zeitabschnitt hat in der Kunst Spaniens einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Wie damals unter dem Einfluß der Blutmischung mit dem jahrhundertelang bekämpften Gegner eine Nation entstand, deren Charakter sich wesentlich von dem der lateinischen Schwesterrassen unterscheidet, so hat sich auch ein bestimmtes künstlerisches Empfinden gebildet, welches die Eigenart der spanischen Kunst ausmacht und sich wie ein roter Faden verfolgen läßt durch das große Jahrhundert des Velazquez bis zu Goya und Zuloaga.

Es scheint, als ob Spanien nur zögernd vom Mittelalter Abschied nimmt, in dem dunklen Gefühl, daß die weltbewegenden Ereignisse, welche es selbst herbeiführt, und die dem durch das Erwachen eines neuen Geistes in seinen Grundfesten erschütterten Europa ungeahnte Perspektiven öffnen, ihm nur das Abendrot seiner Größe bedeuten. Immer wieder wendet der nationale Geist seinen Blick nach der Zeit zurück, in der er geboren wurde, und immer wehmütiger blickt er zurück, je weiter er sich von dieser Zeit entfernt, nicht ohne daß sich oft eine bittere Ironie dieser Wehmut beimischt.

Wer den Don Quijote nicht nur mit literarischem Interesse, sondern als das Lebensbuch eines Volkes gelesen hat, wird mich hier am besten verstehen.

* * *

Europa halb entfremdet, fest in seiner großen mittelalterlichen Vergangenheit wurzelnd, sah sich Spanien plötzlich an die Spitze der abendländischen Kulturwelt gestellt, welche bereits durch Humanismus und Renaissance in neue Bahnen gedrängt worden war.

Was sollte die klare und kühle Sprache des klassischen Altertums einem Volke, dessen Gottheit sieggekrönt im Halbdunkel geheimnisvoller Kathedralen thronte, dem plätschernde Brunnen im Schatten maurischer Säulenhöfe wollüstig-süße Märchen erzählten, dessen Balladen und Romanzen tönten wie der Bergwind, der über die kahle Sierra fegt, und dem die Meereswelle Kunde brachte von fernen ungekannten Ländern, von unerhörten Schätzen und Abenteuern und von neuen Kämpfen für den alten Glauben, zu dessen Ehren Scheiterhaufen flammten?

Während man allenthalben der von Italien ausgehenden Bewegung bereitwillig sich anschloß und die neuen Ideale auf Jahrhunderte hinaus zur Basis einer künstlerischen Fortentwicklung machte, hat man sie in Spanien, ohne ihrem Einfluß sich auf die Dauer entziehen zu können, doch meist als etwas Fremdartiges, nicht Nationales empfunden, dem vor allem das religiöse Gefühl widerstrebte. Die Gotik, die einzige Kunstform, welche eine vollkommene Übereinstimmung der kirchlichen Idee mit der zeitgenössischen Weltanschauung ausspricht, mußte der Gedankenwelt eines Volkes, welches Hunderte von Jahren um seinen Glauben kämpfte, und bei welchem die Kirche heutigen Tages noch eine Rolle spielt, wie sonst im Mittelalter, besonders nahe stehen.

Hier findet man auch den Schlüssel zum Verständnis des trotz Stammesverwandtschaft grundverschiedenen künstlerischen Schaffens in den beiden romanischen Mittelmeerländern: Italien und Spanien.

In Italien hatte auch während des Mittelalters die Überlieferung des Altertums nie ganz geschlummert; die Gotik hat sich dort nie recht heimisch gefühlt. Die Renaissance brauchte daher nur halbvergessene Reminiszenzen wieder aufzufrischen und konnte eines allgemeinen Verständnisses um so sicherer sein, als sie eigentlich dem Lande nichts Neues brachte. In Spanien verknüpfen sich alle Traditionen mit der christlich-kirchlichen Kunst des Mittelalters und zwar im besonderen mit derjenigen Form, die es sich, gemäß seiner historischen Entwicklung, selbst geschaffen hat.

Hierzu kommt, daß während der Jahrhunderte, welche für die Ausbreitung der neuen Ideen von Wichtigkeit waren, Spanien sich nicht in geistiger Abhängigkeit vom Rom befand, sondern Rom von Spanien. Spanien ist es, welches dem heiteren, leichtfertigen und schönheitsfrohen

Leben des päpstlichen Rom mit der Plünderung der ewigen Stadt (1527) ein jähes Ende bereitet; nachdem es Jahrhunderte lang für den Sieg des Christentums gekämpft hat, stellt es sich jetzt die Aufgabe, dem in seinem Ansehen tief geschädigten Papsttum einen neuen Halt zu geben. Man begegnete sich in vielem mit den Ideen der nordischen Reformatoren; doch nicht in einer Befreiung erblickte man das Heil, sondern in einer festeren Disziplinierung.

Auf das Treiben in Rom blickte man damals mit tiefer Verachtung herab und tut es auch heute noch. Nicht Rom —, Spanien erscheint der Fels und Hort der Kirche. Der künstlerische Instinkt erkennt mit Recht in der Renaissance den Geist, der zerstören will, was Generationen das Heiligste war, Generationen kostbarer war als das Leben.

Ich glaube, das hier Gesagte nicht besser ergänzen zu können, als wenn ich einer Bemerkung Goethes aus der italienischen Reise, die im allgemeinen wohl auch noch seiner in Faust II. niedergelegten Kunstauffassung entspricht, die Äußerung eines spanischen Kunstgelehrten gegenüberstelle.

Goethe (1786), nachdem er einige Zeilen der Antike und der Kunst des Palladio gewidmet hat: „Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken: diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los."

D. José Caveda (1858): „Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie schnell der Renaissancestil seinen Vorgänger verdrängte, wie entschieden er alles der Macht des Verstandes unterwarf, was vorher der Phantasie gehorcht hatte; die Materie errang das Übergewicht über die Idee, das formelle Moment über das gefühlsmäßige; Nachahmung trat an Stelle ursprünglicher Eigentümlichkeit, der Klassizismus der römischen Kaiser an die Stelle jener religiösen Begeisterung der christlichen Kunst im Mittelalter. . . ."

Ein zweiter Artikel folgt in der Januar-Nummer 1909.



J. Montanez: Holzskulptur des heiligen Dominik im Museum v. Sevilla. Zum Essay über „Spanische Kunst“.

Leben des päpstlichen Rom mit der Plünderung der ewigen Stadt [illegible] ein jähes Ende bereitet; nachdem es Jahrhunderte lang für den S[illegible] Christentums gekämpft hat, stellt es sich jetzt die Aufgabe, dem in s[illegible] Ansehen tief geschädigten Papsttum einen neuen Halt zu geben. [illegible] begegnete sich in vielem mit den Ideen der nordischen Reforma[illegible] doch nicht in einer Befreiung erblickte man das Heil, sondern in [illegible] festeren Disziplinierung.

Auf das Treiben in Rom blickte man damals mit tiefer Verach[illegible] herab und tut es auch heute noch. Nicht Rom —, Spanien ersch[illegible] der Fels und Hort der Kirche. Der künstlerische Instinkt erkennt [illegible] Recht in der Renaissance den Geist, der zerstören will, was Generat[illegible] das Heiligste war, Generationen kostbarer war als das Leben.

Ich glaube, das hier Gesagte nicht besser ergänzen zu können, [illegible] wenn ich einer Bemerkung Goethes aus der italienischen Reise, de[illegible] allgemeinen wohl auch noch seiner in Faust II. niedergelegten Kunstauf[illegible] fassung entspricht, die Äußerung eines spanischen Kunstgelehrten gegen[illegible] überstelle.

Goethe (1786), nachdem er einige Zeilen der Antike und der K[illegible] des Palladio gewidmet hat: „Das ist freilich etwas anderes als u[illegible] kauernden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen [illegible] gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäu[illegible] spi[illegible] Türmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los.“

D. José Caveda (1858): „Es ist eine merkwürdige Erscheinun[illegible] wie schnell der Renaissancestil seinen Vorgänger verdrängte, wie entsch[illegible] er alles der Macht des Verstandes unterwarf, was vorher der Phanta[illegible] gehorcht hatte; die Materie errang das Übergewicht über die Idee, d[illegible] formelle Moment über das gefühlsmäßige; Nachahmung trat an Ste[illegible] ursprünglicher Eigentümlichkeit, der Klassizismus der römischen Ka[illegible] an die Stelle jener religiösen Begeisterung der christlichen Kunst [illegible] Mittelalter. . . .“

Ein zweiter Artikel folgt in der Januar-Nummer [illegible]



J. Montanez: Holzskulptur des heiligen Dominik im Museum v. Sevilla. Zum Essay über „Spanische Kunst“.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . Roman.

S c h l u ß.

Die Angelika aber rief schluchzend die alte Frau herein . . . „Helfen Sie mir — — um Christi Barmherzigkeit willen helfen Sie mir — mir ist so schlecht! . . ."

Die Alte löste ihr schwerfällig das Mieder und brachte sie ins Bett, sie legte ihre Hand auf die feuchte Stirn der Angelika, die mit geschlossenen Augen wimmernd dalag.

Nach einem Weilchen erhob sie sich vorsichtig.

„Nicht fortgehen!" schrie die Angelika verzweifelt auf.

„Beileibe nicht," antwortete die Alte. „Nur einen guten Kräutertee koche ich dem Fräuleinchen, damit sie wieder auf die Beine kommt." Und so hurtig sie konnte, humpelte sie in die Küche.

Die Angelika stöhnte in sich hinein — der Schweiß brach ihr aus allen Poren . . . Was war nur mit ihr? . . . Seit Tagen fühlte sie sich sterbensmatt und elend, und nur die Angst trieb sie zu Proben und Vorstellungen ins Theater — Dieser Mensch, das wußte sie, war jeder Schandtat fähig . . .

„Hier ist der Tee," sagte die alte Frau, „der hat schon manch einem geholfen. Und nun den Kopf hübsch hoch — ich lege Ihnen noch ein Kissen darunter, damit Sie's auch bequem haben. Schad't nichts, wenn er etwas heiß ist — die schlechten Säfte ausschwitzen, das ist die Hauptsache, Fräuleinchen . . ."

Und Angelika gehorchte willenlos — dann sank sie ermattet zurück — und der Schweiß trat aus ihrer weißen, klaren Stirn.

„In einer halben Stunde ist Ihnen besser," meinte die Alte und trippelte befriedigt aus dem Zimmer. An der Tür kehrte sie noch einmal um. „Sehen Sie zu, ob Sie nicht ein kleines Nickerchen machen können, damit Sie wieder zu Kräften kommen . . ."

Nun war es ganz still in dem kleinen Gemach. Ihr Körper begann unter den Decken zu glühen — und sie hörte, wie ihre Pulse klopften

und ihr Herz schlug. Sie schloß die Augen, und eine Art traumhaften Zustandes kam über sie, ohne daß sie wirklich schlief.

Die Glocken läuteten. Ein langer, schwarzer Zug kam aus der Kirche. Voran schritten vier Männer mit schneeweißen Bärten, die trugen einen gläsernen Sarg — in dem lag Ophelia. Hinter dem Sarge fuhr eine goldene Kalesche, von schwarzen Rappen gezogen, in der saß ganz allein Alexander und weinte bittere Tränen. Den Rappen zur Seite gingen barhäuptige Männer, die in der Linken den Zylinderhut und in der Rechten Zitronen hielten — und eine große Trauergemeinde in dunklen Gewändern folgte. Darunter waren die Kollegen und Kolleginnen vom Theater und die Bühnenarbeiter bis auf den letzten Mann — — es war ein wunderschönes Begräbnis . . .

„Wer zieht mich so am Herzen," schrie sie weinerlich auf und öffnete die schlaftrunkenen Augen. Und wieder spürte sie die gleiche Übelkeit wie vorher und den nämlichen stechenden Schmerz.

„Frau Schlosser," rief sie mit gepreßter Stimme, „mir ist sterbensschlecht."

„Jesus Maria — ganz grün sehen Sie ja aus — was ist nur mit Ihnen los?"

„Pst," machte die Angelika und richtete sich mit verzweifelter Miene auf. Sie horchte angespannt. Waren das nicht Alexanders Schritte? . . . Nein, sie hatte sich getäuscht.

„Frau Schlosser, Sie müssen mir einen Doktor holen, der mir was verschreibt — sonst kann ich heute nicht spielen," stöhnte sie.

„In dem Zustand wollen Sie auftreten, Fräuleinchen, das kann doch nicht Ihr Ernst sein?"

„Nicht reden — nur den Doktor holen," bat sie und hob beschwörend die Hände empor. „Ich muß spielen — hören Sie, ich muß spielen — und wenn ich kaput darüber gehe — —"

„Ich geh' ja schon Fräuleinchen — auf der Stelle gehe ich . . ."

Nun zählte sie mit lauter Stimme, um über die Zeit Herr zu werden — und die schwarzen Ziffern tanzten wie dürre Knochengerippe vor ihr auf. Die Füße waren ihr kalt wie Eiszapfen. Warum kam der Doktor nicht . . . Wenn Alexander sie nur nicht in diesem Zustand überraschte — er würde nicht dulden, daß sie ins Theater ginge — und dann war das Unglück fertig . . . Lieber, lieber Gott, steh mir bei . . . lieber, lieber Gott, hab' Erbarmen mit mir . . . ah, der Schlüssel

wurde gedreht . . . das war nicht Alexander — das war die alte Frau — — und jetzt kam der Doktor . . . sie hätte vor Freude aufheulen mögen . . .

Ein untersetzter alter Herr mit weißem, kurzgeschorenem Haar und einer goldenen Brille auf der Nase trat in das Zimmer. Er legte Hut und Mantel ab und stellte den Stock mit der elfenbeinernen Krücke vorsichtig in eine Ecke, ehe er sich an ihr Bett setzte.

„Herr Doktor, ich muß heute spielen," sagte sie in Todesangst.

Die alte Frau stand an die Tür gelehnt. Er winkte ihr hinauszugehen.

„Zeigen Sie mal Ihre Zunge, Kindchen — so, schon gut." Nun nahm er ihren Puls, während er gleichzeitig seine goldene Uhr herauszog. „Hm," machte er, „und jetzt wollen Sie einmal die Decke etwas hochheben und das Hemd ein wenig öffnen — so, das genügt schon. Ruhig und tief atmen!" Er beugte sich über sie und horchte an ihrer Brust.

„Nun, noch einmal langsam atmen — sehr schön — fertig sind wir. Decken Sie sich wieder hübsch zu, damit Sie nicht frieren: Und nun sagen Sie mir einmal, seit wann haben Sie diese Zustände?" Dabei nahm er seine goldene Brille ab und putzte sie bedächtig.

„Seit ein paar Wochen," entgegnete sie.

„Und haben Sie nicht zuweilen einen Drang zum Brechen?"

Sie nickte. „Das ist es gerade, Herr Doktor, mitten im Spiele passiert es mir, daß ich schwindelig werde."

„So . . . hm . . ." Er machte eine kleine Pause.

„Ich muß heute abend die Ophelia spielen — da hilft mir kein Gott — machen Sie mich bis dahin gesund."

„Das können Sie auch," antwortete er mit unerschütterlicher Sicherheit. „An der Krankheit werden Sie nicht zugrunde gehen," fügte er hinzu.

Sie atmete erleichtert auf.

Er nahm aus seiner Brieftasche ein Rezept und füllte es aus. Ich verschreibe Ihnen hier etwas ganz Harmloses — lediglich zur Beruhigung Ihrer Nerven — sagen Sie mal — haben Sie einen Bräutigam —?"

Sie wurde über und über rot. „Ich habe einen Mann, den ich liebe," erwiderte sie groß und mutig.

„Pardon, mein Fräulein, es lag mir fern, indiskret zu sein — übrigens noch eine Frage — wie steht es mit Ihrer Blutzirkulation?"

Was war das für eine seltsame Art der Untersuchung, die ihr Schamgefühl bis aufs äußerste verletzte!

„Denken Sie nur nach," unterbrach der Doktor ihr Grübeln — sein Ton klang um eine Nuance energischer.

Da wurde sie verlegen — stockte auf einmal — und sagte ganz einfältig: „Ich habe gar nicht darauf geachtet — nun, wo Sie mich erinnern, fällt mir erst ein, daß ich schon seit acht Tagen — — —".

Sie hörte mitten im Satze auf.

Über des Arztes Züge glitt ein gutmütiges, befriedigtes Lächeln.

„Na, sehen Sie, nun ist nicht mehr der mindeste Zweifel."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor."

„Ja, vermuten Sie denn gar nichts, mein Fräulein?"

„Nein — nein — nein," erwiderte sie schreckhaft.

Der Doktor ergriff ihre Hand und streichelte sie. Dann blickte er das Fräulein fest und durchdringend an und sagte: „Ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen. Wenn ich mich nicht sehr täusche, sind Sie guter Hoffnung . . ."

Sie starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen, in denen die Pupillen in den äußersten Winkel rückten, an.

„Wa-a-a-as," stammelte sie bebend, ohne ihn zu begreifen.

„Beruhigen Sie sich doch, Kindchen," meinte er begütigend.

Mit einer raschen Bewegung richtete sie sich auf und klammerte sich an des Arztes Handgelenke. Und beinahe heiser brachte sie hervor: „Was haben Sie gesagt?"

„Aber, liebes Fräulein — kaltes Blut — und keine solche Erregung. Das ist doch nichts so Sonderbares — ich glaube Ihnen in der Tat mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß Sie guter Hoffnung sind . . ."

Sie stieß einen gellenden, markerschütternden Schrei aus — so daß der alten Frau in der Küche angst und bange wurde.

Der Arzt versuchte, sie in die Kissen zu legen. Sie aber befreite sich gewaltsam — raufte sich wie eine Verstörte das Haar und brach in ein irres Lachen aus, das nicht enden wollte. Der Arzt beobachtete sie mitleidig. Und als jetzt die alte Frau verängstet durch die Tür den Kopf steckte, sagte er: „Gehen Sie nur — das Fräulein wird sich bald beruhigen."

Und in der Tat wurde sie gleich darauf scheinbar still — und blickte

nur mit einem verlorenen Ausdruck, als wenn sie weit, weit von allem Lebendigen entfernt wäre, vor sich hin.

Der Doktor redete auf sie ein — es wäre doch kein solches Unglück — und wie viele hätten das gleiche vor ihr durchgemacht, Gott und die Welt verdammt — und nachher sei ihnen das Kind zur tiefsten und reinsten Freude des Lebens geworden . . .

Hatte sie überhaupt eines seiner Worte vernommen — oder auch nur den Tonfall seiner Stimme gehört?

Sie sprang plötzlich, alle Scham vergessend, nur mit dem Hemd bekleidet, aus dem Bett, warf sich vor dem Arzte hin, umfaßte seine Kniee, rang verzweifelt die Hände und brachte jämmerlich schluchzend nur die Worte hervor: „Helfen Sie mir . . . helfen Sie mir!"

„Liebes Fräulein," sagte der Doktor, die Stirn runzelnd, „wenn Sie nicht sofort wieder in Ihr Bett gehen, verlasse ich auf der Stelle das Zimmer."

Wie ein eingeschüchtertes Kind gehorchte sie demütig.

„Und jetzt hören Sie mir vernünftig zu. In Ihren Kreisen kommen doch solche Dinge viel häufiger vor — und wie ich mir habe sagen lassen, beurteilt man sie viel freier und vernünftiger, als in der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft — es ist doch also kein Grund vorhanden, Zeter und Mordio zu schreien — und wenn Sie, wie Sie mir vorhin selbst versichert haben, den Mann lieben — —"

Er kam nicht zu Ende.

„Herr Doktor," flüsterte sie — und auf ihren Zügen lag das ganze Leiden Jesu Christi — der erschöpfte Ausdruck des ans Kreuz geschlagenen Heilands — „haben Sie Barmherzigkeit — und helfen Sie — ich darf — — ich kann dieses Kind nicht zur Welt —"

Sie brach ab, als erstickte sie am Worte.

„Es handelt sich gar nicht um das Können — es handelt sich um das Müssen, mein Fräulein — darum gewöhnen Sie sich an den Gedanken."

„Herr Doktor, helfen Sie mir!" schrie sie noch einmal gemartert auf.

Er zuckte förmlich die Achseln.

„Liebes Kind, was soll ich da tun?"

„Herr Doktor, es muß doch Mittel geben . . ."

„Bitte, drücken Sie sich etwas deutlicher aus, ich verstehe Sie nicht," entgegnete er kalt.

Sie ließ sich durch diesen Ton nicht abschrecken. Sie sah ihm voll in das Gesicht.

„Es muß unbedingt Mittel geben, um das zu verhindern," stammelten ihre weißen, blutleeren Lippen. „Und ebenso sicher ist es, daß Sie als Arzt diese Mittel kennen."

„Aha, so meinen Sie es. Prosit die Mahlzeit — ich danke schön. Und versuchen Sie es nicht noch einmal, mir etwas derartiges zuzumuten. Das heißt nach dem Bürgerlichen Strafgesetzbuch ‚Verbrechen gegen das keimende Leben' und wird mit Zuchthaus — ich glaube bis zu fünf Jahren — bestraft. Ich verspüre nicht die mindeste Lust, auf meine alten Tage zum Verbrecher zu werden."

Er hatte eine vollkommene Amtsmiene aufgesetzt und in einem trockenen, harten und abweisenden Ton gesprochen, der jede Hoffnung, von dieser Seite könnte ihr Hilfe werden, zu nichte machte.

Er zog seine Uhr.

„Meine Zeit ist um. Adieu, mein Fräulein."

Ruhig zog er sich den Mantel an und griff nach Hut und Stock.

Er war bereits an der Tür, da hörte er, wie sie wimmernd ihn noch einmal zurückrief.

„Sie werden über meinen Zustand zu niemandem reden!"

„Darauf dürfen Sie sich verlassen. Berufliche Dinge sind bei mir begraben."

„Zu niemandem?"

„Nein, zu niemandem."

Als er sie verlassen hatte, wollte die Alte ins Zimmer.

„Frau Schlosser, lassen Sie mich allein!" schrie sie außer sich und verriegelte die Tür.

Was nun — — was nun?

Ein Grauen — ein entsetzliches Grauen schüttelte sie . . . Wo war Gott? . . . Gab es überhaupt ein solches Fabelwesen? . . . Einen Strick nehmen — — sich erwürgen — — Ein Ende machen — — Sie schlug wie eine Geisteskranke den Kopf an die Wand und gab tierische Laute von sich . . . Eher ins Wasser gehen, wo es am tiefsten war, als von diesem Hunde ein Kind zur Welt bringen — — —

Sie riß die Fensterflügel weit auf — wenn sie sich hinausstürzte, war alle Qual vorbei . . . und über diese grausame Komödie, die das Schicksal mit ihr gespielt, fiel der düstere Vorhang des Todes . . . Sie fing kläglich zu weinen an — sie war so jung und sollte schon sterben —

ein unsagbares Mitleid mit sich selbst erfüllte sie. Um ihre Mundwinkel zuckte es schmerzhaft. Das tiefste Weh durchzog ihr armes Herz.

In heimlichen Wünschen hatte sie sich nach einem Kinde gesehnt und von der Stunde als der Erfüllung ihres Daseins geträumt, da sie es Alexander in die Arme legen und er sie, die bleiche, junge Mutter, die alle Qualen mit fröhlichem Mute getragen — stumm an sich ziehen würde . . .

Nun war alles anders . . . ganz anders gekommen . . . Wo lag ihre Schuld — war sie Alexander schuldig? . . . Weshalb wurde unter ihr der Boden abgetragen — und das dunkele Grab für sie aufgeworfen? Winkte ihr die schwarze Erde geheimnisvoll zu, um sie in ihren Schoß aufzunehmen? . . . In einem gläsernen Sarge liegt Ophelia. „Laßt mich! — laßt mich los!" schrie sie wehevoll auf und benetzte die heiße Stirn mit kühlem Wasser . . .

Und nun blühte eine letzte Hoffnung in ihr auf. Der Doktor konnte sich geirrt haben . . . Wie oft hatte sie von Fällen gehört, in denen der Arzt . . . .

In fliegender Hast warf sie ihre Kleider um — und als würde sie von Hunden gehetzt, eilte sie die Treppe hinunter. An wen sollte sie sich wenden — keine Seele kannte sie in dieser großen Stadt, der sie sich hätte anvertrauen mögen. Immer hatte sie fremde Menschen gemieden — aus Angst, Mißtrauen und Sorge, sie könnten sich zwischen sie und Alexander drängen.

Da kam ihr ein rettender Gedanke. Im Sturmschritt jagte sie zur nächsten Konditorei. Sie bestellte sich eine Tasse Kaffee und griff zur Zeitung. Mit fiebrigen Händen schlug sie den Inseratenteil auf. Ihre Augen flogen über die Annoncen. O wie schwer war es, sich da herauszufinden . . .

Ah, endlich, und nun las sie, bis ihr die Buchstaben vor den Augen wirr durcheinander tanzten, daß sie die einzelnen kaum noch zu trennen vermochte. „In diskreten Fragen erteilt Rat und Auskunft Hebamme Bachmann, Hollmannstraße 14." Und an einer anderen Stelle stand: „In schwierigen Frauenangelegenheiten wende man sich vertrauensvoll an Frau Seyffert, Alexanderstraße 27."

Unzählige Angebote, in denen überall mit verschleierten Worten Hilfe und Rettung in Aussicht gestellt wurde, folgten.

Sie entschloß sich kurzerhand, Frau Seyffert aufzusuchen, schon des-

halb weil die Alexanderstraße für sie am schnellsten zu erreichen war. Mit der elektrischen Bahn konnte sie in zehn Minuten dort sein.

Sie strich sich das Haar zurück, zahlte und war wieder auf der Straße — und da hielt auch bereits der elektrische Wagen . . .

Im dritten Stock wohnte Frau Seyffert.

Sie war atemlos, als sie ihr Ziel erreicht hatte, und blieb erst ein Weilchen stehen, um sich zu erholen.

Nun zog sie an der Glocke. Niemand kam. Sie läutete ein zweites Mal — und jetzt hörte sie Schritte, und eine korpulente Frauensperson, etwa in der Mitte der Vierzig, öffnete die Tür.

„Ich möchte Frau Seyffert sprechen."

„Bin ich selber, treten Sie nur ein — womit kann ich dienen?"

„Ich habe die Annonce gelesen," sagte sie zitternd.

„Na ja — womit kann ich also dienen?"

„In der Annonce steht — — "

Sie war dem Weinen nahe und brach fassungslos auf einem Stuhl zusammen.

„Was in der Annonce steht, weiß ich ja selber; das brauchen Sie mir doch nicht zu erzählen. Wo drückt Sie denn der Schuh?"

Die Angelika hatte beschlossen, mit keiner Silbe zu verraten, was ihr der Doktor entdeckt hatte. Vielleicht erhielt sie hier tröstlichere Auskunft. Nur verschämte Andeutungen machte sie.

Die Frau begann nun, sie rücksichtslos zu examinieren.

Die Angelika hätte in die Erde sinken mögen . . . Und nun betasteten sie fremde, rohe Hände . . .

Sie schloß fest die Augen und biß die Zähne aufeinander . . . Diese Tortur ging über ihre Kräfte . . . Eine Ewigkeit dauerte es.

„Sind Sie fertig?" fragte sie fröstelnd.

„Sie können sich wieder anziehn!"

Sie schlüpfte, so rasch sie konnte, in ihre Kleider.

„Nun?" stieß sie flüsternd hervor, und ihr Körper bebte, und alle ihre Pulse flogen, als wollten sich im nächsten Augenblicke die Adern öffnen, damit das arme Blut in Strömen sich entladen konnte.

„Da ist gar nicht dran zu tippen," antwortete die Frau, „Sie sind in andern Umständen."

Die Angelika drehte sich hastig um, damit die Person nicht ihr kreideweißes Gesicht sehen könnte . . . Eine kurze Spanne Zeit war es todesstill, bis die Angelika ihre Fassung wieder gewonnen hatte.

Jetzt hieß es ja stark sein.

„Was ist da zu tun?" fragte sie mit äußerster Ruhe und Selbstbeherrschung.

„Sehr einfach — Sie tragen eben das Kind aus und bringen es zur Welt, wenn es so weit ist."

Versuchte die Frau sie auszuhöhnen — sie drehte sich mit einer raschen Bewegung zu ihr um und sagte mit finster zusammengezogenen Augenbrauen: „Wollen Sie mir helfen oder nicht?" Und mit eisiger Entschlossenheit fügte sie hinzu: „Dieses Kind bringe ich nicht zur Welt."

„Wie alt sind Sie denn, Fräulein?"

„Das tut nichts zur Sache," erwiderte sie schroff. „Ich will zuvörderst wissen, ob Sie mir helfen können."

„Gewiß kann ich."

Diese trockene Antwort erfüllte sie mit Jubel, die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Die Frau sah sie mitleidig an.

„'s ist ein saures Leben," sagte sie. „Das bißchen Liebe muß man teuer bezahlen. Was machen Sie denn für ein böses Gesicht — ich höre ja schon auf."

„Kann es sofort geschehen?" fragte das Fräulein.

„I der Tausend, wo brennt es denn? So eilig haben wir's doch nicht! Acht Tägchen werden Sie mindestens sich noch gedulden müssen."

„Ich habe es viel eiliger, als Sie ahnen, liebe Frau!"

„Wissen Sie auch, daß es eine Stange Gold kostet?"

Die Angelika verfärbte sich. O jemine, daran hatte sie in ihrer Angst und Not noch gar nicht gedacht.

„Bei Ihnen soll es mit einem Blauen abgemacht sein, pränumerando selbstverständlich. — Ist Ihnen wohl zu viel? Na, meinen Sie, daß man so was für sechs Dreier riskiert? — Gehen Sie mal erst zu anderen — da werden Sie Ihr blaues Wunder erleben!"

„Gut — gut," unterbrach sie zitternd den Redestrom der Frau. Sie zog die Mundwinkel tief herab. „Morgen komme ich wieder und bringe Ihnen das Geld . . . ," setzte sie scheu hinzu.

Auf dem Treppenflur blieb sie einen Augenblick stehen. Eine elende Mattigkeit durchdrang sie. Sie hielt sich krampfhaft am Geländer fest — alles drehte sich ihr im Kreise.

„Und wenn ich das Geld stehlen muß — ich schaffe es," flüsterte sie mit weißen Lippen, während sie mühselig Stufe für Stufe nahm.

Und plötzlich blieb sie stehen. Sie fror auf einmal. Waren es die Schauer des Todes, die sie umfingen? . . . „Du mein Gott, hilf mir!“ stammelte sie.

Dann raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen — und schleppte sich heimwärts.

Elftes Kapitel:

Leser, verhülle dein Angesicht und empfinde den Ernst der Stunde, wenn dein Ohr das Flügelrauschen des Todes vernimmt. Ein Menschenherz zerbricht an der Not des Lebens und hört plötzlich zu schlagen auf, nachdem es kaum den ersten Frühling ausgekostet. Leser, werde nicht zum Richter. Was soll das Richten! Wo ist der Mensch, der nicht Schuld auf sich geladen? Uns allen tut Erbarmen not und Begreifen. Was ist Schuld und was ist Sünde? Ach, Leser, wie wir da sind, öffnet sich uns allen über ein kleines die schwarze Erde und setzt über unseren Jammer ihr stummes Verstehen. Wir kommen von den Müttern und gehen ein zu den ewigen Müttern, wo Schmerz und Sehnsucht, Freude und Erfüllung eines sind.

* * *

Sie lag da mit großen und erloschenen Augen und dem geheimnisvollen Wissen, das Freund Hein in letzter Stunde über den Menschen ausgießt.

„Alte Frau,“ sagte sie, und ihre Lippen zuckten nicht mehr, „ich muß sterben.“

Aber während sie die Worte sprach, fühlte sie noch einmal einen stechenden Schmerz — fühlte sie, wie ihr Herz an diesem Leben hing, und wie es vor ihren Augen zu dunkeln begann.

Die Alte beugte sich über sie, als wollte sie mit ihren welken Gliedern dies junge Leben festhalten, und über ein verrunzeltes und trockenes Gesicht rannen große, graue Tränen.

„Nein, nein,“ sagte sie leise schluchzend, „das Kind wird gesund werden — das Kind wird wieder blühen, so wahr es einen Herrgott gibt.“

Da sah die Angelika sie mit einem so wunden Lächeln an, daß die Alte diesen Blick nicht zu ertragen vermochte.

„Geh hinaus, alte Frau. Ich muß mit mir allein sein.“

Nun lauschte sie und hob mühsam den Kopf aus den Kissen. Still

war es, und deutlich vernahm sie die Einsamkeit. Der Kopf sank ihr dumpf zurück, und sie fühlte, wie ganz und gar alle ihre Glieder zerbrochen waren, und wie ihr Herz überströmte von Liebe und Sehnsucht. Dann wurde ihr wieder heiß und kalt. Die Augen fielen ihr zu, und das Dunkel warf über sie ein schweres, schwarzes Tuch.

Aber auf einmal waren alle Lichter entzündet, und ihre Kammer war erhellt von ungezählten Kerzen. Denn neben ihr stand Alexander. Sie hielt seine Hand und sagte nur: „Ich liebe dich.“ Und immer wiederholte sie, so weh ihr war, dies eine Wort: „Ich liebe dich.“

Der Glanz aus ihren strahlenden Augen blendete ihn. Er hätte aufschreien mögen. Doch kein Laut entrang sich ihm, denn dieses war eine stille Stunde, und er fühlte, wie ihre Hand in der seinigen versank — und er sah, wie es über ihre Züge zuckte, wie ihre Pupillen sich weiteten — und er hörte, wie aus ihrer Brust ein letztes leises Seufzen brach . . .

Dieses war das Sterben der Angelika.

* * *

„Diese Zeilen sind für Dich, mein Alexander, ob nun Gottes Barmherzigkeit mir das Leben läßt, oder ob ich von Dir muß. In den Stunden, in denen ich mutterseelenallein in meinen Kissen liege und nur die vier Wände um mich habe, kommen mir die Sterbensgedanken. Alle meine Liebe ist bei Dir, und mir bangt vor dem Tode. Ich kann nicht denken, daß ich so jung von Dir soll. Weder Mutter noch Vater habe ich gekannt und nichts von Liebe gewußt, bevor wir uns sahen. Habe ich Dich gequält, mein Alexander, so quälte ich Dich aus Liebe und Angst. Du hast eine Mutter gehabt, die an Deinem Bette saß und für Dich zum lieben Gott betete, wenn überhaupt ein Gebet aus ihrem Munde kam. Von alledem weiß ich nichts. Ich bin verheult auf die Landstraße gelaufen, weil ich als kleines Ding im Hause fremder Menschen es nicht auszuhalten vermochte. Ich bin eine Komödiantin geworden und wußte selbst nicht wie. Und dann kamst Du, auch ein armer Junge, ohne Heimat, ohne Vater und Mutter, vergrämt wie ich. Ich hing mich an Dich, denn all mein Glück empfing ich von Dir. Und in dieser Stunde mußt Du es mir glauben, daß alle Erfolge, die ich hatte und am Ende noch haben werde, wenn Gott mich gesund macht, mir schal und leer erscheinen, sobald ich sie mit meiner Liebe zu Dir vergleiche. Ach, Alexander, ich weiß, daß ich Dich mehr geliebt habe, als Du mich. Wo waren oft Deine Gedanken? Und wie verzweifelte ich, wenn Du Deine Stirn in Gott weiß wie viele Falten zogst und weit von mir warst. Wie haßte ich alle diese Gedanken, alle diese Sorgen, die Dich von mir trieben. Es gab wohl Stunden, in denen ich glaubte, ich könnte Dich verlassen und mich auf meine eigenen schwachen Füße stellen, Komödie spielen,

Erfolge erringen und leben wie die anderen — heute mit dem und morgen mit jenem. Ich weiß jetzt und habe es im Grunde immer gewußt, daß ich nur im Zorn, und wenn ich mich von Dir mißhandelt fühlte, mich selber betrog. Denke nicht, daß ich jetzt Dir Vorwürfe machen will. Mein Herz ist voll Liebe zu Dir, und wenn Du mir je Böses tatest, — und ich glaube, daß alle Menschen sich Böses tun — so habe ich das längst vergessen. Nur an das Gute erinnere ich mich. Und zuweilen beschleicht mich zudem noch die Angst, ich hätte Dich gestohlen — wie ein Dieb wäre ich im Dunkel zu Dir geschlichen und hätte Dich gestohlen. Ach, Alexander, sieh mich mit guten Augen an, wenn Du dieses liest. Ich bin so elend geworden, wie ich es in meiner dunkelsten Stunde mir nicht hätte träumen lassen. Erst in meinen entsetzlichen Schmerzen habe ich wieder die Hände gefaltet und gebetet. Vorher dachte ich nur das eine: Es ist alles Lüge. Es kann wohl einen Teufel, aber es kann keinen Gott geben, denn Gott kann nicht zulassen, daß einem Menschen Leid geschieht, wie mir geschehen ist. Wie soll ich es Dir nur erzählen, Alexander! Ich kann nicht leben mit einer Lüge, und ich kann nicht sterben mit einer Lüge. Ich kann wohl lügen und habe es gewiß oft in meinem Leben getan. Aber in dieser Sache Dich zu belügen vermag ich nicht, auch wenn ich darüber in Stücke gehe und Du mich von Dir stößt, weil Dein Zorn stärker ist als Dein Erbarmen und Dein Verstehen. Kannst Du es überhaupt begreifen — frage ich mich, denn in meinen eigenen, armen Kopf ist es nicht gegangen. Und nun, da ich Dir Rechenschaft ablegen will, überkommt mich ein furchtbares Gefühl der Scham, und ich spüre auf der Zunge einen so widerwärtigen und üblen Geschmack, daß ich . . .

Ich habe nicht weiter schreiben können. Mein eigenes Schluchzen zerriß mir das Ohr. Ich kann nicht. Herr, mein Gott, hilf mir! Ich bringe es nicht über die Lippen — ich vergehe vor Qual. Kann sich ein Mann so schämen wie eine Frau? Es ist wohl das Beste, wenn ich sterbe. Du müßtest mich viel mehr lieben, als Du mich in Wahrheit liebst, mein Alexander, damit ich über dieses Grauen hinwegkäme. Gute Nacht, mein liebster Mann, ich bin so müde, daß Hand und Hirn mir wehe tun. Ich fühle, wie ich den Zusammenhang mit mir selbst verliere — als wenn ich schon unten in der schwarzen Erde läge. Gute Nacht, mein lieber Alexander.

* * *

Die Zähne zusammenbeißen, die Augen schließen, um die Kräfte und den Mut zu finden. Ich habe im Grabe keine Ruhe, Alexander, wenn Du mir nicht aufs Wort glaubst. Du mußt mir glauben, Alexander, daß ich nicht freien Willens war, als dieser schlechte Mensch über mich herfiel . . . Ich war an jenem Abend mit ihm gegangen, um Deinetwillen, Alexander. Ich hatte eine entsetzliche Furcht, daß Deine ganze Zukunft durch jenen Streit auf der Bühne vernichtet wäre. In dieser Angst ging ich zum Direktor. Was nun kommt, mußt Du Dir alles selber

ergänzen. Was der Mensch mit mir tat, wie er es tat, vermag ich nicht niederzuschreiben. Alles um mich ist dunkel und verworren. Ich finde keine Erklärung. Ich weiß nur, daß ich in meinem Willen gelähmt war und kein Bewußtsein von mir selbst hatte. Es gibt dennoch keine Entschuldigung. Das Leben ist so rätselhaft, daß ich es nicht begreife. Ich bin nicht schuldig und fühle doch, daß ich schuldig bin. Kein Mensch hilft mir, und auch Gott hat nicht geholfen in dieser meiner Bedrängnis.

Und nun kommt das Schlimmste. Immer habe ich es mir im Innersten gewünscht, Mutter zu werden, ein Kind von Dir in den Armen zu halten und es großzuziehen. Es sollte im Leben mehr Liebe haben, als mir beschieden war. Das hat Gott nicht gewollt. Aber warum wollte Gott, daß ich . . . Spürst Du, Alexander, wie ich zittere, wie meine Lippen weiß werden und meine Augen funkeln — nun, da ich das Letzte aussprechen muß. Gott hat gewollt . . . nein, ich kann nicht . . . ich kann nicht . . . ich kann nicht . . .

Hier steht es geschrieben — mit kaltem Blute geschrieben: Gott hat gewollt, daß aus diesem Verbrechen Leben wuchs. Warum hat Gott das gewollt! . . .

Ich bin stärker als Gott gewesen. Ich habe zu mir gesprochen: Aus dieser finsteren Stunde wird kein Leben wachsen. Der Doktor, vor dem ich in die Knie zusammenbrach und den ich um Hilfe anflehte, hat mich zurückgestoßen und kalt lächelnd mir erklärt, daß darauf Zuchthaus stünde. Wenn es so ein Gesetz gibt, so mögen das die Menschen mit sich abmachen. Ich ginge lieber ins Zuchthaus, ehe ich . . .

Genug von alledem. Du weißt, was Du wissen mußtest. Und nun liege ich mit zerbrochenen Gliedern da. Der Herr Doktor kann stolz darauf sein, daß er mir nicht geholfen hat. Wenn er mir den Totenschein ausschreibt, so soll er mir nicht ins Gesicht sehen. Er hat mich auf dem Gewissen.

* * *

Ich gehe von Dir, Alexander. Mein letzter Blick gehört Dir, und mein Auge sucht Dich, solange noch ein Schimmer von Licht in ihm ist. Lebe wohl, mein geliebter Mann. Küsse mich noch einmal und vergiß mich nicht."

Zwölftes Kapitel:

Auf der Treppe begegnete er dem Diener.

„Ist der Direktor zu Hause?" stieß er hervor, und er selbst war betroffen von dem Ton seiner Stimme, die völlig heiser klang.

„Der Direktor ist da, aber er schläft; ich soll niemand zu ihm lassen, und ich selber muß jetzt — — —"

Alexander unterbrach den Redeschwall des Bedienten, indem er gebieterisch ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

„Schließen Sie mir nur getrost auf!" befahl er. „Der Direktor hat mich herbestellt. Ich warte, bis er wach wird."

Der Diener zauderte einen Augenblick.

Er sah den verhärmten jungen Menschen ein Weilchen prüfend an. Dann sagte er mitleidig: „Ja, ja, Sie haben Schweres durchgemacht, wenn man bedenkt, wie jung sie war."

„Lassen Sie das," fiel ihm Alexander barsch ins Wort, und über sein Gesicht zuckte es beständig.

Der Diener schritt voran und öffnete die Entreetür.

„Sie werden aber Geduld haben müssen," meinte er. „Wenn der sich einmal legt, steht er so bald nicht wieder auf. Er hat einen gesunden Schlaf."

„Er schläft also gut?" fragte Alexander und lächelte auf einmal fremd und seltsam.

„Wie eine Ratte schläft er," erwiderte der Bediente.

Der Schlüssel knarrte.

„So," sagte er vorangehend. „Hier im Salon können Sie warten. Machen Sie sich's bequem."

„Störe ich hier auch nicht?" fragte Alexander.

„Ne, ne, hier können Sie sich ganz ungeniert aufhalten. Das Schlafzimmer liegt hinten. Es ist ein langer Korridor dazwischen, da hört er Sie nicht. Adieu, Herr Oblomoff. Vielleicht treffe ich Sie noch, wenn ich wiederkomme."

„Das kann schon sein — wenn Sie nicht zu lange bleiben."

„'ne kleine Stunde wird's schon dauern. Er hat heute abend nach der Vorstellung Herrengesellschaft. Da muß ich noch allerhand besorgen. Gott befohlen, Herr Oblomoff . . ."

Alexander lauschte angestrengt. Er schlich zur Entreetür und horchte in gebückter Haltung, bis die Schritte des Dieners verhallt waren. Dann richtete er sich auf und fuhr mit der Hand über das Haar, als wollte er sich selber beruhigen. Auf den Zehen durchmaß er den Korridor. Vor einer Tür blieb er instinktiv stehen. Hier mußte es sein. Er faßte die Türklinke und trat ein.

Da — auf der breiten Chaiselongue — in eine Decke gehüllt — lag der Bursche und zuckte jäh bei seinem Anblick zusammen.

Mit einer raschen Bewegung hatte Alexander die Tür abgeschlossen und den Schlüssel in seiner Tasche verschwinden lassen.

„Was wollen Sie denn hier? Was fällt Ihnen denn ein, in mein Schlafzimmer zu dringen? Sind Sie verrückt geworden?"

Der Direktor war aufgesprungen und rieb sich mit dem Ärmel die Augen, als wäre er im ungewissen, ob er wachte, oder ob ein böser Traum ihn narrte.

Alexander ließ ihn nicht aus den Augen, als hätte er die Macht, ihn mit seinen Blicken zu durchleuchten.

„Seien Sie ganz ruhig," sagte er leise, „hören Sie!" Und in dem nämlichen, gedämpften Ton wiederholte er: „Ganz ruhig sollen Sie sich verhalten." .

Der Direktor gewann scheinbar seine Haltung wieder. „Wenn Sie mich zu sprechen wünschen," sagte er, indem er sich stellte, als sei er vollkommen gefaßt, „können wir ja nach vorn gehen." Dabei machte er eine einladende Handbewegung.

„Ich danke," erwiderte Alexander. „Dieser Raum genügt mir."

Der Direktor fing plötzlich zu lachen an. Er gab sich die Miene, als amüsierte er sich köstlich.

„Das ist ja höchst spaßhaft. Wollen Sie mir hier eine kleine Soloszene vorspielen? Nicht nötig, lieber Freund, nicht nötig."

„Treiben Sie mit mir keine Possen!" sagte Alexander. „Kurz — ich sollte meinen, Sie — Sie kennen den Zweck meines Besuches?"

„Keine Idee! . . . Nicht die leiseste Ahnung!"

„Dann setzen Sie sich gefälligst," entgegnete Alexander. „Unser Geschäft, denke ich, wird nicht lange dauern."

„Wollen Sie zunächst die Tür wieder aufschließen?" fragte der Direktor. Seine Stimme klang gereizt, und seine Züge waren plötzlich in Angst getaucht und verzerrt.

„Das will ich unter keinen Umständen."

„Dann werde ich Ihnen beweisen . . ."

Er wollte an Alexander vorüber. Aber dieser trat ihm in den Weg, und während die Adern an den Schläfen ihm plötzlich hervortraten und über der Nasenwurzel sich die Stirn in tiefe Falten furchte, sagte er kaum hörbar: „So wie wie Sie sich von der Stelle rühren, oder auch nur sich mucksen, schieße ich Sie wie einen tollen Hund nieder. — Und ich mache Ernst," fügte er hinzu, und holte aus der Rocktasche einen Revolver.

Der Direktor taumelte zurück.

„Sind Sie denn bei Sinnen?" stammelte er, während auf seine blutleeren Lippen Schaum trat.

„Wollen Sie sich jetzt setzen!"

Wie ein Hilfloser brach der Direktor auf dem Diwan zusammen.

Alexander setzte sich rittlings auf den ersten besten Stuhl, stützte die Arme auf die Lehne und ließ keinen Blick von dem Manne.

„Sie wissen, weshalb ich hier bin."

Der Direktor schüttelte wehevoll den Kopf.

„Nicht eine Sterbensahnung habe ich," brachte er zitternd hervor.

Alexander erhob sich langsam. Ganz dicht trat er vor ihn hin.

„Dann sollen Sie es durch mich erfahren."

Der Direktor stieß einen gurgelnden Schrei hervor.

„Seien Sie mäuschenstill. Noch tue ich Ihnen nichts. — Also nicht eine Sterbensahnung haben Sie? Das ist ja amüsant."

Dem Manne brach der Angstschweiß aus allen Poren. Er sah zitternd und in Todesangst auf diesen jungen Menschen, der starr und unbeweglich, mit harten, erbarmungslosen Augen in sein Innerstes dringen zu wollen schien.

„Sagen Sie es mir," stieß er leise und scheu hervor.

Bei diesen Worten brannte ein weißliches Feuer aus seinen Augen.

Da verließ den Alexander seine mühsame Ruhe und Selbstbeherrschung. Sein Gesicht verdunkelte sich plötzlich und nahm einen so schmerzhaften und gramverzerrten Ausdruck an, daß der Direktor unwillkürlich zurücktrat.

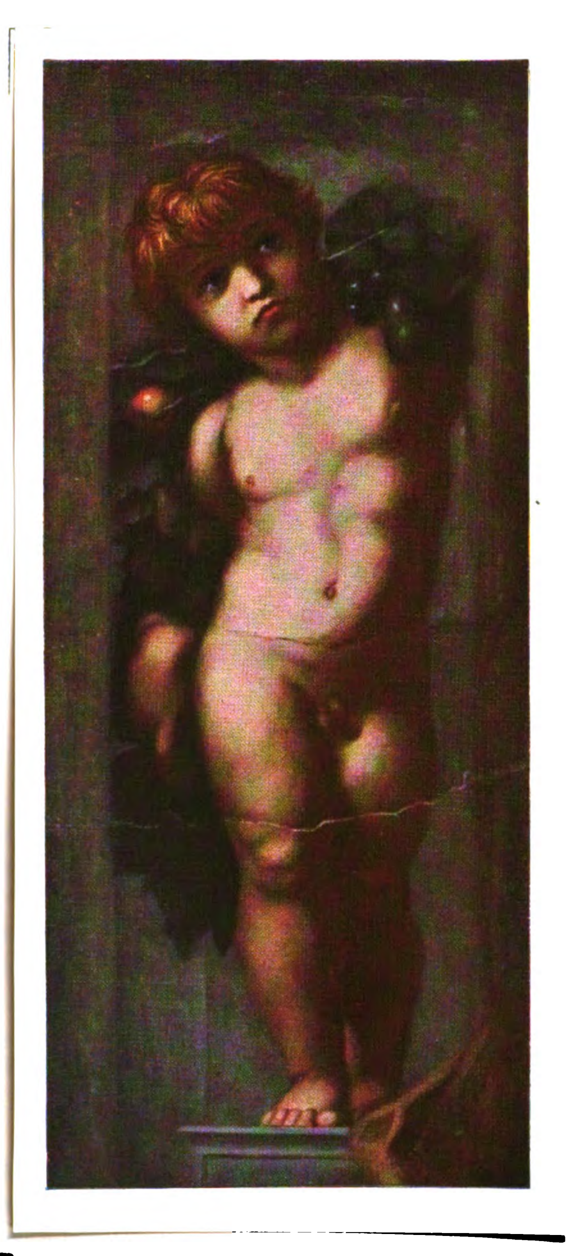
„Sie Hund Sie!" rief er aufschäumend. „Ich soll Ihnen erst sagen, wer die Angelika auf dem Gewissen hat? . . . Sehen Sie mir in die Augen und leugnen Sie, wenn Sie können."

Da schlug der Direktor den Blick zu Boden. Er fühlte auf einmal, wie die Füße ihm abstarben und eine eisige Kälte seine Glieder lähmte.

Eine Weile war es in dem Zimmer totenstill. Der Direktor saß zusammengekauert da und rührte sich nicht. Dann schien er plötzlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein.

„Was wollen Sie von mir?" sagte er und richtete sich mühsam auf. „Wollen Sie mich ermorden? Tun Sie es. Ich bin wehrlos. Aber machen Sie schnell . . . Machen Sie um Gottes willen schnell . . . Ich halte das nicht länger aus."

Um Alexanders Lippen zuckte es. „Nein, ich will Sie nicht ermorden," sagte er, „obwohl das vielleicht das Einfachste und Schnellste





Raphael: Putte mit Guirlande.
Zum Essay von Paul G. Konody.



wäre. Ich will mich mit Ihnen schlagen, und zwar auf der Stelle wollen wir unseren Handel austragen. Sie sollen sich verteidigen dürfen."

Der Direktor schüttelte den Kopf.

„Ich will nicht," entgegnete er kurz. „Schießen Sie mich tot . . . Tun Sie, was Sie wollen. Nur machen Sie es kurz . . . Quälen Sie mich nicht länger."

„Sie werden sich mit mir schlagen! Verstehen Sie mich?"

Und auf einmal warf er sich über ihn, um ihn nach kurzem Ringen niederzuzwingen. Eine Sekunde würgte er ihn am Halse, als wollte er ihm die Kehle zuschnüren. Dann ließ er die Arme schlaff fallen, und sein Gesicht wurde qualvoll. Er fühlte auf einmal, daß er nicht morden konnte. Ja, wenn es ein ebenbürtiger Gegner gewesen wäre, mit dem man sich ehrlich hätte schlagen können — einer, der seine Knochen mit Anstand und Mut bis auf den letzten Blutstropfen verteidigt hätte — den würde er im regelrechten Kampf dahingestreckt und das Strafgericht vollzogen haben. Aber diesem elenden Schwächling, dem die Todesfurcht aus den Augen brannte, das Lebenslichtlein auszublasen, erschien ihm auf einmal ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Gefühl des Ekels überkam ihn. Solch ein Totenopfer entweihte die Angelika. Er kniete noch immer auf der Brust des Direktors, dessen Arme er freigegeben hatte, und starrte wie bewußtlos in die Leere.

Plötzlich wurde ihm dunkel vor den Augen . . . Er spürte einen kurzen Schmerz . . . und taumelte bewußtlos zurück.

Schwer aufatmend erhob sich der Direktor.

Mit einem blöden Lächeln besah er das blutige Messer, mit dem er sich hinterhältig seines gefährlichen Angreifers entledigt hatte.

Er trat vor den Spiegel, der seine aschfahlen Züge wiedergab, und taumelte zum Waschtisch. Mechanisch tat er die Hände in das kalte Wasser. Dann sah er sich scheu um und betrachtete den Daliegenden.

„Ich wollte das nicht," murmelte er vor sich hin, „ich wollte das nicht."

Er bückte sich und suchte nach dem Schlüssel . . . Aha, da lag er auf dem Boden. Er war aus Alexanders Tasche gefallen.

Er wollte die Tür aufschließen. Aber die kraftlose Hand versagte.

„Was nun?" stammelte er.

Wieder drehte er sich scheu um.

Er nahm ein Tuch und legte es über Alexanders Gesicht. Er konnte diese Züge nicht sehen . . . War er tot? Lebte er? . . .

In diesem Augenblicke hörte er die Schritte des Dieners. Er warf sich einen Rock über. Und nun gelang es ihm, die Tür zu öffnen, die er hinter sich wieder abschloß. Mit schlotternden Knien trat er dem Bedienten entgegen.

„Der Oblomoff hat da drin einen Selbstmordversuch gemacht," sagte er zitternd. „Verstehen Sie nicht etwas von Heilkunde? Kommen Sie mal herein. Der Mensch darf doch nicht verbluten."

Der Diener sah ihn voll Entsetzen an und folgte ihm auf dem Fuße. Und nun trugen Sie ihn auf das Sofa.

Ein leises Stöhnen drang aus Alexanders Brust.

„Gott sei Dank — er lebt. Machen Sie ihm mal die Weste auf. Und nun bleiben Sie hier, während ich an den Theaterarzt telephoniere."

Nach einer Weile kam der Direktor zurück, während der Diener Alexanders Brust frei gemacht und auf die Herzgegend und die wunde Stelle ein nasses Tuch gelegt hatte.

„Wie heißt denn der Mensch, der seit einiger Zeit immer ins Theater kommt und ihn abholt?" fragte der Direktor und wischte sich die nasse Stirn ab.

„Bardeleben heißt er und ist ein Maler."

„Machen Sie seine Adresse ausfindig, nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie ihn schleunigst her. Sprechen Sie zu keinem Menschen von dem, was hier vorgefallen ist. Hören Sie?"

Der Diener nickte.

Draußen an der Glocke wurde scharf gezogen.

„Öffnen Sie rasch. Ich bin für niemanden zu Hause. Nur den Doktor lassen Sie herein."

Ein Weilchen später trat der Arzt in das Zimmer.

„Sehen Sie, was hier zu machen ist," stieß er hastig hervor. „Dieser Mensch hat mich ermorden wollen. Es ging auf Tod und Leben. Ich konnte mir nicht anders helfen."

Der Doktor beugte sich mit tiefernstem Gesicht über Alexander und horchte auf dessen Herztöne.

„Hm, hm," machte er. „Das ist eine böse Geschichte. Ich kann nur einen Notverband anlegen. Der muß sofort ins Krankenhaus."

„Lebt er denn noch?" fragte der Direktor ganz leise.

Der Doktor überhörte die Frage — nur mit Alexander beschäftigt.

Eine endlose Zeit verstrich. — — —

Dann rasselte wieder in der Entreetür der Schlüssel, und bald darauf erschien Herr von Bardeleben.

Dreizehntes Kapitel:

Bist du armer, geschundener Mensch noch einmal zurückgekehrt in jenes alte Haus, in dem vor Jahr und Tag die mageren Arme eines kleinen Mädchens sich sehnsüchtig dir entgegenstreckten. In jenes Haus, in dem du — ein Betteljunge — mit stolz zurückgeworfenem Nacken an der Tafel derer von Sydow gesessen . . . Kam dir in heißen Fieberträumen jene Stunde wieder zum Bewußtsein, in der die kleine Elisabeth vom Fenster herab auf den dunklen, geheimnisvollen Weiher wies — fest entschlossen, den Todessprung zu wagen, wenn du nicht deine to'‹en Mordgedanken fahren ließest . . . Lagst mit geschlossenen Augen da, als sie dich in das Haus trugen, vor dem immer noch die hohen Pappeln wie Schutzheilige Schirm und Wacht halten. Und hörtest nicht im Schloßhof den Springbrunnen rieseln, an dessen Rande so oft die kleine Elisabeth gesessen und pochenden Herzens auf dich gewartet hatte. Sahest auch nicht, wie sie aus dem runden Torweg trat, die zuckenden Lippen herb geschlossen, ganz in Schwarz gekleidet — das blasse Gesicht verhärmt, vom Ernst des Lebens gezeichnet . . .

Wirre Laute stammelt dein trockener Mund. Und schlägst du die Augen auf, so blickst du irre um dich, von einem dunklen Todesdrang erfüllt — du Armer, du Gescheiterter, du Zerbrochener. Warst freilich nicht mit tausend bunten Wimpeln ausgezogen. Aber die Kraft der Jugend hatte auch dich erfüllt, und auch in deinem Herzen hatten Sehnsucht und Hoffnung geblüht.

Und nun liegst du — in weißen Kissen gebettet — und Tag und Nacht hält die Baronesse Elisabeh von Sydow, des alten Hauses junge Herrin, an deinem Bette Wacht, räumt niemandem diesen Platz ein und lächelt nur stumm und qualvoll, wenn Herr von Bardeleben oder die alte Therese leise zur Schonung drängen. Und du stöhnst aus wunder Brust — ahnst nicht, wie jeder deiner Seufzer dem Fräulein ins Mark schneidet. Nur zuweilen geht dein Atem ruhiger, wenn ihre schmale, kühle Hand auf dein armes Herz sich legt . . . Dann huscht wohl ein verlorenes Lächeln um den vergrämten Mund des Fräulein von Sydow.

Auf dem Korridor stecken sie die Köpfe zusammen, gehen auf den

Fußspitzen und lauschen verängstet an der Tür des Krankenzimmers. Treue Geister, die um dich sorgen und bangen.

Und aus dem Schloßhof tönt leise die Harmonika in deine Krankenstube.

Und neben dem Invaliden sitzt die Alte mit dem dünnen weißen Scheitel und den noch immer blitzenden Augen, die jetzt versonnen und nachdenklich in das erste junge Frühlingsgrün blicken . . .

Wer hat den beiden Alten von der Landstraße auf dem Schloß eine Heimstatt bereitet?

Ach, Leser, du hast es längst erraten.

In einsamen Stunden mochte die Baronesse davon geträumt haben, daß der Invalide ihr zur Hochzeit aufspielen, während die Alte aus ihrer Lebensweisheit das köstlichste Wort schöpfen würde, um der Stunde die Weihe zu geben. Und neben beiden würde die Therese stehen, die verheulten Augen in der Schürze bergend, trunken vor Rührung . . .

Wo sind die Träume der Jugend . . . Kommt das Leben wie ein Unwetter dahergebraust und fegt die Träume hinweg. Und nichts bleibt, als eine schmerzhafte Erinnerung und ein Leben ohne Süße.

* * *

Sie standen alle an seinem Bett — die Baronesse Elisabeth von Sydow, Herr von Bardeleben, die Handelsfrau, der Invalide und die Therese. Denn die „Krisis", wie der Arzt es genannt hatte, war vorüber und sein Leben außer Gefahr. Und alle Gesichter waren verklärt von verhaltener Rührung, und jeder trat an ihn heran und streichelte liebkosend seine Hand. Und aus jedem dieser stummen Blicke sprach ein lautes Dankgebet und ein Bekenntnis einfältiger Liebe. Aber dann gab Herr von Bardeleben allen ein Zeichen, und lautlos verließen sie die Krankenstube.

Und nun war die Elisabeth mit ihm allein. Er richtete sich in den Kissen empor und sagte mit verhaltener Stimme: „Setze dich zu mir, Elisabeth."

Sie tat, wie ihr geheißen, wie in der Kinderzeit, da sie seinem Wort und seinem Willen sich unterwürfig gefügt hatte. Und demütig blickte sie zu ihm auf. Wie oft hatte sie während seiner Krankheit immer wieder diese herben Züge zu ergründen versucht, die seinen Schmerz und seinen Trotz, den Kampf und die ganze Bitterkeit seines Herzens widerspiegelten.

„Sieh mich an mit guten Augen," begann er kaum hörbar. „Ach nein," unterbrach er sich, „du tust es, ohne daß ich dich darum bitte, und weil du es tust, empfinde ich um so schwerer alle meine Schuld."

„Nicht davon reden," sagte sie zitternd. Und es war ihre alte Stimme mit dem silbernen, feinen Klang, der ihn all die Jahre wie eine stille Musik begleitet hatte.

Seine Miene verdunkelte sich bei ihren Worten, und seine Augen weiteten sich, so daß ihr bange wurde.

„Doch," sagte er, „über alles das muß ich mit dir sprechen — ich fühle es. Woher soll ich sonst die Luft nehmen, um zu atmen."

Über ihr blasses Antlitz, aus dem die großen Augen in unverbrüchlicher Liebe strahlten, zuckte es.

„Ich glaube nicht," fuhr er fort, „daß ich noch einmal die Kraft finde, um von neuem zu beginnen. Nein, nein, mir ist es, als ob ich dreimal schuldig wäre und auf und davon müßte."

Sie beugte sich über ihn, damit er ihr trostloses Gesicht nicht sähe.

Er hielt sie fest umschlungen und fuhr leise fort: „Vergiß mich und verzeih mir nicht, versteh mich und vergib mir nicht, denn mir ist nicht zu vergeben. Immer habe ich im Leben Liebe empfangen — zuerst von der Mutter, die um meinetwillen das Dasein wie eine schwere Bürde geschleppt, um meinetwillen sich zuschanden gearbeitet und jeden Tropfen ihres Blutes für mich hergegeben hat. Dann von dir. Du glaubtest an mich von ganzem Herzen, und ich schritt über deinen Glauben hinweg wie über armselige Scherben. Und wieder habe ich nichts als Liebe erfahren von der Stunde an, in der die Angelika in meinen Weg trat. Ach Gott," sagte er, „wie soll ich dir von ihr erzählen? Ich habe sie in den Tod getrieben, ohne ihre Liebe und Güte zu begreifen. Immer habe ich empfangen und zum Dank dafür denen, die mich liebten, nur Leid zugefügt. Und wie ein Irrer bin ich an aller Liebe vorbeigegangen, nur von meiner Erbärmlichkeit erfüllt, immer suchend und tastend, auf welchem Wege ich für mich Gewinn herausschlagen könnte. Ach, Elisabeth, wehre nicht ab. In dieser Stunde müssen alle Hüllen fallen, nun ich mich in meiner Erbärmlichkeit aufgespürt habe. Warum bin ich, wie ich bin? Nun liege ich zerbrochen da, der ich selbst zerstörte und zerbrach, was mir das Leben schuf. Elisabeth, ich kann nicht mehr, und es ist eine letzte Bitte, die ich dir allein ausspreche: Beiße die Zähne aufeinander und wende dich von mir. In allen Taschen trage ich das Unglück.

Mein Hirn ist ausgebrannt, und das Herz ist leer. Ich bin einer, der zu nichts mehr nütze ist."

Bei seinen letzten Worten vermochte sie nicht mehr an sich zu halten. Ihr ganzer Körper war vom Schmerz geschüttelt.

„Tu mir das nicht an," sagte sie laut schluchzend. „Verliere dich nicht von neuem, nun ich dich endlich wiedergefunden. All die Jahre — von der Stunde an, in der mich der Papa in die Schweiz schickte, damit ich nichts mehr von dir sähe und hörte, bis zu seinem Tode bin ich bei dir gewesen. Und als ich erfuhr und wußte, daß du für mich verloren warst, da habe ich auf den Knien gelegen und nur den einen Gedanken gehabt: ich müßte fort, fort aus dieser Welt, in der es für mich nichts mehr zu schaffen gab. Und wenn nicht die Therese wie ein Hund hinter mir her gewesen und mich auf Schritt und Tritt bei Tag und Nacht bewacht hätte — was wäre wohl aus mir geworden. Und dann bin ich auf die Suche gegangen und habe mir die Menschen von der Landstraße geholt, mit denen wir die letzten Stunden zusammen gewesen sind. Und über mich kam plötzlich die Gewißheit, daß du eines Tages über diese Schwelle treten würdest, und daß ich auf dich warten müßte. Ich habe um dich geweint in vielen bitteren Stunden, aber, lieber Alexander Oblomoff, nie habe ich dich für schlecht und niedrig gehalten, und immer habe ich geglaubt, daß es so hat kommen müssen. Und nun bist du bei mir und klagst dich selber so furchtbar an. Ach, liebster Freund, merkst du denn nicht, daß du elend und schwach bist und vor den Augen eine Binde trägst und nicht zu sehen vermagst? Warum liebten wir dich von ganzer Seele — die Mutter, die Angelika — — und auch ich?" setzte sie leise hinzu. „Weil du anders und besser bist als jene, die achtlos an sich und dem Leben vorübergehen. Du hast es von klein auf schwer genommen, hast in dir geschaufelt und gegraben, um bis auf den Grund deines Herzens zu dringen, hast dir das arme Hirn wund gerieben, um hinter das dunkle Rätsel deines eigenen Daseins zu gelangen. Hast niemals in der Jugend ein Lachen vernommen, wie andere glückliche Kinder, und wärst ohne dein armes Mutterle elend verkommen. Aber wir sahen deinen Kummer und deines Herzens Reinheit. Und ob du auch trotzig schwiegst — vielleicht ahnten wir doch, was für kummervolle Gedanken hinter deiner Stirn die Tage und die Nächte arbeiteten. — Klage dich nicht an, Alexander, zerbrich mir nicht, denn sonst zerbrichst du mich. Bleibe bei mir, denn ohne dich ist mein Leben schal. Ich kann nicht auf dich gewartet haben um dieses Endes willen."

Er blickte mit Todestraurigkeit zu ihr empor.

„Reinen Herzens seid ihr," antwortete er leise. „In mir wuchs nichts als elende Begier — ein törichter Hansnarr, der auf die Höhe wollte, ohne die Luft da oben zu vertragen, und beim ersten Aufstieg kläglich abstürzte. Ach, Elisabeth, ich bin fertig, wie ein Mensch nur fertig sein kann."

Da schlang sie ihre Arme fest um ihn. Und ihre Augen durchleuchteten ihr ganzes Gesicht.

„Ich liebe dich, und darum bist du ohne Schuld. Ich liebe dich. Und wenn du mich von dir stößt, so folge ich dir immer wieder, weil ich dich liebe."

Er sank in die Kissen zurück, und sein verhärmtes Antlitz wurde weiß wie der Schnee, der sich wie ein Leichentuch auf die schwarze Erde senkt. Aber dann glitt ein dürftiges Lächeln für eine flüchtige Sekunde über seine Züge. Er schloß die Augen, von tiefer Müdigkeit überwältigt.

Dieses Lächeln blühte in ihrer Seele auf.

* * *

Sie küßte ihn auf die Stirn und saß stumm, mit gefalteten Händen, an seinem Lager. Ganz leise drangen die verhaltenen Töne der Ziehharmonika an ihr Ohr.

Und nun hob und senkte sich regelmäßig seine Brust. Gott hatte ihm Schlaf gegeben. Auf den Fußsohlen verließ sie das Zimmer.

Unten im Schloßhof standen die Getreuen. Der Invalide hatte gerade zu spielen aufgehört.

„Für sein ganzes Sündenleben möchte man ihm Pardon geben," sagte die Handelsfrau, „weil er Musik im Leibe hat."

Aber beim Anblick der Elisabeth verstummte sie für einen Augenblick. Dann ergriff sie die Hand des Fräulein von Sydow, beugte plötzlich ihren krummen Rücken und küßte sie.

Die Baronesse wehrte heftig ab.

„Das Fräulein mögen in Gnaden den Handkuß gestatten." Und tief ernst fügte sie hinzu: „Es läßt sich in dieser Welt noch leben, dieweil es so viel Liebe gibt."

Und gleichsam segnend breitete sie ihre alten dürren Hände aus.

Diesen Segen empfing die Elisabeth von Sydow wie eine Verheißung Gottes.

Franz Blei:
Fußnoten und Glossen.

Die unverständlichen Dichter. Unlängst wurde einem Verleger ein Buch angeboten: „Wie lernt man schreiben?" Eine Art Vademekum zu einem „schönen Stil", mit naiver Preisgabe sämtlicher schlechten Journalistenkniffe an jedermann. Ein Buch: „Wie gewöhnt man sich das Schreiben ab?" wäre gegenüber der allzu großen Zahl schreibender Deutscher — nicht deutsch Schreibender — ein verdienstlicheres Unternehmen. Wer hat nicht schon das kritisch abtuende Urteil über Schriften einiger unserer schönsten neueren Dichter gehört: sie seien „unverständlich"? Und solches Urteil nicht etwa von gänzlich Unberufenen, sondern von Männern, die von einem neuen Musikstück sehr zurückhaltend sagen, man müsse es öfter hören, bevor man in Worten den Eindruck formulieren könne. Das Gedicht scheint ihnen weniger Zeit zu verdienen. Die „unverständlichen" Dichter — auch Prosaisten gehören dazu — und „Wie lernt man schreiben?", dürfte da nicht ein Zusammenhang sein? Die tägliche Lektüre der Zeitung, die sich naturgemäß an ein Publikum etwas unter dem Durchschnitt wendet und daher dessen Jargon und Art haben muß, hat ein leichtes Hinlesen gezüchtet, das sich nichts als unterrichten will, wissen will, was geschehen ist oder wird. Die Zeitung arbeitet mit der Wichtigkeit der Inhalte, versetzt tagtäglich den Gehirnen der Leser diese Suggestion von der Wichtigkeit des verstandesmäßigen Wissens um alles, was passiert und gemacht wird. Als Form dieser Mitteilung ist die gemeinste die beste, da es ja nur auf den Inhalt ankommt. Dem Gebildeten ist die Zeitung eine rasche Lektüre. Er weiß, daß er sie nicht ihrer schönen Sprache wegen liest, und lacht über das Klischee des Bildausdrucks, den witzigen Feuilletonisten, den weitausschauenden Leitartikler, den melodramatischen Lokalreporter. Aber alles das nimmt das Gehirn des Gebildeten doch Tag für Tag widerstandslos auf. Und bildet in ihm eine Neigung heraus, alles Gedruckte in der gleichen mühlos raschen Weise lesen zu wollen wie die Zeitung, in der

gleichen Weise des Verstehens mit banalstem Verstande. Man weiß: leidenschaftliche Zeitungsleser sind nie Bücherleser. Bücher verlangen ein anderes Tempo und einen anderen Verstand, eine andere Art des Verstehens. Die „unverständlichen" Dichter werden es einem bleiben, der sie wie die Zeitung lesen will: bloß einmal und hundertmal schneller als der Dichter geschrieben hat, und eingestellt auf verstandesmäßig begreifbare Tatsachen. Daß die Zeitung sich mit einem Minimum von Grammatik begnügen muß und damit ihren fleißigen Leser der ganzen Grammatik entwöhnt und ihm eine grammatikalisch reiche Sprache absonderlich und „unverständlich" erscheinen läßt, sei nebenbei bemerkt. Die Zeitung lebt von einem kleinen Rest deutscher Grammatik, — wer sie so ganz beherrscht wie etwa Borchardt in seinen prachtvollen Pindarübersetzungen, wird „unverständlich". Die Zeitungen sind so, wie sie wohl sein müssen. Der gebildete Leser aber möge an das Gedicht und die Prosa nicht den kritischen Maßstab der Verständlichkeit seiner täglich zweimal gelesenen Zeitung legen und an einer Lektüre von Klopstock oder Hamann sich überzeugen, daß die „Unverständlichkeit" nicht eine Laune der Heutigen ist, sondern daß so gelesen, auf gemeine Verständlichkeit in verkümmerter Sprache hin, alle Dichter, die je waren, unverständlich sind. Die Esoterik der Dichter ist nicht deren freie Wahl, sondern eine Notlage, schmerzlich von ihnen erkannt.

* * *

Ruskindeutsch. Die Eisenbahnen und die Fabrikschornsteine triumphieren; Kapitalzins und Dividende, die Ruskin teuflische Erfindungen nannte und sie zu nehmen Todsünde, behalten recht: danach gemessen war sein Werk erfolglos, das somit ganz im Geistigen bleibt, in der Intention und im Bild. Dieser Mann des 13. Jahrhunderts wollte, daß man an den Wochentagen praktiziere, was man des Sonntags in der Kirche zu glauben und zu bekennen vorgibt. Das genügte, daß ihn die Engländer für einen Narren hielten und zu ihm wie Festus zu Paulus sagten: „Du bist von Sinnen; viel Lernen hat dich verrückt gemacht." Ruskin schrieb das glänzendste, suggestivste Englisch. Man denke nicht an den Greuel jener poetischen Prosa der Dilettanten, die Ohren weder für Prosa noch für Poesie haben. Seine Prosa ist immer klar durchsichtig und frei von allem Euphuismus; nie preziös oder sonst wie gemacht und fein hergerichtet; sie hat eine fast hörbare Melodie in ihren Assonanzen und Konsonanzen. Man schlage irgend eine Seite auf, in den Modern

Painters z. B.: „ . . . Black bread, rude roof, dark night, laborious day, weary arm at sunset; and life ebbs away. No books, no thoughts, no attainements, no rest — except only sometimes a little sitting in the sun under the church wall, as the bell tolls thin and far in the mountain air . . .“ — Ruskin spürte alle Assoziationen auf und brachte sie; und dies gilt nicht nur von der Art seines Schreibens, sondern ist auch Tendenz seines ganzen Werkes. Er schrieb bis zum Jahr 1862, als er Unto this Last veröffentlichte, über die Kunst und redete darin über Moral und Religion. Von 1862 ab schrieb er über Moral und Religion und brachte dahinein die Kunst. Er ist literarisch immer im höchsten Maße interessant. Nun man ihn übersetzt, kommt sein Gedankliches nackter hervor: es bestechen nicht mehr die Pracht der Rede und der Ton der Worte, die er wählte und zusammenbrachte wie kein englischer, ja kein Prosaist vor ihm. Die Ideen: er hatte viele und noch mehr Überzeugungen, die sich deshalb oft widersprechen und einander ausschließen. Konstant war nur sein Haß gegen die Eisenbahnen, den Kapitalzins, die Renaissancearchitektur und Whistler. Es liegt darin der Grund seiner herrlichen abundanten Eloquenz: er ist seiner vielen Meinungen nie sicher und braucht so zu ihrer vermeintlichen Festigung den größten Aufwand von Worten und Leidenschaft. Wo er begeistert ist, findet er den herrlichsten Ausdruck, denn die Begeisterung kann den sicheren Standpunkt entbehren. Wo er tadelt, wo er Gegner ist, wird er ohnmächtig, nüchtern, platt, schlechtwitzig, denn die Kritik verlangt eine feste Voraussetzung. Das Studium der Malerei, meint er, führe zur Kenntnis von deren Gesetzen. Und „von diesen Gesetzen zögernd und zweifelnd zu sprechen ist so lächerlich, als es für Faraday lächerlich wäre, wollte er zögernd und zweifelnd von der Affinität des Eisens und des Sauerstoffes sprechen und die Entscheidung darüber, ob eine solche Affinität existiert oder nicht, den Zuschauern überlassen.“ Das ist die Basis seiner Kunstlehren. Nicht nötig wohl zu sagen, daß der Vergleich eines demonstrierbaren Faktums mit Meinungen, die sich treffen können, nichts wert ist. Ruskin kommt auch ohne fortwährenden Gebrauch der Vokabel „falsche“ und „wahre“ Kunst nicht aus — um auch hierin durchaus nicht bei dem einmal Gesagten zu bleiben. Das Arrangieren der Landschaft durch den Maler ist einmal „falsche“ Kunst, dann wieder wird es bei einem Bilde Turners gelobt. Er ist für Turner und für die Präraphaeliten und gegen Whistler, immer aus den einander aufhebendsten Gründen. Er will die Bedeutung der Gotik über

die Renaissancearchitektur beweisen und zeigt die Gotik in Venedig, wo sie ein Bastard ist. Venetianische Gesimsprofile findet er typisch gotisch, und ornamentale Bogen nimmt er für konstruktive. Die griechische Architektur ist „häßlich", und er will mit Phidias, Giotto und Michelangelo beweisen, daß Maler und Bildhauer die besten Architekten sind. Dem Phidias schrieb er das kurz früher „häßlich" genannte Parthenon zu, dem Giotto irrtümlich den Campanile, und Michel Angelos Dom gehört ja zur „pestilent Renaissance"... Ich weiß nicht, wie sich die deutschen Leser mit dem deutschen Ruskin abfinden, wenn sie ihn nicht auch englisch lesen können. Denn unbesehen schon kann man sagen, daß es den Übersetzern nicht gelingen wird, Ruskinsche Prosa — es gibt da Sätze mit 5 bis 600 Worten! — in das Deutsche zu bringen. Es ist ihnen auch nicht gelungen; war auch nicht ihre Absicht. Absicht war: der Denker und Kunstkenner und Reformer Ruskin, der so ohne seine Sprache vorgestellt verwirren und verirren muß. Man soll Ruskin englisch oder gar nicht lesen.

* * *

Balzac. In Aufsätzen, die eine neue deutsche Ausgabe der Comédie Humaine (im Inselverlag) veranlaßt hat, nannte mancher Balzac einen beobachtenden Realisten. Abgesehen davon, daß er sich aus der Beobachtung nichts machte, hätte er bei seinen sechzehn Stunden täglicher Arbeitszeit auch kaum Zeit gefunden, die zweitausend Menschen seines Werkes zu beobachten, welche Zahl einer zusammengerechnet hat. Seine Methode ist ganz imaginativ. Der Gedanke (das Leben nennt er dessen Kleid) beherrscht ihn, und dieser Gedanke ist: Energie, Leidenschaft, Aktivität. Er beschreibt nie wie Stendhal, er setzt alles in Aktion um. Er gibt seinen Menschen Riesenschicksale und eine Heldenmuskulatur, denn seiner Überzeugung nach hat sich seit den Griechen die Leidenschaft nicht geändert. Eine äußere Änderung hat nur die Notwendigkeit erfahren, die heute das Geld ist. Balzac schuf Menschen nach seinem Bilde, oder: er erfand sich immer neu, denn sein Riesenwille wurde nie mit sich fertig. Die Leidenschaft glühte nicht aus. Ein gutes Beispiel ist jene Szene in der Cousine Bette, da der ruinierte Baron Hulot zu Josepha, der Maitresse seiner besseren Tage, kommt, um für ein paar Tage Unterkunft zu erbitten. „Est-vrai, vieux, que tu as tué ton frère et ton oncle, ruiné ta famille, surhypothéqué la maison de tes enfants 'et mangé la

grenouille du gouvernement en Afrique avec la princesse?" Le baron inclina tristement la tête. „Eh bien, j'aime cela!" s'écria Josépha, qui se leva pleine d'enthousiasme. C'est une brûlage générale! C'est sardanapale! C'est grand! C'est complet! On est une canaille, mais on a du coeur!" Die logische Systematik macht ihn natürlich oft unwahrscheinlich im Wirklichkeitssinn, und eine synoptische Vision der Dinge fehlt ihm. Er bleibt immer beim Einzeldinglichen und bildet keine Mythologie. Er hat eine gemeinplätzige Philosophie und schwärmt für Adel, schöne Frauen und feine Manieren; war ein naiver Barbar; ein Stück Natur. Und seine Fabel wird gern romanesk, und sein Stil ist nicht oft gut. Gegen alle diese Dinge, die sich als Einwände nicht geben können, kaum als Einschränkungen, steht, sie weit überschattend, das Genie seiner Multiplizität, das seinesgleichen nicht hat. Dieses Genie nimmt ihm, wer ihn einen beobachtenden Realisten nennt, was er nur in der Komparserie seiner Dramen ist: die kleinen Leute ohne Aktion zeichnet er nach dem Leben, um dagegen seine imaginierten Heldenschicksale stärker kontrastieren zu lassen.

Detlev von Liliencron:
Die Macht der Musik.

An einem Maitag, weit von Haus,
Lag ich im Fenster schon hinaus
Des Morgens früh um viere.
Still träumt die Stadt, kein Hund ist wach,
Kein Rauch umkräuselt traut das Dach,
Noch schlafen Mensch und Tiere.

Auf einmal, unter mir vorbei,
Ging eine kleine Küchenfei,
Ein Kind von acht, neun Jahren.
Sie sieht mich nicht — dsching, tut und quiek,
Klingt her die Regimentsmusik
Im Schritt der Janitscharen.

Das Mädel stutzt. Der Korb im Arm
Faßt Eier, Wurst und andern Kram:
Mais, Reis und Pomeranzen.
Da gehts nicht mehr, sie setzt ihn hin,
Und nur zu tanzen ist ihr Sinn,
Und sie fängt an zu tanzen.

Fern die Musik klingklang rumbum,
Sie tanzt und tanzt rechtsum, linksum,
Reizend, wie Engel schweben.
Her, hin und her, sie ist allein,
Umblitzt vom ersten Sonnenschein,
Dem Trieb ganz hingegeben.

Mal kratzt sie sich den krausen Kopf,
Der Spatz macht's so mit seinem Schopf,
Das tut sie nicht anfechten.
Doch plötzlich hört der Taumel auf,
Sie nimmt den Korb, setzt sich in Lauf,
Es fliegen ihre Flechten.

Hin zur Musik! Sie läuft, sie rennt,
Nur zu, nur fort, als wenn sie brennt,
Was sind's für Firlefanzen!
Die Wurst im Korb macht hoppsasa,
Die Eier hüpfen hopplala,
Und auch die Pomeranzen.

Wer weiß, wo jener Tanzplatz war:
In Kiel, in Rom, in Sansibar,
In Siebenbürgen, China?
Der Reim auf China liegt nicht fern,
Im Leben denk' ich immer gern
Der kleinen Ballerina.

Sully Prudhomme:*)
Gedichte.

1. Vergeudete Zeit.

So wenig Erfolg, so viel Mühe und Leid!
Fruchtloser Sorgen voll sind unsere Tage:
Ihre Meute hetzt uns in endloser Plage,
Jagt uns, verschlingt uns, vorbei flieht die Zeit . . .

„Morgen! besuch' ich die armen Leut',
„Morgen will endlich dies Buch ich lesen,
„Morgen, o Seele, erkenn' ich dein Wesen,
„Morgen bin groß ich und stark . . . nicht heut."

Heut', was für Sorgen, Besuchen, Besichten!
O, gnadloser Schwarm der Schmarotzerpflichten,
Der um uns sprossen läßt seine Saat!

So schlummern das Herz, der Sinn, jedes Streben,
Und während man müde wird, ohne zu leben,
Erwarten die wahren Pflichten die Tat.

2. Die zersprungene Vase.

Ans Glas, drin die Blumen verwelken,
Ein Fächer schlug leicht, und es sprang;
Kaum schwankten erzitternd die Nelken,
Kein einziger Laut erklang.

Allein, die kaum sichtbare Wunde,
In unwiderstehlichem Lauf,
Umzingelt das Glas in der Runde
Und nagt das Kristall leise auf.

---

*) Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lina Friedlaender.



[illegible] des Alcazar zu Sevilla
[illegible] über spanische Kunst.

Sully Prudhomme:*) Gedichte.

1. Vergeudete Zeit.

So wenig Erfolg, so viel Mühe und Leid!
Fruchtloser Sorgen voll sind unsere Tage:
Ihre Menge hetzt uns in endloser Plage,
Jagt uns, verschlingt uns, vorbei flieht die Zeit . . .

„Morgen! besuch' ich die armen Leut'.
„Morgen will endlich dies Buch ich lesen,
„Morgen, o Seele, erkenn' ich dein Wesen,
„Morgen bin groß ich und stark . . . nicht heut."

Heut', was für Sorgen, Besuchen, Beschäften!
O, endloser Schwarm der Schmarotzerpflichten,
Der um uns sprossen läßt seine Saat!

So schlummern das Herz, der Sinn, jedes Streben,
Und während man müde wird, ohne zu leben,
Erwarten die wahren Pflichten die Tat.

2. Die zersprungene Vase.

Ans Glas, drin die Blumen verwelken,
Ein Fächer schlug leicht, und es sprang:
Kaum schwankten erzitternd die Nelken
Kein einziger Laut erklang.

Allein, die kaum sichtbare Wunde,
In unwiderstehlichem Lauf,
Umzingelt das Glas in der Runde
Und nagt das Kristall leise auf.

---

*) Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lina Friedlaender.



Die Kathedrale des Alcazar zu Sevilla.
Zum Essay über spanische Kunst.

Das Wasser mußt' langsam vergehen,
Die Blumen, sie neigen sich bang;
Hat niemand den Schaden gesehen?
O, rührt nicht daran, es zersprang.

So streifen geliebteste Hände
Das Herz oft und bringen ihm Pein,
Dann bricht es von selber am Ende,
Die Blüte der Liebe geht ein;

Und heil vor der Welt jede Stunde,
Weint leise und wächst stetig an
Des Herzens geheime Wunde,
Es sprang ja, o rührt nicht daran.

3. Wenn Gott ich wär'.

Wenn Gott ich wäre, so gäb' es kein Sterben,
Die Menschheit wär' gut, der Abschied nicht schwer,
Nie würden Tränen die Freude verderben,
Wenn Gott ich wär'.

Wenn Gott ich wär', wär' die Frucht nur zum Essen,
Die Arbeit ein munteres Spiel nur mehr,
Denn wir wollten nur unsre Kräfte messen,
Wenn Gott ich wär'.

Wenn Gott ich wär', malt' ich dir, meine Traute,
Den Himmel stets leuchtend — ein blaues Meer,
Nur dich ließ' ich, wie ich immer dich schaute,
Wenn Gott ich wär'.

4. Der Tau.

Ich träum' — auf die Wiesen fallen
Die bleichen Tautropfen sacht,
Den durstenden Blüten allen
Gibt Labe die frische Nacht.

Wann fällt der Tau aus den Höhen?
Die Nacht ist klar und voll Duft;
Er schwebte wohl ungesehen
Als Hauch in der blauen Luft.

Warum meine Tränen rinnen?
Die Nacht senkt Frieden herab.
Ganz heimlich wohl schluchzten sie innen,
Schon ehe geweint ich hab'.

In unsrer Seele stets schwingen
Die Schmerzen in leisem Chor,
Ein Blick, ein Lächeln oft dringen
Hinein — und Tränen brechen hervor.

5. Der Ozean.

Der Ozean macht bang erschauern,
Weil jeder Horizont entflieht,
Die Nähe von Gefängnismauern
Bedrückt so stark nicht das Gemüt;

Kein Kettenrasseln und kein Stöhnen,
Das angstvoll durch den Kerker gellt,
Gleicht jenem furchtbar eh'rnen Dröhnen
Der Flut, die an dem Fels zerschellt.

Gib acht, daß — willst am Meer du träumen —
Der Liebsten Hand in deiner ruht;
Der Elemente zorn'ges Schäumen
Erhöht der Liebe heiße Glut.

Das Grau'n der Weite wird verblassen,
Das qualvoll eben in dir schrie,
Vom Geist, der sie nicht konnte fassen,
Taucht sie ins Herz, das groß wie sie;

Dort ruhen die Unendlichkeiten,
Der Himmel und das ganze Meer;
Der Liebe Schwur zu solchen Zeiten
Gilt ewig, Weib; wiegt weltenschwer.

Paul Konody:
Raphael. Übersetzt von Alice Fliegel.

(Mit zwei Vierfarbendrucken.)

(Schluß.)

III.

Raphael traf vor dem September 1508 in Rom ein, denn am 5. September des genannten Jahres schrieb er von Rom aus an Francia von Bologna, den er wahrscheinlich in Urbino getroffen hatte. Es muß für den jungen Meister ein berauschendes Gefühl gewesen sein, als er sich so plötzlich und unerwartet von den Wundern der klassischen Welt umgeben sah. Der Klassizismus beherrschte damals die ganze Gedankenwelt, so daß selbst das Christentum von heidnischen Elementen durchsetzt war.

Ebenso anregend und erhebend mußte es für Raphael gewesen sein, als er sich mit einem Male, gleich den Größten seiner Zeit, in einer so großen und verantwortungsreichen Stellung sah, während er in Florenz nur eine bescheidene Position einnahm und mit bewundernder Ehrfurcht auf Michelangelo und Lionardo blickte. Der Papst Julius II. setzte das größte Vertrauen in den jungen Künstler. Die Art, wie Raphael seinen ersten Auftrag erledigte, rechtfertigte dieses Vertrauen seines hohen Gönners nicht nur, sondern machte den Papst mit den anderen dekorativen Arbeiten, die vor Raphaels Ankunft in den Räumen des Vatikans unternommen worden waren, durchaus unzufrieden.

Der Haß, den Julius II. gegen seinen Vorgänger, den Papst Alexander VI., im Herzen trug, machte es ihm unmöglich, in den Borgia-Gemächern zu verweilen. Im Jahre 1507 entschloß er sich daher, in den oberen Räumen des Vatikans Wohnung zu nehmen. Dieses obere Stockwerk war unter der Regierung Nikolaus V. von Pier dei Franceschi und Bramantino ausgeschmückt worden. Diese Fresken waren nicht nach dem Geschmack des neuen Papstes. Er verpflichtete Perugino, Peruzzi, Sodoma, Signorelli und Pinturicchio für eine Neuausschmückung der Stanzen, und schließlich beauftragte er Raphael mit der Ausmalung der vier Medaillons an der Decke der Stanza della Segnatura, deren

Verzierungen Sodoma größtenteils vollendet hatte. Über die Verwendung dieses Raumes herrschen verschiedene Ansichten, aber die Motive der Dekorationen weisen deutlich darauf hin, daß das Gemach als Bibliothek benutzt wurde. Die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz, mit denen Raphael die vier Medaillons ausfüllte, wurden in der späteren Renaissance vielfach zur Ausschmückung von Bibliotheken verwendet. Die mehrfache Wiederholung von Büchern in allen möglichen Zusammenstellungen zeugt ebenfalls von der großen Wahrscheinlichkeit dieser Annahme.

Julius II. war von Raphaels erster Arbeit so entzückt, daß er ihm sofort die ganze Ausstattung der anderen Gemächer übertrug und in unbarmherziger Weise bestimmte, daß alle früheren Gemälde sofort vernichtet werden sollten. In dieser Stunde des Sieges über seine Kollegen bewies Raphael die Großmütigkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters, die jeder fühlte, der mit ihm zusammenkam. Er erbat sich von seinem ungestümen Arbeitgeber und Gönner, daß einige Werke Baldassare Peruzzis und Peruginos vor der allgemeinen Zerstörung bewahrt blieben, ebenso Sodomas Deckendekoration in der Camera della Segnatura. Eine Reihe von Köpfen, die von Bramantino gemalt waren, ließ Raphael, ehe er sie vernichtete, von seinen Gehilfen kopieren. Diese Kopieen schenkte Giulio Romano nach Raphaels Tode dem Monsignore Giovio, und höchstwahrscheinlich sind sie mit den „Bramantino"-Porträts der Willettsammlung identisch, die sich jetzt in New-York, im Metropolitan-Museum, und in South Kensington befindet. Caspar Pardon Clarke, der Direktor des erstgenannten Museums, tritt sehr für die Annahme ein.

Doch um zu Raphaels Arbeiten in der Stanza della Segnatura zurückzukehren, so beweisen uns der Gedankenreichtum, die Wissenschaft und das Können, das in dem ganzen Entwurf in so reicher Art entwickelt ist, daß Raphael mit den Geistesströmungen seiner Zeit Schritt hielt, oder, besser gesagt, daß er weise darnach strebte, den Rat der Männer, die an der Spitze dieser Bewegungen standen, zu erhalten und auszuführen. In der Tat weiß man von einem Brief, in dem sich Raphael von dem Dichter Ariosto wegen einiger Details Rat erbittet. Der Papst selbst wird seinem Schützling sicher von seinen Ideen mitgeteilt haben, und auch der sehr gebildete Kardinal Bibbiena und der berühmte Humanist Pietro Bembo, Raphaels intime Freunde, waren immer zu seiner Verfügung; höchst wahrscheinlich wird ihm auch Bra-

mante bei den architektonischen Stellen seiner Gruppen beigestanden haben. Raphael selbst, obgleich er außerordentlich aufnahmefähig und empfänglich war und es besser wie irgend ein anderer verstand, eine Idee in eine vollkommene, künstlerische Form zu kleiden, war doch durchaus kein Mann des Lernens und der Wissenschaft. Mit Dantes und Petrarchs Poesien war er in seinem Vaterhause vertraut gemacht worden, er hatte wohl auch ein wenig in die Schriften von Marsilio Ficino hineingeschaut, und kannte die ersten Anfänge klassischer Wissenschaft, aber er hat die lateinische Sprache niemals beherrscht, die doch damals eine unbedingte Notwendigkeit für jede wirkliche Bildung und jedes Studium war. In den folgenden Jahren, als er die Stellung eines Präfekten der Altertümer inne hatte, war er gnötigt, sich den vielgebildeten Humanisten Andrea Fulvio zu engagieren, damit dieser ihm die lateinischen Inschriften der altertümlichen Ruinen übersetzte.

In der Stanza della Segnatura trägt die Gesamtarbeit Raphaels denselben Stempel des abgemessenen, gewollten Arrangements, dieselbe Einheit in der Zusammenfassung der verschiedenen Motive und Nebengruppen, wie jedes Einzelfresko. Auf die Strebebogen, die die Deckenmedaillons mit den großen Fresken der Wände verbinden, setzte er „Die Erbsünde" neben die Theologie, „Das Urteil Salomonis" neben die Jurisprudenz, „Apollo und Marsyas" neben die Poesie, und eine allegorische Darstellung der Sternkunde neben die Philosophie. Nach einer ungeheuren Anzahl von Vorarbeiten bemalte er die große, unter der „Theologie" befindliche Wand mit einem umfangreichen Freskogemälde, der sogenannten „Disputa del Sacramento". Weit davon entfernt, einen Streit darzustellen, zeigt dieses Bild die heiligen Väter und Theologen der Kirche (und unter ihnen Dante, Savonarola und Fra Angelico), die um den Altar versammelt sind und das heilige Abendmahl anbeten.

An die gegenüberliegende Wand malte er unter die „Philosophie" die sogenannte „Schule von Athen". Hier sind, in Übereinstimmung mit dem widerspruchsreichen Zeitgeist, die philosophischen Systeme der alten Welt in der gleichen Art verherrlicht, wie das Christentum in der „Disputa". In der vornehm angeordneten Gruppe der Philosophen sind Raphaels Zeitgenossen und Freunde, wie Bramante, Lionardo, Castiglione, Francesco della Rovere, Frederigo Gonzaga, Sodoma, Raphael selbst und andere Künstler in der Gestalt von Euklid, Plato Zoroaster und anderer Weiser dargestellt. Raphaels köstliche, kompositorische Inspiration wurde durch das ungünstige Eindringen von zwei

breiten Türrahmen in den Raum der übrigen beiden Wände nicht beeinträchtigt. Auf eine dieser Wände setzte er unter die „Poesie" den „Parnaß" mit den Musen und den Dichtern Homer, Virgil, Dante, Ariosto, Boccaccio, Tebaldeo, Sappho u. a., die sich um Apollo scharen, der statt der üblichen Leier die Bratsche spielt. Über die Türe der letzten Wand malte er drei allegorische Figuren: die Klugheit, die Stärke und die Mäßigkeit, und mehr unten an die Seiten: „Justinian, der den Kodex übergibt", und „Gregor IX." (personifiziert durch Julius II.), der die Dekretalen erläßt. Die Ausschmückung des ganzen Raumes war im November des Jahres 1511 beendet. Wahrscheinlich malte Raphael im gleichen Jahre das wunderbare Porträt Julius II., das im Pitti-Palast hängt. Das Antlitz des Papstes ist finster, vergrämt und streng, denn in der Zeit hatte sein politisches Unglück in dem Verlust von Bologna seinen Höhepunkt erreicht. Später, als der Künstler die Stanza d'Eliodora ausstattete, war des Papstes Stern wieder im Steigen begriffen, und Julius II. errang in der völligen Niederlage und Vertreibung der Franzosen einen bedeutenden Sieg. Die Motive für die Gemälde dieses Raumes stehen alle mehr oder weniger mit den geschichtlichen Ereignissen jener Zeit in Verbindung, besonders das Freskogemälde, das der Stanza d'Eliodora ihren Namen gab: „Die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel von Jerusalem" — eine deutliche Anspielung auf die Vertreibung der Franzosen. Diese Freske ist durch den wirksamen, eigenartigen Kontrast bemerkenswert, den die lebensvolle, dramatisch bewegte Gruppe der rechten Seite und die großzügige Ruhe ergeben, die auf den Gestalten der linken Seite liegt, die sich um die majestätische Gestalt Julius II. gruppieren.

Die andere Freske „Das Wunder von Bolsena" versinnbildlicht, wie die geweihte Hostie vor den Augen des an der Transsubstantiation zweifelnden Priesters zu bluten beginnt, — ein Ereignis, das die Feier des Leibes Christi nach sich zog. Seitlich von dem zelebrierenden Priester kniet Julius II. Die Idee zu der Freske ist höchstwahrscheinlich von Julius II. selbst gegeben worden. Auf seinem Feldzug nach Bologna hatte der Papst die Kapelle von Bolsena besucht und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit ein Gelübde getan, seines Besuches durch eine geweihte Opfergabe zu gedenken. „Das Wunder von Bolsena" ist durch den glutvollen Farbenreichtum berühmt, der beinahe venetianischen Charakter trägt, und den Raphael zweifellos dem Maler Sebastiano del Piombo, der 1511 von Venedig nach Rom kam, abgesehen hatte.

Auf der gegenüberliegenden Wand befindet sich „Die Befreiung des heiligen Petrus", die sicher nicht, wie viel behauptet wurde, eine Erinnerung an des Papstes Leo X. Flucht aus französischer Gefangenschaft ist, da sie unter der Regierung Julius II. bereits begonnen wurde. Es ist wahrscheinlicher, daß dieses Bild die Befreiung der Kirche versinnbildlicht. Die letzte Wand stellt den „Rückzug Attilas vor Leo dem Heiligen" dar. Leo X., der 1513 auf Julius II. folgte, saß zu dem Bilde seines Namensvetters, doch die Freske hat wenig von Raphaels eigener Arbeit aufzuweisen, seine Gehilfen unternahmen die Ausführung fast allein.

Die Dekoration der Stanzen wurde 1514 vollendet, ein Jahr, das neue Ehren und neue Pflichten für Raphael brachte, denn als Architekt der Basilika wurde er zum Nachfolger Bramantes auserwählt, und als solcher leitete er den Bau von St. Peter.

Von nun an ist Raphael eher als das Oberhaupt einer kleinen Armee von Malern und Handwerksleuten anzusehen, die nach seinen Ideen, Zeichnungen und Angaben arbeiteten, nicht aber als ein Meister, der für jedes Detail der Arbeiten verantwortlich ist, die mit seiner Genehmigung und unter seinem Namen den Weg aus seiner Schule in die Welt fanden. Selbst in den ersten Jahren seiner römischen Periode sind nur einige Altarstücke und Staffeleigemälde, die er in Auftrag bekam, die alleinige Arbeit von des Meisters Pinsel. In der beliebten „Madonna della Sedia", im Pitti-Palast, haben wir den reinen Raphael, ebenso in dem Wunderwerk, das unter dem Namen „Madonna di Foligno" bekannt ist. Das letzte Bild malte Raphael 1512 im Auftrage des Sigismondo de Conti für dessen Familienkapelle in der Kirche Ara Coeli. Der Bischof ließ es zur Erinnerung an seine Flucht vor einem berstenden Feuerball malen, der durch ein Meteor im Hintergrunde der Landschaft angedeutet ist. Diese Madonna kam später nach Foligno, dem Geburtsort Sigismondos. 1797 wurde das Bild von den Franzosen von dort fortgenommen, aber höchstwahrscheinlich wieder hingeschafft; jetzt befindet es sich unter den Schätzen des Vatikans. Die bedauerlicherweise verdorbene „Madonna des Tower" in der National-Galerie und die „Madonna Alba" in der Eremitage sind höchstwahrscheinlich auch ganz des Meisters eigene Arbeiten.

Die „Madonna mit dem Diadem", die „Madonna del divino Amore", die „Garvagh Madonna", die „Madonna mit dem Fisch", die

„Madonna mit dem Licht" und verschiedene andere sehr bekannte Madonnenbilder, für die Raphael die Entwürfe und Ideen lieferte, wurden von Giulio Romano und anderen Schülern des Meisters ausgeführt.

IV.

Ein Brief, den Raphael am 1. Juli 1514 an seinen Onkel Simone Ciarla schrieb, gibt uns über des Künstlers Charakter und Privatleben wichtige Aufschlüsse. Dieser Brief wurde von einem Manne geschrieben, den seine großen Erfolge mit stolzer Erregung erfüllten, der aber trotzdem bescheiden blieb — in dem Vollgefühl der großen dankbaren Freude, die diese Erfolge, die er seinem Glück, seinem Talent und seinem Charakter verdankte, in ihm auslösten, war der Meister doch nie eingebildet und anmaßend. Durch alle diese Gefühle klingt immer wieder ein Ton klug-kühler Berechnung hindurch, hauptsächlich was Geldsachen und eheliche Chancen anbetrifft. Raphael erzählt mit Behagen von der Größe seiner Einnahmen, von seinem Gehalt, das er als Architekt der Basilika bezieht, und von den Geldern, die ihm seine Gemälde bringen. In derselben Weise berichtet er von einer „vorteilhaften Partie", die ihm der Kardinal Bibbiena vorgeschlagen hat, und für die er sich verpflichtet hat; doch falls nichts daraus werden sollte, „so werde ich mich deinen Wünschen fügen". Die letzten Worte sind höchstwahrscheinlich eine Anspielung auf irgend eine passende Heiratskandidatin in Urbino. Auch in Rom fehlte es Raphael nicht an günstigen Partieen, und er weiß von einem hübschen Mädchen, das 3000 Goldkronen als Morgengabe mit in die Ehe bringt, zu erzählen. Ebenso erwähnt er mit nicht geringem Stolze, daß er in Rom in seinem eigenen Hause wohnt.

Die Bemerkungen über seine Heiratspläne gehören zu den interessantesten und viel umstrittensten Kapiteln von Raphaels Leben. Die Geschichte seiner gesetzlosen Verbindung mit Fornarina, der schönen Tochter eines Bäckers von Siena, wurde zuerst von Vasari in die Öffentlichkeit gebracht, und dann 1665 von Fabio Chigi bestätigt; seitdem haben sich viele moderne Schriftsteller mit jenem Liebesverhältnis als einem willkommenen Stoff ausgiebig beschäftigt. Die Zeugnisse und Beweise, die Rodolfo Lanciani gesammelt hat, bestätigen Vasaris Behauptung und stellen auch den Namen und das spätere Schicksal der Fornarina fest. Was die

lokale Tradition anbetrifft, so werden in Rom drei Häuser angegeben, die Raphaels Geliebte nacheinander bewohnt haben soll, und zwar sind diese Häuser stets in nächster Nähe der Gebäude, mit deren Dekoration Raphael der Reihe nach beschäftigt war. In dem ersten dieser Häuser in der Via di Sta. Dorotea ist heute noch eine Bäckerei, die unter dem Namen „il forno della Fornarina" bekannt ist; das zweite befindet sich in der Vicolo del Cedro neben St. Egidio in Trastevere, und das dritte Haus ist das Palazzetto Sassi; dort ist in die Mauer eine Tafel mit folgender Inschrift eingelassen: „Die Tradition sagt, daß die Eine, die Raphael so sehr liebte, und die er zu großem Ruhme erhob, in diesem Hause lebte."

Durch eine Volkszählung, die Leo X. im Jahre 1518 vornehmen ließ, stellte sich heraus, daß eines der Häuser der Familie Sassi von dem Bäcker Francesco von Siena bewohnt wurde. Dieses Ergebnis stimmt vollkommen mit der Tradition überein, daß „Margherita, Donna di Raffaello", wie sie in einer zeitgenössischen Kopie der Giunta-Ausgabe von Vasari 1568 genannt wurde, die Tochter eines Bäckers von Siena war. Aber wichtiger und ausschlaggebender ist eine Notiz, die man im Hauptbuch der „Kongregation von Sant' Apollonia" fand — ein Haus in Trastevere für gefallene und reuige Frauen. Diese Notiz, die den 18. August 1520 als Datum aufweist, also ungefähr vier Monate nach Raphaels Tode geschrieben wurde, lautet: A di 18 Augusti 1520. Hoggi e stata recenta nel nro Conservatorio maa Margarita vedeo, figliola del quondam Francescho Luti da Siena." („18. August, 1520. — Heute trat in unsere Anstalt die Witwe Margarita ein, die Tochter des Francesco Luti von Siena.") Die auffällige Übereinstimmung der Namen und Daten läßt es außer Zweifel erscheinen, daß diese „Witwe" die schöne Fornarina war, die Tochter des Bäckers aus Siena, und daß jene Margarita mit dem reizvollen Geschöpf identisch ist, das Raphael als Modell für die „Donna Velata", die „Sixtinische Madonna" und für einen der Köpfe seines Gemäldes „Die heilige Cäcilie" diente.

Man sagt, daß Raphaels Verhältnis mit der schönen Bäckerstochter bis zu seinem Tode gedauert hat. Der Abgesandte des Papstes, der Raphael den letzten Segen brachte, bestand darauf, daß sich des Künstlers Geliebte aus dem Sterbezimmer entfernte. Vasari teilt uns ferner mit, daß Raphael in seinem Testament genug Vermögen für

die Fornarina aussetzte, damit sie als anständige Frau weiterleben konnte".

Raphaels langes Zusammensein mit der Bäckerstochter ist sicher daran schuld, daß er sich zu einer Heirat nicht entschließen konnte. Mit Maria Bibbiena, der schönen, angesehenen und vornehmen Nichte des Kardinals Bernardo Dovizi, war er seit 1514 versprochen; man erzählt sich von ihr, daß sie an gebrochenem Herzen starb, als ihre Heirat mit Raphael von Jahr zu Jahr verzögert wurde. Vasaris Behauptung, daß das fortwährende Hinausschieben dieser für Raphael so vorteilhaften Verbindung ein Akt der Klugheit von ihm war, um einen Kardinalshut, auf den er Aussicht hatte, zu erhalten, ist natürlich hinfällig und schlägt jeder klardenkenden Vernunft ins Gesicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Raphael diplomatisch genug war, um einen so einflußreichen, mächtigen Mann, wie den Kardinal Bibbiena, für sich und seine Zwecke zu gewinnen, obgleich er auch das damals nicht mehr nötig hatte, denn er befand sich in einer Stellung, die ihm erlaubte, mit Kardinälen wie mit seinesgleichen zu sprechen. Das ersehen wir aus einer hübschen Anekdote, die Raphaels Freund Baldassare Castiglione niedergeschrieben hat. Zwei Kardinäle, die ein Bild betrachteten, mit dem Raphael gerade beschäftigt war, fanden es nicht richtig, daß der Künstler in die Gesichtsfarbe des heiligen Peter und Paulus so viel Rot gebracht hatte. „Meine Herren," antwortete ihnen Raphael, „machen Sie sich darüber keine Sorge. Ich habe das mit voller Absicht getan, denn ich glaube bestimmt, daß Peter und Paulus mit so roten Gesichtern, wie sie hier gemalt sind, im Himmel herumlaufen, aus Scham darüber, daß ihre Kirche von solchen Herren regiert wird, wie Ihr welche seid."

Wir müssen nun zu Raphaels Arbeiten während der letzten Zeit seines Lebens zurückkehren. Es war ihm nicht mehr möglich, sich nur den Werken zu widmen, die nach seiner Wahl und nach seinem Geschmack waren, auch konnte er nicht mehr allen den zahlreichen Aufträgen gerecht werden, mit denen ihn die Großen und Größten seiner Zeit überhäuften, trotzdem er ständig eine reiche Anzahl von Schülern und Gehilfen beschäftigte. Die vielen vergeblichen Versuche, die Isabella d'Este machte, um ein kleines Bild von Raphaels gesegneter Künstlerhand zu erhalten, zeigen, wie schwer es war, eine solche Gunst zu erlangen, denn Raphael war jetzt hauptsächlich des Papstes Architekt und sein Zeremonienmeister; 1515 wurde er zum Präfekten der Altertümer als Nachfolger Fra Giondos von Verona erhoben. Nun hatte er Landschaften zu malen,

Münzen, Medaillen und Pläne zu entwerfen, und einmal wurde sogar das Anliegen an ihn gestellt, auf die Mauern des Vatikans einen Elefanten in Lebensgröße zu malen!

Trotz dieser zeitraubenden Pflichten und Aufträge fand Raphael doch noch die Zeit, verschiedene Reliefs für das Chigi-Grabmal in der Chigikapelle von St. Maria del Popolo zu liefern, ferner entwarf er eine Tafel von geradezu klassischer Zeichnung, die „Christus und das Weib von Samaria" darstellt, und von Lorenzotto in Bronze gegossen wurde. Lorenzotto führte auch eine Marmorstatue des „Jonas" nach einem Modell von Raphael aus. Raphael arbeitete ferner die architektonischen Zeichnungen für die Villa der Madama für Giulio dei Medici (die später Clemens VII. gehörte), und für verschiedene andere Paläste in Rom; ebenso gab er die Entwürfe für den köstlichen, graziösen Palast Pandolfini in Florenz. Die hier vertretenen, abwechselnd gewölbten und dreiseitigen Giebel wurden in der ersten Zeit in der weltlichen Renaissance-Architektur vielfach angewendet. Für das Grabmal des Marcantonio Raimondi von Bologna lieferte Raphael ebenfalls verschiedene Zeichnungen, z. B. das wunderbar ausgeführte „Urteil des Paris". Dann plante und begann Raphael eine mühevoll durchdachte und sorgfältig angelegte Kosmographie von Rom; und in der Fülle dieser verschiedenen Arbeiten dichtete er noch einige glühende Liebessonette zu seinen Zeichnungen. Ein Exemplar dieser dichterischen Ergüsse befindet sich im Britischen Museum, und die feurige, begeisterte Stimmung, die über den Strophen liegt, sagt uns, daß Vasari mit seiner Behauptung, Raphael sei für die Reize des schönen Geschlechts außerordentlich empfänglich gewesen, recht hat. Der Palast, in dem Raphael selbst, einem Fürsten gleich, wohnte, war von Bramante erbaut, und von Raphael am 7. Oktober 1517 gekauft worden. In sehr veränderter Gestalt steht er noch heute in der Piazza di Scossacavalli, an der Ecke der Via di Borgo Nuovo. Seitdem das gegenwärtige Gebäude als identisch mit dem ehemaligen Palaste des Malers erkannt wurde, hat man auch sein Atelier herausgefunden. Es ist in zwei Räume eingeteilt; die wunderbare, von Bramante ausgeführte Holzdecke ist noch vollkommen erhalten.

In diesem Atelier muß Raphael die größten, schönsten und beliebtesten seiner herrlichen Altarbilder gemalt haben, wie die „Madonna di San Sisto", und die „Transfiguration", die sich jetzt in der Galerie des Vatikans befindet, und die Raphael auf der Staffelei hatte, als

schon der Tod hinter ihm stand. Hier ist höchstwahrscheinlich auch das Meisterporträt des „Baldassare Castiglione“ entstanden, das eine der unschätzbaren Kostbarkeiten des Louvre ist. Vielleicht schuf Raphael auch in diesem Raume die prächtige Gruppe: „Leo X. mit den Kardinälen Giulio dei Medici und L. dei Rossi“, ein Gemälde, das sich im Pitti Palast befindet. Alle die berühmten Männer, die in jener Zeit in Rom lebten, weilten in Raphaels Atelier und wurden von seiner Meisterhand auf der Leinwand festgehalten. Aber von den zahlreichen Porträts, die er in Rom gemalt hat, sind verhältnismäßig nur wenige aufgefunden worden. Das Bild des Humanisten Tommaso Inghirami war bis vor kurzem im Inghirami-Palast in Volterra, jetzt hat es seinen Weg über den Ozean genommen; ein Porträt des Kardinals Bibbiena ist in Madrid, und die Bilder der venetianischen Humanisten Navagero und Beazzano sind im Doria-Palast in Rom. Unter den verlorenen Porträts befinden sich diejenigen des Pietro Bembo, des Guiliano dei Medici, des Herzogs von Nemours, das des Frederigo Gonzaga und des Herzogs Lorenzo von Urbino.

Mittlerweile waren Raphaels Schüler mit der Ausstattung der übrigen beiden Stanzen nach Raphaels Entwürfen beschäftigt. In der Stanza dell' Incendio del Borgo, die in der Zeit von 1514—1517 für Leo X. ausgeschmückt wurde, malte Giulio Romano die „Schlacht von Ostia“ und den größten Teil vom „Burgbrand“, trotzdem vieles auf dieser Freske von Raphaels eigener Hand geschaffen wurde. Der „Burgbrand“ illustriert das Aufhören der großen Feuersbrunst durch Leos X. Bitten und Gebete. Der letzte Raum, „Die Halle des Konstantin“ genannt, wurde in der Hauptsache nach Raphaels Tode von seinen Schülern ausgestattet, die auch an den 52 biblischen Darstellungen in den Loggien — die man als „Die Bibel Raphaels“ bezeichnet — den Hauptanteil tragen. Das Meiste an diesem schönen Werke schuf Pierino del Vaga, während Giovanni da Udine die Arabesken und Grotesken rings um die Tafeln hinzufügte. Diese Bilder hatten sämtlich, weil sie den Elementen stark ausgesetzt waren, sehr gelitten und sind ganz übermalt worden.

Für Agostino Chigis Villa „Farnesina“ malte Raphael die „Galatea“, eine wunderbare Freske, die als das vollkommenste Zusammenfassen des Geistes der Renaissance angesehen werden kann. Der obengenannte Handelskönig gab dem Künstler auch noch eine andere schöne Gelegenheit, seine dekorativen Inspirationen auszuleben, als er ihm die Ausschmückung

der Chigi-Kapelle in St. Maria della Pace übertrug. Die Sibyllen und Engel dieser Fresken beweisen den oft bestrittenen Einfluß Michelangelos auf Raphaels Schaffen; und es ist ein seltsamer Zufall, daß Michelangelo gerade bei dieser Arbeit befragt wurde, ob jene Fresken die von Raphael geforderten 500 Dukaten wert seien. Kleinliche Eifersucht war Buonarottis Fehler nicht — er schätze das Werk seines Rivalen in großmütigem Anerkennen auf 900 Dukaten ein.

In den Jahren 1515 und 1516 zeichnete Raphael die Kartons für die flandrischen Tapeten der Sixtinischen Kapelle; ihre Herstellung kostete 34 000 Skudi. Diese Tapeten befinden sich jetzt nach mancher Wanderung, und nachdem sie manche Beschädigung erlitten haben, im Vatikan. Sieben dieser Kartons wurden von Rubens in Flandern entdeckt, und auf seinen Rat im Jahre 1630 von Karl I. angekauft. Als die Sammlung des unglücklichen Königs aufgelöst wurde, rettete Oliver Cromwell jene Tapeten vor einer Transportation, und so befinden sie sich jetzt im Viktoria- und Albert-Museum. Die Ausführung der Kartons ist fast ganz das Werk des Gian Francesco Penni, und die Borden zu den Tapeten zeichnete Giovanni da Udine. Gegen 1516 malte Raphael für den Baderaum des Kardinals Bibbiena den „Sieg der Venus und des Cupido" in pompejanischem Stil. Die Fresken existieren heute noch, dem Publikum ist es aber nicht gestattet, sie anzusehen.

In den ersten Tagen des Aprils im Jahre 1520 wurde Raphael von einem Fieber ergriffen, das er sich höchstwahrscheinlich bei der Überwachung einiger Ausgrabungen zugezogen hatte. Am 4. April machte er sein Testament, und am 6. April starb er. Daß er sein treuloses Verhalten Maria Bibbiena gegenüber sehr bereute, verrät eine Inschrift, die auf seinen Wunsch auf das Grabmal der so jung Verstorbenen gesetzt wurde: „Wir, Baldassare Turini da Pescia und Gianbattista Branconi dell' Aquoli, haben als Raphaels Testamentsvollstrecker seine letzten Wünsche auszuführen und setzten dieses Denkmal zur Erinnerung an seine anverlobte Braut Maria, Tochter des Antonio da Bibbiena. Ihr früher Tod entzog sie einer glücklichen Heirat."

Der Fornarina hinterließ Raphael, „damit sie in Anstand leben konnte", 16 000 Dukaten, und seine Zeichnungen und Entwürfe erhielten seine Lieblingsschüler Guilio Romano und Penni.

Raphael wurde im Pantheon neben Maria Bibbiena begraben.

Seine Grabschrift wurde vom Kardinal Bembo verfaßt, und Castiglione gab seinem Schmerz in einem schönen Sonett Ausdruck.

„Der Tod Raphaels," sagt Vasari, „wurde von dem ganzen päpstlichen Hof aufs tiefste betrauert. Nicht nur, weil er als des Papstes Kammerherr ein Glied desselben geworden war, sondern weil Leo X. ihn persönlich so hoch achtete, daß ihm sein Verlust ein aufrichtiger Schmerz war.

O, du glücklicher und gesegneter Mann, von dem ein jeder nur mit Stolz und Liebe sprach, dessen Taten und Werke gerühmt und bewundert wurden, und dessen geringste Arbeit das Erstaunen einer ganzen Welt erregte."

Heinrich Reimann:
Aus Hans von Bülow's Jugendjahren.

In Stuttgart. 1846—1848.

Mit schwerem Herzen hatten Frau von Bülow und Hans Abschied von Dresden genommen. Sie verließ einen lieb gewordenen geselligen Kreis, und Hans — ganz abgesehen von Richard Wagner — seine liebsten Freunde, die beiden jungen Ritter. Die Familie ging zunächst zum Sommeraufenthalt nach Bingen und kam etwa im September in Stuttgart an, wo sie Alleestraße 22, im Hause des Malers Stirnband das Parterre bewohnten.[1]) Ein geselliger Verkehr, für die Bülowsche Familie Lebensfrage und Lebensbedürfnis, war dank den zahlreichen Beziehungen Eduard von Bülows bald gefunden. Aus der literarischen Welt sehen sie den Dichter Gustav Schwab, den Direktor des Gymnasiums, das Hans besuchte; Wilhelm Hauff, die beiden Pfizer, von denen der ältere, Paul Achatius,[2]) nachdem er längere Zeit (1831—36) Führer der süddeutschen Opposition gewesen und für ein geeinigtes Deutschland unter Preußens Führung eingetreten war, 1848 württembergischer Kultusminister wurde,[3]) der jüngere, Gustav, der Lyriker, Gymnasialprofessor und Hansens Lehrer im Griechischen. Schließlich Wolfgang Menzel, der leidenschaftliche Gegner „Jung Deutschlands" und Herausgeber des „Literaturblattes". Weiteren Verkehr unterhielt man ferner mit der Familie des Intendanten Freiherrn von Gall und des österreichischen Freiherrn von Thun; insbesondere war Hans mit den Töchtern aus beiden Häusern sehr befreundet. Nicht minder verkehrte Hans viel und gern im Hause des als Komponist wie als Violinspieler hoch angesehenen Bernhard Molique, der von 1826—49 Musikdirektor in Stuttgart war und in Cannstadt 1869 starb. Ebenso bedarf es noch der Erwähnung, daß Hans hier ein weiteres Freundschaftsband für das ganze Leben mit Joachim Raff[4]) schloß, der in aller Stille und von wenigen nur gekannt da-

---

[1]) Das Haus ist gegenwärtig vollständig umgebaut.

[2]) Verfasser des „Briefwechsels zweier Deutschen" 1831.

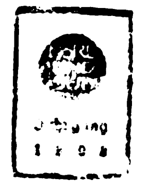
[3]) Später Oberjustizrat in Tübingen, starb er am 30. Juli 1867.

[4]) Geboren 27. Mai 1822 in Lachen am Züricher See, 1850—56 in Weimar und mit Liszt nahe befreundet, dann in Wiesbaden und seit 1877 Direktor des Konservatoriums in Frankfurt a. M., starb 24. Juni

mals seine Oper „Alfred" komponierte, deren allmähliches Entstehen Bülow bewundernd sah. In allen folgenden Zeiten, in guten und noch mehr in schlimmen Jahren bewahrte Raff ihm die Freundschaft. Auch Hans ist vor allem jederzeit in Wort und Tat auf das nachdrücklichste für seinen Freund eingetreten und hat dessen Andenken noch bis über das Grab hinaus auf das innigste und treueste geehrt, für Witwe und Tochter sorgend. Schon zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Raff war Bülow für dessen Kompositionen besonders eingenommen, und Raffs soeben vollendete Klavier-Phantasie über Themen aus Kückens Oper „Der Prätendent" war trotz des reichen Repertoires das erste und einzige Stück, was Bülow bei seinem ersten öffentlichen Auftreten: im fünften Abonnementskonzerte zum Besten des Witwen- und Waisenfonds der Königlichen Hofkapelle, am 1. Januar 1848, zu Gehör gebracht. Wie oft hat er im späteren Leben diesem seinem Freunde ähnliche Liebesdienste geleistet! Noch in einem zweiten Abonnementskonzerte, am 14. März 1848 spielte der junge Bülow, und zwar das D-moll-Konzert von Mendelssohn, zum ersten Mal also mit Orchester-Begleitung, gerade vier Wochen vor seinem Abiturienten-Examen, was ihm allerdings bei seinen enormen Fähigkeiten nicht besondere Schwierigkeiten gemacht zu haben scheint. War er doch von jeher ein außerordentlich begabter Schüler, dem alles leicht fiel und der für seine Vorbereitung die Hälfte der Zeit brauchte wie andere. Insbesondere hatte Hans Vorliebe für Römische Geschichte und Literatur,[5]) dagegen war ihm die rein grammatikalische Auslegung der Odyssee, seitens seines Lehrers Rülps, ein Greuel. Er pflegte unterdessen Kubikwurzeln auszuziehen und sich für Geographie zu präparieren — ein früher Beweis seiner „Polypragmasia", vor der ihn denn auch sein Lehrer, der ihn einst dabei ertappte, — ernstlich warnt. Mit dem Auge eines ebenso umsichtigen, würdigen Schulmannes, als treuen Freundes des elterlichen Hauses wachte Gustav Schwab über die Fortschritte des jungen Primaners. In dem aufrichtigen Bericht, den er über Fleiß und Leistungen an Hansens Mutter am Tage nach dem 2ten Stuttgarter Debut als Klavierspieler absendet, ward ihm allseitig Lob gespendet; und bemerkte Dr. Teufel, sein Lehrer im Deutschen, „daß seine Aufsätze ziemlich viel Radikalismus atmen und zuweilen ins Tyrannenfresserische

1882. Komponist zahlreicher von Bülow sehr hoch geschätzter, zum Teil bewunderter Klavier- und Kammermusikstücke, zehn Symphonien und Opern.

[5]) B Br. IV, 373.



Zum Eſſen
ſpaniſche

welche seine Oper „Alfred“ komponierte, deren allmähliches Entstehen Bülow bewundernd sah. In allen folgenden Zeiten, in guten und noch mehr in schlimmen Jahren bewahrte Raff ihm die Freundschaft. Auch Hans ist vor allem jederzeit in Wort und Tat auf das nachdrücklichste für seinen Freund eingetreten und hat dessen Andenken noch bis über das Grab hinaus auf das innigste und treueste geehrt, für Witwe und Tochter sorgend. Schon zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Raff war Bülow für dessen Kompositionen besonders eingenommen, und Raffs soeben vollendete Klavier-Phantasie über Themen aus Kückens Oper „Der Prätendent“ war trotz des reichen Repertoires das erste und einzige Stück, das Bülow bei seinem **ersten** öffentlichen Auftreten: im ersten Abonnementkonzerte zum Besten des Witwen- und Waisenfonds der Königlichen Hofkapelle, am 1. Januar 1848, zu Gehör gebracht. Wie viel hat er im späteren Leben diesem seinem Freunde ähnliche Liebesdienste geleistet! Noch in einem zweiten Abonnementkonzerte, am 14. Januar, spielte der junge Bülow, und zwar das D moll-Konzert von Mendelssohn, zum ersten Mal also mit Orchester-Begleitung, gerade vier Wochen vor seinem Abiturienten-Examen, was ihm aber bei seinen enormen Fähigkeiten nicht besondere Schwierigkeiten gemacht zu haben scheint. War er doch von jeher ein außerordentlich begabter Schüler, dem alles leicht fiel und der für seine Vorbereitung die Hälfte der Zeit brauchte wie andere. Insbesondere hatte Hans Vorliebe für Römische Geschichte und Literatur,[5]) dagegen war ihm die rein grammatikalische Auslegung der Autoren, seitens seines Lehrers Mülps, ein Greuel. Er pflegte unterdessen Kubikwurzeln auszuziehen und sich für Geographie zu präparieren — ein früher Beweis seiner „Polypragmasia“, vor der ihn denn auch sein Lehrer, der ihn einst dabei ertappte, — ernstlich warnt. Mit dem Auge eines ebenso umsichtigen, würdigen Schulmannes, als treuen Freundes des elterlichen Hauses wachte Gustav Schwab über die Fortschritte des jungen Primaners. In dem aufrichtigen Bericht, den er über Fleiß und Leistungen des jungen Hans Mutter er am Tage nach dem 2ten Stuttgarter Debut als Klavierspieler absendet, wird ihm allseitig Lob gespendet; und bemerkte Dr. Teufel, sein Lehrer im Deutschen, „daß seine Aufsätze ziemlich viel Radikalismus atmen und zuweilen ins Tyrannenfresserische

1882. Komponist zahlreicher von Bülow sehr hoch geschätzter, zum Teil bewunderter Klavier- und Kammermusikstücke, zehn Symphonien und Opern.

5) B. Br. IV, 373.



Goya.
Familie Carls IV.
(Prado-Museum, Madrid.)
Zum Essay über spanische Kunst.

übergehen, was aber der Jugend zugute zu halten sey". Aber alle Lehrer waren einstimmig der Meinung, daß er das Examen mit Erfolg bestehen würde. Diesen Erfolg meldet dann auch sechs Wochen später der würdige Gustav Schwab dem Vater in folgendem Schreiben:

„Innigst verehrter Freund!

Mit herzlicher Freude benachrichtige ich Sie von der Aufnahme Ihres lieben Hans unter die für das akademische Studium befähigten, und zwar nach einem ganz günstigen Examen . . . .

18. April, Abends 6 Uhr. Verehrungsvollst
der Ihrige, G. Schwab."

Und einen Monat später schrieb ihm dieser als Dichter wie als Pädagoge ganz ausgezeichnete Mann die treffenden Denkworte ins Stammbuch:

„Wem Gott sich in der Kunst geoffenbart,
Mit seiner heil'gen Schöpfergegenwart,
Wird weder Knecht vom Fleisch noch vom Begriff,
Und scheitert nicht an dem noch jenen Riff."

Nächst Wagner hatte dieser treffliche Mann Bülows innerstes Wesen am besten erkannt. Wie phrasenhaft hohl diesem Jüngling gegenüber gänzlich ungeeignet waren hiergegen Tiecks hinkende Stammbuchverse:

„Wenn Glucks erhabenes Lied (?) Dir winkt,
Und Mozart's Dithyrambus klingt,
Wann Händel, Bach, die großen Meister,
Aussenden des Gesangs tiefsinn'ge Geister,
Wann Leo, Marcell, Palaestrina mächtig schreiten
Prophetisch kündigen den Sang der Ewigkeiten — —
Dann habe Mut den neusten Lärm zu ignorieren,
Und Dich bescheiden jenen Herrn zu präsentieren. —"

Das banale Gereime Tiecks ist an poetischem Wert und Gedankengehalt nur mit den bekannten Zuckerbäckerversen zu vergleichen. Um so kräftiger und kerniger klingt Gustav Pfizers Spruch:

„Ob auch im Sturm das Schiff zusammenbricht,
Der Kompaß bleibt der Ehre und der Pflicht."

In der Tat, ein sinniges und wahres Wort im Hinblick auf die sturmbewegte Lebensfahrt, die dem nunmehr geistig mündig gewordenen Hans bevorstand.

Ehe wir ihn auf diese seine spätere Lebensfahrt begleiten, müssen wir auch einen kurzen Rückblick auf die beiden Stuttgarter Jahre werfen, auf sein glückliches musikalisches Wachsen und Gedeihen und

auf das weniger glückliche Familienleben im Elternhause; zumal in den Berichten der jüngeren Tochter des schon oben genannten Musikers Molique eine vortreffliche Quelle vorliegt. Sie schildert zunächst das Äußere des jugendlichen Helden gar anziehend: „Hans von Bülow war schon damals, als Gymnasiast, von äußerst geistreichem Aussehen und lebhaftem Mienenspiel. Ein brünettes Gesicht, feine tadellose Manieren, ritterlich edel im vollsten Sinne des Wortes. Er musizierte viel mit meiner älteren Schwester Caroline; wenn er mit meinem Vater sprach und dieser ihm dies oder jenes über Musik erklärte, da konnte man die rasche Auffassung, das blitzschnelle Verständnis, die wechselnden Empfindungen von seinem Gesicht förmlich ablesen." Für Caroline Molique komponierte Hans übrigens ein „äußerst charakteristisches, interessantes kleines Tonstück, das er ihr ins Künstleralbum schrieb." Ein anderes Mal brachte er ihr ein Lied, das er eben komponiert hatte: „Klinge, kleines Frühlingslied" —! „Wenn Bülow am Flügel saß, da merkte man wohl, daß ein junger Meister das Instrument beherrschte. Sein feuriger, edler Vortrag, sein kraftvolles und doch wieder so wunderbar zart und fein nuanciertes Klavierspiel war besonders für meine älteste Schwester eine Freude. Er, für den die Mutter die diplomatische Laufbahn[6]) im Sinne hatte, war eigentlich schon damals von ganzer Seele Musiker." Den denkbar deutlichsten Beweis geben hierfür seine Briefe, die ausnahmslos, selbst die Briefe über seine Rheinreise mit dem Vater, die musikalischen Erlebnisse und Bekanntschaften in den Vordergrund stellen. Das allgemeine musikalische Leben in Stuttgart, so schreibt er, ist noch übler als in Dresden: „Mozart, Beethoven, Weber dürfen nur in Abwesenheit des Königs aufgeführt werden." Über Moliques Sonaten, sein „neues Trio", äußert er sich in begeisterten Ausdrücken; von den Stuttgarter Pianisten interessiert ihn Wilhelm Krügers[7]) feines und delikates Spiel in eigenen Kompositionen à la Chopin und echten Chopins. Von Lisztschen Kompositionen (Hans spielte damals die Sonambula-Phantasie) riet dieser ihm ab: man habe wenig Nutzen davon und gewöhne sich das „schlagen" an. Auch als Klavierlehrer betätigte er sich bereits mit 17 Jahren; ein Fräulein Scheuten war seine erste Schülerin; „freilich ärgere ich mich noch sehr (bei den Stunden), aber so viel als möglich innerlich — man muß seine

[6]) Nach der uralten Tradition im Hause der von Bülow.
[7]) Lehrer am Stuttgarter Konservatorium, † 1883.

Affekte¹) aufsparen, denke ich." Mit den Dresdener Ritters, mit Carl wie mit Sascha (Alexander), stand er in freundlichstem Verkehr; Hans hatte Carl neue Kompositionen von sich geschickt, die Carl Richard Wagner zur Beurteilung übergeben hatte. Welche Freude für ihn, als er von Ritter ein Paket mit Kompositionen Ritters, darunter eine Bülow gewidmete Sonate, erhielt, denen ein Brief Wagners beigeschlossen war. Dieser schrieb: „Ihre Arbeiten, Herr von Bülow, haben mir viel Freude gemacht; ich wollte sie Ihrem Freunde Ritter nicht zurückgeben, ohne sie mit einem ermunternden Zuruf an Sie zu begleiten. Eine Kritik füge ich dem nicht bei; Sie werden auch ohne mich noch genug Kritik erfahren, und ich fühle mich um so weniger geneigt, Schwächen und Dinge, die mir nicht gefallen haben, aufzuzählen, als ich aus allem übrigen ersehe, daß Sie schon bald vollkommen imstande sein werden, Ihre früheren Versuche selbst zu kritisieren. Fahren Sie fort und lassen Sie mich bald wieder etwas sehen!" Und der Mutter vertraut er auch an, was Ritter ihm geschrieben, daß Wagner, der gerade Besuch hatte, leise zu Ritter, auf Bülows Arbeiten deutend, gesagt habe: „Ein unverkennbares Talent." Das Theater in Stuttgart „war schlecht"²), es bot deshalb wenig Anregung. Abgesehen davon, daß er zweimal als Klavierspieler vor die Öffentlichkeit trat, war damit sein Wirken naturgemäß in dieser Zeit auf kleine Kreise beschränkt, ein Aufnehmen kleiner Eindrücke ohne die nötige ernste künstlerische Sammlung im Großen, ein Suchen ohne ein recht lohnendes Finden, ein Streben, aber noch ohne ein klar erkanntes Ziel, ein Erglühen und Sichbegeistern, ohne das Ideal klar zu erkennen, was seinem Interesse den festen Kern, seiner unablässigen emsigen Arbeit den gebührenden Erfolg und so seinem Leben den rechten Mittelpunkt geben konnte. Aus diesem Tasten aber herauszukommen, dazu fehlte auch der große Entschluß; er gehörte äußerlich und innerlich mit Kopf und Herz noch zu eng dem Familienkreise an, der, obwohl im

¹) In den B Br. ist sinnlos „Effekte" gedruckt.

²) „Norma, Haimonskinder bis jetzt." B Br. I, 519. Hofopernkapellmeister in Stuttgart war damals (bereits seit 1819) P. J. von Lindpaintner. Bülow, der bald mit ihm bekannt wurde, wollte auch Raffs Bekanntschaft mit L. vermitteln. Wo Bülow L.'s in seinen Stuttgarter Briefen Erwähnung tut, klingt fast immer ein leiser Ton der Ironie hindurch, der wohl in dem veralteten musikalischen Geschmacke des Hofkapellmeisters seinen Grund haben mochte. Ein Lied von ihm: „Des Judenmädchens Klage", wurde in Bülows erstem Konzerte (am 1. Januar 1848) gesungen.

inneren Zusammenhange schon schwer erschüttert, in ihm, als dem Liebling des Vaters, eigentlich den idealen Mittelpunkt hatte. Über das Leben in diesem Familienkreise berichten seine Briefe ausführlich: über die harmlosen geselligen Freuden, Hansens unverwüstliche Heiterkeit,[10]) seinen Humor, seine schauspielerischen Talente,[11]) sein edles, ritterliches Wesen, seine Wohlerzogenheit, sein Interesse für des Vaters literarische Arbeiten, seine Sorge um die damals schon schwächliche Gesundheit der Mutter und der Schwester, und über seine Reitstunden. Bei diesen stieß ihm einmal, im August 1842, ein kleiner Unfall zu, so daß sie kurze Zeit ausgesetzt werden mußten; es ist charakteristisch, daß er sie sobald als möglich wieder aufnehmen will, „da man hier unter meinen Kameraden sich schon aufhält darüber, daß ich wegen eines Unfalles die ganze Beschäftigung aufgegeben habe. Solche Gerüchte und Reden muß ich nun natürlich glänzend niederschlagen." Wie die Berechnung der Reisekosten in den Reisebriefen an seine Mutter[12]) beweist, war Hans von rührender Sparsamkeit und Genauigkeit. Er kannte offenbar die in materieller Beziehung nicht günstigen Verhältnisse seines Elternhauses und die bei dem unsteten Reiseleben seines Vaters unmögliche geregelte Ökonomie des Hauses. Dazu kamen noch Krankheiten des Vaters, der Mutter, wie der Schwester; auch politische Meinungsverschiedenheiten zwischen dem für Freiheit begeisterten Manne und der konservativ erzogenen Frau; auch so viel häusliche Sorgen als Aufregungen und Störungen des ehelichen Friedens, die denn endlich im Verlaufe des Jahres 1848 die Scheidung vorbereiteten, die 1849 erfolgte. Die Mutter und Schwester zogen, nachdem Anfang April schon diese Übersiedelung beschlossen war, im Herbst des Jahres 1848 nach Dresden zurück, während der Vater nach Berlin ging, wo er als Korrespondent der Leipziger Zeitung eine Beschäftigung fand. Hans hatte bereits im April 1848 die Universität Leipzig bezogen.

* * *

Dieses Kapitel entstammt, ebenso wie das dieser Nummer beigegebene v. Lenbach'sche Bülow-Porträt, einem Werke, das der verstorbene Musik-Historiker, Professor Dr. Heinrich Reimann über Hans von Bülow hinterlassen hat und das in Kürze erscheinen wird. Der Verlag Harmonie, Berlin, überließ uns entgegenkommenderweise die Erstveröffentlichung.

[10]) Vgl. die Geschichte mit der Bohnentorte. B Br. I. S. 50.
[11]) B Br. I, S. 50.
[12]) B Br. I, 56 ff.

Gustav Schüler:
Die „Sizilianer“ in Berlin.

Grelle Sonne flackert, als würfe man einem brennende Grasbüschel ins Gesicht. Gelbe, träge Wegfluchten schneiden sich hart in den aufgemauerten Horizont. Ein Dunst von Tierheit und atemzerstückelnder Armutsangst liegt auf dem Grunde, der über Vulkanen hängt, wie eine Seuche gärt, die nach jungem Leben toll ist. Sizilien. Flimmernd ist das Land, und wie Wüstenpflanzen, die sich ihren eigenen Saft kochen, sind die Menschen. Eine Welle Verrücktheit geht in ihrem Blut. Knirschender Wahnwitz, ein Schrei, der im blassen, würgenden Dunst zersplittert. Alle diese Leben, die mit dem Tode auf Du und Du stehen, packen mit ihren tatzigen Händen einer dem andern mitten ins Herz, fallen sich an die Kehle und erwürgen sich, wie man einen Hund erwürgt. Aber sie reißen sich doch auch den Labebecher vom eigenen Munde, wenn ein Verdurstender um Wasser bettelt. Und wie gebärdet sich die Liebe in jenem Lande! Der Gestank der Schwefelgruben macht sie so toll und verwirrt, daß sie jeden Augenblick zum zähnefletschenden Raubtier werden kann, das mit wildem Gebrüll aufspringt. Und das alles und ein wenig Szenerie, ein altes, bröckliges Hausgemäuer, ein Tisch, ein Stuhl, Flaschen und ein eiserner Ofen, der ewig etwas gar bruzeln möchte, und leidenschaftgegeißelte Menschen darin umher — und wir atmen die Luft Siziliens, wir sind so hingenommen, daß wir unwillkürlich zum Dolchgehenke tasten, wir fühlen, wie unser Herz sich müht, den rasenden Schlag mitzutun, der dort gegen die Rippen hämmert. Wir sind Volk mit diesem Volke, blutsverwandt, herausgebrochen aus dieser Schwefelerde.

G i o v a n n i G r a s s o, das Haupt der „Sizilianer“, packt uns mit seinen Riesenfäusten und zwingt uns, sei es auch gegen unsern Willen, zu gehen, wohin er will. Sein Vater, Angelo Grasso, hatte in Sizilien ein Marionettentheater unter der Erde. Lebensgroße Marionetten spielten hier Schicksal. Königliche Schicksale wurden ausgespielt. Die Helden waren zwar immer dieselben: Karl der Große und Roland, aber der phantastische Marionettenmeister erfand hundert Handlungen, hundert Verwickelungen, eine immer bunter und aben-

teuerlicher als die andere. Jedesmal wenn die schicksalbindenden Drähte in der Hand des Alten zuckten, umstand ein atemlos hingerissenes Völklein die Bühne, deren Vorhang eine alte zerrissene Bettdecke gewesen sein wird. Wie die Sizilianer, alte und junge, wohl diese Bühne umstanden haben mögen! Männer, von der Arbeit siech gemacht, in Lumpen, Gier und Leidenschaft im Gesicht und in den Gesten, und Kinder, Kinder mit schwarzen, tiefen, ins Schicksal hinausträumenden Augen. Vielleicht zuerst in der vordersten Reihe dieser Kinder, später aber bei dem Vater hinter der Bühne stand der junge Grasso. Er wird mit Staunen und ehrfürchtiger Scheu die Drähte berührt haben, die Könige und Helden kämpfen, siegen und zusammenbrechen ließen, wohl wie ein Bauernjunge, der mit unablässigen Bitten den Vater plagt, die Leine zum Fahren zu bekommen. Zuerst schlägt's ihm der Vater rundweg ab, dann aber, des peinigenden Bettelns überdrüssig, gibt er ihm die Leine, d. h. das untere ungefährliche Ende, während er selbst ein Stück höher die Leine hält und — fährt. Der Junge hält auch die Leine, fährt aber nicht, sondern seine zumeist stürmischen Lenkbewegungen prallen an der wenig empfindlichen Faust des Vaters ab. Genau so denke ich mir die Lenkbewegungen des jungen Grasso. Aber nach und nach läßt der Bauer für seinen Jungen die Leine lockerer, und der alte Angelo wird manches programmwidrige Aufzucken seiner Figuren später auch nicht auf seine eigene Rechnung gesetzt haben. Kurz und gut: Das „Angelo-Theater" mit seiner wilden und feierlichen Einfalt war die künstlerische A-B-C-Schule des Knaben. Gemach lenkte und spielte er sich so bis zu dem Giovanni Grasso hinauf, der uns heute erschüttert.

Die Truppe, die er nach und nach um sich sammelte, und deren unbedingter Mittelpunkt er ist — in jeder Geste und in jedem Wort schlägt sein Herzschlag — hat sich einen Namen erkämpft. Ob das Gastspielfieber, dem sie verfallen ist, nicht ihre schönsten Stärken zerbricht und ihre leuchtendsten Farben auslöscht, ist freilich eine andere Sache. Diese Truppe, die viel Redens von sich machte, gastierte in der ersten Hälfte des Oktober in Berlin im früheren Wolzogen-Theater, das schon so viel Heiteres und Unheiteres gesehen hat. Musco und Maria Bragaglia sind nach Grasso die vorzüglichsten Kräfte der Truppe.

Die Bragaglia hat in ihrem todbleichen Gesicht zwei wilde, zwingende Augen, wie Feueressen, wo die Dolche geschmiedet werden, die sie dem in die Hand drückt, von dem sie weiß, daß er aus Tollheit zu ihr hingehen und seine eigene Mutter niederstechen würde. So steht sie

da, hoch über sich hinausgereckt — ihre Haare schütteln sich wie die schwarze Mähne eines beleidigten, zornigen Tieres — und schreit's hinaus, daß der zurückkommen soll, den sie noch eben verflucht und schäumend vor Ekel von sich gewiesen hat. Dann aber, niedergeschlagen von den Hämmern ihres Blutes, knickt sie zusammen wie eine Lilie, der man jählings den Stengel durchschnitten hat. Auf den Knien rutscht sie hin zum Muttergottesbilde. Wie brennende Späne fallen ihr die Worte vom Munde; dies Schreien und Schluchzen ist aber nichts als ein tolles Zucken der Sinne, das mit genau derselben Inbrunst betet, mit der es küßt. Wie lange betet sie so? So lange, als ein vom Rennen keuchender Mensch braucht, um wieder atmen zu können. Dann betet sie nicht mehr; die letzten Gebetesworte mit den knirschenden Zähnen zerbeißend, kriecht sie zurück und küßt die Stelle, wo eben noch die Füße des Geliebten gegangen sind. Und alles das tut sie, stöhnend, gurgelnd, glucksend, ganz wie eine Verrückte. Und wer ist es, um den sie schreit? Es ist Grasso, der Tölpel, der Riese, der noch kein Weib gehabt hat; dem die aufgerissenen Augen aus dem Kopfe herauswollen, als er sie zuerst sieht. Mit seinen Händen, die wohl ein Pferd hoch in die Luft heben könnten, berührt er ihr Kleid, streichelnd, kosend, wie etwa ein zartes Mägdelein seine Puppe. Dann erst wagt er es, ihre herabhängenden, weißen Hände zu berühren, und der Riese zittert dabei wie Gras im Morgenwinde. Dann aber, herausgeboren aus dem Nichts, kommt jählings ein Sturz des Hasses über ihn, wie Lava schießt. Und er gräbt seine Tatzen in die Haare des Weibes, zwängt ihr den Kopf zurück und steht mit seinem weißen, gierigen Gebiß gerade über ihrer Gurgel. Wer bürgt dafür, daß seine Zähne sich nicht in ihren Hals schlagen? Übung hat er darin. Er ist erst gestern von den Bergen herabgekommen, wo er die Ziegen hütete. Da hat er's mit einem Wolfe so gemacht: er hat ihm den Kopf zurückgerissen und hat ihm mit den würgenden Zähnen die Gurgel zermalmt. Dieser Ziegenhirt soll das Mädchen heiraten, das der Gutsherr verführt hat und ihm nun gern überlassen will. Er weiß nichts und ahnt zuerst auch nichts. Er ist aber diesem Mädchen „so gut“, wie er „seinem weißesten Lamm und der Madonna“ gut ist. Dann aber, aus dem Verhalten des Mädchens, kommt ein langsames Erkennen über ihn. Stürme eifersüchtigen Ahnens überfallen ihn. Zuerst zitternde Unruhe, dann gehetztes Ausspüren und dann die Rache. Diese Rache, wie alle sizilianische Rache, raucht von Blut. Diese Abrechnung geschieht nicht hinterrücks, nein, ange-

kündigt, offen, Brust gegen Brust. Mit wahnwitzig gereiztem Tigersprunge fallen sich die Gegner an. Und der Hirte, dieses Tier, diese Bestie, fällt dem Feinde mit den Zähnen in die Gurgel. Mit pfeifendem Atem speit er dann das Blut aus. Er verzerrt unwillig den Mund, als ob er den scharfen Salzgeschmack des Blutes auf der Zunge spürte. Mit schüttelndem Ekel speit er das Blut hinweg und wischt sich nicht einmal mit dem Handrücken die Lippen ab. Es ist, als wäre nach dieser unerhörten Tat jede Kraft in ihm erloschen. Er hätte nicht mehr die physische Möglichkeit, an einen Krater zu gehen und sich hinabfallen zu lassen. Aber käme in diesem Augenblick Musco, der Blinde, so würde er niederfallen und ihm die Hände küssen. Dazu langt seine Kraft immer.

Vorsichtig wird eine Tür aufgemacht. Irgendwo, wo man alles andere, nur keine Tür vermutet hätte. Eine Gestalt in Lumpen fühlt sich herein. Es ist Musco, der Blinde, dieses arme, zerschundene Tier. Wie ein augenloses Hündchen tastet und stößt er sich durch die Stube. Alle seine verstümmelten Seelenkräfte haben sich auf zwei Dinge zurechtgerückt: die Hand vors Gesicht zu heben, wenn er etwa einen Faustschlag fürchtet, und dann nach Brotrinden herumzuschnüffeln. Eine gierige, grausame Starrheit friert aus ihm heraus. Ein scharrender Ton hängt an ihm, als kratze er ewig mit den Händen an verschlossenen Brotschränken. Wie er dann das Kleid des verstoßenen Mädchens anrührt, zitternd, inbrünstig, erhaben, das ist mehr, als faßte er den Kleidsaum eines heiligen Engels. Und dann weint er mit ihr; so weinen keine Menschen, so heulen und knurren Wölfe, wenn sie in erbarmungslosen Winternächten Knochen und Fleischfetzen ihrer totgebissenen Kameraden herunterwürgen.

Der Geist Grassos waltet über all dem Sturm, über jeder Nuance, jedem Zucken, jeder Geste. Die Grasso-Truppe ist eine große Familie, deren Zugehörige alle eines Blutes sind. Daher das Einfügen jeder Kraft und jedes künstlerischen Vermögens in eine Einheit, doch so, daß auf den drei Säulen das ganze Haus ruht. Diese Sizilianer jonglieren mit jungen Tigern. Wenigstens Grasso tut es. Sie könnten aber ebensogut mit Baumstämmen in der Luft herumfuchteln. Der Erfolg wäre immer derselbe: schreiende, tobende, tolle Kraft, Kraft ohne Maß und Ziel, die einen umzingelt und überrumpelt. Mit erstaunlicher Fremdheit, so brutal, als ob einen Wegelagerer stellen. Es ist ganz gleich, was für eine Handlung gespielt wird. Die Stücke gehen alle auf eins

hinaus: auf unerhörte Temperamentsäußerungen. Meist sind diese Stücke unsäglich nichtig, aber bunt und voll pomphaften, schreienden Jahrmarkttrubels.

Die frühere Partnerin Grassos, Mimi Aguglia, die eben im Neuen Theater gastierte, ist an Wildheit eine Wölfin, die mitternachts aus ihrem Schneelager herausbricht. Weit gefährlicher, als die Bragaglia. Man müßte die beiden — Grasso und die Aguglia — wieder aufeinander loslassen, wie es früher war. Es kommt doch etwas dabei heraus.

Was haben aber wir, die sonst den geistigsten Trank der Kunst hutsam an die Lippen führen, zu schaffen mit diesen Wilden? Sehr viel und gar nichts. Wir werden diese mehr als törichten sizilianischen Stücke bald vergessen. Aber diese rassigen Tölpel, ihre rasenden Gebärden, das blutvolle Spiel ihrer Körper wird immer wieder wie ein Blitz vor uns aufzucken. Die heißen, quälenden Augen dieser von Leidenschaft Todkranken werden uns noch lange verfolgen. Sonst kann uns ihr Spiel rein nichts sein. Es kann kein Funke für unsere Seele dabei herausspringen. Im Grunde genommen ist auch Grasso dem Metier seines Vaters getreu geblieben: was er treibt, ist geniales Marionettenspiel. Aber die Puppen sind lebendig geworden wie Leiber, mit Gestürm, Geraune und Geschwätz.

Grassos Truppe stellt sich dar wie ein buntes Zigeunerlager. Wie sonst die Herden zum Leittier, so ziehen sich hier die Sippen zu dem Stärksten, dem Herrn, dem Meister. Diese Familienzusammengehörigkeit ist bei den Sizilianern schlechthin selbstverständlich. Alle sonnen sich in dem Ruhme des Starken. Wer etwa bei einer der Vorstellungen einen Blick in eins der seitlichen Kulissenfenster tun konnte, der sah wohl mitunter dicht am Fenster interessierte Gesichter von Familienmitgliedern der Truppe. Blitzartig aufgereckte Hände gaben öfters ihre hingerissene Zustimmung zu dem sicher schon hundertmal gesehenen Spiel. Das ist Kunst, die aus dem tiefsten Volksleben schäumt, das ist wie Atmen, man muß es tun. Schon die kleinsten Kinder nehmen diesen Trieb in sich auf. Was etwa an darstellerischen Kräften in ihnen schlummert, muß so losgebunden werden. Die kleinen Dingerchen mit ihren erstaunten, großen schwarzen Augen hocken in den Ecken und tun, als ob immerfort Körbe voller Märchenwerk auf sie ausgeschüttet würden.

Und wenn dann spät am Abend das Spiel zu Ende ist, dann zieht die ganze Karawane nach Hause, in irgend ein dürftiges Stübchen, wo man eng aneinander haust. Beim Gehen setzt sich der Wind in die dünnen Mäntelchen, und die Kinder halten sich fest am Rock der Mutter, die jetzt ein schlicht gut Hausmütterchen ist. Noch vor zehn Minuten weinte sie auf der Bühne, daß alles Volk in Tränen schwamm. Und der gewaltige Mime, der knirschende Wolf, führt still an der Hand seinen jungen Knaben heim. Es kann sehr wohl sein, daß durch die Hand, die die Fingerchen des Kindes umschließt, noch hin und her zuckende Regungen gehn, Blitzen vergleichbar, die matt aufschlagen, wie Streichhölzer, die hinter einer straff gespannten grauen Leinewand angerissen werden.

Berliner Theater.

Man ist von den neuen Direktoren angenehm enttäuscht. Sie waren zu sehr Lieblinge der guten Gesellschaft, der Gesellschaft, die sich nicht gerne langweilt, um nicht vor der Eröffnung des Theaters die Befürchtung aufkommen zu lassen, daß ihr Theater auch ein spielerisches gesellschaftliches Experiment sein würde.

Die bösen Buben, die leicht geschürzte Kunst und dekolletierte Fröhlichkeit in Berlin eingeführt haben, meinen es jedoch, wie man jetzt sagen darf, ehrlich mit dem Unternehmen oder ehrlich mit der Kunst. Die Aufführungen, die sie bis jetzt gezeigt haben, zeugen von einem gesunden Geschmack und gutem künstlerischen Können. Manche der Aufführungen wie „Mercadet" waren szenisch und darstellerisch wie aus einem Guß. Gustav Wieds einaktige Keckheit: „Erinnerungsfest" und seine dreiaktige Spießbürger-Satire „Erotik" können sogar mit den ersten Bühnen Berlins in Wettbewerb treten. Alles in allem eine Bühne, die ernst genommen sein will, und der wir fernerhin unsere ganze Aufmerksamkeit widmen werden.

A. Halbert.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, Anfang November.

Das war ein seltsamer Theatermonat, der diesjährige Oktober. So überaus vielerlei und doch so erschrecklich wenig — doch das ist kaum noch überraschend, aber seltsam war's, wie diesmal die Berliner Theater beherrscht waren von ausländischer Kunst und ausländischer Theaterware. Da waren als Gäste die beiden konkurrierenden Sizilianischen Gesellschaften erschienen, erstaunliche, nicht immer künstlerische Vertreter des krassesten Verismus. Dann Sarah Bernhardt, für deren Ruhm und Stellung in der Geschichte des Theaters es erfreulicher wäre, wenn sie sich größerer Kunstkeuschheit befleißigen und nicht die letzten beaux restes ihrer Künstlerschaft uns enthüllen und so selbst an der Zerstörung der Großen Sarah-Legende mitarbeiten würde. Da war Eleonore Duse, die immer willkommen ist, wie jede geniale Erscheinung — freilich kommt die Resignation, die stets in wehem Leid aus ihrem Wesen sprach, jetzt auch in der Betätigung ihrer Kunst zum Ausdruck. Sie spielt nicht mehr die stürmischen, hinreißenden Leidenschaften, auch nicht mehr die Schönheitstrunkenheit d'Annunzioscher Verse. Jetzt wirbt sie um den geistigen Besitz Ibsens, wiewohl doch ihr Wesen, das ihrer Individualität und das ihres italienischen Typus, dazu stets im Widerspruch stehen wird. Sie wird nie ganz in Ibsen aufgehen können, aber immerhin, wenn jemand in Berlin die Hedda Gabler nach der Irene Triesch und die Ella Rentheim nach der Else Lehmann spielen darf, so kann das nur die Duse sein . .

Die Abhängigkeit des Berliner Repertoires vom ausländischen und vom ausländischen Stoffgebiet war diesmal so groß, wie wohl kaum jemals.

Es sind aufgeführt worden skandinavische, französische, russische, englische, amerikanische Autoren — wirklich, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten führt jetzt sogar Theaterstücke nach Deutschland aus. Von den daneben erschienenen fünf Stücken deutschen Ursprungs spielen drei auf französischem Boden: „Ninon de L'Enclos", „Der deutsche Graf", und „Das Fräulein in Schwarz". Ganz deutsch nach Herkunft und Stoffgebiet sind nur zwei Arbeiten, ganz deutsch in dieser Hinsicht sind nur die Dichter Blumenthal und Kadelburg mit ihrer „Tür ins Freie" und Wedekind mit seinem Sensationsstück „Musik".

Von den Auslandsstücken ist die Komödie „Vater" von Guinon und Bouchinet eigentlich deutscher, als manche deutsche Arbeit des Berichtsmonats. Freilich die Technik und Bühnengewandtheit der Arbeit ist ganz französisch, aber

die Dialoge gefallen sich nicht in der witzigen, pointierten, zweideutigen und zweideutlichen Diktion, die zwar nicht französisch, aber doch französische Bühnentradition ist. Es sind auch beinahe ganz reinliche Verhältnisse, die diese Franzosen hier behandeln. Ein junges Mädchen steht zwischen der Mutter, die neunzehn Jahre sie mit sorgender Liebe betreut hat, und dem Vater, den sie nie gekannt hat, und der nun, kraft der bei der Scheidung ausgesprochenen Bestimmung, sie auf einige Zeit zu sich nimmt, der nach zwei vergnügt verlebten Junggesellenjahrzehnten plötzlich sein Vaterherz gefunden hat, der sein Töchterchen erst als eine vorübergehende Zerstreuung in sein reiches, elegantes Heim zieht, dann aber auf ihre holde Jungfräulichkeit nicht mehr verzichten kann. In dem Mädchen erwacht etwas von dem Naturell und den Lebensneigungen ihres Vaters — sie kann sich nicht wieder mit dem bescheidenen Leben bei ihrer etwas puritanischen Mutter begnügen. Der Schluß, daß sie weder bei Vater noch Mutter bleibt, sondern sich verheiraten wird, schützt das Stück vor einem geschmacklosen Versöhnungsfinale — immerhin stecken mancherlei sentimentale Momente in dieser Arbeit, die durch die glänzende, geistvolle Aufführung, die die Komödie im Lessingtheater gefunden, zum großen Teil verdeckt wurden.

Der New Yorker Bühnenbeherrscher Clyde Fitch hat ein Stück „Wahrheit" geschrieben, dessen erste zwei Akte bei der Aufführung im „Neuen Theater" interessierten. Die Heldin, ein graziöses, reizvolles Weibchen, ist eine für Fernstehende ganz entzückende Lügnerin — dieses Behagen am Lügen, das ihr zur zweiten Natur geworden, hat für den Gatten jedoch große Unannehmlichkeiten, die sich bis zum Schluß des 2. Aktes drastisch und bedrohlich steigern, in fast tragischer Weise, dann jedoch wird das ganze in fast alberner Possenmanier wieder beseitigt. Anfangs ist ein bißchen Noratum versucht, und die erbliche Belastung der schönen Lügnerin wird durch die Vorführung ihres verkommenen, in all seiner Schäbigkeit doch ergötzlich geschilderten Vaters sehr deutlich demonstriert. Anfangs ist auch der Dialog fesselnd, in der zweiten Hälfte aber schlägt alles in Karikatur und Trivialität um. Wie dieses Stück amerikanischer Herkunft, so ist auch die „Lady Frederick" des bisher bei uns unbekannten Engländers W. Somerset Maugham keine sonderliche Bereicherung unseres Spielplans. Es hat mancherlei hübsche Einfälle, aber einen auffälligen Mangel an geistreichem Dialog, wie wir ihn gerade auf der Bühne des „Kleinen Theaters", das dieses Stück vorführte, und das uns durch Wilde und Shaw in dieser Hinsicht verwöhnt hat, erwarten — es ist immer eine Enttäuschung, wenn der Schauspieler auftritt, der sonst stets die vielen Geistreichigkeiten zu sagen hat und nun in dieser Hinsicht ganz stumm bleibt. Lady Frederick ist eine vorurteilslose, nicht mehr ganz junge Dame, sogar über das interessante Alter entre trente et quarante etwas hinaus, aber doch noch reizvoll und unternehmungslustig genug, um die

Mutter eines sehr verliebten Jünglings in Angst zu halten. Um die von Lady Frederick gar nicht ernstlich gewollte, sondern nur mit tändelnder Koketterie unterhaltene Liebelei zu zerstören und es nicht zur Heirat ihres Sohnes mit der arg und rettungslos verschuldeten Lady kommen zu lassen, ruft die besorgte Mutter ihren Bruder, einen sehr reichen Lord, von London nach Nizza. Er gehörte einmal zu der Schar der Verehrer der jederzeit galanten Lady Frederick. — Das Intrigenspiel zwischen dem einstigen Liebespaar, das sich nun entspinnt, entwickelt sich in amüsantem Hin und Her, nach dem Muster des bühnenunsterblichen „Glas Wasser", und endet natürlich mit der Heirat des sehr reichen Lords und der schön gewesenen Lady. Der Lord operiert mit Schecks von beträchtlicher, für deutsche Zuhörer verblüffender Höhe, die Lady wirft kompromittierende Briefe, aus denen sie Kapital schlagen könnte, in edelster Regung ins Feuer. Das Ganze ein Spiel ohne weitere Bedeutung, aber es amüsiert und gibt ein fesselndes, wenn auch nicht gerade zutreffendes Bild der reichsten und vornehmsten englischen Gesellschaft.

In den Kammerspielen des „Deutschen Theaters" hat man den Versuch gemacht, Nikolei Gogols „Heiratsgeschichte" für die Bühne zu gewinnen, nachdem es bereits vor mehreren Jahren hier unter dem Titel „Brautschau" auf einer Versuchsbühne wirkungslos in Szene gegangen war. Gogol selbst hat das Stück ironisierend eine ganz ungewöhnliche Begebenheit genannt — ungewöhnlich erscheint uns diese dumme Historie von den beiden Heiratsvermittlern in gewissem Grade allerdings auch, aber auch das Ungewöhnliche ist nicht immer interessant, wenigstens nicht auf der Bühne. Zur Kenntnis Gogols freilich und auch der russischen Literatur erbringt das Stückchen immerhin einen Beitrag. Aber diese Anreihung von allerlei Späßchen, das Gemachte der Handlung, das Groteske, hinter dem so gar keine Freudigkeit steckt, eher noch eine verhüllte Traurigkeit — all das hat kein dramatisches Leben. Neben dem Mangel an brauchbaren Novitäten dürfte das Verlangen, ihre guten komischen Kräfte zu zeigen, die Direktion zu dieser Gogol-Aufführung veranlaßt haben.

Rudolf Lothar hat so viele französische Bühnenarbeiten in den letzten Jahren übersetzt, daß er jetzt, wo er selbst eine Komödie zu schreiben unternimmt, von der französischen Umwelt nicht loskommen kann. Sein „Fräulein in Schwarz" spielt in einem französischen Provinznest, könnte aber, wenn man statt Franc einfach Mark sagt, eben so gut in Treuenbrietzen oder Neustadt-Eberswalde sich ereignen. Kann ein Staatsanwalt ein junges Mädchen, das er auf seine Art liebt und um das er sich beworben, heiraten, nachdem er erfahren, daß ihr reicher Vater sein Vermögen dadurch erworben, daß er mit seiner Frau und seiner Tochter als berühmte Montrose-Akrobaten-Familie in allen großen Variétés Europas auftritt? Er hegt erst starke, kleinbürgerliche und staatsanwaltliche Bedenken, und als er, nachdem er das

Fräulein im schwarzen Trikot gesehen, von ihrer so erschauten Schönheit bezwungen, seine Skrupel aufgibt, weist ihn das in ihrer Mädchen- und Berufsehre gekränkte Fräulein rundweg ab, erhört einen braven Grotesk-Akrobaten und wird mit diesem ein glückliches Ehe- und Zirkusleben führen. Der Konflikt des Stückchens ist klein, und ob die Skrupel des jungen Staatsanwalts beseitigt wurden, wird doch zumeist von der Höhe des durch die Akrobatenkünste seines Schwiegervaters erworbenen Vermögens abhängen. Das anspruchslose Stück hat einen hübschen Bühnentrick. Im 2. Akt üben die drei Akrobaten — Vater, Mutter und Tochter — in sehr kleidsamen schwarzen Trikots am Reck und mit Gewichten. Das ist wirksam, doch bringt Lothar, um aktuell zu sein, in dieses Trikotidyll eine Stillosigkeit — ein Agent macht der Akrobatenfamilie einen Antrag, ihre Nummer in den Dienst der Nacktkultur zu stellen. Da kommt's zu einer großen pathetischen Szene zwischen dem Vater und der sich weigernden Tochter, und diese Szene fällt völlig aus dem Rahmen heraus.

„Ninon de L'Enclos", mit dem Untertitel „Ein Spiel aus dem Barock", kann nur ein Anfänger schreiben. Der Münchner Friedrich Freksa hat sich an diesem Stoff versucht, weil er in jugendlicher Gestaltungslust von dem reizvollen Bilde dieser Frau verlockt, übersehen hat, daß diese große, geistsprühende Philosophin der Liebe, diese bis ins hohe Alter begehrenswerte Schönheit nicht tragisch vorgeführt werden darf. Die von ihrer Zeit gefeierte und bewunderte Frau, die so viel Liebe gespendet und empfangen, will nicht recht hineinpassen in den Rahmen der gewollten Tragik des fünften Aktes, wo sie an der Leiche ihres Sohnes steht, der sich getötet hat, als er erfahren, daß die von ihm glühend geliebte und geküßte Frau seine Mutter ist. An der Bahre trauert auch der Mann, den er als seinen Nebenbuhler zum Duell hatte fordern wollen und der sein Vater ist. Der junge Mensch, der in seine eigene Mutter verliebt ist, das ist keine Tragödiengestalt, es bleibt ihm immer etwas Komisches anhaften, und das schlägt das Stück tot. Immerhin zeigt sich, wie viel sich auch gegen Einzelheiten in der Schilderung der Personen und der Zeit einwenden läßt, doch eine gute Begabung, nur daß der junge Dramatiker über die Psychologie der Mutterschaft noch nicht viel Treffendes zu sagen weiß, und daß statt einer geschlossenen konsequent zwingenden Handlung allzuviel Anekdotisches überwiegt.

Mit seiner Komödie „Der deutsche Graf" hat sich Vollmöller die Bühne nicht erobern können, wiewohl er hier auf das seinen Dramen sonst eigene Übermaß von Lyrik und neuromantischer Epik verzichtet und schlechtweg ein Theaterstück hat schreiben wollen. Es ist ein Abenteurerstück aus der Zeit des Sonnenkönigs, ein Abenteurerstück, für das dem Dichter allerlei Vorbilder von Viktor Hugo bis Rostand vorgeschwebt haben. Ulrich von Troth, der deutsche Graf, ist ein Ausbund von Tugend, Opferwilligkeit und unverdientem Pech. Dieser seelens-

gute Graf Troth, der, weil die Augen einer Prinzessin allzu wohlgefällig auf ihm geruht hatten, aus Deutschland geflüchtet war, hat auf dieser Flucht einem gräflichen französischen Windbeutel das Leben gerettet und nimmt nun — der einzig zutreffende psychologische Zug in der ganzen Arbeit — ein fast fanatisch-freundschaftliches Interesse an dem Geretteten. Dieser Windbeutel hat eine schöne Frau, die dem deutschen Grafen begehrliche Neigungen kundtut. Graf Troth liebt aufs tiefste die verführerische Frau, weist sie aber aus Freundschaft für den Gatten zurück und nimmt sich eine Balleteuse zur Geliebten, freilich nur pro forma, nur um jener Frau jede Hoffnung zu nehmen, bleibt ihr aber beständig treu. Er bringt für sie und ihren leichtsinnigen Gatten die größten Opfer jeder Art — er erfährt, daß der glänzende Casanova die Frau umworben hat und gewinnen wird. Deshalb beleidigt er Casanova, um ihn zu einem Duell zu zwingen, aber nicht der berüchtigte Verführer wird das Opfer, sondern der deutsche Graf fällt beim ersten Schuß. Dieses Abenteurerstück, in das mit Fleiß allerlei Memoirenkram hineingetan worden ist, bleibt leider langweilig, da jede Psychologie fehlt, da auch die Handlungsweise des deutschen „reinen Toren“ durchaus nicht überzeugt und kein Moment packt und ergreift.

In Kürze sei noch von den beiden Stücken gesprochen, die auf deutschem Boden spielen. Die Geschehnisse des Schwankes „Die Tür ins Freie“ ereignen sich in einer jener Kleinstädte, aus denen die Ehemänner nach der Possentradition unter den schwierigsten Vorwänden von Zeit zu Zeit nach Berlin flüchten, um sich auszulüften. Die Idee, die dem Stück zugrunde liegt, hat einen guten ersten Akt geschaffen. Der frühere Bürgermeister war während der Jagdsaison niemals im Bureau und hat dann die Ehen standesamtlich von einem dazu unbefugten Beamten schließen lassen. Jetzt mit einemmal zeigt es sich, daß alle während der Jagdzeit geschlossenen Ehen ungültig sind, daß also den nicht verheirateten Eheleuten die Tür ins Freie offensteht. Aber nach Schluß des zündenden Eingangsaktes lenken die Verfasser allzu sorglos in gewohnte, durch allerlei Possenzutaten vergröberte Schwankmanieren ein — auch der nach unsterblichem aristophanischen Vorbild auftauchende, aber nur züchtig verschämt angedeutete Frauenstreik kann daran nichts ändern.

Wedekinds „Sittengemälde“ in vier Bildern Musik war die letzte Gabe des Oktobers — ein heillos undichterisches, unkünstlerisches Stück, ein größerer Reporterbericht über allerlei Traurigkeiten. Die Bezeichnungen der einzelnen Bilder — „In Nacht und Nebel“, „Hinter schwedischen Gardinen“, „Vom Regen in die Traufe“ — erinnern an den Stil der großen Jahrmarktsbilder, vor denen eine „Moritat“ abgesungen wird. Eine Musikschülerin ist von ihrem Professor verführt worden, fühlt sich Mutter, kommt wegen Vergehens gegen keimendes Leben ins Gefängnis, wird infolge eines Gnadengesuches der Frau Professor begnadigt, wird dann wieder die Ge-

liebte des Professors — das Kind, das sie nun bekommt, stirbt im Schlußakt; das Musikfräulein wird, halb irrsinnig vor Schmerz und Verzweiflung, von ihrer braven Mutter, der Frau Oberst Hühnerwadel, nach Hause geholt. Vorher ruft das arme Mädel: „Musik, Musik! Was habe ich um deinetwillen gelitten!“ Nun Verführtwerden kann einem Mädchen in jedem Berufsstudium passieren, der Verführer braucht auch kein Musikprofessor zu sein, er kann auch den andern schönen Künsten angehören, oder der Finanz, Industrie, dem Handel und Gewerbe. Der Titel ist also nur eine gewollte Sensation. Das Stück hat kein dramatisches Gefüge, es gibt nur Szenen, die einen in den Zwischenakten vorbereiteten Knalleffekt bringen. Die Befehdung eines Paragraphen des Strafgesetzbuches, gegen den Wedekind anfangs anstürmt, kann nicht Sache literarischer Betrachtung sein. Die Charaktere zeigen keine Entwicklung, sie stehen von Anfang an typisch fest, so sehr, daß die leidende Heldin fast in jedem Bilde ihren Weinkrampf hat. Dann noch ein Seltsames, woran man bei Wedekind sich immer mehr gewöhnen muß: das Hineinziehen seiner eigenen Person. Je kunstverlassener seine Stücke werden, desto mehr stellt er sich in seine Stücke hinein. So tritt hier ein Mann auf, der als Zyniker gilt und stets das Gute will, dessen Schriften beschimpft werden und der doch ein edler Dulder ist. Mit Recht spielte ihn der Darsteller im Kleinen Theater in der Wedekind-Maske. Außerdem hat aber diese Figur durch Wedekind, gewiß ganz gegen seinen Willen, eine Zeichnung erhalten, die ihn wie eine grobe Karikatur von Ibsens Gregers Werle erscheinen läßt.

Einen sehr dankenswerten, mutigen Versuch hat das Königliche Schauspielhaus Anfang November unternommen, indem es Grabbes großes Hohenstaufendrama „Heinrich VI.“ auf die Bühne brachte. Das kraftvolle Stück, dem es leider an dramatischer Einheit und Geschlossenheit mangelt, ist 1829 geschrieben und nur vor ein paar Jahren in gekürzter Form in Leipzig gespielt worden. Es ist kein normales Bühnenstück, aber es zeigt die Klaue des Löwen, es läßt die Kraft und die Phantasie eines genialen Dichters erkennen, eine ehrliche Arbeit, die auf patriotische Pathetik verzichtet. In einigen Höhepunkten erscheint Shakespearesche Gewalt erreicht, die Charakteristik mehrerer Gestalten ist vollendet und einheitlich — aber die Dichtung ist kein Ganzes, sie bleibt vielfach sprunghaft und innerlich fragmentarisch und das Finale entbehrt die tragische Größe. Einige zu breit gesponnene Szenen ermüden. Aber durchweg empfindet man: hier spricht ein Dichter.



Harro Magnussen:
Denkmal für die Naturwissenschaft.
Text auf Seite 516.

Bildende Kunst.

Angelus.

Das ist das berühmteste Bild Millets. Man spricht den Namen dieses Werks nichr aus, ohne an Hunderttausende von Franken, an ganze Berge Gelds zu denken. Amerika gab zuerst eine halbe Million dafür, und Europa dann fast dreiviertel Millionen. Nie ist wohl Menschenarbeit höher gewertet worden. Jeden Zoll Farbe kann man in Gold ertränken. Dieser Gedanke gibt eine Suggestion, der sich niemand entziehen kann. Selbst der rüdeste Mensch wird hier ehrfürchtig. Dreiviertel Millionen: Häuser, Landgüter, ein sorgenfreies Leben, Reisen, blaues Meer, Schönheit, Frauenliebe, Stadtverordneter oder Gemeinderatmitglied, Wein im Keller, Bücher im Schrank, Freunde und Genossen; oder Wohltaten, geheilte Kinder, Arbeiterhäuser; . . . und dann dreiviertel Millionen: und ein totes Stück Leinwand und ein kleines Stück Schönheit, ein Etwas vom Stimmungszauber eines Abends, die Illusion von Glockenklängen, ... ein Stück Traum und ein Stück Schein, leichtes, vernichtbares Gut.

Wer würde nicht ehrfürchtig, wenn er fühlt, daß Schönheit und Kunst so geehrt werden? Wer würde nicht bestimmt, sie auch zu ehren und sich ihr hinzugeben, und wer verlöre nicht sein Urteil vor der Macht solcher Tatsachen?

Aber dann liegt auch wieder darin ein Etwas, das uns stutzig macht. Ist es das wirklich innerlich wert? Weil es alle lieben, wollen wir es nicht lieben. Das Bekanntsein, der Ruf wirkt ernüchternd. Die Goncourtart regt sich in uns, die das Schönste hassen kann, sobald sein Abbild Nähmädchen auf Broschen tragen und seinen Namen die Backfische im Mund führen. Die Stimmung, die uns zehnmal eingewiegt hat, erscheint uns das elfte Mal sentimental; und grade die machtvollen Zeichen der Persönlichkeit, wir finden sie dann nicht . . . in diesem gerühmtesten Werk. Wir wittern so etwas von Publikumsgeschmack und Billigkeit.

So widerstreiten unsere Empfindungen.

Delacroix schreibt in seinen Tagebüchern: „Heute war ich bei Millet. Er sagte mir, daß er nur Homer und die Bibel liest. Das erklärt mir vieles."

Gewiß, es ist Pathos bei Millet. Aber es ist kein falsches Pathos. Es ist natürliche Größe des Empfindens. Millet ist zu ernst, um Kolorist zu sein, er ist grau, dumpf, trüb, schwer, erdig, als Maler zu wenig bedeutend. Er ist vom Schlage der malenden Bildhauer. Er mauert seine Figuren in Farbe hoch. Er modelliert nur mit der Farbe. Die Macht der Silhouette, die Größe der Form ist ihm alles. So bekommt seine Kunst etwas Krampfiges, Kompaktes, Geschlossenes wird so wuchtig, wie

das Leben selbst. Die Persönlichkeit dahinter — das spüren wir — ist ein Titan, ein Athlet, ist ein Schöpfer. Und wie wir beim Schöpfer nicht an die Tausende kleiner Wunder denken, sondern zuerst an die großen Wunder: Himmel und Erde, Raum und Licht, Morgen und Abend, Form und Gestalt, Seele und Glauben, ... wie uns hier zuerst Elementarvorstellungen überwältigen .... so bei diesem Meister. Nicht du und ich sind das — sondern der Mensch, das zweizinkige Wesen, das arbeitet, sich müht und dumpf und halbbewußt dahinlebt, das angeweht wird von dem großen Hauch des Alls, sich einen Augenblick neigt und wieder arbeitet und sich müht. Die Entkleidung von allem Zufälligen schafft Größe. Das ist das Land, Jahrhunderte schon bearbeitet, Jahrhunderten der Kultur noch harrend. Ob Herbst, ob Sommer — man weiß es nicht, will es nicht wissen; nur daß ein Tag, der sein Licht gegeben, sich senkt, wie Tausende vor ihm sich senkten, Tausende nach ihm sich senken werden. Aus dem Boden wachsen diese Menschen, wie das Kraut, doch wuchtiger und schöner. — Und der Boden zeugt sie wieder, wie von je er sie gezeugt. Luft und Licht ist Mensch und Pflanze, Lebendigem und Unbelebtem, hier gemeinsam. Alles scheint vom gleichen Hauch durchzittert, vom gleichen Hauch umwittert. Das allein bringt Leben in diese Statuen. Denn Statuen sind es, — statt in Marmor, in Farbe hochgetrieben. Mächtige Vertikalen streben empor, und sie stehen im Gegensatz zu den gleich mächtigen Horizontalen des Bodens. Wie der Mensch im Gebet sein Innerstes zusammenschließt, ebenso schließen sich hier die ganzen Figuren zusammen. Alles ist Konzentration. Nichts mehr Rhythmus und Bewegung, die doch sonst — wie in den Glaneuses — Millets Bestes und Schönstes sind.

Ich kenne den Bauern zu wenig, um zu sagen, ob dieses Werk wurzelecht ist, so wurzelecht, wie es stark ist. Andere Werke Millets mögen dem Landarbeiter gerechter sein. Aber ich meine, Mensch und Boden und All und Gott, sie haben in ihren Urbeziehungen zueinander nie ein größeres und einfacheres Symbol gefunden — weder in der Heidenkunst, noch in der Christenkunst, noch in der Kunst, die vom kommenden Reich der Brüderschaft auf Erden spricht.

Georg Hermann.

Harro Magnussen: Denkmal für die Naturwissenschaft.

Eine lohende Fackel in der Rechten und einen grinsenden Totenschädel in der Linken: So steht sie da, jung und straff und herb, mit blanken, sehnsuchtshungernden Augen und einem halbgeöffneten Mund; und die hohlen Augen des Totenkopfes gieren uns an . . .

In ihrer Gefolgschaft aber sind Männer der Tat, vier großzügige Repräsentanten des Wissens um die Natur. Ein jeder hat auf seine Art sein Leben durchgekämpft und mit den großen Rätseln des Lebens tapfer gerungen. Welch ein unendlicher Weg von Leonardo da Vinci, dem Künstler, über Charles Darwin, den For-

scher, bis zu Ernst Haeckel, dem Weltenträtsler, — und bei jedem einzelnen: welch eine Summe von körperlicher Energie, geistiger Kraft und seelischer Aufopferung!

Wie er uns androht mit finster zusammengekniffenen Brauen, der Alte aus dem dumpfen, stumpfen Mittelalter. Ihn blendet die purpurne Finsternis rings umher, und seine Blicke gehen nach innen, auf daß sie Licht empfangen. Strahlendes, erleuchtendes Licht aus jener Fackel, die allen, allen geleuchtet hat in zermarterten Stunden, die allen den dornenbestreuten Weg gewiesen hat, den sie gehen mußten in banger Einsamkeit, ihrer Zeit voraus, tastend und suchend im ewigen Geheimnis.

Warum dieses „Muß"; woher dieser Bann, der sie jäh trieb?

Unser Blick fällt auf den Olympier, der stets suchen und nie finden wollte, dem sein eigenes Leben zur „Wahrheit und Dichtung" wurde; — und man meint aus seinem scharf umrissenen Munde die Worte tönen zu hören:

Wer darf ihn nennen?
und wer bekennen:
ich glaub' ihn!
Wer empfinden
und sich unterwinden
zu sagen: ich glaub' ihn nicht.

Und es wird uns klar, daß Harro Magnussen in dem Sinnbild des Lebensdranges dieser großen Männer nicht die Wahrheit sah und schuf, sondern die Sehnsucht nach der Wahrheit. — Das Sehnen, das ewig sucht, und das Suchen, dessen bester Teil das Sehnen ist, das Verlangen nach Erfüllung.

Es ist tieftragisch, daß der Künstler, der dieses Denkmal für die Naturwissenschaft schuf, in die düsteren Gefilde des Todes ging, aus eigenem Willen. Er ist wohl an dem Leben irre geworden und wollte wissen, was hinter den Pforten dieses Lebens lauert.

Redaktionelle Notiz.

Leo Berg soll ein Grabdenkmal errichtet werden. Das Komitee meint mit Recht, daß damit eine Ehrenpflicht gegen den Verstorbenen erfüllt wird und von zahlreichen Freunden und Verehrern Bergs freudig begrüßt werden wird. Indem wir dies zur Kenntnis unserer Leser und Freunde bringen, sind wir gern erbötig, bei uns einlaufende Beiträge dem Komitee zu überführen, und werden darüber berichten. Die direkte Adresse ist: Oscar Skaller, Charlottenburg, Joachimsthalerstraße 43.

Original-Tonart. Hoch.

Im Feld ein Mädchen singt...
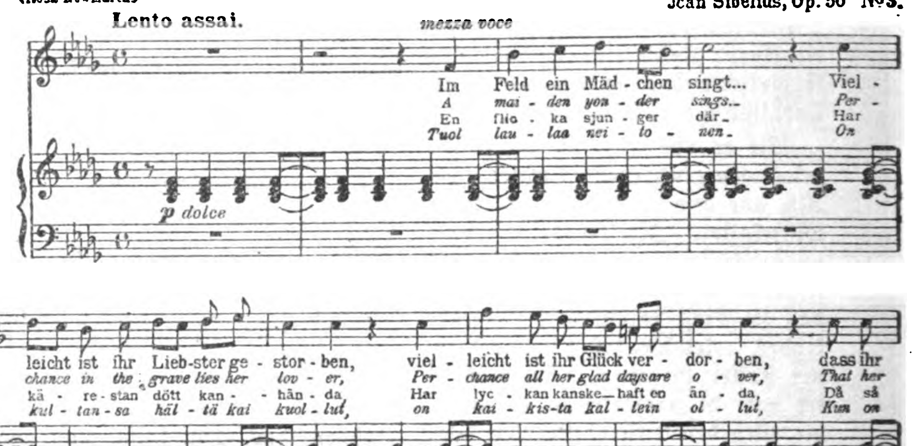
(Margarete Susman.)
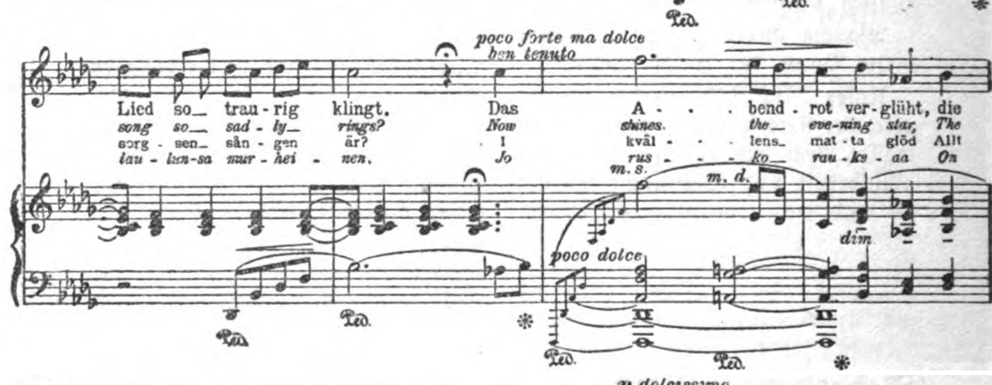
A maiden yonder sings.. — En flicka sjunger där.. — Tuol laulaa neitonen..
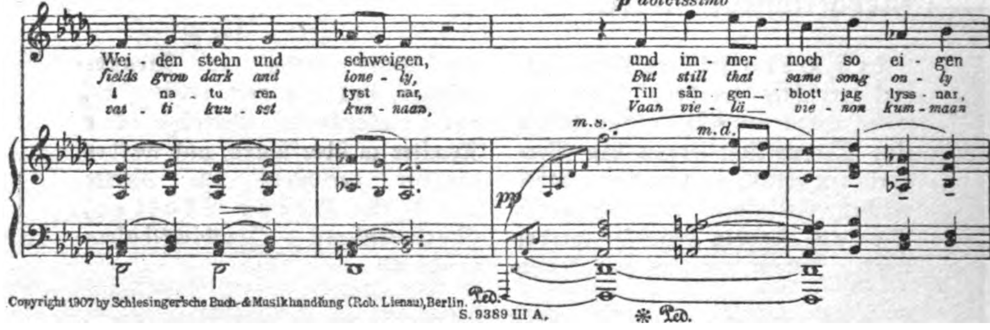
(Rosa Newmarch.)

Jean Sibelius, Op. 50 №3.
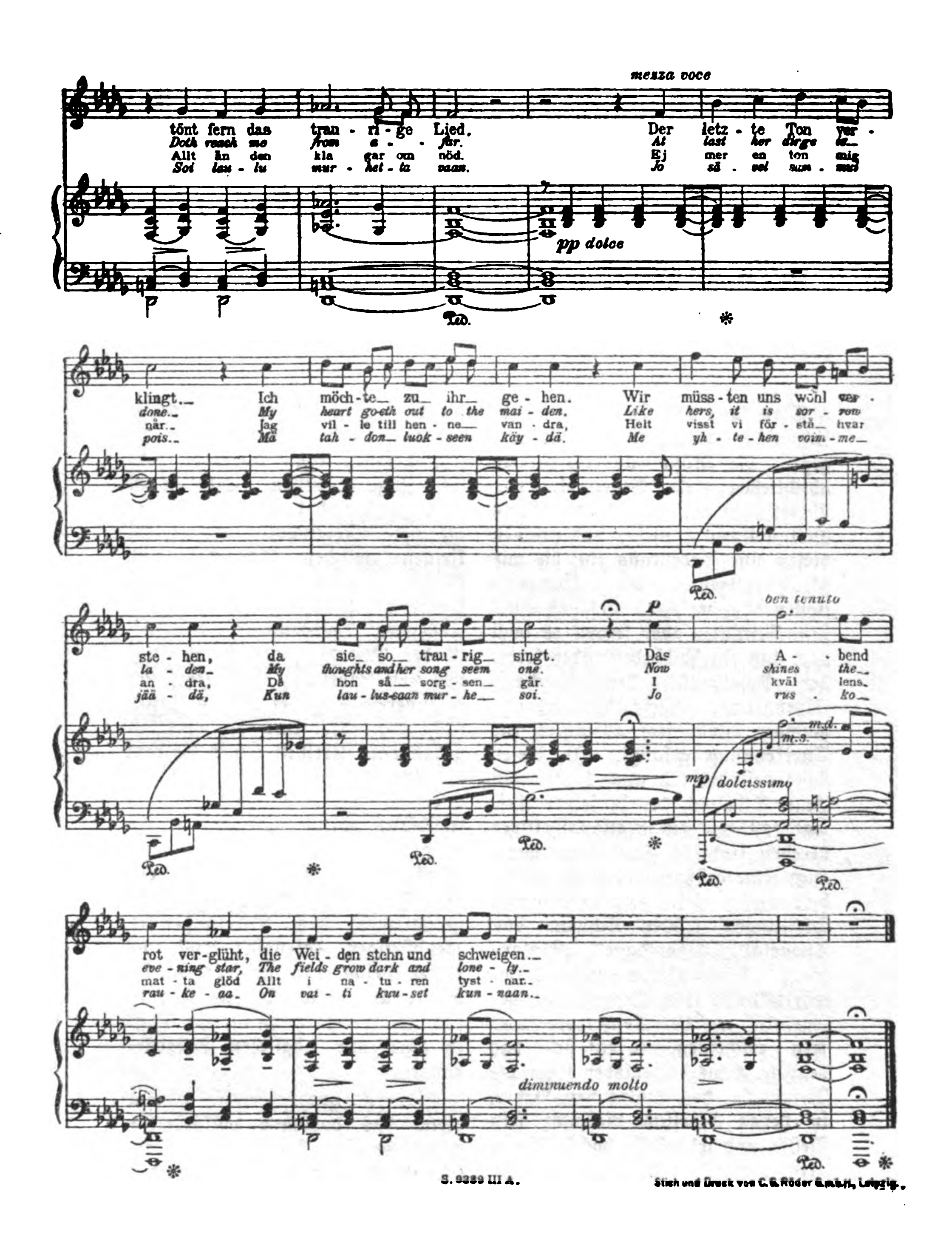
Lento assai.







S. 9389 III A.


mezza voce
tönt fern das tran - ri - ge Lied. Der letz - te Ton ver -
Doth reach me from a - far. At last her dirge is
Allt än den kla gar om nöd. Ej mer en ton nig
Soi lau - lu mur - het - ta vaan. Jo sä - vel sum - mu
pp dolce
klingt. Ich möch - te zu ihr ge - hen. Wir müss - ten uns wohl ver -
done. My heart go-eth out to the mai - den. Like hers, it is sor - row
når. Jag vil - le till hen - ne van - dra, Helt visst vi för - stå hvar
pois. Mä tah - don luok - seen käy - dä. Me yh - te - hen voim - me
ben tenuto
ste - hen, da sie so trau - rig singt. Das A - bend
la - den. My thoughts and her song seem one. Now shines the
an - dra, Då hon så sorg - sen går. I kväl lens.
jää - dä, Kun lau - lus-saan mur - he soi. Jo rus . ko
mp dolcissimo
m.d.
m.s.
rot ver - glüht, die Wei - den stehn und schweigen.
eve - ning star, The fields grow dark and lone - ly.
mat - ta glöd Allt i na - tu - ren tyst - nar.
rau - ke - aa. On vat - ti kuu - set kun - naan.
diminuendo molto
S. 9339 III A.
Stich und Druck von C.G. Röder G.m.b.H., Leipzig.

Zu der Musikbeigabe.

Jean Sibelius.

Man kann uns Deutschen wahrlich nicht nachsagen, daß wir uns gegen die Musik anderer Völker abschließen; im Gegenteil, wir überschätzen gar zu leicht die Werke ausländischer Tonsetzer und räumen diesen eine Bedeutung ein, die wir gleichwertigen deutschen Kompositionen ohne weiteres versagen würden. Mitunter aber kommt es doch vor, daß ein hochbedeutender fremder Komponist, der durchaus Eigenartiges schafft, bei uns nur mühsam und sehr allmählich zur Anerkennung gelangt. In dieser Lage befindet sich auch heute noch Jean Sibelius, der in seiner Heimat fast wie ein Nationalheiliger verehrte finnische Tondichter: wenn auch seine größeren Orchesterwerke, besonders seine symphonischen Dichtungen („Der Schwan von Tuonela", „Eine Sage", „Finlandia", „Lemminkäinen zieht heimwärts") und seine Symphonien gelegentlich auf den Konzertprogrammen erscheinen, so hat sich das deutsche Haus doch bisher gegen die Aufnahme der zahlreichen Lieder, in denen Sibelius vielleicht sein Bestes und jedenfalls höchst Eigenartiges gegeben hat, so gut wie ablehnend verhalten.

Es ist dies kein Wunder; denn bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft wird der Deutsche gar zu sehr in ihnen freundliche oder fröhliche Züge vermissen. Sibelius ist eben durch und durch Finnländer: die tiefe Melancholie, die diesem kleinen zwischen Schweden und Russen eingekeilten, seit Jahrhunderten um seine nationale Existenz ringenden Volksstamme anhaftet, ist der Grundzug der Kompositionen von Sibelius; er verzehrt sich in innerem Schmerz und in Sehnsucht vor allem nach der verloren gegangenen Freiheit seines Volkes; die Anregungen zu seinen größeren Werken entnimmt er fast ausschließlich, wenn ihn nicht gerade einmal ein Stoff wie Maeterlincks „Pelleas und Melisande" fesselt, der finnischen Heldensage, der großartigen, dem Nibelungenlied ebenbürtigen Kalevala; ernst und düster spricht er zu uns, die Farbe, die er auf seiner Palette hat, ist fast ausschließlich Grau und zwar in allen nur möglichen Schattierungen.

Ein recht gutes Beispiel hierfür bietet das durchaus volkstümlich gehaltene Lied „Im Feld ein Mädchen singt", das nur in den beiden Takten „müßten uns wohl verstehen" etwas ungewöhnlich in der

Harmonik ist und doch einen ganz eigenartigen Eindruck hinterläßt. Man glaubt wirklich ein finnländisches Mädchen vor sich hinsingen zu hören, um ihr von Kummer beladenes Herz zu erleichtern. Sehr gut paßt dazu auch die synkopierte Begleitung, die aber rechtzeitig, um die Eintönigkeit zu vermeiden, abgelöst wird.

Solche feine, zutreffende Stimmungsmalerei und wahre Empfindung herrscht in fast allen Liedern von Sibelius vor. Wem es nach weiteren Proben seiner Lyrik gelüstet, der möge zunächst nach „Schwarze Rosen", „Wiegenlied", „War es ein Traum", „Herbstabend" und „Auf dem Balkon am Meer" greifen.

Klavierspieler seien auf die Sonate op. 12 besonders aufmerksam gemacht, deren letzter Satz sogar ein sehr beliebtes Vortragsstück werden könnte, sowie auf die „Kylliki" betitelten lyrischen Stücke op. 41.

Empfehlen möchte ich auch, sich mit den jeder Weitschweifigkeit baren „symphonischen Dichtungen", deren musikalische Ideen durch Kraft und Schönheit hervorragen, durch Vermittelung der vierhändigen Klavierauszüge bekannt zu machen, wenngleich diese die wunderbare Instrumentationskunst des Komponisten kaum ahnen lassen.

Da die Finnen erst nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in den musikalischen Wettbewerb der Kulturvölker eingetreten sind, da größere Bedeutung als Vorbildern für Sibelius nur Martin Wegelius (1846—1906) und Robert Kajanus (geb. 1856) zuerteilt werden kann, so ist seine Erscheinung um so auffallender und bemerkenswerter; man kann an ihr nicht mehr gut vorübergehen. Er ist 1865 in Tavastehus geboren und studierte erst Jurisprudenz, ehe er sich der Musik zuwandte. Die unter der Leitung von Wegelius stehende Helsingforser Musikschule genügte ihm auf die Dauer nicht, er studierte dann bei Albert Becker und Robert Bargiel in Berlin, vollendete aber seine Studien erst in Wien. Daß er hier sehr erfolgreich den Unterricht von Robert Fuchs genossen hat, läßt seine ausgezeichnete Beherrschung aller Feinheiten des Kontrapunkts erkennen; sieht man sich seine Instrumentation näher an, so spürt man sofort den Einfluß Karl Goldmarks, des Komponisten der farbenreichen „Königin von Saba", der auch auf seinen Schüler Sibelius ganz besonders stolz sein soll. Seit 1893 lebt dieser nur der Komposition in Kerava bei Helsingfors; der finnländische Staat hat ihn schon seit Jahren von allen materiellen Sorgen befreit. Deutsche Verleger sind es übrigens, die sich die Verbreitung seiner Kompositionen angedeihen lassen: Breitkopf und Härtel in Leipzig und neuerdings Robert Lienau (Schlesingersche Musikhandlung) in Berlin.

Als seine ersten Werke in Deutschland aufgeführt wurden, nahm man fast allgemein an, daß er seine Themen dem großen, außerhalb der engeren Heimat völlig ungekannten Schatze der finnländischen Volkslieder entnommen habe. Damit es ihm nicht so ginge, wie Grieg, der zeit seines Lebens es hören mußte, daß er nur norwe-

gische Volkslieder verarbeitet habe, was durchaus falsch war, hat Sibelius vor einigen Jahren öffentlich erklärt, daß er nur Themen eigener Erfindung seinen Werken zugrunde lege, daß selbst in „Finlandia" und „Eine Sage" kein Volkslied vorkommt. Bei seiner reichen Erfindungsgabe hat er eben Anleihen aus dem musikalischen Volksschatz nicht nötig. Er kann stolz darauf sein, seinem Volke eine von diesem wirklich als national empfundene Musik geschenkt zu haben, während doch sonst im allgemeinen die Tondichter für Kosmopoliten zu gelten suchen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Genossenschaft deutscher Schriftsteller.

In „Nord und Süd" ist der erste Schritt für die „Genossenschaft deutscher Schriftsteller" getan worden.

Es ist darum auch Ehrensache, daß „Nord und Süd" das Publikationsorgan der Genossenschaft wird. Ohne jegliche Verpflichtung irgend einem Verlage oder einem Geschäftskreis gegenüber zu haben, (ich betone das nachdrücklich: weil es in „Literaturkreisen" Sitte ist, jedes uneigennützige Unternehmen durch Verdächtigungen zu hemmen), soll in „Nord und Süd" über die Fortschritte und die Organisationsarbeiten der Genossenschaft ständig berichtet werden.

Den Verlegern von „Nord und Süd" möchte ich Dank sagen, weil sie die ersten waren, die für die ethische Idee der Genossenschaftsgründung Verständnis zeigten und ohne Vorteilsucht und Engherzigkeit beim ersten Ausbau Hilfe leisteten.

* * *

Seitdem der Aufsatz „Wie der Kunst zu helfen wäre" in „Nord und Süd" erschienen ist, ist die Genossenschaft begründet worden. Allerdings hat das Mäcenatentum von Deutschland versagt. Man hat, wie es scheint, in Deutschland für Kirchen mit kurios bemalten Fenstern und Schaustellungen dekolletierter Kostbarkeiten mehr übrig, als für ein Unternehmen, das kulturelle Werte schaffen und ernste Kunst entwickeln helfen soll.

Das ist eine Anklage, aber ihr fehlt der Stachel der Erbitterung; denn die Genossenschaft deutscher Schriftsteller ist lebensfähig und wird auch ohne die Luftmäcene ihre Arbeit tun.

Es haben sich bis jetzt sechs großzügige Verleger gefunden, die mit uns im Einvernehmen sind: Bücher, die ihnen von den Ehrenlektoren der Genossenschaft als wertvoll und künstlerisch zugewiesen werden, zu veröffentlichen. Die Form hat sich also verschoben, aber die Basis ist geblieben.

Nunmehr gilt es:

1. einen Arbeitsfonds für die Genossenschaft zu schaffen,
2. eine Unterstützungskasse.

Der Arbeitsfonds soll dazu dienen, das Bureau der Genossenschaft zu leiten, (auf die Dauer kann's ein Mensch nicht bewältigen, und

wenn er auch seine ganze Zeit und Kraft daransetzt), was aber wichtiger ist: das interne Lektorat von drei Lektoren zu honorieren.

Die Unterstützungskasse soll Schriftstellern, die in mißlichen Verhältnissen leben und ihr bestes Können im Tagesfron vergeuden, die Möglichkeit geben, ein halbes Jahr oder ein Jahr nur ihrer Arbeit und ihrem Können zu leben.

Auf die Ankündigung in der Presse, (der wir Dank wissen, daß sie fast ausnahmslos die Notizen brachte), sind natürlich Hunderte von Anfragen und Manuskripte bei uns eingelaufen. Es war viel Dilettantismus dabei, aber wir können schon jetzt sagen: 2 bis 3 Werke zeugen davon, daß die Idee der Genossenschaft nicht nur gut, sondern eine Notwendigkeit für die deutsche Kunst war und ist.

Nun gilt es, für unsere Genossenschaft zu arbeiten und zu agitieren. Dabei müssen wir bitten:

1. Unsere Kraft nicht zu überlasten, indem man uns Einsendungen macht, die kaum die ersten Keime eines schriftstellerischen Könnens verraten.

2. Uns mit Anfragen privater Natur, nach Adressen, Auskünften ꝛc., verschonen zu wollen. Es ist wirklich beim besten Willen nicht möglich, allen Einzelinteressen nachzukommen.

3. Hauptsächlich aber bitten wir dringend, unseren Ehrenlektoren, die sich der schweren Mühe unterzogen haben, Manuskripte, die wir ihnen zuweisen, zu prüfen, nicht durch persönliche Einsendungen ihr Lektorenamt noch zu erschweren. Gerade das ist doch der Zweck der Genossenschaft: einen Zentralpunkt zu schaffen und nicht von den einzelnen Künstlern etwas zu verlangen, das sie unmöglich erfüllen können.

* * *

Wir geben nunmehr den Entwurf der Satzungen der Genossenschaft in erster Ausarbeitung wieder. Es liegt uns natürlicherweise viel daran, bei der ethisch-gemeinnützigen Beschaffenheit unseres Unternehmens, die Statuten nicht als Gesetze unwidersprochen in die Welt zu setzen; im Gegenteil, dieser Entwurf soll erweitert werden, wenn nötig, eingeschränkt — denn es gilt, die gute Sache zu fördern.

* * *

Satzungen der Genossenschaft deutscher Schriftsteller.

Die Genossenschaft deutscher Schriftsteller erstrebt als Endziel:

§ 1.

Die Schaffung eines Zentralpunktes für deutsche Schriftsteller, von dem aus ihre ideellen und materiellen Interessen nach außen hin vertreten werden. Besonders erstrebt die Genossenschaft: das Zusammenwirken von Geistes- und Vermögenskräften zur Erreichung der ideellen und wirtschaftlichen Hebung der jungen Generation unseres Schriftentums.

§ 2.

Die Zentralstelle läßt alle bei ihr einlaufenden Manuskripte von einem internen Lektorat prüfen. Fällt das Urteil über ein Werk günstig aus, so wird das Manuskript an eine oder verschiedene Autoritäten, die als Ehrenlektoren der Genossenschaft beigetreten sind, zur Prüfung gesandt.

Sind die Ehrenlektoren ebenfalls von dem Kunstwert der Arbeit überzeugt, so beschließt die Genossenschaft die Veröffentlichung des Manuskripts als Buch, oder bei Dramen, dessen Vermittelung beim Theater.

Das Urteil der Ehrenlektoren soll dem Buche als Einleitung beigegeben werden.

§ 3.

Die Genossenschaft deutscher Schriftsteller hat kontraktliche Abmachungen mit verschiedenen Verlagen, denen sie Bücher zur Veröffentlichung übergibt, und zwar sieht sie nach Möglichkeit darauf, einzelne Abteilungen: Roman, Lyrik, Drama, Literaturgeschichte 2c. je einem Verlage zu übertragen, um so einen Konzentrationspunkt der Genossenschaftsbücher zu schaffen.

Die Genossenschaft erhält von den erschienenen Büchern eine entsprechende Tantieme, die in ihre Kasse fließt und für alle Organisationszwecke und Besoldung des internen Lektoratspersonals verwendet wird.

Dasselbe gilt von erreichten Vermittelungen bei Theatern, literarischen Gesellschaften und Vereinigungen.

§ 4.

Die Genossenschaft deutscher Schriftsteller nimmt zur Bestreitung ihrer Geschäftskosten, sowie für ihre Unterstützungskasse einmalige Spenden entgegen, die zur Teilnahme an dem Interessenkreis der Genossenschaft berechtigen.

§ 5.

Die Genossenschaft wird späterhin einen literarischen Salon gründen, in dem begabten Schriftstellern Gelegenheit gegeben wird, ihre Werke vorzulesen.

§ 6.

a) Die Genossenschaft wird geleitet von zwei Schriftstellern, die zugleich die erste Prüfung von Manuskripten vornehmen und künstlerischen Rat erteilen.

b) Von einem Geschäftsführer, dessen Stimme ausschlaggebend ist für alle praktischen und ideellen Fragen.

§ 7.

Um eine Überhäufung der Arbeitslast der Genossenschaftslektoren, besonders aber der Ehrenlektoren, zu vermeiden, werden nur die eingelaufenen Manuskripte berücksichtigt, die mit einer Schreibmaschine geschrieben sind, oder in Ausnahmefällen, mit gut leserlicher Handschrift.

§ 8.

Im Verkehr mit Autoren wird die Genossenschaft auf prompte Erledigung halten. Um Kosten und Zeit zu sparen, sollen die Schriftsteller bei jeder Einsendung frankierte Kuverts mitsenden.

§ 9.

Der Sitz der Genossenschaft ist Berlin W 35, Steglitzerstraße 49, III.

§ 10.

Das Geschäftsjahr beginnt 1. Januar 1909. Manuskripte werden erst von diesem Datum an offiziell zur Prüfung angenommen.

A. Halbert.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Nachdem wir mit dem Verlage dieser Zeitschrift das Abkommen getroffen haben, daß fortan unsere Vereinsnachrichten an dieser Stelle publiziert werden, sollen hier regelmäßig Berichte über unsere Vereinstätigkeit erscheinen.

In diesem Winter haben bisher zwei Vortrags-Abende stattgefunden. Der erste war unserem verstorbenen Freunde Walter Leistikow gewidmet. Über diesen Abend berichtete Felix Lorenz im Berliner Tageblatt folgendes:

Mit der „Aspiration réligieuse“ von Guilmant leitete Carl Stabernack auf dem Harmonium die Feier ein; dann sang Ciska Schattka die rührende Schönheit der Schubertschen „Litaney“ in den Raum. Eine Reihe von Lichtbildern folgte nach, um das künstlerische Schaffen Leistikows in fortschreitender Entwickelung zu veranschaulichen. Da sah man in guten Reproduktionen (die koloristischen Reize mußten freilich fehlen) noch einmal die Schatzkammer des Meisters aufgetan. Aus seiner ersten Zeit sah man die Bilder „Am Brunnen“, „Havel mit Schiffen“, das wundervoll kräftige „Waldinnere“, und von dekorativen Arbeiten „Norwegische Gebirgslandschaft“ und „Fliegende Kraniche“. Die mittlere Schaffenszeit des Künstlers war durch die ernste „Grunewaldstimmung“ und „Villa im Grunewald“ gekennzeichnet; aus seinen späteren Jahren konnte man die Bilder sehen, die uns am vertrautesten geworden sind: die dunklen Seen und Uferlandschaften aus dem geliebten märkischen Wald, mit der Feierlichkeit seiner knorrigen Föhren und den goldgrünen Birkenlabyrinthen am Havelstrande. Wir wissen, wie uns Leistikow die Geheimnisse dieses einst so verachteten Grunewaldes erschlossen, und daß wir ihn mit Theodor Fontane zu den stärksten Hütern unserer Heimatliebe für immer zählen können.

Lovis Corinth, dem toten Meister im Leben durch Freundschaftstreue verbunden, hielt dann die Gedenkrede.

Am zweiten Abend hatten wir die Freude, Professor Dr. Oscar Bie, einen der feinsinnigsten und formvollendetsten Redner, zu hören. In seiner gründlichen und dabei doch leichtflüssigen Art gab er einen Abriß der Geschichte des Tanzes. Musikalische Erläuterungen und Lichtbilder halfen dem Verständnis gut nach. Der Vortrag über dieses Thema war von uns mit Absicht gewählt worden, weil eine größere Zahl verschiedenster, erfreulicher

Versuche dafür spricht, daß die bis zur letzten Tiefe konventioneller Gedankenlosigkeit herabgesunkene Kunst des Tanzes jetzt mit neuem Geiste belebt wird.

* * *

Am Sonntag den 8. November veranstalteten wir den ersten Atelierbesuch dieses Winters. Unter Fritz Stahls Leitung begab sich eine Anzahl unserer Mitglieder in das Atelier von August Kraus. Fritz Stahl legte in seiner kurzen Einführung den größten Wert darauf, an den ausgestellten Werken zu zeigen, daß Kraus sich mit Eifer und bestem Gelingen dem Naturstudium hingegeben und damit die Klippe vermieden habe, an der gerade in unserer Zeit so viele jüngere Bildhauer scheitern.

* * *

Da nun endlich die so oft besprochene Frage einer eigenen Zeitschrift durch unser Übereinkommen mit dem Verlage von „Nord und Süd" wenigstens in gewissen Grenzen eine erfreuliche Lösung gefunden hat, so werden wir nun baldigst an dieser Stelle zu den vielen Fragen Stellung nehmen, die das Verhältnis des großen Publikums zur Kunst betreffen. Unsere Beratungen werden sich zunächst darauf erstrecken, welche Folgen die oft erörterte Form der Tageskritik auf den Theaterbesuch des Publikums ausübt. Im Anschluß hieran werden wir auch zu der leidigen Frage des „Billetramsches" der Berliner Theater sprechen.

Der Vorstand.



Velasquez. Das Bacchusfest.
Zum Essay über spanische Kunst.

Literarische Berichte.

Wir bringen in diesem Weihnachtsheft mehr Besprechungen, als wir sonst im Rahmen von „Nord und Süd" aufnehmen können, und glauben unseren Lesern damit weitgehendst entgegen zu kommen. Es trifft sich gut, dass die Redaktion von „Nord und Süd" aus dem von ihr herausgegebenen literarischen Jahresbericht verschiedene wichtige literarische Erscheinungen herausgreifen und sie auch dem Leserkreise von „Nord und Süd" zugänglich machen kann.

Woran ich Freude fand.

Eine Umfrage über wertvolle neue Bücher.

Wir haben einigen Künstlern die Frage vorgelegt, welchem Buche der letzten Zeit sie das meiste künstlerische Interesse abgewonnen haben. Nachstehend veröffentlichen wir die Antworten:

Hermann Bahr:

Von den Büchern, die mir im letzten Jahre zugekommen sind, hat mir der neue Roman von Max Burckhard, „Die Insel der Seligen" (Berlin 1908, S. Fischer Verlag, 5.—) gefallen und „Zwölf aus der Steiermark" (Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 6.—), der erste Roman eines jungen Österreichers, der Rudolf Hans Bartsch heißt, ein lustiger Oberleutnant ist und eben jetzt mit einer Ungeduld, die ebenso begreiflich als bedenklich ist, auch eine fröhlich zugreifende Schrift über Schill und geschwind noch einen zweiten Roman losgelassen hat. Den Roman Burckhards halte ich für das merkwürdigste Buch, das in den letzten zehn Jahren in Österreich geschrieben wurde. Wer dieses Land, seine merkwürdige, plötzlich völlig versagende Vergangenheit und den überall wehenden Drang zu seiner Zukunft aus der Nähe kennt, kann sich gar nicht genug wundern, wie wenig von seinem Wesen in den Werken seiner Dichter erscheint, und fast möchte man manchmal glauben, daß diese nur das Wort nehmen, um alles, was ihnen auf dem Herzen liegt, zu verschweigen; dann aber sind sie gekränkt, wenn man draußen eine falsche Meinung von ihrer Heimat hat, und fühlen sich überall verkannt. Nach den Büchern, die aus Österreich kommen, muß man wirklich oft meinen, der Österreicher habe schon jeden Zusammenhang mit der eigenen Zeit verloren, gebe den Glauben an sein eigenes Leben auf und suche sich mit der schmerzlichen Lust an einer entsunkenen Vergangenheit zu trösten, in welcher sich alle Kraft der hier wohnenden Rassen erschöpft zu haben und von welcher ihnen nun nichts als ein tristes Spiel mit ausgeleerten Formen übrig geblieben zu sein scheint. In der Gegenwart fühlen sie sich fremd, das Leben ängstigt sie, ihre Sehnsucht blickt zurück, nicht vorwärts. So hat man sich denn auch draußen angewöhnt, sich dieses Land von kümmerlichen Artisten bewohnt zu denken, welchen man eine kalte Hochachtung vor ihren Kenntnissen und ihren Fertigkeiten nicht versagen mag, aber die Kraft einer lebendigen Kunst absprechen muß. Dies zu derselben Zeit, in der es dem österreichischen Volke zum ersten Mal gelang, sich seine Lebensform zu prägen, und dadurch ein Vertrauen, ein Mut, eine Lust zur eigenen Zukunft erweckt wurden, die dem österreichischen Wesen bisher fremd waren; ja man kann sagen, daß sich der Österreicher, früher stets unmutig, verdrießlich über sich selbst, Hilfe von außen erwartend, nun zum erstenmal fühlt, an sich glauben gelernt hat und sich drängt, überall in Europa mitzutun. In dieser Stimmung wächst man jetzt hier heran, und überall sind Anzeichen von Menschen, wie wir sie früher hier niemals gehabt haben, Menschen der Tat, die sich des Lebens freuen, wirken und wagen wollen und sich zutrauen, auf dieser schönen Erde fest zu stehen. Sie haben nichts von jener verdrossenen Liebe zur Heimat, mit der man vor versunkenen Schlössern in Tränen steht, sie haben eine andere Liebe zum Vaterland, die nicht der Vergangenheit gehört, eine Liebe, die nicht weich, weinerlich und winselnd ist, sondern zürnen und mit der Faust aufschlagen und das Glück erzwingen kann. Und wenn diese zornigen Patrioten, die jetzt kommen, sich erst einmal eingesetzt und das Werk vollendet haben werden, die große Reinigung von der Vergangenheit und die große Kräftigung zu unserer Zukunft, dann wird man erst den Mann erkennen und verstehen, der ihr Vorbote, ihr Verkündiger und ihr Erwecker war. Dies ist Burckhard seit Jahren gewesen, so sehr er sich früher manchmal darin gefiel, den Wienern den feschen Kerl vorzumachen, was übrigens noch immer die beste Maske ist, um hier die Wahrheit zu sagen, ohne erschlagen zu werden. Man gestand ihm zu, gut Tarok zu spielen, und so durfte er sich erlauben, ein nach Freiheit und Gerechtigkeit verlangender Mensch zu sein. Erst hielt man es nur für das Raisonnieren, das man an unseren Hofräten gewohnt ist. Bald aber schlug aus seinem ganzen Tun ein solcher Ernst mit solcher Kraft hervor, daß er alle, die sich wünschten, noch an Österreich glauben zu können, an sich riß, und nun liefen ihm von allen Seiten lange im stillen gehegte Hoffnungen zu, denn hier war einer, der aussprach, was im geheimen Tausende bei sich trugen: daß wir nur den leeren Schein, mit dem wir uns aus toten Vergangenheiten her noch immer schleppen, entschlossen abzuwerfen und uns auf uns selbst, auf unsere Art, unsere Sehnsucht zu besinnen und nur den Mut zu uns selbst zu haben brauchen, um uns hinfort getrost mit allen anderen messen zu dürfen. Hier war einer, der nicht wehmütig an irgend einem traumhaften Österreich abgeschiedener Zeiten hing, noch weil er dieses verloren gab, nun deshalb an uns überhaupt verzagte, der nicht aus Schmerz darüber, daß wir nicht mehr sind, was wir einst waren, es uns absprach, überhaupt noch etwas zu sein, sondern uns ermutigte, alles zu werden, wozu nur

irgend eine Kraft in uns ist. Hier war einer, dem der Sinn nicht nach einem künstlichen Österreich, sondern dahin stand, jenes Österreich aufzurichten, das wir in uns haben: unser inneres Österreich nach außen zu kehren. Dies ist es auch, was seinen Romanen, dem „Simon Thums", dem „Gottfried Wunderlich" und dieser „Insel der Seligen" ihren großen Ton und die Bedeutung über alle anderen gibt. In ihnen scheint sich ein ganzes Volk zu bekennen und alle Stimmen von Zorn und Furcht, Hoffnung oder Reue, Zweifel und Zuversicht werden laut. Zugleich aber fühlt man, wodurch sich dieser Dichter zum Glauben an uns gerettet hat: durch das innigste Verhältnis zur österreichischen Natur. Unsere Berge, unsere Wälder, unsere Wiesen sind in ihm so stark, daß er sich vor dem Künstlichen sicher weiß; unser Wind bläst ihn an, da ist der Schein zergangen, das Welke fällt ab. Während sonst unsere Dichter, wenn sie sich zur Natur begeben, immer sozusagen mit dem Hut in der Hand vor ihr stehen, gerührt sind und uns nur diese Rührung, den Seufzer des Poeten vernehmen lassen, stellt er nicht dar, wie dem Menschen vor der Natur zumute wird, sondern sie selbst: der Berg glänzt, der Wald rauscht, die Wiese blüht und der Mensch ist fern. Seit Stelzhamer hat in keinem unter uns das Herz unseres Landes so laut geschlagen. Und nun ist es mir ein seltsames Glück, wie neben Burckhard jetzt ein munterer junger Offizier tritt, gleichsam ein heiterer Erbe, der mit dem Reichtum des Vaters leicht freigebig sein kann, ein besitzendes Geschlecht nach dem erwerbenden. Rudolf Hans Bartsch, das ist die Zukunft, die Max Burckhard bereitet hat. Da steht vergnügt das neue Österreich da, um das wir mit zornigen Fäusten gerungen haben. Es hat, was wir suchten: es darf da sein, seiner inneren Art gemäß, und dehnt sich und streckt sich und freut sich, denn die Ketten haben wir zersprengt, und jetzt fangen die Menschen hier ihr eigenes Leben an, zum erstenmal. Das ist es, was diesem steirischen Roman seinen unbeschreiblichen Reiz gibt, eine ganze Generation glaubt man hier aufatmen zu hören, und sie hebt die Hände zum Lande hin und blickt hinaus und entdeckt, wie schön doch das Leben hier ist. Der Bartsch scheint wirklich zu meinen, Österreich habe auf ihn gewartet, um von ihm erst zu erfahren, was für merkwürdige Menschen es hier gibt und wie die Mädchen hier sind und wie halt alles eine Lust ist. Dies aber ist das Gefühl jeder starken Generation, welche wirkliche Jugend hat. Und so wird durch die fröhlich schweifende Torheit des Bartsch erfüllt, was Burckhards kämpfende Weisheit versprach. Zwei Generationen Österreichs sind's: eine bricht das Tor zum wirklichen Leben auf, und nun zieht die andere jubelnd ein.

Hermann Bahr

Franz Blei:

„Welchen neueren Büchern wünschen Sie Leser?" heißt Ihre Frage. Natürlich meinen eigenen. Dann den Büchern von Sören Kierkegaard, die vollständig und würdig herauszugeben eine schöne Aufgabe für einen Verleger wie Diederichs wäre. Weiter von Fremden: den drei Bänden Correspondance von Stendhal, die vor einem halben Jahre erschienen sind. Paul Claudel. Dostojewski. Von Deutschen: den zwei Bänden Briefe eines Unbekannten, bei Herold in Wien erschienen. Und den Büchern von Rudolf Borchardt, R. A. Schröder, Maximilian Dauthendey, Rudolf Kassner, Robert Musil. Den Schriften von Rudolf Willy. Ich sage nicht, daß man alle diese Bücher lesen s o l l — man kann auch ohne sie ein vorzüglicher Mensch bleiben — aber wenn man überhaupt etwas anderes noch als die Zeitung liest, dann sind diese Bücher — die meinen nicht zu vergessen — besser als andere.

Franz Blei

Felix Dahn:

E m p f e h l e n s w e r t e Bücher: Jettchen Gebert von Hermann (7.50); Sidsel Langröckchen von Aanrud (3.—).

Felix Dahn

Herbert Eulenberg:

Zu Ihrer Frage möchte ich nur bemerken, daß ich in der letzten Zeit, wieder einmal Romane lesend, auf einen vergessenen deutschen Dichter gestoßen bin, auf den man unser Publikum allmählich wieder einmal gehörig aufmerksam machen soll. Ich meine J e a n P a u l, den jeder nur mehr dem Namen nach kennt. Und so möchte ich ausrufen: Teutsche, lest doch Jean Paul, den „Titan" oder „Die Flegeljahre", und denkt an den langen Winterabenden am Ofen wieder einmal über unsere Sprache, als sie noch nicht Zeitungsdeutsch war, nach, oder über unser Gemüt, als wir noch die Zeit hatten, eins zu haben. Und wer gar G o e t h e s Romane nicht mehr liest, ist die Augen nicht wert, die er im Kopfe hat! Dies meine Ansicht!

Herbert Eulenberg.

Alice Fliegel:

Briefe an Eltern von Deïphobe. (Verlag Leonhard Simion Nf., Berlin. br. 2.—)

Wenn man ein Kind hat, so nimmt man es an sein Herz und hat es lieb. Wenn aber einer kommt und sagt, daß man sein Kind nicht nur lieben, sondern auch erziehen und strafen, und es die Ehrfurcht lehren soll, die in eines Kindes Herzen so nahe neben der Furcht liegt, so vergißt er, daß das Kind eine feine, zerbrechliche Seele hat, die das Liebhaben braucht. Er vergißt aber auch, daß nur d e r strafen darf, der zu strafen versteht, und daß in eines Kindes Seele viel Schmerz und Not kommt, wenn es die Liebe nicht fühlt. Dem aber müssen wir danken, der die rechten Worte findet, wenn er zu uns von unserem Kinde spricht — denn nur wenige wissen sie.

Als ich das kleine Büchlein: B r i e f e a n E l t e r n von Deïphobe aufschlug, fühlte ich schon im Anfang, daß das Jemand geschrieben, der die rechten Worte hat — die segnenden, schaffenden Worte für alle, die des Nachts ein Kind an ihr Herz genommen, und die des Tags aus diesem Herzen die Gedanken an das Kind nicht bannen konnten.

Eine Offenbarung ist das schlichte, kleine Büchlein — die Erkenntnis, die Erfahrung und die Wahrheit haben es geschaffen. Die Mütter werden es segnen, und die Väter werden daraus lernen, und wenn sie das tun, so werden sie lächelnde, glückselige Kinder bilden, denn von Kindertränen und Kinderleid steht nichts in dem Buche geschrieben.

Ein ernstes Mahnwort klingt immer wieder durch das Buch — und schon dadurch unterscheidet es sich von andern leb- und wesenlosen, pädagogisch-erzieherischen Schriften — das Mahnwort an die Eltern, sich erst selbst zum Gutsein und zu wahrem Menschentum zu erziehen, ehe sie daran gehen, ihres Kindes Seele zu formen. Ein Geben, Dienen und Entsagen soll Elternliebe sein, sie soll nicht fordern, zerbrechen und zwingen, und wenn es auch für sie ein Empfangen und Ernten gibt, so soll sie das hinnehmen als ein Gnadengeschenk Gottes.

Das Büchlein: „Briefe an Eltern" enthält kein wertloses, inhaltloses Wort — hinter jedem steht das Leben. Nur wer es selbst liest mit einem feinen Herzen und innigem Fühlen, kann die große Fülle des segenbringenden Schönen, die das kleine Buch in sich birgt, erfassen.

Alice Fliegel

Dagobert v. Gerhard Amyntor:

„Das lies!" rief ich meinem Freunde zu, indem ich auf Käthe Sturmfels' „Die Schwester der schönen Margarete" (4.50) deutete, ein Werk, dessen Lektüre ich soeben beendet hatte. Wenn ich nun diese Dichtung jedem Literaturfreunde, jedem anspruchsvolleren Leser ebenfalls warm empfehle, so will ich nicht verschweigen, daß ich mich erst mit einem gewissen Widerstreben an die Lesung dieses Werkes herangemacht habe; vor einer gewissen Gattung der Frauenliteratur — der Literatur von Frauen und für Frauen —bekreuze ich mich und ich denke manchmal mit wehmütigem Lächeln an meinen heimgegangenen Freund Eduard von Hartmann, der mir einmal in einer köstlichen Plauderstunde gestand, daß er auf die bekannte Frage, was ist schrecklicher als eine Flöte? nicht die Antwort „zwei Flöten," sondern eine andere gegeben hätte, nämlich: Frauenliteratur. Er hat diesem Gedanken auch einmal in seinen Schriften Ausdruck gegeben, und doch würde auch er zur Anerkennung von Ausnahmen gezwungen gewesen sein, wenn er damals z. B. die bedeutende Schrift seiner Gattin: „Zurück zum Idealismus" vorausgeahnt hätte. Er würde auch wohl die „Schwester der schönen Margarete" als eine Ausnahme gelten lassen, denn dieses prachtvolle, gemütstiefe, kluge, auch das Heikelste mit Diskretion behandelnde, mit männlicher Kraft geschriebene Werk ist eine Überraschung für jeden, der auf dem Titelblatte den Namen einer Frau findet. Ich selbst hielt den schönen Namen „Käthe Sturmfels" erst für ein glücklich gewähltes Pseudonym und glaubte an einen männlichen Verfasser, der aus irgend welchem Grunde die Leser über sein Geschlecht täuschen wollte. Zuletzt freilich erkannte ich an der außerordentlichen Zartheit und Gewandtheit, mit der gewisse Dinge behandelt sind, die Urheberschaft der Frau, die sich mit diesem epischen Erstlingswerke geradezu glänzend in unser schönes Schrifttum eingeführt hat.

Der Roman ist keine Dutzendware; er ist ein Kabinettstück, das jeden echten Kenner entzücken wird. Er spielt in einem Magdalenum, einer Besserungsanstalt für gefallene Mädchen, und die Schwester der schönen Margarete ist nicht die leibliche Schwester, sondern die erziehende Diakonissin der schönen Sünderin. Das ganze Milieu stellt einer weiblichen Feder eine fast nicht zu bewältigende Aufgabe, und rühmend und bewundernd muß anerkannt werden, wie vollkommen ein jugendliches Mädchen — sie ist heute die Gattin des Gymnasial-Professors Dr. Becker in Darmstadt — diese schwierige Aufgabe gelöst hat. Sie konnte dies nur, weil ihr ein tiefes Gemüt, ein adeliges Herz, ein reger psychologischer Spürsinn, eine unbestechliche Wahrhaftigkeit und der männliche Mut einer großen Seele angeboren sind. Einen Auszug aus dem bedeutenden Romane — er wurde von einigen weiblichen Kritikern, man denke! tüchtig heruntergerissen! — will und kann ich hier nicht geben, aber jeder reife Geist, jeder unverbildete Geschmack, der das Werk noch nicht kennt und nur auf diese meine Empfehlung hin kennen lernen sollte, wird, das wage ich zu hoffen, auch wenn er nicht mit allen Entwickelungen des Werkes einverstanden sein sollte, mir doch von Herzen dankbar sein, weil ich ihm die Bekanntschaft mit einem Menschen — oh, Menschen sind heute so selten! — vermittelt habe.

Dagobert v. Gerhard Amyntor.

Ludwig Geiger:

Unter den zahllosen Büchern, die ich in den ersten 9 Monaten des Jahres 1908 las, teils zu Studienzwecken, teils um den Rezensionswünschen der Verfasser und Verleger zu genügen, mußte ich viele ganz ablehnen, gegen manche starke Bedenken äußern, konnte einige nur bedingt loben und hatte an wenigen reine, ungemischte Freude. Diese wenigen Bücher will ich hier rekapitulieren.

Zunächst ist es der Roman von G. Hermann: Henriette Jacoby. (Berlin, E. Fleischel & Co., 7.50.) Aus demselben Milieu entstammend wie der frühere Roman „Jettchen Gebert", dessen Fortsetzung das neue Buch ist, schildert er das tragische Geschick eines Berliner jüdischen Mädchens aus dem vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. An einen ungeliebten Mann verheiratet, vom Hochzeitsmahl flüchtend, wird sie von einem Onkel aufgenommen, der ihr eine schwärmerische Neigung weiht und von ihr — zu spät — wiedergeliebt wird. Zu spät, denn in ihrer erotischen Erregtheit hat sie sich einem jungen christlichen Gelehrten, den sie eine Zeit lang zu lieben glaubte, hingegeben und geht in den Tod, da sie diese Schmach und die Untreue gegen den, den sie im Herzen trägt, nicht überwinden kann. Alles an diesem Buch ist ausgezeichnet: die Sprache, die Charakteristik, die Milieuschilderung, die Darstellung der Zeit und der Natur. Es ist geradezu unübertrefflich, wie hier der Dichter zum Natur-Beobachter und -Historiker geworden ist, ohne durch geschichtliches Detail und naturwissenschaftliche Darstellungen zu ermüden. Die Tragik wird gemildert durch liebenswürdigen Humor, die notwendige Kleinlichkeit der Vorgänge durch Ausblicke auf weittragende Ideen und die bestimmenden Mächte der Zeit. Es ist ein köstliches Buch, und man muß sich freuen, daß bei ihm der Erfolg das Urteil der Kritiker bestätigt hat.

Eine ähnliche Freude wurde mir durch eine

literarische Ausgrabung gewährt, nämlich durch die Übersetzung von „Euryalus und Lukrezia“ von Konrad Falke (Leipzig, Insel-Verlag). Es ist die Liebesgeschichte des Kanzlers Caspar Schlick, eines Freundes des Verfassers, des berühmten Humanisten Aeneas Sylvius Piccolomini, des späteren Papstes Pius II. Wie ist aber dieses Abenteuer, das sich im Jahre 1442 wirklich in Siena ereignete, erzählt und durchgeführt! Ein echtes Bild aus der Zeit der Renaissance, mit aller Farbenpracht jener schönheitstrunkenen Epoche, mit der ganzen berückenden, sinnbetörenden Leidenschaft. Und trotzdem darf man es ein keusches Buch nennen, weil echte Liebe immer keusch ist, und ein glücklich erhebendes, weil die Frevlerin, wie man die aus Liebe fehlende verheiratete Frau wohl nennen muß, den Opfertod stirbt.

Aus der Phantasiewelt — denn trotz aller Wirklichkeitsbestrebungen führen Romane doch in das Reich der Phantasie — geht der Literaturhistoriker gern in die Welt der nüchternen Realität. Aber ein Buch wie das von Lily Braun „Im Schatten der Titanen“ (Braunschweig, Georges Westermann, 6.50) liest sich, trotz seiner durchaus historisch beglaubigten Dokumente, manchmal wie ein Roman. Denn man kann sich kaum etwas Romanhafteres denken, als das Leben der Frau Jenny von Gustedt, der Tochter der schönen Diana von Pappenheim und des Königs Jerome Napoleon, die in Weimar unter den Augen Goethes — er und Jerome sind die beiden freilich recht ungleichen Titanen — ein schönes, nur im Alter durch Sorge und Krankheit getrübtes Leben führte. Eine hochgesinnte Frau, empfänglich für die Gaben von Kunst und Wissenschaft, begierig lauschend auf die Stimmen der Zeit, wenn auch keineswegs in ihren Göttern wechselnd, wie mit der Mode, tapfer und freisinnig, eine ausgezeichnete Gattin und treffliche Mutter. Das alte Weimar lebt hier in köstlichen Bildern auf, Goethe trotz seines Hauskleides, oder vielleicht gerade wegen dessen, erscheint als der Priester, den wir lieben und verehren.

Unter ihren Hausgöttern befand sich gewiß neben Goethe auch für Lessing ein Platz. Der Verkünder freier Anschauungen, der ehrliche Sucher nach Wahrheit, der kindlich reine Mensch, der Gelehrte voll umfassenden Wissens und der auf den mannigfachsten Gebieten mit Erfolg tätige Schriftsteller bedarf zu seiner Schilderung eines erfahrenen, lebenskundigen, vielfach unterrichteten, von seinem Mute und seinem Geiste erfüllten Mannes. Zugleich muß derjenige, der ihn den breiteren Massen vorführen will, über Stilgefühl und volkstümliche Darstellungskunst verfügen. Diese Gaben vereinigt R. M. Sattler. Daher darf sein kleines Buch: „Gotthold Ephraim Lessing“ (Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer), das weder den Anspruch macht, bewährte, großzügige Werke zu verdrängen, noch das herrschende Urteil umzustoßen, ebenso wenig durch neue Funde die bisherige Kenntnis zu bereichern, sondern das frisch und gewandt erzählt, möglichste Vollständigkeit anstrebt und doch meist den wichtigeren Werken den gebührenden Platz einräumt, als ein wohlgelungenes und erfreuliches Werk gelten.

Lessing hatte sich der Juden angenommen. Diese als Kulturfaktor aus der Entwicklung der neueren und neuesten Zeit auszuschalten, kann nur ein Blöder versuchen, der sein Auge vor den Tatsachen verschließt. Vielmehr muß für den, der die Kulturgeschichte wirklich begreifen will, nicht bloß ihr Ringen nach deutscher Bildung oder ihr Verlangen, die geistigen Schätze der Länder sich anzueignen, in denen sie wohnen, sondern ihre löblichen Versuche, den Kultus zeitgemäß umzugestalten, die geläuterte philosophische Anschauung der Neuzeit auf die uralten Lehren ihrer Religion einwirken zu lassen, als bedeutsames Moment der allgemeinen Religionsgeschichte gelten. Ein amerikanischer Gelehrter, David Philippson, hat in seinem Buche „The Reform Movement in Judaism“ (New-York, The Macmillan Comp.) diese Bewegung eines ganzen Jahrhunderts, nämlich des neunzehnten, in der ganzen zivilisierten Welt geschildert. Auch der Osten ist nicht ausgenommen. Als sein Vertreter erscheint Ungarn, da Rußland und Polen eine wirklich fruchtbare Reform niemals kannten, von westlichen Ländern treten England und Amerika als solche hervor, die fast ausschließlich in Frage kommen. Denn selbst in dem revolutionären Frankreich zeigen sich erst ganz neuerdings schüchterne Versuche zu einer wirklichen Reform. Der Hauptnachdruck aber liegt auf Deutschland; die Zeit von 1830 bis 1870, die man ja die eminent religiöse nennen kann, d. h. die von Kämpfen für und gegen den Glauben und von Reformbestrebungen innerhalb der einzelnen Konfessionen erfüllte Epoche (man denke an D. F. Strauß, Feuerbach, an den Deutsch-Katholizismus, die Lichtfreunde, das Vatikanische Konzil und seine Folgen) steht durchaus im Vordergrunde. Dieser Amerikaner zeigt sich mit deutschem Wesen so vertraut, hat ein so durchgebildetes Verständnis für jene Epoche und einen so feinen Blick für die Bedürfnisse der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit, eine so lebhafte Sprache und geschickte Darstellung, daß man seinen Auseinandersetzungen mit Freude folgt.

Goethe-Forscher und Goethe-Freunde entbehrten bisher eines Führers durch die fast unübersehbare Literatur. Nicht nur der Forscher bedarf eines solchen, um sich über die ersten Drucke der Werke oder die Fundorte der einzelnen Briefe zu unterrichten, sondern auch der schlichte Leser, der sich Rat holen will, was denn über die einzelnen Werke und über die Persönlichkeiten geschrieben worden ist, die mit Goethe Umgang pflogen. Darum muß das Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek von Fr. Meyer (Leipzig, Dyck, 25.—) froh willkommen geheißen werden. Es wird freilich durch seine Dicke und seinen, dem Umfang entsprechenden hohen Preis, vielleicht auch durch seine rein chronologische Anordnung zunächst befremden; aber wer häufiger dies ungeheure Verzeichnis von 11700 Nummern konsultiert, das nicht nur die Titel der Werke aufzählt, sondern bei den einzelnen Nummern der Zeitschriften, bei periodischen Werken, wie dem Goethe-Jahrbuch, aufs genaueste den Inhalt angibt, wird zuverlässig das finden, was er braucht. Das Buch ist ein kundiger und fast unentbehrlicher Wegweiser.

Helene von Monbart (Hans von Kahlenberg): Das Buch, das mir in den letzten Jahren den stärksten künstlerischen Genuß verschaffte, hieß: „Unter dem Hügel". Deutsche Übersetzung aus dem Englischen des Anbrey-Beardsley, im Insel-Verlag erschienen. Es vereinigt den fremdartigen und aufstachelnden Reiz Japans, welches das modernste und handlungsfähigste Land der Welt ist, mit der gewollten und lustigen Ursprünglichkeit englischer Kinderbuch-Illustrationen, dem dolchspitz abgeschliffenen Geist und der luftigen Weltverachtung des achtzehnten Jahrhunderts. Verwesung und Frühlingsfrische, Kühnheit und Wehmut des verdichtetsten, ungeduldigen und zuckenden Lebens bietet es! — Und verläßt uns ganz plötzlich, wie der Becher, der Süßigkeit und Gift enthält, uns von der Lippe gerissen wird. Und muß genau so jäh, so erbarmungslos und voll lösender Würde sein, wie der Tod, der immer da ist, der bei allem Erleben uns über die Schulter schaut und bald ein höhnisch klapperndes Gerippe, bald ein Engel, bald der Satan ist.

Ich glaube nicht, daß für den, der mit verfeinerten Sinnen und Nerven zu genießen weiß, der Genuß überboten werden könnte. Aber ich könnte mir denken, daß Leute dies Buch sinnlos und unverständig, andere es lasterhaft und die Scham verletzend fänden. Ich liebe es und bin ihm dankbar, sehr dankbar für die genossene reine Freude!

Hans von Kahlenberg.

Johannes Schlaf: Von zwei großen Arbeiten das ganze Jahr über ausschließlich in Anspruch genommen, habe ich kaum Zeit gefunden, Nebenlektüre zu treiben. Dies und jenes gute Buch ist mir aber trotzdem zu Gesicht gekommen.

Ich erwähne z. B. Alfons Paquets, des interessanten Globetrotters, Gedichtbuch „Auf Erden" (Jena, E. Diederichs, 5.50), das wieder ein Beispiel ist, wie die durch Walt Whitmans Werk zu einem ersten vollkommenen Ausdrucke gebrachte Moderne neben aller sonstigen artistischen Rückfälligkeit, die gegenwärtig noch in Blüte steht, notwendig zu weiteren Offenbarungen hindrängt. — Ich möchte ferner auf die sehr schätzenswerte Volksausgabe von Peter Kropotkins prächtigem Buch „Gegenseitige Hilfe" (Leipzig, Th. Thomas, 3.—) aufmerksam machen. — Ein recht gutes und solides Buch ist auch das anonym erschienene „Dein Weg zum Glück" (Leipzig, Th. Thomas). — Weiter die Neuausgaben unserer deutschen philosophischen Klassiker, die höchst dankenswert der Verlag Fritz Eckardt-Leipzig herausbringt. — Eine besonders in seinem zweiten Teil sehr bemerkenswerte Lektüre war mir auch Wilh. Hegelers neuster Roman „Das Ärgernis" (Berlin, S. Fischer, 5.—), wo ein sehr wichtiger seelischer Übergangskonflikt in einer Knabenseele ausgeholt wird. — Von ausländischen Büchern sind mir nur ein paar von erster Bedeutung zu Gesicht gekommen; so die neueste Dichtung von Emile Verhaeren: „La Multiple Splendeur" (Paris, Mercure de France) und die Fortsetzung des Cyclus „Toute la Flandre" („Les Héros." — Edm. Daman, Brüssel.) Auch auf den eben erschienenen Roman von Johannes V. Jensen: „Das Rad" (Berlin, S. Fischer, 5.—) möchte ich aufmerksam machen.

Johannes Schlaf

Paul Ernst: Die deutsche Literatur ist nach einem nicht allzu hohen Aufschwung Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre wieder auf einem recht unerfreulichen Standpunkt angekommen. Auf die Frage: ob mir ein deutsches Buch, das im letzten Jahre erschienen ist, einen solchen Eindruck gemacht habe, daß ich es gebildeten Personen sehr empfehlen möchte, muß ich verneinend antworten. Unsere Unterhaltungsliteratur erscheint ja wesentlich besser zu sein, wie vor zwanzig Jahren: aber wer seine Zeit mit ihr ausfüllen will, läßt sich wohl am einfachsten von Leihbibliotheken beraten. In der Dichtung herrscht die epigonische Neuromantik, die es meines Erachtens überhaupt bis jetzt zu keinem erquicklichen Werk gebracht hat. Das Einzige, was mir einen tiefen, sehr tiefen Eindruck gemacht hat, ist die deutsche Gesamtausgabe von Dostojewski, die in dem Verlag von Piper in München erscheint und zwanzig Bände umfassen soll. Auf sie möchte ich so nachdrücklich wie möglich aufmerksam machen.

Dostojewskis Romane, vor allem sein Raskolnikow, wirkten auf die Generation, der ich angehöre, in den achtziger Jahren mit außerordentlicher Gewalt. Sie standen uns zum großen Teil nur in etlichen Übersetzungen zur Verfügung, die oft nach dem Französischen hergestellt waren, und fast immer waren sinnlose Kürzungen gemacht. Was hätten wir damals gegeben, wenn wir die schöne Pipersche Ausgabe gehabt hätten! Den tiefsten Gehalt der Bücher verstanden wir noch nicht, erst heute, als Vierzigjähriger, kann ich ihn ganz erfassen. Auf uns wirkten vor allem die rein dichterischen Qualitäten, die psychologische Analyse und wunderbar tiefe Erfassung der Charaktere. Sehr viel von seiner künstlerischen Arbeit ist in Paris und Brüssel in flacher Weise nachgemacht und auf dem indirekten Wege zu uns gekommen, und diesen Einfluß kann man noch heute spüren in dem dünnen Büchlein unserer dichterischen Redaktion: eine direkte Wirkung hat es leider auf unsere Dichtung nicht ausgeübt.

Ich griff mit einer gewissen Befürchtung zu den Bänden: denn mancher Dichter, welcher damals als ein ganz Großer erschien, hat sich sehr schnell als bloße Zeiterscheinung herausgestellt, wie der heut schon fast vergessene Zola oder der dem Vergessenwerden rasch entgegeneilende Ibsen. Es ist, als ob uns selbst etwas genommen wurde, wenn wir in gereiften Jahren ein Buch aus der Zeit unserer werdenden Persönlichkeit aufschlagen und dann tot und leer finden, was uns einst so lebenskräftig und voll schien. Dostojewski ist viel größer, als meine frühere Vorstellung von ihm, und ich glaube, daß er und Tolstoi zwei ganz Große sind, welche durch die Jahrtausende gehen. Nur sehr selten habe ich ein solches Gefühl der Ehrfurcht gehabt, wie ich vor Dostojewski habe.

Die Träger des literarischen Geschmackes sind heute auf ein Pseudo-Artistisches gewendet, auf ein Surrogat der wahren Kunst, und das

Wort „literarisch", mit dem man einst das Dichtwerk gegenüber dem Unterhaltungsschund bezeichnete, wird mehr und mehr Ausdruck für eine gewisse Art von Albernheit. Daß in diesen Kreisen ein Dichter von der Tiefe, Gewalt und Sittlichkeit Dostojewskis nicht mehr verstanden wird, ist wohl selbstverständlich. Andererseits dem gebildeten Publikum, das nach einer größeren oder kleineren Weile von einem bedeutenden Dichter immer erobert wird, und das heute etwa Keller oder Hebbel liest, ist Dostojewski doch zu fremdartig und fremd. So kommt es, daß er etwas in den Hintergrund gedrängt ist. Aber abgesehen von dem Ewigkeitswert seines Werkes und gerade für unsere Zeit, gerade für den gegenwärtigen Augenblick wäre er so sehr gut, wenn man ihn recht andächtig läse; und ich denke, die Gefahren, die er wie jeder große Geist birgt, dürften gerade jetzt am wenigsten bedenklich sein. Daß wir uns gegenseitig zu Weihnachten beschenken, hat eine sehr tiefe Bedeutung, denn Weihnachten ist das Geburtsfest unseres Erlösers, des Gottes, der sich der Welt schenkte. Da sollten wir doppelt achtsam sein, nichts Frivoles oder Läppisches auf den Weihnachtstisch legen, sondern nur Edles, Großes und Schönes, das weiterwirken kann in dem Beschenkten zu Erhebung und Veredelung. So möchte ich wünschen, daß recht viele Bände Dostojewskis geschenkt würden.

Dr. Paul Ernst

Der Graf von Gleichen.

Ein Schauspiel von Wilhelm Schmidtbonn[1]).

Es werden jetzt, wenn ich mich nicht irre, rund 12 Jahre sein, daß ich eines Tages das Manuskript eines Dramas zugeschickt bekam, mit dem Titel „Thomas". Der Verfasser war ein junger Buchhändler in Gießen. Ein Begleitbrief lag bei, und aus ihm sah ich, daß der mir bis dahin völlig unbekannte Absender damit seine ganze Zukunft in meine Hände legte. „Ich bitte Sie", schrieb er, „meinem Werk eine freie Stunde zu schenken. Ich weiß nicht, ob es dieses Geschenk verdient, weiß nicht, ob mein „Thomas" das geworden ist, was in meinem Herzen lebt, denn Ihre Augen sind außer den meinen die ersten, die auf diesen Bogen ruhen . . . . . . Ich habe lange mit dem Entschluß gerungen, aber meine Lage zwingt mich, ihn zur Tat zu machen. Der Ruf nach Glück, der Ihnen, ich glaube, aus meinem „Thomas" entgegentönt, kommt von meinen eigenen Lippen" . . . und nach persönlichen Mitteilungen, aus denen ich ersah, daß seine Wiege in Bonn gestanden: „Ich bin seit wenigen Tagen bereits zwanzig alt, in dem Alter, wo das Streben nicht mehr an sich selber genug haben kann, wo das Leben rauh hineingreift: Erfolg oder Hand weg! Sagen Sie mir, ob das letzte für mich gelten soll. Und so bitte ich Sie, schreiben Sie mir, schreiben Sie mir ein Wort, ob mein Werk . . . . das verdient, was ich glaube. Wenn nicht, werfen Sie alles ins Feuer und lachen über einen Narren. Sonst aber flehe ich: Retten Sie mich." Und dann las ich das Manuskript des „Thomas", das Drama von dem blinden Ohm[2]). Und in tief bewegter Seele spürte ich da jugendlich quellendes Leben, ein Frühlingsjauchzen und -ahnen klang und sang aus diesen Worten und Gestalten, etwas Ursprüngliches, Starkes, Gesundes, das mich in seiner Formlosigkeit und Ungelenkheit rührte und erschütterte, wie der Frühlingswind, der vom knospenden Bergwald über den Strom weht. Noch in derselben Nacht ging die Antwort nach Gießen. Wenige Tage darauf stand er vor mir, der junge Unbekannte, und sah mich aus stillen scheuen Augen zweifelnd an, er schien es noch nicht recht fassen zu können, daß der Mann, der ihm die Hand reichte, an ihn glaubte und an seine Zukunft. Das war meine erste Bekanntschaft mit Wilhelm Schmidt aus Bonn. Seit jener Stunde stand es mir unverrückbar fest, daß diesem starken und doch so zarten Talent mit allen Kräften zu helfen und die Wege zu bahnen, heilige Pflicht sei.

Nicht etwa, daß man ihm viel hätte zu helfen brauchen, außer durch den Glauben an ihn. Er ging seinen stillen Weg, in tiefer Einsamkeit, stetig vorwärts, aufwärts. Zeitweilig verlor ich ihn völlig aus den Augen, hörte nur durch Dritte von ihm, bis im Mai 1901 aus den Tiroler Bergen wieder von einem das ganze Innenleben der Zwischenzeit wunderbar aufschließenden Brief begleitet mir der Frühlingswind das Manuskript der „Mutter Landstraße"[3]) auf den Schreibtisch wehte. „Geschichte einer Jugend". Kein Drama im eigentlichen Sinne, aber ein Werk, in all seiner gärenden Unruhe, durchtränkt von tiefster poetischer Schönheit. Es wurde gedruckt und aufgeführt. Die Tagesblätter lärmten und höhnten. Nur einige Wenige, unter ihnen der Herausgeber der „Zukunft", warnten: haltet Eure Zungen im Zaum, damit Ihr nicht später es bitter bereuen und Euch schämen müßt. So ging es dann weiter, still vorwärts und aufwärts, zwischendurch auch wohl mal ein Fehltritt, merkwürdig genug ein Drama aus dem rheinischen Leben[4]), während zwei Novellensammlungen[5]), Reflexe von Land und Leuten am Niederrhein, allen denen, die ein Auge und Ohr für Heimliches und Eigenes hatten, reinste Stunden künstlerischen Genießens und stiller starker Hoffnung auf ganz Großes und Starkes brachten. Denen mochte freilich die moderne Legende „Der Heilsbringer"[6]), die vor zwei Jahren erschien, eine kleine Enttäuschung bereiten. Wohl stand auch hier ein schaffender Poet am Werk, dessen Gedächtnis nicht vergehen wird am Ufer des Stromes, solange der Rhein seine Wellen treibt, aber es schien fast, als ob die Nebel, die über dem Rheintal zur Herbstzeit ihre Schleier breiten, auch über die klaren Poetenaugen Macht gewonnen hätten, als ob er die Sonne nicht mehr sehen und die Vögel nicht

---

[1]) Berlin, Egon Fleischel & Comp. 1908.

[2]) Unter dem Titel „Der neue Ohm" später als Novelle bearbeitet und in die „Uferleute" aufgenommen. (S. 269 ff.)

[3]) „Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend." Schauspiel in 3 Aufzügen. Berlin, Fleischel 1904.

[4]) „Die goldene Tür. Ein rheinisches Kleinstadtdrama" in 3 Akten. Berlin, Fleischel 1904.

[5]) „Uferleute. Geschichten vom unteren Rhein." Berlin, F. Fontane & Comp. 1903. „Raben. Neue Geschichten vom unteren Rhein." Berlin, Fleischel & Comp. 1904.

[6]) „Der Heilsbringer. Eine Legende von heute." Berlin, Fleischel 1906.

mehr singen hören könnte über dem Weh- und Klageschrei der gequälten Menschheit. Manches in diesem Heiland, dem Armen, der sich für den Heiland hält, erinnerte mich unheimlich an die Selbstcharakteristik seines Verfassers im ersten Briefe: „Ich bin ein Mensch, der sich für poetisch begabt hält und deshalb den Menschen gegenüber entweder verschlossen oder, wenn er spricht, von ihnen verspottet ist.“ So darf sich selbst aber ein Poet nicht sehen und projizieren, der den Andern wirklich Heil bringen will und kann. Und daß er es könnte, das bezweifelte ich nicht, wenn er w o l l t e.

Dann kam in den Januartagen dieses Jahres in mein einsames Zimmer wieder ein Manuskript, und mit stummer banger Frage löste ich die Schnur des Paketes, der bangen Frage: Wirst du Licht ins Dunkel bringen können, wirst du endlich das erlösende Wort sprechen?

Ich schlug es auf und las. Und es wurde Licht. Nie werde ich diese Stunde vergessen, diese tiefe, reine große Freude, die da in mir aufging, dieser innere Jubel über die Gewißheit: Ein großer Dichter ist auferstanden. Ein Werk ist uns geschenkt, das von deutscher Art und deutscher Kunst zeugen wird, solange es eine deutsche Sprache und deutsche Dichtung gibt. Von dem „Grafen von Gleichen“, mit dem ich an jenem einsamen dunkeln Januarmorgen stille Zwiesprach hielt, wird eine neue Epoche des deutschen Dramas anheben, einerlei, wie morgen und übermorgen und übers Jahr vielleicht Publikum und Kritik dazu sich stellen und darüber reden und schreiben werden. Dies ist kein Theaterstück, über dessen Schicksal in einer Premiere entschieden und abgestimmt werden kann, dies ist eine künstlerische Schöpfung von einer Reife und Kraft und Größe, vor der sich zu beugen Recht und Pflicht ist. Nicht um durch den Vergleich eine Individualitätscharakteristik zu geben, sondern lediglich um den für mein Gefühl richtigen Maßstab der Wertung anzudeuten, kann ich nur sagen, dieser „Graf von Gleichen“ kommt unmittelbar neben Heinrich von Kleist. Bei aller schuldigen und tiefen Ehrfurcht vor dem Genius Hebbels und Grillparzers muß es gesagt werden, dieser Dichter von 1908 hat uns mit diesem einen Werk etwas gegeben, was sie nicht geben konnten. Denn es ist wie gewachsen aus den Elementen selbst: das sind nicht Menschen und Menschenschicksale, die grübelnde und kombinierende Phantasie in Wechselbeziehungen und tragische Verwickelungen bringt, sondern das sind die Naturgewalten selbst, die aus dem Innern der Erde hervorbrechen und aus dem Blau des Himmels niederschlagen, die miteinander kämpfen nicht um menschliche Satzungen und Formen, sondern um Naturgesetze, die walten über Mensch und Baum und Stein. Die Natur ist Eins, sie verkörpert sich im Menschen, und dabei sind diese Menschen nicht etwa Symbole, nicht Schalen und Gefäße oder Träger von Naturgesetzen oder -gewalten, sondern sie sind ganze Menschen, runde Menschen, aber eben so ganz, so riesenstark, und so zart und fein zugleich, wie eben auch die Natur im Unbelebten schafft, und in dieser nur aus der Erde und der Luft ihre unmittelbare Nahrung ziehenden Urwüchsigkeit von einer siegreichen Kraft der Selbstverständlichkeit, vor der jede Frage und jeder Zweifel verstummt. Auch wenn der Graf von Gleichen nicht ein ausgezeichnetes Drama wäre, würde er immer eine der schönsten und innerlichsten Dichtungen sein, die die neuere deutsche Literatur aufzuweisen hat. Der Graf von Gleichen, die alte Sage von dem Ritter, der nach Morgenland zog, dort gefangen und schließlich gerettet ward durch ein Sarazenenmädchen, mit ihr heimzog auf seine Burg, wo Frau und Kind seiner harren, und der nun mit Papstes Einwilligung auch den schönen Fremdling rechtmäßig sich antrauen läßt und mit zweien Frauen friedlich fröhlich seine Tage beschließt, ist ja schon oft dramatisch gestaltet. Bekannt ist, wie Goethe in der ersten Fassung seines „Dramas für Liebende“ Stella geradezu diese naive Lösung des dort gegebenen Bigamiekonflikts herangezogen und zur Durchhauung des Knotens benutzt hat. Für modernes Empfinden ist nur tragische Lösung möglich, vor allem aber ist überhaupt der ganze Konflikt poetisch fruchtbar nur, wenn er, wie ich schon andeutete, aus allem Kleinlichen losgelöst, in die Sphäre der Naturgesetze erhoben wie ein Elementarkampf ausgekämpft wird.

Diese große Linie ist es vor allem, die bei Schmidtbonn Bewunderung erregt. Schlicht, einfach, wie in Riesenquadern gefugt, baut sich der tragische Konflikt auf. Da ist der M a n n, der zwölf Jahre blühender Jugend im Kerker schmachtete und eine Lebenskraft, einen Lebens- und Freiheitsdrang in dieser Zeit in sich aufgesammelt hat, daß er über ein Glücksbedürfnis, eine Glücksfähigkeit verfügt, die alle Schranken lachend überflutet. Da ist das W e i b, das in zwölf einsamen Jahren des Harrens ihre Jugend sterben sah und doch nicht hat lernen können, alt werden, die a u c h ein Übermaß von Ansprüchen an verlorene Jugend im Herzen trägt, aber als Frau gelehrt zu scheinen und nicht zu sein, das Glutverlangen spröde verbirgt, und da die D r i t t e, das junge, weiche, in Liebe überquellende, wie ein Bergwasser im Frühling, das dem Mann die Freiheit bringt und ihn zu dem einsamen harrenden Weibe führt, die Dritte, die nur Liebe geben will und an dem Manne und an dem Weibe zugrunde geht.

Und zwischen dem Allen wandelt der Tod, verhüllt, in fremder Gestalt, nur geahnt auf den Höhepunkten, das Leben begleitend, bis es sein wird.

An die Darsteller und an die Regie stellt Schmidtbonn, so scharf und groß seine Linienführung, so stark sein dramatisches Temperament und so wuchtig seine Sprache ist, nicht geringe Anforderungen. Der Rhythmus seines Verses gleitet nicht leicht über die Zunge. Er atmet eine gewisse Herbigkeit, die sich der Darsteller innerlich zu eigen machen muß, um dem Stil des Ganzen gerecht zu werden. Ist dies gelungen, spürt man sofort, daß hier etwas Neues, Großes, ein neuer Stil für den Ausdruck dramatischer Leidenschaft geschaffen ist.

Die Regie aber wird bei der Rollenbesetzung vor allem darüber zu wachen haben, daß nicht die vom Dichter gesetzten Tonwerte verschoben und entstellt, daß vor allem die drei Gestalten, der Graf, die Gräfin und die Türkin Naemi nicht aus dem vom Dichter mit weiser Hand gesetzten Gleichgewicht gerückt werden, und etwa durch eine unverhältnismäßige schauspielerische Überlegenheit der Gräfin das Schwergewicht der ethischen Werte sich verschiebt und damit das ganze Problem sich verzerrt. Doch sind das nur Sorgen, die für die ersten Aufführungen in Betracht kommen, haben erst alle Beteiligten erfaßt, daß hier etwas ganz Neues und ganz Großes sein Recht fordert, dann wird auch der Stil für die Darstellung schnell sich finden.

Februar 1908.

Prof. Dr. Berthold Litzmann.

Erzählende Literatur.

J. Wassermann, Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens, Roman. (Stuttgart, D .Verlagsanstalt, geb. 7.—.) In der Geschichte von Kaspar Hauser, dem Findling, dem „Kind von Europa" hat sich Wassermann ein „Gefäß" gebildet für seine leidenschaftlichsten Empfindungen. Denn dieser Gegensatz hat ihn immer am stärksten bewegt und alle seine Erzählungen in Bewegung gesetzt: der zwischen den „blinden Seelen", die aus dumpfem Instinkt heraus ihren Weg in die Welt suchen, und den Kurzsichtigen, die in der Trägheit ihres Herzens, zu schrecklichen Klumpen geballt, jenen Einzelnen und Einsamen den Weg versperren. Für die dritte Art der Menschen hat er bisher keine Teilnahme gezeigt: für die Scharfsichtigen, denen eine angeborene Gabe den Weg durch die Vielen hindurch frei macht zum Licht.

Ich weiß nicht, ob die jetzige Generation noch von jener furchtbaren Höhle weiß, in die während des großen Sepoy-Aufstands Hunderte von Engländern eingesperrt wurden, um in dem entsetzlichen Mangel an Luft, Licht Bewegungsmöglichkeit elend zu verkommen. Eine solche Höhle ist für Wassermann die Welt; nur daß die Zusammengepferchten in ihrer Herzensträgheit sogar die Sehnsucht nach Licht, Luft und Bewegung verlernt haben. Schlimmer sind sie dran, die Philisterseelen: Bureaukraten, Pedanten, Bourgeoise und Alltagsintrigant, schlimmer sind sie dran als der arme Kaspar Hauser, da er vierzehn Jahre lang in seinem unterirdischen Versteck gehalten wurde, freilich fast ohne Licht, mit geringer Möglichkeit der Bewegung — aber doch in guter Luft!

So entsteht das Paradoxon, auf das dieser Seelenroman — ja kein Kriminalroman! — gebaut ist, daß der Findling in der Freiheit schlimmer gefangen ist, im Licht schlechter sehen kann, in der großen Natur ärgere Schranken findet, als in seinem geheimnisvollen Verlies!

Aber er steht nicht allein. Für Alle ist die Welt ein Kerker, die zum Licht begehren: für den genialen Kriminalisten Feuerbach, für die schöne Seele Julie Kannewurff — für den Dichter selbst, der ernst und leidenschaftlich zum Hellen ringt, und dessen neuestes und (neben den „Juden von Zirndorf") bedeutendstes Werk selbst ein ergreifender Protest gegen herzensträge Leser und — Schreiber wird.

Richard M. Meyer.

Georg Engel, Der Reiter auf dem Regenbogen. (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus, br. 5.—.) Engels neuer Roman kann die Blutsverwandtschaft mit „Hann Klüth" nicht verleugnen. Vor allem ist es auch hier ein „Naturphilosoph", der zwischen Wahrheit und Lüge hindurch sich zur Erkenntnis tappt; es sind Typen von vielfach ähnlich grotesker Originalität. Engel ist der einzige moderne Schriftsteller, bei dem man noch Einfluß von Dickens behaupten möchte: in der Art der Charakterisierung, nicht in der ein wenig phantasiearmen Handlung oder der deutsch-sentimentalen Tendenz.

Aber das ist so wenig wie die mit Hann Klüth eine schlechte Verwandtschaft für den armen Phantasten und Reiter auf dem Regenbogen; denn diese Brücke führt ja von der Erde zu den Sitzen der Götter! Richard M. Meyer.

Hanns Heinz Ewers, Die Besessenen. (München-Leipzig, Verlag Georg Müller, 7.—.—.) Es wird zweifellos Menschen geben, die das Buch mit dem üblen Wort „psychopathisch" belegen. Sie werden Grauen vor der Novelle, ‚Der letzte Wille der Stanislawa d'Asp" empfinden, wo eine Frau dem liebenden Manne die wahnsinnigsten Folterqualen auferlegt, um sich den Glauben an seine Liebe bis über das Grab hinaus zu sichern. Sie werden die Köpfe schütteln, über „Die Spinne", in der ein Fenster eine Rolle spielt, das alle, die ihm nahe kommen, zwingt, sich zu erhängen. „Der Spielkasten" mit seiner auf die Spitze getriebenen rachsüchtigen Erotik wird vielleicht Anstoß erregen. Aber sie werden alle bekennen müssen: daß Hanns Heinz Ewers zwei Mittel besitzt, um zu fesseln: ein Erzählungstalent von schärfster Prägung, das, ohne mit stilistischen Sonderheiten zu spielen, eine Begebenheit bis in ihre letzten Gründe ausschöpft. Zweitens aber: ein psychologisches Können, das nur wenigen Auserwählten eigen ist. Von Hanns Heinz Ewers kann man vielleicht erwarten, daß er die ins Pöbelhafte herabgesunkene Kriminalnovelle ins Künstlerische erhebt. Ansätze dazu sind in diesem seltsamen, subtilen Buche zur Genüge vorhanden. A. Halbert.

—**François Rabelais,** Gargantua und Pantagruel. Verdeutscht von Hegaur und Owlglaß. (München, Albert Langen, 4.50.) Man hat diesen Roman des fröhlichen Weltkindes in der Mönchskutte das Buch des sechzehnten Jahrhunderts genannt. Mit Unrecht: denn diese neue Übersetzung beweist uns, daß es eins von den Ewigkeitswerken ist, die uns stets so modern anmuten, als wären sie gerade erst geschrieben worden. Das Empfinden des modernen Menschen gegenüber pfäffischer Heuchelei und klein-menschlicher Prüderie und Verlogenheit ist nahe verwandt dem Hasse der geistigen und religiösen Reformatoren aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Dem Verlage von Albert Langen ist für diese glänzende Nachdichtung, welche mit Recht all das fortläßt, was heute noch mit Hilfe eines Kommentars verständlich wäre, aufrichtig zu danken. Rabelais hat ein Recht darauf, ein deutscher Klassiker zu werden, wohl verstanden, nicht im Sinne von Töchterschulleiterinnen, sondern der Menschen, welche wahr gegen sich selber sein können und denen nichts Menschliches fremd ist. Bisher liegt die Übersetzung der „Gargantua" und der ersten beiden Bücher des „Pantagruel" vor. Gleichen die noch fehlenden beiden Bücher des „Pantagruel" und das „Pantagruelische Prognostikon", die hoffentlich recht bald erscheinen werden, ihren Vorgängern, so besitzen wir ein neues Meisterwerk der deutschen Übersetzungskunst. Karl Georg Wendriner.

M. Artzibaschew, Ssanin. Roman. Deutsch von A. Villard. (München, Georg Müller, brosch. 5.—, geb. 6.50.) Es hat stets Werke gegeben, die irgend einem seltsamen Umstande ihre Weltberühmtheit, Dichter, deren Namen es irgend einem merkwürdigen Zufalle verdanken, daß sie in weitesten Kreisen bekannt wurden. Dahin gehören die Revolutionsstücke, Beaumarchais' Figaro und die Stumme von Portici, dahin Niklas Beckers kümmerliches Rheinlied und die Eleeka von Perez Galdos. Ein solches Werk ist auch der Ssanin. In künstlerischer Beziehung verlohnt es sich nicht, auch nur ein Wort darüber zu reden. Aber das Publikum verschlingt ja auch die Unzulänglichkeiten der Gorki und Tschechow, warum soll es nicht gerade so gut einen Mann mit dem schönen Namen Artzibaschew lesen, da es nun doch einmal für einen Dostojewsky noch lange nicht reif ist. Ein Roman, wie alle andern russischen Durchschnittsromane, dumm, langweilig, mit philosophischen Gymnasiastengesprächen zum Überfluß gespickt. Ein

Schmarrn. Und doch ein Buch, an dem man nicht vorübergehen kann. In Rußland ist große Revolution. Die Welt blickt auf Rußland durch Jahre, Tag um Tag wartet man auf Nachrichten. Das Volk, das herrliche russische Volk, der schlafende Riese will endlich aufstehen! Wir starren von Phrasen. Wir lachen über alle Putsche in den südamerikanischen Raubstaaten und nehmen jedes Knallen im Zarenreiche blutig ernst. Wir denken an H. Treitschke: „Die Sonne der Freiheit geht im Ost auf!" Wir warten ungeduldig, hoffen, wünschen. Es geht los, endlich geht es los. Und die Berge kreißen und ein armseliges Mäuslein schlüpft heraus: Ssanin. Die Reaktion hat allen Grund zu jubeln: ein Land, in dem ein solches Buch einen solch merkwürdigen Erfolg haben kann, das mag noch tausend Jahre sich knechten und knuten lassen, es ist ganz gewiß nichts anderes wert! Denn Ssanin — ein Europäer kann es kaum begreifen! — ist in der Tat der Anstoß der sexuellen Revolution in Rußland, die endgültig der sozialen Revolution den Todesstoß versetzt zu haben scheint. Die Regierung sollte Herrn Artzibaschew bei Lebzeiten ein Denkmal errichten und ihn ins Heilige Synod rufen. Ssanin ist das neue Ideal des aufwachsenden Rußland. Der Mann, der die soziale Revolution nicht mehr mitmachen will, weil — ja doch nichts dabei herauskommt. Der nicht entfernt imstande ist, Tolstois ethische Werke zu begreifen, aber intelligent genug ist, recht gut die lächerlichen Seiten des alten Christentümlers herauszufinden. Und der nur eine uralte Idee in die russische Jugend hineinruft, die dieser seltsamer Weise ungeheuer neu und originell vorkommt: die Idee des alleinseligmachenden Geschlechtsgenusses. Im Handumdrehen fand Ssanin überall gelehrige Schüler und Schülerinnen, in den kleinsten Provinzlöchern scharten sich die Ssaninisten zu erotischen Klubs. So schnell ging das alles, so überraschend häuften sich die Nachrichten über die Erotomanie, die Liebesrevolution in Rußland, daß man geneigt war, das alles als Schwindel zu nehmen. Und doch war es buchstäblich wahr. Sogar die Regierung, der ganz gewiß nichts erwünschter sein konnte, als diese Abschwenkung der sog. intelligenten Kreise aus den Lagern der sozialen und politischen Revolution, verlor bei diesem unerhörten Anschwellen der sexuellen Bewegung den Kopf, sie konfiszierte das Buch — freilich nur, um seinen Erfolg noch stärker zu machen. Gewiß war Ssanin nur ein äußerer Anstoß, gewiß waren die Grundbedingungen zu diesem Venustanz innerlich längst gegeben. Eben aus dem Gefühl Ssanins heraus: was nützt das alles? Wir sind doch zu schwach, um den Sieg zu erreichen. Wir sind auch zu feige, noch weiter zu kämpfen. Wir werden nie frei sein — sozial, politisch! Nagaiken, Galgen, Kerker und Bergwerke tauschen wir nur für unsere Ideale ein. Wir sind Sklaven und werden es bleiben. Aber unter uns Knechten können wir vielleicht tun, was wir wollen: es lebe die sexuelle Freiheit, die auf alles andere pfeift! Und daneben höchstens noch der Schnaps. Beide Freiheiten wird die russische Regierung ihren Völkern gewiß gerne zugestehen. Also Erotik. Nicht Pornographie, gewiß nicht, niemals ist der Ssanin pornographisch. Wohl aber erotisch. Und — russischerotisch: dozierend, fanatisch, philosophierend. Ein Franzose wird alle die Personen im Ssanin für ausgerechnete Idioten halten, für unausstehliche Schwätzer. Wir verstehen sie — halb. Aber das Rätsel, daß diese Personen nun vielleicht in Rußland herumlaufen — und sie tun es — das werden auch wir nicht begreifen. Wir schütteln den Kopf und seufzen: „Armes, armes Rußland!" Hanns Heinz Ewers.

Felix Salten, Künstlerfrauen. Ein Zyklus kleiner Romane. (München, Georg Müller, 3.—.)

Felix Salten, Die Geliebte Friedrichs des Schönen. Novellen. (Berlin, Marquardt & Co., 3.60.) Feine Geschichten, ruhig, kühl, von klugen Augen gesehen. Geschichten für die schöne Frau, für die Frau, die träumt und die wir darum geistvoll nennen. Die Frau, die instinktiv ein ästhetisches Empfinden hat, das wir Seele nennen. Die eines nie vergeben kann — Geschmacklosigkeit! Sie mag diese Bücher eines Künstlers lesen, dessen sicherste Domäne ein feiner „distanzierter" Geschmack ist. Hanns Heinz Ewers.

Johannes Schlaf, Der Prinz. Roman in zwei Bänden. (München 1908, Georg Müller, 10.—.) Einen Roman von Johannes Schlaf zu lesen, noch dazu einen zweibändigen, erfordert Zeit und Versenkung. Denn der Wert dieser Dichtungen liegt weniger im eigentlichen Geschehen und in der Folge der Vorgänge als in den breiten, exakten Schilderungen des landschaftlichen Milieus, der handelnden Menschen, der Charaktere und Situationen. Darin ist Schlaf, dessen Technik an Walt Whitman geschult ist, unter den modernen Deutschen Meister. So liegt auch das Interesse, das „Der Prinz" erweckt, nicht so sehr in dem wirklichen Thema des Romans, als in den Details. Jürg Deubel, der Müllerssohn und Müllersbursche, ist ein aufgeweckter Junge, der schon hinter seinem Mehlsack Cäsars bellum gallicum studiert. Er kneift seinem nüchternen Vater aus und erfährt nun draußen in der Welt eine gründliche Umgestaltung seiner Ansichten und Einsichten. Sein Freund Kurt ist das vollkommene Gegenteil seines Wesens, verschlagen, egoistisch, aber intellektuell dem klugen und verträumten Jürg weit unterlegen. Die Konflikte, die sich aus dieser engen Freundschaft so ungleicher Menschen ergeben, sind das eigentliche Thema des Buches; vielmehr: sie sind das Haupt eines prachtvollen Aufbaus von Stimmungen, Skrupeln, Erlebnissen und Betrachtungen. Kaum je in einem seiner früheren Bücher hat Schlaf eine solche Fülle gelungenster Einzeldarstellungen gegeben wie hier. Die thüringische Landschaft wird mit einer Bildkraft hingestellt, die verblüfft. Die Menschen werden mit photographischer Treue geschildert, die Charaktere ins Kleinste zerfasert und ausgebreitet, die seelischen, die geistigen, die erotischen Erlebnisse mit einer psychologischen Wahrheit erzählt, die beinahe erschreckt. Zwischendurch finden sich, wie immer bei Schlaf, unnötige und unmögliche Längen, umständliche Worthäufungen und Langweiligkeiten. Aber als Gesamtleistung steht „Der Prinz" neben dem Besten, was wir von Johannes Schlaf besitzen, neben dem Besten, was moderne Romanschriftstellerei in Deutschland überhaupt hervorgebracht hat. Hanns Heinz Ewers.

Wilhelm Holzamer †, Vor Jahr und Tag. Roman. (Berlin, Egon Fleischel & Co., 5.—.) Kurz nach des Dichters jähem Ableben las ich in einem Darmstädter Blatte, Holzamer hätte seine Heimat nicht verlassen dürfen, um mehr leisten zu können. Es war eine falsche, engherzige Behauptung. Eine große Kunst gedeiht nur, wenn sie sich aller beengenden Fesseln entledigt, neue Eindrücke der ersehnten Ferne in sich aufnimmt, in sich verarbeitet und sie zur

erlösenden Tat werden läßt. In seinem uns hinterlassenen Roman führt uns der Dichter in seine rheinhessische Heimat. Die Handlung spielt sich dort ab. Gegenstand der Behandlung und Gestalten sind der dortigen Gegend entnommen. Sie muten den Leser durch ihre eigene, so treffend geschilderte Wesensart ganz besonders an. Stoff und Stil befinden sich in voller Harmonie. Wir vernehmen, soweit nötig, den rheinhessischen Dialekt und lernen andererseits in scharfen Zügen die Charaktereigentümlichkeiten seiner Landsleute kennen, in deren Adern immerhin etwas gallisches Blut fließt. Durch seine kraftvolle Sprache, der es nicht an frischem Humor mangelt, und seine viel bewiesene Darstellungskraft gelingt es dem Autor, eine Saite in uns erklingen zu machen, die auch bei späteren Geschlechtern in Schwingung bleiben und nachklingen wird. Eine gewaltige Lebenswärme durchflutet diese Erzählung, mit welcher der Dichter breiteren Volksschichten ans Herz greift und sie für sich gewinnt. Er schildert uns in dieser Geschichte das Lebensschicksal eines an sich schlichten Mädchens. Holzamer ist Künstler genug, um seiner Heldin bis in die verborgenste Tiefe ihres Wesens folgen, ihre seelischen Vorgänge nachfühlen und nachleben zu können. Er zwingt den Leser, mit ihr zu empfinden, zu denken und sie so zu verstehen, als hätte er mit ihr das Leben durchlebt. Ihr Schicksal wirkt ergreifend und läßt uns mit ungeminderter Spannkraft regen Anteil daran nehmen. Durch eine widrige Verkettung des Schicksals wird Dorth Rosenzweig um ihr Jugendglück betrogen. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Zu ihrem Trost hört sie die Worte: „Es ist kein Unglück so groß, daß man sich nit finden könnt', denn sonst käm's nit über ei'm. Es kommt nur so viel über ei'm, als man aushalten kann, und kein Untätchen mehr. Glaub' mir, nit so viel mehr, als Wasser in ein Aug' geht." Dorth geht dann ein Verlöbnis ein, welches wieder gelöst wird, und entschließt sich in späteren Jahren zu einer Vernunftehe. In ihr ist alles vernichtet. Mit ihrem Tode endet ein Leben, an welches durch Schicksalsfügung verschiedene Existenzen gekettet waren, die mit gewaltigen Enttäuschungen zu kämpfen hatten. Und diese Geschichte, von welcher der Autor selbst sagt: „Sie ist so, wie sie selber werden gewollt hat, nicht wie die Leut' sie gerne hätten," schließt mit den Worten: „Es ist aber doch ein großes Glück, gelitten zu haben, um frei zu sein von allem, was Leiden heißt." Ich wünsche diesem vorzüglichen Nachlaßbuche eine recht große Verbreitung. Emil Holzamer.

Gabriele Reuter. Das Tränenhaus. (Berlin, Verlag S. Fischer, 4.50.) Es ist das Buch der stolzen, unzufriedenen Frau. Gabriele Reuter selbst gebraucht dieses Wort, vielleicht weil sie weiß, daß es den Frauentyp, den sie zeichnet, am besten charakterisiert. Die Frau, die eine mystische Vereinigung der Seelen und der Geister anstrebt und sich nicht nur mit der Herrschaft über die Sinne des Mannes begnügt. Wundervoll klar ist dieser Gedanke historisch betrachtet und durchgearbeitet. Aber Gabriele Reuter steht zu sehr im Leben, um für philosophische Einflüsterungen viel übrig zu haben. Ihre Heldin Cornelie Reimann ist eine dieser stolzen, unzufriedenen, modernen Frauen, aber sie zimmert sich ihr Leben auf den Trümmern der Liebe. Und ihr einziges Geheimnis ist: das Verstehen und Ergründen der Psyche des Mannes. Ohne Resignation, ohne Vorwurf und ohne Bosheit sagt sie: das Leben des Mannes wurzelt in Leidenschaft, das Leben der Frau aber in ihrem Gemüt, in den Instinkten ihrer Mutterschaft. Die Leidenschaft zündet, loht, flackert, steckt an, aber sie sinkt eben so rasch in sich zusammen. Der Trieb des Mannes ist Genießen und seine große Angst die Hemmung dieses Genießens. Im Wesen der Frau aber liegt eine stete, inbrünstige, aufopfernde Güte, die an Generationen denkt. Wie die Dichterin diese Grundgedanken, ohne problematisch zu sein, vertritt und ohne Haß psychologisch verarbeitet, ist ein Meisterstück schlichter, dichterischer Erzählungskunst. Cornelie Reimann kommt in das Tränenhaus, eines jener finsteren, dumpfen Häuser, wo junge Menschenkinder geheimnisvoll das Licht der Welt erblicken, und wächst in diesem Kreis über sich selbst hinaus, wird Mittelpunkt der armen Menschenkinder, die einen Fehltritt hundertfach durch Schimpf und Schande bezahlen müssen. Und zum Schlusse erfährt sie selbst die tiefe Freude: über ein neues Leben zu wachen. Immer ferner wird sie dem Vater ihres Kindes: sie versteht seine Natur, die sich nicht einspinnen lassen will in Sorgen um einen Menschen, sie verachtet ihn nicht, aber sie weiß nunmehr, daß sie allein bleiben müsse. Und sie umfaßt liebkosend den Kopf ihres kleinen Mädchens und denkt dabei: Gott erhalte dir deinen harten Schädel, und einen harten Willen gebe er dir dazu, denn beides kann ein Weib gebrauchen.

A. Halbert.

Epos und Lyrik:

Es geht mit Gedichten, wie mit den Schmuckgegenständen unseres Hauses. Da sind welche, die wir haben, dulden, behalten, irgend ein lieber Freund hat sie uns gebracht, wir wagen uns nicht zu bekennen, daß sie wertlos sind; oft verstehen wir's auch nicht einmal; für uns haben sie jedenfalls auch Wert, — Affektionswert. Doch sie sind billig. Der strenge Kenner freut sich ihrer nicht, würde sie in seiner kargen Wohnung niemals dulden. Meist prangen sie in viel Glanz und Gold. Der Kenner hängt mit seinem Herzen an edlen oft sehr unscheinbaren Kostbarkeiten, deren großen Wert der Laie auf den ersten Blick gar nicht sieht. Feine Farben, feine, edle Linien, echtes Material sind der Wert seiner Schätze. Er hat sein Auge geübt, sein Maßstab ist streng und ernst, der Kunstwert allein entscheidet über seine Liebhabereien. Wie kann er sich an einer solchen Kostbarkeit ergötzen!

Und wie der Kenner an einem schönen Gedicht! Jedes Wort steht in einem lyrischen Meisterwerk gerade an der Stelle, wo es einzig stehen kann, um die gerade damit ausgedrückte Stimmung zu erreichen, und ist daher unübertragbar in andere Worte und in andere Sprachen, durch die Zusammenwirkung ganz bestimmter Vokale, bestimmter Rhythmen und Reime wird den einzelnen Worten erhöhte Wirkung und Schönheit verliehn, neues Licht, neues Leben.

Es ist dem wahren Dichter gegeben, dem ganzen gewöhnlichen Alltagswort oft gegen alle Gesetze oder über allen Gesetzen durch eine gewisse Beleuchtung Zauber zu verleihen, Sinn in Klang zu fassen, in Worten den feinsten Strich zu ziehn, mit dem ein Gedankenbild sich verkörpern, sich umranden läßt. —

Das ist Kunst. —

Aber der allerfeinsten Kenner in dieser Kunst sind gar nicht viel, der Meister noch

weniger. Es gibt eine ganze Menge Lyrik, die mit diesen Ansprüchen nichts zu tun hat, und doch ihr Publikum und auch einen gewissen Wert besitzt, einen Affektionswert. Sie ist billig. Ein Dichtername setzt sich durch. Unsere vielen Zeitschriften bieten ja auch reichlich Gelegenheit dazu. Und unser Buchgewerbe stattet lyrische Bände oft so verlockend aus, daß sie etwas scheinen: Geschickte Titel kommen dazu, geschickte Förderungen, günstige Bündnisse. —

So ist Karl Ernst Knodt ein bekannter Dichter geworden. Er ist keiner der schlechtesten. Seine Gesinnung geht auf das Hohe, Gute, Gott und Sehnsucht sind die zwei stärksten Saiten seiner Leier. Aber von den Hunderten und Tausenden seiner Gedichte unterscheidet man schließlich kaum mehr eins vom andern, ja von seinen zahlreichen Büchern schließlich nicht mehr eins vom andern, so gleich sind sie sich im Ton und so wenig prägt sich irgend eine Zeile durch irgend ein künstlerisches Unsterblichkeitsmerkmal ein. Kraft, Schlankheit der Linie, Wortfarbe, Eigenart des Bildes fehlt dem Waldpfarrer, wie sich Knodt, zu Rosegger hinübersehend, gern nennt. Dennoch gehn seine Gedichte von Hand zu Hand und werden nicht schaden, Vielen durch die gute Gesinnung nützen.

Sein letzter Gedichtband: „Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben" ist in dem jungen Verlag von Fritz Eckardt, Leipzig, erschienen, auch ein Band Spruchstrophen: „Aus allen Augenblicken meines Lebens."

Auch Maria Feesche hat mit ihren zwei Gedichtbänden „Von Wanderwegen" und „Erntesegen" einen nicht geringen Erfolg gehabt. Auch sie ist ausgesprochen religiös. Ich stelle sie höher als Knodt, obgleich sie ganz unkünstlerisch ist, von Wortkunst, von höherer Melodik und Rhythmik und von all den feineren Geheimnissen keine Ahnung hat, viel Selbstverständliches mit großer Breite sagt und der Sprache durch falsche Dehnungen, Flickworte und Inversionen bös Gewalt antut. Gemeinplätze wie:

„Gott gab dir das Leid nicht zum Klagen
Sondern zum Fragen"

und:

„Nur nicht immer klagen,
Nur nicht gleich verzagen"

kommen allen Ernstes bei ihr vor. Ihre hübschen kleinen gereimten Kinderanekdoten verdirbt sie sich ganz durch zu große Breite („Der Mensch denkt — Gott lenkt; — der Mensch dachte, — Gott lachte;" —) was könnte das, kurz gefaßt, für ein hübsches Gedichtchen werden! Nein, Maria Feesche ist keine Meisterin, aber eine echtfromme, fleißige, herzliebe Gesellin; ihre Gesinnung ist so bescheiden, ihre Gedanken sind so frauenhaft lieblich, mild und echt, daß ich mich über eine große Verbreitung ihrer Gedichtbücher gar nicht wundern würde. Sie hat Ideen, sie sucht, sie sieht, erzählt allerlei Hübsches in Versen, gibt sehr viel und vielerlei in ihren kleinen, mit feinem dichtem Druck gefüllten Bänden.

Nein, K. E. Knodt und Maria Feesche soll jeder Erfolg herzlich gegönnt sein!

Was für eine Sorte von Menschen glaubt wohl Winfried Lüdecke durch die Titelzeichnung seines Bändchens: Die Blume der Nacht, Axel Juncker Verlag, Stuttgart anzulocken? Ein Mittelding zwischen Polyp und Pflanze, ein kohlschwarzes, haariges Etwas mit einem großen Tupfen grün und blau in der Mitte, der den Glanz von Sumpf und Fäulnis darstellen soll. Das Buch soll wohl an die Fleurs de Mal von Beaudelaire erinnern. Es ist aber nur schwulstig und schwül, ohne jede Kunst.

Erheiternd wirkt Max Dauthendey mit seinem sinnigen Band: „In sich versunkene Lieder im Laub", Axel Juncker Verlag, Stuttgart.

Aus dem schönen Gedicht:
„Die Welt hämmert weiter wie Spechte"
sei die Stelle angeführt:

„Die Erde wird grün wie ein Lampenschirm,
Und kühn tritt der Sommer hin vor die Rampen."

Auf der nächsten Seite heißt es:

„Alle Sehnsucht fällt wie ein Schuß aus dem Lauf,
Und keiner hält mehr die Liebe auf."
„Jed' goldgelb Kelch gar unverwandt
Wie helle Liebe im Grünen stand."

„Das Feuer will gebären" betitelt sich eine andere Erlesenheit.

Aus: „Wir gingen die Landstraß im Abendwind" ist folgende Stelle:

„Kommen morgen den Weg die Pferde gegangen,
Werden sie plötzlich inbrünstig zu wiehern anfangen,
Denn wo Liebe ging mit rechtem Genuß,
Gibt sie andern vom Überfluß!" —

Und so weiter! — — Und so weiter! — — —

Und dann einen Schritt über einen schmalen, aber tieftiefen Spalt ins Echte, Schöne!

Drei große lyrische Meister haben in diesem Jahr mein Herz beherrscht, der Schweizer Karl Spitteler, die mit 24 Jahren verstorbene Schweizerin Gertrud Pfander, deren lyrisches Vermächtnis Karl Henkell liebevoll verwaltet und herausgegeben hat, und der herrliche, kraftvolle Lyriker Gustav Schüler.

Spitteler war mir bisher nur durch seine köstlichen, geistreichen Balladen bekannt. Er ist 60 Jahre; und jetzt erst ist mit einem großen rauschenden Flug der Ruhm zu ihm gekommen; der Verlag von Eugen Diederichs, Jena, hat sein seltsam schönes, bisher ein verstecktes Dasein fristendes Liederbuch „Schmetterlinge" der Welt beschert, einen neuen Band „Glockenlieder" dazu. Glockenklänge, so volle, so hohe, so tiefe, so eigenartig zu Gehör und zu Herzen gehende, — aber doch nicht Klänge für jedermann! Spitteler ist ein vornehmer Poet für vornehme Leute, ein Dichter, der seine ganz eigenartige, nicht geschmeidige Sprache spricht, in niemandes Schienen, auf niemandes Spuren geht, krause Gedankenpfade in ganz helle, hohe Einsamkeiten einschlägt.

Wie wenige werden ihm in die geniale Traumwelt seines Riesen-Opus, „Olympischer Frühling" folgen!

Aber seine edle Lyrik soll unser werden! — Ich möchte die schimmernde Schönheit der „Schmetterlinge" an einem zeigen: — „Sibylle."

Das ist der Tag, der mir mein Glück gebracht:
Wir schritten durch die schwarze Tannennacht.
Da war kein Pfad, kein Laut, kein Sonnenlicht
Als dein herzinnig Gottesangesicht.

Wie kamen wir dahin? Was suchten wir
Im grabesdüstern Wald? Ich weiß es nicht.
Betäubt und schweigend zog ich hinter dir,
Denn die Versuchung redete mit mir.
Leuchtend im finstern Grunde stand ein Busch,
Welchen ein Sonnenstrahl im Feuer wusch.
Und durch das Feuer schwamm ein Edelstein
Aus Kohle mit lazurnem Himmelschein.

Und wie wir nun an diesem Busch vorbei
Schlichen fürbaß, siehe, das liebe Ding,
Der benedeite Höllenschmetterling
Begann in Flammenzügen um uns zwei
Das Band zu schlingen. — Stille standest du
Und schautest sinnend dem Verführer zu.
Dann plötzlich, gleichsam, als mißtrautest du
Der Stille, hubst du an, zu mir gewandt:
Wie wird der schöne Schmetterling genannt?"
Und ich erwiderte: „Sein Name heißt:
Sibylle. Das bedeutet, wie du weißt:
Was hier geschieht und wird geschehen sein,
Er will's verschweigen. Sieh, wir sind allein
Im mitternächtigen Wald. Und du bist mein."

Und aus den „Glockenliedern," den lieben, schönen, das graziöse neckische:

„Drohung."

„Wenn du dich noch einmal unterstehst
Und mir im Kopf herumgehst,
Hol ich gleich nebenbei
Die Stadtpolizei.
Die hängt dir jedenfalls
Einen Schandbrief um den Hals,
Damit jeder es liest,
Was für ein Spitzbub du bist.

Wenn du mir das noch einmal machst
Und mich im Traum anlachst,
Guckt aus der Münstertür
Der Kapuziner herfür.
Der malefizt dich mit seinem Latein
Von Schwarzkunst so rein,
Daß von dir Hexenweib
Bloß das Apfelhäuschen bleibt.

Wenn du mir nur noch einmal kommst
Und nicht gleich zu mir kommst,
Hetz' ich mein Hündlein nach dir.
Das beißt dich zu mir.
Dann sperr ich dich, Gott sei Dank,
In einen gläsernen Schrank.
Ein Schlüssel hängt dran,
Daß ich auch hineinkann." — —

Gertrud Pfander, die Frühverstorbene, Junge, Unsterbliche, war auch ein echter Schweizer Poet voll der großen, starken Wortkraft der Schweizer. Es läßt sich viel sagen über einen so frühen Tod eines so großen Talents, — viel Wehmütiges, viel — Jauchzendes, — denn vielleicht ist in einem solchen Falle gerade der Tod der lange vorher ausholende Meister und Künstler, der Schöpfer jener wunderbaren Steigerung, jener prunkenden, verklärten Farben, die wir ja in jedem sterbenden Walde sehen können. Ihre herrlichen Gedichte hätte Gertrud Pfander als Gesunde, Frohe nie gemacht, vielleicht andere, — vielleicht auch nicht! Das Buch „Helldunkel" mit ihren wundersamen Gedichten, ihrem selbstgeschriebenen Lebenslauf, ihren geistvollen, wehmütigen, holden Briefen, der rührend feinen Einleitung Karl Henkells ist ein in sich geschlossenes Kunstwerk, schön wie ein Tautropfen, an dem auch nicht ein Lichtblitz anders sein könnte.

Ein Gedicht „Brief" aus ihren Fiebertagen, eins ihrer allereinfachsten, möchte als Probe folgen:

„Liebster — oh — mir ist so bang,
Seit ich dir zuletzt geschrieben,
Bin ich nun neun Tage lang
Ohne Brief von dir geblieben.

Liebster — oh du bist mir gram,
Und das Heimweh will mich beugen,
Was mir nachts den Schlummer nahm,
Ist dein Zürnen und dein Schweigen.

Liebster — oh — mein Fieberwahn
Raunt mir tolle Siebensachen.
Hab' ich unrecht dir getan,
Neig verzeihend dich der Schwachen.

Liebster — oh — bis du ein Wort
Klar und stillend ausgesprochen,
Muß ich harren fort und fort,
Nacht um Nacht — und ging es Wochen.

Liebster — oh — sollt' früher Tod
Den versengten Mund mir küssen:
Bis zum ewigen Morgenrot
Würd' ich dann
Deines Wortes harren müssen." — —

So einfach, so stark und ergreifend wahr ist auch der Dritte meiner Lieblinge, der Dichter Gustav Schüler. Ein herrlicher Band, an dem der junge Verlag von Fritz Eckardt, Leipzig, seinen guten Geschmack glänzend bewies, liegt von ihm vor: „Aus den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes." Der Titel ist das einzige Protzige an diesem tiefsinnigen, mächtigen Buch. Schwere, trotzige, blutrote und nervenfeine Poesie in herrlicher Fülle! Wortkraft und Kraft des Zügelns und edlen Maßes! Starke, ja unerhörte Leidenschaft und dabei Frommheit einer starken lutherverwandten Mannesseele. Ich habe das Buch an anderer Stelle ausführlich besprochen und möchte nur noch ein paar der glutvollen Lieder wie blutrote Georginen auf diese Blätter streuen:

Vom Bäumchen und Vöglein.

Ein schlankes Weidenbäumchen, das ich zog,
Hat jählings über Nacht der Sturm zerbrochen.
Das Vögelchen, das immer zu ihm flog,
Sobald der erste Morgen angebrochen,
Saß heut im Krönchen, das im Gras sich bog,
Und sang so glorreich stark mit Freudepochen.
Es wußte nicht, das gute, daß es log,
Daß den, dem's jubelnd sang, der Sturm zerbrochen.

Vor Jahren Millionen.

Mein starres Herz war wie ein Traum,
Als ich dich sah. Als ich das erste Wort
Fiebernd von deinen Lippen trank.
Du warst aus einem andern Raum
Und rissest mich in seliges Staunen fort.
Vor neuem Leben war mein Leben krank.
Vor Jahren Millionen hab' ich dich gesehen,
Du warst Diana, heiße Jägerin,
Ich war der Hirsch, nach dem dein Pfeil sich reckt —
Mein Auge ging auf dich im harten Flehn —
Dann flog ich rasend übers Feld dahin —
Bis heute hatt' ich mich vor dir versteckt.

Nur manchmal.

Nur manchmal gib mir deine Hand,
Wie man dem Durstigen Wasser gibt,
Ich sage auch kein einzig Wort.
Wie sehr dich meine Seele liebt.

Ich schlage nicht die Augen auf,
Ich trinke von dem seligen Trank.

Und wie man einer Quelle dankt,
So halt ich's auch mit meinem Dank.

Komm Nacht, komm Tag, wie es sich schickt,
Wenn ich nur deine Nähe weiß,
So bin ich wie vor Gott dem Herrn
Ein taubeträufelt Blütenreis.

Einen Band „Balladen" von Agnes Miegel, Verlag von Eugen Diederichs, Jena, möchte ich heute nur noch kurz anzeigen. Es sind fast alles Meisterstücke der jungen, feinen, früh zu verdienter Anerkennung gelangten Meisterin. Frida Schanz.

Musik.

Hans von Bülows Briefe und Schriften, herausgegeben von Marie von Bülow; der „Briefe" Bd. VII: „Meiningen" und Bd. VIII: Schlußband bis zum Tode. (Leipzig, Breitkopf & Härtel). 7 Bde. brosch. 41.— geb. 48.— Mit diesen Bänden ist der Abschluß des großen, pietätvoll ausgebauten und so tief fesselnden Werkes nunmehr erreicht, das sich weit über den Rahmen einer Monographie und Einzel-Psychologie des seltenen Mannes hinaus zu einem ungemein wertvollen Dokument der allgemeinen Zeit- und der speziellen Musikgeschichte, bis zum Ausgange des Jahrhunderts monumental erweitert. Kritische Stimmen haben in neuerer Zeit mitunter darüber Klage geführt, daß ein solches Anschwellen der Briefliteratur ohne weitgehende Auslese alles streng Sachlichen gegenüber dem rein Persönlichen vom Übel sei, und namentlich diesem Unternehmen ist seinerzeit, schon nach den ersten Bänden, solcher Vorwurf in der Öffentlichkeit nicht erspart geblieben. Ich gehöre nicht zu ihnen, habe im Gegenteile dankbar bisher noch in jedem dieser Bände eine wahre Fundgrube reicher historischer Beziehungen wie bedeutsamer und nachhaltiger Anregungen vorgefunden und meine, daß man zunächst allen Grund habe, der geistvollen, opferfreudigen Herausgeberin für diese kostbare Spende zu salutieren: eine literarische Gabe, die meines Erachtens durchaus ihren Zweck und ihre Absicht erreicht bezw., abgeschlossen, auch nunmehr den Wert und die Bedeutung erhält, eine Art von umfassender „Autobiographie" Hans von Bülows selbst zu sein. Und es ist in diesem Zusammenhange daher auch nicht ohne Interesse, die Herausgeberin selbst im Vorwort zum Schlußbande nachweisen zu sehen, daß von 5144 Briefen nur 1925 aufgenommen, 3219 ausgeschaltet und überhaupt vom ganzen, verfügbaren Material etwa nur ein Viertel abgedruckt wurden. Etwas Anderes wäre ja wieder die Frage, ob überall Licht und Schatten richtig verteilt, nicht da und dort etwas einseitig, nach dem Standpunkte des letzten Lebensabschnittes ganz unwillkürlich zu sehr beleuchtet, ausgewählt oder akzentuiert erscheint, was im Einzelnen wie im großen Zusammenhange des Ganzen sich doch noch ein wenig anders ausnehmen könnte; vor allem, ob nicht doch hin und wieder etwas unterdrückt oder übersehen worden ist, das sehr wesentlich zur Gesamterscheinung und deren geistiger Entwicklung noch mit gehört. Tatsache bleibt ja, daß die Sympathien der verdienten Herausgeberin auf der Seite Brahms-Joachim-Hanslick-Wolff entschieden liegen, und auf alle Fälle geben wir einer Witwe manche „Points" verklärt-liebender Auffassung von vornherein schon gerne voraus. Nichts liegt uns auch ferner, als den alten, von Friedrich Rösch seinerzeit aufgenommenen Tendenzstreit nach dieser Richtung hin wieder aufzurühren; es soll hier eben lediglich gesagt und angedeutet sein, wie zuletzt nur Einer, der das gesamte vorliegende Material an Schriften, Briefen, Autogrammen, Faksimiles, Tagebuch-Aufzeichnungen und Zeitungs-Aufsätzen kritisch nachprüfend vollauf mit zu übersehen vermöchte, hier erst ein endgültiges, wirklich sachkundiges Urteil darüber abzugeben berufen wäre, ob eine unvoreingenommene, streng objektive Sichtung und allseitige Darstellung hier in jedem Punkt erfolgte. Denn die große, gewichtige Wahrheit scheint mir zuletzt doch die zu sein: Hans von Bülow war weder Wagner- oder Lisztianer, noch auch Brahms- und Mendelssohnianer im Grunde seines Herzens rein und unverfälscht, Zeit seines Lebens; sondern vielmehr ein enragierter Vertreter eben des „Minoritäts-Gutachtens" und prinzipieller „Umwerter" im Sinne der Allzu-Wenigen gegen die Vielzu-Vielen steckte unbezwinglich als bestes Teil in ihm. So beherrschte ihn denn auch nicht etwa ein negierender Nihilismus unfruchtbaren Widerspruches gegen eine Weltmeinung; nein, vielmehr: wenn Georg Brandes auf einen Kopf wie Nietzsche das Wort vom „aristokratischen Radikalismus" freisinnig-geistvoll prägen konnte, also einen durchaus positiven, selbsteigenen Persönlichkeitswert als Kern jener seltsam-widerspruchsvollen Erscheinung seinerseits annahm, so läßt sich ganz ähnlich auch von einem Hans von Bülow wieder sagen, daß ein solch' „aristokratischer Radikalismus" die geistige Quintessenz seines aufreibenden Lebens und produktiven Daseins immerdar gewesen. — Warum überhaupt noch Niemand auf die Idee verfallen ist, die so fruchtbare und in zahllosen Analogien wahrhaft verblüffende Parallele: Hans von Bülow-Friedrich Nietzsche konsequent einmal literarisch durchzuführen? Die Zeit ist reif dazu, und just die vorliegende, große Sammlung bietet hinreichenden Anlaß. Selbst ein Ludwig II. von Bayern und Peter Cornelius gehörten eigentlich mit in diesen Rahmen.

Prof. Arthur Seidl.

Albert Schweitzer, Joh. Seb. Bach. Deutsche Ausgabe. (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel, broschiert 15.—, gebunden 17.50) „Deutsche Ausgabe", da der Verfasser, ein elsässischer Musikgelehrter und Organist seines Zeichens, sein Werk ursprünglich in französischer Sprache verfaßt hat, das nunmehr in deutscher Übertragung vielfach umgearbeitet, erweitert, vertieft und ergänzt, hier vorliegt! Eine ganz neue, moderne Bach-Erkenntnis auf Grund modern-ästhetischer Prinzipien und einer moderneren Auffassung auch der Musikgeschichte ist in aller Stille unter uns da herangewachsen — von einer Tragweite, die zur Zeit noch kaum ganz zu übersehen. Es ist und war eben einfach nicht wahr, daß Bachs Musik nur Mathematik, Architektur und dürre Wissenschaft in sich vereinigte, nicht schon hier die Tonkunst auch „Sprache" und poetischer „Ausdruck", tonmalerische Symbolik — „romantisch" zugleich gewesen war; daß Programm-Musik und Tonmalerei nur einen minderwertigen Nebenzweig und fatalen Abweg der Tonkunst bedeuteten! Gerade das Gegenteil ist richtig, und fast scheint es, als bahne sich mit diesem gehaltreichen Buche einer eigenartigen Forschung endlich auch die wissenschaftliche Erfüllung jenes kongenialhellsichtigen Satzes mählich an, den ein R. Wagner gelegentlich ästhetischer Erörterungen in seinen Schriften (Bd. VIII) bedeutsam nieder-

legte, da er sagte: „Es war daher aus dem großen Beethoven eine ganz neue Erkenntnis des Wesens der Musik zu gewinnen, die W u r z e l, aus welcher sie gerade zu dieser Höhe und Bedeutung erwachsen, s i n n v o l l d u r c h B a c h auf Palestrina zu verfolgen, und somit ein ganz a n d e r e s System für ihre ästhetische Beurteilung zu begründen, als dasjenige sein konnte, welches sich auf die Kenntnisnahme einer von diesen Meistern weitabliegenden Entwicklung (der Tonkunst nämlich als eines anschaulichen „Spieles") stützte." Ich weiß sehr wohl, daß der Verfasser Seb. Bach gerade in Gegensatz zu Beethoven setzen möchte und in Wagner etwa den „Antipoden" jenes sieht. Allein, das ist noch ein Manko des Buches und sein persönlicher Irrtum, der Verfasser noch nicht völlig klar in diesem Betrachte sehen läßt, wie er Bach auch ersichtlich noch zu wenig mit seinen historischen Vorläufern in Verbindung bringt. Bei Philipp S p i t t a, in dessen ganz unschätzbarem, unvergleichlich umfassendem Bach-Werke, a h n t e man jene Bedeutung Bachschen Grundwesens noch erst kaum; h i e r enthüllt es sich zur offenbarenden Klarheit vor unser aller Augen, wenn wir des Verfassers so aufschlußreich neue Bach-Ästhetik in dem Nachweise elementarer Grundmotive der Charakteristik und Ur-Typen des Ausdrucks auch bei diesem Gewaltigen gipfeln sehen. Finden wir nämlich diese oder ähnliche „Keim-Motive" beredten Ausdruckslebens unbewußt-tiefsinnig, gleichsam als „organisierende Natur" waltend, in all' den genannten Hauptmeistern einer Tonkunst als Sprache und Ausdruck übereinstimmend vor und wieder, so ist ein ganz außerordentlicher Schritt auf dem mühsamen Wege zu neuer ästhetischer Lehre und historischer Erkenntnis, wie jedem Verständigen unmittelbar einleuchten muß, damit getan. Und berührt sich das gelegentlich mit anderweitigen Untersuchungen, wie derjenigen F. v. Hauseggers, K. Steinfrieds, Elie Poirées, C. Meys, eines Hans von Wolzogen über dieselbe Materie auf anderen, begrenzten Gebieten, arbeitet es diesen planvoll so zu sagen mit in die Hände und erfährt es weiterhin wissenschaftlich noch willkommene Ergänzung durch ein Buch (gleichfalls französischen Ursprunges) wie z. B. das neuerdings erschienene von André P i r r o: „L'ésthétique de J. S. Bach", Paris 1907 (auf das mit Nachdruck hier gleichfalls verwiesen sein möge), so stehen wir am verheißungsvollen Anfange neuer, großer und gewichtiger Dinge, von denen es alsbald heißen darf: „Man weiß nicht, was n o c h werden mag!" — und bei denen man dann getrost mit Ulrich von Hutten einmal ausrufen kann: „Es ist eine L u s t, zu leben!".... wenn man nämlich, wie der Unterzeichnete, d i e s e Musikästhetik und s o l c h e Musikhistorie schon bisher immer in sich getragen und vor einer opponierenden Welt des alten, sogen. „absoluten" Musik-Standpunktes wissenschaftlich stets vertreten hat.

Prof. Arthur Seidl.

Richard Wagners Briefe an seine Frau, Minna Wagner. (3. Auflage. Berlin, Schuster & Löffler, II Bde. brosch. 8.— Mk., geb. 10.— Mk.) — Ungemein reiche und ergiebige Quellen haben sich in den mancherlei gehaltvollen und denkwürdigen Briefsammlungen erschlossen, die uns zumal die letzten Jahre auf dem so viel beackerten Felde der Wagner-Literatur dankenswerter Weise gebracht haben — wir erinnern u. a. nur auch an die von C. Fr. Glasenapp besorgte, belangreiche Zusammenstellung der „B a y r e u t h e r B r i e f e" des Meisters (Berlin, ebenda), in der zwar Baumeister Brückwald, Hans von Wolzogen, die Dirigenten. Künstler und so manche werktätige Freunde des Bayreuther Unternehmens (vor allem auch der hohe Protektor, König Ludwig II., selbst) als A d r e s s a t e n noch immer fehlen, da sie sich denn im wesentlichen auf die Schreiben an Bankier Feustel, Bürgermeister Muncker und Emil Heckel, einige spezielle Bayreuther Freunde, sowie weitere Briefe an Maschinenmeister C. Brandt, die Maler Josef Hoffmann und Prof. Emil Doeppler stützt, von der es aber doch mit Fug und Recht im „Vorworte" heißen darf: „Es ist, unter sämtlichen vorhandenen Sammlungen von Briefen Wagners, nicht leicht eine wichtigere, geschichtlich bedeutungsvollere denkbar als diese (durch die chronologische Durchdringung bisher vereinzelt nur bekannter Briefgruppen doppelt verdienstliche! d. Ref.), in der wir sein persönliches Dasein, Ringen, Kämpfen und Leiden in so unmittelbarer Verbindung mit seinem reformatorischen Lebenswerke verknüpft antreffen; aus der wir anderseits die ernste, überlegene, dann wieder traulich humorvolle, feurige und anfeuernde, immer aber von herzlichster Dankbarkeit für alle ihm geleisteten Dienste erfüllte und getragene Art seines Verkehrs mit diesen treuen Helfern und Mitarbeitern aus unmittelbarem Miterleben kennen lernen". Wer freilich die Wagner-Literatur genauer verfolgt und gründlich kennt, vor allem wer ein regelmäßiger Leser der „Bayreuther Blätter" seit Jahren ist, dem dürfte nur wenig neues oder gänzlich unvertrautes mehr aus diesem Bande entgegentreten; vielleicht aber machen sich Andere, Aberwitzige bei dieser Gelegenheit aus der Lektüre vorliegenden Buches doch endlich einmal klar, welche Stellung diese vielverlästerten „Bayreuther Blätter", schon als ernste und gewissenhafte Dokumenten-Sammlung, die ein jeder Gebildete lesen und — kennen sollte, in unserer deutschen Literatur der gediegenen Fachorgane längst einnehmen! — Immer mehr rundet und vollendet sich auf solchem Wege jedenfalls das Lebensbild Wagners nicht nur als einer unvergleichlich genialen Persönlichkeit von umfassenden, Kultur-tragenden und Kulturbildenden Potenzen, sondern auch als des wahrhaft großen und guten Ausnahmemenschen von seltenen Gaben des Geistes, Herzens und Gemütes. Wer d a r a n, selbst nach den Wesendonk-Büchern, der Herausgabe seiner „Familienbriefe", der Sammlungen Schindelmeißer, Pusinelli, Gräfin Pourtalès usw. — der Glasenappschen Meisterbiographie gar erst zu geschweigen — im Ernste noch immer zweifeln konnte, dem muß der Briefwechsel mit der Gattin Minna Wagner vollends doch den Star stechen. Oder sollte es wirklich noch irgend einen gerade gewachsenen, aufrecht im Leben stehenden und natürlich empfindenden Menschen geben, der d i e s e Blätter noch mißverstehen, abermals böswillig-mißgünstig in ihr Gegenteil verkehren könnte? Wir glauben es wahrlich nicht, — trotz allen bitteren und herben Erfahrungen, die auf diesem Gebiete leider schon zu sammeln waren! Freilich, diese Briefe laufen nicht ganz bis zum Hinscheiden Minnas herauf; sie finden noch kein entsprechendes Gegenbild durch die eigenhändigen Antworten der Gattin selber; noch immer auch haben wir uns bezüglich einer Publikation des „Briefwechsels Richard-Cosima Wagner" bescheidentlich zu gedulden, und — ganz nebenbei hier mit bemerkt — die

„Briefe an Minna" bildeten mangels jeder Angabe eines Herausgeber-Namens, dazu ohne „Vorwort", „Anmerkungen" noch „Register", ein immerhin recht angreifbares literarisches — „Unikum" für sich, läge nicht mit dem „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt" in der einschlägigen Literatur bereits ein leidiger Präzedenz-Fall vor! Allein, wir schulden doch wärmsten, herzlichen Dank alle, daß uns dieser Schatz an Aufhellung und Erklärung einstweilen zugänglich geworden, und selbst Kenner mögen beim aufmerksamen Studium ehrlich aufatmen, wahrzunehmen, in welch' weitgehendem Maße und schier übermenschlichem Grade ein mit dem göttlichen Funken des leidenden Genies Begabter hier dem Irdisch-Bürgerlichen, Ewignatürlich-Sittlichen Milde, Nachsicht, Schonung und Duldung, ja liebendes Verständnis immer wieder angedeihen ließ. Hand aufs Herz! Wer von uns Nervenmenschen wäre da nicht längst davon gelaufen oder aber alsbald zusammengebrochen? In weit tieferer Bedeutung und ernsterem Sinne, als dies vordem jemals angenommen werden konnte, steht Minna für das Auge der historischen Beurteilung doch als der schuldige Teil in all' den Wirren vor uns, als dessen Entschuldigung und Motivierung einzig nur ein quälendes Herzleiden, neben dem Es-Nicht-Besser-Wissen oder -Verstehen und allenfalls Wagners eigenem Jugendleichtsinn der frühen Eingehung solchen Ehebundes, ihr zur Seite steht. Denn, in der Tat, man muß die geradezu rührende Ausdauer in Pietät und tolerantem Eingehen auf ihre besondere Natur bewundern, für die es schlechterdings keine andere Bezeichnung als die der „christlichen Caritas" mehr gibt, wo der Amor doch längst erstickt und ein Surrogat an seine Stelle getreten sein mußte. So ward denn wirklich hier — und zwar im edelsten Sinne des Wortes — aus der Not eine Tugend! Und schon gar nicht begreifen wir danach vollends mehr, wieso denn die Mär von der praktisch-klugen, tüchtig veranlagten guten „Hausfrau" Minna überhaupt jemals aufkommen konnte. — Im übrigen sind wir natürlich unserseits nicht so oberflächlich, diese tief aufschlußreichen Bände rein äußerlich mit der Marke „Fricka", oder auch nur „Elsa", nun zu versehen. Wer z. B. an das erstere Motto sich allzu ausschließlich krampfhaft anklammern wollte, der würde gewiß den eigentlichen Grundkern daran voreilig übersehen; und wer bei solcher schnellfertigen Etiquette oder Parallele schon stehen zu bleiben gedächte, müßte folgerichtig wohl auch die Göttin „Fricka" als — „herzleidend" dann annehmen oder bei Elsa einen krankhaft launischen Zug im Vordergrunde der Erscheinung sehen. Gleichwohl aber möchten wir doch an der feingeistigen Analogie „Fricka-Minna" in jenem höheren Sinne und insofern tiefer-beziehungsvoll zuletzt festhalten, als wir aus dem Lebensabrisse dieser Briefe Wagner's dichterischen Ernst erkennen lernen, den er selbst in eine Gestalt wie seine Fricka „objektiv" hineintrug, da er sie mit Motiven und Argumenten gehaltvoll und charakteristisch ausstattete, welche er selber persönlich als durchaus berechtigt, naturnotwendig und innerlich folgerichtig im Munde der eben nun einmal „bürgerlich-sittlich"-organisierten Frau unterm Licht- und Schattenspiele dieses widerspruchsvollen Lebens klar empfunden, menschlich mitgefühlt und billig eingeräumt hatte. In letzterer Hinsicht, glaub' ich, können wir, auch im positiven Verständnisse für Wagner, den Schöpfer wahrer und lebendiger Bühnengestalten, psychologisch und biographisch-auffallend wirklich gar nicht weit genug gehen.

Prof. Dr. Arthur Seidl.



Richard Wagner (1864)
aus Richard Wagners photographische Bildnisse mit einem Vorwort von A. VANSELOW. (Geb. 3.—. München, F. Bruckmann A.-G.)

Religiöse Schriften.

Die evangelische Theologie arbeitet immer noch an den drei Aufgaben: sie will bestimmte Kreise von Tatsachen erkennen, die mit dem Glauben zu tun haben, sie will die Bedeutung dieser Tatsachen feststellen, und sie sucht Wege, um diese Bedeutung der Tatsachen in Predigt und Unterricht zu verkündigen. Für unsere Übersicht wählen wir aber diese Einteilung nicht, sondern um das Aussuchen von Geschenkwerken zu erleichtern, teilen wir die ausgewählten Schriften nach dem Grad ihrer Verständlichkeit in drei Gruppen ein.

I.

Bücher streng wissenschaftlichen Inhaltes in gelehrter Form

Der unter viel Aufsehen und Streit nach Berlin berufene Professor A. Deissmann hat ein Buch geschrieben, das unter dem Titel Licht von Osten das Neue Testament mit Hilfe der neuentdeckten Texte aus der zeitgenössischen griechisch-römischen Welt beleuchten will. (Tübingen, I. C. B. Mohr, 12.60.) Mit einer Reihe von hochinteressanten, zum Teil in guten Abbildungen veranschaulichten Inschriften, Briefen und geschäftlichen Notizen beleuchtet er sowohl das Kleinleben der ganzen Zeit — einige prachtvolle „menschliche Dokumente" sind unvergeßlich — als auch besonders den innigen Zusammenhang der urchristlichen Welt mit ihrer Umgebung, wodurch jene zwar nicht ihrer Größe beraubt, aber uns viel ver-

ständlicher wird. Die schöne Sprache und die Ausstattung macht das Buch zu einem vornehmen Geschenk. — In der Sammlung Wissenschaft und Bildung (Leipzig, Quelle & Meyer) sind fünf Vorträge gesammelt unter dem Titel Das Christentum, die von verschiedenen Professoren vor einem ausgewählten Publikum in München gehalten worden sind. Nicht ganz leicht, aber gut geschrieben geben sie einen vorzüglichen Überblick über die großen Stationen der Entwicklung unsrer Religion; besonders wuchtig schreibt Tröltsch über Luther und Herrmann über die religiöse Frage in der Gegenwart.

Unser großer Gegner im Kampf um die Weltanschauung, der Monismus gehört auch hierher. Er erscheint mit seinem großen zweibändigen Werk auf dem Plan, das man studieren muß, wenn man wissen will, worum es sich gegenwärtig handelt. Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, herausgegeben von A. Drews. Bd. 1 Systematisches, Bd. 2 Historisches (Jena, E. Diederichs, zus. 10.50). Jener durchstreift die ganze Gegenwart, dieser die Vergangenheit unter der Rücksicht, in welchem Verhältnis ihre einzelnen Erscheinungen zum Monismus stehn. Man wird sich über die Vielseitigkeit des Schlagwortes Monismus wundern, auch darüber, wie schlecht Haeckel wegkommt.

II.

Schriften allgemein verständlichen Inhaltes.

Die hier zu nennenden Schriften ruhen alle auf gelehrter Grundlage, sind aber ihrer Absicht nach und gemäß ihrer ganzen Anlage bestimmt, Gebildete aller Stände in die Arbeit der Theologie hineinzuführen. Die Unterscheidung von „Tatsachen"- und „Bedeutungs"-Büchern läßt sich nur im allgemeinen durchführen. Denn die Tatsachen werden immer um ihrer Bedeutung willen und in ihrer Bedeutung behandelt, und die Bedeutung der Dinge ruht immer auf ihrer Kenntnis.

Aus dem Gebiet des Alten Testamentes liegt ein Buch von I. Meinhold vor „Die Weisheit Israels" (Leipzig, Quelle & Meyer, 4.40). Anschaulich und interessant stellt es die Anschauungen Israels über Gott, Welt und Menschenleben dar; für den geschichtlich denkenden Leser fügt es Bemerkungen über ihre Herkunft, für den praktisch interessierten solche über ihre Beziehung zur Gegenwart hinzu, in der wir noch an denselben Fragen uns abmühen, wie z. B. an der Hiobsfrage nach dem Leide der Gerechten. — Schön ausgestattet und zu Geschenken geeignet sind die Bücher des Verlags alle; er hat sich ganz besonders auf die Vermittlung gelehrter Arbeit an die Welt der Bildung zur Aufgabe gemacht. — Das gilt auch von dem Doppelband „Unsre religiösen Erzieher" desselben Verlags (geb. 8.80), der sich sehr zu Geschenken eignet. Geschichte und Bedeutung werden hier so zusammengeflochten, daß von Autoritäten die Gestalten der biblisch-christlichen Vergangenheit, die am stärksten unsre heutige Religionsgestalt beeinflußt haben, dargestellt werden; denn alle Gegenwart lebt von Vergangenheit, und die Großen der Vergangenheit wirken in alle Zeit hinein. Führt der erste Band von Moses über Jesus, Augustin und Franz von Assissi bis zu Huß, so setzt der zweite mit den Reformatoren ein und führt bis zu Bismarck, während W. Herrmann mit einer allgemeinen Erörterung den Schluß macht. — Dieselbe Weise, Gelehrtes und Praktisches, Geschichte und Bedeutung zu verbinden, zeigt auch das Buch von Prof. Sell, „Katholizismus und Protestantismus", das weit und tief, frei und fest zugleich das so wichtige Verhältnis beider Bekenntnisse darstellt. Sowohl der Freund der Toleranz wie der des Streites muß wissen, ehe er urteilt und fordert; dazu hilft Sell vorzüglich. — Demselben Bedürfnis, Gelehrtes der Bildung darzubieten, dienen die Bücher des jüngst verstorbenen O. Pfleiderer aus dem Verlag von I. F. Lehmann, München, geb. 5.—. Das erste zeichnet „Die Entwicklung des Christentums"; da es in beneidenswert klarer Ausdrucksweise eine Fülle von Stoff in sehr übersichtlicher Weise darbietet, die durch die stark hervortretende persönliche Stellungnahme des Verf. noch befördert wird, so bietet es ein gutes Mittel, Gegenwart aus der Vergangenheit heraus zu verstehn. Eigenartig ist das seiner ganzen Ausstattung nach auch vorzüglich als Geschenk gedachte Buch von G. Pfannmüller, Jesus im Urteil der Jahrhunderte. (Leipzig, Teubner, geb. 5.—.) Man staunt weniger über den echten Bibliothekarfleiß des belesenen Verfassers als über die Fülle der Äußerungen, die dieser Jesus von Nazaret in den bedeutenden Geistern aller Jahrhunderte und aller geistigen Formen hervorgerufen hat. — Paulus in Corinth macht unter dem Gesichtspunkt der Mission der frühere Missionar C. Munzinger recht ansprechend dar. Sowohl der den meisten nur als Dogmatiker bekannte Apostel wie auch die Leute in Corinth und die ganze Zeit leben vor dem Blicke auf. (Heidelberg, Ev. Verlag, geb. 3.75.)

Wie das Wesen jeder Erscheinung durch den Vergleich, so wird das des Christentums durch die vergleichende Religionsgeschichte klar. Wer sich ausführlich über das Verhältnis des Christentums zu den andern Religionen unterrichten will, greife zu dem Buch von O. Pfleiderer „Religion und Religionen", aus dem Verlag von I. F. Lehmann in München (br. 4.— geb. 5.—), das die Voraussetzung zu dem oben genannten über die Entwicklung des Christentums bildet. Oder er wähle zwei kleinere aus dem altgläubigen Lager stammende Schriften: Die religiöse Frage im Licht der vergleichenden Religionsgeschichte von Dr. Georg Brunner (München, Beck) und Die Lebenskräfte des Evangeliums, Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums von Joh. Warneck (Berlin, Warneck, geb. 5.50). Zumal das zweite interessiert aufs höchste durch die genauen Schilderungen der Religion der Bataks mit ihrer Dämonenfurcht, der das Christentum als die Religion der Furchtlosigkeit und Reinheit entgegentritt. — Gegen die inländischen Wettbewerber um die rechte Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, den Monismus, richten sich zwei einfache klare Schriften. Ruhig und vom Boden sicherer Kenntnis aus gibt Sir Oliver Lodge, ein englischer Physiker, dem Führer des Monismus E. Haeckel Bescheid in der Schrift Leben und Materie (Berlin, K. Curtius); vom frei theologischen aus Dr. Bruno Weiß in dem Heft Monismus, Monistenbund, Radikalismus und Christentum. (Bremen, Verlag G. Winter.) Beide sollte lesen, wer sich für den Monismus interessiert.

Der im Mittelpunkt der katholischen Gegenwartsfragen stehende Modernismus findet durch den Berliner Professor K. Holl eine

sympathische und feine Darstellung Religionsgeschichtliche Volksbücher. (Tübingen, I. C. B. Mohr, 0.70).

Über die Bedeutung des Lebens und der Welt zur Klarheit zu kommen, dazu wollen zwei Schriftchen aus den beiden Sammlungen des I. C. B. Mohrschen Verlags behülflich sein. Die eine aus den Lebensfragen führt den Titel „Suchen wir einen neuen Gott?" und ist von dem Hamburger Pfarrer und Jugendfreunde W. Classen geschrieben. (0.80.) In einer sehr frischen Briefform verbindet sie den Blick in suchende Arbeiterseelen mit dem in unser neueres religiöses Suchen und Forschen. Am eindrucksvollsten ist mir dies gewesen: beide Linien laufen auf den Unsterblichkeitsgedanken hinaus; der verbürgt den Arbeitern ein menschenwürdiges Dasein und gehört zur Abrundung unsres christlichen Glaubens. Die zweite Schrift gehört zu der Sammlung „Religionsgeschichtliche Volksbücher" und enthält eine Darstellung des Gottesglaubens von W. Bousset (—.75), dessen Jesus einst so großes Aufsehen gemacht hat. Sie beschränkt sich darauf, verständlich und warm den christlichen Gottesglauben, auch im Vergleich mit dem andrer Religionen zu beschreiben; beweisen will sie ihn nicht.

Ein größeres „Bedeutungs"buch ist die Schrift aus den Lebensfragen Ibsen, Björnson, Nietzsche. Individualismus und Christentum. Von Heinrich Weinel. (Tübingen, I. C. B. Mohr, 3.—.) Hier werden beide Parteien prächtig durcheinander klar, indem W. die Darstellung der Gedanken jener Dichterpropheten mit der seiner christlichen Überzeugungen durchflicht. Diesen entspricht es durchaus, wenn nicht bloß widerlegt oder gar gescholten, sondern, wenn die ganze Darstellung darauf hinausgeführt wird, wie ein falsch verstandenes Christentum die Kritik dieser Männer herausfordern mußte, wie sie aber selbst wieder dazu helfen und zwar in einem verschiedenen Grade je nach ihrer eigenen Person und Lebensrichtung, daß ein besseres Verständnis des Christentums erwacht ist.

Einen neuen Kreis von Tatsachen erschließt das von Prof. Wobbermin gut übersetzte Buch des amerikanischen Prof. W. James: Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. (Leipzig, Hinrichs, 6.—.) Dem angelsächsischen Interesse an der psychologischen Erfahrung entsprechend schildert er eine Fülle von meist abnormen religiösen Zuständen und Erlebnissen. Man staunt über die Wiederkehr von visionären und ekstatischen Zuständen mitten in unsrer Gegenwart. Ist auch der Schluß, der ihre „Bedeutung" für die Erkenntnis der Wahrheit unsres Glaubens verwertet, nicht einwandfrei, so bleibt das Buch grundlegend für die Religionspsychologie.

Unter den „Bedeutungs"schriften hat am meisten Eindruck auf mich gemacht „Zur Wiedergeburt des Idealismus", Philosophische Studien von F. J. Schmidt. (Leipzig, Dürr, 6.—.) Hier spricht überwinterter Hegelscher Idealismus mit selbstsicherer Unermüdlichkeit gegen alle -ismen—Positivimus, Historismus, Psychologismus, die den Sinn und die Idee gefährden können. So sehr er gegen die modernen Theologen streitet, die sich auf jene -ismen gründen wollen, so dankbar werden diese sein, daß er dem Glauben wieder Luft und Licht macht — nur ist es leider mehr Zeugnis als Beweis, was Sch. gibt; aber eine tiefe mächtige Schrift.

Auch Hermann Graf Keyserling sucht in dem vorzüglich geschriebenen Buch mit dem seltenen Titel Unsterblichkeit neue Wege. (München, J. F. Lehmann, 5.—.) Auf eine ganz eigenartige Verbindung der gründlich studierten Kantschen Gedanken und einer mit reichem Wissen erläuterten Naturphilosophie baut er einen frommen Glauben an Unsterblichkeit auf. Freilich findet diese ihr Ziel in dem Allgemeinen, das als wirklich gedacht ist, aber unbestimmt bleibt. Das eigentlich Wertvolle, das Sittliche, ist nicht genug dabei betont. Aber wer sich für den Gegenstand erwärmen und kritisch denken kann, findet hier geistige Nahrung, die lange vorhält. Auch sie ist ein Zeichen für die Sehnsucht nach neugefaßtem alten Idealismus.

Wer an dieser Sehnsucht leidet und Mut bekommen will, es mit einem geistigen Lebensinhalt und idealistischen Weltverständnis zu wagen, der vertraue sich Rudolf Eucken an. In seiner neuesten Schrift „Der Sinn und Wert des Lebens" (Leipzig, Quelle & Meyer, 2.20), schlägt er immer frisch und neu seinen alten prophetischen Ton von der Selbständigkeit und Vorherrschaft des Geistes an, die ganz allein dem Leben einen Sinn verbürgt. Das Buch setzt lange nicht so viel voraus wie die vorigen. Aber ein wenig Sinn und Verständnis für die Antworten auf die große Lebensfrage muß man haben. Jedem, der sucht, muß dieses klare und warme Buch als Geschenk willkommen sein.

III.

Praktische Schriften.

Eine Einführung in das Verständnis des christlichen und kirchlichen Lebens will das schön ausgestattete und zum Geschenkwerk geeignete Buch Lebensziele geben, das Lic. Otto Zurhellen herausgegeben hat. (Leipzig, Quelle & Meyer, geb. 4.80.) Auf die Jugend, nämlich die gebildete berechnet, eignet es sich aber auch für jeden erwachsenen Gebildeten, der sich von vielseitig gebildeten klugen Beratern in jenes Gebiet einführen lassen will. Der Herausgeber schreibt klar, warm und — für viele in einer ganz andern Weise, als sie gewöhnt sind, Theologen reden zu hören — von Jesus, dann auch über die wichtigsten Fragen der Weltanschauung, endlich noch über die Kirche, von der so wenige etwas wissen. Seine Frau schreibt lebhaft und klug über Charakterbildung und nimmt Bezug dabei auf alle innerlichen Fragen. G. Traub fügt eine ausführliche und besonnene Beleuchtung der sozialen Verhältnisse vom christlichen Standpunkt aus hinzu.

In demselben Verlag ist eine Schrift von F. Niebergall über „Die evangelische Kirche" und ihre Reformen erschienen. (Sammlung Wissenschaft und Bildung, 1.25.) Sie geht unter einem größeren entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkte, nämlich dem Problem der Auflösung der Kirche in den Staat, alle Gebiete kirchlicher Arbeit durch, um die auf ihnen erhobenen Reformvorschläge zu besprechen und zu beurteilen.

Ein besonderes Gebiet nimmt fast die schöne Schrift von H. Schreiber ins Auge: „Die religiöse Erziehung des Menschen" (aus demselben Verlag, 3.—). Man weiß nicht, worüber man sich mehr freuen soll, über die Bescheidenheit oder über die Wärme dieses Würzburger Lehrers. Er geht dem Wesen der Religion und der Aufgabe der religiösen Erziehung im allgemeinen und dann im einzelnen

nach. Das Glanzkapitel ist jenes, in dem er beschreibt, wie er es mit seinen Schülern macht. Wenn's doch so öfter gemacht würde! Das Buch rechnet auf verständige Eltern und Erzieher.

Nun noch ein Bändchen mit Predigten. Dorfpredigten heißt es und stammt von dem jetzigen Karlsruher Pfarrer K. Hesselbacher. 2. Auflage, I. C. B. Mohr, etwa 4.—. Diese Predigten haben Aufsehen gemacht. Sie haben viel Stärkendes in ihrem Inhalt und viel Poetisches in ihrer Form. Vielleicht gefallen sie gebildeten Stadtleuten noch besser als Bauern.

Prof. Lic. Fr. Niebergall-Heidelberg.

Militaria.

Richard Gädke:

In der militärischen Literatur des Jahres 1908 nehmen die Werke über den ostasiatischen Krieg das Interesse noch immer am meisten in Anspruch. Entgegen der anfänglich besonders von den amtlichen Stellen und ihren Adjutanten verbreiteten Behauptung, daß man die dort gemachten Erfahrungen für westeuropäische Kriegsschauplätze nur in geringem Maße verwerten könne — weil die Verhältnisse im fernen Osten ganz ungewöhnliche und eigenartige gewesen seien, hat sich allmählich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß jene Ereignisse für die Entscheidung drängender, taktischer wie strategischer Fragen eine einschneidende Bedeutung besäßen. In höherem Maße noch, als schon der Burenkrieg! Für uns Deutsche ganz besonders, weil die beispiellosen Erfolge der Jahre 1866 und 1870 sowie die Übermacht einer mißverstandenen Tradition uns verhindert haben, aus unseren eigenen Kriegen die volle Nutzanwendung zu ziehen.

Die Wahrheit zu gestehen, wurde die Beweiskraft der auffallenden Erscheinungen, die der ostasiatische Krieg gezeitigt hatte, nur so lange bestritten, als die maßgebenden Persönlichkeiten in Preußen sich noch nicht von der Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung unserer Gefechtsvorschriften und unserer Ausbildung überzeugt hatten, sondern an der seligmachenden Kraft des Paradedrills mit allen Fasern ihres Herzens hingen. Sobald wir, wenn auch zögernd, unvollständig, durch mannigfache persönliche Rücksichten gehemmt, den Weg der Reform betreten hatten, bahnte sich auch in der Auffassung unserer Militärliteratur über die Bedeutung des ostasiatischen Feldzuges ein Wandel an.

Zu den Werken, die ein erhebliches Verdienst für die Vorbereitung einer besseren Erkenntnis besitzen, gehört das großangelegte, reich ausgestattete Werk des Majors Freiherrn v. Tettau, „Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei" (Berlin, S.-W., Mittler & Sohn, 23.—), von dem der zweite Band im Jahre 1908 erschienen ist. Er behandelt die Ereignisse nach Liaoyan bis zum Friedensschluß und zeigt von neuem alle Vorzüge, die den ersten Band auszeichnen. Das Werk besitzt als Bericht eines gut beobachtenden und inmitten der Ereignisse stehenden, dabei unbeteiligten Augenzeugen einen hohen geschichtlichen Wert. Mit unbestechlicher Wahrheitsliebe, und doch voller Sympathie für das tapfere russische Heer und für die Führer, mit deren vielen ihn aufrichtige Freundschaft verband, sehr anschaulich und oft auch für den Laien interessant und packend, erzählt Tettau, „wie es kam". Gute Karten und vortreffliche Bilder erhöhen den Wert des Werkes.

Nur für den Fachmann berechnet ist die Arbeit des Hauptmann von Aubert „Der russisch-japanische Krieg 1904—1905; ein kurzer Überblick über seinen Verlauf" (Berlin, 1909, Mittler & Sohn), von der das 1. Heft vor kurzem erschienen ist. Aubert hatte schon unmittelbar nach Beendigung des Krieges — wohl etwas zu früh — eine ähnliche „Übersicht" veröffentlicht.

Das jetzt vorliegende Werk, das die Ereignisse bis zur Schlacht von Liaoyan einschl. schildert, hat die gesamte seitdem veröffentlichte umfangreiche Literatur berücksichtigt, soweit sie irgend welchen Wert besaß; es zeichnet sich — ungeachtet mancherMeinungsverschiedenheiten im einzelnen, die mich von dem Berichte des Verfassers trennen — durch große Zuverlässigkeit aus und gibt in der Tat in gedrängter Form eine durch Skizzen und Pläne vervollständigte gute und klare Übersicht über die Ereignisse. Eigene direkte Urteile gibt Hauptmann Aubert kaum ab, doch kann man zwischen den Zeilen oft seine Auffassung erkennen. Das Werk füllt meines Erachtens eine Lücke in der Literatur des ostasiatischen Krieges gut aus.

Neben den Ereignissen im fernen Osten behält unser eigener schwerer Feldzug in Südwestafrika gegen Hereros und Hottentotten seine Bedeutung für uns. Es war unser erster großer Kolonialkrieg, dem im Laufe der Zeit sicherlich andere folgen werden; das will heißen, daß wir unvorbereitet und ohne genügende Erfahrungen in ihn hineingingen, und daß er unser großer Lehrmeister für die Zukunft sein muß. Gewiß in erster Linie für Kolonial-Verhältnisse; in allen Beziehungen — Organisation der Truppe, Ausbildung, Gefechtsführung, Etappen- und Nachschubwesen — müssen wir auf der Grundlage der dort gesammelten Erfahrungen weiter bauen. Aber ich meine, daß wir auch für europäische Verhältnisse aus den Erscheinungen etwas Nutzen ziehen könnten, die uns in Südwestafrika nicht immer angenehm aufgefallen sind. Das betrifft besonders die Entwicklung der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit beim gemeinen Manne, deren allzu eng gezogene Grenzen uns drüben schmerzliche Lehren eingetragen haben. Immer noch mehr Einzelausbildung im Gelände, das unserer hohen Kultur, besonders der städtischen, allzu wenig vertraut ist, und immer weniger Massen- und Paradedrill auf dem Kasernenhofe. Das sind die Folgerungen, die sich mir beim Studium unseres langen und verlustreichen Kampfes gegen die „Wilden" aufgedrängt haben.

Die Schwierigkeiten, die uns Land und Leute dort boten, schildert mit großer Klarheit und Eindringlichkeit ein Vortrag des Major G. Maercker, der einer unserer vorzüglichsten Afrikaner ist, in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft. Er ist in diesem Jahre unter dem Titel: „Unsere Kriegführung in Deutsch-Südwestafrika" im Verlage von Herrmann Paetel, Berlin, im Buchhandel erschienen. Ich empfehle sein Studium nicht nur den Militärs, sondern auch allen Politikern, die sich mit kolonialen Dingen beschäftigen wollen. Besonders gut schildert Major Maercker die Schwierigkeiten, die der weite Raum, der Mangel an Wagen und besonders an Bahnen, die Dürftigkeit des Bodens und seine Wasserlosigkeit unserer Kriegführung entgegengesetzt haben. Aber er spricht es auch geradezu aus, daß jene verachteten Wilden unseren jungen Soldaten anfänglich rein militärisch genommen überlegen waren.

Was uns den endgültigen Sieg gab, war schließlich der unerschütterliche Wille, die Sache zu gutem Ende zu führen, der unbezwingliche Todesmut, der stets zum Kampfe mit der blanken Waffe drängte, und allmählich die wachsende Erfahrung und Vertrautheit mit dem Lande. Unsere zahlenmäßige Überlegenheit war nicht so sehr groß, denn von den 15 000 Mann, die sich zuletzt in unserer Kolonie — anderthalbmal so groß als Deutschland — befanden, haben nie mehr als höchstens 3000 gleichzeitig vor dem Feinde gestanden. Alles andere ging für die Sicherung der Flaggen, des Nachrichtenwesens und des Nachschubes drauf. Man glaubt es Major Maercker, wenn er sagt: Es war auch für die Truppe ein Weihnachtsgeschenk, als am heiligen Abend die Nachricht kam: „Der Orlog ist beendet, die Bondels haben sich ergeben."

Zu den interessanten und lesenswerten Büchern gehört noch immer das bekannte „Ceterum censeo" des Oberstleutnant Karl von Wartenberg, das vor kurzem im Verlag von Heinrich Minden (Dresden, geb. 4.—) in zweiter Auflage erschienen ist. Ein scharfer und sachverständiger Beobachter, keineswegs ein Liberaler, schreibt sich hier alles vom Herzen herunter, was ihm seine langjährige Erfahrung an Kummer und Sorgen für die Zukunft unseres Heeres bereitet hat. Man hat nicht nötig, alle Anschauungen Wartenbergs zu teilen — meine persönlichen Gedanken weichen oft von den seinigen ab — und wird doch zu dem Schlusse gelangen können, daß hier ebenso eine verdienstliche Arbeit vorliegt, wie in seinem ersten, berühmt gewordenen Buche „Sine ira et studio", das ihm seine bekannte ehrengerichtliche Disziplinierung eintrug. Besonders beherzigenswert ist das, was er über den Luxus im Heere, über das Schmiergelderunwesen, den Paradedrill und die hier und da sich bemerkbar machende Verschwendung sagt, die mit dem Gelde der Steuerzahler getrieben wird. Manche seiner Kritiken sind bitter und einige übertrieben, immer aber weiß er durch seine Darstellung den Leser zu fesseln.

Eine rein fachmännische aber sehr zeitgemäße Arbeit ist die kleine Broschüre des Hauptmann Neumann vom Luftschifferbataillon über „Die Verwendbarkeit von Ballon und Motorluftschiff in der Marine". (Berlin 1908, E. S. Mittler & Sohn, br. 1.—.) Auf kaum 39 Seiten erhält auch der Laie einen völligen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Frage. Wenn ich der verdienstvollen Darstellung eine leichte Kritik entgegenstellen darf, so ist es meine — auf diesem Gebiete mehr oder weniger laienhafte — Ansicht, daß die Verwendbarkeit des lenkbaren Ballons als Waffe im Seekriege in absehbarer Zeit eine noch etwas größere sein wird, als der Verfasser mit einer gewissen Zurückhaltung zuzugestehen scheint. Ich halte es nicht ganz für ausgeschlossen, daß eine eifrige Förderung des Luftschifferwesens unsere taktische Unterlegenheit gegenüber der englischen Seemacht einigermaßen zu vermindern vermöchte! Wenigstens in einer nicht zu fernen Zukunft. Und dabei kosten die Luftkreuzer nur den dreißigsten Teil der großen Panzerschiffe und sind weit rascher herzustellen. Ich halte es nicht für zu phantasievoll, einige Hoffnungen auf ihre Verwendung in der Seeschlacht zu setzen, soweit die Operationen sich in der Nähe unserer Küsten bewegen.

Ein ganz anderes aber nicht weniger bedeutungsvolles Gebiet kriegerischer Tätigkeit betritt die „Sammlung japanischer Prisenrechtsbestimmungen und der Entscheidungen der japanischen Prisengerichte", die Dr. jur. K. Marstrand-Mecklenburg unter dem Namen „Das japanische Prisenrecht in seiner Anwendung im japanisch-russischen Kriege" (Berlin 1908, E. S. Mittler & Sohn, geb. 20.—) mit Unterstützung des auswärtigen Amtes und des Reichsmarineamtes herausgegeben hat.

Der Verfasser beschränkt sich auf die wortgetreue Übersetzung des außerordentlich umfangreichen Aktenmaterials, das 58 Entscheidungen über englische, deutsche, französische, amerikanische, aber auch für russische, österreichische, holländische, norwegische Schiffe enthält. Vorausgeschickt sind ihnen die einschlägigen Verordnungen der japanischen Behörden, insbesondere die Seeprisenordnung; und die einzige indirekte Kritik, die der Herr Verfasser sich gestattet, liegt in den Fußnoten, mit denen er die Entscheidungen der japanischen Gerichte begleitet und auf die betreffenden Paragraphen der Verordnungen hinweist. Man kann also selbst urteilen, inwieweit gesetzliche Bestimmung und praktische Ausführung sich deckten.

Der Wert dieses Quellenmaterials scheint mir ein sehr großer zu sein, besonders für Diplomaten, Seeoffiziere und für die Bestrebungen der Friedensfreunde. Auch für eine neue Haager Konferenz wird es eine wertvolle Ausbeute liefern. Schon ein flüchtiges Durchblättern des 935 Seiten starken Bandes lehrt selbst den Laien, wie sehr das Seerecht noch im argen liegt, wie außerordentlich viel der Willkür der Kriegführenden freigegeben ist und wieviel Piraterie das Völkerrecht auf dem Meere noch zuläßt. Sogar die Bestimmung, wann eigentlich der Krieg begonnen habe, ist von den japanischen Gerichten scheinbar allein unter dem Gesichtspunkte getroffen worden, möglichst wenig einmal gemachte Prisen wieder herausgeben zu müssen. Tatsächlich sind denn auch die Fälle der Freigabe festgehaltener Schiffe nur ganz vereinzelt. Gelehrte Untersuchungen über das Völkerrecht — denn äußerlich geht alles sehr ordentlich zu — dienen dazu, die schreiende Gewalttat mit dem Mantel der Justiz zu drapieren. Auch der Begriff des Privateigentums, des neutralen Gutes ist möglichst eingeschränkt, der der Kontrebande nach Möglichkeit gedehnt worden.

Hier finden in der Tat die Friedensfreunde ein weites Feld fruchtbarer Tätigkeit.

Nebenbei aber verbirgt das trockene Tatsachenmaterial für den, der seine Sprache zu deuten versteht, ein Stück wilder Seeromantik, abenteuerlicher Poesie, kaufmännischen Wagemutes und keckster, die Gefahren verachtender Spekulation. Sind doch zweifelsohne weit mehr Schiffe der spürenden japanischen Blockade entronnen als ihr zum Opfer gefallen. Der Hafen von Niutschwang war immer belebt von Kauffahrteischiffen und hat die Verproviantierung des russischen Heeres monatelang wesentlich unterstützt.

Dr. Legrand, Oberstabsarzt in der französ. Armee, Die Tätigkeit der Frau im Kriege. Autorisierte Übersetzung von P. Heumann. (Köln a. Rh., 1908, Paul Neubner.)

Wenn man manchen Bestrebungen der modernen Frau mit einer guten Portion Skepsis gegenübertreten darf, auf einem Gebiete herrscht allgemeine Übereinstimmung der Ansichten: das ist über den segensreichen Einfluß ihrer Tätigkeit im Kriege. Nicht mit dem Helm auf dem Haupte und der Flinte in der Hand natürlich, sondern als Pflegerin der Erkrankten, als Heilerin der Verwundeten, als Trösterin der Unterliegenden. Hier gilt noch immer das schöne Wort der Antigone, das des Weibes eigensten Beruf in sich begreift: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Der französische Oberstabsarzt Dr. Legrand stellt es in seinem lesenswerten Büchlein nicht mit Unrecht als eine Pflicht der Frau hin, die unter Umständen ebensogut gesetzlich festgelegt werden könne wie die allgemeine Waffenpflicht der Männer, hinter der Front die bescheidenen und doch so wertvollen Verrichtungen zu übernehmen, die der notwendigen Bequemlichkeit, Entlastung, Gesundheit der Soldaten dienen. Mit Recht führt er aus, daß hier die Frau bessere Dienste leiste als der erfahrenste männliche Pfleger, und er rühmt die seelischen Einflüsse, die aus ihrer eigensten Natur heraus helfend und tröstend auf die Kranken und Verwundeten überströmen und zu ihrer Genesung so außerordentlich viel beitragen. Damit die Frau ihr Amt gut versehen könne, muß sie aber auch über die erforderlichen technischen Kenntnisse und Handgriffe verfügen können. Und hier setzt der belehrende Teil des Buches ein. In einer klaren und leicht faßlichen Darstellung belehrt Dr. Legrand über die Natur der Schußwunden, die durch moderne Waffen verursacht werden, und ihre Unterschiede gegen die Wirkung älterer Geschosse. Er geht dann zu den Krankheiten über, wobei wir manches Interessante aus dem französischen Heere erfahren. Manches, was wir auch sonst schon wissen: die sanitären Zustände sind dort schlechter als bei uns. Und doch enthalten die Ausführungen Legrands auch für das deutsche Heer wichtige Fingerzeige. Ungefähr 200 Mann jährlich sterben im französischen Heere an der Tuberkulose, 4000—5000 werden aus gleichem Grunde entlassen, und auch der Typhus ist ein heimtückischer Feind. Legrand teilt offen mit, daß Deutschland nur 2,32%, Frankreich aber 4,58% durch den Tod im Heere verliert, und gesteht auch sonst, daß ein Vergleich der gesundheitlichen Zustände zum Nachteile des französischen Heeres ausfällt. „Die Verbesserung des Gesundheitszustandes in der Armee", ruft er aus, „ist eine nationale Angelegenheit." Für den Krieg nimmt der Verfasser an, daß in der ersten Woche ein Fünftel des Bestandes aus den Reihen tritt, — ich glaube, daß bei uns das Verhältnis denn doch nicht so ungünstig sein wird; jedenfalls aber werden auch in Zukunft mehr Leute infolge von Krankheiten als von Verwundungen ausscheiden. Gleichwohl: auf dem Schlachtfelde ist die Hilfe erst recht nötig, aber man muß wissen, wie man sie bringt. Der Verfasser bemüht sich daher, ein Bild des Schlachtfeldes, eine lebhaft gefärbte Darstellung des Gefechtsganges zu geben, und schließt daran die wichtigsten Lehren über die erste Behandlung der Wunden, die natürlich nicht mehr die antiseptische, sondern die aseptische sein wird. „Die erste Pflege des Verwundeten muß sich auf das einfachste beschränken." Und die Pflegerin muß verstehen, die notwendigsten Verbandsmittel im Notfalle zu improvisieren. Alles, was Legrand hier sagt, ist von höchster Bedeutung und zeigt die ganze Schwierigkeit der Aufgabe, ein Schlachtfeld unserer Tage so rasch und so sorgfältig als möglich aufzuräumen. Was in dem Schlußkapitel über die „Tugenden der Krankenpflegerin" gesagt wird, ist durchweg schön und beherzigenswert. Ein Buch alles in allem, das in den Händen jeder Dame sein sollte, die sich dem edlen Samariterwerke widmen will! Und vor allen Dingen aufmerksam gelesen sein sollte.

Gädke.

Fritz Loescher, Deutscher Camera-Almanach 1907. Ein Jahrbuch der Amateurphotographie. III. Jahrg. 272 S. mit farb. Kunstblatt, 46 Vollbildern u. 127 Abb. im Text (Berlin, Gustav Schmidt, 4.25). Der Camera-Almanach hat sich die Aufgabe gestellt, durch Wiedergabe bildmäßiger Photographien und durch Aufsätze praktischen und ästhetischen Inhaltes den Liebhaberphotographen Anregung auf kunstphotographischem Gebiete zu geben. Wie in den beiden Vorjahren bringt der Almanach eine stattliche Zahl von Bildern, die größtenteils auf den Ausstellungen des vergangenen Jahres zu sehen waren. Die Originalaufsätze, zum Teil der Feder anerkannter Liebhaberphotographen entstammend, behandeln zeit- und sachgemäße Fragen über Aufnahme- und Kopierverfahren, zweckentsprechende Aufmachung der Bilder usw. Text und Illustrationen sind mit großer Sorgfalt ausgewählt und letztere geben, soweit es durch Autotypie möglich ist, ein gutes Bild der Leistungen und Fortschritte des vergangenen Jahres. Der den Originalbeiträgen folgende Teil — eine Rundschau der Jahresereignisse — wird denen willkommen sein, die sich über die Neuerungen an Apparaten und photographischen Verfahren im Zusammenhange unterrichten wollen. Hier ist auch eine ausführliche Beschreibung der großen Berliner Ausstellung für Photographie 1906 zu finden. Ein Verzeichnis der photographischen Vereine und Literaturangaben beschließt das Buch.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32." oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

.Inhalt des 127. Bandes:
Oktober/ November / Dezember 19 0 8
"*..*.*"*"".""""""""".""".""".'.""-

HT.params['size'] = '100'; HT.params['orient'] = '0'; HT.params.download_progress_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/007918991';

-
-
-

.Inhalt des 127. Bandes:
Oktober/ November / Dezember 19 0 8
"*..*.*"*"".""""""""""."""".""".'.""""-

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg.
Komödie in fünf Akten.
Dentjch von Siegfried Trebitfch.

P e r f o n e n:

Sir Eolenfo Ridgeon.
Sir Patrick Cullen.
Sir Ralph Bloomfield Benington,
Doktor Cutter Walpole.
Doktor Blenkinfop.
Doktor Loom) Schußmacher.
Louis Dubedat) Maler.
Jennifer) [eine Frau.
Redpenny) Affiftent bei Ridgeon.
Emmy) Wirtfchafterin bei Ridgeon.
Minnie Tinwell) ein Stubenmädchen.
Ein Reporter.
Ein Schreiber.
Ein Kellner.

Der etfie Akt fpielt in London) in Ridgeons Ordinationszimmer.
Der zweite Akt fpielt im Star-und-Garter-Hotel in Richmond.
Der dritte Akt fpielt im Atelier des Malers Louis Dubedat) in London.
Der vierte Alt ebenda.
Der fünfte Akt fpielt in einer Gemäldegalerie in Bond Street) London.
Zeit: Gegenwart.

Erfier Akt:

In den erfien Vormittagsfiunden des 15. Juni 1903 [int ein Student der Medizin) mit dem Zunamen Redpenny - der Taufname ifi unbekannt nnd unwichtig - im .Konfultationszimmer eines Arztes bei der Arbeit. ex [chuftet für den Arzt) beantwortet feine Briefe) gibt ihm den privaten dienfibaren Laboratoriumsaffifienten ab und macht [ich unentbehrlich.

Z4,1-x.tx_m
l* x
:1)

Er tut das) um einen Gegendienfi fiir nicht fpezifizierbare Vorteile zu leifien) die der vertrauliche Umgang mit einem Führer feines Gewerbes einbringt und die zu einer nicht formellen Lehrlingsfchaft und einer zeitweiligen GleiG. artigkeit führen, Nedpenny ifi nich' fiolz und wird alles) was man von ihm verlangt) ohne Rücklicht auf feine peribnliche Würde tun) wenn man e. von ihm auf eine kameradfchaftliche Weife verlangt, Er ift ein hellfichtiger) [linker, [eichtgliiubigeh freundlicher) friihreifer Jüngling. Sein Haar und [eine .Kleidung widerfireben der Verwandlung vom unfauberen Jungen in den ordentlichen Arzt.

Redpenny wird durch den Eintritt einer alten Diener-in unterbrochem die die Sorgen der periönlichen Schönheit) deren Verurteilef Verantwortlich-keiten) Eiferiüchteleien und fonfiigen Angfke nie gekannt hat. Sie hat die Ge-fichtsfarbe einer fich nie wafchenden Zigeunerin) die durch keine Reinigung zu verbeffern ifi; fie hat zwar keinen regelrechten Bart und Schnurrbart) der fchließlich zu einer männlichen Präfentierbarkeit gefiußt und gewichfi werden könnte) aber doch eine ganze Menge kleiner Vart- und Schauer-bartfioppeln, die7 aus Muttermalen hervorfprießend. ihr ganzes Gefiän bedeäen. Sie hält einen Flederwifch in Händen und torkelt fiörend umher, den Staub erfpäht [ie io fleißig) daß fie) wiihrend fie ein Staubkörnchen fortfchnellt) [chon nach einem andern auslugt. Beim Reden macht fie es genau io) indem [ie kaum einmal den Menfchen anfiehtF zu dem fie fpricht, ausgenommen wenn [ie aufgeregt ifi. Sie hat nur ein Benehmen; und zwar das Benehmen einer alten Familienbonne einem .Kinde gegeniiber, das eben zu gehen gelernt hat. Sie hat ihre Häßlichkeit dazu benützt) [ich eine Nachficht zu fichern, die von Kleopatra oder der fchönen Rofamunde nie hätte erreicht werden können) und hat diefen gegeniiber weiters den großen Vorteil) daß das Alter ihre Eigenlmaften erhöht hat, fiatt fie zu ver-mindern. Eine fleißige) angenehme alte Haut) die jeder gern leiden mag) gleicht fie einer wandelnden Predigt über die Eitelkeit weiblicher Schönheit. Genau wie Redpennh keinen nachweisbaren Taufnamen hat) hat fie keinen nachweisbaren Zunamen; fie ift im ganzen Bezirk des Arztes, zwifchen Eavendifh Square und Marylebone Road) einfach unter dem Namen Emmy bekannt.

Das Sprechzimmer hat zwei Fenfier) die auf Queen Anna Street hinausgehen. Zwifchen den beiden befindet [ich eine .Koniole mit Marmor-aufi'aßf mit vergoldeten Beinen) die in Sphhnxkrallen endigen. Der ge-waltige Pfeilerfpiegel, der [ich dariiber befindet) ifi feines Zweckes größten-teils beraubt infolge einer forgfältigen Malerei von Palmen) Farrenkriiuterm Lilienf Tulpen und Sonnenblumen) die [eine Oberflääze bedeckt. Die Wand daneben enthält den Kamin) vor welchem zwei Armfiühle [iehen. Da wir uns zufällig der Ecke gegeniiber befinden) fehen wir die anderen beiden Wände nicht. Rechts vom Kamin oder vielmehr rechts von jedem Menichem der dem .Kamin gegeniiberfieht, befindet [ich die Tür. Links von ihr fieht der Schreibtifch) vor welchem Redpenny iißt. Die Unordnung auf dem Tiich ifi groß) ein Mikrofkop) mehrere Reagenzgläier und eine Spiritut-lampe [iehen zwifmen den verftreuten Papieren. In der Mitte des Zimmer.

befindet [ich ein Sofa7 im reehten Winkel zu der .Konfole und parallel mit dem Kamin. Zwifchen dem Sofa und dem Fenfiec fieht ein Stuhl. Ein anderer in der Eile. Noch einer am anderen Ende der Fenfierwand. Die Fenfter haben grüne venetianifche Rouleaux und Ripsvorhänge; im Zimmer hangt ein Gasltlfien der aber für elektrifches Licht eingerichtet worden ifi. Die Tapeten und Teppiche find7 übereinfiimmend mit dem Gaslüfier und den venetianifchen lllonleauxf vorherrfchend grün, Das Haus wurde in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts tat-lächlich [o gut eingerichtet, daß es bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ifi und noch immer ganz gut ausfieht.

Emmy
(tritt ein und beginnt fofort damit- das Sofa abzufiauben): Eine Dame ifi draußenF die mich quält- daß [ie den Herrn Profeffor fprechen will.

Redpenny
(durch die Unterbrechung gefiört): Jah fie kann ihn aber niäht fprechen. Ich will Ihnen etwas lagen: Was hat es für einen Zweck Ihnen klar zu machen„ daß der Profeffor keine neuen Patienten mehr annehmen kann- wenn Sieh [obald es draußen klopftx [ofort mit der Frage herein-fiürzen- ob er doch jemanden empfangen könnte?

E m m y:
Wer hat Sie gefragt- ob er jemanden empfangen könnte?

R e d p e n n y:
Sie.

E m m y:
Ich fagte- daß mich eine Dame damit quält- fie wolle den Herrn Profeffor fprechen. Das heißt nicht fragen. Das heißt erzählen.

R e d p e n n y: - ,
Nunx wenn die Dame S i e quält- ifi das ein Grund für Sie„ mich zu quälenX wenn ich befchäftigt bin?

E m m y:
Haben Sie *die Zeitungen gelefen?

R e d p e n n y:
Nein.

E m m y:
Haben Sie die Ehrungen zur Feier des Geburtstags gefehen?

R e d p e n n y
(beginnt zu fluchen): Wash zum -

E m m y:
Sarhte- [achteF mein Täubchen!

R e d p e n n y:
Warum glauben Siex daß ich mich um Geburtstagsehrungen fchere? Laffen Sie Ihr Geplapper fein. Profeffor Nidgeon wird hier feinx bevor ich diefe Briefe beantwortet habe. Gehen Sie.
E m m y:
Profeffor Ridgeon kommt nie mehr„ junger Mann.
(Sie entdeckt Staub auf der .Konfole und [kürzt fich fofort darauf.)
Redpenny
(fpringt auf und folgt ihr): Was?
E m m y:
Er iii in den Ritterfiand erhoben worden. Ich warne Sie„ von ihm in den Briefen noch länger per Profeffor Ridgeon zu fprechen. Sir Colenfo Ridgeon ifi von nun ab fein Name. Der König felbft wird ihn taufen,
R e d p e n n y:
Wie mich das freut!
E m m y:
Wie mich das entfeßt! Ich habe immer geglaubt/ all feine großen Entdeckungen feien Auffchneidereien - ich fcherte mich den Teufel um feine Blutstropfen und Röhren voll Maltheferfieber und dergleichen. Nun wird er mich gehörig auslachen.
R e d p e n n y:
Da gefchähe Ihnen nur recht. Ihrer Frechheit fieht es ähnlich- daß Sie mit ihm über Wiffenfchaft fprechen. (Er geht an den Schreibtifch .uriick und nimmt feine Schreibereien wieder auf.)
E m m y:
Oh- ich halte nicht viel von der Wiffenfchaftz und Sie werden auch' nicht viel von ihr haltenh wenn Sie mit ihr fo lange zufammengelebt haben werden wie ich, Aber ich bin dax um die Tür zu öffnen. Der alte Sir Patrick Cullen ifi fchon hier gewefen und hat die erfien Glückwünfche überbracht. Er war auf dem Weg ins Spital und hatte keine Zeit heraufzukommen- wollte aber unbedingt der erfie fein - er fagte„ er käme wieder. Alle andern werden auch kommen: der Türklopfer wird den ganzen Tag nicht fiillefiehen. Ich fürchte nun daß der Profeffor einen Diener brauchen wir-dh wie alle die andern- wenn er Sir Colenfo ifi. Hören Sie: Reden Sie ihm das nur nicht ein„ mein Täubchen; denn bequem wird er's nur haben- wenn ich die Tür aufmache.
Ich weiß wen ich hereinlaffen und wen ich draußen laffen foll.
Und das erinnert mich an die arme Dame. Ich glaubeF er follte

fie empfangen. Sie ifi gerade von der Sorte- die ihn in gute
Laune zu verfehen verfieht. (Sie fiaubt die Brieffchaften Red-
penny's ab.)
R e d p e n n y:
Ich fage Ihnen doch- daß er niemanden empfangen kann. Verfchwinden
Siey Emmy. Wie kann ich arbeitenx wenn Sie mich von oben bis unten
voll Staub machen?
E m m y:
Ich hindere Sie nicht an der Arbeit - wenn Sie Briefe fchreiben arbeiten
nennen. Da! Es klingelt. (Sie [ie ht zumFenfler hinaus.) Der Wagen eines
Arztes. Das find wieder Gratulanten. (Sie ift im Begriff hinauszu-
gehen. während Sir Edle-ifo Ridgeon eintritt): Haben Sie Ihre zwei
Eier aufgegeffenp Sbhnchen?
R i d g e o n:
Ia.
E m m y:
Haben Sie Ihre reine Wefie angezogen?
R i d g e o n;
Ia.
E m m y:
Das ifi mein Goldtaubchenl Trachten Sie jeßt nett zu bleiben! Gehen
Sie nicht herum und machen fich die Hände fchmuhig. Es kommen Leute-
um Ihnen zu gratulieren. (Sie geht hinaus.)
Sir Eolenfo Ridgeon ifi ein Fünfziger. der feiner-Jugend aber noch nicht
den Laufpaß gegeben hat. Er hat die Ungezwungenheit und die kleinen
.Kuh-'heiten der Lebensart, die ein fcheuer und empfindfamer Menfch im
Verkehr mit allen Gefellfchaftsklaffen erwirbt. Sein Gelicht ifk ziemlich ver-
runzelt; feine Bewegungen find langfamer als beifpielsweife die Red-
pennys- und fein blondes Haar hat [einen Glanz verloren; aber in Ge-
fialt und Benehmen ifi erjünger. als der geadelte Arzt. Selbfi die Züge
feines Gefichtes find die der Überarbeitung und des ruhelofen Skepti-
zismus- teilweife vielleiÖt mehr infolge von Neugier und Begierde als
infolge des Alters. Augenbliekliih macht ihn die Bekanntmachung [eines
Ritterfiandes in den Morgenblättern befonders eingebildet und infolge-
deffen befonders kurz angebunden im Verkehr mit Redpennh.
Ri d g e o n:
.Haben Sie die Zeitungen gelefen? Sie werden die Namen in den Briefen
ändern müffen- wenn es noch nicht gefehehen ifi.
R e d p e n n y:
Emmy hat es mir eben erzählt. Ich bin hocherfreut. Ich -

R i d g e o n: ,
Genug h junger Mannx genug. Sie werden fich bald daran gewöhnt haben.
R e d p e n n y:
Man hätte Sie [chou vor Jahren auszeichnen follen.
Ridgeon:
Das hätte man auch getan; die Leute konnten Emmy als Türbffnerin bloß nicht ertragenx glaub' ich.
Emmy
(an der Tür ankündigend):))r. Schuhmacher. (Sie zieht fig. zurück. Ein Herr in mittleren Jahrenf gut gekleidet, tritt mit einer freundlichen, aber etwaß lonzilianten Miene ein, nicht ganz [iGer- wie er empfangen werden wird. Er vereinigt fanfte Manieren und zuvorkommende Freundlichkeit mit einer gewiffen- kaum merlbaren Referve. Seine vertraulichen- doeh fremdartig fcharf gefchnittenen Gefiehtszüge weifen auf den Juden hin: in diefem Augenblick ifi er der hübfche gebildete Jude- der über Dreißig- wie das bei hübfchen jungen Juden oft der Fall ifi- etwas engbtüfiig und fehwächlich wird7 aber doch entfchieden gut ausfehend bleibt).
D e r H e r r:
Erinnern Sie fich meiner? Mein Name ifi Schuhmacher. Wir waren zufammen auf der Univerfität und in Belfize Avenue. Loony Schuß- macherh wiffen Sie noch?
R id g e o n:
Was! Loony! (Et fehüttelt ihm freundlich die Hand.) NeinX Menfchh ich daehte/ Sie wären feit langem tot. Setzen Sie [ich - (Schuhmacher leßtfieh auf das Sofa- Ridgeon auf den Stuhl- derzwifchen dem Sofa und dem Fenfier fieht). Wo find Sie während der leßten dreißig Jahre gewefen? -
S ch u iz m a ch e r:
In der Pirat-i2;x bis vor ein paar Monaten. Ich habe mich zurückgezogen.
R i d g e o n:
Da haben Sie recht getan- Loony! Ich wollte„ ich könnte es mir leifienh mich zurückzuziehen. Haben Sie in London praktiziert?
S ch u ß m a ch e r:
Nein.
R i d g e o n:
Moderne Kufienpraris wahrfcheinlich?
S ch u ß m a ch e r:
Wie hätte ich eine vornehme Praxis erlehwingen können? Ich hatte keinen Heller. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Patien-

ten gehabt- der mehr als 30 Shilling wöchentlich verdient - Gerichts-
diumifien und Pächter. Ich habe mich in einer Fabrilfiadt in Mittel-
England niedergelaffen- hatte ein kleines Sprechzimmer zu zehn Shilling
die Woche.
R i d g e o n:
Und haben Ihr Glück gemacht?
S ch u ß m a ch e r: _
Na jax es geht mir ganz gut. Ich habej ein Haus in Hertfordfhire
außer unferer Stadtwohnung.
R i d g e o n:
Ich wünjchtß ihr reichen Kerle lehrtet mia» wie man Geld macht. '
S ch u ß m a ch e r:
Aber dafiir haben Sie doch einen Ruf!
R i d g e o n:
Der Teufel hole meinen Ruf! Ein Einkommen brauche ich. Ich bei-fie
vor Neid- wenn ich eure Automobile und eure Landhäufer [ehe - ihr
praktifchen Arzte- ihr! Worin befieht nur euer" Geheimnis?
S ä) u ß m a ch e r:
Ohh mein Geheimnis war einfach genug„ obgleich ich wohl Unannehm-
lichkeiten gehabt hätte- wenn es die allgemeine Aufmerkfamkeit erregt
haben würde. Ich fürchtex Sie halten es für ziemlich unwürdig.
R i d g e o n:
Ohh ich habe ein weites Herz. Worin befiand das Geheimnis?
S ch u h m a ch e r:
Oh„ nur in zwei Worten.
RidgeonF
„Gratisbehandlung ausgefchloffen'ß nicht wahr?
S ch u ß m a ch e r
(erichrocken): Reim nein. Wahrhaftig nicht!
Ridgeon
(fich entlchuldigend): Natürlich nicht. Ich habe nur geflherzt,
S ch u h m a ch e r:
Meine zwei Worte lauteten einfach: „Erfolg garantiert“.
R i d g e o n
(bewundern d): „Erfolg garantiert“!
S .h u ß m a ch e r:
Garantiert. Das ifi es doch [Gließliclx was ein jeder von einem Arzt ver-
langtx nicht wahr?
ll

Ridgeon:
Mein lieber Loony) das war eine Eingebung. Stand das am Schild?
S ch u ß m a ch e r:
Es gab kein Schild) nur ein rotes Ladenfenfier mit fchwarzen Buchfiaben: Doktor Leo Schuhmacher D. d. g, H. Konfultation und Arzneimittel Sirpence: Erfolg garantiert.
R i d g e o n:
Und die Garantie erwies fich in zehn Fällen neunmal richtig) was?
S ch u ß rn a ch e r
(etwas verleßt iiber die fo geringe Schüßun g): Oh) viel öfter. Die meifien Menfchen werden fchließlich gefund„ wenn fie vorfirhtig find und man ihnen einen vernünftigen Rat gibt. Und das Mittel hat den Leuten wirklich gut getan - Parrifh' Somatofe - Phosphate) wiffen Sie.
Ein Eßlöffel voll auf einen halben Liter Waffer. Es gibt nihts Befferes) was auch der Fall fei) um den es fich handelt.
R i d g e o n:
Redpenny) notieren Sie: Parrifh' Somatofe.
S ih u ß tn a ch e r:
Ich felbft nehme das Mittel) wenn ich mich elend fühle. Guten Morgen. Mein Befuch war Ihnen doch nicht unangenehm) nicht? Ich wollte nur gratulieren.
Ridgeon:
Ich bin entzückt) mein lieber Loony. Fruhfiücken Sie nächfien Sonnabend mit mir. Holen Sie mich mit Ihrem Automobil ab und fuhren Sie mich dann nach Hertford.
S ch u ß m a ch e r:
Mit dem größten Vergnügen. Ich danke Ihnen. Auf Wiederfehen.
(Er geht mit Ridgeon) der gleich zurückkommt. hinaus.)
R e d p e n n y:
Der alte Paddy Cullen war hier) bevor Sie kamen. Er wollte der Erfie fein) der Ihnen gratulierte.
R i d g e o n:
Wahrhaftig? Wer hat Ihnen erlaubt von Sir Patrick Cullen per alter Paddy Cullen zu fprechen) Sie junger Grobian?
R e d p e n n y:
Sie nennen ihn ja felbfi nie anders.

iii i d g e o n:
Nimt jeßt) wo ich Sir Colenfo bin. Das Nachfie wird fein) daß Ihre Kollegen mich den alten Colly Nidgeon nennen werden.
R e d p e n n y:
Das tun wir ohnedies im Sankt Anna Spital.
R id g e o n:
Ich fag's ja! Das ifi es) was den Studenten der Medizin zu dem widerlichfien Produkt der modernen Zivilifation macht - er kennt keine Verehrung - nein) nein) nein.
Emmy
(an der Tür anmeldend): Sir Patrick Cullen. (Sie zieht fich zurück).
Sir Patrick Cullen ifi um mehr als zwanzig Jahre alter als Ridgeon) noch nicht ganz am Ende feiner Tage) aber nahe daran und refigniert. Sein Name) fein geraderF rechtlicher, manchmal ziemlich trockener VerftandF feine breite Statut) der Mangel all jener wunderlichen Momente von zeremonieller Unterwürfigkeit) durch die ein alter englifcher Arzt manchmal aufzeigt) wie es in feiner Jugend um feinen Stand in England befiellt war) und eine gelegentliche Redewendung, das alles ifi "ii-hi aber er hat all fein Lebtag in England gelebt und ifi vollfiandig akklimatifieet. Seine Art Ridgeon gegeniiber) den er gerne mag) ift wunderlich und vilterlich zugleich; andern gegeniiber ifi er ein wenig mürrifch und abweifend, bereit) ein mehr oder weniger ausdrucksvolles Grunzen an Stelle artikulierten Sprechens zu feßen) und in feinem Alter nicht mehr gelaunt, fich gefellfchaftlich noch groß anzufirengen. Cr fchüttelt Ridgeon die Hand und blinzelt ihm kameradfchaftlich und luftig zu.)
S i r P a trick:
Nun) junger Freund. Ift Ihnen Ihr Hut jeßt zu eng) was?
R id g e o n:
Viel zu eng. Ihnen verdanke ich alles.
S i r P a trick:
Ach was) Unfinn) mein Junge. Immerhin) fchönen Dank. (Er feht fich in einen der Armfiilhle in die Nähe des Kamins. Ridgeon feßt fich aufs Sofa): Ich bin gekommen) um mit Ihnen ein wenig zu plaudern.
(Zu Redpenny): Iunger Mann: Verfchwinden Sie.
N e d p e n n y:
Sogleich) Herr. (Cr rafft feine Papiere zufammen und geht nach der Tür).
S 1' r P a t r i ck: _
Ich danke Ihnen. Das ifi ein guter Burfche. (Redpenny verfchwindet.)
Sie laffen fich von mir alles gefallen) diefe Burfchen) weil ich ein alter

Mann binx ein wirklich alter Mannz nicht wie Sie. Sie tun nur [o und geben [ich den Anfchein des Alters. Haben Sie jemals einen Knaben beobachten der [einen Schnurrbart pflegte? Nunz ein Arzt in mittleren Iahrem der [einen Graukopf pflegt- bietet ungefähr dasfelbe Schaufpiel.

R i d g e o n:

Du lieber Goth ja: Es [cheint mir [o. Und ich dachtez die Tage meiner Eitelkeit [eien vorüber! Sagen Sie mirz in welchem Alter hört ein Menfch aufz ein Narr zu fein?

S i r P a tr i ck:

Erinnern Sie [ich an den Franzofen- der [eine Großmutter gefragt hay in welchem Alter uns die Ver-[uchungen der Liebe nichts mehr anhaben . können? Die alte Frau erwidertq daß [ie das nicht wüßte. (Ridgeon lacht). Rum ich gebe Ihnen diefelbe Antwort, Aber die Welt fangt anz für mich [ehr intere[[ant zu werdenx Eolly.

Ridgeon:

Sie haben Ihr Intereffe für die Wi[[en[chaft beibehaltenz nicht wahr?

S i r P a tr i ck:

Gott. ja. Die moderne Wiffenfchaft ifi eine wundervolle Sache. Betrachten Sie nur einmal Ihre große Entdeckung! Betrachten Sie alle großen Entdeckungen! Wohin führen fie? Nunp [chnurftracks zurück zu den Gedanken und Entdeckungen meines armen alten Vaters. Er ift jeßt über vierzig Iahre tot. Ohz das ifi [ehr intereffant,

Ridgeon:

Es gibt aber doch nichts über den Fortfchritß nicht wahr?

S i r P a t r i ck:

Mißverftehen Sie mich nichtz mein Freund. Ich will Ihre Entdeckung nicht herabfeßen. Die meifien Entdeckungen werden regelmäßig alle fünfzehn Iahre gemacht; und [eit die Ihrige zum leßten Mal gemacht worden iftz [ind volle hundertfunfzig verfirichen. Darauf können Sie [iolz [ein. Aber Ihre Entdeckung ifi nicht neu. Es ifi nur die Impfungx nichts weiter. Mein Vater hat Impfungen vorgenommenz bis [ie um das Iahr 1840 herum als verbrecherifch angefehen wurden. Das hat dem alten Mann das Herz gebrochenz Eolly: er ifi daran gefiorben. Und jeßt [tellt [ich heraus„ daß mein Vater eigentlich ganz recht hatte. Sie haben uns zur Impfung zurückgeführt.

R i d g e o n:

Ich verftehe nichts von Blattern. Mein Fach ifi Tuberkulofez Typhus und die Peft. Aber natürlich das Prinzip der Impfung ift dasfelbe.

S i r P a t r i ck:
Tuberkulofe? M - m - m - m! Sie haben ein Mittel gegen
Schwindfucht entdeckt?
R i d g e o n:
Jch glaube.
S i r P a trick:
Jah das ifi fehr intereffant. Wie fagt doch Brownings alter Kardinal'
„Ich habe vierundzwanzig Führer der Revolution gekannt“. Nunh ich
habe dreißig Ärzte gekanny die ein Mittel gegen die Schwindfucht entdeckt
haben. Warum fierben alfo die Leute noch immer daranh Colly? Aus
Niedertrachy wahrfcheinlich. Ich entfinne mich des alten Freundes
meines Vater-sh George Boddington aus Sutton-Coldfield. Der hat
im Jahre 1840 die Freiluftkur entdeckt, Er ging daran zugrunde und
verlor feine Praxis- bloß weil er die Fenfier öffnete; und heute möchten
wir einem fchwindfiichtigen Patienten am liebfien kaum ein Dach über
feinem Kopfe laffen. Das alles ift fehl-h fehr intereffant fur einen alten
Mann,
R i d g e o n:
Sie alter Zyniker- Sie glauben nicht fo viel an meine Entdeckung. (S chnip pt
mit dem Finger.)
Sir P a tr i ck:
Nein- nein- ich gehe nicht fo weit- Colly. Aber immerhinh erinnern Sie
fich an Jane Mai-fh?
R i d g e o n:
Jane Marfh? Nein.
S i r P a tr i ck:
Sie erinnern fich ihrer nicht?
N i d g e o n:
Nein. *
S i r P a t r i tk:
Sie wollen behaupten- daß Sie fich nicht an das Weib mit dem tuber-
kulöfen Gefchwür am Arm erinnern?
Ridgeon
(es fällt ihm plößlich ein): Oh- die Tochter Jhrer Wafchfrau? Hieß
fie Jane Mar-fh? Das hab' ich vergeffen.
Sir P a t r i ck:
Vielleicht haben Sie auch vergeffenx daß Sie fie mit Kochs Tuberkulin
impfen wollten?

Ridgeon:
Und fiatt zu heilen) faulte ihr der Arm direkt ab. Ia) ich erinnere mia). Arme Jane! Immerhin) fie lebt jeßt ganz gut von diefem Arm) laßt ihn nämlich in medizinifchen Vorlefungen befichtigen.
S i r P a trick:
Das haben Sie aber doch nicht eigentlich bezweckt) nicht?
Ridgeon:
Ich ließ cs eben darauf ankommen.
Sir P a t r i ck:
Sie meinen) Jane ließ es darauf ankommen.
Nidgeon:
Na, der Patient muß es doch immer darauf ankommen laffem wenn ein Experiment nötig ift. Und ohne folche Erperimente können wir nichts entdecken,
S i r P a trick:
Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?
Ridgeon:
Ich entdeckte) daß die Impfung) die heilen follte) manchmal tötet.
S i r P a tr i ck:
Das hätte ich Ihnen fchon vorher fagen können. Ich felbfi habe diefe modernen Impfungen ein wenig verfucht. Ich habe Menfchen damit getötet und Menfchen damit geheilt; aber ich habe es aufgegeben) weil ich niemals imfiande war) zu fagen) ob ich töten oder heilen wurde.
R i d g e o n
(nimmt eine Flugfchrift aus einer Schreibtiichlade und überreicht fie ihm): Lefen Sie das) fobald Sie mal eine Stunde Zeit haben z und Sie werden herausfinden) warum Sie das niemals wußten.
S i r P a trick
(brummt und tappt futhend nach feinen Augengläfern): Ach) was foll ich mit euern Flugfchriften anfangen? Was fchaut dabei heraus? (Er blickt in die Flugichrift.) Opfonin? Was zum Teufel ifi Opfonin?
R i d g e o n:
Opfonin ifi der Stoff) mit dem die Krankheitskeime verfeßt werden mi'iffeny damit fie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden. (Cr feßt fich wieder auf das Sofa.)
S ir P a trick:
Das ift nicht neu. Ich habe die Lehre von den weißen Blutkörperchen

*2
ndbildnis
. Paris.
Zuge
1836
f
niiers.
Jahr

[__l-_I'u
Zinn Effay v. Ernï¬
Schur.

:li i d g e o n:
lind fm- zu hellem :La-lie ihr der Arm direkt ab. Zeh ich erinnere :it-th. Arme Zune! Immer-.zug fie lebt jeh. ganz gut von diefem Armz [aß- ihn nämlich in medizinifchen Lit-*lefnngen befirhtigen.
S i r P a t r i ci:
Das tieren Sie aber d-*ch nicht eig-11W) bezwecktz nicht?
R i d g e o n:
*Ich ließ esef-.n darauf anime. nen.
S- i r P a t r i a:
Sie weinen. *Jane lie-zi es darauf anfemmen.
R i d g c o n:
Ita, der Painter muß es doch i1:.mcr darauf ankommen li-ffmz wenn ein Experiment nötig ifi. Und ohne folche Experimente können wir reichte emdecken.
'S ir P a t r i c!:
Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?
Ridgeon:
Ich cmd-any daß die* ImpfungF die heilen folltez manchmal tötet,
S i r P a tr i ci:
?Nas hatte in* Ihnen fmon vi-rber fagen können. Ich felbfi habe diefe modernen Impfungen ein wenig verfucht. Ich habe Menfchen damit getöte- '.nd Menfchen dimit geheilt; aber ich habe eo aufgegebenz *1! eil ich niemals imfiande warz zu jagenz ob ich toten oder heilen wurde,
Ridgeon
(nini*ni eine Flugfcbrift aus eine-r Schreibtifchlade und übernicht fie .i- .- * 'LK-fen Sie t--et2 fobald Sie r-al eine Stunde Zeit haben; und Sie werten herausfindem warum Sie das niemals wußten.
('- i r P a tri f
(brummt und fahrt '--Hend nach [einen Augenglafem): Achz was fnll ich mit enern Fl.:_q7ea':';..n anfangen? Was fchaut cabei heraus? 1**: one: in die Fit-aiäirift,) Oploxiin? Was zum Teufel ifi Opfonin?
...i Z d g e o n:
Öpfonin ifi der Stoffz mit dem die Krankheitsk-.ime verfeßt wexren waffen- ramit fie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden.
4'". ich' [ich wieder auf das Sofa.)
6;:: Patric!:
T. ß ni "ii-tn neu. In, habe die Lehre von den weißen Blutidrperhen x7.

Ã–
r

C or ot : Ingendbildnis
Daumiers. 1836 ? Paris.
..-
P
Zum Effay v. ErnfiSchur.

:ii-(lileaxfxp
0-- in:
xUMU/ZKZW?
0x: â€œ*
x c4(.WWW

[chon einmal vernommen - 'wie hieß er nur? Metfchnikoffx richtig der nennt [ie -
R i d g e o n:
Phagocythen.
S i r P a t r i ck:
Ahz Phagocythenz jaz ja- ja. Nimh ih habe von der Theorie- daß die Phagocythen die Krankheitskeime ausrottenX [chon vor Iahren gehört- lange bevor fie allgemein bekannt wurde. Übrigens tun [ie das auh niht in allen Fällen.
R id g e o n:
Iawohlp das tun [ie„ wenn man [ie mit Opfonin verfetzt.
S i r P a t r i ck:
Humbug.
R id g e o n:
Nein: es ift kein Humbug. Worauf es in der Praxis ankommtx das* ift folgendes: Die Phagocythen freffen die Mikroben niht„ wenn man diefe zu dem Zweck niht vorher hübfh fett gemaht hat. Nun- der Patient bereitet das Fett zwar ganz von [elbft- aber meine Ent- deckung befieht darinz daß die Zubereitung diefes Fettes„ das ich Opfonin nenne- durh den Blutkreislauf beforgt werde. Die Natur i| immer rhythmifh wiffen Siez und der Impferz der regt nur den Blutkreislauf [ozu[agen an. Wenn wir Iane Marfh in dem Augenblick geimpft hätten- da ihre Fettbereitung in der Aufnahme begriffen war) würden wir ihren Arm geheilt haben. Aber wir kamen gerade im entgegengefehten Zufiand der Abnahme: darum verlor [ie den Arm. Ih nenne die progreffive Phafe Aufnahme und die negative Phafe Abnahme. Alles hängt davon ab- daß man im rihtigen Augenblick impfe. Impfen Siey während [ih der Patient in der negativen Phafe befindet -- und Sie töten ihn: impfen 'Siez während der Patient [ih in der pofitiven Phafe befindet - und Sie heilen ihn.
S i r P a tr i ck:
Und bittex wie wiffen Sie dennz ob der Patient [ih in der pofitiven oder in der negativen Phafe befindet?
R i d g e o n:
Schi>en Sie einen Blutstropfen Ihres Patienten ins Sankt-Anna- Laboratoriumz und in fünfzehn Minuten werde ih Ihnen [einen Opfonin- gehalt in Zahlen angeben. Ifk die rihtige Zahl vorhanden- dann bringt

die Impfung Genefung: ifi fie nicht vorhanden) dann bringt fie den Tod. Das ifi meine Entdeckung: Die wichtigfie feit Hawey's Entdeckung des Blutkreislaufs. Meine tuberkulöfen Patienten fierben jeßt nicht mehr.

S ir P a tr i ck:
Und meine fierben) wenn mein Impffioff fie in der negativen Phafe erwifcht) wie Sie es nennen. Nicht?

R i d g e o n:
Zuverläffig. Einem Patienten einen Impffioff einfprißen) ohne zuvor feinen Opfoningehalt fefizufiellen) das heißt im Morden fo weit gehen) als ein achtbarer praktifcher Arzt überhaupt gehen kann. Wenn ich einen Menfchen zu töten beabfichtigte) wurde ich es auf diefe Weife tun.

Emmy
(ins Zimmer lugend): Wollen Sie eine Dame empfangen) die ihren lungenkranken Gatten geheilt haben möchte?

Ridgeon
(ungeduldig): Nein. Habe ich Ihnen nicht gefagt„ daß ich niemand zu empfangen wimfche? (Zu Sir Patrick.) Ich lebe in einem Belagerungs-zufiand) feit es bekannt wurde) daß ich ein Zauberer bin und Schwind-füchtige mit einem Tropfen Serum heilen kann. (811 Emmy.) Stören Sie mich nicht noch einmal wegen Patienten) die keine Sprechfiunde vereinbart haben. Ich fage Ihnen) daß ich niemandenZ empfangen kann.

E m m y:
Nun) ich werde ihr fagen„ daß fie ein wenig warten foll.

R i d g e o n
(wild): Sie werden ihr fagen) daß ich fie nicht empfangen kann) und fie wegfchicken: verfianden?

Emmy
(unbewegt): Nun) wollen Sie Doktor Eutler Walpole empfangen? Er will nicht behandelt werden: er will Ihnen nur gratulieren.

R i d g e o n:
Selbftverfiändlich. Laffen Sie ihn eintreten. (Sie wendet fia) um und will gehen.) Warten Sie. (Zu Sir Patrick.) Ich möchte Sie noch zwei Minuten allein fprechen. (Zu Emmy.) Emmy) bitten Sie Herrn Doktor Walpolq nur zwei Minuten zu warten) während ich eine Konfultation beende.

E m m y:
Oh) er wird gerne warten. Er plaudert mit der armen Dame. (Sie geht hinaus.)

Sir P a tr i ck:
Nun. was gibt's?
R i d g e o n:
Lachen Sie mich nicht aus. Ich wünfche Ihren Rat.
S i r P a t r i ck:
Einen medizinifchen Rat?
R i d g e o n:
Ia. Es ift etwas mit mir nicht in Ordnung. Ich weiß nicht. was es ifi.
S i r P a t r i ck :
Ich auch nicht. Sie haben fich doch unterfucht?
R i d g e o n:
Ia. natiirlich. Mit den Organen ifi nichts. wenigfiens nichts Befonderes. Aber ich habe einen fonderbaren Schmerz: ich weiß nicht wo. ich kann ihn nicht lokalifieren. Manchmal glaube ich. daß es mein Herz ift. manchmal verdächtige ich mein Rückenmark. Es fchmerzt mich nicht gerade wirklich. aber es macht mich ganz Unruhig. Ich fühle. daß irgend etwas gefchehen wird. Und dann find noch andere Symptome vorhanden. Bruchftücke von Melodien kommen mir in den Sinn. die rnir fehr hübfch vorkommen. obgleich fie abfolut Gemeinplatze find.
S ir P a tr i ck c
Hören Sie Stimmen?
N i d g e o n:
Nein.
S i r P a t r i ck:
Das freut mich. Wenn meine Patienten mir erzählen. daß fie eine größere Entdeckung als Harvey gemacht haben und Stimmen hören. dann fperre ich fie ein.
R id g e o n:
Sie glauben. ich bin wahnfinnig? Gerade das hab' ich [auch fchon ein oder zweimal gedacht. Sagen Sie mir die Wahrheit. ich kann fie ertragen.
S i r P a tr i ck:
Sind Sie ficher. daß Sie keine Stimmen hören?
R i d g e o n:
Ganz ficher.
S i r P a t r i ck:
Dann ifi's nur 'n'bißchen Verrücktheit.

R id g e o;n:
Haben Sie fchon einmal einen ahnliahen Fall in Ihrer Praxis gehabt?
S ir P a t r i ck:
Oh jay oft. Zwifchen 17 und'_22*kommt es fehr haufig vor, Manchmal kommt es um die Vierzig herum wieder. Bedenken Sie. daß Sie Iung-gefelle find. Es ifi nichts Ernfies - wenn Sie vorfichtig find.
R i d g e o n:
Mit meinen Mahlzeiten - oder -?
S i r P a tr i ck:
Neinx mit Ihrem Betragen. Ihrem Rückenmark fehlt nichts; und Ihr Herz ifi auch gefund; aber Ihr gefunder Menfchenverfiand ifi leidend. Sie werden nicht fierben. aber Sie werden vielleicht einen Narren aus fich machen. Seien Sie alfo vorfichtig.
R i d g e o n:
Ich fehe. Sie glauben nicht an meine Entdeckung. Manchmal glaube ich felber nicht daran. Ich danke Ihnen immerhin. Wollen wir Walpole eintreten laffen?
S i r P a trick:
Oh. laffen Sie ihn nur eintreten. (Ridgeon klingelt.) Er ift ein gefchickter Operateur. diefer Walpole- obwohl er nur einer von euern Chloroform-wundarzten ifi. In meiner Iugend machte man fein Opfer zuerfi betrunkenz dann hielten es Diener und Studenten nieder-Z;
hierauf hieß es die Zähne zufammenbeißen und die Sache rafch bm
' endigen. Heutzutage arbeitet man gemütlichz[und der Schmerz kommt erft nachher„ wenn man fein Honorar eingefirichem feine Sachen gepackt und das Haus verlaffen hat. Ich fage Ihnen. Eolly„ das Chloro-form hat fehr viel Unheil angerichtet. Es hat jeden Dummkopf befähigß Chirurg zu werden.
Ridgeon
(zu Emmy. die auf das Glockenzeichen* eingetreten iii): Laffen Sie Herrn Walpole eintreten.
EZm m y:
Er plaudert mit der Dame.
R i d g e o n
(außer fich): Habe ich Ihnen nicht gefaat - (Emmy gehß ohne auf ihn zu achten7 hinaus. Er gibt fich drein und pflanzt fich refigniert mit dem Rücken gegen die .Konfole auf).

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
S i r P a t r i ck:
Ich kenne Jhren Cutler Walpole und feinesgleichen. Die haben herausgefundem daß der Körper eines Menfchen voll von Reften alter Organe ift/ die ganz zwecklos find. Dank dem Chloroform:kann man ein halbes Dutzend herausfchneidem ohne den MenfchenZirgendwie zu fchadigenh von der Krankheit und den Goldfti'icken abgefehem' die der Spaß ihn koffer. Ich habe diefe Sorte vor fünfzehn Jahren gut-gekannt. Mein Vater pflegte den Patienten fiir fünfzig Pfund die Spitzen der Gaumenzapfchen zu amputieren und die Hälfe wahrend eines ganzen Jahres täglich mit Aßkali zu pinfeln; koftete zwei Pfund pro Tag. Sein Schwager hat für zweihundert Guineen die Mandeln herausgefchnittem bis ergfich um den doppelten Betrag den Frauenleiden zugewendet hatte, Eutler felbfi hat angefirengt Anatomie:fiudierth um etwas Neues zu findem was man operieren könnte; und endlich hat er auch wirkliäz etwas erwifchy das er den Wurmfortfaß nennt„ den er in die: Mode gebracht hat. Die Leute bezahlen ihm zweitaufend: Pfund:fdafürh daß er ihn fherausfchneidet. Sie könnten fich ebenfogut dieLZHaare fchneiden laffen; aber ich glaubeh fie kommen fich nachher fehr wichtig vor. Man kann jetzt zu keinem:Diner mehr gehenx ohne daß fich ein Tifchnachbar der einen oder der andern nußlofen Operation rühmt,
Emmy
(meldend): Doktor Cutler Walpole. (Sie geht ab.)
Cutler Walpole if't ein energifcher/ zugreifender Mann von vierzig Jahren. Er hat rein gezeichnetef fehr entfchloffene und fhmmetrifche Züge, die eine kurze„ vorfpringendeh hübfche Nafe und drei hübfch ge-rundete Eäenf die fein Kinn und feine Kiefer bildenf umrahmen, Mit den zart gebrochenen Zügen Ridgeons nnd den etwas altersverwitterten Sir Patricks oerglichenh fieht fein Geficht wie von einer Mafchine herge-fiellt und geglättet aus; aber feine lühnen prüfenden Augen geben ihm Leben und Kraft. Er fcheint niemals inVerlegenheit- niemals im Zweifel; man fühlt- daß er felbfi einen Irrtum gründlich und entfchloffen beginge. Er hat hübfchq gut gepflegte Händef kurze Arme und ifi mehr fiat! und gedrungen als groß. Er ift elegant getleideth trägt eine gemiifterte Weiler eine fchöne farbige Krawatte, die dura) einen hübfchen Ring gehalten wirdh Breloques an feiner Uhrlettm Gamafchen über den Stiefeln und hat etwas vom wohlhabenden Sportsman an fich.
Cr geht fchnurfiraets auf Ridgeon los und fchüttelt ihm die Hand.
W;alpole:
Mein lieber Ridgeonz die herzlichfienh allerherzlichften Gluckwi'infche! Sie verdienen es.
(Id

R i d g e o n:
Ich danke Ihnen.
W a l p o l e:
Als Menfch) wohlverfianden. Sie verdienen es als Menfch. Das Opfonin ift einfach wertlos) was Ihnen jeder fähige Chirurg beweifen kann; aber wir find alle entzückt) daß man Ihre perfdnlichen Eigen- fchaften öffentlich anerkannt. Sir Patrick) wie geht es Ihnen? Ich habe Ihnen neulich eine .Broichi'ire zugefchickt iiber eine kleine Erfindung) die ich gemacht habe - eine neue Säge - fur die Schulterblcitter.
S i r P a trick
(finnend): Ia) ich habe fie erhalten. Es ifi eine gute Sage) ein nützliches handliches Werkzeug.
W a l p o l e
(vertraulich): Ich wußte) daß Sie ihre Vorzüge herausfinden wiirden.
S i r P a t r i ck:
Ia: ich erinnere mich, diefe Säge vor 65 Iahren gefehen zu haben.
W a l p o l e:
Was!? wo?
S i r P a tr i ck:
Damals war fie das Werkzeug eines Kunfitifchlers.
W a l p ol e:
Was fällt Ihnen ein! Unfinn! Eines Kunfitifchlers!
R i d g e o n:
Laffen Sie ihn doch) Walpole. Er ifi eiferfüchtig.
W a l p o l e:
Apropos) ich hoffe) daß ich Sie nicht in irgend einer Privatangelegenheit fibre.
R id g e o n:
Nein) nein. Nehmen Sie Plaß. Ich habe ihn nur konfultiert. Ich bin ein bißchen aus dem Geleife. Überanfirengung wahrfcheinlich.
W a l p o l e
(rafch): Ich weiß) was Ihnen fehlt, Ich kann es an Ihrem Ausfehen erkennen: ich kann es an Ihrem Händedruck fühlen.
N i d g e o n:
Was denn?
W a l p o l e:
Blutvergiftung.

Ri d g e o n:
Blutvergiftung! Unmöglich.
W a l p o l e:
Ich fage Ihnen) Blutvergiftung. 95 Prozent aller Menfchen leiden an chronifcher Blutvergiftung und fierben daran. Das ift fo einfach wie das ABE. Ihr Wurmfortfaß if't voller Verwefungsfiofflß unverdauter Nahrung und ranzigen Ptomaine. Ich bitte Sie) meinen Rat zu befolgen) Ridgeon. Laffen Sie fich das Zeug von mir herausfchneiden. Sie werden nach der Operation ein ganz anderer Menfch werden.
S i r P a t r i ck:
Mögen Sie ihn denn nicht) wie er ifi?
W a l p o l e:
Nein. Nein) ich kann niemanden leiden) der keine gefunde Blutzirkulation hat. Ich fage Ihnen nur foviel: in einem intelligent regierten Lande wurde man den Leuten nicht geftatten) mit folchen Dingen herumzugehen und fich zum Herd der Anfteckung zu machen! Die Operation follte obligatorifch fein: fie ifi zehnmal wichtiger als die Impfung.
S i r P a t r i ck:
.haben Sie fich Ihren eigenen Wurmfortfaß auch entfernen laffen) wenn ich fragen darf?
W a l p o l e
(triumphierend): Ich habe keinen. Sehen Sie mich an! Ich weife keinerlei Symptome auf. Ich bin fo gefund wie eineGlocke. Ungefähr fünf Prozent der Bevölkerung haben keinen; und ich bin unter diefen fünf Prozent. Ich will Ihnen ein Beifpiel geben. Sie kennen doch Frau Iack Foljambe - die elegante Frau Foljambe? Ich habe zu Oftern ihre Schwägerin) Lady Corran) operiert und fand) daß fie den fiarkfien Wurmtortfaß hatte) den ich jemals gefehen habe. Er faßte ungefahr zwei Unzen Naum-inhalt. Nun-Frau Foljambe konnte es nicht ertragen. daß ihreSchwcigerin eine faubere) gefunde Frau und fie nichts als ein getimchtes Grab fein follte. Sie befiand darauf) daß ich fie gleichfalls operierte. Und bei Gott) fie hatte gar keinen Wurmfortfaiz. Nicht die Spur! Nicht einmal einen Rückfiand! Ich war fo befir'irzt - fo erftaunt) daß ich die Schwämmchen * herauszunehmen vergaß und innen mitvernähte) bis fie die Wärterin vermißte. Irgendwie bewies ich) daß die Dame einen außerordentlich großen Wurmfortfaß gehabt hatte. (Er feßt fich aufs Sofa) fenkt feine Schultern) fchnellt die Hände aus feinen Manfchetten hervor und fiemmt fie in die Seiten.)

t-

Emmy
(hereinlugen d): Doktor Ralph Bloomfield Bennington.
(Eine lange und erwartungsvolle Paufe folgt die[er Ankündigung.
Alle [ehen nach der Tür; aber der Erwartete erfcheint nicht.)
Ridgeon
(endlich): Wo ift er?
Emmy
(nach rückwärts blickend): Donnerwetter. Ih dahte„ er folgt mir. Er
ift draußen geblieben- [priht noch mit der Dame.
Ridgeon
(aufbraufend): Ich habe Ihnen doh befohlenp diefer Dame zu [agen -
(Emmy verfchwindet.)
Walpole
(wieder auf[pringend): Rihtig- Ridgeon- gutz daß ih mih erinnere.
Ih habe mit dem armen Ding gefprohen. Es handelt [ih um ihren
Mann z und [ie glaubt- daß es Schwindfucht [ei - die ublihe
falfhe Diagnofe: diefen verdammten praktifhen Ärzten [ollte verboten
werden„ einen Patienten zu berühren- außer in Gegenwart eines beauf-
[ihtigenden Spezialiften. Die Frau hat mir [eine Symptome
be[chriebenx der Fall ift [onnenklar: bdfe Blutvergiftung, Sie
ifi allerdings unbemittelt und kann [ih's niht leifteny ihn operieren
zu laffen. Aber [chicken Sie ihn nur zu mir. Ih will es umfonfi tun.
Es ifi Platz für ihn in meiner Klinik. Ih werde ihm auf die Beine helfen
und ihn aufpappeln und [ie glücklih machen. Ih mahe Menfhen
gern 'glücklich (Er geht an den Stuhl neben dem Fenfter.)
Emmy
(hereinlugend): Da ifi er.
SirRalphBloomfield Bennington [chwebtin dasZimmer.
Er ifi ein großer Mannf mit einem Kopf, wie ein großes [chlankes
Ei, Seiner-zeit war auch der ganze Mann [chlank; aber jetzt in
[einem [echften Jahrzehnt hat [ih [eine Wefte etwas gefüllt. Seine
blonden Augenbrauen [ißen gutmütig und unkritiäch. Er hat eine
äußerft mufikalifche Stimme; [eine Sprache ift ein ununterbrochener
Ge[ang- und er wird ihres Klanges nie müde. Eine ungeheure
Selbfizufriedenbeit [irahlt von ihm aus. Er wirkt [chon duch
die bloße Abwefenheit einer Krankheit oder Angft davor erfreulich
und beruhigend. Seine willkommene Perfönlichkeit trägt dazu bei.
Kranke gefund zu machen. Selbfi gebrochene Beine [ollen beim .Klange
[einer Stimme wieder :ganz _geworden [ein: er ifi der geborene Arzt
N

und von eigentlicher Behandlung und Gefchitklichkeit ebenfo unab-
hängig wie nur irgend ein chriftlicher Gelehrter. Wenn er mit
feiner Beredfamkeit oder mit irgend einer wiffenfchaftlichen
Darfiellung lolZlegtf if't er ebenfo energifch wie Walpole; aber es ifi eine
fa)meichlerif>)e) voluminöfe) naturgewaltmaßige Energie, mit der er feinen
Gegenfiand und feine Zuhörerfchaft einhftllt und die jede Unterbrechung
oder Unaufmerkfamkeit unmöglich macht und allen) mit Ausnahme der
fiärkfien Geifier. Verehrung und Gläubigkeit aufz wingt. In der me dizinifchen
Welt ifi er als V. V. bekannt; und der Neid. den der Erfolg feiner Praxis
hervorgerufen hat. wird durch die Überzeugung befänftigt) daß er vom
wiffenfchaftlichen Standpunkt aus ein ungeheurer Schwindler if't. was
tatfächlich heißen folk, daß er genau fo viel oder genau fo wenig ver-
fieht. wie feine Zeitgenoffen.

B. B.:
Ah! Sir Eolenfo. Sir Eolenfo) ah? Willkommen int Orden der
Ritterfchaft.

Ridgeon
(ihm die Hand fchilttelnd): Ich danke Ihnen) B. B.

B. B.:
Sieh da) Sir Patrick! Und wie geht es uns heute? Ein bißchen er-
kältet? Ein bißchen fteif? Aber fonfi gefund und noch immer der klügfie
von uns allen. (Sir Patria brummt.) Oh) Walpole! Wo nichts if't)
hat der Kaifer das Recht verloren) was?

W a l p ol e:
Was foll das heißen?

B. B.:
Haben Sie die entzückende Opernfängerin vergeffen) die ich Ihnen
fchickte) damit Sie ihr die Schwellung an den Stimmbändern entfernten?

W a l p o l e
(auffpringend): Großer Gott) Menfch) Sie wollen doch nicht etwa
fagen„ daß Sie fie wegen einer .halsoperation zu mir gefchickt haben!

B. B.
(fchelmifch): Aha! Aha! Aha! (Ihm mit dem Finger drohend): Sie
haben ihr den Wurmfortfaß entfernt. Die Macht der Gewohnheit.
Schadet nichts - machen Sie fich nichts daraus. Sie hat die Stimme
nachher wiedererlangt und halt Sie für den größten) lebenden Opera-
teur; und das find Sie) das find Sie; das find Sie.

W a l p o l e
(mit tragifchem Geflüfier fehr ernfi): Blutvergiftung! Ia) fa) fBlut-
vergiftung. (Ek lebt [ich wieder).

S i r P a t r i ck:
Und wie befindet fich eine gewiffe vornehme Familie bei Ihrer BG handlung) Sir Ralph?
B. B.:
Unfer Freund Ridgeon wird fich freuen zu hören) daß ich feine Opfoni n-behandlung an dem kleinen Prinzen Heinrich mit durchfchlagendem Erfolg verfucht habe.
R i d g e o n
(beßürzt und ängfklich): Aber wie -
B. B.
(forrfahrend): Meine Diagnofe lautete auf Typhus: der Knabe des Ober' gärtners war daran erkrankt) und ich fprach deshalb einesTages imSankt-Anna-Spital vor und erhielt eine Tube von Ihrem vortrefflichen Serum. Sie felbft waren leider nicht zugegen.
R i d g e o n:
Ich hoffe) man hat Ihnen alles forgfciltig auseinandergefeht -
B. B.
(diefe abfurde Zumutung zurückweifend): Warum nicht giltz mein Lieben ich brauche gar keine Auseinanderfeßungen. Meine Frau wartete draußen im Wagen) ich hatte alfo keine Zeit) mia) in meinem Fach von Ihren Studenten unterrichten zu laffen. Ich weiß damit ganz genau Befcheid. Ich habe diefe Antitorins vom erfien Tag ihrer Entdeckung an benützt.
R i d g e o n:
Aber die Serums find gefährlich) wenn man fie nicht im richtigen Augen' blick anwendet.
B. B.:
Selbfiverfiandlich find fie das. Iedes Mittel ifi gefährlich) außer wenn man es im richtigen Augenblick anwendet. Ein Apfel zum Frühfiuck bekommt dem Patienten: ein Apfel zum Abendeffen macht ihn für eine Woche krank. Es gibt nur zwei Regeln für Antitorine. Erfiens darf man fich vor ihnen nicht fürchten: zweitens gebe man fie dreimal täglich) eine Viertelfiunde vor den Mahlzeiten ein. (Ridgeon ifi be fiiirzt.) Ihr Mittel hat an dem kleinen Prinzen Wunder gewirkt. Seine Tempe-ratur ftieg; ich legte ihn fofort ins Betty und in einer Woche war er wieder gefund und iii nun für fein ganzes Leben vollkommen immun gegen Typhus. Die glückliche Familie war in ihrer Dankbarkeit geradezu rührend; aber ich fagte) Ihnen allein fei zu danken) Ridgeon;

und ich freue mich. daß das Refultat Ihre Erhebung in den Ritter-
ftand ifi.
R i d g e o n: _
Ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet. (Uberwältigt feßt er [ich in den
Seffel in der Nähe des Sofas.)
B. B.:
Oh. nicht doch. nicht doch! Es ifi nur Ihr Verdienfi. Geben Sie
fich nicht Ihren Gefühlen hin.
R i d g e o n:
Es ifi nichts. Ich war nur ein wenig fchwindlig. Überarbeitung. denk' ich.
W a lp o l e:
Blutvergiftung.
B. B.:
Überarbeitung? So etwas gibt es gar nicht. Ich leifie die Arbeit von
zehn Menfchen. Bin ich fchwindlig? Nein. nein, Wenn Sie fich nicht
wohl fühlen. dann haben Sie ein Leiden. Es mag ein geringfügiges
fein; aber es ift ein Leiden. Und worin befieht diefes Leiden? In einem
Bazillus. der fich im Blute vervielfältigt. Und worin befieht die Heilung?
In der Entdeckung und Vernichtung des Bazillus.
S i r P a tr i ck:
Wenn da aber nun gar kein Vazillus ift?
B. B.:
Unmöglich. Sir Patrick; es gibt keine andere Krankheitsurfache.
Sir Patrick:
Können Sie mir den Überarbeitungsbazillus nachweifen?
B. B.:
Nein z aber warum nicht? Weil der Bazillus. felbfi wenn er vorhanden.
unfichtbar ifi. mein lieber Sir Patrick. Diefe Bazillen find durchfichtige
Körper. farblos wie Glas. wie Waffer. Um fie fichtbar zu machen.
muß man fie färben. Nun. mein lieber Paddy. einige von den Dingern
wollen fich um keinen Preis färben laffen. Die Ignoranten behaupten
zwar. es gäbe gar keine Vazillen; aber (beweistraftig) wie könnte es dann
eine Krankheit geben? Unglücklicherweife (er beklagt tief die Hat-knackig-
keit der Vazillen) nehmen die Bazillen weder Eochenille. noch Methylin.
noch Genzianviolett an. nein. gar keinen Farbfioff. Infolgedeffen können
wir die Bazillen nicht fehen. obgleich wir als Männer der Wiffenfchaft
wiffen. daß fie vorhanden find. Können Sie vielleicht nachweifen. daß fie
nicht vorhanden find? Können Sie fich eine Krankheit ohne Bazillus

vorfiellen? Können Sie mir zum Beifpiel einen Fall von Diphtheritis ohne Bazillus zeigen?

S i r P a tr i ck:

Nein. Aber ich will Jhnen denfelben Bazillus ohne die Krankheit zeigen - in Jhrem eigenen Hals.

B. B.:

Nein/ nicht denfelbenz Sir Patrick. Es ift ein ganz anderer Bazillus; nur fehen die beiden einander unglücklicherweife fo ähnlich daß man den Unterfchied nicht bemerken kann. Mein lieber Sir Patrickj ein jedes diefer kleinen intereffanten Gefchöpfe hat einen Nachahmer. Genau fo wie Menfchen einander nachahmenj tun das auch die Bazillen. Daher gibt es einen echten Diphtheritis-Bazillus. den Loeffler entdeckt hatx und einen Pfeudobazillus/ der genau fo ausfiehy den Sieh wie Sie fagenj in meinem Halfe entdecken können.

S i r P a t r i ck :

Und wie unterfcheiden Sie den echten vom falfchen?

B. B.:

Num ganz einfach: wenn der Vazillus der echte Loeffler ifij haben Sie Diphtheritisz und wenn es der Pfeudobazillus iftj fühlen Sie fichxwohl. Nichts ift einfacher. Die Wiffenfchaft ifi immer einfach und immer tief, Nur die halben Wahrheiten find gefährlich. Unwiffende Theoretiker greifen einige oberfläahliche Erfahrungen mit Bazillen herausj fchreiben darüber in den Zeitungen und verfuchen die Wiffenfchaft zu diskreditieren. Sie fiihren viele ehrenwerte und würdige Menfchen irre. Aber dieWiffen-fchaft hat fur folche Leute eine in jeder Hinficht vollendete Antwort:
„Gefährlich ift's ein wenig nur zu lernen:
Genieß' den Kelch zur Neigej oder meid' ihn.“
Jch wil(damit Ihre Generation nicht herabfeßenj Sir Patrick: viele von Euch alten Praktikern haben Wunder gewirkt/ durch ihren bloßen fach-männifchen Blick und ihre klinifche Erfahrung; aber wenn ich_bedenkej daß-der Durchfchnittsarzt Jhrer Zeit unwiffend drauflosfchrbpfte und fchnitt und purgierte und die Patienten mit den Bazillen feiner Kleider und feiner Jnfirumente infiziertej und wenn ich das alles mit der wiffen-fchaftlichen Sicherheit und Einfachheit meiner Behandlungsweife bei dem kleinen Prinzen neulich vergleiche„ dann kann ich nicht umhinj auf meine eigene Generation fiolz zu feinj auf jene Mannen die in der Bazillentheorie erzogen wurden - die Veteranen des großen Kampfes für die Evolution in den fiebziger Jahren. - Wir mögen unfere Fehler

haben; aber wir find doch wenjgfiens Männer der Wiffenfchaft! Das ifi auch der Grund) warum ich Ihre Behandlung aufnehme und vorwärts bringe) mein lieber Ridgeon. Weil fie wiffenfchaftlich ifi. (Er feßt fich in den Stuhl in die Nähe des Sofas.)

Emmy

(an der Tür meldend): Doktor Blenkinfop.

Doktor Blenkinfop ifi ein ganz anderer Mann. Er iii offenbar kein erfolgreicher Menfch. Er ifi kraftlos und fchäbig. wohlfeil ernährt und wohlfeil gekleidet. Er hat die Furchen zwifchen den Augen. die das Gewiffen dahin gräbt) und andere Furchen, die fortgefeßte Geldforgen iiber fein ganzes Geficht gezogen haben, diefe find um fo tiefer eingegraben) als er beffere Tage ge: fehen hat. Er begrüßt feine wohlhabenden .Kollegen als deren Zeit- und alter Spitalsgenoffe) obgleich er felbfi im Spital mit der Armut und der Zurüafeßung der ärmeren Mittelklaffe zu kämpfen hat. Er hat kurze, fchwarze Haare) ein rundliches Geficht. unausgeprägte Gefichtszüge und Neigung zu einem Doppelkinn. zu Doppelwangen und felbfi zu einer Doppelfiirn. die infolge mangelhafter Ernährung nur bis auf die Haut gegangen ifk.

R i dg e o n:

Guten Tag) Blenkinfop.

Bl e n k i n f o p:

Ich komme. Ihnen meine ergebenften Glückwünfche auszufprechen. Oh Gott) all die großen Matadore finde ich hier.

B. B.

(gönnerhaft. aber freundlich): Wie geht es Ihnen. Blenkinfop?

B l e n kin f o p:

Und auä) Sir Patrick! (Sir Patrick brummt.)

R i d g e o n:

Sie kennen Walpole? natiirlich.

W a l p ol e:

Guten Tag.

B l e n k i n f o p:

Ich habe zum erfien Mal die Ehre. In meiner kleinen Praxis hat man keineGelegenheit) großenMännern wieIhnen zu begegnen. Ich kenne niemanden außer den alten Ärzten meiner Zeit vom Sankt-Anna-Spital. (Zu Ridgeon): [Und Sie find alfo nun Sir Eolenfo? Wie fühlt man fich dabei?]

R i d g e o n:

Zuerfi komifch. Nehmen Sie keine Notiz davon.

B l e n k i n f o p:
Ich fchame mich gefiehen zu muffen) daß ich keine Ahnung habe) worin Ihre große Entdeckung befieht. Aber eingedenk der alten Zeiten gratuliere ich Ihnen nichtsdeftoweniger,
B. B.:
Wiefo kommt das? Sie waren doch einft wiffenfchaftiich fehr gebildet und über alles unterrichtet.
Bl e n ki n f o p:
Oh) einfi bin ich gar mancherlei gewefen. Ich hatte zwei bis drei gute Anzüge und Flanellhemden) in denen ich des Sonntags rudern ging. Sehen Sie mich jetzt an: das ifi mein befier Staat und muß bis zu Weihnachten reichen. Was foll ich machen? Seit ich vor dreißig Iahren Doktor wurde) habe ich kein Buch mehr aufgefchlagen. Zuerfi hatte ich die Gewohnheit) medizinifche Zeitfchriften zu lefen) aber Sie wiffen) wie bald man das aufgibt) außerdem kann ich mir gar keine leifien. Schließlich find es doch nur Gefchäftspapiere voller Reklamenotizen. Ich habe meine ganze Wiffenfchaft vergeffen. Das Gegenteil zu behaupten) ware zwecklos. Dagegen befiße ich eine große klinifche Erfahrung. Und Krankenbetterfahrung ifi doch die Hauptfache) nicht wahr?
B. B.:
Zweifellos) immer vorausgefeizt) daß Ihre Theorie gefund und wiffenfchaftlich ift und mit Ihren Beobachtungen am Krankenbett übereinfiimmt. Die Erfahrung allein tut es nicht. Wenn ich meinen Hund an das Krankenbett mitnehme) fieht er auch) was ich fehe. Aber er lernt daraus nichts. Warum? Weil er kein wiffenfchaftlich gebildeter Hund ift.
W al p ol e:
Es belufiigt mich) die Ärzte und Praktiker in allem über klinifche Erfahrung fprechen zu hören. Was feht ihr am Krankenbett anders als das Außer-e des Patienten? Nun: äußerlich ifi nichts in Unordnung) ausgenommen vielleicht die Falle von Hautkrankheiten. Was not tut) das ifi die tägliche Vertrautheit mit dem Innern des Menfchen; und die kann man nur am Operationstifch erwerben. Ich weiß) was ich rede. Ich bin zwanzig Iahre lang Chirurg und Spezialifi gewefen und habe noch keinen einzigen praktifchen Arzt kennen gelernt) der eine richtige Diagnofe gefiellt hatte. Man lege diefen Herren einen ganz einfachen Fall vor) und fie fiellen die Diagnofe auf Krebs) Arthritis und Appendizitis und jede andere denkbare itis„ wahrend irgend ein beliebiger er-

fahrener Chirurg [ofort zu erkennen vermag; daß es [ih um einen ganz einfahen Fall von Blutvergiftung handelt.

B l e n k i n [o p:

IhrHerren habt gut reden; aber was würdenSie zu meinerPraris [agen? Von den Arbeitervereinen abgefehen [ind alle meine Patienten Ange- [iellte und kleine Ge[hclftsleute. Die dürfen niht krank fein; [ie können [ich's niht leifien. Und wenn [ie zufammenbrehem was kann ih für die armen Teufel tun? Sie können Ihre Patienten nach Sankt Moriz oder nah Ägypten [chickem können ihnen empfehlen zu reiten oder Auto- mobil zu fahren oder Ehampagner zu trinken; oder eine [ehsmonat- lihe Luftveränderung und Ruhe anraten. Ih könnte meinen Patienten ebenfogut eine Mondfheibe empfehlen. Das Schlimmfie bei alledem ifi; ih bin felbfi zu arm; um gefund zu bleiben; bei der Kofi; auf die ih angewiefen bin. Ich habe eine elende Verdauung und [ehe *auch danach aus. Wie kann ich da Vertrauen einflbßen? (Er [eßt [ich trofi- los auf das Sofa.)

R i d g e o n

(unruhig): Halten Sie ein; Blenkinfop; das ift zu [chmerzlich. Z Es gibt nihts Tragifcheres auf der Welt als ein kranker Arzt.

W a l p o l e:

Ia; bei Gott: er gleiht einem Kahlkdpfigen; der verfuhen wollte; ein Haarwuhsmittel an den Mann zu bringen. Ih bin Gott [ei dank Ehirurg.

B. B.:

Ih bin niemals krank. Bin mein ganzes Leben noch niht einen Tag krank gewefen.Das allein befähigt mih; mit meinen Patienten zu [ympathifieren.

W a l p o l e

(intere[[iert): Was! Sie [ind niemals krank gewefen?

B. V.:

Nie.

W al p o l e:

Das iii doh außerordentlih intereffant. Ih glaube; Sie haben keinen Wurmfortfaß. Wenn Ihnen jemals etwas fehlen [ollte; würde ih Sie [ehr gerne einmal unterfuchen.

B. B.:

Ich danke IhnenX mein Lieber; aber ih bin augenblicklich zu [ehr be- [häftigt.

R i d g e o n:
Ich will mich nie wieder beklagen. Als Sie eintraten/ Blenkinfop; erzählte ichZden Herren eben; daß ich mich zufchanden gearbeitet habe.
B l e n k i n f o p:
Es mag zwar anmaßend fcheinen) einem großen Mann Ihresgleichen die Lebensweife vorfchreiben zu wollen) aber ich habe immerhin viel Erfahrung; und wenn Sie's gefiatten; möchte ich Ihnen täglich eine halbe Stunde vor dem Mittageffen ein Pfund reifer Pflaumen empfehlen. Ich bin Überzeugt) Sie wiirden fich dann wohler fühlen. Pflaumen find jetzt fehr billig.
R i d g e o n:
Was fagen Sie dazu) B. B.?
B. B.
(ermutigend): Das ift fehr vernünftig; Blenkinfop. Es *freut mich ungemein) daß auch Sie ein Gegner von Medikamenten find. (Sir Patrick brummt.) (B. V. fchelmifch): Aha! Haha! Wer bellt da am Kamin? Ifi wohl der Proteft der alten Schule; die ihre Medizinen verteidigt? Ah; glauben Sie mir) Paddy) die Welt wäre gefünder; wenn jede Apotheke in England zerfiört wurde. Sehen Sie fich einmal die Zeitungen an. Sie find fkandalöfer Anzeigen *von patentierten Medizinen voll. Es gibt ein gewaltiges kommerzielles Syfiem der Quackfalberei und Gifte. Nun; und wer ift fchuld daran? Wir - ich fage Ihnen: wir. Wir gehen mit dem Beifpiel voran. Wir haben den Aberglauben verbreitet. Wir haben die Menfchen gelehrt; an Medizinflafchen zu glauben) und nun kaufen fie fie beim Drogiften) Yfiatt den Arzt zu konfultieren.
W a l p o l e:
I' Sehr ri>)tig. Ich habe feit fünfzehn Jahren keine Medizin verfchrieben.
B. B.:
Chemikalien können höchfiens Symptome zurückdrängen; fie können das Übel nicht mit der Wurzel ausrotten. Das richtige Heilmittel für alle Krankheiten if't die Natur. Glauben Sie mir) Sir Patrick: Natur und Wiffenfchaft gehen Hand in Hand; obgleich man Sie etwas anderes gelehrt hat. Die Natur hat in den weißen Blutkörperchen - den Phagocythen) wie man fie nennt-ein natürlichesHeilmittel gefchaffenmlleKrankheitskeime zu verzehren und zu vertilgen. Schließlich gibt es für alle Krankheiten r'lberhaupt nur eine echt wiffenfchaftliche Behandlung) und die befteht darin) die Bildung der weißen Blutkörperchen anzuregen. Die Bildung der Phagocyten anzuregen, Medizin ifi ein Wahn! Man trachte

â€œ,1 O" Ko'. 'K
-x._'u
. 1
**
" "ÃŸ-1*...-

Gudricre Neffen..
Beata Benni:
F.,
(18(ZZ. Tate Gallery)

"-_.__. w,.--

den Krankheitserreger zu finden; bereite aus ihm ein bekömmliches Antitorin; das injiziere man täglich dreimal; eine Biertelfiunde vor den Mahlzeiten; und was ift das Ergebnis? Die Bildung der Phagocyten wird angeregt; fie verfchlingen die Krankheit; und der Patient wird gefund) falls das Leiden naturlich nicht fchon zu weit vorgefahritten ifi. Das; mein' ich) ifi die Quinteffenz der Entdeckung Ridgeons.

S i r P a trick
(verträumt): So wahr ich dafiße) mir ifi) als hörte ich meinen altenVater wieder.

B. B.
(erhebt fich erfiaunt): Ihr Vater! Aber mein lieber Sir Patrick; Ihr Vater muß doch alter als Sie gewefen fein.

S i r P a t r i ck:
Beinahe Wort für Wort hat er gefagt; was Sie fagen. Fort mit den Chemikalien! Die Hauptfache if'i die Impfung!

B. B.:
Impfung! Meinen Sie die Blatternimpfung?

S i r P a tr i ck:
Ia. Im vertraulichen Familienkreife pflegte mein Vater zu erklären) daß er an die Nüßlichkeit der Blatternimpfung nicht nur gegen die Blatterm fondern gegen alle Fiebererkrankungen glaube.

B. B.
(läuft höchfi intereffiert und erregt auf Ridgeon zu): Was! Ridgeon; haben Sie das gehört? (Tilt zu Sir Patrick): Sir Patrick) ich bin durch das) was Sie eben erzählt haben; mehr ergriffen; als ich fagen kann, Ihr Vater ifi meiner eigenen Entdeckung zuvorgekommen. Ich hatte nie genügend freie Zeit; fie auszuarbeiten; aber ich biete fie Ihnen an, lieber Ridgeon) vervollficindigen Sie fie. Hören Sie zu) Walpole) Blenkinfop: merken Sie einen Augenblick auf. Das Folgende wird euch alle ungemein intereffieren. Ein Zufall hat mich auf die richtige Fährte gefiihrt. Ich hatte neulich im Spital einen Typhusfall und daneben einen Fall von Starrkrampf. Bett an Bett: ein Kirchendiener und ein Stadtmiffionär. Stellt euch nur einmal vor) was das fur die armen Teufel bedeutete! Wo foll ein typhuskranker Kirchendiener feine Wurde hernehmen? Wie foll ein Stadtmiffionär beredt fein) wenn er an einem Kinnbackenkrampf leidet? Kann er nicht! Na; ich nehme alfo etwas von Ridgeons Typhusantitorin und eine Tube Muldoleys Starrkrampfferum. Aber in einem feiner Parorysmen fchrneißt der

Miffionür alle meine Mittel vom Tifh herunter; und als ih fie wieder an Ort und Stelle zurückbringe; verwechfele ih die Plaße und ftelle_Ridgeons Tube an den Plaß von Muldoleys Serum. Die Folge davon war; daß ih den Typhusfall mit dem Starrkrampfmittel behandelte und den Starrkrampffall mit dern Typhusferum. (Die Arzt- fehen einander beftiirzt an. B. B. lächelt triumphierend): Nun; fie find genefen. Sie f in d g en ef en. Mit Ausnahme eines Anflugs von Veitstanz ifi der Miffionär heute [o wohl wie je; und der Kirchendiener ifi zehnmal gefünder; als er es je zuvor gewefen ift. Das hat mir natür- lich zu denken gegeben. Ih fragte mih; warum fiarb der Miffionar niht an Typhus infolge des Starrkrampfmittels und der Kirchendiener niht infolge des Typhusferums? Da liegt ein Problem für Sie; Ridgeon. Denken Sie darüber nach; Sir Patrick. Überlegen Sie. Blenkinfop. Betrachten Sie die Sahe ohne Vorurteil; Walpole. Worin befieht die wirkliche Arbeit des Antitorins? Einfah in der Anregung der Pha- gocyten. Sehr gut. Aber [olange man die Bildung der weißen Blut- körperchen anregt; ift es eben einerlei; was für ein befonderes Serum man für diefen Zweck anwendet, Haha! Nun? Merken Sie? Haben Sie's erfaßt? Von diefem Augenblick an habe ih alle mbglihen Serumarten abfolut unterfchiedslos mit durhaus zufriedenfiellenden Refultaten benützt. Ih habe den kleinen Prinzen mit Ihrem Stoff geimpft; Ridgeon; weil ih Ihnen Gelegenheit geben wollte; [ih auszuzeichnen; aber ich hab' [han vor zwei Iahren das Erperiment gemaht; einen Sharlahfall mit dem Tollwutferum aus dem Inftitut Pafieur zu behandeln; und es ging großartig. Es hat die Bildung der weißen Blutkörperchen in hohem Grade angeregt; und die Phagocyten haben das übrige getan. Das ift der Grund; warum der Vater Sir Patricks der Anficht war; daß die Impfung alle Fieber heile. Sie hat die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt.

Emmy
(hereinlugend): Herr Doktor Walpole; Ihr Automobil ift vorgefahren; Sir Patricks Pferde fheuen davor; kommen Sie rafh herunter.

W a l p o l e
(fich erhebend): Adieu; Ridgeon.

R i d g e o n:
Adieu. Und vielen Dank.

B. B.:
Ifi Ihnen mein Standpunkt klar; Walpole?

E m m y:
Er kann nicht warten) Sir Ralph. Die Pferde rennen in den Hof rein; wenn er nicht kommt.
W a l p ol e:
Ich komme fchon. (Zu B. B); Ihr Standpunkt ift ganz falfch; Phagocyten find Unfinn: das alles find Fälle von Blutvergiftung; und das wirkliche Heilmittel ifi das Meffer. 'Tag; 'Tag„ Sir Paddy. Hat mich fehr gefreut; Doktor Blenkinfop. Kommen Sie; Emmy. (Er geht hinaus; Emmy folgt ihm.)
B. B.
(traurig): Walpole hat keinen Verfiand. Weiter nichts als ein Chirurg. Ein wundervoller Operateur; aber was heißt fchließlich operieren? Bloße Handarbeit) weiter nichts. Das Gehirn - das G e h i rn bleibt Herr der Situation. Der Wurmfortfatz ift der größte Unfinn; es gibt gar kein folches Organ. Er ift nichts als die belanglofe Verdickung einer Membrane; die vielleicht bei zweieinhalb Prozent der Bevölkerung vorkommt. Ich freue mich felbftverf'tändlich um Walpoles willen) daß die Operation modern ift; denn er ifi ein netter guter Kerl; und fchließlich fchadet die Operation) wie ich's den Leuten immer fage; ja auch gar nichts: wirklich; die nervöfe Erfchütterung und die vierzehntcigige Bettruhe tut den Leuten nach einer anfirengenden Londoner „Seafon“ fehr gut; aber ein greulicher Schwindel ift die Sache immerhin. Aber ich muß mich jeßt trollen. Leben Sie wohl) Paddy. (Sir Patrick brummt): Guten Morgen) guten Morgen. Guten Morgen; mein lieber Blenkinfop; guten Morgen! Guten Morgen; Ridgeon. Machen Sie fich keine Sorge um Ihre Gefundheit. Sie wiffen; was Sie zu tun haben: wenn Ihre Leber träge ift) nehmen Sie ein wenig Queckfilber; das fchadet nie. Wenn Sie fich unruhig fühlen; verfuchen Sie's mit Brom. Wenn das nicht hilft) ein kleines Anregungsmittel: ein bißchen Phosphor und Strychnin. Wenn Sie nicht fchlafen können; Trional; Trional; Trion -
S i r P a t r i ck
(trocken): Natürlich keine Medikamente; Eol(y; vergeffen Sie das nicht.
B. B.
(fe fi): Ganz gewiß nicht. Ganz richtig; Sir Patrick. Als gelegentlichen Notbehelf mag man derlei felbftverftcindlich gebrauchen; aber als Behandlung? - Nein. Nein. Meiden Sie auf jeden Fall die Apotheke.

Ridgeon
(ihn zur Türe begleitend); Das will ich. Und fchönen Dank für meine
Adelung. Leben Sie wohl.
B. B.
(an der Tür): Richtig) wer ift Ihr Patient) der draußen wartet?
R i d g e o n:
Wen meinen Sie?
B. B.:
Eine reizende Frau. Gatte lungenkrank.
R i d g e o n:
Ift fie noch immer da?
Emmy
(hereinblickend): Machen Sie; Sir Ralph; Ihre Frau wartet im Wagen.
B. B.
(plößlich erniichtert): Oh! Leben Sie wohl. (Er geht rafch hinaus.)
R i d g e o n;
Emmy: iii die Perfon noch immer da? Dann fagen Sie ihr ein für alle
Mal: ich kann und will fie nicht empfangen.
E m m y:
Oh) die hat keine Eile; fie kehrt fich nicht daran; wie lange fie warten
muß. (Sie geht hinaus.)
Bl e n k i n f o p:
Ich muß auch fort: jede halbe Stunde) die ich von meiner Arbeit fern-
bleibe) kofiet mich achtzehn Pence. Adieu.
R i d g e o n:
Kommen Sie doch irgend einen Tag diefer Woche zum Frühftück.
B l e n kin f o p:
Das kann iah mir nicht leifien) lieber Junge; es würde mich eine Woche
lang meine eigenen Mahlzeiten kofien. Ich danke Ihnen aber von Herzen.
N i d g e o n:
Kann ich nichts für Sie tun?
B l e n k i n f o p:
Nun2 wenn Sie einen alten Frack übrig haben - was Sie einen
alten nennen; das ware nämlich fur mich ein neuer; fo denken Sie an
mich) fobald Sie wieder einmal Ihre Garderobe ausmuftern. Leben
Sie wohl.“;' (Cr eilt hinaus.)
Ridgeon
(ihm nachfehend): Armer Teufel! (Sich an Sir Patrick wendend):

ge'] = 'root'; HT.params['size'] = '100'; HT.params['orient'] = '0'; HT.params.download_progress_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/007918991';

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

View full catalog record

Der Arzt am Scheidewegz Bernard Shaw

Ridgeon
(ihn zur Türe begleitend); Das will ich. Und fchönen Dank für meine

Adelung. Leben Sie wohl.
B. B.
(an der Tür): Richtig) wer ift Ihr Patient) der draußen wartet?
R i d g e o n:
Wen meinen Sie?
B. B.:
Eine reizende Frau. Gatte lungenkrank.
R i d g e o n:
Ift fie noch immer da?
Emmy
(hereinblickend): Machen Sie; Sir Ralph; Ihre Frau wartet im Wagen.
B. B.
(plößlich erniichtert): Oh! Leben Sie wohl. (Er geht rafch hinaus.)
R i d g e o n;
Emmy: iii die Perfon noch immer da? Dann fagen Sie ihr ein für alle
Mal: ich kann und will fie nicht empfangen.
E m m y:
Oh) die hat keine Eile; fie kehrt fich nicht daran; wie lange fie warten
muß. (Sie geht hinaus.)
Bl e n k i n f o p:
Ich muß auch fort: jede halbe Stunde) die ich von meiner Arbeit fern-
bleibe) kofiet mich achtzehn Pence. Adieu.
R i d g e o n:
Kommen Sie doch irgend einen Tag diefer Woche zum Frühftück.
B l e n kin f o p:
Das kann iah mir nicht leifien) lieber Junge; es würde mich eine Woche
lang meine eigenen Mahlzeiten kofien. Ich danke Ihnen aber von Herzen.
N i d g e o n:
Kann ich nichts für Sie tun?
B l e n k i n f o p:
Nun2 wenn Sie einen alten Frack übrig haben - was Sie einen
alten nennen; das ware nämlich fur mich ein neuer; fo denken Sie an
mich) fobald Sie wieder einmal Ihre Garderobe ausmuftern. Leben
Sie wohl.“;' (Cr eilt hinaus.)
Ridgeon
(ihm nachfehend): Armer Teufel! (Sich an Sir Patrick wendend):

So. das i| der Grund. warum man mich geadelt hat! Und das ifi der Beruf des Arztes!

Sir P a t r i ck:

Und ein fehr guter Beruf noch dazu. mein Lieber. Wenn Sie über die Unwiffenheit und den Aberglauben unferer Patienten meine Erfahrungen haben werden. dürften Sie fiaunen. daß wir noch fo viel taugen.

R i d g e o n:

Wir gehören keinem Beruf an. fondern einer Verfchwörung.

S i r P a tr i ck:

Alle Berufe find Verfchwörungen gegen die Laien. Und nicht jeder kann ein Genie fein. wie Sie. Krank werden kann jeder Tor. aber ein guter Arzt werden - das kann nicht jeder; folglich gibt es noch immer zu wenig gute Ärzte. Und bei alledem. Eolly: B. B. macht weniger Menfchen tot. als Sie.

Ridgeon:

Oh. das ift fehr gut möglich. Aber er follte den Unterfchied zwifchen einer Impfung und einem Antitorin wahrhaftig kennen. Die Bildung der weißen Blutkörperchen anregen! Die Impfung geht die weißen Blutkörperchen überhaupt nichts an. Das ifi von A bis Z unrichtig. hoffnungslos gefährlich unrichtig. Ihm eine Serumtube in die Hand geben. das ifi Mord - einfach Mord.

Emmy

(zurückkehrend)t Nun. Sir Patrick? Wie lange follen die Pferde noch im Zug fieh'n?

S i r P a t r i ck:

Was geht das Sie an. Sie altes Scheufal?

E rn m y:

Na. immer fachte: laffen Sie Ihren Zorn nicht an mir aus. Eolly muß nun auch an die Arbeit.

R i d g e o n:

Benehmen Sie fich anfiändig. Emmy. Gehen Sie hinaus.

E m m y:

Oh. ich habe mich fchon anfiändig benommen. bevor ich es Ihnen beigebracht habe. Ich weiß. was 'n Arzt ifi: fißen zufammen und klönen einer über den anderen. fiatt fich mit ihren armen Patienten zu befaffen. Und ich weiß auch. was Pferde find. Sir Patrick. Ich bin auf dem Lande aufgewaayfen. Seien Sie gut und kommen Sie.

Sir Pa trick
(fich erhebend): Es i| gut. es ift gut, Adieuj Colly. (Er klopft
Ridgeon auf die Schulter und geht hinaus; er hält einen Augenblick
inne. betrachtet Emmy nachdenklich und fagt mit großer Überzeugung):
Sie find wirklich ein alter haßlicher Teufel. Das ift bombenficher.
Emmy
(fchreit ihm äußerfk entril fiet nach): Sie find auch keine Schönheit. (Sehr
aufgeregt zu Ridgeon): Die haben keine Manieren: die glaubenj daß
fie mir fagen könnenj was fie wollen, und fie hegen Sie noch auf.
Jawohl. Jch werde diefen Menfchen fchon meine Meinung fagen. Nun.
wie fieht'sj werden Sie das arme Ding empfangen oder nicht?
R i d g e o n:
Ich fage Jhnen zum fünfzigften Mah daß ich niemanden empfange.
Schicken Sie fie fort.
E m m y:
Ohj ich habe es fatt mir fagen zu laffenj daß ich fie fortfchicken foll. Was
hat fie davon?
R i d g e o n:
Soll ich erft bbfe werden. Emmy?
Emmy
(fchmeichelnd): Kommen Sie. fprechen Sie fie nur eine Minute langj
mir zuliebe: feien Sie gut. Sie hat mir drei Shillinge gegeben.
Sie glaubtj daß für ihren Mann Leben und Tod davon abhängt. ob
Sie fie empfangen.
R i d g e o n:
Schäßt das Leben ihres Mannes auf drei Shillinge!
E m m y:
Mehr kann fie wohl nicht aufbringen. Andere findenj daß drei
Shillinge nichts findj gerade genugj um eine Auskunft zu erhaltenj die
nichtsnußigen Weiber! Übrigens wird Sie diefe da draußen fiir den
ganzen Tag in gute Stimmung bringenj weil es eine gute Tat ift. fie
anzuhbren; fie gehört zu der Sortej die Sie mögen.
R i d g e o n:
Nunj fie ift nicht gar fo fchlecht daran. Für drei Shillinge hatte fie eine
Konfultation mit Eutler Walpole und Sir Ralph Bloomfield Benington.
Das allein ifi fchon fechs Pfund wert. Blenkinfop hat fie wohl auch
konfultiert; das find weitere achtzehn Pence.

E m m y:
Und Sie werden fie mir zuliebe empfangen. nicht wahr?
R i d g e o n:
Oh! Schicken Sie fie herein und geh'n Sie zum Teufel. (Emmy trabt befriedigt hinaus. Ridgeon ruft): Redpenny.
R e d p e n n y
(erfcheint auf der Türfchwelle): Was foll ich?
R i d g e o n:
Ia) bin im Begriff. einen Patienten zu unterfuchen. Wenn er in fiinf Minuten nicht fort fein f ollte. kommen Sie und fagen mir. daß ich dringend auf der Klinik verlangt werde. Verfiehen Sie: er braucht eines Winkes mit dem Zaunpfahl!
R e d p e n n y:
Abgemacht. (Er verfchwindet). (Ridgeon geht an den Spiegel und richtet feine Krawatte ein wenig zurecht.)
Emmy
(anmeldend): Frau Dubedat.
Die Da me tritt ein. Emmy geht hinaus und fchließt die Türe, Ridgeon. der eine undurchdringliche und abweifende Berufsmiene aufgefeßt hat. wendet fich an die Dame und lädt fie mit einer .handbewegung ein. auf dem Sofa Plaß zu nehmen. Er geht zu dem Stuhl. der in der Nähe fieht. aber fiatt fich zu feßen. bleibt er. mit den Händen auf die Lehne gefiüßt. hinter ihr fiehen.
Frau Dubedat ifi eine anziehende junge Dame. Sie hat etwas von der Grazie und der Romantik eines wilden Gefchöpfes. dabei aber viel von der Eleganz und Würde einer fchönen Dame. Ridgeon. auf den Frauenfchönheit fehr großen Eindruck macht. ifi infiinktio fofort auf Abwehr bedacht. und feine .haltung wird noch kälter. Er hat ungefähr den Eindruck. daß die Dame fehr gut gekleidet ifi. Aber ihrer Figur fiiinde jedes .Kleid gut; fie trägt fich mit der ungekiinfielten Vornehmheit einer Frau. die nie im Leben zweifelnd und ängfilich iiber ihre foziale Stellung nachgedacht hat. ein Nachdenken. wie es das Sewiffen des Mittelfiandes quält. Sie ifi groß. fchlank und fkark; hat dunkles Haar. das fo geflochten ift. daß es auch wie Haar ausfieht und nicht wie ein Vogelneft oder eine Hanswurfiperticke (die Mode pendelt gerade zurzeit zwifchen eben diefen beiden Idealen hin und her); fie hat auffallend fchmale. feine. dunkel bewimperte Augen. die den ganzen Eindruck. den fie macht. merkwürdig verändern. fobald fie erregt ift und die Augen weit aufreißt. Sie ifi leife rechthaberifch in ihrer Art zu fprechen. rafäz in ihren Bewegungen und befindet fich augenblicklich in tödlicher Aufregung. Sie trägt eine Mappe.

F r a u D u b e d a t
(in leife eindringlihem Ton): Herr Profeffor -
Ridgeon
(kurz): Einen Augenblick. Ih möhte Ihnen fofort) ehe Sie beginnen, fagen; daß ich Ihnen niht helfen kann. Ih habe die Hände voll zu tun. Ih habe Ihnen diefen Befheid duch meine alte Dienerin zukommen laffen. Sie wollten fich mit diefer Antwort niht zufrieden geben.
Frau Dubedat:
Wie könnte ih?
R i d g e o n;
Sie haben fie befiohen.
Frau Dubedat:
Ich -
R i d g e o n:
Das macht nichts. Sie hat es mir abgebettelh daß ich Sie empfange. Nun müffen Sie mir aber glauben) daß ih mit dem befien Willen keinen neuen Fall mehr übernehmen kann.
Frau Dubedat:
Herr Profeffor) Sie müffen meinen Mann retten. Sie mi'iffen. Wenn ih Ihnen die Gründe auseinanderfeße) werden Sie begreifen) daß Sie miiffen. Es ift kein gewöhnlicher Fall - mit keinem andern zu ver-gleichen. Er ifi ganz anders als andere Leute. Oh; glauben Sie mir) wahrhaftig*:niht. Ih kann es Ihnen beweifen. Ich (in ihre Mappe greifend) habe etwas mitgebracht und muß es Ihnen zeigen. Sie können ihn retten: die Zeitungen fagem daß Sie es können.
R i d g e o n:
Woran leidet er - Tuberkulofe?
Frau Dubedat:
Ia. Seine linke Lunge -
R i d g e o n:
Es ifi gut. Sie brauchen mir dariiber nichts mehr zu fagen.
Frau Dubedat:
Sie kön n:en, ihn heilen) wenn Sie nur wollen. Es ifi doh wahr; daß Sie:das können; oder niht? (Kummervoll): Oh) antworten Sie mir) ich bitte Sie darum.
R i d g e o n
(warnend): Sie werden doh ruhig bleiben und fih beherrfhen) niht wahr?

Frau Dubedat:
Ia. Verzeihen Sie. Ich weiß; ih [ollte niht - (wieder zurückfallend):
Oh bitte; fagen Sie mir; daß Sie ihn retten kb n n e n ; dann wird
alles gut.
R i d g e o n:
Ich bin kein Wunderdoktor; wenn Sie Kuren wünfchem müffen Sie
zu Leuten gehen; die welhe verkaufen. Aber ih habe auf der Klinik
zehn tuberkulbfe Patienten; deren Leben ih; wie ich glaube; zu retten
vermag.
Frau Dubedat:
Gott [ei Dank!
R i d g e o n:
Einen Augenblick. Verfuchen Sie [ih vorzufiellen; jene zehn Patienten
[eien zehn fhiffbrühige Menfhen auf einem treibenden Floß; das
eben groß genug ift; ihnen Rettung zu verbürgen; aber keinesfalls noh
einen mehr tragen könnte. Da tauht [eitwärts noch ein Kopf
aus den Wellen empor und bittet um Aufnahme. Er befhwbrt den
Kapitän des Wracks; ihn zu retten, Aber der Kapitän kann den neuen
Ankömmling nur aufnehmen; wenn er [ih entfchließt; einen von den zehn
aus der Barke ins Meer zu fioßen und dem Tode preiszugeben. Das
ift es; was Sie von mir verlangen.
Frau Dubedat:
Wie kann das mbglih fein? Das verfiehe ih niht. Es gibt doh fiher -
R i d g e o n:
Sie müffen mir das auf mein Wort glauben. Mein Affiftenh mein
ganzes Perfonal und ih [elbfh wir arbeiten mit Hohdruck. Wir tun
unfer Außerfies. Die Behandlung ifi neu. Sie erfordert_ Zeit; Mittel
und Gefhicklichkeit; und es reiht augenblicklich für keinen weitern Fall.
Unfere zehn Patienten [ind Auserwählte! Sie begreifen doh; was ih
unter auserwählt verfiehe.
Frau Dubedat:
Auserwählt. Nein: das begreife ih niht -
Ridgeon
(fireng): Sie müff en das begreifen. Sie [ind gezwungen zu begreifen
und [ih damit abzufinden. Bei jedem einzelnen diefer zehn Fälle mußte
ih niht nur berückfihtigen; ob der Betreffende gerettet werden konnte;
fondern auh ob er gerettet zu werden verdiente. Ih mußte zehn von
fünfzig wählen; und die übrigen vierzig zum Tode verurteilen. Unter

diefen gab es welche; die junge Frauen und unmitndige Kinder hatten. Wenn die Schwere ihrer Erkrankung fie hätte retten können; wären fie zehnmal gerettet worden. Ich zweifle nicht) daß die Erkrankung Ihres Gatten ein fchwerer Fall ift. Ich kann die Tränen in Ihren Augen fehen; (fie trocknet hafkig ihre Augen) ich weiß; daß Sie mich mit einem Strom von Bitten überfluten; fobald ich zu fprechen aufhöre; aber es if't zwecklos. Sie miiffen fich an einen andern Arzt wenden.

Frau Dubedat:

Können Sie mir denn den Namen eines Arztes nennen; der Ihr Geheimnis kennt?

Ridgeon:

Ich habe kein Geheimnis: ich bin kein Quackfalber.

Frau Dubedat:

Verzeihen Sie: ich wollte nichts Unpaffendes fagen. Ich weiß nicht; wie ich mit Ihnen fprechen foll. Oh bitte; feien Sie nicht beleidigt.

R i d g e o n '

(ein wenig befchiimt): Na; fchon gut, (Er gibt ein wenig nach und feßt fich). Übrigens fpreche ich Unfinn: ich bin ja eigentlich doch ein Quackfalber) ein ganz fähiger Quackfalber. Aber meine Entdeckung ift nicht patentiert.

Frau Dubedat:

Dann kann alfo jeder Arzt meinen Mann gefund machen? Dh) warum tut es keiner? Ich habe es mit fo vielen verfucht: ich habe fo viel Geld geopfert. Wenn Sie mir nur den Namen eines Arztes angeben wollten.

Ri d g e o n:

Jeder Menfch in diefer Straße ift ein Arzt. Aber von mir und den paar Leuten abgefehen; die ich im Sankt-Anna-Spital unterrichte) gibt es noch niemanden; der die Opfoninbehandlung richtig anzuwenden verfiande. Wir find jedoch vollauf befchäftigt: ich bedaure fehr; aber das ift alles; was ich Ihnen fagen kann. (Sich erhebend): Guten Morgen.

F r a u D u b e d a t

(verzweifelt nimmt fie plötzlich einige Skizzen aus der Mappe): Herr Profeffor; fehen Sie fich das an. Sie verftehen etwas von Bildern: Sie haben in Ihrem Wartezimmer felbft fehr gute. Sehen Sie fich das an. Das hat er gemacht.

R id g e o n:
Es hat gar keinen Zweck. daß ich fie anfehe. (Er fieht fie troßdem an); Oho! (Er geht mit einem Bild ans Fenfker und findiert es): Ia. das ifi das Richtige, Ja. ja. (Er fieht fich noch eines an und wendet fich der Dame wieder zu): Das find fehr gute Bilder. aber noch nicht ganz fertig. nicht wahr?
Frau Dubedat:
Er wird fo rafch müde. Aber Sie fehn. daß er ein Genie ifi. nicht wahr? Sie erkennen. daß er es verdiente. gerettet zu werden. Oh. Herr Pro-feffor. ich habe ihn geheiratet. um ihm zu helfen hochzukommen: ich war reich genug. ihm über die erfien fhweren Iahre hinwegzuhelfen - ihm zu ermöglichen. feiner Eingebung zu gehorchen. bis fein Genie erkannt wurde. Ich bin ihm auch als Modell nilhlich gewefen: feine Bilder von mir fanden rafchen Abfaß.
R id g e o n:
.haben Sie eines?
F r a u D u b e d at
(zieht ein anderes Blatt aus der Mappe): Nur diefes da. Es ifi fein erfies.
R i d g e o n:
Das ifi wundervoll! Warum heißt es Jennifer?
Frau Dubedat:
Ich heiße Jennifer.
R i d g e o n:
Ein feltfamer Name.
Frau Dubedat:
Nicht in Cornwall. Ich bin aus Cornwall. Jennifer heißt hierzulande Ginevra.
R i d g e o n
(wiederholt den Namen rnit einer gewiffen Freude an feinem Klang. ein gefährliches Zeichen): Ginevra - Jennifer. (Das Bild betrachtend.) Das ift ein wunderbares Bild. Entfchuldigen Sie; aber darf ich fragen. ob es verkäuflich ifi? Ich möchte es kaufen.
Frau Dubedat:
Oh. nehmen Sie es. Das Bild ift mein Eigentum. Er hat es mir ge-fahenkt. Nehmen Sie alle Bilder. Nehmen Sie. was Sie wollen. ver-langen Sie. was Sie wollen; aber retten Sie ihn. Sie können es. Sie werden es. Sie müll?" es*

Redpenny
(kommt mit allen Anzeichen dringender Eile herein): Man hat eben von der Klinik telephoniert. Sie follen augenblicklich kommen - ein Patient ringt mit dem Tode. Der Wagen wartet. .
Ridgeon
(unduldfam): Ach. Unfinn: gehen Sie. Was fällt Ihnen ein. mich fo zu ftören?
R e d p e n n y:
Aber --
R i d g e o n:
Still! Sehen Sie nicht. daß ich befchäftigt bin? _ Fort. (Redpennh verfchwindet verblüfft.) ..ii-:-
F r a u D u b e d a t *
(fich erhebend): Herr Profeffor. nur einen Augenblick noch. ehe Sie gehen -
R i d g e o n:
Nehmen Sie Platz. Es hat nichts zu bedeuten.
Frau Dubedat:
Aber der Patient. Er fagte. daß er im Sterben liegt.
R i d g e o n:
Oh. jeßt ift er fchon tot. Macht nichts. Laffen Sie fich nicht ftören. Nehmen Sie Plaß.
F r a u D u b e d a t
(feßt fich und bricht zufammen): Oh. Ihnen ifi an keinem Menfchen etwas gelegen. Sie fehen täglich fierben.
Ridgeon
(fie beruhigend): Niäht doch: ich habe ihm befohlen. nach Ablauf von funf Minuten hereinzukommen. Ich dachte. daß ich wimfchen könnte. Sie los zu werden.
F r a u D u b e d a t
(fhockiert über diefe Lili): Oh -l
R i d g e o n
(fortfahrend): Beruhigen Sie fich! Sehen Sie nicht fo entfeßt aus: es liegt niemand im Sterben.
Frau Dubedat:
Doch. mein Gatte.
R i d g e o n:
Ach ja. Ihren Gatten hatte ich vergeffen. (Sie fiarrt ihn an: da er ihre

Bewegung fieht, rafft er fich zufammen): Frau Dubedat: Sie verlangen von mir etwas fehr Ernfies.
Frau Dubedat:
. Ich bitte Siez das Leben eines großen Mannes zu retten.
R i d g e o n: -
Sie verlangen von mirj daß ih feinetwegen einen andern tbte; denn fobald ich einen neuen Patienten aufnehmej werde ich einen alten wieder der üblihen Behandlung zuführen müffen. Davor fhrecke ich niht zurück. Jch habe das fhon einmal tun müffen und will es wieder tunj wenn Sie mich überzeugen kbnnenj daß fein Leben wertvoller ifi als das wert- lofefie Lebeny das ih jeßt zu retten im Begriffe bin. Aber Sie müffen mich davon zuvor überzeugen.
Frau Dubedat:
Er hat diefe Bilder gefchaffen; und dies find bei weitem niht feine beften - bei weitem niht feine beften; aber die befien habe ich niht mitgebrachtF die gefallen fo wenigen. Er ifi dreiundzwanzig Jahre alt; fein ganzes Leben liegt vor ihm. Wollen Sie mir niht erlauben. ihn zu Jhnen zu bringen; wollen Sie niht mit ihm fprehen? Wollen Sie fich niht felbft überzeugen?
N i d g e o n:
Fühlt er fih wohl genug/ um in Richmond im Starrefiaurant zu fpeifen?
Frau Dubedat:
Oh ja. Warum?
R i d g e o n:
Das will ih Jhnen fagen. Jh lade zur Feier meiner Erhebung in den Ritterftand alle meine Freunde ein. Sie haben das doh wohl in der Zeitung gelefen?
Frau Dubedat:
Jay oh ja. Auf diefe Weife bin ich doh auf Sie aufmerkfam geworden.
R i d g e o n: '
Es ifi ein Arzteeffen; und follte eigentlich auch ein Junggefelleneffen fein. Jh bin Junggefelle. Wollen Sie die Wirtin fpielen und Jhren Gatten mitbringen? Auf diefe Weife wird er mih und gleihzeitig die hervorragendften Männer meines Standes kennen lernen: Sir Patrick Eullenj Sir Ralph Bloomfield Benington Eutler Walpole und andere. Ich kann dann den Fall meinen Kollegen auseinanderfeizeny

und Ihr Gatte wird mit unferem Befchluß fiehen oder fallen miiffen. Wollen Sie kommen?

F r a u D u b e d a t

Ia natürlich will ich kommen. Oh. ich danke Ihnen. ich danke Ihnen. Und foll ich einige feiner Bilder mitbringen? Die wirklich guten?

R i d g e o n:

Ia. Ich werde Ihnen im Laufe des morgigen Tages das Datum mitteilen. Laffen Sie mir Ihre Adreffe da.

Frau Dubedat:

Laufend. taufend Dank. Sie haben mich fo glücklich gemacht: ich weiß. er wird Ihnen gefallen. und Sie werden ihn bewundern. .hier ifi meine Adreffe. (Sie übergibt ihm eine .Kai-te.) Adieu.

R i d g e o n:

Adieu. (Sie f chou-ln einander die Han d. Er klingelt): Richtig. Sie wiffen doch. daß Tuberkulofe anfieckend ift. nicht wahr? Sie gebrauchen doch hoffentlich alle Vorfichtsmaßregeln?

Frau Dubedat:

Ia. ja -. Wie gut von Ihnen. daran zu denken!

Emmy

(an der Tut): Nun. haben Sie ihn herumbekommen?

R i d g e o n:

Ia. Paffen Sie auf die Tur und halten Sie den Mund.

E m m y:

Das war hübfch von Ihnen. (Sie geht mit Frau Dubedat hinaus. Ridgeon fiößt einen lauten Seufzer aus.)

Vorhang.

j

Fortfeßung in der November-Nummer.

.FW "U-'_- *K
* i
. 9
. 7 z
: 4 -' x
cf. . x '..*_. â€œ.7
7 . t
z . k . d r
. '

HonrrcÃŸ 'La-.imiew
Iiampoil. VorderanfZ-ht.
Jumifffay v.Ern;*lSci;u*.*.

FF ..L-»fi >11 xx tc z*
* 0.: *I'kiZ
U kdl i ki t3 K Z i'I* 7
0i-
-C/i termin) 't -*

tics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

FF ..L-»fi >11 xx tc z*
* 0.: *l'kiZ
U kdl i ki t3 K Z i'l* 7
0i-
-C/i termin) 't -*

Ellen Key:

Friedensbewegung und Kultur.

In den letzten Jahren habe ich im Ausland oft bewundernde Worte über Schweden gehört. weil es den Unionskonflikt in Frieden gelöft hatt). Namentlich ergriff mich dies. als ich in Syrakufas Katakomben einen fizilianifchen Studenten - mit dem Feuer feiner Nation - Schweden ..das in kultureller Hinficht höälftftehende Land der Welt. das vorbildliche Land“ nennen hörte. ..wegen des Beifpiels. das wir im Jahre 1905 gaben. wo jedes andere Volk ficherlich den Krieg zum Schiedsriäjter zwifihen Norwegen und Schweden gemacht hätte". Denn gerade in Syrakus. dem Schauplah einer der hartnäckigften Kämpfe der Vergangenheit. kam es mir ftärker als anderswo zum Bewußtfein. wie lange die Entwicklung ij't. die zwifchen der Zeit. wo jene Kämpfe ausgekämpft wurden. und diefem jetzigen Moment liegen - wo ein ..Sohn der jüngfien Zeit" an diefer erinnerungsreichen Stelle "fand und den Kulturftandpunkt eines Volkes nach - feiner Friedensliebe beurteilte!

Welche Ströme von Gefühlen. von Gedanken. von Worten. von Taten find nicht durch Zeiten und Völker gegangen. ehe die Gedankenverbindung. die jeßt fo natiirlich über diefe jugendlichen Lippen glitt. auch nur möglich wurde! Welche zufammengefeßten Kulturprozeffe. welche Umwandlung von Seelenzufländen liegt nicht diefer Tatfache zugrunde. daß der Friedenswille -_ jo lange als der unfchädliche Wahnwiß gedankenlofer Schwärmer oder als die verbrecherifche Gefinnung vaterlandslofer Schurken betrachtet - als ein Faktor in der Kulturentwicklung angefehen zu werden beginnt.

1) Daß diefe Anfchauung die vorherrfchende i|. hat fich durch die Lusfprüche der Weltprefie bei König Oskars Tode gezeigt. wo als feine größte Tat gerade der friedliche Ausgang der Unionskrife hervorgehoben wurde.

I.

Noch betrachtet jedoch die Majorität. weit davon entfernt. den Friedenswillen zu einem Kulturmeffer zu machen. im Gegenteil den Krieg als kulturfördernd. Diefe Majorität - die unter Kulturentwictlung noch immer die übermacht des eigenen Volkes auf dem Gebiet der materiellen. und womöglich auch der geiftigen Kultur verfteht -* erklärt. daß die Friedensfreunde nichts von den Wegen und Zielen der Kultur wiffen. daß fie wehleidige Schwächlinge ohne Rückficht auf etwas anderes als die Anforderungen des Gefühls find; blind gegen die Erforderniffe der ,.hiftorifhen Notwendigkeit".
Die tatfächlichen Verhältniffe. die die Kriege hervorrufen. find - meinen die Verteidiger des Krieges - ein Ausdruck von unveränderlihen elementaren Trieben. Raffengegenfäßen. pfychologifchen und ökonomifchen Gefeßen. ethnographifchen und geographifchen Tatfachen.
Aber welcher denkende Friedensfreund ftellt dies in Abrede? Die tieffte iii-fache der Kriege verbleibt die. die fie immer gewefen: das Bedürfnis des Volkes oder der Raffe nach Ausbreitung. nah Brot. nach Abfaß. mit einem Wort: der Erweiterungstrieb. Und diefer wieder ift ein Beweis der Lebenskraft. Die Urfahe der Kriege war demnächft die Staatenbildung - oder die Sicherung der fchon erreichten Staatseinheit. die eine Macht in geographifher oder ökonomifcher Beziehung für fich günftig angefehen hat. Freilich geliehen jevt die kriegfiihrenden Staaten die wachfende Macht des Friedensgedankens in der Weife ein. daß fie nicht o f f en zugeben. daß der Kampf fiir ein nationaliftifches Intereffe - oder fiir ein Klaffenintereffe innerhalb der Nation - geführt wird. Nein. es heißt jest immer. daß der Krieg in der Abficht geführt wird. Kultur zu verbreiten oder fie zu fchiißen. fowie auch die Rüftungen nur ftattfinden. um - den Weltfrieden zu fichern.
Aber wer weiß niht. daß diefe Verfiherungen von niemandem ernft genommen werden als von den Kriegspatrioten des kriegführenden Volkes? Zu den Kulturaufgaben des Krieges rechnet man auch die. daß er „der Auslefe der fiir die Kultur wertvollften Elemente" dient.
Aber wer - der es wiffen will - weiß nicht. daß die Tühtigften nicht einmal mit den fiärkfien - gefchweige denn mit den reihfien - Völkern gleichbedeutend find. die in unferer Zeit die größte Möglichkeit haben. zu liegen! Die ältere und häufig intereffantere Kultur wird fchonungslos für merkantile Intereffen niedergetrampelt - man fehe

das geheimnisvolle Lächeln eines Inders. eines Ehinefen. wenn von der europäifchen Zivilifation die Rede iftl Das vornehmfie Mittel der Kultur. die Sprache. wird fchonungslos erftickt. wenn man dies als erforderlich für die Staatseinheit betrachtet; der Eroberer vernichtet aus demfelben Grunde rückfichtslos die Grundfefte der Kultur. die- Rechtsordnung. Und wenn das vergewaltigte Volk feine Sprache. fein (Hefen. feine kulturellen Schöpfungen verteidigt. dann wird das nicht Patriotismus. fondern - aufrührerifcher Separatismus genannt!

All dies wifien wir alle. fo wie wir auch wiffen. daß das Verlangen nach Brot und Macht ein elementarer Trieb iii; daß die Expanfionsforderung bis auf weiteres erplofiv ift und keine Friedensbewegung der Welt diefe fchließlichen Erplofionen verhindern kann; daß das Verbrechen der Stärkeren gegen das Recht der Schwächeren bis auf weiteres eine Tatfache bleibt; daß der Krieg das äußerf'te Mittel ifi. tiefe Intereffengegenftände zu entfcheiden. Innerhalb eines Volkes muß das Gefühl des Niedergangs durch gehemmte Kraftentwicklung bis auf weiteres den Krieg zur Folge haben - fo wie die Krankheit ihre Krife hat - der die Lebenshemmung bis auf weiteres entfernt.

Das läßt fich durch keine Predigten über den Frieden auf Erden hindern. und das weiß der Friedensfreund ebenfogut wie der Kriegspatriot.

Aber während beide wiffen. daß die Kriege heute - unter den gegebenen Verhältniffen - naturnotwendig find. meint der erftere. daß diefe gegebenen Verhältniffe fich umwandeln können. während der Kriegspatriot fie fiir unveränderlich hält.

ll.

Noch ift des einen Volkes Wohlfahrt des anderen Niedergang; des einen Fortfchritt des anderen Riickfchritt. Die Furcht des einen Volkes. feiner Lebensbedingungen durch das andere beraubt zu werden. ift heute nicht unbegründet.

Und auf diefe Tatfachen ftützen die Kriegspatrioten ihre Forderung immer größerer Opfer für die Verteidigung und damit -- nach ihrer Anficht - auch für die Kultur. Denn man fichert ja fo die volkstüni- liche Eigenart. ihre Bewegungsfreiheit. ihre materielle und geiftige Kraftentwicklungi Will man die Reäftsficherheit. die Sprache. die Kultur.

die die Väter gefrhaffem bewahren- dann gibt es für ein Volk keinen
anderen Weg als den der Rüf'tungen.
Auf der einen Seite hat man fo die kriegspatriotifihe Lofung:
„Alles für das Vaterland'ß auf der anderen Seite die ver-
teidigungsnihiliftifäfe: „F o rt mit d e m V a t e rl a n d“.
Die Lofung des Kulturpatrioten: „Mit dem Vaterland für die
Menfchheitl" fagt keinem von ihnen zu. Sie feht die Maffe noch nicht
mit fuggeftiver Macht in Bewegung. Und doch i| dies der inhaltsreichfte
Gedanke!
So unbedenklich wir unfer Leben gegen rohe Gewalt vertei-
digen und uns nicht als Mörder betrachtenf auch wenn wir unfer Leben
auf Kofien des Gewalttäters rettenf fo gewiß muß das Vaterland gegen
Gewalt verteidigt werden. Ein Volk wie ein Individuum hat nicht nur
das Neihh fondern die Pflicht der Selbftverteidigung. Ein jedes ift ein
Wert für das Ganze. Nur wer mit Chriftus und Tolftoj das Recht der
Selbfiverteidigung beftreitet- kann vernünftigerweife auch dem Volk
das Recht beftreiteu- das die Grundbedingung des Dafeins if'i- das Recht
der Selbfterhaltung. Nur wer den Wert des Individuums nicht aner-
kenntx kann den Wert einer in fich abgefchloffenen Volksperfönlichkeit
leugnen.
Es ifi eine Abfiraktion ohne alle Herzenswärme, zu behaupten- daß
man fein Volk an ftatt feiner Familie liebt und die Menfchheit an -
fiatt feines Volkes! Dadurch, daß man in einem engeren Kreife liebt-
weitet fich das Herz dazu- einen größeren zu umfpannen.
Hier ifi - für die vollmenfchliche Perfönlichkeit - kein Gegenfaß.
Wer feiner Mutter Haupt nicht fchüßh wenn ein roher Schlag fich da-
gegen richteh den nennen wir nicht einen Menfchenfreund fondern einen
jämmerlichen Tropff und wenn er es auch mit den höchfien Motiven be-
gründen daß er mit verfchränkten Armen fiehen bleibt.
Aber derfelbe Mann, der den gegen feine Mutter erhobenen Arm
niederfchlägt- kann den Anfpruch der Mutter-f daß er nach ihrem7 nicht
nach feinem Gewiffen handlef zurückweifen! Und in gleicher Weife kann
der Mitbürger fehr wohl die Pflicht erfüllen- fein Land gegen Ver-
leßungen feines Rechtesf feiner Ehre zu verteidigen und doch die chau-
viniftifchen Forderungen zurückweifen- mit denen man fein Gewifien als
Weltbürger vergewaltigen will, zum Beifpiel wenn das eigene Land das
internationale Recht verleßt- fich gegen das internationale Kulturideal
verfündigt hat!

III.
Während der Kriegspatriot vom ..Kampf ums Dafein". von dem Gefeß der Auswahl. von dem notwendigen Untergang des Schwachen fpricht. antwortet ihm der Kulturpatriot. indem er mit Krapotkin auf das Gefes der „gegenfeitigen Hilfe" hinweif't. das Gefelz. das fich fchon in der Pflanzenwelt. im Tierleben. in dem Gemeinwefen der Wilden offenbart)) ;
Wirklicher Kulturfortfchritt findet fiatt. wenn -- auf irgend einem befkimmten Punkt - die beiden Grundgefeße des Lebens einen gemeinfamen Ausdruck erhalten. zuerft in Gefühlen und Gedanken. dann in Sitte und Gefeß. Ein folcher gemeinfamer Ausdruck ift gerade die Lofuug des Kulturpatrioten: Mit dem Vaterland für die Menfchheit,
Es ift kein Fortfchritt. die Welt anf'tatt des Vaterlandes und alle anderen an ftatt ich zu fagenl Denn ich bin ein Wert für alle anderen; mein Vaterland ift ein Wert für das Ganze; keiner wird reicher. aber alle werden ärmer durch die Selbftaufgabe des Individuums oder der Volksindividualitätl Aber noch weniger ift es ein Fortfchritt. die Intereffen feines Landes geg en die der iibrigen Welt zu fiellen und feine privaten Intereffen g e g en die der Gefellfchaft. fo wie es der patriotifche Egoift und der private Egoift tut.
Fortfrhritt ifi es. den Vereinigungspunkt zwifchen der eigenen und dcr anderer Völker. der eigenen und der anderen Individuen Wohlfahrt zu finden. Während der Kriegspatriot mit den kriegerifthen Erinnerungen prahlt. fich in alle empfindlichen Punkte zwifchen den Völkern verbohrt. zu jeder Streitflamme. jedem Rafienhaß Zündf'toff herbeiträgt.

1) Freilich hat zuweilen das höchftftehende Volk gefiegt. Aber wir wiffen andererfeits. wie die natürliche Auswahl zum Beifpiel in Spanien gewirkt hat. wo die Höchftbegabten und felbftändig Denkenden die Opfer der Inquifition wurden; in Rußland. wo feit Nikolaus l. die Befien in Gefängniffen und am Galgen ftarben oder nach Sibirien verfchickt wurden! Wir wiffen. wie das römifche Imperium durch unaufhörliäfe Kriege feine befte Bevölkerung ausfkerben ließ. Wir wiffen. daß die Wirkung der Wehrpfliäyt ftets die ift. daß der Krieg die Starken dahinrafft und die Schwachen als Väter der neuen Generation zurückläßt, Oder man fehe fich die ..natürliche Auswahl‟ an. wie fie fich durch den dreißigjährigen Krieg vollzog! Daß man eine proteftantifche Orthodorie 'leben der katholifchen bekam. viele kleine Päpfte an Stelle des Einzigen. kann für den Kulturverlauf nicht den Rückgang ganz Deutfchlands. während eines Jahrhunderts aufwiegen.

Salz in jede Wunde fireut. die die Völker einander gefchlagen - und
all dies ..nationale Gefinnung" nennt - geht der Kulturpatriot den
ganz entgegengefeßteu Weg. Und das ift der Weg. auf dem ich alle
Frauen aller Länder fehen möchte!
Aber wir wifien. daß es nicht in erfter Linie die Frauen waren.
die den Zuftand internationaler Anarchie erkannt haben. unter dem alle
Völker leiden. Wir wiffeu. daß es der Sozialismus war. der diefen
Zufkand am klarf'ten nachgewiefen hat; daß man von diefer Seite das
fkärkfte Verdammungsurteil iiber die von Erpaufions- und Kapitaliften-
politik veranlaßten Kriege gefällt hat; daß man hier am lebhafteften
empfindet. daß die Nüftuugsraferei die Kulturentwicklung zurückdrängt.
Immer mehr erwacht diefe Überzeugung des Sozialismus von der
Mitverantwortlichkeit nicht nur an der Zukunft des eigenen Volkes.
fondern an der der ganzen Meufchheit; ein internationaler Kulturidralis-
mus bemächtigt fich immer mehr und mehr der Gemüter. Immer klarer
fieht man ein. daß. fo wie das Individuum die Vorteile eines legalen
Staates nur unter der Bedingung genießt. fich gewiffe Einfchränkungen
feines Triebes nach Machtausübung und Machterweiterung auf Kofieu
anderer aufzuerlegeu. fo auch der internationale Zuftand deufelben Weg
von feiner jetzigen anarchifchen Wildheit zu internationaler Kultur zurück-
legen muß.
Eine große Autorität auf diefem Gebiete hat dargelegt. daß die
moralifche Befchaffenheit durch die Zivilifation nicht erheblich
verbeffert worden if't; daß im Gegenteil der Wilde f eine Sittenlehre
genauer befolgt und daß der wefentliche Unterfchied darin liegt. daß die
Kultur der Ethik einen größeren Spielraumund einen anderen In-
halt gibt. Sie umfaßt immer mehr Menfchen; der Fremdliug wird
nicht mehr als rechtlos angefehen. und fo weiter.
Aber der eben erwähnte Forfcher betont. wie unvollftändig diefe
Ethik noch immer ift; wie die Europäer die Wilden - und diefe fie -
als Ungeheuer betrachten. die man ungeftraft vernichten kann; er zeigt.
daß der Krieg ein Uberbleibfel diefer moralifchen Begrenzung ift. aber
ein Überbleibfel. das mit Notwendigkeit verfchwinden muß))

1)4 Profeffor E. Weftermarck, Bezeichnet-cd ift auch. was Kurt
Breyfig mitteilt (man fehe ..Die Völker ewiger Urzeit"): daß bei einem
Karaibenfkamm u u f e r dasfelbe Wort ift wie gut. und a n d e r e r das-
felbe Wort wie fchlechtl -

Und für jeden evolutionifkifch Denkenden ifk es felbftverfiändlich.
daß. je mehr Vernunft. Zufammenhang. Zweckmäßigkeit in die materielle
wie in die geiftige Kulturarbeit kommen. defio einheitlicher die Menfch-
heit handeln wird; je größere Gedanken. je reichere Ideenverbindungen.
je reinere Empfindungen. je flärkcre Gefühle unfer Menfchengefajleäjt
erreicht. defko gewiffer wird der Kulturidealismus fich darauf riäften.
einen Zufammengehörigkeitszufiand zwifchen den Völkern zu fchaffen.
durch den Eroberungs- und Erpanfionspolitik überflüffig werden wird.
Denn die internationale Nechtsgefellfchaft wird die
Bewegungsfreiheit aller Völker fichern. aber fordern. daß ein jedes von
ihnen auf die Souveränität verzichtet. die jest das Recht zum Volks-
mord - Krieg -- als Mittel zu involvieren fcheint. fich fein Recht auf
Kofkeu a n d e r e r Völker zu nehmen!
Nur für die Lebensanfchauung. der zufolge der ..Gott der Heer-
fcharen“ über Sieg und Niederlage entfcheidet und die Kriege als Straf-
gericht fendet; die Lebensanfchauung. die im Staate den Verwalter von
Gottes Natfchlüffen mit dem Volke fieht. ift es undenkbar. daß die Ent-
wicklung fich in der erwähnten Richtung bewegen muß.
Und warum follte Gott auf die Mittel verzichten. die er bisher fiir
die Verwirklichung feiner Abfichten gut befunden? Warum follte er in
Zukunft mehr Riickficht als bisher auf die Lehren feines Sohnes nehmen.
diefe Lehren. die man noch immer in der Kirche auslegt. während man
außerhalb derfelben die ..wohlgemeinte Verkündigung" des Friedens
auf Erden verhöhnt. diefes Friedens. der ja nie kommen kann - da er
Gottes Weltregierung widerftreitet?!
Wahrlich: wenn Iefus vor den Gott der Kriegsgeiftlichen gefreut
würde. dann hätte er mehr Urfache als auf dem Kreuze zu feiner Klage:
..Mein Gott. mein Gott. warum haft du mich verlaffen?" Nie lefe ia)
die Schilderungen eines Schlachtfelder). ohne mit der Kraft der Hallu-
zination Iefus iiber dasfelbe wandern zu fehen. Iefus mit dem Aus-
drucke. den Lionardos tiefe Intuition ihm gegeben. einem Ausdruck unfäg-
licher Einfamkeit. unfäglicher Trauer. unfäglicher S ch a m d a r ü b e r.
verraten zu fein!
Die wenigen echten Ehrifken. die unfere Zeit aufweifk. meinen wie
Tolfkoj: Wenn Iefu Lehre wirklich verkündet würde. wenn diefe Liebes-
lehre endlich Macht über die Herzen der Menfchen bekäme. dann wäre
auch der gute Wille da. durch den wir den Frieden auf Erden erreichen
wiirden.

Ia) teile diefen Glauben nicht. Denn nicht nur die Härte der
Menfchen ift die Urfaäje. daß man Iahrtaufende hindurch des Ehrijien-
turns Verheißungen des Friedens als Fruäjt der Liebe predigen konnte.
ohne daß doch der Frieden gekommen ift. Die Urfaihe ift. daß das
Ehrifientum die große Triebkraft in allen und in allem nicht begreift:
den eigenen Lebenswillen.
Ich kann mich nicht auf Iefu Gebot - feinen Nächften wie fich
felbft zu lieben - als fittliche Norm für die Einzelnen. gefchweige denn
für die Staaten berufen. Denn ich glaube. daß jeder - der Einzelne
wie der Staat - immer fich felbft am ineiften liebt und lieben m uß.
wenn er das erfie Gefeß des Lebens erfüllen foll. das Gefeß der Selbft-
erhaltung. Aber wenn fo Iefus nur einen Teil der Wahrheit inne
hatte. wenn man ihm nicht und edin gte Nachfolge leifien kann -
eine Erkenntnis. durch die man aufhört. ein Ehrift zu fein - fo ift f ein
Teil der Wahrheit noch immer wefentlich. noch immer eine Wahrheit.
die die Vernunft ebenfowohl wie das Gefühl begreift! Und der inner-fie
Kern des Kulturverlaufs ift das Suchen und das allmähliche Finden
einer G l e i ch g e w i ch t s la g e zwifchen den beiden Lebensprinzipien.
der Selbfterhaltung und dem Opferwillen. Weder Egoismus noch Altruis-
mus follen fiegenz fondern was man mit einem glücklich gefundenen
englifchen Wort ..M u t u a l i s m“ genannt hat. G e g e n f e i t i g-
keit. Gegenfeitigkeit der Intereffen. der Aufgaben. der Pflichten. der
Vorteile. Nicht ich oder mein Volk foll für die anderen geopfert werden.
nicht fie für mich: Nein. alle follen wir durcheinander be-
ft e h e n.
Diefes Einheitsgefühl ift das Gegenteil der Selbfiaufgabe. Fiir
die neue Lebensanfihauung ift die Pflege meiner felbfi. die Kultur meiner
felbjt die Grundbedingung dafiir. daß ich den übrigen etwas zu geben
habe! Ohne di' ef en Egoismus des Einzelnen oder d i e f en Nationa-
lismus des Volkes ijt fowohl Altruismus wie Kosmopolitismus nur
ein leeres Wort! Ich babe dem Ganzen nichts zu geben. wenn ich
nicht mein Eigenes liebe. pflege. mehre -- fo wie es alle anderen leben-
den Wefen in diefem Dafein tun und fich dabei jedes in feiner Art ver-
vollkommnen und das Ganze um diefe ihre Eigenart bereichern. Alle
leben wir in einem Dafein. wo jeder fich felbfi der Nächfie ift und w i r d
und fein foll.
Alfo nicht Selbftaufgabe. nur Selbftbegrenzung foll an
Stelle des uneingefchränkten Egoismus treten; nicht Selbftfucht. nur

Se lbfivervollkommnung an Stelle des uneingefhränkten
Altruismus zwifchen Völkern wie zwifchen Individuen. Wir leben jeßt
im Zufiand der internationalen Wildheit. in dem die Völker noch
nicht eingefehen haben. was die Einzelnen innerhalb des Volkes erkennen:
daß man fich felbft um fo näher ift. je näher man anderen fieht. je mehr
unfer ifoliertes Handeln zu gemeinfamem Handeln übergeht. Der jeßt
verfiorbene fhwedifche Denker Gultaf Björklund hat wiffenfchaftlich
bewiefen. daß ein ..Verwahfen der Nationen" als* ein noch unbewußter
Prozeß fiattfindet. ein Prozeß. der jedoh dadurch befchleunigt werden
kann. daß immer mehr Menfhen zielbewußt fiir diefen Zuftand
wirkenk)
Solange die Staat e n noch nicht verftehen. was die fozial wir-
kenden Individuen einfehen: daß der reine Eigennuß. die rechtsverleßende
Gewalt fchlecht e Mittel für das berechtigte Zi el - ein reiches
und gefichertes Dafein -- find. folauge fie nicht einfehen. daß der Kriegs-
und Riiftungszuftand das Unvernünftige. das Unzwea-
in ä ß i g e ift. fo lange bedeutet nach der Definition eines hervorragen-
den Friedensfreundes Politik nur:
1, Aller Staaten ängftliches Ausfpionieren der Tätigkeit und
Entwicklung der anderen.
2. ein eifriges Erwägen. wann der Vorteil des einen Staates er-
heifcht. daß der andere Staat lahmgelegt werde.
3. das Abwarten oder das Hervorrufen eines gewiffen Spannungs-
punktes und fchließlich
4. Kriegserklärung - oder noch lieber - den anderen Staat zur
Kriegserklärung treiben. wenn diefer andere nicht auf andere Weife
lahmgelegt werden kann.
Diefe Politik führt dann zur Theorie. daß der Krieg ausgezeichnete
1) Schon im Jahre 1'795 bezeichnete ja Kant als das leßte Ziel
des Völkerrechtes; einen föderativen Rechtszuftand
zwifchen den Staaten zu fhaffen. um fo den Frieden zu er-
reichen. Er nennt es die größte Verfündigung der Menfchheit. lieber
die Barbarei des Krieges aufrecht zu erhalten. als eine fiaatlihe Rechts-
ordnung zu fchaffen. die nicht ein Aufgeben der Staaten ineinander be-
deuten foll. fondern die im Gegenteil eine Föderation von freien Staaten
ifk. ein Friedensverband. innerhalb deffen jeder Staat fich freiwillig dem
von allen gemeinfam konfiituierten Zwange unterwirft.

Wirkungen auf Moral und Kultur hervorrufe. die Verweichlichung
hindere. die libervölkerung reguliere und dergleichen mehr.
Durch folche Mittel glauben die Führenden im Volk ihre Aufgabe
zu erfüllen. dem ..eigenen Volk“ feinen ..Platz an der Sonne“ zu fchaffen
und es ihm zu ermöglichen. ..bei jeder Entfcheidung ein Wort drein-
zureden“.1)
Beides find ja berechtigte Wünfche. Aber der große Irrtum ift.
daß die Finanzleute. die Militärs. die Kriegsgeiftlichen und Diplomaten
aller Länder am ficherfien den Weg zu dem Plan in der Sonne zeigen;
daß fie der Stimme der Völker am beften Gehör verfchaffen - durch
das Donnern der Kanonen!
Gerade der klarfehende Egoismus wird fchließlich zu der
Erkenntnis führen: daß das zulest genannte Mittel. diefe Ziele zu för-
dern. unvernünftig ift. weil es unficher und kraftvergeudend
ift. Gerade der klarfehende Egoismus wird andere Auswege finden.
fichere und krafterfparende Auswege. die man jedoch
nicht fin d et. folange man am liebften zu dem kriegerifchen Ausweg
greift.
l7.
Und immer mehr erwachen die Völker zu diefer Einficht. während
fich zugleich eine neue Art von Vaterlandsgefühl entwickelt. ein Gefühl.
für das zwei deutfche Soziologen unabhängig voneinander denfelben
Namen gefunden haben: Kulturpatriotismus.')
Daß diefe Art Patriotismus zunehmen muß. ift eine unabweisbare
Notwendigkeit. eine unbedingte Folge der unbewußten und bewußten
Einflüffe. denen die Menfchheit durch den Kulturverlauf felbft
unterworfen ift. wo jeder wirkliche Fortfchritt ein Fortfchritt zu mehr
Vernunft. mehr Zweckmäßigkeit. mehr Zufammenhang ift. zu einer voll-
kommeneren Organifation. das heißt. zu mehr Einheit und zugleich
zu mehr Befonderheit.
Die mächtige Zeitbewegung. die zielbewußt für die Einheit wirkt.
ift die Organifation der Arbeiter. die in fiinf Jahrzehnten mehr dafür
getan hat. das Bewußtfein der Intereffengemeinfchaft. der Solidarität
der Völker zu wecken als die Verkündigung des Ehrifientums in neun-
zehn Jahrhunderten!

1) Man fehe eine Rede von Kaifer Wilhelm ll.
2) Werner Sombart und Robert Michel,

Auf diefem Wege wird der Kulturpatriotismus den Kriegspatrio-
tismus ablöfen. Und es ift ein großer Kraftverluftf wenn die Jugend
jeßt durch Verweigerung der Wehrpflicht und durch antimilitärifche
Agitation hofftf fchon jetzt die Kriege unmöglich machen zu könnenz ein
Kraftverluft wie der- wenn ein Landmann feinen Apfelbaum zu zwingen
verfuehte. fchon im März Früchte zu tragen. Die Früchte des Friedens
können wir erfi vom Baum der Erkenntnis pflücken. Und der hat noch
die graue Farbe der Theorie; die Wahrheiten des internationalen Rechts-
zufiandes find noch nicht G ef ü hl und infolgedeffen nicht Triebkraft für
das Handeln geworden.
Daß die „Unabhängigkeit" des In d i v i d u u m s von anderen
Gefellfchaftsmitgliedern es unfehlbar in jämmerlichfte Abhängigkeit
[kürzen würde- das wiffen wir nicht nur- nein. wir handeln alle danach.
und in vielen Fällen rein inf'tinktiv. ohne alle Überlegung. Denn unfere
tägliche Erfahrung fagt uns„ daß unfere eigene Bewegungsfreiheit auf
der gegenfeitigen Hilfe aller beruht! Aber nur die Sozialiften fehen
ein- daß die u n v o l l fi ä n d i g e Durchführung diefer Wahrheit inner-
halb der Politik der einzeln en Gemeinwefen und ihre vollkommene
A u ß e r a ch t l a f f u n g in der internationalen Politik die Urfache
des Klaffenkampfes innerhalb der Völker und der Kriege zwifchen den-
felben if't.
Nur die Sozialifien fehen ein. daß wir eine f oziale Politik an
Stelle der Intereffenpolitik erhalten müffen; Friede ift nur in
und zwifchen den umgeftalteten Gemeinwefen möglich. in denen der Kon-
kurrenzkampf aufgehört und die Intereffengemeinfchaft in allen nationalen
wie allen internationalen Einrichtungen ihren Ausdruck gefunden hat.
Aber obgleich ich als Sozialifiin nur im Zufammenhang mit einer
Umgefialtung der Gefellfchaft in der Richtung. in die der Sozialismus
führtf an die Möglichkeit des Friedens glaube. fo bin ich doch nicht
blind gegen alle die f ekun d ären Einflüffe- durch die die Friedens-
fache gefördert wird.
Zu diefen fekundären Einflüffen rechne ich vor allem die F r i e d e n s-
ar beit- nicht wegen ihres bisherigen Einfluffes. fondern wegen ihrer
Zi e l b e w u ß t h e i t. Die Friedensfreunde felbft wiffen fehr wohl.
daß Traktate und Schiedsgerichtshöfe unter den je h i g e n Verhältniffen
den Frieden nicht fichern können. Sie befürworten - wenn fie denken -
keine Abrüftungen und keine Wehrpflichtverweigerung! Die Bedeutung

der Friedensarbeit befieht darinj beharrlich auf den Wahnwiß des jeßigen Zuftands hinzuweifen.
Aber mehr als diefe bewußte Arbeit für neue internationale Zu; ftände bedeuten alle unbewußten Einflüffe. Der Verkehr fpinnt jeden Tag neue bindende Fäden zwifchen den Völkern; jeden Tag vollziehen fich internationale Zufammenfehlüffe zu ökonomifchenj wiffenfchaftlichenj künftlerifchen Zwecken. Ausftellungenj Gaftfpiele- machen die Arbeiten- den der verfchiedenen Völker auf allen Gebieten immer mehr zu Mit- arbeitern; Kongreffe werden abgehaltenj und Vereine entfiehen in der mehr oder weniger bewußten Abfichtj zum Bellen des Ganzen zufammen- zuwirkenk) Und jeden Tag werden zwifchen Angehörigen verfäfiedener Nationen Ehen gefchloffenz Ehenj durch die fich die fcharfen Gegenfäße zwifchen den Völkern immer mehr verwifäfen und das internationale Verfländnis in tiefgehender Weife gefördert wird]
Und fehließlich fieigt mit jedem Tag bei allen Völkern die Anzahl derer-t die durch eine neue Lebensanfehauung alle Lebensformenf alle Wefenj alle Menfchenj alle Völker als „Weltkörper“ fehenz als Teile einer großen Einheit. Und durch diefe Lebensanfchauung wird die ganze Gefühlsweife umgewandelt.
Unfere organifche Zufammengehörigkeit ift nicht mehr eine Redens- art- fondern eine Empfindung. Aber damit empfinden wir auch den Wahnwißj der darin liegtj daß die Einzelnen und die Völker einander zugrunde richtenj wo fie doch alle Kraft darauf konzentrieren folltenj die Menfehheit aufzubauen; daß fie um die Erde kämpfenj wo fie doch zu- fammenwirken folltent fie mit der Maajt der Vernunft zu befißen; daß fie fich abfperren, wenn fie die Fülle der Mitfreude und des Mitleids in einem Dafein genießen könntenj wo wir den Plaß unferer kleinen Erde unter den Sternen gefunden haben und wo wir uns aus unferer größten Sehnfucht zur Gemeinfchaft mit dem Univerfum auffchwingen können.
Diefes neue Weltgefühl wie auch die internationale Aneignung der Wiffenfihafh der Literaturj der Kunftj der Mufikj bildet fchon ein neues

1) Von einem Berlinerj Ludwig Uhlmannj ift zum Beifpiel kürzlich der Vorfchlag eines internationalen Zufammenfehluffes der Hand- l u n g s r e i fe n d e n ausgegangen- ein Vorfchlagt der in mehreren Ländern Anfchluß gefunden hatz und in England ift kürzlich ein großer Kongreß in diefer Sache abgehalten wor-dent deren Bedeutung außer- ordentlich ift.

Volk unter den Völkern. ein Volk. innerhalb deffen - wie zu der lebens-
kräftigen Zeit des Ehriftentums - keiner nach Jude oder Grieche fragt.
nach Sklave oder Freietn. fondern wo alle eins find in einem neuen
großen wunderbaren Glücksgefiihl. dem Glück der Seelen. jede für fich
zu wachfen und alle durch einander!
Diefes Einheitsgefühl wandelt die ethifäjen Begriffe um. fchafft
neue Ziele. neue Ideale. bringt neue Träume. Durch die neue An-
fchauung des Erdenlebens als unferes einzigen gewiffen Lebens wird
die Vergewaltigung des Krieges gegen das Leben immer vernunft-
widriger. immer abfcheuerregender.
Die Konfervativen. die fich Idealif'ten nennen. weil fie den Men-
fchen mit größter Gewißheit eine andere Welt. ein ewiges Leben. zu-
fichern. ertragen nämlich mit unerfchütterlicher Ruhe die unzähligen
Leiden der Erde. ja erklären. daß - infolge der Sündhaftigkeit der
Menfihheit - diefe Leiden. namentliäj die des Krieges. ftets fortdauern
werden; erfk in einer anderen Welt könne man auf beffere Zuftände
hoffen.
Diefe ..Idealifien" find viel gefährliäjer als die Verteidigungs-
nihilifken. denn fie find Kulturnihiliften. Sie bezweifeln eine
Entwicklung. durch die die Vernunft iiber die Unvernunft. das Zufam-
menwirken iiber die Zufammenhanglofigkeit fiegen wird. Ia. fie ver-
höhnen den Glauben an diefe Entwicklung als ..radikalen Optimismus“
und fehen in dem S e i e n d e n den Ausdruck von Gottes Abfichten mit
der Menfchheit.
Und dies. obgleich die Unvernunft mit jedem Tage founenklarer
wird! Was ift fo unverniinftig als der Krieg im Zufammenhang mit
der ganzen fozialen Arbeit unferer Zeit gefehen. das Leben zu bewahren.
es zu heben. um fo das Menfchenmaterial zu verbeffern? Was ein
ganzes Meufchenalter in diefer Hinficht gewonnen. können einige Wochen
Krieg vernichten!
Was ift unvernünftiger. als daß Erfindungen. die der Menfchheit
durch erleichterte Arbeitsbedingungen und neue Kulturmittel ein menfchen-
würdigeres Dafein bereiten könnten. in den Dienft der Zerftörung ge-
fiellt werden? Sprengfkoffe. Kraftübertragung ohne Draht. Luftfchiffe
und anderes mehr erfüllen jetzt die Erde und das Innere der Erde. die
Luft und das Waffer mit Zerftörungswerkzeugen. die die Kulturfchäße von
Jahrhunderten. die Werke der fchaffenden Genies vernichten werden.

während fie zugleich die lebenskräftigfien Arbeiter der jesigen Kultur
auf allen Gebieten in leblofe Stümper verwandeln!
Was i| unvernünftiger. als der wilde Wettbewerb um den Befiß
der Produktionsmittel. um die .Serrfchaft über Abfaßgebiete und um all
die übrigen Bedingungen einer immer mehr ertenfiven anfiatt in-
tenfiven Verwertung der Reichtümer der Erde?
Eine Organifation all der konkurrierenden und zerfplitterten Kräfte
zum Zufammenwirken. zu dem. was Carnegie kontinentale ftatt nationale
Produktion nennt. wiirde das nicht gleichzeitig all den Sonder-
interefien dienen und es verhindern. daß diefe einander als Kriegsurfachen
feindllih gegenüberfiehen?
Was ift unvernünftiger. als daß die Mütter mit immer mehr Ernfi
und Verantn*ortlichkeitsgefühl die neue Generation zur Welt bringen
und erziehen. daß fie fie phyfifch und pfychifch zu heben trachten und daß
dann -- bei ein paar Schlachten - die Söhne. die fie mit Aufopferung
ihrer eigenen belken Kraft ihrem Volk und ihrer Familie gegeben haben.
niedergemäht werden wie ein Saatenfeld vom Hagelfturm?
Was ift unvernünftiger. als daß Milliarden mittelbar und unmittel-
bar der Kulturarbeit genommen und für eine Verteidigung hinaus-
geworfen werden. die doch nie ganz wirkfam fein. nie mit Sicherheit vor
einem möglichen überfall einer ftärkeren Macht fchüßen kann?
Während der Kriegspatriot auf den letzten Einwand keine andere
Antwort hat als noch immer mehr Fefiungen. immer mehr Säfnellfeuer-
gewehre. immer befier gefüllte Arfenale. immer mehr Kriegsfchiffe zu
verlangen. antwortet der Kulturpatriot:
Nein! Aber man behebe die Anarchie im Zufammenleben der
Staaten. und der Zündftoff. der jeßt früher oder fpäter die Erplofion
eines Krieges veranlaßt. wird entfernt werden - und die Kultur jedes
Volkes - der Vergangenheit. der Gegenwart und der Zukunft - wird
wirklich gefchiißt werden können.
Der Weg zur Vernunft - das heißt zu Ordnung. Zufammenwirken.
Schönheit - im internationalen Leben ifi der. daß die Führer der Maffe
immer und überall für die Denkweife. die Maßregeln. die Befchlüffe
wirken. die diefer Malle die Suggeftion des K u l t u r p a t ri o t i s -
mus an Stelle des Kriegspatriotismus einflößen.
Und wer ifi unter den Führern der Malle bedeutungsvoller als
gerade die Mutter. die Erzieherin?
Welche Suggefiion kann fich in ihrer Wirkung je mit den mäztigen

Eingebungen der erfien Erziehung vergleichen? Und welche Kultur-
aufgabe ifi größer als diefe Macht in hu m a n i f i er e n d e r Richtung
zu gebrauchen!?
Wie unendlich fchlecht haben die Frauen in diefer Beziehung ihre
Macht ausgenüßt!
Als eine gute Zukunftsverheißung können wir es doch anfehenj daß
eine Enkelin von Viktor Hugo - dem großen Dichter des „radikalen
Optimismus“, ihmj der alle unfere von den Konfervativen verhöhnten
Träume zu Liedern gemacht hat - die „Allianz der europäifchen Frauen
für den Frieden durch die Erziehung" gegründet hat. Und daß eine
andere Frau eine folche Mafienfuggefiion gegen den Krieg ausübtej daß
fie den Friedenspreis errungen hatj zu defien Stiftung fie die Anregung
gegeben hatI)
Ich glaube nicht mit Ruskin, daß an dem Tagej an dem die Frauen
die Kriege nicht wollenj die Kriege aufhören werden. Dazu find ihre
Urfachen viel zu zufammengefeßt. Aber jede Frau kann dazu beitragen-
einige Späne von dem Kriegsfcheiterhaufen fortzutragem fo wie fie diefem
auch Brennfioff zuführen kann; jede Frau kann ein paar Steine zum
Tempel des Friedens bringen oder einen Stein herausbrechen. Jede
Frau kann dazu beitragenj Mißtrauen gegen die Friedenshoffnung zu
fäen oder diefe Hoffnung am Leben zu erhalten. Und dies allein ifi von
höchfier Bedeutung. Denn wie ein Denker kürzlich betont hatj find die
fogenannten Illufionenj die die Mitwelt immer verhöhntj fiets die vor-
wärtstreibende Kraft bei aller Reformarbeit gewefem und wir befäßen
nichts von demj was wir jest in unferen Gefeßen und Sitten an Gerech-
tigkeitj Freiheitj Menfchliajkeit befißenj wenn nicht die „Illufionen"z
die Träume als Wegweifer vorangegangen wären.
Und wenn die Frau felbft einmal Politikerin wird, wird fie dann
wohl - mit ihrer mehr praktifchen als theoretifihen Veranlagung -
den Staat weniger abergläubifch anfehen könnenj als der Mann es
getan hat? Ich denke zum Beifpiel an den Aberglaubenj daß der Staat
ein höheres Wefen ift, für defien Forderungen das Individuum unbedingt
alles opfern muß, auch feine Vernunft?
Werden die Frauen dann wohl klarer verfiehenj daß der Staat nur
eine mehr oder weniger geeignete Form für die gemeinfame Kraftent-
wicklung des Volkes ifi? Und daß die Staatsverwaltung darum eine

1) Prinzeffin Gabriele Wiszniewska und Baronin Berta von Suttner.

folhe fein muß. die den Krafteinfatz. die Gewiffensprüfung und das Verantwortlihkeitsgefiihl aller Mitbürger ermögliht und niht wie jetzt das Volk zu Handlungen treibt. bei denen es nur wie eine Herde ohne eigene Wahl und Verantwortung wirkt?

Werden die Frauen wohl erkennen. wie bedeutungsvoll es ift. jede Gelegenheit - von der Kinderftube bis zum Parlament - zu benußen. um zu Gefühlen der Solidarität. der fozialen Verantwortlihkeit. des Weltbiirgerfinns zu erziehen?

Werden fie eine rege foziale Kritik üben. die fih gegen alles kehrt. was im Zeichen der Zerfplitterung auftatt im Zeichen der Zufammenarbeit wirkt? Werden fie dem leihtfinnigen geheimen Spiel entgegenwirken. wodurch Regierungen und Gefandte. Preffe und Geldmänner die Kriege hervorrufen. die - nachdem fie einmal erklärt find - alle Gehirne mit ihrer Hypnofe umnebeln. aber die durh Ernfi und Ehrlichkeit hätten verhindert werden können?

All dies kann erft die Erfahrung lehren.

Aber wie es auh mit dem politifhen Klarblick der Frau ftehen mag - von einem bin ih überzeugt: daß ihre und alle andere politifhe Tätigkeit ausfhließlih aus dem Gefihtspunkt beurteilt werden muß. ob fie das Verwahfen des neuen Organismus. der Meufchhcit fördert. jenes Verwahfen. das für jedes befondere Volk den lebenserhaltendfien und lebensfteigerndften Zuftand involvieren wird.

Politik muß in Zukunft bedeuten: ein zielbewußtes Mitarbeiten an diefer höheren Organifation der Menfhheit. wo jeder Staat durch den Rehtsfhuß behütet wird. den alle befihen; wo die durch den Friedenszuftand befreiten Kräfte jedes Staates den übrigen zugute kämen: den Staat der Staaten. wo niemand mit Gewalt das Recht zu verfehten braucht. defien Shiißer alle gemeinfam find; wo keiner - um Maeterlincks treffenden Ausdruck zu gebrauchen - auf feine wahrhaft menfhlihe Macht verzihten muß. um die blindefte der Naturkräfte feine Vernunft ergänzen und feine Gerechtigkeit beftimmen zu laffen.

Gewiß werden auch in diefer Staatenbildung Streitigkeiten entftehen. Aber diefe werden mit der Vernunft gegen die Vernunft ausgekämpft werden. niht mit Kanonen gegen Kanonen: mit Willen gegen Willen; niht mit Panzerfhiffen gegen Panzerfhiffe: mit Gefühl gegen Gefühl; niht mit Mine gegen Mine - ganz fo wie die Kämpfe in jedem befonderen Gemeinwefen jetzt ausgekämpft werden.

In den Vereinigten Staaten Europas - und fhließlih der Welt -

'

B

MIO“
wave-.Bw
.:m.q...?.9.„2...„ „PZ-...q
:an ?.:W :ZM
.Imam-.MLS c.. Nazi .BLAU
....-„.:Q..o„q u...:aMm.

X x
_u' . .xx Â»k *.
1 .. - xl_
/ l x
|1
. - x,
. :
· _ ·

werden die Lebensbedingungen ficherer. die Lebensintenfität höher. die Vermehrung der Kulturwerte rafcher. die Ausbeute reicher fein - fo wie jeder aus Provinzen zufammengefeßte Staat und jeder aus Kleinftaaten zufammengefchlofiene Staatenverband fchon heute zeigt.
Der Ruffe Novicow. der eine vortreffliche Arbeit über den Frieden gefchrieben hatI) vergleicht das Sonnenfyftem mit feinen rhythmifchen Bewegungen mit dem anarchifchen Zuftand der Menfchheit. Er zeigt. daß der Wille der Menfchheit zur höchfkmöglichen Lebensintenfität mit Notwendigkeit die Affoziation an Stelle der Anarchie feßen und zu jener Rechtsgefellfchaft fiihren muß. von der der Friedensfreund in der voll-kommenen Gewißheit träumt. daß diefer Traum die Vernunft - mit anderen Worten die Zukunft - für fich hat. daß die Menfchheit fchließ-[ich ein Sonnenfyfiem werden wird. wo jeder Himmelskörper eine in fich gefchloffene Einheit ift. aber alle fich einträchtig nach einer großen allen gemeinfamen Ordnung bewegen.
Und fo wird der Engelsgruß vom Frieden auf Erden fich mit der-felben Notwendigkeit verwirklichen. mit der die Nebelflecke fie. einft zu Sonnen verdichten; und die Völker werden in ihrem Zufammenleben miteinander ebenfo ficher von einem guten Willen geleitet werden. als die Sterne fich jeßt gemäß der Harmonie der Sphären bewegen. wo ein jeder feine den anderen nicht fkörende Bahn verfolgt.

1) 143. jaßtjoe et ?expansion cke lu rie, 1905.

Wilhelm Altmann:
Zwei Briefe Jean Pauls und Ludwig
Bdrnes an Gottfried Weber.

In dem brieflichen Nachlaß des berühmten Muffftheoretikers Gottfried Weber (1779-1839)- des Verfaffers des großen „Verfuchs einer geordneten Theorie der TonfeßkunftK der- obwohl er im Hauptamt Iurifi warf auch als Komponift recht Tüchtiges geleiftet hat, befinden fich außer einer Fülle von Briefen rein gefchäftliiher Natur und gleichgültigen Inhalts eine Anzahl intereffanter Briefe von bedeutenden Mufikern und auch zwei Mitteilungen Iean Pauls und Ludwig Börnes. Diefe letzteren follen hier veröffentlicht werden- da fie für beide Perfönliihkeiten recht charakteriftifche Äußerungen enthalten. Beide Briefe find Antwortfchreiben auf die Aufforderung Webers (der damals in Darmftadt lebte)z an der von ihm 1824 begründeten „Eäcilim Zeitfchrift für die mufikalifche Welt" mitzuarbeiten. Iean Paul entpuppt fich in feinem Schreiben wieder einmal als ein großer Bibliophile- Börne fpricht über fein Verhältnis zur Muff' und verfeßt den „nervöfen Theaterkritikern" einen Hieb.

Baireutx den 13. April 1824.

Für den Mai - in diefem Iahre vielleicht der einzige genießbare Monat - ift meine Reife nach D ar m fc adt entfchiedenf das immer ftärker magnetifch mich zieht durch Gegend- Mufik- Theater und Menfchen. Und die gütige Einladung in Ihr Haus ift freilich ein freundfihaftlicher Pol mehr. Nur folgen darf ich diefem nicht. Ein Sechziger bedarf bei feinen vielen eigenfinnigen Bedürfniffen fo viele Freiheit- daß er damit Fremde ftören muß, Sie werden aber genug für mich tun - beinahe fo viel als wenn Sie ein Zimmer Ihres Haufes öffneten - wenn Sie im Vorbeigehen fich nach einem engen St, Marino-Stübchen fiir mich umfehenf wo ich als Republikaner lebe und herrfche und bezahle und keine M' >-

Möbeln habe als ein altes Kanapee und ein gutes Bett und eine un-
fcheinbare Aufwartung. Und kaum dies i| fo notwendig vor meiner
Ankunft, wenn man in D a r m ft a d t einige Wahl unter den Einfiedler-
zellen haben kann. Ihre Güte möcht' ich mir für andere Dinge auf-
fparen- z. B. für den Zugang zu Bücherfammlungen aus dem Ende des
17. Jahrhunderts und dem Anfange des 18.
Die heilige „Cäcilia" will ich- fobald und wo ich kannt anzubeten
furhen und der Heiligen ein Votiv-Etwas ins Ohrläppchen zu hängen
wagent wenn das Etwas gemacht ifi.
Ich freue mich auf Wiederfehen und Wiedergenießen. Ich grüße
dankend Ihre fo gütig miteinladende Gattin.
Ihr
ergebenfier
Iean Paul Fr. Richter,
ll.
Stuttgart, den 11, März 1825.
Ihre geehrte Zufchrift vom 10. Februar habe ich vorgeftern emp-
fangen. Ich bemerke dies ausdrücklich damit diet wenn auch under-dienteL
üble Meinungt die Sie von meinem Betragen haben müffen- nicht noch
größer werde. Ich habe nämlich das frühere Schreibent deffen Sie
erwähnenx gar nicht erhalten. Ihre freundliche Einladung wie fie mir
jeßt fchmeichelhaft i|t da Sie fie wiederholent wäre mir auch das erfte
Mal ehrenvoll gefchienent und ich hätte gewiß nicht verfäumtt Ihnen
dafiir zu danken. Reiäyte der gute Wille hin- dann würde ich gewiß
einer der eifrigfien Ihrer Mitarbeitert aber ich ver|ehe nichts von Mufikt
durchaus nichts. Zwar i| keine Wiffenfrhaft oder Kun| fo einfiedlerifch
und unzugänglicl» daß nicht manches- ja vielesF ja alles mit ihr in Ver-
bindung gefeßt werden könntet aber das gelingt nur dem- der innerhalb
jener Kunfi oder Wiffenfchaft fieht. Mein Wirkungskreis liegt weit
ab von der Muf ikt und wer fein Haus verläßt- ohne einer andern
Wohnung ficher zu fein, der irrt umher und muß unter freiem Himmel
fchlafen. Sollte indeffen ein glücklicher Zufall mich einmal in die Nähe
Ihrer Kunfi führent dann würde ich gewiß nicht verfäument ihr einen
Befuih abzuftatten und um ihre gaftliche Aufnahme zu bitten. Kann
ich nun kein Lehrer an Ihrer Auftalt fein- fo werde ich dagegen einer
ihrer fleißigften Schüler werden und ich werde in Ihrer Zeitfchrift um

fo größere Belehrung finden. je mehr ich ihrer in mufikalifchen Dingen bedarf. Ich kenne fie bis jest nur dem guten Rufe nach. in dem fie fieht. aber fchon das reichhaltige Inhaltsverzeichnis. das Mannigfaltige. das Anziehende und der Ernft der behandelten Gegenftände haben mir die befte Meinung von ihr beigebracht. Auch habe ich mit Vergnügen bemerkt. daß fich Ihre Zeitfchrift von der anfieckenden Krankheit der nervöfen Theaterkritiken frei zu erhalten gewußt. und das ift das untrügliche Zeichen einer feften Gefundheit.

Ich werde mich in der nächften Zeit in Frankfurt aufhalten. wo ich ficher Gelegenheit finden werde. mir die Fortfesungen Ihres Journals zu verfchaffen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
))l'. Börne.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find... . . . . Roman.
Fortfeßung.

Inzwifchen hatte die Angelika eine fchwere Stunde durchlebt. Sie hatte Alexander zu bewegen verfucht. felbft zum Direktor zu gehen und ihm den ganzen Fall wahrheitsgetreu darzutun. Der aber war wie von der Tarantel gefioäfen in die Höhe gefahren und hatte erklärt. daß er fich lieber den kleinen Finger abhacken würde. ehe er einen folchen Schritt unternähme. Es fei gekommen. wie es hatte kommen müffen - vielleicht fei alles eine Fügung Gottes. oder des Schickfals. wie man es zu nennen beliebte. das ihn davor hätte bewahren wollen. fich bis auf die Knochen zu blamieren. Und vielleicht fei es für ihn das Gefcheitefte. das Ränzel zu fchnüren und der Kunfi Valet zu fagen. Immer habe er fich mit dem Gedanken getragen. einen anftändigen Schluß zu finden und fich auf keine feigen Zugefiändniffe einzulaffen. Daß er freiliäf nicht die Probe auf das Exempel machen könne. fei für ihn ein bitterer Stachel. über den er weniger leicht hinwegkommen würde. Man müßte den Becher bis zur Neige leeren. damit man wüßte. wie einem der Trunk bekäme.

Während des Mittagsmahles nahm er keinen Biffen zu fich. fondern ftarrte nur vor fich hin. fo daß es die Angelika kalt und heiß überlief. da fie das Schlimmfte befürchtete. Und wenn fie fchmerzhaft zu ihm hinüberfah. wich er ihr aus. als täte ihr Anblick ihm weh. Gleich nach Tifch verließ er die Wohnung - und fie war mit ihren Ängfien und Sorgen allein.

Was follte nun werden? . . . Es war ja nicht auszudenken. daß alles .Hoffen fo kläglich enden follte. Sie war im ftillen davon über-zeugt gewefen. daß der Hamlet ihn zum Siege führen würde. Und nicht fie allein. auch die Kollegen glaubten an einen guten Ausgang. ja felbft die ihn nicht leiden mochten. hielten eine Uberrafchung nicht für aus-gefihlof'fen. Denn alle empfanden den herben Willen und den großen
7L

Ernflj mit dem er feine Aufgabe zu meiftern fuehte. Nun follte alles
das abgefchnitten und er und fie um den Preis aller Mühen betrogen
fein] . . . Sie konnte es nicht glauben. Das Schlimmfie war jaj daß
er in feinem Starrfinn und Troß auf und davon gehen würdej ohne
daß fie ihn zu halten vermochte, Das Herz fiand ihr bei dem Gedanken
ltill. Was follte denn aus ihr werden . . . Ein kummervolles Sajluchzen
fchüttelte ihren Körper.
Stundenlang wartete fie auf feine Heimkehr, Die Dunkelheit brach
in ihr kleines Zimmer und hüllte fie ein. Wenn fie Schritte zu hören
glaubtej zuckte fie zufammen - aber jedesmal trog fie ihr Hoffen.
Ein Zufall wollte esj daß fie beide an diefem Abend nicht zu fpielen
hatten. So war wenigfiens die Entfcheidung auf Stunden hinaus-
gefchoben. Was war er für ein Menfchj wenn er fie fo foltern konnte . . .
Hatte er überhaupt Liebe für fie? Oder war er ihrer längfi überdrüffig
geworden? . . ,
Zuweilen glaubte fie„ daß nur ein heimtückifcher Zufall fie zufammen-
gekettet hatte . . . Niemals hatte er ein fiarkes Gefühl für fie befeffen
- fie war es gewefenj die fich ihm an den Hals geworfen.
Und auf einmal zuclte es durch ihr Hirnj daß feine Seele der anderen
gehörtej der Ingendgefpielinj die er nie vergeffen hatte. Sie fchrak
zufammen.
Der fihrille Ton der Glocke ging durch das Haus.
Ihr Herzblut ftockte. Sie rührte fich nicht. Sie hatte auf einmal
das unabweisbare Gefühh daß in diefer Stunde ihr Leben fich entfchied.
Draußen wurde von neuem geläutet. Die alte Frau mochte nicht
zu Haufe fein, Am Ende fianden vor der Tür fremde Menfchen und
brachten Alexander heim - und in der nächfien Minute würden fie den
Leblofen aufgebahrt haben - und fie ftünde fiarr und fiumm an feinem
Totenlagerj unfähigj auch nur einen Lautj aueh nur einen Seufzer von
fich zu geben. Sie blickte auf fein bleiches Leidensgeficht - auf die
für immer gefchloffenen Augen und wußtej daß das Leben auch aus
ihrem Körper fich leife davon machtej daß auch ihr die Sterbeglocken
läuteten,
Ein Grauen packte fie und eine unfagbare Angft vor dem Tode.
Schwerfällig und mühfelig erhob fie fichj und langfam fchleppte
fie fich zur Flurtürj die fie zitternd öffnete.
Draußen ftand der Theaterdiener - die blaue Mühe auf dem
Kopf - und machte eine ftramme Verbeugung,

..Ah. Sie find's.‟ fagte fie und atmete dabei tief auf.
..Guten Abend. Fräulein. Ich komme vom Direktor. Er läßt
Sie bitten. fich unbedingt noch heute ins Bureau zu bemühen. Er hätte
etwas Wichtiges mit Ihnen zu befprechen."
..Wie fpät ifk es denn?" fragte fie mechauifch. ohne felbfi den Sinn
ihrer Worte zu begreifen.
..Um 1/79 herum. Fräulein. Was für einen Befcheid darf ich
geben?" _
..Ach fo. ich foll ins Theater kommen.‟ antwortete fie. und ihr
war. als ob fie aus einem dumpfen Schlafe erwacht fei, ..Schön. ich
werde kommen. Befkellen Sie. daß ich kommen werde."
..Fehlt Ihnen etwas. Fräulein?" fragte der Theaterdiener be-
fcheiden.
..Nein. nein. ich bin ganz wohl. Grüßen Sie von mir. Vergeffen
Sie es nicht.“
Sie fchlug krachend die Tür zu und begann vor fich hin zu trällern.
Daun zog fie fich in wenigen Minuten an und eilte die Treppen hinunter.
Vor dem Haufe blieb fie eine ganze Weile ftehen. |arrte in das Dunkel
und wartete auf Alexander.
..Gut - gut - wie du willfk.‟ flüfierte fie vor fich hin. und ein
bösartiger Ausdruck zeichnete 'fich in ihre Miene. ..Wirf du mich nur
beifeite - tritt mich nur mit Füßen - aber dann wundere dich
auch nicht. wundere dich niäjt. wenn - - -"
Sie brach mitten in ihrem Gedankengange ab und kniff die Lippen
fefk aufeinander. Was fchwatzte fie da für dummes Zeug . . .
Nun eilte fie in Sturmfchritten zum Theater. Sie wollte dem
Direktor fchou beweifen. daß mit ihr ni>ft zu fpaßen fei - mit ihr
gewiß nicht. Dem würde fie ein Licht auf|e>en. Sie war gerade in
der echten Stimmung - mochte nun daraus werden. was da . .
Ießt hatte fie den Bühneneingang erreicht. Der Portier zog die
Mühe. ..Der Herr Direktor erwartet Sie läugf't." fagte er devot.
Sie nahm mit ein paar Säßen die Treppe zum Bureau und klopfte
energifch an die Tür.
..Herein!" tönte es von innen.
Sie öffnete - und ihr erfker Blick fiel auf den Regiffeur. der in
unterwiirfiger Haltung vor dem Direktor ftand und jeßt. ohne fie zu
grüßen. das Zimmer verließ.
Das kann ja gut werden - dachte fie.

„Wollen Sie fich nicht feßen?‟ Der Direktor machte eine ein-
ladende Handbewegung.
„Dankej ich kann ftehen." entgegnete fie kurz und feßte ein feind-
feliges Geficht auf. Ießt mußte der Kampf beginnen. Der Direktor
fchwieg jedoch. Sie wartete ein paar Minuten.
„Was wollen Sie denn von mit?" bra>f fie unvermittelt los -
nicht fähig. ihre Unruhe länger zu verbergen.
„Ich denkej Sie wollten mich fprechenl“
Sie fah ihn perpler an.
„Haben Sie die Abfichtj mit mir zu fcherzen?"
„Beileibe nicht- mein Fräulein. Ich vermutete nurj Sie hätten
den Wunfchj fich über den heutigen Vorfall auf der Probe mit mir aus-
einanderzufeßen.“
Sein Ton klang ruhig und ernft.
Sie hielt fich an der Stuhllehne feftj um ihrer Erregung Herr
zu werden. Ihre Miene hatte einen Leidenszug, der fie wunderbar ver-
edelte.
„Ich weiß nicht." fagte fie zögernd. „ob ich das Recht habej in
diefer Sache das Wort zu führen - derjenige -"
„Laffen wir die Kompetenz beifeite. Ich ziehe es vor. mit Ihnen
zu verhandeln. Wenn noch etwas zu retten iftj fo kann es nur auf
diefem Wege gefchehen.“
„Gun‟ erwiderte fie. „nur bin ich mir darüber unklar! was unferer-
feits zu tun ift. Alexander Oblomoff ifc in fchamlofer Weife heraus-
gefordert worden - er war in der Notwehr und - -“
„- - hat fich in der brutalften Weife gegen feinen Vorgefeßten
vergangen.“ ergänzte der Direktor.
„Wir find doch nicht beim Militär." fchrie fie auff und ihre Stimme
bekam einen leidenfchaftlichen Klang.
„Gewiß niäjt. Aber wenn beim Theater die Difziplin aufhörtj
fo können wir fchließen.“ antwortete er trocken. „Im übrigen wollen
wir uns darüber nicht unterhaltenj mein Fräulein. Das ift nicht der
Zweck der übung. Ich bin unter diefen Umftänden zu dem Entfchluß
gelangtj von der Hamletvorftellung abzufehen und Herrn Oblomoff auf
der Stelle zu entlaffen. Ihr Vertrag bleibt deffenungeachtet felbftver-
ftändlich beftehen."
Er hielt inne und fah fie prüfend an.
„Ift das alles. was Sie mir zu fagen haben?“

Ihre Lippen waren weiß geworden. und aus ihren Augen flackerte
ein unflätes Feuer.
„Sie fehen doch. daß ich in einer Zwangslage bin. Ich kann um
diefes Hißkopfes willen mein Theater nicht in Frage fiellen.‟
„Ich bitte. helfen Sie mirf‟ fagte fie. Das Wort kam ihr fchwer
von der Zunge.
„Sind Sie imfiande, den .Herrn zu veranlaffen- daß er auf der
Bühne den Regifieur vor den Kollegen um Verzeihung bittet. fo will ich
die Sache einrenken. Das ift das Äußerftef was ich in diefem Falle zu
tun vermag. Es gefchieht lediglich Ihretwegen. Ich möchte Ihnen einen
Beweis meiner Achtung geben."
„Niemals wird er das tun - niemals.‟ wiederholte fie tonlosz
und ihre Züge waren in grenzenlofen Iammer getaucht,
„Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Die Freiheit meiner Bewegung
ifi begrenzterF als Sie zu glauben fcheinen.‟ Diefe Formel gefiel ihm
ausnehmend. Er blickte fie durchdringend an. als wollte er den Eindru>
feiner Worte feftftellen.
„So bleibe ich natürlich auch keine Stunde. länger an Ihrem
Theater/' entgegnete fie.
„Sie find fich über Ihre Verpflichtungen offenbar völlig im un-
klaren, Solange Ihr Kontrakt dauert„ dürfen Sie an keiner anderen
Bühne fpielen, abgefehen davon. daß Sie auch mitten in der Saifon
nirgends ein Engagement finden wiirden. - Wo wollen Sie denn hin
- auf die Straße - verhungern? Kommen Sie doch zu Verfiande
und machen Sie keine Dummheiten! Sie wiffenf daß ich es gut mit
Ihnen meine.“
Iedes feiner Worte traf fie wie ein Hieb. Sie wußte- daß er
in allem recht hatte. daß fie feinem Willen wehrlos ausgeliefert waren.
Und nicht mehr fähig- fich aufrecht zu haltenz brach fie auf dem Stuhl
zufammen. das Geficht in den Händen bergend.
Der Direktor war hinter fie getreten und hatte einen Moment
feine Rechte auf ihr fchimmerndes Haar gelegt,
Sie ließ es gefchehen.
Er zog aber fofort die Hand zurü>„ als füraytete er. eine Unklugheit
zu begehen.
„Darf ieh Ihnen einen Vorfchlag machenf" fagte er völlig unver-
mittelt und fah fie demütig an.
Da fie kein Wort erwidertef fuhr er fort: „Ich bin todmüde und

abgefpannt. Ich muß etwas zu mir nehmen. Seien Sie mein Gafi - vielleicht finden wir während des Efiens einen Ausweg."
Sie machte eine ängftliche. abwehrende Bewegung.
„Ich will mich um Gottes willen nicht aufdrängen,** feßte er rafch hinzu.
Was ging in ihr vor? Eine Reihe widerfpruchsvoller Gedanken jagte durch ihren armen Schädel. Was follte fie tun? Wenn fie jeßt nein fagte. war Alexanders Schiclfal befiegelt . . . Der Direktor ftand mit gefenktem Kopf. wie ein unterwürfiger Schuljunge. vor ihr. Wer wußte. wann Alexander heimkam. An freien Abenden blieb er in der Regel fo lange fort. daß fie ihn gewöhnlich erft am andern Morgen wiederfah. -- Er mied ihren Anblick. Das war ehedem anders gewefen. Da war er des Nachts zu ihr gefchlichen. fobald die alte Frau ein-gefchlafen war - und in diefen Stunden der Dunkelheit und Stille hatte eines dem anderen fein Herz ausgefchüttet - und eng aneinander-gefchmiegt waren fie fiih ihres tiefen Zufammenhangs bewußt geworden.
Ein Gefühl der Bitterkeit flieg ihr bis zur Kehle. Sie war diefelbe geblieben - fie hatte fich nicht geändert.
„Nun?" fragte der Direktor.
Sie fah ihn fafiuugslos und verwirrt an, als wäre fie jäh aus tiefem Schlaf erwacht,
„Ich habe keine Schlüfiel bei mir.“ meinte fie kleinlaut.
„Tut nichts. Wir fahren erfi zu Ihnen und holen die Sällüffel - fagen Sie ja - und wir können gehen." Er hatte ihre Hand er-griffenj die er in leifem Drucke fefihielt.
Angelika, Angelika. geh ihm nicht in die Schlinge. flüfterte eine Stimme.
Sie wurde rot wie Blut und entzog fich ihm. Und das Angl't-gefühl. das wie ein böfer Alb auf ihr gelafiet hatte; wich.
Sie kniff das linke Auge halb zufammen und fixierte ihn von oben bis unten.
„Hat es auch einen Zweck. wenn ich Ihnen folge?" fragte fie in fcharfem Ton.
„Ich glaube wohl!"
„Gut, Ich komme."
Schweigend ftiegen fie die Treppe hinab. Unten erwartete fie bereits ein Wagen.
„Zuerfi zu mir.“ befahl fie.

Der Direktor gab dem Kutfcher die entfprechende Weifung.
Wenn Alexander zu Haufe ift. laffe ich ihn unten warten. bis er zur Salzfäule erfiarrt. dachte fie im ftillen. Und leife betete fie: Lieber Gott. gib. daß er zu Haufe ift.
Leichtfüßig. klopfenden Herzens. flog fie die Treppen hinauf. Die alte Frau fchlief. und Alexanders Zimmer war leer.
Sie biß die Zähne zufannnen. um nicht laut aufzuheulen. Dann nahm fie aus der Kommode einen blaufeidenen Schal. den fie um die Schultern warf. fleckte den Hausfchliiffel in die Tafche und eilte die Stiegen hinunter.
Während der Fahrt fprach fie keine Silbe - und auch der Direktor war ftumm wie ein Fifth.
Sie traten in ein hell erleuchtetes Lokal. in dem der Direktor mit refpektvollem Gruß von den Kellnern empfangen wurde. Er lüftete nur leicht den Hut und tat fehr von oben herab.
In einer der kleinen Nifchen. aus denen der fchmale. korridormäßige Raum beftand. nahmen fie Platz.
Der Direktor war ihr beim Ablegen des Iäckchens behilfliä).
Sie feste eine hochmütige Miene auf und tat wie eine Prinzeffin.
Als fie auf dem kleinen. fchmalen Sofa Platz nahm. wollte der Direktor fich neben fie feßen.
..Bitte. hier ift ja noch ein Stuhl." fagte fie in dezidiertem Ton.
..Wie Sie befehlen.“ antwortete er und folgte* gehorfam ihrer Aufforderung. l
Er klingelte. und der Kellner erfäjien.
..Stellen Sie mir ein kleines Souper zufammen. und bringen Sie vorher ein paar Auftern und Kaviar - etwas rafch. wenn ich bitten darf."
..Und was belieben der Herr Direktor zu trinken?"
..Mumm ertra dry!“
..Sofort. Herr Direktor!"
..Sie find wohl fehr bekannt hier?‟ fragte die Angelika mit einem fpöttifchen Lächeln.
..Es ift mein Stammlokal. Es gibt nämlich nur ganz wenige Reftaurants.“ fügte er ernfthaft hinzu. ..in denen man etwas Anftändiges zu effen kriegt."
..Na.‟ fagte fie. ..hier mögen wohl fchon viele Damen mit Ihnen gewefen fein!“

..Wie kommen Sie darauf?"
..Man hört fo allerlei am Theater!“
..Glauben Sie doch nicht diefen Tratfch - nirgends wird mehr ge-
klatfcht als beim Theater - das ift doch eine bekannte Tatfachel“
..Demnach find Sie ein Heiliger - um fo befierl"
..Ein Heiliger - nein. Dazu fpüre ich kein Talent in mir. Aber
jedenfalls ift mein Ruf fchlechter als ich."
..Wie treuherzig Sie das fagen." Sie lachte in fich hinein und
maß ihn mit einem höhnifchen Blick.
..Bin ich Ihnen unfympathifch?“
..Sehrl“
..Sehen Sie. das habe ich gewußt.“ entgegnete er. ohne im min-
deften beleidigt zu fein, ..Darum reizen Sie mich gerade fo. Ich
möchte Ihnen eine andere Meinung über mich beibringen - ich möchte
Sie zwingen - - -"
..Erfparen Sie fich die Mühe. Das gelingt Ihnen niemals!"
..Glauben Sie wirklich?“
„Ich weiß es.“
..Und wenn Sie doch irrten?“
..Das ift einfach ausgefchloffen.“
..Ich fühle aber. daß Sie mein Typ find.‟
..Und ich verbitte mir diefe Zweideutigkeiten. Sonft ftehe ich auf.
Sie fcheinen fich doch in meiner Perfon zu irren.‟
In diefem Augenblick brachte der Kellner die Auftern. den Kaviar
und in einem Eiskühler den Sekt.
Der Direktor reichte ihr die Schüffel.
Sie lehnte dankend ab.
..Sie mögen Auftern nicht?“
"IH weiß es nicht.“
Er fah fie erfiaunt an.
..Man ifi wohl fehr ungebildet. wenn man in feinem Leben noch
keine Außern gefchlürft hat?“
..Es gehört gewif'fermaßen zur Kultur.“ antwortete er. ..und außer-
dem ift es ein großer Genuß. Verfuäfen Sie es doäf einmal."
..Ich danke wirklich."
..Und wenn ich Sie darum bitte."
..So fage ich nein. Mein Gefühl ift dagegen - und man foll
nichts gegen fein Gefühl tun.“

„Das haben Sie fehr nett gefagt. Und weswegen ifi Ihr Gefühl
gegen den Genuß von Auftern? Fürchten Sie fich zu vergiften?"
„Das ifi es. Ich fürchte mich zu vergiften." Diefe Worte fprach
fie in einem merkwürdigen Ton.
Er nahm von ungefähr aus der Wefientafche fein Monokel und be-
trachtete fie. Dann goß er langfam den kalten Sekt in ihr Glas. ftrich
vorfichtig Butter auf das geröftete Weißbrot und bedeckte es bis zum
leßten Pünktchen mit dem graukörnigen Kaviar.
,.Hier." fagte er und legte das zurechtgemachte Brot auf ihren
Teller. „Und nun laffen Sie uns anftoßen.“
Sie zauderte noch einen Moment, Er ließ fie indeffen nicht aus
den Augen.
Und gegen ihren Willen hob fie das Glas.
„Zum Wohle."
Die Gläfer klangen leife zufammen. während ein Fröfteln durch
ihren Körper ging. Am liebfien wäre fie aufgefprungen und Hals über
Kopf aus dem Lokal gelaufen. _
„Aber Kaviar haben Sie öfter als einmal gegeffen?"
,.Ia.‟ antwortete fie. „bei Afchinger - fünfzehn Pfennige das
Brötchen."
Er lachte amüfiert auf.
„Sie find kofibar. kleines Fräulein!"
„Natürlich waren das nur Ausnahmefälle.“
„Wiefo?“ forfchte er. *
„Weil man in der Regel nur Zehnpfennigbrötchen ißt. Ia. glauben
Sie." fuhr fie fort - und auf einmal durchdrang fie eine Art von
wütendem Klafiengefühl -* „daß man bei der Gage große Sprünge
machen kann?"
Er zuckte die Achfeln.
„Jeder ifi feines Glückes Schmied. Wie lange kennen Sie eigent-
lich Ihren Freund?“
„Bitte. eraminieren Sie mich nicht. Sagen Sie mir fiatt deffen
endlich. wie Sie uns helfen wollen. Er muß den Hamlet fpielen, kofie
es. was es wolle."
„Abgemacht, Ich nehme Sie beim Wort." Und mit den Augen
zwinkernd. feßte er bedeutfam hinzu: „Sie zahlen den Kaufpreis."
„Wie meinen Sie das?"
„Davon wollen wir fpäter reden.“

W
..Ießß wenn ich bitten darf.“
..In diefem Falle dürfen Sie nicht bitten - und nicht befehlen.
denn zuerft wird gegeffen."
Der Kellner trug warme Hummern mit getrüffelter Butter auf.
nachdem auf Kaviar und Auftern Schildkrötenfuppe - in Taffen fer-
viert -- gefolgt war.
..Tun Sie mir den Gefallen und effen Sie - es fchmeckt mir
fonfi auch nicht. Und haben Sie ein bißchen Vertrauen zu mir. Sie
werden es nicht bereuen."
Sie folgte gehorfam. Aber ein verforgter und vergriibelter Aus-
druck blieb auf ihrem Geficht.
Er goß von neuem die Kelche voll.
..Diefes Glas trinken wir mit einem Zuge auf das Wohl des Herrn
Oblomoff - auf - den Hamlet! Er foll leben!“
..Ihr Wort in Gottes Mund!" Bis auf den lehren Tropfen leerte
fie das Glas. Und auf einmal kam eine gefegnete. fröhliche Stimmung
über fie. Der Abend mußte ja gut enden. Und was fie tat. tat fie
um Alexanders willen. Ihr Mißtrauen gegen den Direktor erfchien
ihr übertrieben. Vielleicht hatte fie den Menfälen falfch tariert. und
er war im Grunde anfiändiger. als fie glaubte - ein Suitier. aber nicht
bösartig.
Mit einem inneren Behagen fchliirfte fie den kalten Sekt. der ihr
prickelnd in die Nafe ftieg und - wie fie deutlich fpürte - ihr Blut
auf eine feltfame Weife riefelu machte. Und der Duft der guten
Speifen. die gar kein Ende nehmen wollten. fchuf eine ihr fremde
Atmofphäre. Eine wohlige Müdigkeit kam über fie. Und wieder
nippte fie an dem Glafe. das immer bis an den Rand gefüllt war. als
f'tünde ein unerfchöpflicher Zauberkelch vor ihr. Und plößlich faß der
Direktor an ihrer Seite. hatte die breite Hand auf ihren Schoß gelegt
und fein Geficht bedenklich dem ihrigen genähert. Sie wollte fich zur
Wehr fehen. wollte laut um Hilfe rufen - jedoch ehe fie fich's verfah.
verfchloß er ihr den Mund mit Küffen und zog fie fo feft an fich. daß
ihr Widerftand zerbrach. Sie ftarrte ihn faffungslos. verfiört und tod-
müde an - aber fie rührte fich nicht. Wie verf'teinert war fie. und
gleiäjzeitig fpürte fie noch zu ihrem Grauen. wie fie nicht ganz willenlos
einer phyfifchen Gewalt erlag. Dann half ihr der Direktor beim An-
ziehen ihres Iäckchens. und nicht viel fpäter faß fie neben ihm im Wagen.

frau.
Nach 1830
x
Â» beodorc Rouf
._
o. ".
.
_Mot-S Laien-xi...
i'
er
Schur
.4..
K.
im von
1.1.?! "
Lo
El
I
*7711171
'
-
c.
k
.
.
e
Par
_*Â»V -

/
x.
0.: [M7.
„JYZW'Z'KZT7
0:: .xd /
._ '*7„.
:,_C-qx.1x?;>-
-'_„'-M
(JL/»1: x x
x;-
/xk

während er ihre beiden Hände feft umklammert hielt. fo daß fie fich nicht zu rühren vermoäfte. Die körperliche Wärme. die von ihm ausging. flößte ihr Entfeßen ein - aber eine lähmende Furäft fchnürte ihr die Kehle zu.
Und auf einmal - fie wußte felbfi niäft. wie - war fie oben im Schlafzimmer des Direktors. faß zufammengebrochen auf einem weißen Polfierftuhl und ein heiferes Weinen entrang fich ihr. Noch immer halb betäubt - das Haar zerzauft -- verlangte fie. daß er fie freigäbe. Aber der Direktor hatte auf all ihr Bitten nur ein infames. ftummes Lächeln. Ungeniert hatte er den Rock abgeworfen und eine Hausjoppe fich angezogen. Und mit einer zynifchen Miene forderte er fie auf. es fich ebenfalls bequem zu machen. ..Wenn man gut gegeffen und getrunken hat. werden einem die Kleider läftig." fagte er mit einem breiten Grinfen.
„Wenn Sie mich jeßt nicht hinauslaffen. fchreie ich. daß das ganze Haus wach wird.“ fiieß fie verzweifelt hervor.
* Er blickte fie fpöttifch an. ..Das wird Ihnen verdammt wenig nüßen. Das Zimmer ift fo gelegen. daß uns niemand hört." . . .
Was nun folgte. war ein wirrer. böfer Traum. von dem eine entfehliihe Erinnerung in ihr zurü>blieb. Es wurde plößliäf ganz dunkel im Zimmer. und fie rang mit diefem Menfchen auf Leben und Tod. bis ihr der Atem ausging und die Befinnung fchwand. Viele Stunden fpäter erwachte fie. Sie lag in einem weißen Himmelbett. Auf dem Nachttifch brannte eine elektrifche Lampe. und auf dem Bettrand faß halb entkleidet der Direktor. Ihre Glieder waren wie abgefchlagen. und der Kopf fihmerzte fie. daß fie laut hätte weinen mögen. wenn dazu nur die Kraft in ihr gewefen wäre.
Der Direktor fprach fortwährend in fie hinein. ohne daß fie fich rührte. Einmal zu>te der Gedanke durch ihr Hirn. ob fie denn noch lebendig fei. Denn irgend etwas war in ihr ertötet und abgeftorben - fo viel fiand feft. Sie ließ es willenlos gefchehen. wenn er ihre Hand nahm oder ihre Stirn betafiete.
..So rühren Sie fich doch endlich." fagte er grob. ..Sie tun ja gerade fo. als ob Sie noch die Unfchuld vom Lande wären. Mia) brauchen Sie doch nicht mehr von Ihrem Talent zu überzeugen."
In ihr blaffes Geficht trat ein jammervoller Leidenszug. der ihn erfäjreckte - und als fie nun gar die Augen unheimlich aufriß und ihre Miene einen irren und verftörten Ausdruck erhielt. wurde er ängfilich,

„Herr des Himmels. ift Ihnen fchlecht? So reden Sie doch ein einziges Wort.“
Sie richtete fich halb in den Kiffen auf. und mit vorgefirecktem Halfe fiarrte fie in die Luft. Gleich darauf fank fie wieder zurück und fchloß die Augen.
„Hören Sie mich mal an!“
Er packte fie hart an ihrem rechten Handgelenk.
„Umfonfi ifi der Tod. und alles in der Welt hat feinen Kaufpreis. Kennen Sie die Gefchichte von der ausgehungerten Feftung. die kurz vor der Kapitulation ftand? Nun. Sie kennen fie wahrfcheinlich nicht. Ich will Ihnen mit drei Worten die Pointe fagen. Als es in der Fefiung Matthäi am lebten war. ging die fchönfte Jungfrau zu dem feindlichen Feldherrn. der ein bekannter Weiberfreund war. und fagte kurz und entfchloffen: Nimm mich für eine Nacht. aber gib die Stadt frei. Was foll ich Ihnen weiter fagen. Die beiden wurden handels-einig - die Fefiung war gerettet. Der guten Jungfrau aber festen die Bewohner der Stadt für ihre Treue ein Denkmal. und an dem Haufe. in dem fie geboren war. wurde eine Gedenktafel angebracht . . . So belohnte fich ihre Tugend. In unfere Sprache übertragen: Ihr Alexander Oblomoff wird den Hamlet fpielen - und keine Seele erfährt etwas von diefer Begebenheit. wenn Sie darauf Wert legen. Ich laffe nicht einmal eine Gedenktafel anbringen . . . Und nun hübfäj vernünftig fein. Sie bleiben jetzt allein. damit Sie Ihre Toilette in Ordnung bringen können.“
Er trat in das Nebenzimmer. Eine Weile horchte fie angeftrengt. ehe fie ihre letzte Kraft zufammenraffte und fich fchwerfällig erhob . . .
Er wollte fie nach Haufe begleiten - aber fie maß ihn mit einem fo verächtlichen Blick. daß er eingefchüchtert zurückwich.
„Wie Sie wollen . . . wie Sie befehlen. kleines Fräulein . . .
Bin immer zu Dienfien - fiets Ihr ergebenfter Diener! . . ."
Sie wankte die Treppe hinunter - betäubt und ohne Zufammen-hang mit fich felbft. Leer und ausgebrannt taumelte fie durch die ver-laffenen Straßen. Als fie vor ihrem Haufe angelangt war. graute der Morgen. Wie ein Dieb - auf das Geländer gefiüßt - kroch fie die Stiegen hinauf . . .
Fortfeßung in der November-Nummer.
'

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menfchen und Schickfale
aus dem Zeitalter des Riforgimento.
1).
Federico Confalonieri.
Schluß.

Während der Reife nach dem Spielberg. die-langfam im Wagen gemacht wurde. verfchlimmerte fich der Zuftand des Grafen fo fehr. daß er in Villach zurückbleiben mußte. von wo er. anftatt den andern zu folgen. nach Wien gebracht wurde. um noch einmal zu Gefiändniffen veranlaßt zu werden. Dort umgab man den Gefangenen mit allen Bequemlichkeiten feines Standes und ftellte ihm einen eleganten Salon zur Verfügung. in dem er abends am Teetifch den Fürfien Metternich empfing. Zu diefem auffallenden Verfahren. das man immer als eine unwürdige Maßregel des Kaifers betrachtet hat. um *"Confalonieri zu befiechen. fcheint diefer felbfi den Anlaß gegeben zu haben. indem er während des Verhörs andeutete. daß er etwa geneigt fein wiirde. dem Kaifer felbfi weitläufigere Eröffnungen als bisher zu machen. Vermutlich folgte Confalonieri dabei feinem Hange. fich noch Möglichkeiten offen zu laffen. zunächft noch Herr der Lage zu bleiben; auch mag er gedacht haben. daß er feiner Frau zuliebe alles verfuchen. fich fo weit beugen müffe. wie er ohne Schaden feiner Ehre könne. Obwohl nun die Unterhaltung. die er mit Metternich führte. fowohl von ihm felbft wie von dem Fürfien wiedergegeben ift. wird doch kaum jemals fe|zuftellen fein. ob es der öfterreichifchen Regierung wirklich. wie man gemeint hat. hauptfächlich darauf ankam. Zeugniffe gegen Karl Albert von Carignan zu erhalten. der zugunften des mit einer Öfterreicherin vermählten Herzogs von Modena von der Thronfolge in Piemont ausgefchloffen werden follte. Nach Metternichs Darftellung habe er Eonfalonieri

fofort erklärt. er komme nicht als Richter oder Polizifi zu ihm. fonderu einzig als Politiker. und hoffe von ihm etwas über die Verzweigung der liberalen Partei in Europa zu erfahren. Der Graf erging fich zur Antwort in allgemeinen Erörterungen. wie während des Prozeffes. die keine wefentliche Bedeutung für Metternich hatten. erklärte fich indeffen bereit. eine Reihe an ihn gerichteter Fragen auf dem Spielberg zu beantworten. Dies konnte ebenfowohl die höfliche Einkleidung feines Abfchlags fein oder aber das Fefthalten an feinem Syftem. den Feind hinzuhalten und eigentlich irrezuführen. Das war jedenfalls die Auffaffung Metternichs. der feinen Bericht an den Kaifer mit den Worten fchloß. nach dem Eindruck. den Eonfalonieri auf ihn gemacht habe. glaube er fchwerlich. daß er vor der Veröffentlichung einer Amnefiie irgend etwas offenbaren werde.

Die Erbitterung des Kaifers gegen Eonfalonieri. von defien Begnadigung er nie etwas hören wollte. die ihn unerbittlich noch gegen die f'terbende Terefa machte. die zu einer Art Überlieferung in feinem Haufe wurde. fo daß fie nach Franzens Tode noch fortwirkte. beweifi klarer als alles. daß der Graf in diefer Verfuchung fich felbfi treu blieb.

Nachdem diefe Unterredung mit Metternich erfolglos verlaufen war. wurde Eonfalonieri nach dem Spielberg geführt.

Wie qualvoll die Verurteilten oder deren Angehörige fich das Leben der Gefangenen im Spielberg vorfiellen mochten. war es in Wirklichkeit doch weit nnerträglicher. Die Zelle. die meiftens zwei miteinander teilten. war eng. dunkel. oft feucht. und enthielt als einziges Möbel eine Pritfche. auf der zu fehlafen man fiäj nur langfam gewöhnen konnte; Kranken wurde ein Strohfack geftattet. Das Effen. das in Brot und einer wäfferigen Suppe mit ein paar Brocken harten Fleifches befiand. war den meifien ungenießbar. die Krankenkofi. die man anftatt deffen nehmen konnte. reichte nur zur notdürftigften Ernährung nicht aus; auch litten alle Gefangenen Hunger. und einige ftarben an Entkräftung. Der tägliche Spaziergang fand auf einer Terraffe fiatt. deren Befuch während der langen Wintermonate die Kälte. gegen die kein Schuß durch wärmere Kleidung gewährt wurde. oft unmöglich machte. In der erften Zeit wurden den Gefangenen Bücher gelaffen. fpäter nur Gebetbücher. Die einzige Erleichterung diefes Dafeins. es mit einem Schickfalsgefährten zu teilen. konnte. da der Wille des Kaifers über die Zufammenpaarung entfchied. ebenfowohl zur bitterften Verfchärfung des Leidens werden. Eonfalonieri war entweder allein oder mit Alex-andre Andryane vereinigt. dem jungen

Franzofen. der. fchon bevor er ihn perfönlich kannte. ihn fchwärmerifch verehrte und faf't wie ein Mädchen an einem geliebten Manne an ihm hing. Die unbedingte Hingebung des klugen. lebhaften. nicht unedel veranlagten jungen Mannes mußte Eonfalonieri wohltun. noch mehr das Bewußtfein. daß feine Gegenwart dem Armen die Gefangenfchaft er- träglicher. in gewiffer Hinficht lieb machte; doch fcheint es. daß die bef'tändige Nähe eines Menfchen. der duräj Nationalität und Tempera- ment fehr von ihm verfäjieden war. ihn zuweilen ebenfofehr belaf'tet wie getröftet habe.
Immerhin konnte. namentlich in den erfien Iahren. manche Stunde durch Gefpräch verkürzt werden. Für Eonfalonieri war die Lage fchwie- riger als für viele andere. die wenigftens. folange fie Büäjer und Schreib- zeug hatten. fich eine angenehme. ja bis zu einem gewiffen Grade be- glückende Befchäftigung verfchaffen konnten. Silvio Pellico. Borfieri. Maroncelli. Andryane dichteten. fuchten fich irgend eine Form für ihre Betraäftungen und Einfälle und lernten das Entfiandene auswendig. wenn fie es nicht niederfchreiben konnten. dadurch zeitweife über die Wirklichkeit hinweggetäufcht und erhoben. Eonfalonieri hatte keine Phantafie: der Zauber. der nackte Kerkerwäude mit Blumen überfchütten und die wüfiefie Einfamkeit mit fchönen Erfcheinuugen bevölkern kann. tröftete ihn nicht. Seine Produktivität lag nur auf dem Gebiete tätiger Wirkfamkeit. und wenn der kranke Mann ftundenlang in unbequemer Lage an der Mauer kniete. um fich durch Klopfen mit dem unglücklichen Nachbar. dem Hauptmann Moretti. zu unterhalten. der ohne Gefährten oder mit einem verhaßten vereinigt war. fo gab er fich felbft damit die einzige Befriedigung. die er feiner Natur nach unter diefen Umfkänden haben konnte, Während der Unterfuchungshaft in Mailand hatte er viel gelefen: Sismondi. die Stadl. Scott. Buffon und Rouffeau. Am liebften las er deutfche Bücher. und zwar wünfchte er fie. wie er feiner Frau fchrieb. die ihn damals mit Büchern verforgte. nicht in Nach- ahmungen alla france-86. die die Schönheit des Originals entfiellten. fondern in guten. treuen überfeßungen. Was ihn intereffierte. waren die exakten Wiffenfchaften. Gefchichte. Reifebefchreibungen. National- ökonomie; das zwecklos Schöne zu genießen. fcheint ihm nicht gegeben gewefen zu fein. Es beglückte ihn nicht wie andere. aus dem kleinen Fenfier des Kerkers zu fehen. von wo aus der Blick die mährifche Ebene mit dem Schlachtfeld von Aufterliß umfaßte. noch der leife geflöteten Melodie eines Freundes zuzuhören; nichts was feine Sinne aufnahmen.

feffelte feine Seele fo. daß fie fich felbft mit ihren Schmerzen darin vergeffen hätte.
Troft gewährte Eonfalonieri nach feiner eigenen Ausfage die Religion. Daß die lange Zeit fäjwerer Kerkerhaft Unterworfenen fromm werden. wie man es auszudrücken pflegt. ift natürlich. auch abgefehen davon. daß der Schwache in einem Zu|ande bitterfker Verlaffenheit nach einer Stühe fuiht. die er fich felbft nicht geben kann; denn indem dem Menfchen das Irdifche entfchwindet. wird er auf das Geiftige hingelenkt. das in feiner reinften Form als Philofophie und Religion zu faffen ift. Zum Betriebe irgend einer Wiffenfäfaft fehlte es den vom Leben Abgefchloffenen an allen Hilfsmitteln. Der Italiener. im allgemeinen nicht philofophifch veranlagt. ift. wenn man von den Ausnahmen abfieht. entweder gläubiger Katholik oder Atheift. Letzteres war Eonfalonieri nicht: er teilte die in feiner Iugend allgemeine Verehrung für Pius bill.. und die päpftliche Verdammung der Carbonari trug mit dazu bei. ihm die Gefellfchaft unfympathifch zu machen. Er war fo angelegt. daß er wohl an dem Wert und der Berechtigung einer Staatsform zweifeln konnte. nicht aber an dem überkommenen Glauben; hierin fügte er fich Autoritäten. Daß ihm der Begriff Gott etwas Erhabeneres und Geiftigeres bedeutete als irgend einem frommen Bauern. ifk felbftverftändlich; jedenfalls fand er keinen Grund. das alte Gebäude der Kirche mit Zweifeln anzutaften. Eine Angelegenheit des Herzens war ihm der Glaube früher niaft gewefen; eben diefe Entwi>lung fand auf dem Spielberge ftatt. Zwei Bücher. die Gedanken Pascals über Religion und die Bekenntniffe des Auguftinus. gewährten ihm dabei eine außerordentliche Anregung. Das Wefentliche war. daß es ihm mehr und mehr gelang. fich von feinem eigenen Willen abzulöfen und einen umfaffenderen Standpunkt als den feines Ich zu gewinnen. was er nach der Sprache. die ihm damals geläufig war. Ergebung in Gott nannte. Es kommt dazu. daß er fich im Glauben mit Terefa vereinigt fühlte. und wie Liebende fkets danach ftreben. diefelben Anfichten und womöglich diefelbe Befchäftigung zu haben. mag es ihm eine fchmerzliche Genugtuung gewefen fein. der teuren Entriffenen. gewaltfam Ferngehaltenen in einem Gefühle zu begegnen.
Eine Frucht des Unglücks und der Einfamkeit war die Religiofität Confalonieris. keineswegs der Schwäche. Während manchem feiner Mitgefangenen der Umgang mit den Geiftlichen und die Teilnahme an den Gnadengaben der Kirche tröftlich war. hielt er fich davon zurück. Mehrere

Iahre lang verfah das Amt des Priefters auf dem Spielberge ein Abt Paulovich. ein Dalmatiner niederer Herkunft. befchränkt. eingebildet und gefühllos. ein Werkzeug des Kaifers. von dem er Beförderung erhoffte. Die meiften Gefangenen ließen fich feine Seelforge gefallen. teils weil fie die Priefterwürde in ihm ehrten. teils weil fie nach den Zeremonien ihres Glaubens ein aufrichtiges Verlangen hatten. vielleicht auch war der Wunfih. fich gegen einen Menfchen auszufprechen. der von draußen kam und die Pflicht hatte. auf die Gedanken feiner Schußbefohlenen einzugehen. fie zu tröften und zu ermutigen. als fiarker Antrieb mit im Spiele. Eonfalonieri durchfchaute. daß Paulovich die Beichte dazu benußen wollte. um von den Gefangenen und namentlich von ihm Gefiändniffe zu erpreffen. und weigerte fich darum. das Abendmahl aus feiner Hand zu empfangen. Ohnehin mag es dem ftolzen Manne fchwerer als anderen geworden fein. fich vor einem weder geiftig überlegenen noch heiligen Menfchen. einer Kreatur des Kaifers. wie vor einem Stellvertreter Gottes zu beugen. Den Priefter. der fich unter der Larve eines geweihten Amtes zum Spion machte. achtete er nicht als folchen. und die Überlegung. daß er. indem er den Groll des Pfaffen erregte. zugleich die Rachfucht des Kaifers fteigerte. beeinflußte ihn nicht. Einzig der Gedanke. daß Terefa von feinem Verhalten erfahren und fich darüber betrüben könnte. war ihm fchmerzlich. bewog ihn aber doch nicht. feine ablehnende Haltung gegen Paulovich zu ändern. Der Zorn des Kaifers. der die Religion als Mittel gebrauchte. um feine befiegten Feinde zu erniedrigen. war maßlos. als er Eonfalonieri unbeugfam fand.

In den erfien Iahren der Gefangenfchaft mag die Hoffnung auf Flucht. wozu Terefa unabläffig Pläne machte. die fchwermütige Zeit zuweilen verkürzt haben. Es fcheint. daß im ganzen dreimal Verfuche gemacht wurden. von denen wir nur unvollkommen unterrichtet find. da die Beteiligten alle fich über eine fo heikle Sache nur andeutungsweife äußerten. Der erfte mißglüäte. weil der alte Kerkermeifter Schiller. dem Silvio Pellico in feinen Denkwürdigkeiten ein dauerndes Denkmal gefeßt hat. und der geneigt war den unglücklichen Grafen zu retten. um die anberaumte Zeit wegen feiner Nachficht gegen die Italiener feines Amtes enthoben wurde. Die größte Gewähr des Gelingens foll der dritte Fluchtplan geboten haben. der fo weit zur Ausführung kam. daß ein Bruder Terefas. Graf Camillo Eafati. in Verkleidung und unter falfchem Namen in Brünn anlangte. um feinen Schwager im Wagen über die Grenze zu bringen. Unter den Angeftellten des Spielbergs waren

Eingeweihte. die für das Entkommen Eonfalonieris geforgt hätten. deffen eigener Wille das Wagnis fcheitern machte. Wieder war ein Augenblick gekommen. wo er felbfi über fein Schickfal entfcheiden konnte. und wieder entfchied er es zu feinem Unglück. Was ihn dazu befiimmte fich Tod und fchlimmer als Tod f'tatt Leben und Freiheit zu wählen. war vermutlich nicht fo fehr die Abneigung fich ohne feine Unglü>sgefährten. als die Furcht fich auf ihre Koften zu retten; denn er mußte annehmen. daß nach einer gelungenen Flucht noch fchärfere Maßregeln gegen die Zurückbleibenden ergriffen werden würden. Das Gefühl der Verantwortung fcheint ausfohlaggebend gewefen zu fein. wenn man auch vielleicht das in feiner Natur liegende Widerftreben. weittragende Entfehlüffe zu faffen. wieder in Betracht ziehen darf.

Wenn es wahr ift. daß die erfien Tropfen aus einem Unglücksbeiher am bitterfien fihmecken. fo nimmt doch. wenn der Becher nie leer wird. der Ekel zu und fchwindet mehr und mehr die Kraft des Überwindens. Dazu kam. daß die Lage der Gefangenen auf dem Spielberg fich fortwährend verfchlimmerte. indem alles. was fie ihnen einigermaßen erleichtert hatte. die Bücher. der Verkehr mit dem alten Schiller. die Ausficht felbft in das freie Land. ihnen naeh und nach entzogen wurde. Ein Zufiand. deffen Trofilofigkeit von Anfang an nicht zu übertreffen fchien. wurde befonders für Eonfalonieri mit jedem Iahre düfierer und fchreckenvoller. Im Iahre 1830 erhielten Pellico und Maronrelli die Freiheit. erfreulich wohl für Eonfalonieri. dem doch die verfiohlenen Gefpräche. die hie und da gewechfelten Briefe. der Anblick der Freunde beim fonntäglichen Gottesdienfie fehlte. Im Frühling 1832 verließ ihn Andryane. deffen Begnadigung endlich die Bitten feiner Schwägerin erwirkt hatten. und kurz darauf. allein. erfuhr er den fchon anderthalb Jahre vorher erfolgten Tod feiner Frau. Er wurde mit folgenden Worten davon in Kenntnis gefeßt: ..Numero Sieben. Seine Majeftät geruht Sie wifien zu laffen. daß Ihre Frau gefiorben ift.“

Terefa. die fchon zur Zeit des Prozeffes in Mailand leidend gewefen war - Gebärmutter und Leber waren angegriffen - verlor ihre Kräfte doppelt rafch infolge der fteten Aufregungen und des nie nachlaffenden Kummers. Die bef'tändige Vorftellung der Leiden eines Geliebten. die man nicht zu lindern vermag. kann vielleicht in der Wirkung den Leiden felbfi gleichkommen. Mit anzufehen. wie die Gegner ihres Mannes fich in der Gunfi der Zeiten fonnten. wie ehemalige Anhänger den einfi Bewunderten verleugneten. wie der eigene Vater. dem

Herrfcher ergebenz der feines Sohnes Leben vernichteteÄ in diefem einen verdiente Strafe leidenden Verbrecher fahr mag die Urfathe täglich wiederholter Bitterkeit gewefen fein. Der alte Graf foll zeitweife daran gedacht habenz feinen Namen- der durch Federico ruhmvollen Klang erhalten hatt als einen befle>ten abzulegen und fich in Rom niederzu-laffen; der Umfiandz daß fein Sohn ihm zum Troße Terefa fein ganzes Vermögen vermachtez mag die Spannung zwifchen ihm und der Schwieger-tochter verfchärft habenz die ihrerfeits ihm feine unväterliche Haltung nicht verzeihen konnte,

Verfiändnis und Hilfe dagegen in allen ihren Plänen fand Terefa bei ihren Brüdern Gabi-io und Camillo Cafati- von denen der letztere bei dem dritten Fluchtverfuche feine eigene Perfon preisgegeben haben foll. Ihre Verfuchez die Gnade des Kaifers zu erflehen- waren vergeblich, ebenfo wurde ihre Bitte abgefchlagenz e's möge ihr geftattet werdenf daß fie fich in Brünn niederlaffez um in ihres Mannes Nähe zu fein. Nach der Überlieferung antwortete Franz der unglückfeligen Frau- die zu feinen Füßen um Milderung des Lofts ihres Mannes flehte: „Ihr Mann ift wohl und macht geifiliche Übungen zum Heil feiner Seele; alfo tröfien Sie fich.“ Im Frühling 1830- als Terefa fich der Auflöfung nahe fühlte- richtete fie noch einmal die Bitte an den Kaifer) fie „an der Seite defien, den ihr die Vorfehung zum Gefährten gegeben'J fierben zu laffen. Der Bittfchrift war ein ärztliches Zeugnis beigelegtz daß die Krankheitf an der fie littz immer unheilbar feiz oft zu fchnellem Ende führe; fie war von Manzoni nach ihrer genauen Angabe verfaßtz und niemand wird die einfach fchönen, fehmerzlich flehenden Worte lefen können, ohne im tieffien Herzen davon ergriffen zu werden. Weder diefe noch eine folgendex kurz vor ihrem Tode eingereichte Bittfchrift fand Berückfithtigung.

Erbarmungsvoller waren die Wächter Confalonieris gewefen. Durch ihre Vermittlung hatte Terefa einige Briefe an ihren Mann gelangen laffen und einige von ihm erhalten. Von diefen waren zweiz mit fym-pathifcher Tinte gefäfrieben- unleferlirhz fo daß auch das, was befeligen-der Trofi hätte fein könnenz zum Schmerz wurde. Den letzten Brief fchrieb Federico vier Monate nach ihrem Tode. „Denke daran/' fagte er darinz nachdem er ihr empfohlen hattez das mögliche für ihre Gefund-heit zu tunz „daß Du Dich felbft fchon ganz dem Abgott Deines Herzens gegeben haftx daß jeßt allesz was er von Dir willz ift- daß Du Dich für ihn erhältfi. Er will Dich wieder umarmeny er will noch viele Tage

mit Dir leben. er hat deffen eine folche Zuverficht im Herzen wie niemals vorher. als Du gefund warefi.‟ Sie vernahm die Worte voll Liebe nicht mehr.
Lebe wohl. ftarke und füße Seele. fchrieb Manzoni auf ihr Grab. Wir. die wir für Dich beten und opfern. vertrauen. daß Du. in das ewige Licht aufgenommen. nun die Geheimniffe des Erbarmens erkennefi. die hienieden in der Strenge Gottes verborgen waren.
Für das menfchliche Faffungsvermögen ift in diefem das Herz zerreißenden Schickfal nur der Trofi zu finden. der Eonfalonieri im Gefängnis in Mailand offenbar wurde. von wo er Terefa fchrieb: ..Meine Liebe zu Dir ifi. wenn möglich. noch ftärker geworden. das ift ein Ausgleich. Was ift denn fäfließlich das Leben. wenn nicht empfinden und wünfchen? Genießen vielleicht? Ach. dann lebten nur wenige. und manche nie." Enthalten auch diefe leßten Worte den Beweis des Gefagten nicht. fo ifi es doch gewiß. daß Schmerz und Entbehren große Empfindungen zeitigtz und welcher Liebende würde nicht das Glück geliebt zu werden mit dem Opfer jedes äußeren Glückes erkaufen?
Nach dem Tode Terefas freilich. als mit der Hoffnung des Wiederfehens fogar die Sehnfucht nach Befreiung fäfwand. legte fich über die einfamen. langfamen Tage Eonfalonieris eine Dunkelheit. die man kaum noch den Mut hat fich vorzuftellen. ..Spielberg in Deiner Gefellfchaft." fchrieb er Iahre fpäter an Andryane. ..und vor der furchtbaren Gewißheit des Verlufies meiner Terefa. war ein Paradies im Vergleich mit der Hölle voll Schre>en. die es hernach für mich wurde.“ Wenn er noch fünf Jahre in diefem Zufiande lebte. und mit Würde. fo war es. weil er die Kraft hatte. das Notwendige und Selbf'tverurfachte nicht nur zu leiden. fondern auf fich zu nehmen. ohne das Schickfal oder Menfchen deswegen anzuklagen. ohne gehäffig und bitter zu werden; nur vielleicht einfamer und verfchloffener. Es fcheint nicht. daß feine Stimmung zwifchen jammervoller Verzweiflung und gewaltfamem Auffchwung auf und ab ging. wie zum Beifpiel bei Andryanez er verwendete feine ganze Kraft. keinen Teil davon im vergeblichen Sichwinden und Sichwehren vergeudend. auf das einfache Tragen des Gefchicks.
Der Tod des Kaifers Franz im Jahre 1835 befreite die letzten Opfer des Spielberg: Eonfalonieri. Forefti. Bacchiega. Borfieri und Eaf'tiglia. jedoch mit der Bedingung. daß fie fich nach Amerika transportieren ließen; wenn fie öf'terreichifches Gebiet beträten. follten fie dem Kerker wieder verfallen fein. Ieht erft zeigte fich das eigentlich

Tragifche in dem Schickfal diefer erften Märtyrer Italiens; denn in-
zwifchen hatten fie fich des Lebens zu fehr entwöhnt. um fich des wieder-
gefchenkten erfreuen zu können. Andryane erzählt. wie er. aus dem
Spielberg entlaffen. in Schaerding zum erfien Male einem Spiegel
gegenüber fein greifenhaftes Bild fiatt des hübfchen frifchen Iünglings-
gefichtes erblickte. das er vor zehn Iahren zuleßt gefehen hatte. und wie
er fich in dem Gafizimmer des Wirtshaufes. wo er fich befand. an einen
Tifch feste und weinte. So ermaßen fie alle an dem bewegten Treiben.
in das fie hinaustraten. das eigene Erftorbenfein.
Befonders fchwer war die Wiederaufnahme des Lebens für die-
jenigen. die nicht in die Heimat und den Kreis der Blutsverwandten
zurückkehrten. wo im alten Boden der entkräftete Stamm leichter wieder
hätte einwurzeln können. am fchwerften für Eonfalonieri. der die nicht
mehr fand. die während der Trennung erfi recht ein Teil feiner felbft
geworden war. In Amerika hatte er keine Vergangenheit. und als
Fremdling. zu früh gealtert. auch keine Zukunft mehr. Aus dem Schatten
eines Grabes. das ihm der Aufenthalt langer Iahre zu einer Art Heimat
gemacht hatte. wurde er plößlich in das grelle Gewühl eines gefchäftigen
Lebens verfeßt. an dem er keinen Anteil hatte. Eine fchmerzlichere Klage
hatten die vergangenen Leiden des Kerkers ihm nicht erpreßt. wie fie
in einem Briefe an Andryane aus dem Herzen des Verbannten fich er-
gießt: ..Alle die materiellen Güter des Dafeins find mir nun wieder-
gegeben. mein Alexander; ich genieße die Freiheit. die Bequemlichkeiten
des Lebens. das Uberflüfiige. ja. eine große Wohlhabenheit. ich habe
eine Menge Bücher und die Gefellfchaft meiner Unglücksgefährten. Die
Auszeichnungen und die Nichtigkeiten. die der Eitelkeit fo teuer find.
ergießen fich hier über mich. mehr als ich erwarten konnte und mehr als
ich jemals in der Zeit. wo mir am meiften daran lag. mir wünfäjte.
meine Gefundheit hat zwar fehr gelitten. kann aber doch vielleicht durch
forgfältige Behandlung hergeftellt werden; und doch mit allen diefen
Gütern. die man mit Recht fchäßt. ift Dein Freund. diefer arme Federico.
der unglückfeligfte der Menfchen. Er ifi wie der Schatten eines Ver-
ftorbenen. der auf der Erde umherirrt. den Freuden. den Aufregungen.
fafi möchte ich fagen allen Intereffen diefes Lebens fremd. Meine
Vergangenheit befteht nur aus Schmerzen. Verluften und Reue .
Meine Gegenwart hingegen ift nur reich an einem unfruchtbaren Uber-
fluß alles deffen. was nichts für mein Herz ifi. und an Mangel alles
defien. was ihm noch teuer fein könnte. Zukunft! Es gibt keine für

mich. Wie fehr ich meine Einbildungskraft auch anfirenge. um mir eine zu fchaffen. ich ringe in der Leere. Es ift mir nicht gelungen. mir eine einzige Vorfiellung. einen Traum. einen Schatten nur zu bilden. worauf ich mich irgendwie für einen Augenblick ftüßen könnte.“ Wie fehr erfchüttert die Klage des Unglückfeligen. aus dem Grabe Geholten. der gerade noch Leben genug hatte. um das Gefpenfiige feines Dafeins zu empfinden. Er konnte. wie er fagte. eine leidliche Gefundheit wiedererlangen. fich an den Umgang der Freunde wieder gewöhnen. er konnte fogar wieder eine Frau nehmen; aber nichts Unerreichbares fchwebte mehr vor ihm. und keine Leidenfchaft es an fich zu reißen war mehr in ihm. Das. diefe Glut des Wollens. war feine Seele gewefen. und nichts konnte fie mehr entzünden. Es ifi anzunehmen. daß auch Terefa. wenn fie gelebt hätte. das erfchöpfte Herz nur auf eine kurze Zeit wieder hätte beleben können; weder Befiß noch Hoffnung konnten ihm den ungefiümen Schlag von einfi zurückgeben.
Wie alle die Entlaffenen des Spielbergs wurde er in Amerika der Gegenfiand lauter Huldigungen; allein von dem Volke. deffen Materialismus ihm etwas Abftoßendes hatte. als ..Märtyrer der Verbefferung des menfchlichen Gefchlechtes“ gefeiert zu werden. war für fein Gefühl weniger erhebend als peinlich oder beluftigend. Er unternahm. feiner alten Neigung treu. eine große Reife durch die Vereinigten Staaten. aber mit anderem Ergebnis als früher. ..Hängt das Glück der Völker“. fchrieb er. ..von der Form der Regierungen ab? Ich glaube es nicht. Die Quelle kommt anderswo her und liegt höher." Bedenkt man. daß die Entwicklung des Menfchen im allgemeinen von jugendlicher Beweglichkeit zu allmählichem Beharren und Erfiarren geht. und berechnet man dazu noch den Einfluß einer lange Iahre dauernden Abgefchlofienheit unter traurigften Umfiänden. fo wird man es felbfiverftändlich finden. daß das äußerliche irdifche Gefchehen für die aus dem Kerker Befreiten feiner Wichtigkeit einigermaßen beraubt war. Es wäre töricht. gerade von einem geiftig lebendigen Menfchen zu erwarten. er folle feine Gefängniszelle mit denfelben Anfichten und in derfelben Gemütsftimmung verlaffen. wie er fie 12 Iahre zuvor betreten hatte.
Er erfehnte nichts anderes mehr als Ruhe. womöglich Ruhe in der Heimat. und fuchte davon die öfterreichifche Regierung zu überzeugen. die mit unvermindertem Mißtrauen alle feine Schritte. feine mündlichen und brieflichen Äußerungen überwachte. Sie feßte es dura). daß ihm. als er im Herbfi 1837 aus Amerika zurückkehrte. der Aufenthalt in

Frankreich unterfagt wurde. eine Maßregel. die. obwohl bald darauf zurückgenommen. ihm doch das Verweilen auch in diefem Lande verleidete. Ebenfo wurde feinem Wunfche. fich in der Schweiz niederzulaffen. entgegengearbeitet. fo daß er bis zum Iahre 1840. wo endlich eine Amnefiie erlaffen wurde. als ein Verfolgter und Heimatlofer von Ort zu Ort ziehen mußte.

Nichts beweift mehr die Lebenskraft. die urfprünglich in Confalonieri war. als wie er dank unabläffiger Anftrengungen wieder einigermaßen Wurzeln zu fchlagen anfing. Als er kaum noch auf den Füßen ftehen konnte. fing er an. regelmäßig fpazieren zu gehen. und zu reiten. als er kaUm auf dem Pferde fich halten konnte. Er war zu ftolz. um. da er nun einmal lebte. als ein jämmerlicher. erbarmenswürdiger Greis vor den Menfchen zu ftehen. Wenn er Pellico gegenüber fich vorwarf. daß er nicht genug in und für Gott lebe. daß er die Nichtigkeit aller irdifchen Angelegenheiten erkenne und doch nicht unterlaffen könne Anteil daran zu nehmen. fo fieht man auch daraus. wie feine früheren Intereffen wieder rege wurden. Bald wurde fein Ausfehen kräftiger und gefunder. den Freunden fchien er verjüngt_ und verfchönt.

Die Altersgenoffen. die ihn aus früherer Zeit kannten. fanden überhaupt am eheften die alten Züge in ihm wieder. ..Sein vernünftiger Charakter". fchrieb fein Schwager Cafati einem alten Freunde nach der erfien Begegnung. ..hat noch immer jenes Gepräge der Hoheit. die nicht Hochmut ift. aber keine Niedrigkeit kennt." Hingegen war das jüngere Gefchlecht. das dem Märtyrermit Begeifterüng entgegenkam. enttäufcht. da die Erinnerung ihm nicht half. das verfallene Bild zu ergänzen.

Seine alte Anziehungskraft auf die Frauen fcheint fich bewährt zu haben: manche fchöne und vornehme Frau wäre geneigt gewefen. fich mit dem im Beginne der fünfziger Jahre ftehenden. kränkelnden Manne zu verbinden. Er wählte eine Irländerin. Sophie O' Ferral. eine kluge und angenehme Perfönlichkeit. deren Liebe zu ihm er entde>te. und die ihm auch ihre innige Verehrung feiner Terefa empfahl. Wie es natürlich ift. war das Vermiffen der verklärten Frau. das in der erfken Zeit nach feiner Befreiung unüberwindlich gefchienen hatte. allmählich weniger fchneidend geworden. wenn auch die Liebe und das Erinnern im Bewußtfein gleich lebendig blieb. Er hörte nicht auf. ihrer wehmütig zu gedenken und fie fich nahe zu fühlen. die nach feinem Glauben nunmehr in Wirklichkeit eine Heilige war.

Die verhältnismäßige Heiterkeit. die aus feinen nach der Heirat ge-

fchriebenen Briefen fpricht. ift ein Beweis. daß er richtig handelte. indem er fi>f dazu entfchloß. und daß feine Frau. wie auch alle. die fie kannten. bezeugen. feines Vertrauens wert war. Ihre bewundernde Hingebung muß außerordentlich gewefen fein. daß fie fich mit der Stellung der zweiten. nach einer durch die befonderen Verhältnifie fo geliebten und allgemein verherrlichten Frau. in feinem .Herzen und in den Augen der Leute be-gnügte. Als er geftorben war. trug fie Sorge. daß fein Wunfch. neben Terefa beftattet zu fein. erfüllt wurde.

Man darf fich jedoch weder den Gefundheits- noch den Gemüts-zufiand Eonfalonieris zu günftig vorfiellen. Kälte und Feuchtigkeit waren ihm durchaus unerträglich. feine Herzbefchwerden und feine Rheuma-tismen quälten ihn beftändig. und nur die Annahme. daß das Leiden nicht organifch. fondern nervös wäre. ließ ihn noch auf eine längere Lebensdauer hoffen. Immer von Zeit zu Zeit fiellten fich die Melan-cholieen wieder ein. Einmal. im Frühling 1839. wohnten Eonfalonieri und Eafiiglia dem Vortrage eines jungen piemontefifchen Improvifators bei. der ihm aufgegebene Gegenftände in Verfen behandelte. Als' er unter anderem ein Gedicht über die Gefängniffe des Spielberg vortrug. wendeten fich aller Augen auf die beiden anwefenden Dulder. und Hände-klatfchen und Evvivarufe begrüßten fie; indefien bedeckte Eonfalonieri fein Geficht mit den Händen. um feine Tränen zu verbergen. Man muß an Odyfieus denken. als er zu Gaft bei den Phäaken den Sänger die Gefchichte feiner Taten erzählen hört und die hervorbrechenden Tränen im Purpurmantel verbirgt. Es gibt Leiden und Entbehrungen. die fich nicht vergeffen und verfchmerzen laffen. vielmehr wie eine allzu fafwere Maffe in der Erinnerung fiehen bleiben und dunklen Schatten über helles gegenwärtiges Dafein verbreiten.

Auch in der Gegenwart fehlte es nicht an traurigen Erlebniffen; . am bitterfien mag es für Eonfalonieri gewefen fein. daß er fich gezwungen fah. mit dem zu brechen. der fich durch feine fchwärmerifafe Anhänglichkeit und treue Pflege während der Gefangenfchaft ein Anrecht auf feine Dankbarkeit. wenn nicht Liebe erworben hatte. nämlich mit Andryane. Das Wiederfehen mit diefem Freunde. der inzwif chen geheiratet und feinen erftgeborenen Sohn Federico genannt hatte. fand ftatt. fowie Eonfalonieri aus Amerika nach Europa zurückgekehrt war; feine gleich darauf er-folgende Ausweifung aus Frankreich kürzte den von Andryane fo lange heiß erfehnten Befuch. Damals waren die beiden erften Bände der Denkwürdigkeiten Andryanes. die feinen Prozeß in Mailand und feine

Gefangenfäfaft auf dem Spielberg zum Gegenfiande haben- bereits erfchienen. Sie haben den Charakter eines Nomans„ deffen Held Confalonieri iii; der Umfiandz daß eine mit allen Attributen des Helden und Märtyrers gefchmückte Perfönlichkeit Mittelpunkt der Schilderung iftz und die liebevolle Wärmez die Lebhaftigkeit des Tones bilden den Reiz des Buches- das als Kunftwerk betrachtet gegen die Gefängniffe Pellicos nicht aufkommenf überhaupt nicht damit verglichen werden kann. Die Zeitgenoff en und namentlich die handelnden Perfonen felbft ftanden diefen Veröffentlichungen anders gegenüber als wir: diejenigen- über die in herabfeßender und zum Teil ehrenrühriger Weife gefprochen wart Giorgio Pallavicino und ein gewiffer Soleraf rüfteten fich zu rechtfertigenden Entgegnungenf und die Freunde derfelben teilten ihre Entrüftung. Confalonieri hatte keine Urfachex fich über das Bildf das von ihm entworfen warf zu beklagen; aber es berührte ihn unangenehmf daß er auf Kofien anderer glänztez die dasfelbe was er gelitten hatten und in den Augen des Publikums Vertreter derfelben Sache waren. Sein Zufammenleben im Gefängnis mit Andryane- wie diefer es fchilderte- konnte es fo erfcheinen laffenf als gingen alle Urteilef die in den Denkwürdigkeiten gefällt wurdenz von ihnen beiden ausf als fei es alfo gewiffermaßen Eonfalonieri felbft, der fich vor Mit- und Nachwelt eine Heldenrolle zuerteilt habe, während er feine Unglücksgefährten verächtlich in den Schatten rücke. Auch verleßte es den Mann, der fo ungern felbft Befreundeten einen Einblick in fein Herz gefiattete, daßf was er um Terefa gelitten hattet nun der unterhaltende Stoff eines Lefebuches in jedermanns Hand geworden war. Er nahm Andryane das Verfprechen abp in den folgenden Abfchnitten ganz von ihm zu fchweigenf und wirklich tritt in den letzten Bänden- nicht zu ihrem VorteilF die Perfönlichkeit Eonfalonieris zurück. Doch hatte der Verfaffer fich nicht in dem Maße zurückgehalten, weder in der Bewunderung des Freundesz noch in der Gehäffigkeit gegen die Genanntenf wie Confalonieri verlangtf und wie er augenfcheinlich verfprochen hattet was den Grafen bewog- die Verbindung zwifchen ihm und Andryane abzubrechen. Diefer Abfchluß eines unter fo bedeutenden Umftänden angeknüpften Verhältniffes berührt uns fchmerzlichf umfomehrz als der Verabfchiedete nur durch ein Übermaß der Liebe und eine taktlofe Art fie zu äußern gefündigt hatte; wir forfchen nach etwas Ver. föhnlichemz was zwifihen diefen beiden Männern fich begeben habef und finden nichts. Sie fahen fich nicht wiederz und es fcheintf daß fie weder Brief noch Gruß mehr gewechfelt haben. Man kann in gewiffer Hin-

ficht fagenz daß Confalonieri Andryane wie früher Terefa feiner Ehre
opferte; fo wie er von der Flucht abfahx die diefe mit ihm vereinigt
hätte; um den im Kerker Zurü>bleibenden nicht zu fchadem trennte er fich
von einem feiner getreueften Anhänger; um dadurch den von diefem an-
gegriffenen Leidensgefälirten eine Art Ehrenerklärung zu geben. An den
Streitigkeiten und gegenfeitigen Vorwürfenz die leider zwifchen denen
entftandenz die um derfelben Sache willen gelitten hattenz beteiligte er
fich niemals; vielleicht war es mehr vornehme Gefinnung als Warm-
herzigkeit- wenn er fich rü>fichtsvoll und fchonend auäf über diejenigen
äußerte; die ihn in gehäffiger Weife angriffenz wie Pallavicino. Was
den Bruch zwifchen diefen einfi Befreundeten herbeiführtex ift nicht ganz
aufgeklärt. Kurz vor Confalonieris Todef als beide in Vichy dasfelbe
.Hotel bewohnten- gelang es einem jungen Verehrer beider eine äußerliche
Verföhnung herbeizuführenx wozu fich Confalonieri eher geneigt fand
als Pallavicino. Das Bewußtfeinz daß er die Verhaftung des Grafen
verfchuldet hattez und daß ihm das von verfchiedenen Seiten vorge-
worfen wurdet mag die erfie Urfache eines Grolles gewefen fein- den
Pallavicino mehr und mehr gegen den früher bedingungslos Verehrten
in fich nährte.
Andryane erzählt; wie auf der Reife nach dem Spielbergz als bei
einem kleinen Wirtshaufe Halt gemacht wurde; Confalonieriz während
die übrigen aßenx fich in den Hof in die Sonne feßtel um fich zu erwärmen;
wie alle die majeftätifche und zugleich rührende Erfcheinung des Unglü>-
lichen anftaunten; wie er vergebens bat, man möge ihn; den Krankenz
vielleicht Sterbendenx noch einen Augenblick die wohltätige Wärme der
Sonne - er nannte es das Sonnenbad - die er fo lange entbehrt
habez genießen laffen. Auch nachdem er den Kerker verlaffen hattez ging
er immer der Sonne nachf die ihm das Leben leichter machte. Dennochz
als im Iahre 1846 der neue Papfi, Pius [BL.- die liberalen Ideen heilig
fprachz und die Hoffnungen der Patrioten den Auffchwung nahmenz der
die Revolution von 1848 herbeiführte- eilte er; obwohl fchwer krankz
nach dem Nordem um unter diefen verheißungsvollen und verhängnisr
vollen Umftänden zu Haufe zu fein. Unterwegs in Hofpenthalz am Fuße
des Gotthardtz fiarb erz ohne weder den großen Sieg Mailands noch die
neue fchre>li>fe Unterjochung mitangefehen zu haben. Die öfterreichifche
Polizei; die nicht aufgehört hatteF den Lebenden zu verfolgen, griff auch
nach dem Totenl indem fie feine Befiattung fo unauffällig wie möglich
zu machen fuchte- und nicht erlaubt» daß über das Portal der Kirche

Gabriele Roffetti: Dantes Traum
(Walker Ark Gallery. Liverpool).


EMPTY

San Fedele. wo die Trauerfeierlichkeit fiattfand. eine andere Infäjrift gefebt wurde als diefe: n Decker-iM Soukulonjeki requielu, Dennoch war feine Beifevung die erfte jener patriotifchen Kundgebungen. die wie Trompetenfköße die Revolution einleiteten; und der Heimgegangene gewann fo einen vollen. fleckenlofen Anteil an allen fiegreichen Erhebungen der Folgezeit. den er lebend infolge der Befchränktheit der menfchlichen Natur und der Verworrenheit irdifcher Verhältniffe kaum unverkümmert hätte nehmen können.

Helene Hegeler:
Nacht in Venedig.
Strahlend umfließet
filbernes Mondlicht
alter Paläfte
marmorne Pracht;
leife im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns hinaus in die filberne Nacht.
Dunkeler Barken
farbige Lichter
fpiegeln fich in der
fchwankenden Flut;
gluckfende Wellchen
flüftern und raunen.
tragen die Sehnfucht ins fchlummernde Blut.
Und von dem weichen
Nachtwind getragen
fchwebt übers Waffer
zu uns heran
jest eine füße.
jubelnde Stimme
dort von dem lichterfunkelnden Kahn.
""""""""""""""""""""""""""""*"""""""""*"""""""""""""""""""""""""""""""""""
"""""".""".""""""""""""""""""-

'8“

Liebeserfüllung
fingt jene Stimme!
Märchenumfponnen
laufch' ich gebannt.
fchmiege die heißen
zuckenden Finger
in deine fchöne. ruhige Hand.
Leife _im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns zurück durch
die filberne Nacht . . .
Selige (este
Nacht in Venedig.
die du uns Liebeserfüllung gebracht.
.
.
- ' '.
.
l0(

Und erldfe uns - - -!
Für diej die ihn fuchenf i| der Tod ein bequemer Mann- in der wafferreichen Marfch zumal. Er fieht fie aus Graft und Graben mit blanken, ruhigen Augen an; „Kommt herz Mühfelige - kommt, Beladene! Bei mir ift Ruhr bei mir ift Schlaf - kommt!“
Am beiten machen es die großen Hauptkanäle- „Wette/rn“ genannt. In ihrem Riefenfchlangenleib dehnt fich der große. der naffe Tod: „Ich bin zehn Meter breit und fchwarz und tief- in der Mitte fogar zwanzig Fuß. Ich löfche alles ausj was brennt und quältj ich löfche jede Pein- - kommt!“
Hinter Thies Thieffens Garten leuchtete ihr großer Wafferfpiegel; ein Fußfteigf vom Kruge herkommendf läuft am Ufer hin. Vor Jahren hatte der Bauer, als er mal fpät daher gekommenj Lichtfchein auf den Wellen gefehen. - Ein Liiht- das auf Waffer brennt? Jedermann weißj daß das „Tod in den Wellen“ bedeutet. - Vor überirdifihen Mächten hatte Thies Thieffen Angfi. Ihm graute. Ging er früher fchon felten nach dem Wirtshaus, fo vermied er es jekt ganz. Und um das unheimlichej gefahrdrohende Blinkfeuer nimmer zu fehenf pflanzte er im Garten einen kleinen Waldfaum von Bufch und Dorn. Nur ein fäfmaler Steig führte durch das Gebüfch nach dem Steg hin. von dem aus man das Waffer für den Haushalt fchöpfte.
Bauer Thies war ein guterf aber ein heftiger Mann. Sittliche Empörung wurde bei ihm zum Zorn ohne Maß. Er hatte Luft zum Studium gehabt; wegen eines Wutausbruchs gegen den Direktor war er von der Gelehrtenfchule weggejagt worden. Da wurde er Bauer wie fein Vater und übernahm den Hof.
Er und feine erfte Frau hatten fich nicht verftanden- das gab zuweilen harte Stöße. Sie war gefiorbenj da hatte er die junge luftige Frieda Saffenj die bei ihm diente. wieder genommen. Die erfte Ehe war kinderlos gewefenf Frieda hatte ihm einen Sohn geboren. Und wenn der kleine Junge auch einen häßlichenp eckigen Kopf, >farakterlofe helle Augen und grauweißes Haar hatte - Thies liebte ihn. Es war

fein Fleifch und Blut, - Die böfe Wettern follte ihn nicht bekommen. Deshalb hielt er darauf. daß der Zugang im Garten dort. wo man in das Gebüfch hineinging. immer ein Dorn verfperre. den der Kleine nicht heben konnte.
Seine Frau war forglofer. Ihr Lachen. fonft fein Troft. machte ihm Verdruß. wenn fie es über feine Sorgen hinfchallen ließ. Oft hatte er feine ganze Selbftbeherrfchung nötig. den Unmut zu dämpfen. So zum Beifpiel. wenn fie fagte: ..Da brauchft du nicht bang zu fein. Vor dem Waffer hat Heini Angfi. wie ein gebranntes Kind vor Feuer. Ich habe ihn getauft.“ - Sie hatte ihn vom Steg aus. als er zum erfien Male hinter ihr het-gelaufen kam . . . einmal. .. . zweimal. . . . dreimal untergetaucht. damit er fehe. wie das Waffer tue. - Das nannte fie taufen.
Thies war ein paar Tage auf Reifen gewefen. oben nach dem Norden hinauf. Vieh für die Fettweide zu kaufen. Er kam fpät am Abend nach Haufe und war müde und abgefpannt. ..Wie geht's dem Jungen?“ -- Das war wie immer feine erfie Frage. - ..Gut. der fchläft wie ein kleiner Bär!" _ ..Friedal“ fuhr er auf. - ,.Was. Thies?“ -- ,.Paffe auf. daß er mir nicht ins Waffer fällt. Ich hab' den ganzen Tag fo viel Unruh' gehabt.“ - „Ach was!“ - Und Frieda lachte wieder über feine Sorgen hin.
Am andern Tag mußte er in aller Frühe wieder weg. weil das Landgeriäft fein Zeugnis forderte. In der Nacht fand er wenig Schlaf. hatte fchwere Träume. Die Wettern und das blanke Waffer. Frieda und Heini . . . wüfie Bilder. nicht zu entwirren. Zuleßt trieb fein Kind im Strom. Er wollte hinein. Frieda hielt ihn; da fchlug er um fich und fchlug - auf die Kante feiner Bettfielle. Er fühlte Schmerzen und wachte auf.
Beim Kaffee erzählte er. was er geträumt habe. und fühlte wiederum Verdruß. als Frieda lachte. Sie firich ihm Butter-brot für die Reife und merkte nicht mal feinen Unmut.
„Es gibt Träume. die was bedeuten.“ fagte er mit wichtigem Ton. ..Träume. die Gott fchickt.“ - Sie lachte und entgegnete: ..Aus dem Magen kommen fie. Haft gefiern abend eine Taffe Tee zu viel ge- trunken. deshalb haft du fo dumm geträumt.“ - „Friedal" rief er. und fah fie grollend an. - Aber fie merkte feinen Zorn nicht oder wollte ihn nicht fehen - lachte. fäfaffte weiter und entgegnete: ..Wenn Träume von Gott kämen. müßte iih einen Mann mit rotem Bart haben. Denn

das hat mir oft geträumt. als ich noch junge Dirn war. Und nun habe ich einen ganz fchwarzen Kerl."
Der Scherz erbitterte ihn. auf feiner Stirn brütete Gewitter. und feine Stimme wurde laut und heiß und unrein: ..Ich gäb' was drum. könnti ich zu Haufe bleiben und felbft paffen. Es ift ein Unglück. eine Frau zu haben. die ernfte Dinge nicht ernfihaft nimmt. Die immer lacht. Aber ich muß fort. ich kann nur warnen. Es gibt doch Träume. die von oben kommen." -
Er erhob drohend feine Hand. eine große. eine gewaltige Hand. ..Und das fage ich dir - nimm unfern Iung in acht!"
Sie begütigte. ,.Thies. lieber Thies! Wie kannfi du nur gleieh alles fo fchwer nehmen! Quäl' dich doch nicht! Ich werde auf Heini paffen. gehört er doch mir wie dir!"
Bis zum Bahnhof war es eine gute halbe Stunde. er mußte fort. fie zog ihm den Rock an und reichte ihm Hut und Stock. Und dann ging fie mit ihm die Diele entlang. Noch vor der zweigeteilten Ausgangstür wollte er umkehren. den Jungen zu fehen. Sie aber bat. es nicht zu tun. Der kleine Bengel fchlafe zu füß, Da verzichtete er. er hatte auch keine Zeit mehr. Aber noch einmal trat der große. ungefchlachte Mann drohend hin vor feine Frau. und ein unheimliäfes Leuchten fprach aus feinen Augen. - „Komm' ich zurück. und Heini ift was paffiert. _ ich fordere ihn von dir. und fei es auch dein Leben!" Damit ging er.
„Guter Bullerjahn." lachte Frieda hinter ihm her, - „Ich bezahl' alles. und kofie es mein Leben."
'k K 8
Der Abendzug. der den Verreifien aus der Stadt zurückbrachte. kam mit einer Stunde Verfpätung. Und defienungeachtet fand Thies Thieffen feinen Nachbar Bruhn am Bahnfkeig.
„Thies.“ fagte der. „verfchreck dich nicht! In deinem Haufe ift was paffiert.“
Der Angeredte wurde bleich wie der Tod. ..Heini ift ertrunken?" fragte er. Und feine Stimme war dumpf und fchwer. ..Ia!“ - Boie Bruhn erfchrak über Thies Thieffens Ahnung. noch mehr über fein Geficht. - „Deine Frau.‟ fing er fchüchtern an. „hat keine Schuld. Sie hat vor der Haustür Zeug gewafchen. und Heini hat fie bei fich gehabt. Da ift Dorten Reimers gekommen. ein Plättbolzen zu leihen. Die

Mädchen konnten nicht dazu.es ifi im Schrank eingefchloffen gewefen,
- Heini hat vor der Küchentür gefpielt. er muß gleich hingelaufen fein.“
..Und der Dornbufch?" feuchte Thies.
„Der . . . der . . ftotterte Boie. ,.. . . den hatte Frieda auf
die jungen Erbfen gelegt."
Thies Thiefien wurde ganz ftumm. Ein ungeheurer. bleicher.
fchwerer Zorn band ihm die Zunge. Der Zorn zerfiörte viel in ihm.
was ihm lieb gewefen war. aber er empfand es als eine Wohltat. denn
es minderte feinen Schmerz. Er wird ein Richter zum Graufen fein.
und juft fo will er. Was er tun wird. weiß er noch nicht. Aber was
auch gefchehen möge. ihr kann kein Unrecht widerfahren.
..Thies.“ fagte Boie. als er weg ging und den Freund allein in die
Wohnung ließ. „ich weiß nicht. was du vorhafi. Befinne dich. tu Frieda
nichts zuleide!" Thies antwortete nicht darauf.
Die Leiche war im Wohnzimmer aufgebahrt. da wollte Frieda
ihren Richter empfangen. Den Kleinen hatte fie vielleicht noch mehr
als er - hatte ihn auf ihre Weife geliebt. Was er auch über fie
verhängen mochte. ihrer Laft konnte kein Lot mehr hinzugetan werden.
Als er eintrat. wußte fie: das war das Ende. So fchrecklich
fieinern fah er aus. Das betrübte fie nicht. aber ihren Mann. der fo
viel beffer war als_ feine Taten. bedauerte fie . . .
Spiegel und Fenfier waren verhängt. Lichter fla>erten über die
Leiche hin. die junge Frau fiand hinter dem toten Kind. Thies Thieffen
fah nicht nach feinem Sohn. er fah nach feiner Frau. Und wie er fah.
daß fie des Lebens quitt war. erhöhte es feinen ftummen Zorn.
Und er ging in fchweren Stiefeln und mit langen Schritten auf
fie zu. Der Fußboden erbebte. ein Porzellanmännäfen auf dem Schrank
klirrte. Und dann fing er an zu fprechen. und feine hohle Stimme
hatte nichts Menfchliches mehr: *..Iaj müßte es eigentlich tun und dich
töten - ich will es aber nicht. Ich fag' nur das: Keine Minute länger
in meinem Haus!“
Er öffnete die Stubentür und fchrie. als fie zögerte. fchrie. daß
die Fenfier klirrten: ..Hinaus!‟
„Schrei niäjt fo!‟ antwortete fie leife. ..Heini fchläft. Weck' ihn
nimt!"
Und fie nahm ein Wolltuch. das an der Wand hing. fchlug es um
den Kopf und knotete die Zipfel um den Hals. ..Brauchft nicht fo zu
fchreien.‟ wiederholte fie. ..ich höre ganz gut.‟

Und dann ging fie hinaus. Auf der Diele brannte eine trübe Küchenlampe. Er ging feinem Weibe naäj und überholte fie und ftellte fich ihr in den Weg. Und fein Zorn riet ihm. ihr einen Denkzettel mit auf den Weg zu geben und ihr ins Geficht zu fchlagen. Sie bli>te ihn an und erriet feine Gedanken. und fah ihn au und zwang mit ihrem Auge die fchon zur Fauft geballte Hand. daß fie fich fenkte.
..Tu es nicht. Thies!" Sie fprach noch leifer. und die alte frohe Sanftmut lebte noch immer in ihrem Ton. ..Tu es nicht. Mir wiirde es nichts ausmachen. aber dir! Ich fürchte. du wirft ohnehin fchwer an diefer Stunde zu tragen haben. Adjüs. mein Thies.“
Die Seitentür klappte hinter ihr zu. er hörte fie auf dem Stein-pflaf'ter. das das Haus umgab. dann wurden die Schritte dumpf. fie verhallten nach dem Garten hin, *
Und dann faß Thies Thieffen in feiner Stube und f'tarrte das tote Söhnchen an. Und es dauerte lange Zeit. bis ihm klar geworden war. was alles gefchehen fei. - Und daß er allein fei . . . ganz allein . . . Sein Sohn tot und fein Weib weggegangen . . . Und wieder erinnerte er fich ihrer Schritte. wie fie nach dem Garten hin verklungen waren. Hinter dem Garten ift das große Waffer . . . und auf einmal wurde es ihm klar. daß fie gegangen war. den Tod des naffen blanken Erlöfers zu fuchen.
Da fchrie er laut auf und fkürtnte hinaus in die Nacht nach dem Waffer hin. Er fand aber nur ihr Kopftuch und ihre Schuhe.
K 1' *
Die Leiche barg man erft am folgenden Tage.
Ia. erft am frühen Morgen fand man die tote Frieda Thieffen.
K * - K
Als man die Toten befiattete. beklagte der Geif'tliche den tief-gebeugten Thies und verwies ihn auf die Arbeit. Der aber da>jte. ich weiß was Befferes. Die Wettern ifk tief und ftumm. der Pafior ahnt nicht. was ich leide. kennt nicht die Größe meiner Schuld und nicht die Tiefe meiner Reue. Ich gehe denfelben Weg. den fie gegangen ifi.
Und die von den Adlerfängen feines Gewiffens gefchlagenen Wunden nahm er mit nach feinem öden Heim. Er wollte fterben. darin fühlte er fich feft. und vorweg koftete er die ihm daduräj gefchenkte Erlöfung.

Ein paarmal freilich fchoß der Gedanke in ihm auf: Wie? - Wird mein Gewiffen wirklich verftummen? Wird alles aus fein? - Oder hat der Paftor doch recht? Ifk Arbeit auch jetzt noch meine Pflicht und meine Erlöfung?
Und er befuchte noch einmal alle Felder und Fennen des von ihm fo forgfam gepflegten Hofs. Aber dasfelbe Ergebnis: . . . Für mich ifi nur noch das . . . in der Wettern.
Die Tafchen feiner Kleidung ftopfte er voll von Steinen. er wollte rafch und tief hinab. Wenn er vom Ende des Stegs wegfprang. kam er nach der Mitte hin. wo es zwanzig Fuß tief ift. z
Aber als er aus der Seitentür ging. rieb er fich die Augen. Es war ihm gewefen. als ob ein weißer Schatten vor ihm ftehe und die Hand warnend erhebe.
Und als er vom Garten her dort. wo früher der Dornbufch lag. in den Bufch hineinging. *fah er es wieder.
Aber es war nichts als Blendwerk. Wenn er die Augen rieb und felt hinfah. war nichts zu fehen. Er ging in den dunklen Pfad und entfchloß fich. fobald er wieder im Freien fei. im vollen Lauf nach dem Steg hin und über den Steg hinwegzuftürmen.
Und er verfuchte es auch. prallte aber zurück.
Denn unmittelbar vor dem Steg fiand eine weiße Frau. ein Kind im linken Arm. die Rechte hoch erhoben. und mit der hocherhobenen Rechten nach dem Hof weifend.
Thies Thieffen!
Im Waffer führt man keine Schuld. So macht man kein Gewiffen f'tumm. Durch Schuld und Reue geht des Menfchen Weg. das iii fein Los. Und Arbeit heißt der Heiland. der fie löft und führt.
K * J]-
Und aus Abend und Nacht ward Morgen.
Und als es Tag geworden war. dehnte fich der große Tod mit naffem Schlangenleib in den großen Wettern und gierte nach Thies Thieffen mit blankem Auge aus. - Der aber zog mit Roß und Pflug hinaus aufs Feld. .

Ma r Def f oir:

Die Grenzen fpiritifiifcher Beobachtungen.

I.

In neuefier Zeit hat eine Gruppe pfychologifcher Unterfuchungen mehr als gewöhnlich die öffentliche Aufmerkfamkeit auf fich gezogen. Es handelt fiäf dabei um die Zuverläffigkeit von Ausfagen. zumal von folchen. die praktifche Bedeutung befißen. Am beiten bekannt find wohl die Ergebniffe. foweit fie fich auf das Zeugnis vor Gericht beziehen; aber für die Zwecke der hier folgenden Erörterung kommt es mehr auf die allgemeinen Refultate an. Über fie fei alfo das Nötige vorausgefchickt.

Die Hauptfrage ift von den Herren W. Stern und O. Lipmann folgendermaßen gefaßt worden: Von welchen Umftänden hängt es ab. ob die Ausfage eines Menfchen - feinen ..Wahrheitswillen" voraus-gefeßt - über ein Erlebnis diefes mehr oder weniger genau fchildert? Da das objektiv Gefchehene niemals völlig rein wiedergegeben wird. fo liegen fiets nur Annäherungswerte verfchiedener Stufen vor. Aber die Werte unterfcheiden fich doch fehr ftark voneinander. und es muß möglich fein. die Gefehmäßigkeit diefer Unterfäfiede zu entde>enz es müffen fich die Grade der Genauigkeit nachweifen laffen als bedingt durch den Inhalt des jeweils Berichteten und die Perfon des Berichterfiatters. Zunächft find allerdings die Grade*der Genauigkeit felber feftzufiellen. Das ge-fchieht. indem die Ausfage zergliedert wird und nachgeforfcht wird. wie viele von den in ihr enthaltenen Einzelangaben richtig. falfch oder unbeftimmt find. Das Verhältnis der richtigen zu allen Angaben (mit Einfchluß der unbeftimmten) bezeichnet man als den „Grad des Wiffens". das Verhältnis der richtigen zu fämtlichen beftimmten Angaben als die Treue der Ausfage. Gefeßt. ich wollte nach befiem Wiffen und Gewiffen ein Erlebnis befchreiben. das mir vor zwei Stunden begegnete. fo würde nachher die Befchreibung in die einzelnen Angaben zu zerlegen fein. und es wäre erfiens die Zahl der richtigen Angaben. zweitens ihr Verhältnis zu allen übrigen. drittens ihr Verhältnis zu der Summe der richtigen und falfchen Angaben zu ermitteln. Die Frage ift. ob diefe Ziffern in

einer regelmäßigen Weife abhängen von dem G e g e n fta n d der Ausfage und von der Perfon des Ausfagenden.
In der Tat ift dasf w as g efch i ehtz von Einfluß auf den er. reichbaren Grad des Wiffens und die Treue der Ausfage. Entfpricht z, B. das Vorkommnis unfern Erwartungen und Gewohnheiten nicht völlig, fo fügt die Phantafie gern dasjenige hinzuf was das Ereignis zu einem typifchen machen würde. Ein Zeuge weiß etwa. daß er einen alten Mann gefehen hatj ohne fich genau feines Gefichtes zu erinnern: gar leicht läßt er fich dann dazu verführenf dem Mann einen weißen Vollbart anzudichten. Jft der Zeuge bei einem Vorgang zugegen gewefen- auf den ein zweiter ähnlicher folgtej fo neigt er dazuz den zweiten dem erften gleichzufetzen. Ein Tafchenfpieler braucht nur ein paarmal diefelbe Bewegung hintereinander zu machen, fo wirdj wenn nun eine etwas abweichender den Trick enthaltendef Bewegung kommt- niemand den Unterfchied bemerken, Befonders unzuverläffig find ferner Mitteilungen über die Reihenfolge von Ereigniffenj find Zahlenangaben und nachträgliche Zeitfchäßungen. Jedermann kann fich leicht davon überzeugenz wie fchwer es uns fällt. die genaue Folge der einzelnen Gefchehniffe wiederzugebenj fobald nicht die überlegung den urfächlichen Zufammenhang zu rekonfiruieren und dadurch die wirkliche Ordnung fefizufiellen vermag. Bei fpiritiftifchen Sißungen ift das meift nicht möglich! Daß man bei zahlenmäßigen Angaben fich fo oft und fchmählich irrtj hat feinen Grund z. T. darin. daß man bei der Beobachtung verfäumte, die Anzahl (von Perfonen und Dingen) fich zu merken- und demnach bei der Befchreibung den ausfichtslofen Verfuch machen muß, aus verwafchenen Erinnerungsbildern nachträglich eine befiimmte Zahlenangabe zu gewinnen. Ausfagen über die Längen vergleichbarer Zeiten knüpfen ftets an gewiffe pfychologifche Erfcheinuugen an und fchwanken mit diefen. Auch die zeitliche Einordnung i| von einem unzuverläffigen Faktor abhängigz nämlich von der feften Einprägung bef'timmter Orientierungsereigniffe.
Was die Perfon des Ausfagenden betrifftf fo find offenbar Mängel der Sinnesorgane (Kurzfichtigkeiß Schwerhörigkeit) mehr oder weniger hinderlichz noch bedenklicher ift natürlich die pfpchifche Minderwertigkeit in allen ihren Formen. Hierfür bietet die fpiritifiifche Literatur Beifpiele in Hülle und Fülle. In den Zeitfchriften diefer Kreifez gelegentlich felbft in unparteiifchen Blätternf werden unter Triumphgefchrei oder mit geheimem Grauen Wunderberiäfte veröffentlichtf deren Verfaffer Namen

und Adreffe angeben. Forfcht man nun nach. fo ftellt fich nicht allzu felten heraus. daß die Zeugen mit körperlichen Gebrechen behaftet find. die ihre Beobachtungsfähigkeit erheblich einfchränken müffen. ja daß fie als überfpannte Menfchen oder gar als harmlofe Geifteskranke gelten. Der unbefangene Lefer wähnt. mit der Namensnennung fei zugleich die Richtigkeit gewährleifiet: er ahnt nicht. wie oft es fich um Leute handelt. denen er fchon bei Beriäften aus der Alltagserfahrung keinen Glauben fchenken würde. wenn er fie genauer kennte. - über den Unterfchied der Gefchlechter lehren die bisherigen Erfahrungen der Ausfagepfychologie. daß Frauen im Durchfchnitt weniger vergeffen als Männer. Ihre Angaben befißen meift den Vorzug größerer Vollftändigkeit. Allein fie haben den empfindlichen Nachteil. daß in ihnen mehr hinzugefeßt und umgedeutet wird als in den Berichten der Männer. ..Die Frauen vergeffen weniger. aber fie verfälfchen mehr.“ - Der feelifche Gefamtzuftand des Beobachters ift günfiig. wenn die Aufmerkfamkeit richtig eingefiellt und in gleichmäßiger Spannung erhalten wird. er ifi ungünfiig. fobald die Pet-fon mit ftarken Affekten beteiligt ift. Wir werden fehen. daß in beiden Beziehungen die Verhältniffe bei fpiritifiifäzen Sißungen fo fäflimm wie möglich liegen.

ll.

Eine vorläufige Vorfiellung davon. wie fchwierig und verwi>elt Berichte über fpiritifiifäfe Erfcheinungen fich gefialten. wird aus der Wiedergabe eines Mufierbeifpiels erwachfen. Und hier dreht es fiäz um ein einziges Gefchehnis. das im Grunde einfach war und noch dazu in hellfiem Licht erfolgte. Troßdem gehört außerordentlich viel dazu. um eine Befchreibung wie die folgende liefern zu können. Wir *verdanken fie einem englifchen Forfcher. Ich überfeße fie wörtlich.

An einem Novembernachmittag des Iahres 1902 fuchte ich „Palma“ auf. das „kanadifche Schiefertafel-Medium mit direkter Schrift“. Unter Palma verbirgt fich ein Mr. Grant. wohnhaft in London. Regent Street 281. Er wies mich in ein kleines niedriges Gemach im erfien Stock. An dem einen Ende des Zimmers fiand am Fenfier ein kleiner Tifch. mit einem Tifchtuch bedeckt. und darauf lagen: ein Briefbefchwerer. eine große Schiefertafel. ein Stoß kleiner Schiefertafeln und noch ein Stoß von fechs ebenfolchen kleinen Tafeln. Diefe letzten will ich der Bequemlichkeit halber immer als meine Tafeln bezeichnen. Sie lagen an der Tifchfeite. wo der Stuhl ftand. der mir angeboten wurde. Palma

gab mir ein Stück fieifes weißes Papier. 4 zu 3 Zoll groß. und bat mia). den vollfiändigen Namen einer mir bekannten verfiorbenen Perfon darauf zu fchreiben. fie entfprechend dem Gefchlecht. dem Verwandtfchaftsgrad ufw. anzureden. dann eine Reihe von Fragen aufzufchreiben und mich felbft mit dem Nuf- oder Kofenamen zu unterzeichnen. unter dem ich dem verfiorbenen Freunde bekannt war. Das Medium verließ darauf das Zimmer. und während feiner Abwefenheit fchrieb ich der Anweifung gemäß die Fragen auf. Ich faltete das Papier in zwei Hälften und gab es dem Medium. als es zurückkam. Palma faltete das Papier in vier Teile und legte es dann auf den Tifäf. unter den Briefbefchwerer. Ich bekam nun einen naffen Schwamm und einen Lappen. und wurde gebeten nachzufehen. ob meine Schiefertafeln auch unbefchrieben feienz außerdem follte ich fie forgfältig abwifchen. Während ich dies tat. nahm Mr. Grant die große Sihiefertafel vom Tifch. zog fich nach der andern Seite des Zimmers zurück. meinem Plaß gegenüber. und machte auf der großen Tafel Berechnungen. indem er - wie er mich belehrte - mein Horofkop fielltez zu diefem Zwe>e fragte er nach meinem Geburts-tage.
Als ich damit fertig war. meine fears Platten zu reiben und zu puhen. tat ich fie in einem Haufen auf den Tifch. Palma trat an den Tifch. legte die große Tafel nahe bei meinen Tafeln hin und reinigte dann diefe noch einmal perfönlich. Darauf legte er die große Tafel oben auf den andern Stoß von kleinen Tafeln an dem entfernteren Ende des Tifches. Er zog nun feinen Stuhl nahe an meinen Stuhl heran. nahm das Stück Papier. auf das ich die Fragen gefchrieben hatte. unter dem Briefbefchwerer vor und bat mich. es in die Tafche zu fiecken. Er hielt dann meine rechte Hand fefi. kam unter die Kontrolle des Geiftes. an den ich meine Fragen gerichtet hatte. und beantwortete fie genau. indem er fich dabei auf Gegenfiände bezog. die in meinem Brief an den ver-fiorbenen Freund erwähnt waren. Die Kontrolle verfchwand. und Palma ließ meine Hand los. Jetzt nahm er meine fechs Tafeln auf und teilte fie in zwei Haufen zu je drei. Auf die oberfte Tafel des einen Haufens legte er ein kleines Stück Schieferftift. zufammen mit einem Stück Papier. worauf einige farbige Kleckfereien waren. bedeckte den Stoß. auf dem nun der Schieferftift und das bemalte Papier lag. mit den andern drei Tafeln und bat mich dann. das Papier mit den Fragen wieder aus meiner Tafche zu nehmen und unter die oberfte Tafel zu legen.
Wir hielten nun alle meine Tafel feft. indem iäf an dem einen und
[Il

Palma an dem andern Ende anfaßte. Bald darauf hörte man. wie etwas
fchrieb; dabei geriet das Medium in krampfhafte Bewegungen. Als
fpäter die drei oberfien Tafeln entfernt wurden. zeigte fich auf der vierten
eine Botfchaft von meinem verfiorbenen Freund. mit Schieferftift ge-
fchrieben. die die ganze eine Seite der Tafel bedeckte. meine Fragen
beantwortete und mich mit dem Namen anredete. unter dem ich in Freun-
deskreifen bekannt bin. Darunter ftand der vollftändige Name des Ver-
ftorbenen. Über dem Text waren auf der Tafel ein paar bunte Blumen
gemalt.

So viel über die Vorgänge in meiner Sißung mit Palma. wie fie
dem Augenfchein nach verlief.

In Wirklichkeit fand folgendes fiatt. Als das Medium zurü>kam
- ich hatte inzwifchen meine Fragen aufgefchrieben - hatte es fich mit
einem leeren. fteifen. weißen Stück Papier verfehen das in vier Teile
gefaltet und ebenfo groß war wie dasjenige. das es mir gegeben hatte.
Diefes Papier hielt Palma in feiner Hand verborgen. Nachdem ich ihm
mein Papier gegeben hatte. faltete Palma es in vier Teile. entfprechend
dem in feiner Hand verborgenen, Dann ließ er das meinige in der Hand
verfmwinden und vertaufchte es mit dem weißen. (Ein bei Tafchen-
fpielern wohlbekanntes Verfahren. das leichter auszuführen ifi mit
dickem. fteifem Papier als mit dünnem.) Das leere Papier legte er unter
den Briefbefchwerer und behielt mein Stück Papier in der rechten Hand
verfiectt.

Nunmehr nahm er die große Schiefertafel vom Tifch weg. zu-
fammen mit einer kleinen. die darunter verborgen lag und worauf
die farbigen Blumen bereits gemalt waren; dann zog er fich nach der
andern Seite des Zimmers zurück. wo er. gedeckt durch die große Tafel
und unter dem Vorwande. mein .Horofkop zu fiellen. mein Papier öffnete.
meine Fragen las und die Antworten auf die verborgene kleine Tafel
fchrieb. indem er gleichzeitig meinen Rufnamen und den vollfiändigen
Namen meines ehemaligen Freundes abfchrieb.

Während er fo befchäftigt war. fiellte ich mich. als wenn ich eifrig
bemüht wäre. meine feajs Tafeln abzuwifchen und zu reinigen. in Wirk-
lichkeit aber zeichnete ich jede einzelne mit einem Präparat. das nicht
abgerieben werden kann. Als Palma mit feinen angeblichen Berech-
nungen fertig war. legte er die große Tafel (mit der verborgenen kleinen
Tafel darunter) neben meine Tafeln auf den Tifch. (Die Safrift auf
der kleinen Tafel befand fich jetzt auf der unteren Seite.) Unter dem

' .
W Honors Daumier:
Bad-vous Ratapoil, RÃ¼ckanficht.

1 9 0 ' ZumEffay v.ErnftSchur.

/ Â»ige-.ikea t: Â»4- dz,
/ oxtne
/
-_ UkiWZl'iZil?
) (>-
x* .xi-NUB..-

Vorwande. meine Tafeln zu reinigen. mit denen er ziemlich lange herum-
wirtfchaftete. vertaufchte er eine von ihnen mit der verborgenen prä-
parierten und bildete dann einen Stoß von ferhs Tafeln. der fünf von
meinen Tafeln enthielt und die präparierte. Dabei forgte er dafür. daß
diefe leßte zu unterft zu liegen kam. mit der Schriftfeite nach unten.
Nun fchaffte er die große Tafel von der Tifchfläche oben auf den
andern Haufen kleiner Tafeln. die weiter ab lagen. indem er fo unter
Deckung durch die große Tafel die eine von meinen Tafeln aus meiner
Nähe entfernte. die er vorher an Stelle der präparierten unter die große
Tafel gefchoben hatte. Schließlich zog er feinen Stuhl nahe an meinen
heran. nahm das leere gefaltete Papier unter dem Briefbefchwerer hervor.
vertaufchte es in der Hand mit dem meinigen und gab mir meinen eigenen_
Zettel mit der Bitte. ihn in die Tafche zu fiecken.
Die Rede. die nun folgte. während der das Medium meine Hand
hielt. kam angeblich von einem Kontrollgeifi. war jedoch in Wirklichkeit
die Anfprache eines Tafchenfpielers. die den Zweck hat. die Aufmerkfamkeit
von feinen Bewegungen abzulenken. Da das Medium meine Fragen
bereits gelefen hatte - nämlich als es vorgab. durch die große Tafel
gedeckt. mein Horofkop zu berechnen - war die fog. Kontrolle natürlich
imfiande. fie genau zu beantworten und fich auf Dinge zu beziehen. die
in meinem Brief erwähnt waren. Als Palma meine Hand losließ. hob
er die drei oberen Tafeln auf. legte den Schieferfiift und das Stück
Papier mit den Farbenflecken auf die obere Tafel diefes Haufens. nahm
dann die übrigen drei Tafeln. gleichfalls in einem Haufen. und zuletzt
drehte er den ganzen aus fechs Tafeln beftehenden Stoß um. (Nach
diefer Bewegung wurde die präparierte Tafel mit der Schrift nach unten.
die anfangs zu unterft gelegen hatte. die vierte von oben und trug jetzt
die Schrift auf der oberen Seite.) Ich nahm das Papier mit meinen
Fragen aus der Tafche und legte es. wie verlangt worden war. unter
die oberfie Tafel des fo umgefchichteten Haufens von fechs Tafeln.
Dann hielten wir beide die Tafeln. Das Geräufch des Schreibens wurde
von Palma erzeugt. indem er auf der unterften Tafel mit einem Finger-
nagel kratzte. Während diefes Vorgangs machte er die krampfhaften
Bewegungen. damit man die Bewegung in feinen Handmuskeln nicht
entdecken follte. Die drei oberen Tafeln wurden entfernt. und die Schrift
wurde aufgedeät.
Die Schrift auf der Tafel ähnelt nicht im mindeften der Hand-
fchrift meines verfiorbenen Freundes. fondern gleicht der des Mediums.
8 ll3

Eine ganz hervorftechende Eigentümlichkeit in Palmas Schrift (von der ich eine Probe befiße) erfcheint auch in der Schrift auf der Tafel. Ant Schluß der Sihung prüfte ich die fechs Tafeln; ich fand. daß fünf von ihnen noch naß waren und mein geheimes Zeichen hatten. Die mit der Schrift war vollftändig trocken und trug mein Zeichen nicht. Es war in der Tat eine untergefchobene Tafel. die nicht zu den anfangs vorhandenen fechs Tafeln gehörte. die ich als meine Tafeln bezeichnet habe. *-

[Il.

In dem mitgeteilten Beifpiel find zwei Darftellungen enthalten: die äußere und die innere Gefchichte des Vorgangs. Es ift leicht zu fehen. daß ein minder guter Kenner. der nur die Außenfeite beobachtet hätte. einen Wunderbericht geliefert haben würde. mit dem die Ausfagepfyäjologie wenig anfangen könnte. In unferm Fall aber. wo wir die beiden Seiten kennen lernen. wird die Möglichkeit einiger der vorher erörterten Beobachtungsfehler recht deutlich. Wir hatten erfahren. daß bei durchfchnittlichen Ausfagen gern und leicht typifiert wird. Wenn uns alfo z. B. verfichert wird. es fchreibe auf der Tafel. und wir gleichzeitig ein Kratzen hören. fo faffen wir das Ereignis im Sinne des uns geläufigen Typus auf und behaupten frifchweg als Tatfaafe. was doch nur - und zwar falfch -»- erfchloffen war: es habe in jenem Augenblick auf der Tafel gefchrieben. Eine befonders rüftige Einbildungskraft mag wohl fogar nach Ablauf einiger Wochen' fich einreden. man habe auf der offenen Tafel ein frei fkehendes Stückchen Schiefer fchreiben fehen. Ferner fei an die allgemeine pfychologifäfe Tatfache erinnert. daß fukzeffive ähnliche Vorgänge einander gleichgefeßt werden. Auf unfer Beifpiel übertragen: die Ortsveränderung der Tafeln erfcheint dem oberflächlichen Beobachter jedesmal gleichwertig. während fie in Wahrheit immer eine andere Bedeutung hat. Und um fchließlich nur noch einen Punkt hervorzuheben: es ifk klar. wie fehr es darauf ankommt. die Reihenfolge der Ereignifie und die Zahl der jeweilig im Spiel tätigen Tafeln genau feftzuftellen. Verfagen Beobachtung und Gedächtnis in diefer Beziehung. fo wird der ganze Vorgang unerklärlich.

Gegenüber den von überzeugten Spiritiften fiammenden Berichten muß die Kritik anders verfahren; fie kann nur im allgemeinen die Unzulänglichkeit der Befchreibung aufdecken. Auch das fei an der Hand eines Beifpiels verfucht. Als folches fchlage ich einen Bericht vor. der nicht von einem unbeträchtlichen Beobaäjter. fondern von einem bedeu-

rr..

tenden Gelehrten verfaßt war. und der in der Gefchichte des Spiritismus eine große Rolle fpielt. Ich meine Zöllners Erzählung feines Verfuchs. durch das bekannte Medium Slade einen Knoten in einen endlofen Bindfaden fchürzen zu [aßen. Der Bericht fteht im zweiten Band von Zöllners ..Wiffenfchaftlichen Abhandlungen" und wird von dem einfiigen Philofophieprofeffor Ulrici gerühmt. weil er ..mit aller wünfchenswerten Genauigkeit" abgefaßt fei. Zöllner fchreibt: ..Die Dicke des neuen und fefien. von mir felbft gekauften und aus Hanf befiehenden Bindfadens betrug zirka 1 Millimeter. die Länge des Fadens. bevor die Schlingen in demfelben gefchürzt waren. zirka 148 Zentimeter. Die Enden desfelben wurden vor Anlegung des Siegels durch einen gewöhnlichen Knoten feft zufammengeknüpft. alsdann die freien Enden des Knotens auf ein Stück Papier gelegt und auf demfelben mit gewöhnlichem Siegellack derartig fefigefiegelt. daß der Knoten gerade noäf am Rande des nahezu kreisförmigen Siegels fichtbar war. Alsdann wurde das Papier rings um das Siegel abgefchnitten. Die befchriebene Verfiegelung von zwei folcher Bindfäden mit meinem Petfchaft fand am Abend des 16. Dezember 1877 in meiner Wohnung unter den Augen mehrerer Freunde und Kollegen von mir felber fiatt. und zwar nicht in Gegenwart von Herrn Slade. Zwei andere Bindfäden von derfelben Befäfaffenheit und Größe wurden erft am andern Morgen von W. Weber in feiner eigenen Wohnung und mit feinem Petfchaft verfiegelt. Mit diefen vier verfiegelten Bindfäden begab ich miäf alsdann in die benachbarte Wohnung eines meiner Freunde (des Herrn von Hoffmann). welcher die Güte gehabt. Herrn Slade über acht Tage als Gaft in feinem eigenen Haufe aufzunehmen. Die betreffende Sißung fand unmittelbar nach meiner Ankunft in dem Wohnzimmer meines Freundes fiatt. Unter den vier Bindfäden wählte ich felber einen aus. und um ihn. bevor wir uns an den Tifch gefeßt hatten. nie aus den Augen zu verlieren. legte ich mir denfelben derartig um den Hals. daß das Siegel auf der Vorderfeite meines Körpers herabhing und fiets von mir beobachtet wurde. Während der Sißung. in der Slade zu meiner Linken faß. behielt ich das unveränderte Siegel ftets vor mir. Slades Hände waren jederzeit frei fichtbar: mit der linken faßte er fich öfter. über fchmerzhafte Empfindungen klagend. an die Stirn; mit der rechten hielt er ein kleines. zufällig im Zimmer befindliches Brett unter den Rand der Tifchplatte. Der herabhängende Teil des Fadens lag zwar unbeobachtet auf meinem Schoße. aber die das Brett haltende Hand Slades blieb mir ftets fichtbar. Ein Ver-

fafwiuden oder eine Geftaltveränderung der Hände Slades beobachtete ich nicht: er machte einen durchaus paffiven Eindruck. fo daß wir nicht behaupten können. er habe durch einen bewußten Willen jene Knoten geknüpft. fondern nur. daß fie in feiner Gegenwart unter den angegebenen Verhältniffen ohne fichtbare Berührung des Bindfadens entfianden find." (a. a, O. ll. 1. S. 214 f.) Aus einem Hinweis im erfien Teil von Zöllners Abhandlungen (S. 726) und aus der dort eingefügten photographifchen Abbildung erfieht man. daß es fich um vier nicht fef't zugezogene Knoten. fondern lofe. knotenförmige Verfchlinguugen handelt.
An der foeben erwähnten Stelle ifk auch etwas gefagt. was der ..mit aller wünfchenswerten Genauigkeit" abgefaßte Bericht leider verfchweigt. daß nämliäf derfelbe Verfuch bereits einige Male vergeblich gemacht worden war. ehe er glü>te. Slade wußte alfo. worauf es ankam. und hatte Zeit gehabt. fich vorzubereiten. Wie viele Möglichkeiten betrügerifcher Maßnahmen fo entftehen. läßt fich unfchwer begreifen.
Auffallend ifi ferner. daß Zöllner anfcheinend nach der Sißung weder Papier und Siegel genau geprüft. noch die Länge des geknoteten Fadens gemeffen hat; zum mindeften bemerkt er nichts darüber und zeigt eben hiermit. wie harmlos er dem Verlauf der Dinge gegenübergeftanden hat. Wir erfahren nicht einmal. was aus den übrigen drei Bindfäden inzwifchen geworden war! Die Befchreibung dcr Sitzung felber ift im höchften Maße ungenau. Kein, Wort über die Zeitdauer. die das ganze Experiment in Anfpruch genommen hat - nur der Ausdruck ..während der Sißung" deutet auf eine ziemliche Länge. - keine fortlaufende Aufzeichnung der Bewegungen des Mediums ufw. Außerfi verdächtig ift das Brett. das zufällig im Zimmer war - wer in aller Welt hat „zufällig" in feiner Stube ein Brett? Es erinnert fiark an die große Schiefertafel. die Palma als Deckung zu benutzen pflegt. Offenbar hat Zöllner die Sache bloß unter dem Gefichtswinkel des erperimentierenden Naturforfchers angefehen. d. h. er hat die Vorbereitungen mit größter Genauigkeit getroffen und befchrieben. dem Ablauf felber jedoch geringere Beachtung gefchenkt. Der Phyfiker darf fo verfahren. weil er lediglich mit der gefeßmäßig wirkenden Natur zu fchaffen hat: ift die Anlage des Verfuchs exakt und richtig erfolgt. fo i| des Forfchers Hauptarbeit gefchehen. Bei fpiritifiifchen Unterfuchungen beginnt die fchwierigfte Aufgabe eben mit den Erfcheinungen felber. und die vor allem nötige Eigenfchaft ift die des pfychologifchen Beobachters. von der Zöllner fchlechterdings gar nichts befeffen hat. So erklärt es fich endlich. daß er nichts

darüber bemerkt. wann er feinen Bericht niedergefäfrieben hat. obwohl die Zuverläffigkeit von der Länge der inzwifchen verfloffenen Zeit wefentlich mitbefiimmt wird.

Dies alles wird hier nicht zum erften Male gefagt. auch nicht in bezug auf Zöllners Bericht. aber es muß bei der Verbreitung des Spiritismus immer von neuem wiederholt werden. Wenn fchon der Bericht eines hervorragenden Gelehrten fo arge Schäden aufweift. was ift dann von den durchfchnittlichen Erzählungen zu erwarten? Prüft man fyftematifch die aus ihnen erfchließbaren Möglichkeiten der Täufchung. fo ftößt man verhältnismäßig felten auf Halluzinationen. an die von Gegnern des Spiritismus gewöhnlich zuerfi gedacht wird. Da in der Regel mehrere Teilnehmer dasfelbe erlebt zu haben glauben. müßten fich gemeinfame Halluzinationen durch pfychifche Anfteckung bilden. und das kommt gewiß nicht allzu häufig vor. Meifi werden wohl Sinnesreize unter fuggeftiven Einflüffen mißdeutet. alfo Illufionen künfilith erzeugt. Man glaubt kaum. was die gefchäftige Phantafie einer im Dunkeln harrenden Menge aus einem Knarren. einem Lichtfchimmer oder einer Taftempfindung herauszulefen vermag! Ich entfinne mich einer Dunkelfißung. in der die Nachbarn des weiblichen Mediums durch Berührungen aus der Geifterwelt erfreut wurden. Die wirkliche Urfache konnte leicht feftgeftellt werden. Als ich zweimal ganz zart am Knie berührt worden war. fiheinbar ohne es zu bemerken. wartete ich mit der Hand unter dem Tifch auf die dritte Berührung. griff zu und faßte ohne Zweifel einen in Strümpfen fteckenden Fuß. der fich in eine rundliche Wade fortfeßte. Das Medium frhrie vor Schreck laut auf. zog mit reflermäßiger Stärke und Schnelligkeit das Bein zurück und erklärte auf die teilnehmenden Fragen der Beifiver. daß fie felber foeben von Geifterhand gepackt worden fei. Und was hatten die antoefenden Spiritifien zu fühlen behauptet? Riefenfäufie. Kinderhändäfen. Hundeköpfe - kurz. fie hatten in die einfache Berührung durch eine Fußfohle die wunderbarfien Abenteuer hineingeheimnißt.

In Ausnahmefällen mag wirklich einmal eine gemeinfame Halluzination zufiande kommen. So erkläre ich mir wenigftens vorläufig gewiffe fonfi unbegreifliche Erzählungen. Beifpielsweife ein von indifchen Fakiren ausgeführtes Kunftfiü>. Die verfchiedenen Zeugniffe ftimmen in folgendem überein. Ein Gaukler wirft ein Seil in die Luft. das fich in ein unfichtbares Etwas oben am Himmel einhakt. Die Zufchauer fehen das Seil gerade in die Höhe fieigen. folange fie es überhaupt noch er-

blicken; jedenfalls finkt es nicht fogleich wieder zufammen. nachdem es hochgeworfen war. Ein Knabe klettert anfcheinend an dem Seil empor; er wird kleiner und immer kleiner. bis auch er fchließlich dem Gefichtskreis entfchwindet. Wenige Minuten fpäter fallen Stücke feines Körpers vom Himmel herab. erfi ein Arm. dann ein Bein uff.; diefe Teile bedeckt der Gaukler mit einem Tuch. murmelt etwas. zieht das Tuch wieder fort und der Knabe fpringt lachend empor. Zuleßt wird das Tau von feinem unfichtbaren Haken losgemacht und aufgerollt. Ich vermute hinter dem Trick eine Reihe künfilich herbeigeführter Halluzinationen. Auch habe ich nie davon gehört. daß die photographifche Platte den Vorgang fixiert hätte.

l7.

In der Mehrzahl der Fälle aber wird der Beobachter weder durch plumpe Tafchenfpielerei noch durch Trugwahrnehmungen getäufcht. fondern er wird in feinerer Weife veranlaßt. fich felbft durch Lücken der Aufmerkfamkeit und Irrtümer der Deutung zu täufchen. Wir haben anfänglich von der fubjektiven Seite zutreffender Ausfagen behauptet. daß die Aufmerkfamkeit richtig eingefiellt und in gleichmäßiger Spannung erhalten werden muß. Der letzten Forderung kann fchon wegen der übermäßigen Dauer der Sißungen felten entfprochen werden. Ich hatte einmal ein Medium zu prüfen. in deffen Gegenwart die ..Durchdringung der Materie" angeblich vorkommen follte. Ein Büchlein war in einen Kaiken gelegt. der Kafien verfiegelt und in ein „Kabinett" gefiellt worden. während das Medium in einem anderen Zelte faß. Wir Teilnehmer waren angewiefen worden. an das vorausgefagte Ereignis zu denken und beileibe nicht das Buch zu berühren. wenn es jemand in den Schoß fallen follte. Der befferen „Stimmung" wegen mußten wir unter Harmoniumbegleitung fingen; wir einigten uns auf das Lied ..Stille Nacht. heil"ge Nacht". und wiederholten ungezählte Male die erfte Strophe. da die Kenntnis des Textes bei den meifien ni>jt weiter reichte. Bereits nach einer Stunde waren wir fo mürbe. daß von fcharfer Beobachtung nicht mehr die Rede fein konnte. Die wäre übrigens unnötig gewefen. denn nach zwei Stunden. als wegen allgemeiner Ermattung die Sißung gefchloffen wurde. fanden wir Büchlein und Kafien unverfehrt am felben Orte wieder.

Für die richtige Einfiellung der Aufmerkfamkeit gilt als Vorbedingung. daß man wiffe. was da gefchehen wird. Von den fpiritifiifchen

Erfcheinungen wird der Forfcher jedoch in der Regel überrafcht: fie treten fprunghaft. ja katafirophifch auf und treffen daher auf eine fchlecht vorbereitete Empfänglichkeit. Eine rühmliche Ausnahme bildet die viel genannte Eufapia Paladino. Sie hat in meiner Gegenwart öfter angekündigt. was kommen werde. und Erfcheinungen. deren fie fich jedenfalls ganz ficher fühlte. auf Wunfch wiederholt. Trotzdem mißlang es mir. den ld0äus AWM-*mij zu entdecken (obwohl vieles andere nachweislich Betrug war). und ihr hinwiedernm mißlang es. die gleichen Phänomene zu erzeugen. fobald die Bedingungen fo eingerichtet waren. daß eine mechanifche Herfiellung tatfächlich ausgefchloffen gewefen wäre. Die Begleitnmftände aller diefer Vorkommniffe find eben für wiffenfchaftliche Anfprüche die denkbar ungünftigfien. Denn felbfi wenn das Ereignis als folches vorauszufehen ifi. fo muß man doch für die Entfcheidung über feine Bedeutung vor allem wiffen. w orauf es dabei ankommt. Da erzählt beifpielsweife jemand von einer Sitzung. er habe den die Hauptrolle fpielenden Gegenftand auf den Tifch gelegt. In Wahrheit hat das Medium in dem Augenblick. wo des andern Finger fich dem Tifche näherten. ihm in felbfiverfiändlicher und unauffälliger Weife das Objekt aus der .Hand genommen und felber hingelegt. Der Zeuge hat das im Augenblick natürlich bemerkt. aber bald danach als etwas ganz Nebenfächliches vergeffen. weil er nicht ahnte. daß der ganze Trick eben hiervon abhängt. Selbfi der Tafchenfpieler. der berufsmäßige oder der Dilettant. der jenem manchmal überlegen ift. kann nicht ohne weiteres als maßgebend gelten. In der Gefchichte des Spiritismus hat es fich mehr als einmal ereignet. daß Tafchenfpieler vorbehaltlos gewiffe Kunfifiückchen für übernatürliche Erfcheinungen erklärt haben, Denn diefe Sachverfiändigen find durch Tricks. die in einer ganz andern als in der ihnen bekannten Art zufiande kommen. ebenfo leicht zu täufchen wie jeder Laie. ja noch leichter. weil fie fich für unfehlbar halten. Vermögen fie z. B. Schiefertafelfchriften gleich der oben erwähnten auf fünf oder fechs verfchiedene Weifen zu erzeugen und lernen fie nun ein Medium kennen. das nach abweichenden Grundfäßen. aber mit einer durch einfeitige übung fiark entwickelten Gefchicklichkeit vorgeht. fo find fie gerade infolge ihrer foni'tigen Fachkenntnis noch mehr erfiaunt als der ungefchulte Beobachter.
Um zu zeigen. wie fchwer es fällt. den entfcheidenden Punkt herauszufinden. erinnere ich endlich noch an die Auffehen erregenden Berichte über den ..Hellfeher" Reefe. Den Gewährsmann einer großen Berliner Zeitung hatte Reefe gebeten. er folle auf einen Zettel den Namen feines

erften Lehrers fchreiben. auf andere Zettel anderes. „Daum“ erzählt der Berliner. ..ging Reefe aus der Stube und ließ mich allein. Ich ver-fchloß die Stube und fchrieb. wie mir geheißen war. faltete jeden Zettel mehrmals zufammen und fteckte jeden in eine andere Tafche meines Ge-wandes. Dann rief ich Reefe herein. der fich inzwifchen in einer weit entlegenen Stube des Hotels aufgehalten hatte. Reefe fchrieb dann mit hebräifchen Buchftaben auf einen Zettel zwei Süße. hieß mich aufs Geratewohl drei von den Buchf'taben ausftreichen. ließ fich von mir die Hand auf feine Stirn legen und fagte: Ihr erfier Lehrer hieß Milan Kobali. Das fiimmte. Diefer Lehrer lehrte mich vor 18 Jahren in einer füdungarifchen Provinzftadt das Alphabet und ift nun fchon feit 15 Iahren tot , . . Ia. er nannte mir den Kofenamen. den ich einer Dame zu geben pflegte. einen Kofenamen. der in einem Drama Gerhard Haupt-manns vorkommt. und den ich überdies noä) in einer Verfiümmelung anwendete. fo daß er den bizarrften Klang hatte. den ein menfchliches Ohr je vernommen. Und Reefe nannte den Namen in diefer fonderbaren Form!“

Der Berichterf'tatter fuchte mich kurz nach der Veröffentlichung feines Erlebniffes auf. Durch vorfichtige Fragen gelang es mir. mehrere nicht gewollte Ungenauigkeiten der Darftellung aufzudecken. Nach dem oben wiedergegebenen Bericht fieht es doch fo aus. als habe Reefe in weiter Entfernung von dem Zeugen die geheimnisvollen Buchftaben gekrißelt; hierauf fei der Zeuge herangetreten. habe die drei Buchftaben ausge-fkrichen. die Hand auf Reefes Stirn gelegt und nun die Auskunft er-halten. In Wirklichkeit hat unfer Gewährsmann während der ganzen Dauer der Schreiberei beide Hände dem Herenmeifter an die Stirn drücken müffen. alsdann fie abgenommen und die Lettern durchfirichen. Fiir einen guten Tafchenfpieler ift es eine Kleinigkeit. beim Schreiben dem dicht vor ihm Stehenden mit der linken Hand ein paar Zettel aus der Weftentafche zu nehmen. ihren Inhalt fef'tzuftellen und fie nachher dem über den Tifch Gebeugten und nun felber die Feder Führenden wieder hineinzuftecken.

Am lehrreichf'ten jedoch finde ich. daß auf die hellfeherifche Ent-deckung wunderlich klingender Namen folcher Wert gelegt wird. Der Lefer kommt gleiäj feinem Gewährsmann in die Gefahr. zu überfehen. daß es fich lediglich um die Wiedergabe aufgefchriebener Namen handelt und daß es nicht erheblich fchwerer ift. Milan Kobali als Augufk Müller zu lefen oder fogar den Kofenamen ..mein überzuckertes Sonnenfirählchen"

anftatt ..meine Anna“ zu entziffern. Auäj wer an Hellfehen glaubt. follte begreifen. daß die Seltenheit eines Namens fo lange keinen Unterfchied macht. als der Name vom Anfragenden felber vorher angegeben werden muß. Dennoch verfchiebt fich regelmäßig in diefer Weife die Wertbetonung bei arglofen Zeugen. Gerade über den ..Hellfeher" Reefe habe ich in einem umfangreichen und zeitraubenden Briefwechfel die Erfahrung gemacht. daß die Beobachter ihre Aufmerkfamkeit auf Nebenfachen richten und von den wefentlichen Punkten weder klare noch allgemein übereinftimmendc Auskunft zu geben vermögen. Deshalb fällt es dem Unbeteiligten fo fchwer. bloß auf Grund von Berichten nachträglich einen Vorgang zu erklären. Daß es troßdem gelegentlich glücken kann. lehrt die kritifche Unterfuchung. die Hereward Carrington einem berühmten Falle Akfakows hat zuteil werden laf'fen. In diefem Falle foll ein Teil des Körpers der Frau d*EspSrance dematerialifiert worden fein. um dem Spirit den nötigen Stoff zu feiner Verkörperung zu leihen; während der Oberkörper des Mediums auf dem Stuhl gefehn oder getafiet werden konnte. war von den Beinen auf dem Stuhlfiß nichts zu fühlen. Akfakow hielt den Vorfall für einen der beweiskräftigfien. Prüft man indeffen die Zeugniffe. fo ergibt fich. daß von den fünfzehn anwefenden Perfonen einige jeden Bericht verweigert haben (mutmaßlich weil fie fich betrogen glaubten und doch keine befriedigende Aufklärung zu geben vermochten). ferner daß von den übrig bleibenden Ausfagen die meifien unbeftimmt oder negativ find. endlich daß nur drei entfrhieden zugunften des Phänomens fprechen. Mit Hilfe diefer drei ausführlichen Gutachten gewinnt man ein klares Bild des Sachverhalts. Das Medium hat. von der Dunkelheit begünfiigt. für kurze Zeit feine Beine zwifchen Rückenlehne und Sin des Rohrfiuhles nach hinten gefchoben. fo daß nur die Kleider vorn auf dem Sih blieben. Da die Maße des Stuhles mitgeteilt werden. hat Carrington den Verfuch nachahmen und feine Ausführbarkeit unwiderleglich fefifkellen können.

Einer der Teilnehmer an jener denkwürdigen Sitzung mußte. durch immer weiter gehende Fragen veranlaßt. mehrmals fich ausfprechen; dabei find feine Angaben nicht nur reicher an Einzelheiten. fondern auch begeifierter geworden. fo daß der Vorgang im letzten Beriäjt um vieles wunderbarer ausfieht als im erfien. Hierdurch werden wir auf eine weitere Grenze fpiritiftifcher Beobachtungen aufmerkfam gemacht. Der Wert der Zeugniffe hängt davon ab. wann fie ausgefiellt werden. Auch bei gewiffenhaften Beobachtern verfchiebt fich im Lauf der Jahre manches.

Anfänglich find ihnen die Einzelheiten noch gegenwärtig; aber was fie nach reiflicher Uberlegung für Nebenfache halten. das vergeffen fie ziemlich fihnell. Mittelglieder werden ausgefchaltet. Punkte miteinander verknüpft. die vorher weit getrennt waren -o oder es wird umgekehrt dies und das von der allmählich freier fchaltenden Einbildungskraft hinzugefügt. Welche Veränderungen erfolgen. das ift durch das Gefühlsverhältnis zu der Angelegenheit befiimmt. Wenn jemand anfangs gläubig gewefen war und fich fpäter deffen fchämt. fo läßt er alles ..Überzeugende" in der Erinnerung zurücktreten; ift er dagegen durch Zwifchenfälle oder neue Erfahrungen vom Zweifel zum Glauben bekehrt worden. fo färbt fich alles im entgegengefeßten Sinne.

Noch wichtiger ift der Anteil des Gefühls während der Sißungen felber. Als ich zu Anfang unferer Betrachtung das Freifein von Erregungen emotionaler Art als eine der Beobachtung günfiige Bedingung nannte. fügte ich fogleich hinzu. daß diefe Freiheit gegenüber fpiritiftifchen Vorgängen gar felten eintritt. Die Spiritifien befinden fich von vornherein in einer Stimmung. in der fie einerfeits alles. felbft das Unglaubliche. für möglich. andererfeits alles. felbft das Einfachfie. für wunderbar halten. Doch auch kühlere Beobachter geraten leicht in einen ihren Blick trübenden Aufregungszuftand. Das Gefühl. dem irgendwie Wunderbaren nahe zu fein. der Gedanke an Erfahrungen anderer. die Sonderbarkeit der ganzen Lage. die Bemerkungen der übrigen Teilnehmer - das alles pflegt. wie ich mehrmals gefehen habe. fogar ausgezeichnete Naturforfcher und Ärzte aus dem fo nötigen Gleichmut herauszubringen. Erft nachdem jemand mehrere Sißungen mitgemacht hat. kann fich in ihm die gleichmäßig ruhige Stimmung entwickeln. die den Wert der Ausfage erhöht.

Zufammenfafiend wäre alfo zu fagen: Wir haben zwar ungezählte Berichte über fpiritiftifäfe Erfcheinungen. Aber in den meiften Fällen beweifen fie nur. daß die Berichterftatter nicht ahnen. was in folchen Dingen wifienfchaftliche Evidenz heißt. Denn das menfchliche Zeugnis ift. wie unfere überlegung gezeigt hat. ganz befonders unzuverläffig unter den Umfiänden. an die die fpiritifiifchen Erfcheinungen geknüpft find. Aus den allermeiften Erzählungen erfahren wir nicht. was vorgefallen ifi. fondern etwas ganz anderes. Daher muß aufs ernfiefie davor gewarnt werden. die Berichte zu weitreichenden Folgerungen zu benußen.

_______._______

M

:[22

Hugo Eclener:
Graf Zeppelin.
Sein Luftfchiff und feine Perfönlichkeit.
(Mit einem Bilde von Ernft Pickardt.)

Man muß fihon auf ganz große Epochen in der Gefchichte unferes deutfchcn Volkes zurückgreifen. um ähnliche Tage einer allgemeinen nationalen Begeifierung und einer faft überfchwenglichen Opferfreudigkeit iu allen Ständen. allen Gauen zu finden. wie wir fie unlängft erlebten. als das Zeppelinfche Luftfchiff feinen Triumphflug über das Rheintal nahm und dann durch die jähe Kataftrophe bei Echterdingen alle Gemüter in den Tiefen erfchütterte. Was war die Urfache diefer beifpiellofen Volksbewegung? War es die Begeifterung und das Verfiändnis für das epochemachende Werk des kühnen Konftrukteurs. das eine uralte Sehnfucht des Menfchengefchlechtes zu befriedigen verfprach? War es die Sympathie für die edle Perfönlichkeit des tapferen Grafen. der durch fein ideales. vorbildliches Streben und Leben und durch die rührende und zugleich erhebende Gefchichte feines Kämpfens und Leidens unferer mattherzigen. kleinlichen Generation als ein aus unerquicklichen Miferen uns emporhebende-r Nationalheros erfcheinen mochte? Oder waren es vielleicht dunkle Beklemmungen politifcher Art. die unbeftimmte Hoffnungen an das modernfte Kriegswerkzeug knüpften. das Graf Zeppelin feinem Volke baute? Wir wiffen es nicht. Vielleicht war etwas von allem in dem Gefühl vorhanden. das in fo elementarer Weife fich Luft machte.

Erfiaunlich ift es jedenfalls. daß das ganze große Publikum der „Laien". das fiets fo fkeptifch jeder Luftfchiffahrt gegenüber ftand. plößlich ein fo fchrankenlofes Vertrauen einem Fahrzeug entgegenbrachte. das von den „Fachleuten" noch bis zur heutigen Stunde mit einem niäft unbeträchtlichen Schütteln des Hauptes angefehen wird. Fachleute find zwar in der Regel bedenklicher. Das Wiffen von all den kleinen Bosheiten und Widerfkänden der Materie macht zaghafter. Die fchöne Naivität läßt optimiftifchere und kühnere Gedanken fliegen. Sollte auch hier die Unkenntnis den Freudentaumel der Hunderttaufende begünfiigt haben? Oder trägt eine glückliche. frifche Intuition die Volks-

feele zu einem befieren Begreifen des Neuen empor. als es die nur allzu leicht verknöäferte Tradition der „Schule“ zuläßt?

Denn kühn und neu ift die Grundidee des Grafen Zeppelin! Mag man noch fo viel das alte Aeronautenproblem der „Landbarkeit“ des ..|arren‟ Luftfchiffes erörtern und mag aus) Graf Zeppelin felber fich im Eifer der Kontroverfe und der Defenfive oft zu Erörterungen der Landungsfähigkeit feines Schiffes unmerklich haben drängen laffen - der originelle und [este Gedanke feiner Konfiruktion iftdoäz der. daß er gar kein Schiff zum Landen. fondern ein Schiff zum Flieg en bauen wollte. Das foll man nicht verdunkelnl Durch großes Flug- und Steuervermögen und dura) unbedingte Betriebsficherheit wollte er alles. auch das Problem der Landbarkeit leisten Endes löfen. Und wir find der fefien Überzeugung. daß das der einzige Weg ift. je zu einer Luftfchifffahrt großen Stiles zu gelangen. Alles Kompromiffeln mit Forderungen. die die Freiballonpraris eingibt. ift vom übel. Das gibt ausgeklügelte. vielleiäft ,.geiftvolle" Konfiruktionen. aber keinen großen Wurf. der neue Entwi>lungsphafen einleitet. Es ifi eine fchwer verftändliche. ja traurige und kraftlofe Verzagtheit. wenn man angefichts der wunderbaren Entwicklung unferer modernen Technik glaubt bezweifeln zu müffen. ob jene Betriebsficherheit. die der Zeppelinfche Lenkballon erftrebt. auch erzielt werden könne. wenn man wegen der Motorpannen. an denen Zeppelins Fahrzeug zugrunde ging. an der Möglichkeit. ganz zuverläffige Motoren zu bauen. verzweifelt.

Graf Zeppelin konfiruierte ein Luftfchiff mit feftem Aluminiumgerippe. an dem die Gondeln fefi und unbeweglich angebracht find. Der leitende Gedanke hierbei befiand hauptfächlich in folgendem: An dem feftverbundenen Bau laffen fich die Triebkräfte und Steuerorgane bequem an d en Punkten anbringen. wo fie die günftigfie Wirkung erzielen. Die Propeller arbeiten in der Ebene des Widerfiandsmittels und vermeiden ftörende Stampfbewegungen des Fahrzeugs. zumal der Schwerpunkt mit dem Widerfiandsmittelpunkt fich bei dem ,.ftarren" Schiffe nahe zufammenbringen läßt. Die Steuer wirken ebenfo an dem feftverbundenen Bau am leichtefien und präzifefien. da keine lofe mitgefchleppten Maffen die Bewegungstendenzen von Gondeln und Ballonkörper durchkreuzen. Kräfte und Steuer wirken vielmehr an einem organifchen Ganzen. das allen Befehlen präzife gehorcht.

Eine Folge diefer günftigen Eigenfchaft ifi die gute Ausnußung der Triebkräfte in bezug auf die Fahrtgefchwindigkeit. Das ftarre Schiff

zeigt ein unvergleichlich ruhiges. gleiehmäßiges Dahinfchweben. Weder ein Zickzackkurs in der Vertikal- oder Horizontalebene. noch vermehrte Reibungswiderftände des fchräg ftehenden Ballonkörpers beeinträchtigen die Gefchwindigkeit. Das ifi um fo belangreicher. als das lange ftarre Gerippe überdies geftattet. zwei Propellerpaare über zwei Gondeln an- zubringen und das Zeppelinfche Fahrzeug relativ bedeutende Kräfte ins Spiel zu feßen vermag.

Ein großer Vorzug des fiarren Syfiems liegt ferner darin. daß es gefiattet. Schiffe von faft beliebiger Größe zu erbanen. die fiets ihre Form bewahren und einen großen Aktionsradius und große Tragkraft haben. Bei allen loferen Syftemen wird es fchwer möglich fein. über eine gewiffe Größe hinaus zu bauen. da fich dann Schwierigkeiten ergeben. durch inneren Uber-druck die Form des Säiiffes zu erhalten. Durch den genannten Vorzug überwindet es auch feinen urfprünglichen Nachteil. der in der Schwere der metallifafen Konfiruktion begründet liegt. Bei einer gewiffen Dimenfion wird nicht allein die abfolute. fondern auch die relative Tragkraft der fiarren Schiffe eine fehr bedeutende.

Eine befondere Hervorhebung unter den vielen fonfiigen Vorteilen des Zeppelinfäjen Typs mag dann noch der erfahren. daß man an dem fiarren Gefiell in bequemer Weife alle Organe doppelt anbringen kann: Motoren. Luftfchrauben. Höhen- und Seitenfteuerungen find an Zeppelins Luftfchiff doppelt vorhanden. Die Betriebsficherheit wird damit eine erheblich größere.

Es follten demnach fchnelle. leicht fteuerbare und betriebsfichere Schiffe mit langem Flugvermögen fein. mit denen Graf Zeppelin das Problem der motorifchen Luftfchiffahrt löfen wollte und die er in feinem ftarren Typ gefunden zu haben glaubte. Der Widerfiand gegen feine Ideen erhob fich von zwei Seiten. Die Ingenieure. und namhafte Auto- ritäten darunter. erklärten feine Konfiruktion für ein Unding. Man warf ein. daß das leichte Gerippe unter der Lafi der Gondeln zufammen- kniäen würde. In der Tat traten bei den erften Fahrten im Iahre 1900 recht ftarke Deformationen am Metallgerüft ein. Aber nichts ifi un- finniger. als in Dingen der Technik heute ein ..Unmöglich“ zu fprechen. Befonders Ingenieure felbft follten fiäf hüten. Am zweiten Modell des Grafen Zeppelin waren die Unzulänglichkeiten fchon vollfiändig befeitigt. Ferner hatte man fiarke Bedenken bezüglich der Stabilität des Zeppelin- fchen Baues. weil das fihwere Metallgerüfi und die kurze. fefie Gondel- aufhängung eine hohe Lage des Schwerpunktes unvermeidlich machte.

Wenn nun auch nachweislich eine Kraft von etwa 60 Metertonnen einem Überfchlagen des Schiffes ficher entgegenwirkte. fo blieb doch fiets eine große Labilität desfelben um feine Queraäzfe beftehen. und man hat die bedeutenden Stampfbewegungen. die die erften beiden Modelle machten. immer wieder mit fehr bedenklichen Mienen konftatieren zu follen vet-meint. Graf Zeppelin wußte auch hier Rat. wo die Autoritäten unlösliche Schwierigkeiten zu fehen fchienen. Durch eine geniale Anlage von Höhenfteuerungen und Stabilifierungsfloffcn wußte er fein Schiff zugleich fo ftabil und doch wieder fo beweglich zu machen. daß er als ein „Entdecker" in bezug auf das Stabilitätsproblem zu gelten hat. Die Leifiungen feines Schiffes werden eine Revifion alter Konftruktions-gefichtspunkte nach fich ziehen. Das Zeppelinfche Luftfchiff fährt fo ..|abil". fo ruhig und ficher wie kein anderes. Zugleich i| es fo lenkbar und beweglich in der Vertikalebene wie kein zweites. felbft das Parfeval-fche mit feiner verfchiebbaren Gondel nicht ausgenommen.

Aus diefer wundervollen Eigenfchaft des Fahrzeugs ergeben fich für feine Aktionsfähigkeit einige fehr wertvolle Konfequenzen. Da man ver-möge der Höhenfteuer fehr fchnell und kräftig die Neigung des „Zeppelin“ zur Horizontallage ändern und denfelben fchräge auf- oder abwärts treiben kann. fo hat man es in der Hand. Auftriebs- oder Falltendenzen des Schiffes in ftarkem Maße zu begegnen. Die Kraft. mit der das fthnelle Schiff foläze Tendenzen befiegt. ift erfiaunlich. Innerhalb eines Höhenfpielraums von mehreren hundert Metern ift es beliebig dirigierbar. Auf- oder abfieigenden Luftftrömen räumt es ungern Herrfchaft über fich ein. Starke Auftriebstendenzen. die fich aus Sonnenfirahlung und Gaserwärmung ergeben. vermag man durch die Höhenfteuer und Drachen-wirkung des Schiffskörpers felbft zu paralyfieren. Damit ift die Mög-lichkeit gegeben. Gasverluften und Ballaftabgaben in hohem Grade aus-zuweichen und das Leiftungsvermögen des an fich fchon fehr potenten Schiffes gewaltig zu f'teigern.

Die eminente Steuerfähigkeit des Zeppelinfchen Typs in der Ver-tikalebene erweift fich weiter als von ganz befonderer Bedeutung für das Problem der ,.Landlandung" des Säfiffes. Reben den Ingenieuren. die die Feftigkeit und Stabilität desfelben bemängelten. traten fchnell die Aeronauten auf den Plan und verurteilten das ftarre Fahrzeug in Grund und Boden wegen feiner angeblichen Unfähigkeit. auf feftem Boden zu landen. Nun haben wir aber fthon dargelegt. daß Graf Zeppelin bewußt mit der Abficht konfiruierte. vermöge der Leiftungsfähigkeit feines

Schiffes ungewollten Landungen aus dem Wege zu gehen. Sein Fahrzeug follte immer imfiande fein. in den Hafen zurückzukehren und event. in der Luft ..abzuwettern". Das if't nun aber nicht fo aufzufaffeu. als ob. wie viele Aeronauten glauben. der „Zeppelin“ jede Berührung mit dem feften Boden zu fäfeuen habe. Sein Konfirukteur hat vielmehr von jeher betont. daß er mit feinem Schiff fanft und leicht. ohne jede Havarie landen könne. Iene oben erwähnte Stabilität und Beweglichkeit zugleich in der Vertikalebene ift es. der diefe Fähigkeit entfpringt. Gegen einen kräftigen Wind wird man damit in einer fo glatten Weife landen können. wie die Freiballonaeronauteu es fich nicht träumen laffen. Die Landung bei Echterdingen hat es bewiefen: In einem Wind von etwa 8 Metern feßte das Schiff fo fanft und leicht bloß mit der vorderen Gondel auf. daß die Infaffen es kaum fpürten. Die viel unruhiger und weniger fkabil in der Luft liegenden halbf'tarren und unftarren Schiffe werden eine folche Eleganz der Auflandung kaum je erzielen können. Zwar wird Graf Zeppelin folche Landungen nur bei gutem Wetter ausführen. Denn das Halten des Ballons auf dem feften Boden bei fkürmifchem Wetter wird allezeit eine mißliche Sache fein und zwar für alle Motorluftfchiffe. nicht nur für den ..ftarren" Zeppelin. Eine ungewollte Landung. vielleicht infolge Motordefekts. wird _immer nur zu leicht den Verluf't des Fahrzeugs bedeuten. Den Schuß vor folchen Verluften dürfen wir aber nicht in lofeu. lappigen Konfiruktionen fuchen und nicht in Reißbahnen. fondern in einer Steigerung der Betriebsficherheit und Leifiungsfähigkeit der Luftfchiffe.

Sehen wir uns nach diefen mehr allgemeinen Ausführungen einmal kurz die tatfächlichen Leif'tungen des Zeppelinfchen Schiffes auf feiner Fernfahrt an. Das Luftfchiff verließ am 4. Auguft morgens früh um 6.20 Uhr feine Halle und fchlug genau um 6'/2 Uhr im Auffkeigen den Kurs auf Konfianz ein. Um 2.45 Uhr paffierte es Mannheim. das unter Berückfichtiguug der Rheinkrümmungen. denen das Schiff folgte. reichlich 410 Kilometer von Friedrichshafen entfernt ift. Alfo machte es fait genau 50 Kilometer die Stunde über dem Boden. wobei in Betracht zu ziehen ift. daß das Säjiff nicht immer. wenn auch meiftens. mit beiden Motoren lief. und daß die 2-10 Kilometer von Bafel bis Mannheim gegen eine allmählich fich verfiärkende nördliche Luftftrömung gingen. Die Leiftungen anderer Luftfchiffe. der „Patric" auf ihrer Reife Meudon-Verdun. des ..Parfeval“ und des alten Militärluftfchiffes auf der Fahrt nach Brandenburg und zurück. bleiben mit ihren 30-35 Kilo.

meter Stundengefchwindigkeit weit dahinter zurück. Kurz hinter Mannheim erfolgte dann eine Motorpanne.
Was die Flugdauer angeht. fo war das Luftfchiff reichlich zwanzig Stunden in der Luft. Das ifi niäft die Höchfileifiung. die man von ihm erwarten darf und muß. Auf die für das Zeppelinfche Fahrzeug relativ kurze Dauer von zwanzig Stunden wurde die Reife auch lediglich durch Motordefekte hinuntergedrückt. Die oben erwähnte außerordentliche Kraftentwicklung. deren das Schiff in bezug auf willkürliches Hinauf- und Hinabdrüäen vermöge feiner Höhenfteuer fähig ift. vermoäjte dasfelbe trotz der bedeutenden Erwärmung des Gafes durch Sonnenfirahlung und trotz der ftarken Gewichtsabnahme infolge Benzinverbrauchs in ungefähr den gleichen Höhen wie bei der Abfahrt zu halten. Gasverlufte durch Hochgehen kamen alfo zunächfi nicht vor. und die Fahrtdauer hätte eine fehr ausgedehnte werden können. Erft als kurz hinter Worms ein Zahnrad an dem Kühlventilator defekt wurde und der eine Motor abgeftellt werden mußte. wurde infolge der geringeren Eigengefchwindigkeit die Gewalt über das Schiff geringer. und man fiieg in Höhen von mehr als 1000 Meter hinauf. wo die Ballons viel Gas abbliefen. Es wäre nun doch noch möglich gewefen. nach einiger Entlafiung das Luftfchiff wieder in vielfiündiger Fahrt von Mainz bis an den Bodenfee zurückzubringen. wenn nicht wieder ein Motordefekt eingetreten wäre. der dadurch bedenklich wurde. daß der Wind allmählich fiark auffrifchte. Auf den Fildern avancierte man troß einer Eigengefchwindigkeit von reichlich 10 Sekundenmetern nicht mehr mit dem einen Motor.
Man darf auch bei vorfichtigfier Berechnung aus den am 4. und 5, Auguft gezeigten Leifiungen die Annahme herleiten. daß fchon das jeßt bei Echterdingen zerftörte Modell leicht zwei Tage und eine Nacht. alfo 36-40 Stunden hätte in der Luft bleiben können. wenn die Mafchinerie intakt geblieben wäre. Das würde bei einer Durchfchnittsgefchwindigkeit von auäj nur 40 Stundenkilometer fchon einen Aktionsradius von 1400-1600 Kilometern ergeben. Eine folche Leiftungsfähigkeit muß fchon jest genügen. das Schiff für ftrategifche Aufklärungszwecke weiteftcn Umfangs als geeignet erfcheinen zu laffen und das Landungsproblem. von ganz erzeptionellen Wetterlagen abgefehen. in dem von feinem Erbauer gewollten Sinne zu entfcheiden. Selbfiverftändlich hat nun aber die auf der Fernfahrt gewonnene Erfahrung bereits allerlei Gedanken und Erwägungen zu einer weiteren Verbefferung des Schiffes und feiner Führung erfiehen laffen. Man wird bei dem

I.

k
...UND mg? 3.? . .444., ,4,... NDL., 4. 44..... . .83....» Q4. 4. ._ . .4 4 x - . 4, 4 .
.k . .4. .4. w; 4. . . .. . 4....." a . z I q 4 1x . . ....4 l 4.4.4. 4. r . 4.4 4 I. , . .4 d 4 4 44 4
4 4 . f ,4 4 . . d 4 1 4 4 m 4 4 4 . v 4 4„ .
q, 4 \n .
u '4, f. 4
44T* l.
4. 44 . 4 4 1 . \ ~ .u \ 4 1 4 . . .4 4 .4 . a —
4 < i A 4 4 \ I 4 q. 4 4 l a I i 4 4 Q
4 4 4 4 4 .4.. . .4 4 . 4 i.. 4 . . ... 4 4 4. 4, v . 4 M 4 4
4 4 p 1 4 I .Ü q 44 v , 4 . 4
.4 4 . 4 . . 44 4.4 4 4, 4 . 4 4 4 4 4
4 _ 4 4 _ 4 . w . 4 p W . . . . . 44 4 4 44 4 v 4 4 . 4 4 4
r . L 4 . . 4 v. 4 4 . . 4 h e 4 ..4 4 r4 .4 .
A. . 4. 4 4 v 4 . . 4.4 “Iii-J“ .4 y 4 . .4| 4 4 . . 4 N. F . . 4 \ \ , 4 4 4 . x4. 4 4 4 . n . 4 . . .
L 4 b I . 4 h . 4 4 . 4. \ 4. . . . 4 4 . .4 4 .4 if . 4 .
4 4 . 4 , 44 .4 . , q.. k.. 4 . . 4 4 .4 4 . . . 4 .4 4
4 4 v. R 4. l. r 4 a. 4. 4 .4 . . 4 4 4.x 4 . . . I 44. 4 .4. H . i. 4
4. 4 .44 r . .. ..4. 4 4 4 4 . . . . 4. 4 .4 , v 4 4 44 .4 . 4 4 4 ..4. . . .. 44 4 a.
- 4. 4 . L 4 . . . ..- 4 4 .. . v. .4 ..4 4 4 4 .4 . 4. 4 J. 44 ..4 1 4. ,4 . 4 . , . z I
4 .4 4 4 .4 4-4. .44 . 44 4 4. 4 4. 4 4. 4 L 4 J 4 4 . . .. . . I 4 44 , 4
4 . ,4 4 .4 4 4 . i Q. .7 .4 J . . q 4 4
4 v 4 4 , 4 4
"q-"kl
.X
9: Purl!
.Q r“ ‘4‘. I
. "54-37752". .xxx-ZW
„.44
ONLY-*KÖNIG
cwuimgzsrflzupgé
. .Euxfififim WWU-,FW
„LN-GQ 7;?

Neubau erhebliche Gewichtserfparungen machen können. man wird die Motore verfiärken und namentlich in bezug auf die Ölung zuverläfiiger bauen. Andererfeits wird man bei der Führung auf großen Fahrten künftig umfichtiger handeln können. die Beanfpruchung der Motore rationeller geftalten. der Ballaftaufnahme eine größere Sorgfalt zu-wenden und dergleichen mehr. um Gasverlufi nach Möglichkeit hintan-zuhalten. Nie gelang eine ganz große Sache auf den erften Wurf! Aber der Schritt. den Graf Zeppelin machte. ift fo gewaltig und epochemachend. daß wir feit der Schweizerreife und der Fernfahrt unbedenklich fagen dürfen: ..Wir find eingetreten in das Zeitalter des Luftverkehrs",

* »e .-

Rach den vorftehenden fachlichen Ausführungen darf man gewiß zugeben. daß das deutfche Volk von einem ficheren Infiinkte geleitet war. wenn es das Werk des Grafen Zeppelin und feine Erfolge mit Iubel und Begeifterung begrüßte. Und doch glauben wir. daß in der wunder-famen Bewegung. die jüngfk aller Seelen ergriff. noch andere Empfin-dungen als die des Glücks und der Genugtuung über eine bedeutfame Erfindung fich äußerten. Was ifi dem Volke fchließlich ein Kultur för-derndes Werk. und fei es auch ein Luftfchiff. das uralte Ikaridenwünfche und -Sehnfuchten des Menfäfengefäflechtes zu verwirklichen verfpricht? Wie oft. wie leicht fchlägt in diefer kraufen. brutalen Welt ein genial erdachtes Werk zum Unheil für die Menfchen aus. zerfiört es hier an Glück. was es dort davon ansteiltel Aber was kann. was muß dem gefunden Empfinden des Volkes fiets eine echt fittliche Perfönlichkeit bedeuten. die ihm. zumal in trübfeligen. kleinliäfen Zeiten. als Held und Vorbild leuchtet. aus dem es Vertrauen und Zuverficht für feine eigene Zukunft fchöpftl Der Einfluß. der von ihrem hohen Streben und ihrer Gefinnung weithin fich fiill verbreitet. mag oft der Menfchheit mehr an echtem Glück fchenken als aller Ruhen ihrer Werke und Erfindungen. Zu unverkennbar tönt aus all den raufchenden Kundgebungen der leisten Tage die tiefe Genugtuung darüber heraus. daß man einen edlen. uner-müdlichen Streiter für eine bedeutfame Sache Siege erringen fehen durfte. die den Glauben an die Macht des Idealen in uns ftärken und alle jene mit frifchem Mut erfüllen müßen. die irgendwo im Dunkeln fonfi noch für der Menfchheit Glü> fich mühen und leiden. Graf Zeppelin ift dem deutfchen Volk kein bloßer Erfinder. er ift fein Held. der viele Millionen über fich felbfi hinaus erhob.

..Arbeiten. nicht verzweifeln!" Diefer Earlylefche Wahlfpruch fand

nie wohl beffere Erfüllung als in Graf Zeppelins Perfon, Was diefer
feltene Mann litt und kämpfte für feine Ideen. das muß jedem. der es
weiß. aus Herz greifen. und das lohnt ihm jetzt das deutfche Volk in
der Größe des Triumphes. den es ihm bereitet. Hohn und Widerfpruäz
trat ihm entgegen. als er. der „Laie“. der alte Reiteroffizier zu Anfang
der neunziger Jahre mit dem Entwurf feines ..|arren" Luftfchiffes kam.
In zäher Arbeit mußte er fich Schritt für Schritt Anerkennung erftreiten
für die vielen kleinen und kleinften neuen technifchen und aerologifchen
Auffaffungen. die er brachte. Wer ihn die ungezählten Winterabende
bis in die Nacht beim Scheine feiner Lampe den taufend Problemen
feines Planes in unermüdlichem Fleiße naäfgehen. wer ihn immer neuen
Schwierigkeiten. die Geldnot. Neid und Verftändnislofigkeit vor ihm
auftürmten. unentmutigt begegnen und rührig. unabläffig im Lande für
fein Dogma Jünger fuäfen fah. der mußte fo viel Energie bewundern.
Und wer dabei war. wie er an jenem Wintermorgen (17. Januar 1906)
im Allgäu. aufrecht wie eine Eiche im Sturm. unter den Trümmern
feines zweiten Luftfchiffs |and und nicht verzweifelte. in Tagen. die auch
fonft noch fäfwere Prüfungen ihm brachten. der verneigte fich ehrfurchts-
voll vor fo viel Kraft und Größe eines Menfchenherzens. Zu einer
wahrhaft heroifchen Eharaktergröße re>te er fich empor in den fchlimmen
Frühjahrsmonaten. die jener Kataftrophe folgten. als er der ganzen Welt
zum Troß mit letzten Mitteln fein Fahrzeug wieder auferbaute. und mit
diefer Tat. die endlich den Erfolg ihm brachte. eroberte er fich Herz
und Sympathie der ganzen Welt und ward er der gefeierte Liebling der
Millionen. die immer dürften. einem Held und Führer ihre Seelen weit
zu öffnen.
Man würde jedoch irren. wenn man im Grafen Zeppelin zuerft und
in erfter Linie den unbeugfamen Willensmenfchen. den kalten Fanatiker
für feine Ideen fehen wollte. In der Bruft diefes merkwürdigen Mannes
wohnen zwei Seelen. Der erfte und ftärkfte Eindruck. den man von ihm
empfängt. ift der eines gütigen. weichen. phantafievollen Menfchen. ..Er
ift der leßte Ritter.“ meinte einmal ein Herr in dem Friedrichshafener
Kreife. Das Wort wurde aufgenommen wie eine klare erfchöpfende
Formel. Denn in der Tat: Alles. was wir mit dem Begriffe ..Ritterlich-
keit" verbinden und was romantifche Ideale einft von alten Rittern for-
derten. leuchtet uns als feine innerfte Wefenheit fofort entgegen. Hohes
Streben. vornehmer Sinn. Freundestreue und Dankbarkeit. zartefte Rück-
fichtnahme und Gerechtigkeit. feinfte Liebenswürdigkeit und Höflichkeit

erobern ihm fchnell alle Herzen. Die Gafifreundfchaft. die er ausübt. ift unbegrenzt. Seine Fürforge für alle. die mit ihm in Berührung kommen. unermüdlich. An fich felbft denkt er zuletzt. Befcheiden wohnt er feit Iahren in zwei Zimmern eines alten Gafihofs und begnügt fich mit dem denkbar einfachften Komfort. Befcheiden geht er allen Veran-ftaltungen aus dem Wege. die feine Perfon in hellere Beleuchtung bringen könnten. Wie er kürzlich. von feiner Familie überredet. einem Bildhauer zu einer Sitzung fich bequemte. meinte er refigniert: ..Es ift ein entfeß-licher Gedanke. fo bei lebendigem Leibe verfteinert zu werden."

Ein paar kleine Züge: Es war im Oktober 1906. Wir fuhren mit dem Grafen zur Ballonhalle hinaus. um das dritte Schiff zum erfien Male auffteigen zu fehen. Das zweite war zenrihmmert; am neuen hing die leßte Hoffnung. Würde es gehen? Wir faßen nachdenklich und beklommen da. und keiner mochte ein Wort fprechen. Da wendet fich Graf Zeppelin an feinen Neffen: ..Mar. haben die Leute auf dem Prahm zu effen bekommen? Jil: *für die Ankunft von Fräulein X. Vor-bereitung getroffen . . ?“ Und fo weiter ein halbes Dußend kleiner Sorgen der aufmerkfamfien Fürforge für andere. Daß in der nächften Stunde fich fein eigenes Gefchick entfcheiden follte. fchien ihn nicht zu kümmern . . .

Und es ging! Da war es nun fein erftes. nach Konftanz hinüber zu fahren. wo fein Bruder Eberhard auf dem Krankenbette lag. Und der Bruder hörte das Saufen der Luftfchrauben über dem Haufe und lächelte beglü>t. Wenige Tage fpäter fiarb er in Frieden.

Und wie rührend ift folgender Zug: Als ihm am 15. Iuli d. I. das Luftfchiff beim Herausbringen aus der Halle fchwer befchädigt wurde. fo daß koftfpielige Reparaturen erforderlich waren. da nahm er es ge-laffen hin. obwohl die Erfüllung feiner Hoffnungen damit wieder in weite Ferne gerückt wurde. Nur einen Kummer äußerte er am Abend an der Tafel: ..Es tut mir leid um die Leute. Sie follten jeßt endlich einmal Ruhe haben. und nun geht die drängende Arbeit wieder los!"

Liebe und Güte find der Grundzug feines Wefens. und aus diefer feiner eigenen Natur fthöpfte er wohl letzten Endes ftets feinen Glauben an den Sieg feiner guten Sache. Sonnige Naturen find nicht leicht zu peffimiftifchen Anwandlungen geneigt. Und wenn dann doch einmal Stunden kamen - und fie waren da -- in denen er feine Sache aufgeben und dem allgemeinen Vorurteil weichen wollte. fo war es fein glühender Patriotismus. in dem alle feine altruifiifchen Empfindungen kulminieren.

der ihn dann doch auszubauen zwang. So fehr auch ein fchöpferifiher und intellektueller Trieb ihn innerlich nötigen mochte, fein Werk zu Ende zu führenj er wollte doch letzten Endes nicht diefes Werk felbftj fondern ganz bewußt feines Volkes Glü> und Wohlfahrt.
Man wiirde einen wefentlichen Zug im Charakter des Grafen Zeppelin vergeffen, wenn man feine bewegliäfe Phantafiej die leicht einen romantifchen Zug nimmtj nicht befonders hervor-höhe. Diefer Zug offen-bart fich bereits in jener militärifchen Studienfahrtf die er zu Beginn der fechziger Jahre als junger Leutnant in den amerikanifehen Sezeffions-krieg unternahmj in feiner Freude an dem nächtlichen Lagerleben und den Iagdfireifereienf die jene Fahrt mit fich brachte. Er fpricht auch aus. jenem berühmten- verwegenen Patrouillenrittf der ihn beim Ausbruch des deutfäf-franzöfifchen Krieges bekannt machte. Und mußte nicht der Manni welcher feinerNation „Kriegsluftfchiffe für große Fahrten" fchenken wollte, ein Menfch von lebendigfter Einbildungskraftf von feurigfiem Temperament, ein - Phantaft für die Mehrzahl fein? Mit Energie und Fleißj mit Patriotismus und Liebe vermag man vieles zu fchaffen. Welcher Schwung des Geifiesj welches Feuer der Einbildungskraft aber außerdem dazu gehört„ revolutionäre Ideen von der Art der Zeppelin-fchen zu konzipierenf das zeigt am bef'ten die Verfiändnislofigkeitj die lange Jahre hindurch die Mittelmäßigkeit diefen Gedanken entgegenfeßte.
So zeigt der Heldj den fich das deutfche Volk jeßt wähltej eine Fülle der liebenswiirdigften und fympathifchften Zügej die feines Wefens fefienf tapfern Kern wie mit freundlichen Farben und Tönen über-kleiden. Man darf vielleicht behaupten- daß es gerade diefe menfchlich-freundlichen und liebenswiirdigen Seiten findj die die Volksbewegung für den Grafen Zeppelin und feine Sache zu einer fo beifpiellos herzlichen und warmen gemacht haben. Mag das nun feinj wie es will- eines iit über allen Zweifel erhaben: der Begeifierungsfturmj der in diefen Tagen durch alle deutfchen Gaue gingj muß für jedenj der fich auf die Pfyche des Volkes und wahres Glück der Nationen verfiehtj an fich als ein fo köftlicher Gewinnj als ein fo wunderkräftiger Verjüngungsborn für unfer deutfches Volksleben erfcheinenj daß er das Wirken Zeppelins mit - innigfier Genugtuung begrüßen würdej auch wenn es nichts als diefen Sturm gebracht hätte,

Ernfi Schur:
Honors Daumier (1808-1879).
I.
Fiir die übliche und reglementierte Knnftgefchichte ift Daumier eine Entdeckung. Blättert man die kunfthiftorifchen Chroniken - jene dick-leibigen Werke. in denen meift Unfähigkeit fich mit Weitfchweifigkeit paart - durch. fo wird man im günfiigfien Falle feinen Namen finden. Einen Namen unter taufend Namen. und man wird dann. wenn dem Namen etwas beigefügt ift. lefen. daß Daumier Karikatur-iii war. Die Phantafie aber geht leer aus.
Es tritt wieder einmal der Fall ein. daß ein geniales Talent erft von der nachfolgenden Generation entdeckt wird. Man follte angefichts der vorliegenden Werke nicht glauben. daß nicht jeder halbwegs gefchulte Äfthetiker und Kunftbetrachter verblüfft vor diefen Emanationen eines felbftherrlichen Schöpferdranges ftehen mußte. daß nicht jeder. der einiger-maßen mit Kunf't umging. fühlte: hier ift ein ganz großes Talent. das es zu fördern gilt.
Statt deffen Stummheit rings. Diefes Talent kämpft und liegt ewig in Feffeln. Es arbeitet fich müde und matt in Tagesfchöpfungen. indem es den Zeitungen liefert. was fie an zeichnerifchem Wiß für den Tagesbedarf brauchen. Es fühlt diefen Zwang und diefe Knechtung. Es kämpft dagegen an. Es will fich freimachen. Umfonft. Immer wieder gebietet ihm die Not. für den Tag zu arbeiten. Er muß wieder an der Stätte anklopfen. die er verlaffen hat. Seine Freunde. die Corot. Diaz. Millet. Eourbet. Daubigny. hatten ihr Werk ausreifen laffen und fich einen Namen gemacht. Daumier mußte mit anfehen - welch' bittere Qual für den nach feinem Werk hungernden Künfiler. - wie die Mitftrebenden. wie die Rachkommenden ihn überholten.
Daher ift es ein Leichtes. nachzuweifen. wie viel feine Gefährten von ihm hatten. und wenn man es nicht aus dem Werk entnähme. fo find die fchriftlichen und brieflichen Zeugnifie feiner Freunde felbft dafür Zeugnis.

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

Ernfi Schur:
Honors Daumier (1808-1879).
I.
Fiir die übliche und reglementierte Knnftgefchichte ift Daumier eine Entdeckung. Blättert man die kunfthiftorifchen Chroniken - jene dick-leibigen Werke. in denen meift Unfähigkeit fich mit Weitfchweifigkeit paart - durch. fo wird man im günfiigfien Falle feinen Namen finden. Einen Namen unter taufend Namen. und man wird dann. wenn dem Namen etwas beigefügt ift. lefen. daß Daumier Karikatur-iii war. Die Phantafie aber geht leer aus.
Es tritt wieder einmal der Fall ein. daß ein geniales Talent erft von der nachfolgenden Generation entdeckt wird. Man follte angefichts der vorliegenden Werke nicht glauben. daß nicht jeder halbwegs gefchulte Äfthetiker und Kunftbetrachter verblüfft vor diefen Emanationen eines felbftherrlichen Schöpferdranges ftehen mußte. daß nicht jeder. der einiger-

maßen mit Kunf't umging. fühlte: hier ift ein ganz großes Talent. das es zu fördern gilt.
Statt deffen Stummheit rings. Diefes Talent kämpft und liegt ewig in Feffeln. Es arbeitet fich müde und matt in Tagesfchöpfungen. indem es den Zeitungen liefert. was fie an zeichnerifchem Wiß für den Tagesbedarf brauchen. Es fühlt diefen Zwang und diefe Knechtung. Es kämpft dagegen an. Es will fich freimachen. Umfonft. Immer wieder gebietet ihm die Not. für den Tag zu arbeiten. Er muß wieder an der Stätte anklopfen. die er verlaffen hat. Seine Freunde. die Corot. Diaz. Millet. Eourbet. Daubigny. hatten ihr Werk ausreifen laffen und fich einen Namen gemacht. Daumier mußte mit anfehen - welch' bittere Qual für den nach feinem Werk hungernden Künfiler. - wie die Mitftrebenden. wie die Rachkommenden ihn überholten.
Daher ift es ein Leichtes. nachzuweifen. wie viel feine Gefährten von ihm hatten. und wenn man es nicht aus dem Werk entnähme. fo find die fchriftlichen und brieflichen Zeugnifie feiner Freunde felbft dafür Zeugnis.

II.

Zerlegt man das Arbeitsgebiet Daumiers. fo ergeben fich die einzelnen Provinzen feines Schaffens. Es fammeln fich beftimmte Inhaltsgattungen. die die Uberficht erleichtern.

Die nächfte Verbindung mit feinem Karikaturwerk bilden die aus Anlaß der neuen Republik gefchaffenen Entwürfe. Auf Eourbets Anlaß fchuf er die Allegorie der Republik; ein junges Weib auf einem Thronfiß; zwei Knaben trinken an den Brüften; ein dritter lieft zu ihren Füßen. Das Ganze voll wuchtigen Lebensgehalts; jedoch mit fo deutlicher Betonung des Formalen. daß diefes dominiert. Eine anfteigende Pyramide. die an die Brüfie drängenden Knaben feitliche Stüßen; Linien. die die Arme des Weibes wiederholen. Dagegen oben. wie über Wolken. der befchattete Kopf (befchattet. damit das Individuelle getilgt wird). Der in den Gewandfalten hockende Knabe hat michelangeleske Konzentrationen. Das Ganze hat einen zwingenden tektonifchen Aufbau von bewundernswerter Einfachheit.

Dann verfuäft fich Daumier an einem antiken Stoff. Ein Motiv aus der Ödipusfage. Ein Hirte findet das Kind am Baum hängend. Wieder das Verwalten von großzügiger Kompofition. Und indem er diefe Szenerie ganz malerifch-architektonifch aufbaut. fich ganz von dem Literarifchen emanzipiert. erreicht er gerade das. was den Gehalt der Sache ausmacht: das Summarifch-Einfache. das Phantaftifche. All dies nur mit Maffengliederung. Vereinfachung. Form.

Auch fonft ließ fich Daumier gern von der Literatur anregen (fehr entgegen den heutigen Anfchauungen). Es folgen eine Reihe von Bildern. die Lafontaine illuftrieren. Illuftrieren i| natürliäj ein fihlechter Ausdruck. Sie fchaffen Lafontaines Welt neu im Malerifchen. Was er da an Bewegungsmotiven leiftet. das zeigt den ganzen Reichtum der Erfindung. Immer das Einfache als Ziel. dabei entfäfloffene Form und lebhaften Rhythmus. fo daß folch Bild ohne die literarifche Beziehung exiftiert. Ein paar kaßdalgende Räuber darunter von zwingendem Reichtum der Bewegungen. Ieder Strich lebt und fügt fich doch dem Ganzen an. Ein Höchftmaß an Lebendigkeit zur Ruhe gebracht durch das Zwingende der Form.

Es folgen die Silenen- und die Bacchusfzenen. Das war fein Element. Das Urwüchfig-Elementare gewinnt hier das eigenfte Feld. Man denkt an Rubens. noch mehr an Iordaens. Sie fißen und fchmaufen. fie ziehen dahin. drei treten als viehifche Gruppe heraus. ein ganzer

W
Wirbel von Leibermaffen tobt fich aus und pflanzt fich nach hinten zu fort zu weiteren Mailen. überall ein breiter Humor und eine Kunft. die aus Leib. Gliedern. Köpfen eine Kompofition voller Schönheit macht. in Rhythmus. Licht- und Schattenverteilung voll Maß und Bändigung.
An Wicault. den Maler des Pferdes. erinnert jenes etwas theatralifch galoppierende Pferd. Dann aber gibt Daumier auch hier Beobachtungen. Er fah alle Tage vor feinem Fenfier Pferde in der Schwemme. Und er fah das Monumentale darin. Die prachtvoll einheitliche Verbindung von Menfch und Tier; das Bewegungsvoll-Maffige. Und er gibt in der Federzeichnung eines angegriffenen Reiters etwas Liehtflimmerndes in leichten Strichen. das an Rembrandt denken läßt; und in einer Kohlezeichnung hintereinander reitender Iünglinge etwas. das an den Rhythmus des Parthenonfriefes erinnert. Zu grandiofen Schöpfungen wachfen fiäf diefe Motive aus in dem ..Zug der Emigranten". die flankiert find von breiten Hügelzügen und den noch kompakteren ,.Flüchtigen". die über die düfiere Ebene wie Gefpenfier fliehen.
Ein eigenes Kapitel bilden die Don Quirotebilder. Auch hier befreit fich Daumier ganz von dem Literarifchen. Er feßt das Wefentliche in Malerei um. Diefe Typen des Cervantes kamen feiner Phantafie. die fich in Karikaturen geübt hatte. entgegen. Die Erzentrik der Bewegungen reizt ihn. Der auf feiner dürren Rofinante (die wie ein Kamel ausfieht) wie eine (Hefpenfiererfäfeinung reitende Ritter; beinah zum Skelett Menflh und Tier abgemagert und grell beleuchtet auf dunklem Felde; dann beide. Don Quirote und Sancho idyllifch dahinziehend. aufgefaßt wie ein Friesmotiv; die grasbewachfene Ebene mit dem dunklen Kadaver vorn. während hinten irrend der Ritter am Horizont klar auftaucht; dann beide zwifchen hohlen Felfen reitend. fpukhaft beleuchtet. fo daß die Formen noch grotesker erfäzeinen; und dann fchließlich Sancho als dunkle Muffe im Vordergrund. während die im Licht fiehende Figur des Ritters im Hintergrund die Bewegung ins Bild reißt. Das alles find ausgereifte Schöpfungen einer eigenen Bildphantafie. die ganz abfieht von dem Literarifchen. die neu fchafft.
Dann fchließt fich Daumier Moliere an. Hier erfieht die Welt der Scapins. Pierrots. Doktoren; anders. als Watteau fie fah. Verwüftet. gefpenfiifch. grotesk. voll wahnfinniger Mimik. die aus dem Kopf ein Gebiet für fich maäzt. über das ein Jucken geht. wie von Wolkenfthatten.
Bedeutungsvoll find die beiden Ehriftusbilder. Auf dem einen Chrfftus als Lichtfigur. an Rembrandt erinnernd. vor ihm wüfie Gefellen.

feine künftigen Jünger. Das andere Mal die Lace b0u10-Szene. wo die Geftalt filhouettenhaft. nur in Umriffen. über dem Gewühl der tierifchen Menge fchwebt.
Von diefen romantifchen Stoffen kommt Daumier zum modernen Leben. Mächtig reizte Daumier das T h e ater. Das Künftliche der Beleuchtung fchafft phantaftifche Szenen auf der Bühne. die mit dem Inhalt nichts mehr zu tun haben. Und vornehmlich reizen ihn die Zu-fchauer. und er zeigt uns oft jene fchnellen Blicke über ganze Reihen von Zufchauern. wo Geficht neben Geficht unmerklich aus dem Schatten auf-taucht und die Erregung wie an einer Zündfchnur hineilt über die Reihen. Er gewinnt die Einheit gerade durch das Gleiche. Sich-Wiederholende. Die Gewalt der Anfpannung folcher Szenen von der Galerie. wo die Leiber über die Brüftung drängen. fehr fich fort in den Revolutions-bildern. die die anfiürmende Menge in voller Wucht zeigen. Er bleibt nicht. wie Menzel. am Einzelnen haften. er gibt das Beherrfchende. die Kraft. den Geift. die Difziplin.
Dann kommen die Advokaten. deren diabolifche Phyfiognomik an Goya erinnert. aber lebenswahrer bleibt. Mit Vorliebe ging Daumier in den Iu ft i zp a l a ft und fing die grotesken Szenen auf. die fich hier boten. wo Phrafe. Pofe. Heuchelei und Roheit fich enthüllt zeigten. Hier fpielt am meiften feine an der Karikatur gefchärfte Freude an der Phyfiognomik hinein. Dann geht er in den Zirkus. Und auch bei den Seiltänzern. denen er des öfteren nachgeht. reizt ihn neben dem Nackten. dem Antik-Einfachen des Körperlichen das Deformierte. wenn bei einem Ringer ein kleiner Kopf auf fchwammigem Körper fiht und wenn wahnfinnige Erregung die Ausrufer vor den Buden fafi verzerrt.
Zu grandiofer Wucht |eigert fich die Kraft Daumiers in den „Wäfche-rinnen". die er täglich am Kai herauffieigen fah. Hier gewinnt er eine Monumentalität der Form. ein Modellieren in Maffen. etwas ganz Neues und nur in unferer Zeit Mögliches. dabei doch Ewiges. Wie er folche Figuren groß fieht und wuchtig hinftellt. damit fcheint er Millet zu übertreffen. infofern er Ruhe und Bewegung gibt und beides fo fteigert. daß Millet daneben akademifch ausfieht.
Man muß hier die Arbeiterbilder anreihen. in denen Daumier das Einzelne der Phyfiognomien von allem Detail befreit. dabei doch das Markante behält und damit das Einzelne hinleitet zu dem Rhythmus eines Ganzen. einer Volksmenge. die weiter nichts ift als Ausdruck. Wille. Bewegung. Auch das an Millet und Meunier erinnernde

..Mutter und Kind“ ift in der Schlichtheit und Prägnauz des Ausdrucks hier zu erwähnen. Beide Künfiler übertrifft Daumier an malerifcher Kraft. Welcher Reichtum hier noch zu heben ift. das mögen die Maler der Gegenwart hier lernen. die bei der Schilderung des Volkes immer nur das Idyllifche oder das Komifche oder das Naturaliftifche kennen und nicht der Steigerung fähig find. die hier möglich ift.

?|-
ate *r

Die Landfchaft kennt ein Daumier nicht. Ihn. der überall nach Wucht des Ausdrucks fucht. konnte fie nicht reizen. Er kennt fie nur als Staffage. wie bei den Don Quirotebildern. wo fie in höchftem Maße fiimmungfteigernd wirken. Wenn man dagegen fehen will. wie intim Daumier beobachten und empfinden kann. fo muß man die ..Trinkenden“. „Rauchenden“. ..Lefenden“. ..Badcnden“ betrachten. in denen Daumier die Ruhe der Exiftenz fucht. Er holt aus diefen Motiven. wie gerade die ..Badenden" zeigen. ebenfo die Monumentalität des Seienden. die fich in der Ruhe um fo nachdrücklicher bekundet. Zugleich haben diefe Bilder in der Farbe etwas Fließendes. Bewegtes. Das Licht hufcht darüber hin und beleuchtet ftille Winkel. Bei der Figur einer am Ufer fißende-n Frau. die fich zum Bade entkleidet. denkt man an MarÖesz dunkel und groß hebt fich das Volumen der Glieder unter dem befchattenden Bufch heraus. ein plaftifcher Wurf erften Ranges. Diefen Stücken gefellen fich die Szenen der Kunftfreunde. der Mufikliebhaber. der Maler an. die er auffucht. wie fie Zeichnungen betrachten. malen. fich unterhalten. Mit Recht erinnert Kloffowskii) daran. daß mit diefen Typen Daumier die Nachkommen ..jener Goldfucher. Nekromanten und Geizhälfe der alten Kunfi‟ gegeben hat. Es reizte ihn das Umfchloffene diefer Eriftenzen. ihre Hingegebenheit. mit dem Stich ins Verrückte. welche Note Daumier mit grimmigem Humor auf ihren Gefichtern notiert.

.- ee .'-

(Iberblickt man diefe ganz verfchiedenen Gebiete. fo fällt die Einheit auf. der Künftlerwille. der formend alles zufammenfaßt. Das Einheitliche liegt in diefem künftlerifchen Ziel. Wie Daumier alles nur benutzt. um

1) Honors Daumier. Von Erich Kloffowski. Bei Piper und Eo.. München. Diefes Werk. dem die beigegebenen Abbildungen mit Erlaubnis des Verlages entnommen wurden. ift zu den bedeutfamen Erfcheinungen der neueren Kunfiliteratur zu zählen; durch das reiGeIüufirations-material (133 Abbildungen. 4 Liäftdrucktafeln) erhält es feinen befonderen. dokume-ntarifchen Wert.

eine Gefie zu geben. die ihm Rhythmus birgt. Bei ihm ift alles Be. wegung. und felbft kontemplative Ruhe ift bei ihm wie bei Michelangelo zurückgehaltene. eingedämmte Bewegung. Das Elementare ift fein Feld. Wie eine Erregung einen ganzen Körper. fei er nackt oder bekleidet. umwandelt. prägt. das intereffiert ihn. Und diefe Erregungen gehen von dem Einzelnen über zum Ganzen und ftellen jenen Rhythmus her. der nie abbricht. Er rollt die Vielfältigkeit des Lebens vor uns auf. Überall. wo er das Typifche wahrnimmt. ift er zur Stelle. Darum das Vorherrfchen der Stände und Klaffen. Der Menfeh an fich eriftiert für ihn nicht. Er fieht Advokaten. Seiltänzer. Ärzte. Richter. Wäfcherinnen. Wo ein Wefentliches geprägt ift. da greift er zum Pinfel. und diefe Entde>ung erfüllt ihn fo. daß die Niederfchrift diefer Notiz von Erregung noch nachzittert.

Dabei ift das Merkwürdige. das die Richtung feines Wefens fo beherrfthend heraushebt. daß felbfi das Intime unter Daumiers Händen durch eine eigenartige Betonung und Unterfireichung ins Monumentale erhoben wird. Er ftrebt mit allen Organen weg von dem Kleinen. Individuellen. Dabei fieht er diefes Kleine wohl. aber er fieht es in großem Sinne. wie etwa ein aufhufchendes Lächeln in den Zügen eines Advokaten. das er zu einem diabolifchen. ausfchlaggebenden Bekenntnis umwertet. So enthält fein Werk nicht nur das Typifche einer Raffe; es ift in feinem Wefen felbft ein Zeugnis des Raffentemperaments der Franzofen.

[Il.

Welches find nun feine künfilerifchen Mittel? Er fteigert die Wirkung ins Ungeheure und bändigt fie zugleich. Das Wefentliche ift: Daumier baut. Er geht tektonifch vor. Iedes feiner Bilder ift ein Aufbau. Tektonik verlangt Klärung. Gruppierung. Daß er hierin nicht fchematifch wurde. verdankt er feinem Temperament. das ihn immer zu Neuem trieb. Das zugleiäj zügellos und zuchtvoll war. Man kann von feinen Bildern von Kompofitionsgefeßen reden. wie von den Werken der klaffifchen Kunft. Durch diefe Konzentration erhalten feine Bilder das Einheitliche. Maffige. Er geht entgegengefeßt vor wie die Antike; er fucht das Eharakteriftifche und erreicht doch dasfelbe Ziel. das Typifche. Allgemeine. das aber immer eine Abwandlung und Bereicherung erfährt durch das Spiel von Licht und Schatten. Diefe modellieren die Erfcheinung. fo daß fich aus dem Dunkelen das Helle. aus dem Hellen das Dunkle geftaltet und fo die Form gebildet wird. In diefe Fluten ift aber

auch die Farbe. die in feinfien Nuancen fich wandelt. getaucht. Diefes innere. weich nuancierte Sein verleiht den Werken das eigene. imponierende Leben! In feinften Tönen ift diefe Farbe abgeftuft. aber nie vorherrfchend differenziert. Sie drängt fich nicht vor, Und das gibt den Bildern den geheimnisvollen Reiz. als entdeckte man immer wieder neue Schönheiten. Das beweift. daß Daumier wirklich Maler ift.
Aus der Vorliebe für Gruppen und Bewegung folgt der Reichtum der Verkürzungen und Überfchneidungen. die die Motive fo intereffant gefialten. In folchen Abwechflungen ift Daumier unermüdlich. Daduräz belebt er das Profaifche. und das Wenigfte genügt ihm. Indem er das Ausdrucksvolle betont. verwandelt er eine Straße. einen Plan. eine unfruchtbare. öde Ebene in einen Schauplaß voller intereffanter Nuancen. Dadurch gewinnt er zugleiäj eine ganz eigene. große Raumanfchauung. Wie feine Figuren im Raume ftehen. das ift mit einer Kleinigkeit angedeutet und hat doch etwas ganz Sicheres. Zwingendes. und felbfi feine kleinen Interieurs haben Größe.
Sein Pinfelftrich hat etwas Furiofes. Er gibt das Summarifche. nicht Klein-Tüftelnde. Nebeneinandergefeßte. So markant er Phyfiognomien gibt. wo er fie nicht im Detail braucht. fieht er davon ab und gibt nur Maffen und Flächen. die gegeneinander divergieren. Das ift das Große z. B. an den Don Quirotebildern. wo er alles Detail vermeidet und mit fchnellen. breiten Strichen das malerifche Ereignis aus Licht und Dunkelheit fchafft.
Ebenfo markant wie Farbe und Licht find feine Linien. die breit und wuchtig find. Er fpricht in diefen eigenwilligen Kurven eine monumentale Sprache. Auch hier gibt er die Gefie. das Eindrucksvolle. Und die Linien. die fich ergeben. wenn eine Figur vor einer dunklen oder hellen Wand fieht. der Umriß ift ebenfo bedacht und wichtig. wie die Flächen und Maffen. Wenn er dann beides. Linie und tonige Fläche verbindet und in mächtigen Konturen maffige Flächen bändigt. dann kommt jene monumentale Modellierung zuftande. die in ihrer fummarifchen Kraft an Architektur erinnert.
Und während Daumier auf der einen Seite den rein künfilerifchen Effekten nachgeht. reißt er zugleich eine Fülle des Lebens in feinen Bildfchaß herein. die fein Werk fo glücklich ergänzt. Diefe beiden Teile muß man bei Daumier immer bedenken. um fein Wefen und feine Sendung zu begreifen. Es find die Grundpfeiler. -
Das Lebendig-Gegenwärtige. Inhaltliche. Das Formale, Er fpringt

mit beiden Beinen hinein in das Ehaos des Lebens und holt Säjäße aus der Tiefe. die über allem Zeitwert f'tehen. Wer nur das Tatfächliche fieht. wird bei ihm auf die Kofien kommen. Wer nur das Politifche fieht. findet feine Rechnung. Und der. der nur künftlerifch genießen will. kommt dankbar zu ihm. Beide Fähigkeiten. die aufnehmenden und die umbildenden find bei ihm in gleichem Maße ausgebildet.
'5 K ii'
Fragt man von hier aus. ob es zu bedauern ift. daß Daumier Karikaturen zeichnen mußte. fo lautet die Antwort anders. In den Karikaturen macht fich dasfelbe Formprinzip geltend. wie in den Bildern. Man denkt auch hier weniger an das Inhaltliche. als au das Formale. Und diefes Formale hat denfelben Rhythmus. den wir bei den Bildern bewundern. Auch hier die Erregung. die Gefie. Auch hier das Modellieren nach Maffen und die Abfiufungen der Töne. Auch hier jenes Elementare. Wuchtvolle. die geheime Monumentalität. Und auch hier das Dominieren des Lichts. das mit feiner Gegenwart alles Markante herausholt. hufchend und doch befiimmt. Und wenn feine Linien durcheinander wirren wie ein Orchefter. bis machtvoll eine Kontur das Befiimmende herausreißt. fo finden wir auch hier das Leben diefes Künftlerifchen.
So fiimmen Karikatur- und Bildkunfi überein. Es ift nichts Trennendes vorhanden. fo daß es überflüffig ift. diefes Schickfal zu beklagen. In beidem gelang es Daumier. aus dem Vielfachen des Lebens in jedem Falle das Einheitliche herauszuholen.
Ia. vielleicht mußte Daumier diefen Weg gehen. um fo ganz nah an das Leben herangeführt zu werden. Wenn man das Schickfal eines Feuerbach. eines Marses bedenkt. fo fchäßt man doppelt diefes Wuchtvolle der Lebensnähe. Indem Daumier fich ftofflich von den alten Meiftern entfernte. kam er ihnen künftlerifch ganz nahe. Er lernte von der Karikatur das Bezwingende. Eindrückliche. Suggeftive. Vielleicht wäre manches in ihm unbefriedigt geblieben. hätte er nicht immer diefen Griff ins Leben tun können. Und vielleicht wäre er ganz andere. nicht fo neue und fruchtbare Wege gegangen. hätte ihm das Leben nicht feinen Reimtum täglich geboten. Indem er auf der Erde bleiben mußte. fenkte er feine Wurzeln tiefer als andere und fog Nahrung aus dem Alltäglichen. Das wollen wir ihm danken. Er zeigt die Monumentalität des Häßlichenz er adelt das Gemeine, Er holt aus dem Schutt des Tages Ewiges. Im täglichen Kampf mit dem Leben fäjärft er die Mittel. und

er lernt von der Karikatur das bezwingende Zupa>en. Es ift fajwer abzurechnen. ob ihn die Tagesarbeit erniedrigte. Wie fie ihn vielleicht herunter-zog. hob fie ihn auch. indem fie der Form den Inhalt gefellte und beides in gleicher Wage hielt. Beides - Karikatur und Bildkunfi - zeigt fo übereinfiimmende Züge. daß man nur von zwei Ausfirahlungen desfelben Wefens fprechen kann.

Und wir tun am befien. das Machtvolle diefes Künftlergeif'tes anzuerkennen. der keine abgefonderte Sphäre forderte. fondern der das Niedere wie das Höchfie mit feinen formenden Kräften bezwang.

Aus dem Niederen holt er das Eharakteriftifche. Diefes erhält eine groteske Form. fo daß das Stoffliche ganz fchwindet. und Menfäjengefichter und Körper beinah ornamentale Form gewinnen. Von hier zum Monumentalen war nur ein Schritt; eine Monumentalität. die in ihrer Wucht. in ihrer Gefchloffenheit etwas Zwingend-Erhabenes hat. So erhebt fich fein Können auch über alle Niederungen. aus denen er aufgeftiegen.

Das Individuum ift ihm nur Mittel. Wenn er ganze Stände fchildert. fo gewinnt er den beherrfchenden Eindru> dadurch. daß es ihm gelingt. troßdem er ganz Perfönliches aus den Individuen herausreißt. diefe Züge fo zu unterfkreiajen. daß das Individuelle verfchwindet und allgemeine Begriffe mit gefpenftifchem Schrecken auftauchen. die die Menfchheit knechten. äffen. höhnen. Er zeigt das Schaufpiel des erbarmungslofen Lebens. und darum find diefe Begriffe nicht hohl. fie find von Dafein durchtränkt. So kann man nicht fageu. daß. weil diefe Kräfte in ihrer Erif'tenz gebunden waren. das Lebenswerk Fragment geblieben fei. Es hat fich vollendet. und es hat zugleich Vollendungen gegeben. Das gleichfam naturhafte Dahiufirömen diefes Temperaments ift ebenfo einzig wie die Wucht feiner Erfcheinung; wir genießen das feltene Schaufpiel. daß diefe beiden fonfi konträren Eigenfchaften fich verbinden. fo daß eines dem anderen Grenze und Anregung gibt. woraus die Harmonie entfieht.

e l7,

Man fragt fich. ob folche Kunfk. jetzt zu uns gebraäft. uns förderlich fein kann. Ohne Zweifel ift das zu bejahen. Die Gegenwartskunfk. die der äußeren Erfcheinung erfk auf ihren Wirklichkeitswert hin. dann auf ihre künfilerifche Note hin nachging und fich riickhaltlos der Umgebung zuwandte. um fchließlich an einen Punkt zu kommen. wo fie entweder artifiifch oder inhaltlich .war. und diefer Gegenfaß etwas Nichtzuverbin-

dendes darzufiellen fchien. wird an Daumier lernen können. beides zu vereinen. Sie wird lernen. noch enger fich an das moderne Leben anzuklammern. - um nun erfi ganz fich von ihm zu befreien und über ihm zu ftehen. Nahrung aus ihm zu fangen und fich von dem Befien feines Gehalts zu nähren. Und für Deutfchland. defien Kunfi zwifchen einer Programm-Moderne und einem alten Kompofitionsfchema fchwankt. würden neue Kräfte geweckt werden. die dem eigentlichen Wefen der deutfchen Kunfi nicht fremd find. Die modernen Künfiler werden einen Schritt näher zur Kompofitionskunft tun können. da fie gefehen haben. daß es einem Daumier gelang. aus dem modernften. alltäglichfien Leben eine Form zu holen. die an Michelangelo erinnert, Auch diefe Ausföhnung. die der Kunfi zugute kommt. ift mit Freuden zu begrüßen. Das Alte wird noch einmal und noch energifcher beifeite gefchoben. Das alte Kompofitionsfehema. dem. da Neues. Eigenes fehlte. theoretifch noch einige Geltung zuzugefiehen war. hat endgültig abgewirtfchaftet. da es nur inhaltlich Altes wiederholt. Daumier zeigt. wie eine monumentale Form. eine neue Art Kompofition aus dem Modernen zu holen ift. fo daß diefes nicht im Nachahmenden. Kleinen. Tüfteligen verharren muß. Im Gegenteil. auch hier ift neue Größe zu gewinnen; auch hier ift eine Steigerung ins Monumentale möglich. die gleichwertig der alten Kunft an die Seite gefiellt werden kann. Und wer die moderne Entwicklung der Kunfi überfieht. der wird wiffen. daß abgefehen von der fpeziellen Geltung für Deutfchland _ es wird fich zeigen. ob hier noch genug junges Blut und Tatkraft vorhanden ifi (wie reich ift das Temperament der Franzofen). - Daumier damit bedeutungsvoll anfihließt an die allgemeine Tendenz zum Großzügigen. Dekorativen. Monumentalen. Formal-Kompofitionellen. die in allen Ländern zu beobachten ifi. Hier eröffnet Daumier ganz neue und fiarke Möglichkeiten. Und feine Kunft kommt gerade zur rechten Zeit. Was wir erfehnen. ift er. So daß diefe Ubereinfiimmung nichtNachahmung bringt. fondern nur ein Heranreifen zu dem eigenen Ideal bedeutet. In dem Sinne. wie Einfluß Befreiung bedeutet.

n

' K K

Jedoch. diefer Künfiler. den das Leben immer wieder in feine Strudel riß. hat fich nicht unterjoihen laffen. Er ift nicht zum fklavifchen Nachahmer geworden. ift ihm nicht zum Opfer gefallen. Es ift bezeichnend. daß Daumier felten nach dem Modell malte. Er war innerlich fo voll von Vorfiellungen. daß ihn die Natur. hätte er fie fklavifch abgebildet.

tw- c*-
Walls.
tnï¬ SOUL'.
l
1
.F mm' "Kam"
- *'enkiRonact
E
Sanmnm
'gap vu?-
Bum 4
igen ok(
N]
"Que-o
l 'J
1'lill-lm

,Öonore'z Daumier Emft Si) k
r
__. ..---
...,_,._ _--

dendes daizj:;':el'en feinen, wird 1.1 Daumier lernen können- beides zt der: innen. Sie wird lerne noch enger :ich an das med-:7N L*be.i anzu- klammirm -- um ma. 675;. gan; fil: ren ihm zu beim-im :nd ?vor 7.--:1 zt. fie'.*en. ?Wlan-1g an.. ihm zu Ni. gen und fich von dm Weite-n. feine: Gel-alte zu naht-cr. l'nd für Let-tleifiandf defien Kuui'". zwifchcn ei* er Prog-amne-Monernc und einem alten Kompofitiensfchema fehlt-anf: wiirden neue Kräfte geweckt werden, die dem eigentlichen LFU-let' der deu.fclu*1- .nm fi mehr f* -n-.d find. 'Die modernen Kluftler werden einer Sclritt naher zur otcnqmf'itionefunft tun kenne-ih d0 fie geiel-en haben. daß eo einem Daimler erlang- aus dem ned-ernftem allt-";gl:,hqcn Leben eine Ferm zu holen. 'Ne an Michelangelo erinnert. ?iu-h oil-'e Lim-- fiihnu-:ln die der Kan-,Z i-:gute .kommh ifi mit Freuden (,1: bearüfieu. 2:13 Alte n-1**d nec-t„ einmal und noch enetgifäfer hilf-ile gefanben. Das alte Kompefitiomiwema, beim da Neues, l'Eigenes fehlte the-MOH noch einige Geltung znzngefie-l)en way hat endgültig abgeir-*etfcnakc-i, da es nur inhaltlich :films loikderbolt, Daumier zeigte ,rr-e ein* montimentat- Forn-, e-ue neue ?Jet Kompofition tus dem Mode-.nen zu holen "fk- fo die'. dmcc- nicht im ?7)achahme1dem Kleinen. Tiifteligen oerha-ren muß. Im GegeutJß auch hier ift neue Groß-e zu gewinnen; auch hier if'c eine Steigerung *.'ns Q7.cuumentalc möglich die gleichwertig der alter' Run-'t an die Seite ge-“tellt werden Kenn. lind wer die modern-2 Tutti-Wim*: der .Ku-*ft ubcZfi-ht, d:r wird wiffenx daß abgefehen vor; 'der ?dezic-llen Giltlng für Del-*fanarik -- es wird fi:h zeigen, ob hier "o-1;, genug jung-es Blut und Tatkraft vorhanden if'. (wie mich ift das T.k'l;*-.:rcl!ti'.**-tk de: Ziranzoien), ---- Daumier damit bedeutet-?sehn anfchließt an die allge- m;i1*e 'Tendenz zum Großzüg'xenf L*clor11tii,n.-.f M-*numentaienz Formal- Komp-fitionellen- die in aller: *Zäudxrn zu beobachten ift. .':ier eröi,':nt Daumier ganz neue und "turk-e MKgl-:mkcltetn Und fein-2 Zinni*: Kennt (,eraLe zur rechten Zeit. Was wir eifeifuem if't er. So daß diefe lil-e“- ein tum-ung nichtNachahmung being., fondern nur einlY-:ranreilen zu ti*: eigenen Ideal bedeutet. In den. Sinne, wie Einfluß Befreiung bedeutet
t t? '

Ieh-:chy di.-f.r K-inf'tlcrf den das Leben immer wieder in .Lt-.ie Strudel rii'ez hat fich nicht unter-jochen lc 77:11. Er ift nicht zum lklavifchen Rae* - abma- gew-:rden, ift ihm nicht zum Opfer gefalle.1. Es ift bez.-.:(;;.enl. daß Daumier felten nas* den: Modell malte. Er war junkflltj' 't *dx-l' vor Vorm-bungen. daß ihn die Naturt hatte er fie fllat-ifch nbgebilde:

(+i

....
'.
ti*
- eff

Jahrgang
Honors Daumier: WaffertrÃ¤ger.
Sammlung Henri Ronart. Paris.
1 9 0 8
Zum Effay von Ernï¬ Schur.


EMPTY

nur verkleinert hätte. (Wieder kann man fagen. feine Tagesarbeit machte es. indem fie ihn dem Leben unterwarf. daß er fich in feinem Gebiet frei-fühlen wollte.) Die Natur war für ihn nur der ungeheure Vorrat für feine Phantafie. Er fteht infofern zwifchen den alten und neuen Gene-rationen. als ungefchwächt noch die Phantafie lebt. andererfeits folgt er doch dem Leben. Es ifk. als hätte die Natur in diefem Komplex Daumier noch einmal Vergangenheit und Gegenwart zufammengebunden. Gerade weil Daumier diefen hinreißenden Schwung hatte. konnte ihm die Natur als Modell nichts fein. Indem er fo tief fah. fah er über das Detail hinweg. und diefe Fähigkeit machte ihn gerade tauglich. das Große. Wefentliche zu fehen. Daß er fich nicht davon abbringen ließ. zeigt die Stärke feiner Phantafie. Das. was er nicht fah. dem blieb er treu. Oder vielmehr: er fah es fo. es war für ihn die Natur. er blieb fich treu. Indem er von der Natur abging. formte er ihr innerftes Sein. ihre koni-paktefte Erfcheinung. Darum haben feine Werke diefe Wucht des erften Blicks. jenes Ungefchwächte des vollendeten Seins.

Im Gegenteil. diefer Maler geht in den Louvre und f'tudiert die alten Meifier. Von ihnen holt er fich Rat. In diefem Kreife fpürt er Inten-tionen. die den feinen gleich find. Und er fpürt. daß diefe Meifter ebenfo handelten wie er: dem Leben zugleich ganz nah und do>7 fern zu fein. die Natur zu beobachten. und doch fich nicht fcheuen. ihr zwangvolle. be-wußte Form zu geben. Er erhielt fich dadurch frifch und fah. indem er nur die Anregung dem Leben entnahm. immer mit neuen Augen. So forgte die Natur dafür. daß feine Motive echt und ftark wirkten. Und er forgte dafür. daß feine fchöpferifche Hand ordnend in das Ehaos griff. Indem er fo alte Kunft und neue Natur befragte. zeigte er zugleich das Zweifpältige feines Wefens auf. Der Realift ift zugleich Romantiker. Der Lebens- und Gegenwartsmenfch ift zugleich Phantaft und beweift. daß. um große Kunft. wie die Italiener. zu machen. es nur darauf an-kommt. daß die Künfiler da find. daß die Natur noch immer Vorbilder liefert für klaffifche Kunft. Es kommt nur auf das Sehen. auf das Ge-ftalten an. Erzieh dich. Künfiler. ruft er feinen Nachfolgern zu. Vorbildlich ifi fein Schaffen. Er hat die Kraft des modernen Lebens und die ewige Schönheit der Kunft. Es ift kein Wunder. daß es diefen Formbildner zur Plaftik drängte. In den Masken der Deputierten gab er markante Prägung des Phyfiognomifchen. die mit den Zügen des Gefiälts wie mit Maffen operierte. Konzentration alles. und doch voll innerer Bewegung. Der ..Ratapoil“. jene typifche Figur. in der er die Zeitanfchauung

menfchlich verdichtete. hat Bewegungsmotive. die in der Plaf'tik ganz neu waren und die in ihrer erregten (Hefte an Robin erinnern. Und dann hat Daumier ein Bronzerelief gefchaffenf „Die Flüihtigen". das mit der Wucht eines Meunier den Bewegungsreichtum eines Rodin verbindet. Man kann fagen- daß Daumier der Künftler gewefen wäre- der der Plaftik neue Wege hätte weifen können. So blieben es Epifoden. Aber fein Werk ift voll von diefer plaftifchen Schönheit.

' 'e *

Die Namen, denen Daumier anzureihen iftz find genannt. Er feßt. um bei den Künftlern feines Volkes zu bleibenf das Werk Delacroir fort; auf einem andern Niveau. aber in der Intenfität gleich. Aber man muß weitergehenz höher greifen. um diefe Sphäre zu kennzeichnen. Bei den Bacchanten, Silenen denkt man an Rubens. Bei den Chriftus-bildernf den Zeichnungen an Rembrandtfches Lichter- und Linienfpiel. Bei manchen Figurenkompofitionen. die nach Plaftik rnfent taucht Michel-angelo auf. Und Goyas Gedächtnis bringen die zahlreichen Bilder nahe. in denen grelle Beleuchtung einen deformierten Charakter gefpenfiifch hinftellt (wie bei den Advokaten).

Neben den Impreffioniften (die Spätere-ntCourbet. Cezanne. van Gogh. auch DegasF Munch hat er beeinflußt). deren Streben er nicht recht ver-ftandf bezeichnet Daumiers Kunft jene andere Linie. die aus der Ver-gangenheit hinüberführt in die Gegenwart. Ienes Streben. das die Erfcheinungen der Natur fondiert nnd gruppiert- ordnet und reinigt. Meunier und Miller find hier zn nennen. Manche Arbeiten. wie die ftatnarifche Gruppe „Mutter nnd Kind“ und das Relief der „FlüchtigenC laffen direkt an Meunier denken.

Aber beide rangieren tiefer. Als Daumier feine „Republik" fchuf, jenes blutvolle Werk voller Gegenwartskraft und hoher Schönheit im Tektonifchen. gab Miller. der auch konkurrierte, nur eine froftige Allegorie. ein Weib mit Pinfel und Palette. Und während Millet in einem „Ödipus“ eine mißverftandene Buntheit gabf fchuf Daumier diefes Motiv mit feiner geftaltenden Hand zu einem klar-ruhigen Bilde um, deffen männliche Schönheit eigenartig ergreift. Millets Kunft kam auf dem Wege des Verfiandes und noch mehr des Mitgefühls zuftande. Daumier hatte das künfilerifche Temperament. Vollends wenn man an Meunier denktf tritt das Überragende Daumier-s klar zutage. Daumier ift monumental aus eigener Kraft. Meunier fucht es im antiken Schema, angelehnt an Millet. Daumier ift elementar; Meunier fentimental.

Und wenn man die Arbeiterbilder. die Revolutionsfzenen betrachtet. merkt man. daß hier überhaupt keine Parallele gezogen werden kann. daß hier erft noch der Maler kommen muß. der Funken aus dem Stein fchlägt. Ein ganz großes. neues Gebiet fieht hier offen. Alles. was bisher geleifiet ift. ift Kleinmalerei. Idylle. Sentiment. Holländerei.
So hat Daumier. troßdem des Lebens Zwang ihn hart feffelte und er fich jede Stunde freien Schaffens erobern. abfiehlen mußte. etwas geleifiet. das wir nur von den ganz Freien und Großen erwarten zu können glauben: daß fie die Erde aufreißen und neue Saat fäen.

7.

Die Gefchichte diefes Künftlerwillens gefchrieben zu haben. ift das Verdienfi Erich Klof f owskis. Er hat es mit künfilerifchem Takt getan. fo daß von nun ab diefes Werk monumental vor unferm Gedächtnis fieht. Ein Künftler. den alle. die es mit der Kunft ernft meinen. ehrfjirchtig nennen werden.
Kloffowski hat es verfchmäht. eine Biographie zu fchreiben. Das Menfchliche. hier wahrlich bedeutend genug. um gewürdigt zu werden. tritt zurück. Das Werk. das Schaffen tritt vor. Voll von jenem heiligen. fachlichen Ernfi. der dem Gegenfiand würdig fein will. ift das Werk. Indem Klofiowski immer bis dicht an die Säjöpfungen heranfiihrt. ihr äußeres Sein. ihr inneres Wefen behandelt. behält er doch wieder jene Difianz zu den Dingen. die mehr als Worte von der Ehrfurcht des Kritikers redet. In firenger Tektonik bauen fich die einzelnen Kapitel auf und bilden in der Aufeinanderfolge ein Ganzes. obgleich jedes den Gegenfiand von neuer Seite anpackt.
In diefem weiten Umkreis der Betrachtungen. den er innehält. heben fich dann die Partien. in denen Kloffowski ganz tief eindringt in die geheimfie Art diefes künfilerifchen Schaffens. um fo bedeutungsvoller und markanter heraus. Er hat die Referve des feinfühligen Schriftftellers. der weiß. daß Worte nur hindeuten können, In diefem Wechfel des Fernbleibens und des Sichhineingrabens. des äußerlich Befchreibenden und des Bekennenden. der Ruhe und der beherrfchten Erregung. in der leife. aber um fo eindringlicher. die Begeifterung nachzittert. kommt eine Intenfität des Eindrucks zufiande. die nur dann erreicht wird. wenn ein großer Stoff eine würdige Darftellung findet.
So kann man im befien Sinne fagen: im Geifi Daumiers ift das Werk gefchrieben.

Hans Rofenhagen:

Walter Leifiikow *i1

(2J. Oktober 1863 bis 2J. Juli 19()8.)

Man fpricht immer von der Seltenheit des Talents. Als ob die Natur hierin weniger verfchwenderifih wäre als in ihren fonfiigen Hervorbringungen! Nein: Nicht das Talent ift felten unter den Menfchenf fondern der ernfie und fefte Willem etwas daraus zu machen. Was nüßen alle fchönen Gabenf wenn ihre Befißer nicht jede Sorgfalt darauf verwenden- fie auszubilden, in ihrem Gebrauche es zu der höchfien ihnen erreichbaren Vollkommenheit zu bringen! Die äußeren Verhältniffe find viel feltener daran fchuld- daß ein Talent nicht zur Entwiälung gelangt, als man im allgemeinen glaubt. Die meifien Talente gehen an der Ungeduld ihrer Befißer oder deren Angehörigen an der Sucht der Menfehen naäz fchnellen Erfolgen und einem bequemen Lebenf alfo an dem Mangel an Ausdauer in der überwindung von Schwierigkeiten zugrunde. Diefe Erfahrung macht man nirgends fo häufig als auf den Gebieten der bildenden Kunft. Ganze Scharen von jungen Leuten betreten die Künfilerlaufbahn förmlich beladen mit Talent - und wie klein ift die Zahl derer- von denen man fpäter mit gutem Gewiffen behaupten kann, fie feien wirklich Künfiler geworden! Viele bleiben gewiß noch eine ganze Weile talentvoll; aber indem fie nur das bleiben- in ihren Leif'tungen keine eigentliche Höhe erreichen- bringen fie es nie zur wirklichen Künfilerfchaft und enden fo ruhmlos- als hätten fie überhaupt kein Talent befeffen,

Je häufiger diefe Fälle find- um fo eindrucksvoller werden natürlich jene Erfcheinungem welche die Entwicklung ihrer perfönliihen Gaben mit Konfequenz und Energie betreiben. Man fieht da nicht felten Höhen erklimmen, die kaum noch im Verhältnis zu dem urfprünglich vorhanden gewefenen Talent fiehen, Die Kunfigefchichten ließen fich auf ganz wenige Namen reduzieren- wenn es nicht richtig und nötig wäre- auch die Künfiler zu bewundern- die folchermaßen ihrem Talente die höehften Möglichkeiten abgerungen haben. Zumal die Tatfache nicht anzuzweifeln ifi, daß die Schöpfungen diefer Künfiler von den Zeitgenoffen faft immer unmittelbarer gefchäßt werden- als die Leifiungen der Genies und der kühnen Bahnbrecher; denn es ifi allemal leichtem eine an bekannten

Größen meßbare Kraftanftrengung richtig zu bewerten. als eine Kraft-äußerung. welche die gemeinen Begriffe weit überfieigt. Außerdem find diefe ernfthaft und erfolgreich arbeitenden Talente in erfter Reihe be-rufen. die feften Grundlagen zu fchaffen. auf denen fpätere Generationen am ftolzen Haufe der Kuuft höher bauen können.
Ein Talent oder vielmehr eine Energie und Kraft von diefer immer-hin feltenen Art ift Walter Leiftikow gewefen. den ein früher und dennoch freundlicher Tod an einem fchönen Sommertage diefes Jahres feinen Freunden und Verehrern und der deutfchen Kunft entriffen. Leiftikows Künftlerdafein befißt eine befondere Bedeutung dadurch. daß feine Ent-wicklung einen feltfamen Umweg nahm. ja fich fafi in umgekehrter Rich-tung vollzogen hat. Betrachtet man nämlich das Lebenswerk des vor-trefflichen Berliner Landfäfafters im ganzen. fo kann man unmöglich überfehen. daß fich Beginn und Ausgang feines Strebens ganz innig berühren und daß mitten darin ein Ereignis liegt. das ihn eigentlich aus feinen Bahnen gehoben und in gewiffem Sinne weitab von feinen ur-fprünglichen Zielen geführt hat. Unter den Bemühungen. die für ihn perfönlich glücklichen Folgen diefes Ereigniffes mit feinen wahren künft-lerifchen Idealen in Beziehung zu fehen. ift Leiftikows Leben vergangen. Und die enorme Popularität. die er als ..Maler der Mark“ erlangt. wird ihn kaum darüber getröftet haben. daß er durch fie bis zu einem gewiffen Grade gehindert worden ift. feine feinfien Wefensfeiten der Allgemeinheit zum Bewußtfein und fich als Maler fchlechtweg zur Geltung zu bringen. Und wenn etwas für die hohe Auffaffung Leiftikows vom Künftlerberuf und für den unerfchütterlichen Ernfi feines Strebens zeugen kann. fo find es die Anftrengungen. die er unter fchweren kör-perlichen Leiden gemacht hat. um die Aufmerkfamkeit des Publikums auch noch für das zu gewinnen. was er einft. unverftanden von allen. in der Jugend gewollt.
Man muß freilich wiffen. welch' ungeheurer Aufwand von Energie für jeden Künftler dazu gehört. die Erkenntniffe der reifen Jahre wieder in Gefühle umzufehen. aus dem Zufiande des bewußten Arbeitens wieder in den des naiven Schaffens zu gelangen. um Leiftikows Bemühungen in diefer Richtung nach Verdienft zu würdigen. Nur den Beften ifi es ge-geben. noch einmal die Sonne wiederzufehen. die über den Hoffnungen ihrer Jugend fchien; nur den wenigften befchieden. das zu vollendeu. was fie aus einer dunklen aber richtigen Empfindung einft begonnen. Indem man daran denkt. daß dem Berliner Maler das alles tatfächlich gegönnt

war. meint man. er fei doch. trod allem. was er in den letzten Iahren gelitten. recht eigentlich ein Liebling der Götter gewefen und darum manches in feinen Schöpfungen von unverwelklichem Reiz.
Leiftikow war nichts weniger als ein Talent mit Ellenbogenkraft.
Ein Menfch von zarter und melancholifcher Gemütsart. gab er fich. fobald er zu einiger künfilerifcher Selbftändigkeit gelangt war. als Maler mit Vorliebe träumerifchen und weichen Stimmungen hin. In feinen frühefien Arbeiten bekennt er fich als ein treuerFreund der grauen Stunde. Niemand vor ihm hat den herben Reiz des norddeutfchen Vorfrühlings fo innig empfunden. niemand vor ihm die fpröde Anmut der märkifchen Natur fo hinreißend zum Ausdruck gebracht. Dabei war Leiftikow ein fo feines Gefühl für die Nuance zu eigen. daß diefe erften Werke bei aller Befchränkung auf wenige Farben entfchieden koloriftifch reich wirken. Aus Mangel an Mitteln hat fich der junge Künfiler in jener glücklichen Zeit fafi ausfchließlieh der Aquarellmalerei bedient und es in deren Anwendung zu einer Meifterfchaft gebracht. die einfach bewundernswert erfcheint.
Mit fo viel Anerkennung indeffen Leifiikows Kollegen von diefen entzückenden Schilderungen einer von ihnen felbft bis dahin arg vernachläffigten. weil für unmalerifch und langweilig gehaltenen Natur fprachen - das Publikum zeigte nicht die geringfie Neigung. die Arbeiten des jungen Malers zu bemerken. Diefem blieb leider nichts anderes übrig. als fich durch Einrichtung einer Malfchule über Waffer zu halten. Die Nichtbeachtung von feiten des Publikums begann Leiftikow mit der Zeit allerdings nervös zu machen. ihm Zweifel an fich felbfi einzuflößen. Mit diefem Stachel im Herzen ging er Anfang der neunziger Iahre des verfloffenen Jahrhunderts nach Paris. teils um zu fehen. wie die dortigen Landfchafter arbeiteten. teils um fich einen Überblick über die herrfchenden Strömungen innerhalb der neueren Malerei zu verfchaffen. Während die franzöfifche Landfchaftsmaleri - von den Impreffioniften hat er damals kaum etwas gefehen - wenig Eindruck auf ihn machte. fühlte er fich von den großartigen. eine idealifierte Welt zeigenden Dekorationen des Puvis de Ehavannes aufs äußerfte angezogen. Und im Angeficht von deffen Fresken empfand Leiftikow plötzlich das heftige Verlangen. feiner Kunfi ein anderes Geficht. feiner Entwicklung eine neue Richtung zu geben. Freilich wirkten noch andere Faktoren mit: Die Abfchwenkung feines Freundes Ludwig v. Hofmann von der realifiifchen Freilichtmalerei zu einer abfolut idealifiifchen. ferner das Vorbild des ihm mit feinen Werken in Kopenhagen und Paris bekannt gewordenen Dänen Willumfen.

der feine Auffaffung von der Natur in eine fehr willkürlich kunfigewerblich. dekorative Form gepreßt hatte. und endlich die Unzufriedenheit mit feinen eigenen Zufländen. Es mußte ein Mittel geben. die Beachtung des Publikums zu erzwingen. Gerade vor gewiffen Leiftungen Willumfens war ihm klar geworden. daß die Leute viel mehr Intereffe für eine Tollheit. als für eine ernfthafte. unter fchweren Mühen entfiandene Arbeit aufbringen. Seine Zugehörigkeit zu der bei Schulte. befreit von der Iury der Salonleitung. ausf'tellenden Vereinigung der „A1," bot ihm die Möglichkeit eines Experiments. und fo zögerte er nicht. nach feiner Rückkehr aus Paris dort Bilder vor die Öffentlichkeit zu bringen. die genau das Gegenteil von dem waren. was er bisher gemacht. Niemand vermochte in diefen oftentativ primitiven Naturnachbildungen den feinfinnigen und delikaten Landfchafter von früher wiederzuerkennen. Da fah man Bäume an einem Fluß in elementar gezeichneter. mit fchwarzgrüner Farbe ausgefüllter Form. fah hölzern fieife weiße Schwäne oder einige nach einem plumpen norwegifchen Ornament gemalte Wikingerfchiffe auf blauen Farbenflächen. die Waffer darftellen follten. oder fah fchematifch konftruierte Möwen über eine ftilifierte Meereswelle fliegen. .Hatte das Publikum fchon gegen Ludwig v. Hofmanns Träume von dekorativer Malerei gewütet. fo begann es vor diefen Leiftikowfchen Bildern einfach zu rafen. Es beruhigte fich auch nicht. als der Maler zwei Iahre fpäter. gewiffermaßen zur Erklärung feiner Abfichten. einige kunftgewerbliche Arbeiten im Sinne jener Bilder ausftellte. Immerhin fah Leiftikow feinen Zweck erfüllt. Seine fo lebhafte Protefte hervorrufenden Leifiungen wurden beachtet, Man fprach und ftritt darüber. Nun hielt er es für richtig. einzulenken. Unter Wahrung des dekorativen Charakters fuchte er in der Ausführung feiner Bilder den gewohnten Begriffen von Naturwahrheit wieder einigermaßen näher zu kommen. Diefes Spiel hätte. ohne befondere Erfolge für Leiftikow. wohl noch einige Zeit fortgefeßt werden können. wenn es dem jungen Maler nicht geglückt wäre. ein Motiv zu finden. über deffen Schönheit man bald alle Gewaltfamkeiten in feinen Bildern vergaß. Mit feinem ..Grunewaldfee“ errang Leiftikow den erften großen Erfolg feines Lebens. Die dekorative Manier der Ausführung brachte ohne Zweifel die eigene Schönheit der Landfchaft mit einer überzeugenden Kraft zum Ausdruck. die ernftliche Bedenken wegen der fummarifchen Wiedergabe natürlicher Erfcheinungsformen nicht mehr aufkommen ließ. Da war der Seewinkel mit dem unbewegten fchwarzgrünen fpiegelnden Waffer; da waren die naätfiämmigen

Föhren mit ihren dunklen ärmlichen Wipfelnz da war der Schein der untergehenden Sonne. der die Föhrenftämme rot aufleuchten machte und mit feiner melancholifchen Glut jene traumhafte Einfamkeitsftimmung fchuf. die bezeichnend ifi für die märkifche Waldnatur.
Leifiikow war klug genug. fich den Beifall. den diefes Bild fand.
eine ganze Weile zunuße zu machen. Er variierte das Thema in mancherlei Weife und felZte fich damit in der Gunft des Berliner Publikums gründlich fefk. Dann verfuchte er vorfichtig. deffen Intereffe auch für Wiedergaben einer anderen Natur zu gewinnen. Er ging nach Dänemark. nach Norwegen und malte fchließlich fogar am Gardafee und an der Riviera. Bei der Beliebtheit. deren er fiäf erfreute. fanden auch die dort entftandenen Bilder ziemlich ungeteilten Beifall; die Kauflufi der Liebhaber jedoch erregten eigentlich nur die davon. die etwas vom Eharakter jener beliebten Grunewaldlandfchaften hatten. Daduraj wurde Leiftikow am Ende veranlaßt. fich immer wieder aufs neue mit der Natur zu befchäftigen. deren Wefen er einmal und wohl zufällig fo glücklich in einem Punkte erfaßt hatte. Bei feinem feinen Gefühl für den individuellen Ausdruck einer Landfchaft wurde es ihm nicht fchwer. noch unzählige Motive zu finden. die fiir die befondere Art der märkifchen , Natur typifch find. Er hat es im Laufe der Iahre erreicht. daß jedermann den Grunewald und die Gegend um die Havelfeen mit Leiftikows Augen fieht. allüberall auf feine Motive ftößt; daß jedermann nun etwas als fchön empfindet. was man noch vor zwei Jahrzehnten für nüchtern und uninterefiant erklärt hatte.
Mit der Entdecker-freude aber wurde in Leiftikow allmählich auch der intime Maler wieder lebendig. Jahrelang hielt der Künfiler mit feiner Neigung zurück. um nicht felbft gegen das von ihm zur Anwendung gebrachte Prinzip der dekorativen Malerei zu zeugen. Mit unerfchütterlicher Beharrlichkeit vertrat er in feinen Arbeiten immer wieder den Grundfaß. daß die Ordnung der Farbenflecke. der betonte Rhythmus der Linien das Bild machten. nicht der Inhalt an Naturwahrheit. Als er endliaf glaubte. das Publikum von der Richtigkeit diefer Theorie und den Vorteilen ihrer Anwendung für das Tafelbild überzeugt zu haben. begann er leife und vorfichtig. wieder mehr unmittelbar und intim gefehene Natur in feine Bilder hineinzubringen. Zuweilen gewann es den Anfchein. als habe Liebermanns kecke Art. die Wirklichkeit zu packen. Einfluß auf ihn ausgeübt. oder als wäre er durch Monets Themfebilder verfucht worden. fich dem Impreffionismus zu nähern. Aber es fchien

nur fo. In Wirklichkeit bemühte fich Leiftikow. von dem felbftaufgeftellten Dogma des dekorativen Bildes loszukommen. um die flüchtigen. beweglichen Reize der Natur wieder faffen zu können. Hatten ihn in den Tagen der Jugend das gebrochene Licht regnerifcher Tage oder zarte Morgen- und Abendftimmungen angezogen. fo lockte es ihn jevt. den glänzenden Tag. das Leuchten des Frühlings und die jauchzende Heiterkeit des Sommers darzufiellen. War er fo lange beftrebt gewefen. das Typifche eines Stückes Natur eindringlich einfach zum Ausdruck zu bringen. fo fühlte er jeßt das herzliche Verlangen. wieder durch die Nuance. durch die zufälligen Schönheiten zu wirken. Gerade. weil er diefe Wandlung nicht plötzlich vornahm. fondern nur hier und da merken und zwifchen zarten Tonmalereien immer wieder einmal die ftrenge Weife des dekorativen Bildes klingen ließ. gelang es ihm. das Publikum ganz unauffällig auf den Punkt zu führen. wo er es in feiner Jugend fo gern gefehen hätte. Und er hat es noch erlebt. daß Bilder. die künfilerifrh das vollkommene Gegenteil feiner fo lebhaft bewunderten Grunewaldbilder waren - es fei nur an die „Liebesinfel“ erinnert - mit Entzücken von den Leuten betrachtet wurden. die feinen im Sinne fo ähnlichen frühen Landfchaften keine Vorzüge hatten abfehen können.
Trotz diefer Rückkehr zu der feinen und anmutigen Art feiner Jugend wird man nicht behaupten dürfen. daß in Leifkikows kräftig ftilifierten Schöpfungen eine innerliche Unwahrheit vorhanden fei. Diefe Gegenfäße lagen auch in feiner menfchlichen Individualität, Auf der einen Seite eine Perfönlichkeit von unendlich zarter Empfindung. von großem geifiigen Gehalt und lebhaften äfthetifchen Bedürfniffen. auf der anderen Seite eine |reitbare. von ftarkem Selbftgefühl befeelte und bei Gelegenheit aufbraufende und rückfichtslofe Natur. konnte Leiftikow auch als Menfch fehr verfchieden wirken. Wer ihm nahe ftand. mußte ihn lieben; wer ihn als Gegner traf. hatte allen Grund ihn zu fürchten. Die Geradheit und Reinheit feines Charakters aber war jedem offenbar. und fo genoß er auch bei denen Achtung. denen er feindlich gegenüberftand. Die poetifäje Empfindungsweife. die aus feinen Bildern fpricht. hatte ihn fchon in jungen Jahren in einen Dichterkreis gelockt. und folange er lebte. nahm er an allen literarifchen Ereigniffen ftarken Anteil. Aber er wußte fehr fcharf das künfilerifch Poetifche von dem literarifch Poetifchen zu unterfcheiden und hat fi>j niemals beifallen laffen. Literatur nnd Kunfi miteinander zu verquicken. Die Mifchung von Zartheit und Kühnheit in Leiftikows Charaker wirkte jedoch durchaus harmonifch. Er

gehörte zu den feltenen Menfchen. die ftets zur reäjten Zeit auf ihr Herz zu hören. aber auch zur rechten Zeit den Verfiand zu gebrauchen wiffen. Diefe glückliche Eigenfchaft bewahrte ihn in feiner Kunft vor Verflachung und verfchaffte ihm fo viel Liebe und Anfehen bei feinen Kollegen. daß diefe ihm die Rolle eines Führers und Sprechers freiwillig übertrugen.
Als folcher hat er unendlich viel Gutes geftiftet. Nicht nur als Vorkämpfer für die Freiheit der Kunft. fondern auch als befefiigendesElement. Er war der Gründer und das heimliche Oberhaupt der Berliner Sezeffion. Ohne ihn gäbe es keinen Deutfchen Künfilerbund. Daß diefer nicht das geworden. was er fein könnte. ift nicht Leiftikows Schuld. Ein unermüdlicher Helfer war er den auffirebenden Talenten. Sein ficherer Gefchmack. fein fcharfes Urteil ließen ihn echte Begabung und falfches Genialtun leicht unterfcheiden. Niemals war er intolerant. Iede ehrliche Uberzeugung. mochte fie auch zu der feinigen im vollften Gegenfaße ftehen. fand bei ihm Anerkennung und Schuß. Er fah es als eine Pflicht an. die Schwachen gegen die Starken zu verteidigen und für das Anfehen der Künftlerfchaft in jedem Sinne zu wirken. Und feine große perfönliche Befcheidenheit hinderte ihn bei folchen Gelegenheiten nicht. eine höchft eindrucksvolle Würde hervorzukehren.
Wer aber noch Zweifel hatte. daß Leiftikows künftlerifche Eriftenz auf feiner Ausdauer beruhte. daß er fein Talent durch den Aufwand einer ungewöhnlichen Energie zu feiner fichtbaren Höhe gehoben. mußte fich durch des Künfilers Verhalten in den letzten Iahren überzeugen laffen. Der in feiner Gefundheit nie fehr fefie Mann wurde von einem fchweren Rückenmarksleiden befallen. das ihm das Leben wie das Arbeiten zu einer Qual machte. Aber diefe fchreckliche Krankheit hat ihn niäjt hindern können. fo an feiner Weiterentwicklung zu arbeiten. als hätte er noch ungezählte Iahre fruchtbaren Schaffens vor fich. Ie näher er das Ende fühlte. um fo rafilofer wurde feine Tätigkeit. Während er Schmerzen litt. wagte er fich an die Löfung der fchwierigfien Aufgaben. Niemand merkt feinen leisten Arbeiten an. daß fie ein Sterbender gefchaffen; denn fie wirken ftärker und reifer als alles. was er vorher gemacht. Und fie find es auch; denn fo nahe dem Tode. hielt er es erft recht für eine Ehrenpflicht. der Welt zu zeigen. daß er redlich und treu das ihm geliehene Pfund verwaltet. Von der fiillen Größe aber. die in folchem tapferen Kampfe um die höchfien ihm erreichbaren Ziele liegt. fteckt viel in Leifiikows Werken und wird auch der Nachwelt die Empfindung geben. daß er ein bedeutender Menfch und Künftler gewefen ift.

*ueaoifiaxaiux 93 qtxai gate-z! _ sauna-Z gun te .Q5
7-/W-yg “en/'7W-
Z “WWW/""74 ?WW
"7-Weg- W "e-e77?“- W
Wr-
YWWWM/MW W77-
-Wo' 77%- "'/W
F WC 7W /e g W
2W- W* 22, -- W7- “7W
*Me-zw 7/ 'MW MFM7/
"WW/VMW/M N
*es WÄWWWWW,
MMM-Wee *72
'WWW-W US "Will" c ?Mu-WII (ULV
uxz :ogn neff-Z zbxuxa iuxq Zu :allnzg aufs 4nd
atque] WWW Wise] u-q u! „WO qu W" uv
a3 uaq i :of nl uauuax gung- _ W aux;
nau ooq

Vizx7-*7A “7M W &Z/

Friedrich von Oppeln Bronilowsli:
Mallarmes Afthetik.
Pot? und Wagner find wie Baudelaires Leitfierne auch die Stephane Mallarmss geworden. Um Poö in der Urfprache zu lefen. lernte er Englifchz er überfeßte Poss Gedichte. und feine Sprach-kenntnis verhalf ihm auch zu einer Lebensftellung an der Univerfität Paris. die ihn dem journaliftifchen Frondienft enthob und ihm er-möglichte. in ftiller Zurückgezogenheit feinen Träumen zu leben. in dem ..Elfenbeinturm ohne Türen und Fenfter. unerreichbar der gemeinen Menge‟ . . . Noch völliger hat Wagners Mufik feinen Geifi in Bann gefchlagen. Schon Baudelaire hatte in flammenden Worten das fchmähliche Fiasko gebrandmarkt. das die vornehme Welt dem ..Tann-häufer“ in der Oper bereitet hattez er fah in diefem ..Widerfiand der ftumpfen Welt". dem Haß und Hohn der ..Gebildeteu“ fein eignes Schickfal und ahnte den künftigen Sieg feiner Sache. die auch die Sache Wagners war; und feine überfeinerte Seele geriet beim Anhören Wagnerfcher Mufik in eine Ekftafe. die nur noch die kranken Wonnen der ..künftlichen Paradiefe“ des Hafchifchraufäfes zu überbieten vermochten. StÖphane Mallarms ging noch weiter. indem er feine ganze Afthetik bewußt auf Wagners Kunfttheorien aufbaute. Das metaphyfifche Durchdringen der Sage mittels der Mufik. das Streben nach einer alle Kunftformen vermählenden Gefamtkunft. die Wiederbelebung des ab-ftrakten Wortes zum Träger von Empfindungen. von finnlichen Ein-drücken. die Anknüpfung des Einzelnen. Zufälligen. an das Ewige. Zielvolle. fo daß es nur mehr als Zeichen. als Sy mb ol des Welt-ganzen erfcheint. diefe bekannten Grundzüge von Wagners Äfihetik find auch die Mallarmss. Freilich laffen fie fich unter der Führung der Mufik leichter verwirklichen. als unter der Führung des Wortes. dem die körper-liche Anfchaulichkeit der Bühne fehlt. Während Wagner durch die Mufik das Unausfprechliche auszufprechen vermochte. mühte Mallarms fich oft vergeblich ab. im Wort einen Erfaß für das Orchefter zu finden. Durch diefe Tendenz ..Mufik zu maäfen‟ werden feine fpäteren Gedichte ver-worren. ja geradezu unverftändliäj. niäft allein für den Verftand. fondern auch für das finnliche Erfaffen. das in Symbolen denkt. Eine folche Kunft führt - leßten Endes - nicht zur intellektualen Anfchauung. fondern

zu fpißfindiger Deutelei; fie wird zu einer Geheimfchrift für wenige ..Eingeweihte' und fchließt fich gegen das „profuuluu 7013118“ in verleßender Weife ab. Trotzdem ift fie urfpriinglith eine natürliche und nicht ungerechtfertigte Reaktion gegen den konfequenten Naturalismus und eine mißverftandene Demokratifierung der Kunfi. Ie mehr fich die Spekulanten unter den Künftlern dem Maffengefehmaä anpaßten. je ausfchließlicher der Naturalismus die Kunfi des Vordergrunds. des Zufalls und Alltags betrieb. defio fchroffer mußten fich die wahren Künftler von diefer Verflachung abwenden und nach fynthetifchen. vertieften Schöpfungen ftreben. Bezeichnenderweife hat das große literarifche Publikum die Verachtung. die in diefer ftummen Abkehr lag. wohl heraus. gefühlt und diefen ftoifchen Träumer in erbitterten Polemiken in den Tageslärm hereingezerrt. dem er doch jetzt zu entgehen wünfchte , . . Heute. wo Mallarms tot und der Lärm verhallt ift. liegt uns wenig an dem. was er geirrt und gefehlt hat. Uns intereffiert fein pofitives Werk. das nur leider ein Stückwerk geblieben ift: feine Übergewiffenhaftigkeit ließ ihn immer wieder an feinen unvollendeten Schöpfungen herumfeilen. und diefer ..Dichterfürft" vonIung-Frankreieh hat uns nichts überwacht. als eine Reihe kleiner feinzifelierter Profagedichte. ein Bändchen dunkler Lyrik und zwei dramatifch belebte Fragmente: ..Der Nachmittag eines Fauns" und ..Die Herodiade". die ich im folgenden zu verdeutfchen verfucht habe.

Seine erften zehn Gedichte. die im „kur-nurse Contempornjn“ (1866) erfchienen. bewegten fich noch ganz in den akademifch korrekten Formen der „Parnaffifchen Schule". deren Errungenfchaften er in der Folge durch geduldigen Fleiß bereicherte und vertiefte. zuerft in dem ..Nachmittag eines Fauns" (1876). der in feiner Feinheit und Frifche an die antiken Bukoliker gemahnt. So ift Mallarmss Kunft alfo nicht aus einer äfthetifchen Revolution hervorgegangen. wie die Verlaines und feines Freundes Rimbaud. fondern fie ift über ihre Vorbilder langfam hinausgewachfen. durch Streben nach größerer Klangwirkung. durch fuggefiiveren Ausdruck. durch weife Verteilung und Steigerung der Töne. Lichter und Schatten . . . ..Die Herodiade“. von der die folgende Verdeutfchung nur ein unvollkommenes Abbild zu geben vermag (fie ift wie jede Überfeßung nur ein Notbehelf). bildete das befondere Entzü>en von I. K. Huysmanns und feinem phantaftifchen Helden. dem überfeinerten Aftheten des Effaintet in dem Roman „LX [reboot-a“ (1884). der Mallarmss Schaffen zum erfienmal in die

breitere Öffentlichkeit rückte. Namentliäj liebte er jene Vet-fe. welche die Tochter der Herodias zu ihrem Spiegel fpricht:

. . . . . . O Flut!
In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne.
Wie oft. der Träume fatt. fucht' ich verlorne
Erinnerungen. die in deinen Tiefen
Wie welke Blätter unterm Eife fchliefenl
Als Schatten fah ich mich in dir von fern.
Doch abends flieg aus deinem herben Glas
Mein nackter Traum hervor. fo fäfreckenblaß . . .

Man darf wohl mit Befiimmtheit annehmen. daß Flauberts fchwache. trotzdem vielbeftaunte Altersnovelle ..Herodias“ (1877). die bekanntlich Wildes unvergleichliches Drama „Salome" infpiriert hat. auch Mallarms angefpornt hat. den Stoff in feiner Weife zu gefialten.

H e r o d i a s
von Stephane Mallarms.

D i e A m m e :
Lebft du? Ifl es dein Schemen. Fürftin? Reiche
Die ringgefchmückten Finger mir zum Kuß . . .
Laß ab. im Fabelland zu weilen . . .

H e r o d i a s :
Weiche! -
In meiner blonden Haare keufchem Fluß
Ifi diefer Leib. der einfame. vereift.
Und meine Haare. die das Licht umgleißt.
Sie trifft kein Tod. o Weib: Dein Kuß ift Mord.
Wär' Schönheit nicht fchon Tod . . .
Was trieb mich fort?
Und welcher nie erfchaute Morgen fank
Auf Dämmerfernen mit fo trübem Schein?
Du. winterliche Amme. fahft: ich drang
In das Verließ. von Eifen fchwer und Stein.
Wo meine hundertjährigen Leun fich dehnen.
Ich fchritt wie ein Gefchick mit heller Haut
Im herben Duft der königlichen Mähnen;
Doch fahft du auäj. wie mir dabei gegraut?
Mein Traum weilt im Exil. und ich zerpflücke.
Als lagert' ich an eines Brunnens Rand.
All meine bleichen Liljen; und gebannt
Folgen dem müden Blätterfall die Blicke
Der Löwen fchweigend nach durch meinen Traum.
Und nahend meinem trägen Kleiderfaum.

Sehn fie die Füße. die des Meeres Wut
Selbft ftillten. Still auch du dein greifes Blutl
Komm und mein Haar. dies Ebenbild der Mähnen.
Vor deffen wildem Wallen es euch grauft.
- Da du mich anzufchaun dich nicht getrauft -
Hilf mir. vor einem Spiegel es zu fträhnen.
D i e A m m e :
Willf't du die heitre Myrrhe. wohl verwahrt.
Willf't du der fpäten Rofen düftre Art
An ihrem Saft erproben?
H e r o d i a s :
Laß! Verhaßt
Sind Narden mir. Du weißt es und vermaßt
Dich doch. in ihre Trunkenheit zu tauchen
Mein fchmachtend Haupt? Nie foll es Balfam hauchen.
Dies Haar. wie Blumen. welche Menfchenpein
Durch Duft betäuben. Es ift Gold und rein
Von Wohlgerüchen fei es immerdarl
Kalt foll es fein wie Erz und unfruchtbar.
Im graufen Blißen wie im matten Dunkeln.
Ein Spiegel. drin Gefäfmeid und Strahlen funkeln
Und Waffen feit der ftillen Kinder-zeit.
D i e A m m e :
O Fürfiin. meinem alten Geift verzeiht.
Wenn er nicht mehr nach Eurem Willen tut!
.ß e r o d i a s :
Genug. den Spiegel halte vor!
O Flut.
In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne.
Wie oft. der Träume fatt. fuchti ich verlorne
Erinnerungen. die in deinen Tiefen
Wie welke Blätter unterm Eife fchliefenl
Als Schatten fah ich mich in dir von fern!
Doch abends ftieg aus deinem herben Glas
Mein na>ter Traum hervor. fo fchreckensblaß . . .
Sprich. Amme. bin ich fchön?
Di e A m m e r
Oh wie ein Stern!
Doch da. die Locke fällt Euch . . .
.ß e r o d i a s t
Hüte dich.
Zu frevelnl Bis an feinen Quell gefriert

Mein Blut! Hinweg die Läfierhand. und fprich:
Welch Dämon fo zur Sünde dich verführt.
Dein Kuß. die Narben dann. und - daß ich's fage -
Nun gar die freche Hand! Oh armes Herz.
Was droht dir noch an diefem Unglückstage?
Herodias bangt vor unbekanntem Schmerz!
Di e A m m e 2
Ia. fchlimme Zeiten! Daß Euch Gott behüte!
Ihr fchweift fo wild umher und geifterbleich
Und fchaut entfeßt auf Eure frifche Blüte --
Anbetungswürdig doch und göttergleichl
O fchrecklich fchönes Kind!
H e r o d i a s :
Wagft du es noch
Einmal. mich anzurühren?
Di e A m m e :
Wär ich's doch.
Der das Gefchick Euch Holde vorbehältl
H e r o d i a s :
O fchweigl
Die Amme:
Wann mag er kommen?
H e r o d i a s :
Hört es nicht.
Ihr keufchen Sterne!
Di e A m m e :
Dunkles Graun befäl'lt
Euäf. wenn man von dem Gotte fpricht.
Der Eurer Reize reichen Schuß begehrt.
Für wen denn reift fo bang und jungfräulich
Die zarte Schönheit. hütet unverfehrt
Ihr das Geheimnis Eures Seins?
Herodias:
Für mich.
Die Amine:
Oh. welche arme Blume blüht allein
Und kennt kein Glück. als ihren bleichen Schein
Im Waffer zu befpiegelnl

x'-

,o ; ä O
Dua-..ZIS
-' ""M.
VZ,.- 1.......1k
.K..ZZ...>Z;Ä KKL
„ZZ- ZL.. Z3Q
:ZW-VNZZQU
„35...., :Z Y.:
1,- . . . .
...L-ua." .*„QQMW KVM-*zT

.TN “DO »wc-.M c 0
-Ii-u.- ZPO... ..KK
1 .NK K
x'
K

“*'iltli *men fo zur Sünde dich verführt.
I'm-i .iii-g ti: Narben dank, und -»- daß ich's jag- *-
kin', gar 'di-.- freche .Pandi Ll- -irmee .Herz-
*ums xroht dir neo") an tiefem Ungy'ZiF-e'iage?
Vitoria) bangt vor unbekanntem Schmerz!
Lit-*n Blut! Gitter-eg die "Exile-rand, und ipriciz:
D i e A m m e :
In., Wii-nme Zeiten! Daß Emi) Grit beliijtc!
*Ik-r *rl-reift fo wild umher und geifterblcich
ii. r Off-:tut enn-:Zi auf Eure frifche Wine ---
L!!7*tt*-ug-wi:>fg kcib und göttcigleicb!
L) fikxrecllich fchönir' Kind!
e r o d i 4 s ;
Ware-'i du es noch
Ein-nah mich auzuriihrcn?
D i e .A m m e :
Wär ia.7's doch-
Der du- Grfcjf-.xt Euch Heide Berichiilt!
.Ö c r r I i a »l :
L fcxweig!
T* i e A ni n* e ;
Wann ine-5 er kommer?
.H e r c* 'x- i a s ;
»Hört es ?ci-.Ht-
Il*: icufcher. Sterne!
Di e A m n' c :
Dunkles 'eiii-ann befällt
Zuch- nenn man von dem (Seite fpricht
'Der Ein-er Jil-"ze reiche!- Säxaiz bcg-klK-ri.
Fiir wen denn reift fo bung und j-ingfiäuiici;
Die zarte (ZF-*iinhcitf bit-et iiber-feder
Ibr- das "'--eheimnixz *FK-:res Seins?
-'*':.cdiae“:
i c 'Zi ic. m e :
Oh. 'De-'ihr arme Bin-ne 'talk-lit altem -
'.1-..- ier-nt bir. intim. als ihren bleiaii-n Seht-in
*-*n ?Buffer zu krfpiegeln!

Konï¬anz bei der
groÃŸen Fahrt Zeppe-
lins von feinem
Oberingenieur
D u e r vom Luft-
fchiff photographiert.

W
Jahrgang
l 9 0 8

/7?"-_'-
‘x1§l{/\ .
/ K O .
' UDW-'ZK --
O:
\‘Cm {F

'1.
‘. ‘ \
Q I J \ I
'N--;.-»—'-P“/
(N‘
/

H e r o d i a s :
Spare dir
Dein Mitleid wie den Hohn.
D i e A m m e c
Doch fage mir.
Unfchuldig Kind: kommt nicht der Tag vielleicht.
Da diefer ftolze Starrfinn von dir weicht?
H e r o d i a s :
Wer rührt mich an? Selbft Löwen fchonten mich!
Auch lockt mich nichts. was Irdifche beglückt.
Oft fiehfk du mich verfieint und weltentrückt:
Dann denk' ich an das Einfi und denk* an dich.
Die mich genährt . . .
. D i e A m m e t
Wehl dem Gefchiek verfallen!
H e r o d i a s :
Ia. mir nur will ich blühen und gefallen!
Ihr wißt es. Gärten ihr von Amethyft.
Die ihr verfteckt in Abgrundtiefen funkelt.
Du blankes Gold. das unbetaftet ifi
In Adern. die der Urfchlaf noch umdunkelt.
Juwelen ihr. voll lichter Harmonien.
Von deren Reinheit meine Blicke zehren.
Ihr Erze. die dem jungen Haar den fchweren
Fall und den fchi>falsvollen Glanz verliehenl
Du aber. Ausgeburt verderbter Zeiten
Und Schülerin der hämifchen Sibyllen.
Wahrfagft mir einen Mann. fiehft meine Hüllen.
Den Blumenkelch voll wilder Seligkeiten.
Hinfinken. meine Nacktheit preiszugeben. -
Doch fähe mich das laue Sommerblau.
Dem ihren Reiz entfchleiert jede Frau.
Enthüllt in meiner Keufchheit Sternenbeben -
So ftürb* ich!
Luft ifi mir der Iungfrau Bangen;
Von meinen Haaren fchaudernd nur umfangen.
So liegi ich nachts kaltblütig. unverfehrt.
Auf meinem Lager. fühlend hingegeben
Dem kalten Glidern deiner bleichen Pracht:
Du. die in Keufchheit glüht und fich verzehrt.
Von Eis und Schnee umgiirtet. weiße Nacht!
Du ew'ge Schwefter. fchon im Traum die deine
Bin ich und diefes Herz in hehrer Reine

Sieht fchon der öden Heimat Lichtgefild.
Und alles rings i| wie ein frommes Dienen
Vor ftillen Spiegeln. und es fcheint aus ihnen
Mit diamantnem Blick mein Ebenbild . . .
O ledtes Glück! Ich fühl's. ich bin allein!
Die Amine;
So wollt Ihr fierbenl
H e r o d i a s :
Nicht doch. Mütter-kein!
Sei unbeforgt. Geh denn. und zürne nicht
Dem harten Herzen; doeh zuvor verfchließe
Die Läden noch. daß fich nicht mehr ergieße
Durchs Fenfter das verhaßte Himmelslisft.
Das blaue . . .
Wellen wiegen fich. O fage:
Kennft du ein Land. wo trüb der .Himmel dunkelt
Und grell der Abendftern im Laubwerk funkelt?
Da zög' ich hin . . .
Du fagft: o Kinderfragel
Noch eins: zünd' an die Kerzen. daß erweieht
Das Wachs hintränt. indes die Flamm' entweicht.
Und . . .
Die Amine:
Nun?
.ß e r o d i a s :
Leb' wohl! -
Ihr Blumenlippen lügt!
Mir ahnt ein Unbekanntes. Oder trügt
Ihr nicht. und find's Euch felber unbewußt
Die letzten Seufzer einer Kinderbrufk.
Die weh empfindet durch ihr Traumeswallen.
Daß ihre kalten Edelfteine fallen?

Richard Gädke:

Aphorismen Über den ..Lenkbaren'f

Graf Zeppelin hofft. daß der Luftballon feines Syftcms in kurzer Zeit das betriebsficherfie Fahrzeug werden wird. das auf Erden vorhanden ift. Man wird hierbei einiges der natürliihen Überfäjwenglichkeit des Erfinders zugute halten müffen. Denn gerade die Kataftrophe. von der fein großes Luftfchiff fo plötzlich und gründlich ereilt wurde. hat auch dem Laien Schwächen enthüllt. die von der Natur des neuen Fahrzeugs unzertrennlich fcheinen. Wir follten darum in der Vernichtung des grandiofen. mit fo viel Begeifterung begrüßten Werkes kein nationales Unglück erblicken; fie hat Unvollkommenheiten der Mafchine aufgedeckt. Wege zur Verbefferung gewiefen. aber auch Grenzen gezeigt. Utopien befeitigt.

K ß K

Für das lebende Gefchlecht wird das lenkbare Luftfchiff keine Umwälzung auf dem Gebiete des Verkehrswefens bedeuten. Die riefenhafte Größe des Ballons. die der eines modernen Panzerfchiffes nahe kommt. reichte gerade zur Beförderung von kaum einem Dußend Perfonen hin. Das Steigen in größere Höhen bewirkte Gasverluft und nötigte zum Auswerfen von Ballaik und von Vorräten. die nachher fchmerzlich vermißt wurden. Wir werden Maffenbeförderungen von Perfonen und Gütern durch die Luft nicht erleben; die Morgenröte diefes Fortfchritts i| am Horizont noch nicht aufgegangen. In abfehbarer Zeit wird der Lenkbare auch in feiner vollkommenflen Geftalt dem Sport und der Wiffenfchaft dienen. Jahrhunderte hat es gedauert. ehe die Dampfmafchine

Die Aphorismen unferes gefchäßten Mitarbeiters. früheren Oberft Gädke. dürften eine willkommene Ergänzung zu der Arbeit des Herrn l)k. Eckener fein. 1)!: Eckener hat als langjähriger Mitarbeiter und Aiiiftent des Grafen Zeppelin ficher einen tiefen Einblick in die Entftehungsgefchichte des Luftballons. während Oberft Gädke eine fachmännifche und intereffante Würdigung der Zukunftshoffnung diefer Erfindung gibt. Die Redaktion.

zu einer Macht im Leben des Menfchen wurde; die Beherrfchung der Luft ift ein fchwierigeres Problem und wird fich nicht fprunghaft vollziehen. Ungewiß ift es noch ob das Luftfchiff für die materielle Gefittung der Menfchheit je die Bedeutung gewinnen wird wie Lokomotive und Dampffchiffe. Größere Wirkungen wird in abfehbarer Zeit das Automobil ausüben.

' K K

Die Propheten- die mit kühnem Selbfivertrauen das Geheimnis der Zukunft durchdringenF weisfagenf daß der Menfchheit die Beherrfchung der Luft nicht fowohl durch den mit Gas geblähten Ballon als vielmehr durch den Drachenflieger gelingen wirdf der fchwerer als die Luft ift,
Es liegt in der Art der Propheten, vom niederdriickenden Schwergewicht der Materie freix im windigen Reiche der Lüfte gaukelnden Phantafien nachzufchweben. Wir anderen urteilen niichterner.
Die theoretifche Möglichkeit der Löfung ift nicht zu bezweifelnf die praktifche Durchführbarkeit des Gedankens i| noch ganz ungewißz fofern fie mehr als eine geiftreiche Spielerei fein foll.

K "- *

Alle Aeroplane und Drachenflieger waren bisher für eine einzelne Perfönlichkeit berechnen ihre Konfiruktion fehr kompliziert; fie haben ihren Erfindern mehr Enttäufchungen als Triumphe gebracht. Die Höhen. die fie erreichtem betrugen 6f 10 höchftens 25 Meter, die Strecken, die fie flogenx die Zeitenl die fie in der Luft blieben- waren fehr gering (noch nicht 4 MinutenP jede Wendung bedeutet die Gefahr des Ab- |urzest nur von fehr gefchickten Fahrern kann fie vermieden werden.
Bisher ift der Preis von 500 000 Francsf der an einen Flug von 50 Kilometer geknüpft ift- noch nicht gewonnen worden.

K K K

Aber mag er den Gebrüder-11 Wright bei ihren neuen Verfucheu zufallen: die Schwächen und Unvollkommenheiten des Luftfchiffes zeigt der Aeroplan jedenfalls in erhöhtem Maße. Auch bei ihm kommt es darauf ant möglichfi viel Kraft mit möglichft geringem Gewichte zu entwickeln; er verzichtet aber auf'das naheliegendfle Mittel zur Verminderung des Gewichts: auf die Gafet die leichter find als die Luft.
Ziehen wir nicht etwa das Seefchiff als Schwurzeugen fiir das

gasfreie Luftfchiff heran: es ift leichter als das Waffer. in dem es fchwimmt. weil ein großer Teil feines Raumes mit Luft gefüllt ift. Es ähnelt in feinem Wefen dem Ballon mehr als dem Aeroplan.

3' * j

Der Frage. welchem Syfiem endgültig der Siegespreis zufallen wird. dem Syftem ..fchwerer als die Luft" oder ..leichter als die Luft“. können befonnene Männer nur ein kühles jgnoramus entgegenfeßen. Bisher aber hat allein der Ballon gangbare Wege gewiefen. Vielleicht gelangen wir in der Zukunft zu einem Kompromiß zwif>fen beiden Syfiemen.

ä' 'l- k'

Für den menfchlichen Geifi ift es nicht gerade ein tröftlicher Gedanke. aber es ift nun einmal fo: auch der neuen Erfindung hat fich alsbald der Dämon Krieg bemächtigt. Während der friedliche Verkehr der Menfchheit vorläufig keinen großen Ruhen aus ihr ziehen wird. ift fie eine neue furchtbare Waffe für den Krieg geworden. deffen Schrecken fie um einen weiteren vermehrt. Die Legende von der Hunnenfchlacht auf den katalaunifchen Gefilden. wo die Geifter den Kampf in der Luft erneuerten. wird fchaurige Wirklichkeit. Der nächfte Krieg wird nicht nur zu Lande und zu Waffer. fondern auch unter Waffer und über dem Lande ausgefochten werden. Der Kampf ums Dafein nimmt immer gewaltigere Formen an. er wird der leßten Schranken entledigt.

K K *

Gute Seelen. die Liberalismus und Sentimentalität verwechfeln. können auch bei diefer Gelegenheit einen leichten Seufzer über die ..militariitifche" Empfänglichkeit der Deutfchen ni>ft unterdrücken. die fich in der Anteilnahme an Graf Zeppelins Glück und Unglück offenbart habe.

Man tue alles. um den Frieden auf Erden zu befeftigen. fchiebe den Krieg fo weit als nur möglich hinaus. fteigere die Gefittung und das Verantwortlichkeitsgefühl der Völker und Staatslenker. um diefes leßte brutale Mittel der Politik mehr und mehr aus unferen Gewohnheiten zu entfernen. aber man jammere nicht darüber. daß der Krieg. deffen Wefen die Vernichtung ift. fich auch vernichtender Mittel bedient und nicht durch Rhabarber und Redekünfte den Gegner niederzuzwingen verfucht.

Aphorismen über den ..Leni-baren“ Richard Gädke

Ein Krieg rechtfertigt nur dann feine Opfer und das Blutver-
gießen. wenn man rückfiäjtslos feine Kräfte zur Erreichung des Sieges
anfpannt. Es ift eine hundertfach erhärtete Erfahrung. daß der Krieg
um fo humaner ift. je entfchloffene-r er geführt wird. Ie größer die
Überlegenheit auf der einen Seite. defto kürzer und unblutiger wird der
Kampf.
Es ift daher ein Beweis für ein richtiges Volksempfinden. wenn
ihm die militärifche Bedeutung einer neuen Waffe alsbald zum Bewußt-
fein kommt.
Die nächfte Zukunft wird einen Wettlauf aller großen Nationen
um die Vervollkommnung und die Zahl ihrer Luftkreuzer fehen.
't * K
Auch die Bedeutung des Luftfchiffes als Waffe darf freilich nicht
überfchätzt werden.
Wenn unfere Ehauviniften hoffen. und wenn die Engländer fürchten.
eine deutfche Invafionsarmee könne durch die Lüfte den Kanal über-
fliegen. London von oben bedrohen und befchießen. fo find das törichte
Phantafieen. Da das Luftfchiff in irgend abfehbarer Zeit ein Beför-
derungsmittel im großen Stile nicht werden wird. ift es erft recht unge-
eignet zur Beförderung eines Heeres. Solange die Überlegenheit der
englifchen Flotte beftehen bleibt. wird fie genügen. England die Natur
einer unangreifbaren Infel zu bewahren.
' Kl' '
Die militärifche Verwendung des lenkbaren Luftfchiffes wird in
erfter Linie den Zwecken der Aufklärung und Erkundung zugute kommen.
Man hat gemeint. daß befonders der Verteidiger Nutzen daraus ziehen
werde. weil man vom Luftfchiff die Bewegungen des Angreifers früh-
zeitig entde>en und damit überrafchungen. aus denen jeder Angriff feine
Lebenskraft zieht. mindeftens fehr erfchweren werde. Aber das ift ein
Irrtum. Auch der Luftballon kann Bewegungen erft entdecken. wenn fie
im Gange find. braucht Zeit. um die Stärke der Truppen feftzuftellen.
ift unbrauchbar zur Nachtzeit. wird durch Stürme. Gewitter. Wolken
und Nebel behindert und kann niäft in alle Falten des Geländes hinein-
gucken. nicht alle Bedeckungen durchfpähen. Wenn der Verteidiger durch
Funkenfpruch Na>frichten erhält. wird es meift zu fpät zu Gegenmaßregeln
fein. Nein. auch der Luftballon wird dem Angriff nichts von feiner

überlegenheit rauben. wird bei entfchlofienem Gebrauch dem Angreifer mehr zugute kommen als dem Verteidiger. Denn der Stehende i| leichter zu erkunden als der Bewegliche.

' 'lc I'-

Das Schickfal der Patrie und des Zeppelin [7. haben bewiefeu. daß das Werkzeug noch immer unfi>)er und unzuverläffig im Gebrauch ift. Ein Nachteil des fonft fo hervorragenden ftarren Syfierns i| es. daß es einem Heere nicht zerlegt nachgeführt werden kann. eine Landung auf freiem Felde i| nicht überall ausführbar. der gelandete Ballon aber immer einigermaßen gefährdet, Im Kriege. wo man auf die meteoro-logifchen Verhältniffe oft nicht Nückficht nehmen. Steigen und Fallen des Ballons nicht nach der Sonne. fondern nach dem Auftrage und dem Verhalten des Gegners einrichten muß. wird fich beträchtlicher Gas-verlufi nicht immer vermeiden laffen. Das Luftfäfiff bleibt von der Zu-fuhr von Wafierftoffgas und Benzin abhängig.

Man will. wie für das Seefchiff Häfen. fo fiir das Luftfchiff Unter-kunftshallen und Depots bauen. Ein treffliiher Gedanke; aber er be-weift. daß die Bewegungsfreiheit des Luftfchiffes eine recht befchränkte ifi. Der große Ozeandampfer kann viele Tage und wochenlang die freie See halten. dort felbfi Kohlen übernehmen. der lenkbare Ballon gün-fiigen Falls 24. 30 Stunden in der Luft bleiben. Er wird nicht der un-zertrennliche Begleiter eines operierenden Feldheeres fein können. wird Reiterei. Automobile und Spione nicht erfeßen. fondern nur ergänzen können. Er ift eine hervorragende Hilfswaffe. aber noch kein ent-fcheidendes Kriegsmittel.

K ' K

Der Gegner wird die Tätigkeit der feindliäzen Luftkreuzer von der Erde aus und durch feine eigenen Ballons zu behindern trachten, Wir wiffen. daß das fliegende Fahrzeug eine leicht verleßbare Mafchine ift. ein einziger Treffer kann genügen fie zur Erde herunterzuholen. Unfere augenblicklichen Gefäyüße reichen nicht unter allen Verhältnifien aus. das Luftfchiff wirkfam zu bekämpfen. weil fie nicht fieil genug in die Höhe zu fchießen vermögen, Man wird. wie fchon 1870. eigene Ballongefchüße herftellen müffen. Bis zu einer Höhe von 1500 Metern. vielleicht felb| höher. wird es bei feiner Größe dann leicht zu bedrohen fein. In größerer Höhe wird es viel Gas verlieren und wenig

fehen. Auch der Mangel an Sauerftoff kann es dann behindern.
Aber die feindlichen Ballons felber werden fich gegenfeitig vertreiben wollen. zur Herrfchaft im Reiche der Lüfte zu gelangen wird das Befireben der Luftkreuzer fein. wie die Beherrfchung der See das Ziel der Panzerfchiffe ift. -

' I' 't

Welche Feder wird imfiande fein. die fchreckliche Poefie eines folchen Kampfes in der Höhe zu fchildern. welch' Pinfel wird ihre Schauer im Gemälde fefkzuhalten wiffen? Nur Augenzeugen einer Seefchlaäft unferer Tage werden ihrer Phantafie Nahrung geben können. fich den nervenerfchütternden Verlauf eines Gefechtes auszumalen. das zwei Luftkreuzer gegeneinander führen. Selbft die furchtbare Säfilderung der Seefchlacht bei Tfchufchima. die wir dem ruffifchen Kapitän Semenow verdanken. mag vielleicht verblaffen. wenn ein anderer Augenzeuge uns einft den Kampf der ..Republique“ oder des „Nulli Sekundus" gegen einen Zeppelinkreuzer berichten wird. q

'K 'k *

Wenn der Luftkreuzer nun einmal eine kriegerifche Waffe ift. wird man ihn auch dazu verwenden wollen. die Truppen des Gegners auf der Erde. feine Feftungswerke von oben zu befchießen. Schon haben die Franzofen durch eingehende Verfnche bewiefen. daß man mit Minen aus einer Höhe bis zu 800 Metern einen bef'timmten Raum auf der Erde mit ziemlicher Wahrfcheinlichkeit treffen kann. Welche verheerende Wirkung. wenn ein Torpedo mit einem Zentner Dynamit geladen von oben herabgeworfen wird und mitten in einem Bataillon mit gewaltigem Donner auseinanderreißt. die Erde weithin erfchütternd! Iedes lebende Wefen im Umkreife von 100 Metern wird in Atome auseinandergeblafen werden. Oder wenn er die gewaltigen Betongewölbe einer Feftungskafematte. die härter find denn Granit. wie ein Kartenhaus auseinanderwirft.

-k '- n-

Man nennt diefe neue Waffe graufam. aller menfchlichen Gefittung .Sohn fprechend. Hat fie auf der Haager Friedenskonferenz verbieten wollen. wie man ebenfo den Gebrauch der Seeminen unterfagen wollte. Beides ift fchließlich nicht geglückt! Geringe Einfchränkungen in der Verwendung fr e i t r e i b e n d e r Seeminen wurden allerdings durch-

gefeßtz die wenigfiens das Leben der Unbetciligtenz der Neutralen, fo-
weit als dies möglich iftz fichern follen. In diefer Beziehung
ift die Seemine die tückifchefiez unberechenbarfiet unmenfchlichfte Waffe.
Das Werfen von Minen aus Luftballons haben fich mehrere Staaten-
wie Iapant ausdrü>lich vorbehalten. Und die Amerikanerf die fein
Verbot beantragt hatten. find von ihrer Auffafiung bereits zurückgetreten.
Schon bereiten fie fich vor. an allen ihren Küften Ballonfiationen zu
fchaffen- nicht nur zur Aufklärung. fondern aua) zum Kampfe.
* "k K
Seien wir keine Schwächlinge! Nur die Neuheit ifi es. die den
Kampf aus der Luft herab b e f o n d e r s graufam erfcheinen läßt. Das
Leben Unfchuldiger ift hier weniger gefährdet als im Seekriege„ dem noch
immer ein Reft von Piraterie anhaftet. Graufam ifi. ich wiederhole es-
jede Kriegswaffe. Für den Soldaten aber ift es fchließlich gleichgültig,
ob er durch eine Granate zerriffen wird (meines Erachtens das fchmerz-
vollfte und graufamfie Gefchoß. das es gibt)7 oder ob fein Schiff durch
eine Seemine in die Tiefe gezogenx ob er von der Luft aus weggeblafe-n
oder durch die „humane" Spiizkugel des Gewehrs in das Paradies be-
fördert wird.
Vergeffen wir das eine nicht: die Waffen des Krieges werden fort-
dauernd furchtbaren der Krieg aber als Phänomen hat viele feiner
Schrecken eingebüßt- ift immer menfchlichem immer weniger opfervoll
geworden. Die Verlufie in den Schlachten haben fich im Verhältnis zur
Zahl der Kämpfenden unaufhörlich vermindert. Immer mehr zeigt der
Krieg das Befireben. den Willen mehr des Gegners zu zerbrechen als
feinen Körper. Und auf den Willen zum Frieden wirkt jede neue Waffe.
K * K'-
Die Heere werden alfo in den Zukunftskriegen den Luftkreuzer als
Waffe verwenden: daran ifi kein Zweifel. Wird er eine Möglichkeit
bieten. die Uberlegenheit einer feindlichen Flotte auszugleichen?
Im allgemeinen in abfehbarer Zeit nicht. Wir lernten die
Schranken feiner Verwendbarkeit kennen. Er wird außerftande feinz
einer Flotte auf die hohe See zu folgen. fie gar bis an feindliche Küfien
zn begleiten.
Das unftarre Syftem könnte man vielleicht in zerlegtem Zufiande
mitführen. aber feine Montierung auf hoher See wird fchwierig- wenn

überhaupt ausführbar fein. Beim Zeppelin ift dies von vornherein aus-
gefchloffen. Selbf't wenn er in einem Seehafen ein ficheres Depot hat.
wird er nur einige hundert Kilometer fich auf die See hinauswagen
dürfen.
Daraus folgt. daß feine Verwendbarkeit im Seekriege auf n ah e-
gelegene Meeresteile befchränkt fein wird; auf dem engen Raum
der Ofifee und der Nordfee aber wird er gelegentliäf gute Dienfie leiften
können. Und die Amerikaner haben recht: Nicht nur zur Aufklärung.
auch zum Kampfe. Zur Verftärkung der Küfienverteidigung in erfter
Linie.
Aber felbft zum Angriff! Vielleicht auch im Kampfe zweier Flotten
gegeneinander! Seinen Minen. die aus der Luft herabgeworfen werden.
wird kein Panzerdeck. kein Gefchülzturm widerftehen. Ein einziger
Treffer wird das ftärkfie feindliche» Panzerfchiff vernichten. In den
deutfchen Meeren wird eine Luftfchifff l o tt e von größtem Werte fein.
wird vielleicht einmal unter günfiigen Umftänden entfcheidend wirken
können.
Aber auch der Gegner wird darum Luftfchiffflotten bauen. Ich
fagte es fchon. es wird ein Wettlaufen werden. Und wenn der Krieg
kommt. wird er aua) in den Lüften ausgefochten werden.
Bewahren wir uns darum den Frieden!

A. Halbert:

Wie der Kunfi zu helfen wäre.

Ein Organifationsplan.

..Die Kunfi ifi ein ernfihaftes Ge-
fehäft. am ernfihaftefien. wenn fie fich
mit edlen. heiligen Gegenfiänden be-
fchäftigt; der Künfiler aber fieht
über der Kunfi und dem Gegen-
fiande: über jener.. da er fie zu feinen
Zwecken braucht. uber diefem. weil er
ihn nach eigener Weife behandelt."
(Goethe.)

Unfere Kunfi.

I.

Sehen wir in der Kunft ein bildendes Element. eine fördernde KunitundMffen-
Kraft. dann ift fie ein Kulturfaktor und erfordert Pflege -- Pflege u n d W
Erziehung. Wie die Wifienfchaft.

Die Wifienfchaft hat Bibliotheken und Infiitute. Die Kunfi hat
Bibliotheken und Mufeen. Aber in den Infiituten werden nur die E r-
fahrun g en der Wiffenfchaften zur Geltung gebracht. Wie in den
Mufeen die P r o d u k t e der Kunfi.

Die Wiffenfchaft hat auch Univerfitäten: wo Wifienfchaft gelehrt
wird. wo das Erringen von Wiffen unterfiüßt wird. vom Staate. von
der Gefellfchaft.

Die Kunft hat folche Stätte nicht. kann fie nicht haben.

Keine Schule für Poefie! Die beften Meifter der Farbe und des
Lichts find nicht von der Akademie gekommen. *

Kunfi fiammt nicht von Kennen - fondern vom Können,

Aber diefes Können muß Entwicklungsmöglichkeiten haben.

Der Könner muß Ellenbogenfreiheit haben - dem Leben gegen-
über.

II.

Legen wir die Feigheit ab: fprechen wir nicht immer in fcheuem Der aux-euer.
Idealismus von Kunfi. Um den Künfiler handelt es fich. Taufendmal:
Um den Künftler!

t7:

Wie der Kunfi zu helfen wäre A. Halbert

Um die lächerliche Figurj die vor Jahren Sonnengedichte vom
Giebeldach herab machtez um die moderne Gefialtj die lange darbte.
bis fie in die Flut des Journalismus tauchte. Um den reinen Tor
und den nicht ganz reinlichenj gewordenen Spekulationsmenfchen. (Noch
ift Kunfi eine Temperaments-f eine Genie-7 keine Eharakterfache - ge-
lobt fei Oskar Wilde.)
Einfach liegt der Fall: Jeder Entwicklung muß (fofern wir kulturell
an ihr ein Intereffe haben) die Lebensbedingungj jeder Kraft die At-
mofphäre gegeben werden. Dem Wiffensdurftigen ftehen die Univer-
fitäten offeny damit er fich bilde und den Menfchen nußej die Bibliotheken
oder die Wiffenfchaften bereichere. Der Künftler kann im Auditorium
nichts oder nur wenig lernen. Er muß im brandenden Leben fiehen.
muß des Dafeins heiße Nöte und braufende Freuden erleben - Himmel!
Der Künfiler muß frei fein! Schafft ihm diefe Atmofphärej Ihrf die
Ihr Macht habt.
[Il.
W Wunderlich! Wie die Gewohnheit ftark ift. Wie die Pathetik lügt.
Wa" Ich wollte doch beweifen- daß es notwendig ift. Künftler zu pflegen. zu
erziehen. wenn die Kunft gedeihen foll, Und jeht bitte ich: Gebt ihnen
Atmofphärel Ol Sir . . .
Nein! Dem Problem ifi nur mit Tatfachen beizukommen. Tat-
fachen? Soll ich etwa Heinrich von Kleift zitieren? Defien Größe
und Tiefe alle Kritiker Germaniens an dem Tage entdeckt zu haben
fcheinem wo ein genialer Theaterdirektor ihn erneuerte? Oder Bizets
Lebensfchickfal foll ich aufwühlenf der über „Earmens" wilden Zigeuner-
weifen fiarb und über deffen 30 jährigen Todestag fich eine Welt freut
- (weil Earmen-Tantiemen frei wurden l). Soll ich Erempel von ver-
nachläffigten Genies und verhungerten Dichtern anführen?
Man wird dann die fiereotype Antwort hörenj die mit Ethik fo
wenig wie mit Empirismus zu tun hat: Das wirkliche Genie feßt fich
durch . , .
Lohnt fich's- zu polemifieren? Debatten find Feuerwerke für
Dumme - in der Kunf't. Aber Dumme können manchmal fo viel. Alfo
gehen wir darauf ein, Erfie Antwort: Wie kommt'sj daß wir ewig
auf der Suche nach dem Genie find?
Zweite Antwort: Warum entdecken wir plötzlich ein Kunftwerkr
ohne daß wir vom Künfilerdafein nur ahnten?

Dritte Antwort: Ifi es klug und weife. die Kraft des Künftlers.
des werdenden. aufs Durchfeßen zu vergeuden?
Uferlofe Fragen! '
l7.
Die mit mir erkannt haben. daß Künftler erfahren. aber nicht KMenobe'
darben. - kämpfen. aber nicht hungern follen. die wiffen. daß der echte W
Künfiler das Leben fenfibler und feiner empfindet. und daß frohe Kraft
und ganzer Sinn dazu gehört: Leben nachzugeftalten und fchöpferifch
zu kriftallifieren. - fie werden ernft fragen: Wie hilft man der Kunft? -
Und fie werden die einzig mögliche Antwort beftätigen: I nd e m m an
dem Künfiler hilft. Alle Fragen gipfeln aber dann in einer
Löfung: Wie hilft man dem Künftler? - -

Wie zu helfen wäre.

l.

Die Kultur eines Volkes wurzelt in feiner Kunft. Dabei bleiben wir.
Jft das etwa fo gemeint: Die Kultur einer Frau fpiegelt fich in ihrer
Schneiderin?
Oder: Die Schönheit eines Weiberkopfes wurzelt in feinem
Frifeur?
Es ift gefcheiter. man fagt: Die Kultur eines Volkes f pie gelt
fich in feiner Kunft. Die Kunfi ift das edelfte Organ des Organismus.
der fich ewig ändert. ewig entwickelt. - der Kultur. Die Kunft
ift das Auge der Kultur.

ll.

Nicht jeder Stürmer ifi ein Künfiler. und nicht jeder Träumer
ein Poet. Aber aus gärenden Mächten kam uns Erlöfung und aus
träumenden Welten Poefie.
Das wiffen die Alt en am beften.
Und was tun fie? -
Sie werden älter und abgeklärter und haben nur eine Aufgabe;
ihren Ruhm grundfeft zu machen. (Sie erreichen oft nur das Gegenteil.)
Als ob mit X. Y, die Entwicklung aufhörte. Als ob mit N. N.
die Theater gefchloffen werden. Sie find befchäftigt. ewig befäjäftigt.
Welch Armutszeugnis für Menfchen mit großem Horizont. daß
fie nie mit fich fertig werden. daß fie keine Zeit für die Sache und alle
Muße für fich felbft haben.
Kunft W IW.
Ole-1ten.

In Wahrheit ifi's aber fo: Dilettanten überhäufen fie mit Gefuchen
(unfer prachtvoll armer Detlev ifi ein Exempel). und fie vergeuden ihre
Zeit mit ihnen.
Die Alten können helfen. Sie müffen helfen] Sie
find unfere Verbündeten.
1 (ll,
W Die Preffe ift eine Macht. und die Kritik ift eine ihrer Waffen.
Der Kritiker kann gar nichts. Aber die Kritik kann alles. Sie kann
ein Buch loben: Das ift nicht ihre |ärkfte Kraft. Sie kann ein Buch
totfchweigen: Damit trifft fie. Und fie kann ein Drama in Grund und
Boden bohren: Das bedeutet in Berlin Vernichtung.
Aber feltfam. höchft feltfam: Sie hat's immer mit fertigen Dingen
zu tun. Sie kommt ins Theater. um ein Veto einzulegen oder um ein
Amen zu fagen.
Sie lieft ein Buch. um es zu empfehlen oder davor zu warnen.
Aber alles fertige Dinge. Sie bringt Gefchmaä. Urteilskraft. Verfiänd-
nis. Stil mit (will ich denn über Kritik fprechen?). aber fie wartet. bis
ihr fo ein Verleger oder ein Theaterdirektor das Menü vorfeht: fagt
dann. ob's gefchmeckt hat. Ich würde mich bedanken. wenn ich nicht Ein-
fluß auf Küche und Keller hätte.
Ernfi: Irgendwelchen Einfluß auf das Werden der Kunfi im
urfprünglichen Sinne. irgendwelche Wirkung auf die Entwicklung des
Künftlers hat die Kritik nicht.
Und die Kritik kann Einfluß haben. Auch fie i|
unfere Verbündete.
l7.
'der Wler- Der Theaterdirektor kan n der künftlerifäfe Leiter und Infpirator
WW feiner Bühne fein: er ift es in den feltenften Fällen. Für uns kommt
*W mit wenigen Ausnahmen faft nur der dramaturgifche Beirat in Betracht.
Die Empfehlung eines literarifchen und künftlerifchen Werkes be-
dingt eine Verantwortlichkeit den Verlegern gegenüber. die manche
Autoren naiv unterfchäßen. Der Erfolg entfcheidet; und wie launifch
ifk der manchmal!
So geht es dem Dramaturgen an einem Theater. und nicht nur
fo. fondern viel böfer. denn feine Stellung ift fchwieriger und verant-
wortungsreicher; f chwieriger. weil er perfpektivifch etwas beur-
teilen foll. weil er prophetifch fafi fagen muß. ob diefe gefäfriebenen

Worte auf der Bühne Leben gewinnen. ob diefe angedeuteten Gefühle durch die Schaufpieler verkörpert werden können; verantwor-
tun gs re i ch er. weil das Theater heute ein Gefchäft ift mit großen Unkoften und einem weiten Pflichtenkreis.
Jeder Dramaturg hat ficher den beften Willen. zu „entdecken‟.
Er will feinen Gefchmack dokumentieren. einfach: er will zeigen. daß er feine Stellung ausfüllt. und wenn es troßdem fcheint. als ob das moderne Drama auf dem Gefrierpunkt angelangt fei. fo ift das aus ganz anderen Gefichtspunkten zu erklären. Einiges foll hier gefagt werden: Ein großes Theater. das einen Dramaturgen hat. überlaftet diefen Dramaturgen derartig. mutet ihm zu. fo viel gute. mittelgute und fehr böfe Arbeiten zu lefen. daß dem armen Mann fchwindlig wird. Aber das nur nebenbei! Hauptfache bleibt die Frage. die man einmal endgültig ftatiftifch beantworten follte. Welche Theater haben wirklich angeftellte Dramaturgen. d. h. Männer von Gefchmack. die die Aufgabe haben.

1. eingereichte Stücke zu lefen. zu fondieren.
2. die ausgewählten Stücke ernftlich zu prüfen. und
3. wenn fie etwas ihnen wertvoll und wirkfam Scheinendes gefunden haben. Einfluß genug befißen. eine Aufführung durchzufehen.

Provinztheater von der Größe Breslaus haben überhaupt keinen Dramaturgen. und da ift der Kern des llbels: fie beziehen alles von Berlin. von der Bühnenbörfe Berlin. Sie verfuchen gar nicht. neue Stücke und neue Männer ausfindig zu machen; fie haben eine einfach beleidigende Gefchäftsart: 6 bis 8 Monate lagert ein Manufkript. dann wird der Autor benachrichtigt. entweder. daß feine Schrift unleferlich fei. oder daß er feiner Arbeit kein Rückporto beigefügt habe. Der arme Autor kann glücklich fein. wenn er fein Manufkript wieder in Händen hat . . . Bleiben noch die Berliner Theater.
Es ift nicht zu leugnen. daß wir einige Theater haben. die fich ernfilich Mühe geben. Stücke zu prüfen. Die Direktion aber hat eine Tröftungsart. die der der Provinztheater gleichkommt: ..Wir haben Ihr Stück mit Intereffe gelefen. verkennen nicht Ihre dramatifchen Fähigkeiten. aber - - -“ Das „Aber“ bedeutet für den Wiffenden nichts anderes. als: Haft du Konnerionen. Freund? - Es if't nicht leichtfinnig. wenn die Behauptung aufgefiellt wird. daß man in Berlin durch einflußreiche Bekanntfchaften mehr ausrichtet. als durch Geld und Können. und das erfiere. das liebe Geld. kann in Berlin doch fäfon viel.

Wie der Kunfi zu helfen wäre A. Halbert
der Icrleqer
: .und 'ein litera-
rlwer Beirat.
Der Kunkibetrieb.

Aber das gehört nieht hierher. Wichtiger ift:Auch dieTheater und ihre Dramaturgen find unfere Verbündeten,

7.

Der Verleger kommt für die Bücherproduktiom wie der Theaterdirektor fürs Theater in Betracht, Er ift ein Gefihäftsmann- aber er lebt von der Knnftl - von den Künftlern. Er hat Intereffe darant einen Autor in die Höhe zu bringen (und die Auflageziffer).
Aber der moderne Betrieb (die Reklame und ihre findigen Möglichkeiten nicht zu vergeffen) ift fo geftaltetx daß auch ein fäflechtes Buch oder ein nicht ganz bedeutendes Erfolg haben kann.
Siiher liegt*s aber dem Verleger daran- auch ein künftlerifehes Renommee zu haben. Wenn alfo troßdem fehleihte Bücher auf den Markt kommen- fo liegt es an dem Gefäymack der Hilfskräfte- die der Verleger hat.
An die literarifehen Beiräte der Verleger müffen wir uns alfo halten,
Und da kann man die gleiche Mifere fehen- die wir bei den Dramaturgen und Ratgebern des Theaters beobachtet haben.
Ein Verlag bringt durchfchnittlich 20 bis 25 Bücher im Jahre heraus: Diefe 25 Bücher werden aus Hunderten gewählt. Verfehiedene Maßfiäbe nnd Mutmaßungen find entfcheidend,
Der Beirat wird abgeftumpft durch die vielen Nichtigkeiten- die er verbauen muß.
Der Beirat wird wirr durch die Bedürfnifie des Lefepublikums, durch die Erfolg» die plötzlich alle Welt betäuben.
Auch der Verleger alfo und feine Hilfskräfte find unfere Verbündeten. Auch fie werden uns Dank wiffen- wenn wir ihnen einen Ausweg zeigen: Wie der Kunfi zu helfen wäre. Oder gefehäftlicher ausgedrückt: Wie die Künfller zu organifieren und d er Kunftb etrie b zn ordnen wäre.

Praktif ches.

Der Kunfibetrieb- jawohl! Um einen folchen handelt es fich: fürs Theater» für den Verleger» für den Künftler. Wer fittliche Entrüftung bei diefer einfachen Konftatierung von Tatfachen empfindet, polemifiere darüber, wettere dagegen,

l.

A. Halbert: Wie der Kunfi zu helfen wär-_e

Wir wollen eine Frage. die bis jeßt als ideal galt - (wenn ich
ethifch wäre. würde ich mit Emphafe fagen: das ideale Mäntelchen
abnehmen) - ins Praktifche umfeßen. fie praktifch fehen. fie fo fehen.
wie fie ift. wie fie Nutzen bringen kann. nicht nur den Künfilern und
den Kunfihändlern. fondern auch der Kunft.
I).
Es gibt in Berlin eine Gefellfchaft zur Förderung der Kunfi. Man
kennt fie genau; ich will nicht in die Seltfamkeiten ihrer Gefchäfts-
führung hineinleuchten. will diefe Gefellfchaft nur als Exempel anführen
- wie man es nicht machen foll. (Praktiker und Theaterleute wiffen.
daß dies das wichtigfie Gefeß der Organifation ift.)
Alfo: Förderung der Kunft treibt die Gefellfchaft. indem fie junge
Künfiler heranzieht. ihnen die Möglichkeit verfpricht. bald berühmt zu
werden, Das Manufkript wird geprüft. wenn 5 Mark pro Akt bezahlt
werden . . Daran krankt die Förderung zunächfi.
Die Manufkriptprüfer find blutige Dilettanten oder enge Kunft-
menfchen . . .
Ergo: Müffen wir uns an die Faktoren halten. von denen wir
einzeln fprachen:
Die alten Künfkler zuerfi.
Schriftfteller von Bildung. von Namen und
Gefchmack follen die minimale Verpfliäjtu-ng
übernehmen. jedes Vierteljahr oder jedes halbe
Iahr die Arbeit eines jungen Künfilers zu prüfen.
Sie follen quafi die unentgeltlichen literarifchen Beiräte und Drama-
turgen der Organifation fein. *
Ich feße meinen Kopf dafür ein. daß wir 50 Namen bald nennen
hören . , .
Ferner: Kritiker von Kultur. Namen nnd Einfluß
follen diefelbe Verpflichtung (für Ideale: denfelben Liebesdienft für die
Kunft) übernehmen.
Sie follen hier und da auch ein Manufkript
lef en. ehe der Regiffeur oder der literarifäfe Beirat es fanktionierte.
Kritiker. die gleichzeitig eine Tageszeitung
oder Zeitfchrift redigieren. follen zugleich die geprüften
oder von Autoritäten als künftlerifch vollwertig befundenen Arbeiten
in ihre Blätter aufnehmen. Sie follen ruhig die Mängel und Fehler
Aufgaben.
:2 L77

der Arbeiten nennen. aber auch auf das Können und die Kraft. auf das
Wollen und die Möglichkeiten hinweifen.
Der Theaterdirektor foll mit diefen beiden Faktoren in
fiändiger Fühlung ftehen. Er foll wifien. daß hier Kräfte vereinigt find.
die ihm und feinem Theater vorarbeiten. Dafür kann er die Verpflichtung
übernehmenp eine Arbeit. die von zwei oder drei Seiten geprüft und
empfohlen wurdef feinem Repertoire einzuverleiben oder verfuchsweife
einzuftudieren.
Der V erleger wird ficherlich gern in Verbindung mit diefen
Autoritäten bleiben. um das Wertvolle für fein Verlagsgefchäft zu er-
werben. Ia. es ift denkbar. daß ein Verlag fich ausfchließlich unferer
Organifation widmet.
[Il.
o. lation. Ia. Organifation. Alles drängt darauf hin. Alles Gefagte geht
von der Vorausfeßung aus. daß eine Organifation vorhanden ift. die
alle Fäden in der Hand hält- ein Mittelpunkt. um den fiäy alle Kräfte
und Abfichten konzentrieren.
Ganz real gedacht; ähnlich wie die Genoffenfchaft deutfcher Tonfeßer
foll eine Genoffenfchaft Deutfcher Schriftfteller (vor-
läufig n u r Schriftftellerz ohne Zweifel wird das Gebiet erweitert werden
können und müßen) gegründet werden.
Fünf erfahrene Lektoren und Dramaturgen fißen im Bureau und
prüfen alle Eingänge. die von Künftlern einlaufen. Sie tun die erite
Sichtungsarbeit und fchaffen fo eine klare liber-fieht. trennen das Wert-
volle vom Wertlofen. Setzen wir den Fall: Von hundert eingelaufenen
Manufkripten werden 5 die Stimmen der internen Lektoren auf fich ver-
einigen.
Hier jetzt die Arbeit der E h r e n l e k t o r e n ein. Jeder erhält ein
Manufkriptp prüft es und fchreibt auf der erften Seite fein Urteil. Die
interne Prüfungskommiffion wird darauf zu achten haben. daß die
etwaigen Manufkripteinfendungen dem Charakter und der Art der
Ehrenlektoren angepaßt werden,
Nach vier Wochen laufen die Urteile der Lektoren ein. Zwei von
diefen fünf Manufkripten find künftlerifch wertvoll - alfo muß die Ge-
fchäftsleitung der Genoffenfchaft - erfahrene Männer des Bumhandels
-- die Veröffentlichung diefer beiden Arbeiten. natürlich in vollendet
künftlerifäfer Ausfiattung. in Angriff nehmen. Die Ehrenlektoren geben

ihr das Rechy ihr Urteil über das Werk als Einleitung des Buches zu
veröffentlichen. Damit ift eine g e f ch ä f t l i ch a b f o l u t e-inwands-
freie Handhabe gefchaffen: das laufende Publikum- das die Ehren-
lektoren als Schriftfteller und Künfiler kennt- wird wifien- was es in
diefen Büchern zu fuchen hat.
Die nächften zwei diefer fünf Arbeiten können die Stimmen der
Lektoren nicht auf fich vereinigenz aber die Herren find fich darin einig-
daß ehrliches Schaffen und künfilerifches Können in diefen Arbeiten
[leckt. Die Genofienfchaft Deutfcher Künfiler muß alfo verfuchem mit
diefen werdenden Künftlern in |ändiger Verbindung zu bleiben.
Der leßte der fünf Autoren führt einen Kampf ums Dafeiny ift
verhindern fich feiner Kunfi zu widmenf leidet wohl auch Not -: Hier
muß die Organifation helfend eingreifen. Allerdings dabei wird be-
fonders flrenge Prüfung zu empfehlen fein. In erfter Reihe wird darauf
zu achten fein7 daß keine Kliquenwirtfchaft vorherrfihh fondern einzig
und allein der künfilerifche Maßfiab und die Zukunftshoffnung- die diefer
Autor erweckt- Ausfchlag geben.
Eine gewifie Summe des Stammkapitals, vielleicht auch nur die
Zinfen- werden für diefe Unterfiüßungszwecte abgefondert werden müffen.
l7.
Ich fpraih von einem Stammkapital und weiß- daß jetzt erfi die
allerwiäftigfte Frage kommt.
Die materielle Frage kann durch zwei Möglichkeiten gelöft werden.
1. Wenn Menfchem die für die Entwicklung der Kunfi etwas tun.
wollen, einfehen lernen- daß das wichtigfle Moment und die erfte Arbeit:
.Hilfe für den Künftler fein muß. Wenn alfo folche Menfchen (man
nenne fie Freunde der Kunft- Mäcene, oder wie man will)f wenn alfo
folche Menfchen fich entfihließen würden- der Organifation beizutretenL
wenn 20 Menfchen je 5000 Mark für die Sache zeichnen (vorläufig auf
gut Glück; es i| nicht ausgefihloffem daß es nur eine Anleihe ift.
Männer der Praxis find feft davon überzeugt- daß ein rein materieller
Erfolg erreichbar i|)- fo ift die Genoffenfchaft vorer| im Befiße eines
Stammkapitals von 100 000 Mark.
Die zweite Möglichkeit wäre: daß ein energifcher Verleger mit
einem größeren Kapital diefe Organifation zur Bafis eines Verlags-
unternehmens machte und fich verpflichtetß den Verlag nam den in diefer
Oas'lapltal.

Schrift mehr angedeuteten als ausgeführten Grundfäßen und Prinzipien
zu leiten.
Ich bin übrigens davon überzeugt. daß diefe beiden Faktoren ver-
fchmolzen werden können. und daß fo ein großzügiges. gutfundamentiertes.
leiftungsfähiges Unternehmen gefchaffen wird. zu Nuß und Frommen
von Kunft und Künftlern.
Diefe Ausführungen follen ihre Arbeit als Agitationsmittel tun.
Sie werden weite Kreife zu intereffieren haben und wohl auch die Idee
ausarbeiten und vertiefen helfen. indem beteiligte Kreife die Frage be-
fprechen und erwägen.
Wenn ich Einzelheiten vermied. fo gefchah es nicht. wei(die Reali-
fierung mir unklar war. fondern weil ich nach Möglichkeit die Organi-
fation als gefchloffenes Ganze charakterifieren wollte.
Vorläufig gilt es alfo: fich mit der Idee zu befreunden. und die
zwingende Notwendigkeit ihrer Ausführung für Kunft und Künfiler
einfehen:
Wie der Kunft zu helfen wäre.

B i
Roffetti.
Von Lucien Piffarro. aus deffen Buch: Roffetti. London: T. E. u. E. E. Jack. Überfeßt von Alice Fliegel.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts fah Europa ein. daß die Kunft. die fich felbft verrät. jede Berührung mit der Tradition verloren hat und hilflos. wie ein blinder Mann. dem man feinen Stock geraubt hat. nach dem richtigen Wege tafiet. Da baute fie fich eine neue. fehr notwendige Bafis. indem fie zur Natur zurückkehrte. Diefe Rückkehr gefchah auf verfchiedenen Wegen. je nach dem Land und dem künfilerifchen Milieu. um das es fich handelte. In England war es ein Wiederaufleben der Malerfchulen. die Raphael vorangingen. Die komplizierten Leidenfchaften unferes Jahrhunderts wurden mit dem naiven Blick der frühitalienifchen Maler vereint.

Der mehr logifche Geift der Franzofen erkannte. daß es nicht genügte. wenn man fich die Natur mit den Augen des einfachen. urfprünglichen Menfchen anfah. Der Gefichtspunkt hatte fich notgedrungen geändert. und das einzige. das der über-nahme von den früheren Schulen wert war. war die Aufrichtigkeit und Lauterkeit [dende
Knnfi.
in der Deutung und Auslegung der Wunder.

Der Realismus der Präraphaeliten richtet fich alfo nur auf edle Stoffe. Gegenfiände und Vorwürfe. Aber was vet-fieht man unter einem edlen Vorwurf? Diefe Bezeichnung ift eine rein literarifche. Es gibt keine edlen Vorwürfe oder Stoffe in der Malerei. es gibt nur Harmonien der Linie und Farbe.

Die oben genannte Schule würde z. B. die Rofe lieber zum Gegenfiand eines Bildes gewählt haben. als den Kohlkopf. weil fich an die Rofe eine Menge fchöner Symbole knüpfen. Sie ifi die Königin der Blumen. die myfiifche

Rofe ufw.
Aber ifi die Rofe denn groß-
artiger und fchöner von rein male-
rifchem Gefichtspunkte aus? Es
hängt ganz davon ab. in wie weit
der Künfiler fähig ifi. die Schön-
heit. die Harmonie der Form und
Farbe wiederzugeben. Die fym-
bolifchen Verklärungen der Rofe
genügen an fich nicht. um ein
fchönes Bild auszumachen. wir
werden aber auch den Kohlkopf
nicht verwerfen. weil ihm jegliche
Symbole mangeln.
Der Realismus der Prä-
raphaeliten entwickelte fich zu einer
Vertiefung in Details. zu einer
:8:

B i
Roffetti.
Von Lucien Piffarro. aus deffen Buch: Roffetti. London: T. E. u. E. E. Jack. Überfeßt von Alice Fliegel.
Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts fah Europa ein. daß die Kunft. die fich felbft verrät. jede Berührung mit der Tradition verloren hat und hilflos. wie ein blinder Mann. dem man feinen Stock geraubt hat. nach dem richtigen Wege tafiet. Da baute fie fich eine neue. fehr notwendige Bafis. indem fie zur Natur zurückkehrte. Diefe Rückkehr gefchah auf verfchiedenen Wegen. je nach dem Land und dem künfilerifchen Milieu. um das es fich handelte. In England war es ein Wiederaufleben der Malerfchulen. die Raphael vorangingen. Die komplizierten Leidenfchaften unferes Jahrhunderts wurden mit dem naiven Blick der frühitalienifchen Maler vereint.
Der mehr logifche Geift der Franzofen erkannte. daß es nicht genügte. wenn man fich die Natur mit den Augen des einfachen. urfprünglichen Menfchen anfah. Der Gefichtspunkt hatte fich notgedrungen geändert. und das einzige. das der über-nahme von den früheren Schulen wert war. war die Aufrichtigkeit und Lauterkeit

[dende
Knnfi.
in der Deutung und Auslegung der Wunder.
Der Realismus der Präraphaeliten richtet fich alfo nur auf edle Stoffe. Gegenfiände und Vorwürfe. Aber was vet-fieht man unter einem edlen Vorwurf? Diefe Bezeichnung ift eine rein literarifche. Es gibt keine edlen Vorwürfe oder Stoffe in der Malerei. es gibt nur Harmonien der Linie und Farbe.
Die oben genannte Schule würde z. B. die Rofe lieber zum Gegenfiand eines Bildes gewählt haben. als den Kohlkopf. weil fich an die Rofe eine Menge fchöner Symbole knüpfen. Sie ifi die Königin der Blumen. die myfiifche Rofe ufw.
Aber ifi die Rofe denn großartiger und fchöner von rein malerifchem Gefichtspunkte aus? Es hängt ganz davon ab. in wie weit der Künfiler fähig ifi. die Schönheit. die Harmonie der Form und Farbe wiederzugeben. Die fymbolifchen Verklärungen der Rofe genügen an fich nicht. um ein fchönes Bild auszumachen. wir werden aber auch den Kohlkopf nicht verwerfen. weil ihm jegliche Symbole mangeln.
Der Realismus der Präraphaeliten entwickelte fich zu einer Vertiefung in Details. zu einer

Kleinmalereh die leider demGanzen oft fehr nachteilig war. In den befien Werken der Frühitaliener jedoch ift die Einheit - die durchgehende Idee7 ungeachtet der Aufmerkfamkeit- die den Details gezollt wurde - in bewunderswerter Weife aufrecht erhalten; mit andern Worten: die Werte eines Werkes wurden nicht beeinträchtigt oder herabgefeßt. Das war nicht langef ehe Roffetti den engen Pfad der Präraphaeliten verließ. um einen breiteren Weg zu gehen. Nofiettis Werke find durchaus fymbolifrhe Darftellungent daher find fie literarifch, Es wundert uns nicht. da er in gleicher Weife als Maler und Dichter begabt war. In der Tatx wenn wir in Betracht ziehen, daß die malerifchen Vorftellungeu und Gedanken Rofiettis ausfchließlich literarifäfe findz fo ifi er für uns mehr Dichter als Maler, und in diefem Lichte fah er fich auch felbfi. Er „malte GefühleU und Gefühle find das Eigentum der Diihtkunfk; bei Roffetti haben fie noch den Vorzug befonderer Intenfität. Sie verkünden uns das Leben- denn feine Kunft ift mehr oder weniger mit der Tragik feines eigenen Schickfals eng verknüpft. Darin liegt der Wert der Werke Roffettis als künfilerifrhe Schöpfungen.

U101), :uur D1011 116v6 101-1
bledooäaott (Lomi-Mo.)
.oo e.. kann-:eden 0o.:- „79pclogelt“
Sonaten-enn darm u,k0ßl)38 Nr.0.
Lub13,o]1110 Ill .obleypooxciodooaa 710ml) *'50 UHU" 07" u"
DDRAM.. ua .tat-c.

Dieb_ nur died
i
bit_ gez-vill'
[Tl-8]? 'ant oodoqomt, let's "wandeln-2
dlojd'MoinlLern in lK-q-ix-lcejt, Dieb_ nur Dieb lid - do ich,
7._

fest_ una treu, in - nig- fiel: bir_ gmx-gibt
-" *ZZ-Z" -i:
4-'
2 Nie.. WU... i' i.- flexkiecqx) .W 'c' ...F W
.oi-i." uke. ..I Wo.,
EW .nix-1;.. “Mn-wo.. "0' '7 Um.“- 'k|..,d.ku_. o.. na
.Alt gütjger Urlaub-118 >28 ilerlaseß „klar-monte“ 6. hl, 13. ll., Lei-1m K7. 35.
183

kn' [NZZ-*|1 [iii-UZ'
dloldt_mslo [Lot-1 stete_ .nik blau
i!:
star-1e uncl font glad or - pro - den?
"ill [oder del-U3 30- lo.

test_ uns trau, . dir* sow-61111
_C
fort.. untl trau, . dir.- ste-WW'
_--
"e-

k

xi' " .)
o c [hf-_Rd k W Lt an ürangene] (ll-[do
| l7 l l l l l 7 l l l *|
.Bee .i Nuri Z ie'Öl-:filn D*- e.
.d '- ' ' I l '- L k l l xxl' 7
Kdlojdt_rnoin klar. -__ w_ b: - nilg.leoit.
_Ä
W
. g. FW 1 . .
l j j l l l l 7 l
Ü l l 7! [l l l l t' l.
7 l' ö_ iii] l 1 4 "- fl
..z - 7 z 1 t4
T *
.- bleibt mein kiel-r _..._ 111._ b) - Mix-leer'. .
Dtm-nn ärünxenclx tüld.)

:85

62;. 228
[86

Zu den Mufikbeigaben.

Leo Blech.

Wir plauderten über neue Strömungen in der Mufik der Gegenwart. über die Umformung des mufikalifchen Ausdrucks. über Veränderungen nicht nur der Mittel. fondern der Grundelemente unferer Tonfprache und kamen fäfließlich auf die revolutionäre neufranzöfifche Kunft zu fprechen. ..Sagen Sie. was Sie wollen.“ meinte Blech. ..das Intereffante und Geiftreiche diefer Richtung verkenne ich keineswegs. Ich aber rechne mich zu den -- mufikalifchen Mufikern und kann mich den Jungfranzofen gegenüber daher vorläufig nur abwartend verhalten."

Diefe etwas fatirifche Unterfcheidung zwifchen dem ..mufikalifchen" und dem ,.unmufikalifchen" Mufiker ift charakterifiifch für die künftlerifche Eigenart Leo Blechs. Er gehört jener nicht kleinen und ftändig anwachfenden Gruppe von Tonküriftlern an. welche fich bemühen. die Mufik von allen abfichtlich hineingetragenen. oft durchaus unorganifch aufgepflanzten metaphyfifchen. literarifchen und fonftigen fpekulativen Zutaten zu reinigen. und fie nur aus fich felbft heraus. als reine Sprache der Töne wirken zu laffen. Es ift die Schule Engelbert Humperdincks. welche folcheTendenzen verfolgt und danach ftrebt. den geifiig unfelb|ändigen. häufig verworrenen. fchwulftigen Wagner - Imitationen eine klare. einfache. aber perfönlich gefärbte Kunft entgegenzufeßen.

Die große Gefahr für alle Bühnenkomponiften der Gegenwart. in wertlofe Nachahmungen der monumentalen Wagnerfchen Mufter zu verfallen. konnte nur umgangen werden. indem man den Werken des Bayreuther Meifters wohl alle darin ruhenden Anregungen entnahm. aber vermied. fie als ftets ficher wirkfame Rezepte zu betrachten. Götter. Helden und Stabreime - lange genug galten diefe drei Requifiten den jüngeren Tondichtern als Haupterforderniffe eines modernen Bühnenwerkes. Lange genug dauerte es. bis endlich

Engelbert Humperdinck uns eine andere Möglichkeit bühnenmufikalifcher Geftaltung zeigte und durch fein geniales Märchenfpiel ..Hänfel und Gretel" eine neue Ara mufikdramatifcheu Schaffens einleitete. Er gab damit all denen. welche ohne Ehrgeiz nach Ewigkeitsgeltung einer vornehm heiteren Kunft aus moderner Bafis zuftrebten. einen Wink. wie fiäf die Errungenfchaften des Wagnerfchen Mufikdramas im Rahmen des mufikalifäfen Genreftückes verwerten ließen. Zwei Gefahren galt es zu vermeiden: die Stoffwahl aus dem Mythos mit künfilich unterlegter Symbolik und die bedingungslofe Übernahme der von Wagner für fein Mufikdrama aufgeftellten Stilprinzipien.

So fehen wir plötzlich eine ganze Anzahl nicht unbedeutender Komponifien das große Lager der Wagner-Anbeter und -Vollender

verlaffen und dem unfcheinbaren
Seitenpfad Humperdincks folgen.
Das Märchen wird in ein neues
Milieu übertragen. an Stelle der
alten Götter und Helden tanzen
zierlich graziöfe Luftfpielfiguren
über die Bühne. aus der Mythe
entwi>elt fich die Humoreske und
das von heiterer Philofophie ge-
tragene Genreftüä. Eugen d'Al-
berts ..Abreife“ und „Flautofolo"
feien nur als bekanntefte Erzeug-
niffe diefer idyllifäfen Richtung in
der modernen mufikalifchen Pro-
duktion genannt.
Nächfi d'Albert gehört Leo
Blech zu ihren prägnantefien
und erfolgreichfien Vertretern.
Von feinen einaktigen komifchen
Opern hat ..D as war ich“.
bereits den Weg über die bedeu-
tendften Bühnen zurückgelegt und
überall reichen Beifall gefunden.
während das andere Stück ..V er-
fiegelt" im Beginn diefer
Saifon die Feuerprobe im Berliner
Königl. Opernhaufe beftehen foll.
Der Stoff ift dem feligen Rau-
pach nachgebildet - ein Bieder-
meieridyll. von Richard Batka
und Pordes Milo fzenifch ge-
fchickt arrangiert und verfifiziert,
..Verfiegelt“ wird nämlich der
Bürgermeifter von feinem eigenen
Amtsdiener. dem voreiligen. alles-
wiffenden Lampe. der den Schrank
pfänden will. in welchen fich der
bei einem zarten Stelldichein ge-
ftörte Bürgermeifter verfteckt hat.
Noch vor Rückkehr feines allzu
eifrigen Dieners wird das ge-
ängftigte Ortsoberhaupt indefien
befreit durch feine Tochter und
deren Schatz. den der dankbare
Bürgermeifier aus Dank zum
Eidam annimmt, Diefer anfpruchs-
lofen Fabel entfpricht eine ebenfo
hübfäfe wie leicht eingän liche
mufikalifche Einkleidung. hne
Einfchiebung von gefprochenen
Dialogfzenen find in gewandtem
Aufbau wirkun svolle Enfembles
verfchiedener ruppierung und
Einzelfzenen aneinandergereiht. Die
Melodik ifi von einfach volks-
tiimlicher Prägung. angenehm for-
male Rundung. vornehme Sauber-
keit der Struktur - diefe charak-

terifiifäfen Kennzeichen der Säfule Humperdincks geben dem fcheinbar fo leicht hingeworfenen Stüäe den Vollwert der gediegenen Arbeit. Das in der Beilage wiedergegebene Duett des Liebespaares bildet mit feinem harmlofen Text. feiner volksliedmäßig erfundenen Melodie und feiner einfach. aber intereffant gefeßten Begleitung eine bemerkenswerte Stichprobe aus der Oper Blechs.

Faft läßt fäwn der heitere rundton des Blechfchen Wefens auf ein rheinländifches Temperament fihließen. In der Tat if't Blech ein Aachener Kind und hat. mit dem Leben kämpfend. die verfchiedenften Stationen paffieren miiffen. ehe er an der Seite eines Richard Strauß und Karl Muck als Berliner Hofkapellmeifier fungieren durfte. Die allfeitige Anerkennung. welche er_fich in der Reichshauptftadtüberrafäfendfchnell zu verfchaffen vermochte. feine Vereinigung geübter Routine und feinfühliger Künftlerfchaft hat ihm auch in feiner Stellung als Dirigent den von ihm felbft erf'trebten Ruf eines ,.mufikalifchen Mufikers" gefichert. Paul Bekker.

Literarifhe
,.Deutfche Gedenkhalle.“
Bilder aus der deutfchen Gefchichte. Schriftleitung von Prof. Julius von Pflugk-Harttung. Leitung des illuitrativen Teiles von Prof. Hugo von Tfchudi. Veranftaltet von Mar .ß erzig. Berlin und Leipzig. 1908. Verlagsanitalt Vaterland. G. m. b. H.

Der Grundfah der Arbeitsteilung beherrfcht jest. wie die gewerbliche. fo auch die wiifenfchaftliche Welt. Die ungeheure Ausdehnung und Vertiefung des wiffenfchaftlichen Stoffes macht dem einzelnen die Beherrfchung des ganzen Gebietes auch nur einer Einzeldisziplin unmögliäi. So ii't denn niemand mehr imftande. allein eine Weltgefchichte zu verfaifen. Selbit der geniale Meifier Leopold von Ranke ift an diefem Unternehmen gefäfeitert. und feitdem wird keinen nach einer Wiederholung des Verfuches gelüften. Und nun ftellt es fich heraus. daß fogar um die Entwicklung eines Volkes. und zwar unferes deutfchen. zu' fchildern die Mitarbeit vieler Spezialforfcher als wünfchenswert erfcheint.

Die Gefchicke der deutfchen Vergangenheit erweifen fich wechfelvoller. formlofer. unzufammenhängender. in fiärkerer Gärung und Gegenfätzlichkeit. aber auch einenteils individueller. anderfeits weltwirkfamer als die anderer Völker. Erft fpät. eri't in der Ge-
Berihta
genwart iit Deutfchland zu ruhigerer Abklärung. zu friedlicherer Bei'timmtheit und Einheitlichkeit gelangt. Gerade von diefem Punkte aus iit die Möglichkeit eines wifienfchaftlich freien. unbefangenen und ficheren Rückblicke! auf feine Vorgefchiäite gegeben. Die ..Deutfche Gedenkhalle“ will einen folchen nicht in fortlaufender Darftellung vornehmen und verwerten. fondern nur die Marki'teine in dem Entwicklungsgange unferes Volkes aufftellen. die maßgebenden Perfönlichkeiten und Ereigniffe in glänzender und doch ungefärbter Beleuchtung hervorheben. Zahlreiche deutfche

und auch einige ausländifche Hifto-
riker der mannigfachiten Richtung
und zum großen Teile eriten Ranges
haben fich unter Pflugk-.ßarttungs
bewährter Leitung zufammengetan.
um ein jeder den Zeitraum und die
Charaktere zu fchildern. die ihnen
durch ihre befonderen Forfchungen
am vertrauteften geworden find.
Es ii't hierdurch freilich eine gewiife
Ungleichmäßigkeit in Auffaffung
und Daritellung bedingt - aber da-
für gewinnt jedes Bild an Eigen-
artigkeit. Frifche. immer neu an-
geregtem Intereffe. Es wird jeden
Gebildeten reizen. eine große Anzahl
unferer trefflichiten Hiftoriker wie
in einer literarif chen Blütenlefe ver-
eint. einen nach dem andern ihr
Beftes leiiten zu fehen.
Nicht weniger hervorragend iii
der bildnerifche Teil des Werkes.

._:
Die bekannteften Gemälde. die der deutfchen Gefchichte gewidmet find. wurden von einem fo feinen Kenner. wie Hugo von Tfchudi. ausgewählt und dann in mufiergültiger Weife wiedergegeben. Die Brockhausfche Druckerei hat in der künftlerifchen Ausfiattung des Buches die ganze Fülle ihres Könnens und Säjaffens dargetan.

So ift ein Werk entftanden. das in feiner Art einzig dafteht: nicht für den Forfcher. fondern für die große Zahl der literarifch und künftlerifch Gebildeten befiimmt. Mehr ein Kunfi- als ein Gefajichtswerk. aber des Volkes. dem es gewidmet ifi. und der Protektion unferes Kaifers in vollem Maße würdig.

M. Philippfon.

Maria Schweidler. die Bernfteinhere. Von Wilhelm Meinhold. Der intereffantefie aller bisher bekannten Hexenprozeffe. nach einer defekten Handfchrift ihres Vaters. des Pfarrers Abraham Schweidler in Koferow auf Ufedom herausgegeben. Neue Ausg. mit Nachwort von P a u l E r n ft. Leipzig 1908. Infelverlag.

Der Herenroman des fireitbaren pommerfchen Pafiors war in Reklams Univerfalbibliothek längfi aller Welt zugänglich; doäj mag man ihm wohl das befiere Gewand und den fchöneren Druck gönnen. Man täte es noch lieber. forderten die Ubertreibungen des Herausgebers nicht zum Widerfpruch heraus. Ein folches wertvolles Wunderwerk ift die packende Erzählung denn doch nicht. daß fie in der Blütezeit deutfcher Erzählungskunft nur Otto Ludwigs Meif'ter-
Ä
werk zur Seite hätte! und wenn Ernft. um die deutfchen Kritiker zu fchelten. auf die Engländer mit ihrer Wertfchätzung Meinholds verweifi. ift doch daran zu erinnern. daß diefe der „Klofterhere" erfi recht gilt. von der Ernft nun wieder gar nichts hält. Und find englifche Romane folche Kunfiwerke. daß gerade ihre Beurteiler uns maßgebend fein follen? Nein. an dem modernen Staunen über die Hexengefchichten

hat die Perverfität. die fich an der Folter wollüftig freut. fo viel Anteil - wie an der Entftehung der beiden Romane Meinholds!

Es ifi auch unrichtig. daß man allgemein an die Echtheit der Ehronik Säjweidlers geglaubt habe. wie denn Ernft überhaupt die Tat-faäjen bei Entftehung und Gefchichte der „Bernfieinhere“ ungenau dar-fiellt. über die Vortrefflichkeit der Technik kann man gleichfalls ver-fchiedener Meinung fein: wie un-glaubhaft bleibt es. daß der Iunker feine Leute ohne weiteres zur Be-freiung der verfchrieenen Here ge-winnt; wie find die Gerichte des Himmels an Amtshauptmann. Büttel. der wahren „Here" gehäuft. Aber lefenswert bleibt der Ro-man gewiß. und für die fafi an Zacharias Werner gemahnende Vereinigung von Frömmigkeit und Graufamkeit wird unfere neuroman-tiiche Zeit wohl noch mehr Ver-, fiändnis befißen. als die Friedrich Wilhelms des Dritten.

Richard M. Meyer.

Die beiden Ritterhelm.

Roman von Rudolf Huch.

München. Verlag von Georg Müller.

Literarifche Berichte
Der Gehülfe. Roman von Robert Walfer. Berlin. Verlag von Bruno Eaffirer.

Rudolf Huch fcheint mir ein Apologet des Optimismus zu fein. Seine Philofophie geht dahin. daß noch lange nicht aller Tage Abend ifi. und daß es manchmal anders kommt. als fchwarzmütige .Hängeköpfe. die Darwins Theorien auf Menfchenfchickfale projizieren. glauben möchten. Der alte Ritterhelm i| ein milder Mann: Inhaber einer fchon recht alten Firma. ift er der Meinung. daß kein Glück mehr beim Haufe ifi. Früh fiirbt er. und der junge Ritterhelm müßte nun nach den üblichen Konfiruktionen als Dekadent enden. Aber Gott fei Dank - was fo viele firenge Defzendenzfanatiker überfehen haben - überfpringt die Vererbung gewöhnlich ein Glied: nicht der Sohn ifi der Erbe des Vaters. fondern der Enkel der des Großvaters. Und fo gehört der junge Burfih denn zum kräftigen Schlag der Kreaturen. die wohl ein wenig wild und tolpatfäjig auf diefer Lebensweide umherfpazieren. in des Abends Kühle aber. wenn der Nachttau zu fallen beginnt. doch noä) den fchönen warmen Stall finden . . . Keine befonders feine oder tiefe Künfilerfchaft fpricht aus dem Buch. aber ein Menfch mit frifchem Blick und gefundem Humor. Manche Stellen find ausgezeichnet. und keine ifi eigentlich langweilig. Ein Buch von gefunder. aber nicht gerade fehr pa>ender Phyfiognomie.

Und nicht viel anders ifi mein Eindruck von dem zweiten Buch. obwohl das Verhältnis des Verfaffers zu fich felbfi oder zu feinem Helden. was in diefem Fall wohl kein großer Unterfchied ift. von vornherein komplizierter. fchalkhafter und tiefer ift. Ein verteufelt komifäjer Menfch bin ich doch eigentlich -- denkt der junge Mann von fich. den ein vor dem Bankerott fiehender Erfinder zum Gehülfen feines Nichtstuns engagiert hat - da pafiiert mir dies und jenes. eigentlich hätte ich allen Grund ein wenig außer mir zu geraten. oder in mich zu gehen. aber die vornehmfie Entdeckung. die ich über

meinen Gemütszuftand mache. ifi
die. daß das Abendeffen mir ganz
prachtvoll fchmectt. Manchmal
kommt der junge Mann wirklich zu
Bemerkungen voll drollig naiver
Herzensklugheit. Auf die Dauer
aber wirkt fein Umgang etwas ermüdend. Was ihm und um ihn
gefchieht. if't nicht fo. daß Fremde
fich darob erregen könnten. Und im
Lefer von vornherein den wohlgeneigten Freund annehmen. geht
heutzutage nicht mehr recht . . .
Mir fcheint. der Verfafier hat fich
noch nicht genug am Leben verloren.
um fich fchon gefunden zu haben.
Erft müßte ihm noch manchmal wirklich der Appetit vergehen. Marfyas
war zwar zuerft ein großer Flötenfpieler und wurde dann gefchunden.
im allgemeinen aber pflegt es den
Dichtern umgekehrt zu gehen.

Wilhelm Hegeler.

Der Pfarrer von Wetterberg. RomanvonKarlvon
Schimmelpfennig. Berlin 1908. Fontane und Eo.

Eine prächtige Schilderung vergangener Zeiten. Sitten und Menfchen. Zuerfi inTageburhform. dann
in fortlaufender Erzählung werden

uns die Schickfale des Pafiors Lindner von 1795-1813 darge-fiellt, In einem kleinen Dorfe der Mark lebt er in gutem Einver-nehmen mit den Kollegen der Nach-barfchaft. von denen einer. ein Dichter Balk. vortrefflieh porträ-tiert wird; auch mit feinem Guts-herrn lebt er zufrieden. bis dann ein böfer. unglücklicher. unpatrio-tifcher Nachfolger des ehemaligen Freundes ihm das Leben fchwer macht. Mit feinen Dörflern teilt er Freud und Leid. muß aber in der benachbarten Stadt mehr Leiden als Freuden erfahren. denn fein Ver-[öbnis mit der Tochter eines an-gefehenen Bürgers geht zurück. er bleibt einfam. und wenn auch kein Französling. fo wird er doch troß aller Teilnahme an harmlofem Le-bensgenuffe Pefiimifi. vor allem einer. der die Rettung des Vater-landes durch eigene Kraft für un-möglich hält. Er. der fich dem Tugendbund. dem heimlichen Zu-fammenfchluffe der Vaterlands-freunde entzieht. wird von feinem verräterifchen Patron denunziert. foll in der Nacht aufgehoben wer-den. entflieht nach feinem Heimats-dörfchen. kehrt dann bei wieder ge-ficherten Zufiänden zurück. wird ein glühender Patriot. wendet fich auch aus feinen religiöfen Zweifeln wieder dem Glauben zu und ftirbt in einer der erfien Schlachten des Freiheitskrieges. nachdem er durch Mahnungen und feelforgerifches Tun als ein wackerer Feldprediger feines Amtes gewaltet.

Ob der Verfaffer fchon viel ge-fchrieben hat? Ich habe noch nichts von ihm gelefen und finde feinen Namen auch in dem Kürfchner von 1907 noch nicht verzeichnet. Aus manchen Momenten feines Werkes möchte ich feine Anfängerfchaft ver-muten: aus dem gar zu langen Ver-weilen bei Kleinigkeiten. aus den verbrauchten Mittelchen. z. B. den Liaifons des neuen Gutsherrn. auäj aus dem etwas abrupten Schluß. aus dem allzu fäzulmäßigen Auf-zeigen hiftorifcher Kenntniffe und fo manchem anderen. Doch find einzelne Typen vortrefflich gezeich-net. z. B. der Arzt Erotorff. ein

echter Patriot. dabei Lebemann. mancher Adlige. von denen der Herr von Rübnih in feinem Familienleben gar anmutig und ein alter .Haudegen aus der Fridericianifchen Zeit höchft charakteriftifch dargeftellt wird.

Ludwig Geiger.

Nedabiontdr. Sh lvinsBruck.A..i)albert.KurtFliegel.AlerJadasfohn.
Verantwortliäj für den Inhalt: A, .h a l b e r t - H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 31.
Verantwortlich für den Inferatenteil: Walter Fliegel. Berlin kk.. Schöneberger Ufer 32.
Zufcbriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennarnens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 31.“
oder ..Breslau lll. Siebenhufenerfiraße [rf-5".
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlefifche Verlags-Anfialt G. m, b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Auslieferung für Öfierreich bei E. W. Stern. Wien l. Franzensring rö.
Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S cb o t t l a en d e r. A.: G.. Breslau lll,

ja
. ,.
.i.---x*
) .
I
â€œ1. -q.
t v _
.
f'.
4* 4-
*
1*-- -...-._--

13"
.7,
7"""Y
Jules Baï¬ien-Lepage:
Sarafh Bernhardt.

(W
.Organ ï¬e(- neueuKunfkver-ejnigunh
. Worb uni' SÃ¼dGmbNcYet-[m
' fÃ¼rÃ¤mYu-:hhanÃ¶el:
SSmonUWerYcynrYaxWmu
32* Jahrgang Band 127 November 1908 Heft 38:


EMPTY

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg.
Komödie in fünf Akten.
Deutfch von Siegfried Trebitfaz.
Fortfeßung.

Z w e i t e r A k t:

Nach dem Effen auf der Terraffe des Star und Garter .hotels in Richmond. Es ifi eine wolkenlofe Sommernacht: nichts fiört das Schweigen- bis auf den zeitweiligen Pfiff eines fernen Zuges und das gleichmäßige Rudergeplätfehen das von der Themfe heraufdringt. Das Diner ifi .u EndeF und drei von den acht Stühlen find leer, Sir Patrickfißtz mit dem Rücken gegen die Ausficht, an der Spitze des vierecligen Tifches bei Ridgeon. Rechts von den beiden fieht zuerfi ein leerer Stuhl, dann einer. der von B. V.7 der fich behaglich im Mondfchein badet. fehr befeßt ifi. Schuß-macher und Walpole fißen links von ihnen. Ihnen gegenüber fiehen leere Stühle. Der Eingang in das Hotel befindet fich zur Rechten von B. V. Die fünf Männer genießen fchweigend ihren .Kaffee und ihre Zigarettenz fie find vollgegeffen und leicht angeheitert.

Frau Dubedath zum Fortgehen angezogen- tritt ein. Die Ärzte er-heben fich- rnit Ausnahme von Sir Patrick; aber fie feßt fich auf einen der leeren Pläße am Tifchende; und die .herren fehen fich wieder.

J r a u D u b e d a t
(wiihrend fie eintritt): Louis wird gleich wieder da fein. Er zeigt Doktor Blenkinfop nur das Telephon. (Sie feßt fich): Ohz es tut mir fo leid. daß wir gehen müffen. Es ifi fo fchade um diefe herrliche Nacht- und wir haben uns fo gut amüfiert.

R i d g e o n: *
Ich glaube nichtF daß .herrn Dubedat noch eine kleine halbe Stunde fchaden wurde.

4 S i r P a tr i cl:
Nah Eolly; nichts mehr davon. Bringen Sie Ihren Mann nach Haufe- Frau Dubedah und bringen Sie ihn vor elf Uhr zu Bett.

B. B.:
Im ja. Zu Bett vor elf Uhr. Ganz richtig. Wir bedauern lebhafß daß

Sie gehen müffen. meine liebe gnädige Frau. aber Sir Patricks Ver-
haltungsmaßregeln find Gefeße.
W a l p o l e:
Darf ich Sie in meinem Automobil nach Haufe fahren?
S i r P a tr i ck:
Nein. Sie follten fich fchämen. Walpole. 4 Ihr Automobil wird Herrn
und Frau Dubedat zum Bahnhof bringen. und das ift gerade weit genug
im offenen Wagen und des Nachts.
Frau Dubedat:
Ia gewiß. die Eifenbahnfahrt ift das zuträglichfie.
R i d g e o n:
Wir verdanken Ihnen einen genußreichen Abend. Frau Dubedat.
W a l p ol e:
Einen äußerfi genußreichen.
B. B.:
Einen entzückenden. reizenden. unvergeßlichen. (Er feufzt mit Behagen.)
F r a u D u b e d a t
(mit einem Aufglimmern von f>)euer Angfi): Wie finden Sie Louis?
Oder darf ich nicht fragen ?-
R i d g e o n:
Warum denn nicht? Wir find alle entzückt von ihm,
W a l p o l e:
Begeiftert.
B. B.:
Sehr erfreut. ihn perfönlich kennen gelernt zu haben. Das i| ein Vor-
zug. wahrhaftig ein Vorzug.
S i r P a t r i ck
(brummt.)
F r a u D u b e d a t
(rafch): Sir Patrick. war er Ihn en unangenehm?
S i r P a t r i ck
(höfliaz): Ich bewundere feine Bilder ungemein. gnädige Frau.
R i d g e o n:
Sie follen beglückt von uns fcheiden. Er verdient gerettet zu werden.
Er muß und foll gerettet werden. (Frau Dubedat erhebt fich und feufzt
vor Freude. Erleichterung und Dankbarkeit auf. Sie erheben fich alle.
ausgenommen Sir Patrick und Schuhmacher. und nähern fich ihr be-
fchwichtigend.)

V. B.:
Gewiß. ge - wiß.
W a l p o l e:
Wenn Sie wiffen. was Sie zu tun haben. find da weiter gar keine Schwierigkeiten.
Frau Dubedat:
Oh. wie kann ich Ihnen jemals danken. Von heute abend ab kann ich endlich wieder glücklich fein - heute abend. Sie können fich nicht vorfiellen. was ich empfinde. (Sie feßt fich und weint. Die Ärzte fcharen fich um fie herum und wollen fie tröfien.)
B. B.:
Meine liebe gnädige Frau: hören Sie. hören Sie. (fehr überzeugend) hören Sie.
W al p o le:
Genieren Sie fich vor uns nicht: Weinen Sie fich nur gehörig aus.
R i d g e o n:
Nein - weinen Sie nicht. Es ift beffer. wenn Ihr Gatte nicht erfährt. daß wir über ihn gefprochen haben.
Frau Dubedat:
Ja. natiirlich. Bitte. nehmen Sie's mir nicht übel. Wie herrlich muß es doch fein. ein Arzt zu fein! (Sie lachen.) Lachen Sie nicht. Ihr ahnt nicht. was Sie für mich getan haben. Erfi heute ifi es mir klar geworden. in welcher tödlichen Angft ich gelebt habe. feit ich das Schlimmfte zu befürchten begann. Ich wagte nie. es mir felbfi einzugefiehen; aber jetzt. wo die Erlöfung über mich gekommen ifi - jeht weiß ich es.
L o ui s D u b e d at kommt im Überzieher und mit einem Tuch um den ,hals aus dem Hotel und bleibt zwifchen feiner Frau und Walpole ftehen. Er ifi ein fchmächtiger junger Mann von 23 Jahren. körperlich ein Jüngling und hübfch. aber nicht verweichlirht. Er hat türkisblaue Augen und eine Art. einem gerade in' Gefichtzu blicken. was zufarnmen mit einem offenen Lääjeln fehr einnehmend ift. Obgleich er ein Nervenbündel ifi. fehr gut beobachtet und fich leicht beunruhigt. ift er doch durch. aus nicht fchlichtern. Er ift jünger als Jennifer; aber er bevormundet fie liebevoll. Die Ärzte bringen ihn ganz und gar nicht außer Faffung: weder Sir Patrick. Alter noch B. Bs gravitiitifehe Würde machen den geringfien Eindruck auf ihn: er benimmt fich fo natürlich wie eine .Kaße und bewegt fich unter Männern. wie die meifien Männer fiäj unter Dingen bewegen. obgleich er bei diefer Gelegenheit den Liebenswurdigen fpielt. Wie alle Leute. auf deren Takt man fich verlaffen kann. ift er ein willkommener Gefellfehafter; und feine künfilerifche Kraft. die Phantafie

der Menfchen zu weckenf läßt ihm alle möglichen Eigenfchaften und .Kräfte beilegenf ob er fie nun befißt oder nicht).

L o u i s:

Na Iinny-Gwinnyz das Automobil ifi da.

R id g e o n:

Warum erlauben Sie ihmj Ihren wundervollen Namen fo zu verun- fialtenj Frau Dubedat?

Frau Dubedat:

Oh„ bei großen Anläffen bin ich immer Jennifer.

V. B.:

Sie find Junggefelle: Sie verfiehen fo was nichtj Ridgeon. Sehen Sie mich an. (Sie fehen ihn an.) Auch ich habe zwei Namen. In Augen- blicken häuslicher Unannehmlichkeiten bin ich einfach Ralph. Wenn Sonnenfchein im Haufe herrfcht- bin ich Beedle-Deedle-Dumkins, So ifi das Eheleben! Herr Dubedatj wollen Sie mir einen Gefallen tunj bevor Sie gehen? Wollen Sie unter die SkizzeF die Sie von mit auf dem Menu gemacht habenX Ihren Namen feßen?

W a l p o l e: '

Iaz auch unter meinej wenn Sie fo freundlich fein wollen.

L o u i s:

Aber gerne. (Er unterfchreibt die Menukarten.)

Frau Dubedat:

Willft du die Doktor Sihußmachers nicht auch unterfchreibem Louis?

L o u i s:

Ich furchte„ dem Doktor Schuhmacher gefällt fein Porträt nicht. Ich will es zerreißen. (Er geht um den Tifch herum, an die Stelle, wo Schuß- machers Menukarte liegtf und ifi im Begriff fie zu zerreißen. Schuß: mother gibt *kein Lebenszeichen.)

R i d g e o n:

Nein/ nein: wenn Loony es nicht haben willj dann nehm' ich es.

L o u i s:

Für Sie tn' ich:es mit dem größten Vergnügen. (Er unterfchreibt und über: gibt die .Karte Ridgeon.) Ich habe vorhin eine kleine Skizze des nachtigen Fluffes gemacht: ich glaubej es wird etwas Gutes. (Er zeigt ein Tafchenfkizzenbuch). Ich will das Bild die Silber-Donau nennen.

V. B.:

Ahz entzi'nkendz entziickend.

W a l p o l e:
Wie füß! Sie find ein ausgezeichneter Pafiellmaler. (Louis hufiet. etfi weil er befcheiden. dann weil er fchwindfürhtig ift.)
S i r P a t r i ck:
Nun haben Sie aber genug Nachtluft eingeatmet. .herr Dubedat. Bringen Sie ihn nach Haufe. gnädige Frau.
Frau Dubedat:
Ia. komm. Louis.
R i d g e o n:
Nur keine Angft. Das fchadet nicht weiter. Ich werde diefen Hüften fehen fortbringen.
B. B.
(mit liebevoller Teilnahme): Gute Nacht. Frau Dubedat. Gute Nacht. Gute Nacht. (Händefchütteln.)
W a l p o l e:
Wenn es bei Ridgeon nicht geht. kommen Sie zu mir. Ich werde Sie fchon gefund machen.
L o u i s:
Gute Nacht. Sir Patrick. Es war mir ein großes Vergnügen.
S i r P a trick:
-' Nacht. (Er brummt halblaut.)
Frau Dubedat:
Gute Nacht. Sir Patrick.
S i r P a trick:
Hüllen Sie fich gut ein. Sie müffen nicht glauben. Ihre Lunge wäre aus Eifen. weil fie beffer als feine ift. Gute Nacht.
Frau Dubedat:
Danke. danke fchön. Mir fchadet nichts. Gute Nacht.
(Louis geht. ohne von Schuhmacher Notizzu nehmen. hinaus. Frau Dude-dat zögert. dann nickt fie ihm zu. Schuhmacher erhebt fich und verneigt fich förmlich. nach deutfcher Art. Sie geht. von Ridgeon begleitet. hinaus. Die B übBtigen nehmen ihre Pläße wieder ein. verbauen oder rau>jen fchweigend.)
: Ein entzückendes Paar! Ein reizendes Weib! Ein begabter Junge! Ein bemerkenswertes Talent! Eine hinreißende Skizze! Ein herrlicher Abend! Ein großer Erfolg! Ein intereffanter Fall! Eine wundervolle Nacht! Eine herrliche Gegend! Ein famofes Diner! Eine harmonifche Gefellfchaft! Ein gemütlicher Ausflug! Guter Wein! Glückliches Ende! Rührende Dankbarkeit! Glücklicher Ridgeon -

R i d g e o n
(zurückkommend): Was ifi das? Meinen Sie mich. B. B.? (Er geht
zu feinem Siß zurück. in die Nähe Sie Patricks.)
B. B.:
Nein. nein. Ich beglückwünfche Sie nur zu einem äußerfi erfolgreichen
Abend. Ein bezauberndes Weib! Da fieckt Raffe drin! Eine edle
Natur! Eine erlefene *-
Blenkinfop tritt ein und feßt fich auf den leeren Seffel in die Nähe
Ridgeons.
B l e n k i n f o p:
Es tut mit leid. daß ich gerade weg mußte. Ridgeon; aber ich wurde von
der Polizei telephonifch angerufen. Es wurde da bei unferem Bahn-
übergang ein kranker Milchmann aufgefunden. mit 'rn _Rezept von mir
in der Tafche. Wo ifi Herr Dubedat?
R i d g e o n:
Schon fort.
B l e n k i n f o p
(fich erhebend. feht bleich): Fort!
R i d g e o n: '
Gerade eben.
V l e n kin f o p:
Vielleicht kann ich ihn noch einholen - (Er lauft hinaus.)
W a l p o l e
(ibm nachrufend): Er fißt ja in einem Automobil und ifi fchon meilen-
weit. Sie können ihn nicht - (Er gibt es auf.) Es hilft nichts.
R i d g e o n:
Es find wirklich fehr nette Menfchen. Jetzt kann ich's ja fagen: ich fürchtete.
der Gatte würde fich als ein entfeßlicher Schwindler oder hoffnungs-
lofer Dilettant entpuppen. Er ifi in feiner Art beinah ebenfo entziickend
wie fie auf die ihre. Und er ifi zweifellos ein Genie. Es will doch etwas
heißen. einen Menfchen in Behandlung zu kriegen. der es wirklich
verdient gerettet zu werden. Irgend einer muß ihm weichen; aber es
wird unter allen Urnftänden leicht fein. einen fchlechtern Mann zu finden.
S i r P a tr i ck:
Woher wiffen Sie das?
N i d g e o n:
Aber. aber. Sir Paddy. laffen Sie doch das Brummen. Trinken Sie
noch etwas.

S i r P a trick:
Nein. ich danke.
W a l p o l e;
Haben Sie eine ungünfiige Meinung über Dubedat. B. B.? Paddy
ifi kein Freund der fchbnen Künfie.
S i r P a tr i ck:
Schießen Sie Paul Flasker als Arzt. Walpole?
W a l p ol e:
Was hat Flasker denn hiermit zu tun?
S i r P a t r i ck:
Laß man. Ift er ein guter Chirurg oder nicht?
W a l p o l e:
In feinem Spezialfach ifk er ein befferer Chirurg als ich.
S i r P a t r i ck:
Warum fchneiden Sie ihn denn beinahe?
W a l p o l e:
Ich ziehe eine gewiffe medizinifche Grenze; und er hat fie überfchritten. Sie kennen Flaskers Spezialität: Trepanation.
S i r P a tr i ck:
Trepanation.
W a l p o l e:
Trepanation. jawohl. Nun. Flasker brauchte Geld. um ein Haus einzurichten. das er in Surrey gebaut hatte. Er wollte niäzts verkaufen und fich nichts ausleihen. wenn er fich's ebenfo leicht verdienen konnte. Ein antivivifektionifiifcher Feuerkopf fchrieb gerade damals an die Times und erklärte. daß die Vivifektion niemals zu* etwas geführt habe - Sie wiffen. das übliche Gefchwätz. Flasker entgegnete. daß Ferriers Verfuch an Affen gezeigt hatten. wie die Epilepfie durch Trepanation geheilt werden könnte. und behauptete ungefähr. er könnte das machen: jedenfalls feßte er feinen Namen nebft feiner Adreffe an den Schluß des Briefes. Selbfiverfiändlich war während der nachfien vierzehn Tage Wartezimmer und Treppenaufgang bei ihm von Epileptikern und den Vätern und Müttern und Gatten und Gattinnen von Epileptikern belagert. Na. er konnte fie nun nicht kurieren - wahrfcheinlich waren die meiften Fälle nichts als Blutvergiftung - aber nichtsdeftoweniger erhielt er fein Honorar dafiir. daß er den Leuten fagte. fie wären nun kuriert - und richtete fich fein Haus nach Gefallen ein.

R i d g e o n:
Das war ein fchlimmer Handel.
W a l p o l e:
Handel! Es war etwas Argeres. Ich weiß nichtx wie Sie es nennen-
Sir Paddy; aber ich nenne es ganz einfachz gerade herausz eine fcham-
lofe Reklame. Und wo die Reklame anfängtz hört meine Grenze auf,
S i r P a t r i (k:
Flasker ifi aber doeh ein angenehmer Menfchz nicht wahr?
W a l p o l e:
Perfbnlichy fehr. Das gebe ich zu.
S i r P a trick:
Und ein gefchickter Operateur!
W a l p o l e:
Riefig. Das befireite ich keinen Augenblick.
Sir Patrick:
NunF diefer junge Dubedat ifi ein fehr angenehmer junger Mann und
ein wundervoller Skizzenzeichner. Was beweifi das? Er mag ein ebenfo
großer Schurke wie eFlasker feinh der fiir Geld-alles tut.
V. B.: - -
Aber mein lieber Sir Patricky man fieht hier dochz daß das ein ganz
anderer Fall ift. Der junge Dubedat hat niht die geringfie Ähnlichkeit
mit Flasker. Nicht die geringfie. Ein entzückender junger Menfch.
Was follte denn bei ihm nicht fiimmen? Man braucht ihn doch bloß anzu-
fehen. Was könnte denn bei dem nicht in Ordnung fein?
S i r P a t r i ck:
Es gibt zwei Dinge. die bei keinem Menfchen fiimmen müffen. Das
eine ift ein Wechfel. Das andere ift eine Frau. Bevor man nicht weiß.
daß ein Menfch in diefen zwei Punkten gefund ifiz weiß man nichts über
ihn.
B. B.:
Ahz Sie Zyniker!
R i d g e o n:
Was die Frauen betrifft. ifi Frau Dubedat eine genügende Bürgfchaft
für ihren Mann. -
B. B.:
Und fo verliebt in fie! Ein Paar Turteltauben. Hübfchl Sehr hübfch!
W a l p o l e:
Was den Wechfel betriffty fo i| auch in diefer Hinficht eine genügende

Bürgfchaft vorhanden - für einige Zeit wenigfiens. Ich brauche Ihnen kein Geheimnis daraus zu machen. Ridgeon. da Sie fich des Paares nun einmal angenommen haben. Dubedat fprach mit mir vor dem Diner ganz ehrlich über die finanziellen Schwierigkeiten. unter denen ein Künfiler zu leiden hat. Er fagte. daß er frei von Lafiern und fehr fparfam fei. aber ein Luxus wäre da. den könne er fich nicht leifien. den müffe er aber haben: das ware namlich: feine Frau hübfch kleiden. Ich plaßte denn grad' heraus: „Gefiatten Sie mir. daß ich Ihnen 20 Pfund leihe. und zahlen Sie mir die Kleinigkeit zurück. wenn Ihr Schiff in den Hafen einläuft.“ Er benahm fich wirklich fehr nett. Er nahm an wie ein Mann. und es war ein Vergnügen zu fehen. wie glücklich es den armen Burfchen machte.

B. B.

(der Walpole mit wachfendem Staunen zugehört hat): Aber - aber - aber - wann war das. wenn ich fragen darf?

W a l p ol e:

Als ich Sie unten am Fluß traf.

B. B.:

Aber mein lieber Walpole. da hatte er fich ja eben zehn Pfund von mir geborgt.

W a l p ol e:

Was!

S ir P a t r i ck

(brummt.)

B. B.

(nachfichtig): Es war eigentlich nicht borgen; denn er fagte. der Himmel wüßte. wann er es zurückzahlen wiirde. Ich konnte mich nicht gut weigern. Es fcheint. daß Frau Dubedat eine Art Zuneigung für mich gefaßt hat -

W a l p o l e:

Nein: für mich. Sie miiffen ihn mißverfkanden haben.

B. B.:

O nein. Ihr Name wurde zwifchen uns gar nicht erwähnt. Er geht fo in feiner Arbeit auf. daß er feine Frau ziemlich viel allein laffen muß; und der arme unfchuldige Junge hat natürlich keinenAhnung von meiner Stellung und meiner Arbeitslaft. denn er hat mich gebeten. ihn manchmal zu befuchen und mit feiner Frau zu plaudern.

W a l p o l e
(fih erhebend): Genau dasfelbe hat er mir gefagt.
B. B.:
Pahl Pahl Pahl Wahrhaftig. das ift doh ftark. (Er erhebt fih
fehr verfisrt und geht auf die Terraffe. wo er die Landfchaft übellaunig
betrachtet.)
W a l p o l e:
Hören Sie. Ridgeon. das wird bedenklich. (Cr trollt fich auch zur
Balufirade und vereinigt fich dort mit B. B.)
(Blen kinfop kehrt zurück. er fieht [ehr ängfilich und elend aus. ver-
fucht aber einen unbefangenen Eindruck zu machen.)
R i d g e o n:
Nun. haben Sie ihn eingeholt?
B l e n k i n f o p:
Nein. Er muß fhon den halben Weg zum Bahnhof zurückgelegt haben.
bevor ih den Eingang erreichte. Entfhuldigen Sie. daß ih fo fort-
gefiürzt bin. (Er feßt fich.)
W a l p o l e:
Ifi etwas paffiert?
B l e n k i nf o p:
Oh nein - eine Kleinigkeit - etwas Lächerlihes. Läßt fih niht
ändern. Gleichviel.
R i d g e o n:
.hat Dubedat etwas Zweideutiges begangen?
B l e n kin f o p
(beinahe zufammenbtechend): Ih follte es eigentlich für mich behalten.
Ich kann Ihnen niht fagen. Ridgeon. wie fehr ih mih fhäme. meine
elende Armut an Ihren Tifh gefhleppt zu haben. nah all Ihrer Gitte.
Nicht daß ich befürhtete. Sie wiirden mih niht wieder einladen; aber
es ift fo demiitigend. Und ih habe mih fo auf den Abend in meinen
guten Kleidern gefreut - fie find noh ganz präfentabel. wie Sie
fehen - und alle meine Sorgen wollte ih zu Haufe laffen. wie in
alten Zeiten.
R i d g e o n:
Aber was ift denn gefhehen?
B l e n k i n f o p:
Oh nichts. Es ifi zu läherlih. Ich hatte gerade vier Shilling für heute
zufammengekraßt; und einen* Shilling und vier Pence kofiete es mih bis

hierher. Nun. Dubedat bat mich. ihm zweieinhalb Shilling zu leihen als Trinkgeld für das Stubenmädhen. das feiner Frau den Mantel aufbewahrt hatte. Er fagte. er brauche das Geld nur zwei Minuten. feine Frau habe das Portemonnaie. Daraufhin habe ich ihm natürlich die paar Grofchen geliehen. Und er hat vergeffen. fie mir zurückzugeben. Ich habe jeßt nur mehr zwei Pence für meine Heimkehr.

R i d g e o n:

Oh. mahen Sie fih deswegen keine Sorgen -

B l e n k i n f o p:

Ich weiß. was Sie fagen wollen; aber ih werde das niht annehmen. Ih habe mir noh niemals einen Penny ausgeliehen und werde mir niemals einen ausleihen. Ih habe nichts als meine Freunde. und die werde ih niht verkaufen. Wenn jeder von euch. der mir begegnete. fürhten müßte. meine Höflichkeit zielte darauf ab. ihn um fünf Shilling anzupumpen. dann wäre alles für mih vorbei. Ich will lieber Ihre alten Kleider tragen. Eolly. als Ihnen die Schande antun. Sie in meinen eigenen auf der Straße anzufprechen; aber ih werde mir kein Geld ausleihen. Ich werde fo weit fahren. als es mir die zwei Pence geftatten. und den iibrigen Weg werde ich zu Fuß gehen.

W a l p ol e:

Sie werden den ganzen Weg in meinem Automobil zurücklegen. alter Knabe. Sie können von Glück fagen. Shußmaher. daß Sie fih für Dubedat niht intereffiert haben. Hat Sie feine Karikatur beleidigt?

S ch u tz m a ch e r:

Durchaus niht. Mih hat fie nicht verleßt. Ich hätte fie fogar fehr gerne behalten undgvon ihm unterfhreiben laffen. Aber das ging niht gut.

W a l p ol e:

Warum denn niht?

Shußm_ah_er:

Na. nun kann ih's Ihnen wohl erzählen. nah dem. was fihxeben zugetragen hat. Die Sahe ift die: Als ih. nah feiner Unterhaltung mit Walpole. zu Dubedat herantrat. fagte er. die einzigen Menfchen. die wirklih etwas von Kunfl verfiicnden. feien Inden. und deshalb freue er fih über mein Urteil über feine Bilder. wirklich. obgleich er auch euer philifiröfes Gequaffel. wie er es nannte. hinnehmen miiffe. Er fügte auch hinzu. daß mein Verfiändnis einen fiarken'Eindruck auf feine Frau gemaht habe und daß fie die Juden liebe."- Dann bat er

mih. ihm fünfzig Pfund vorzufirecken. und bot mir als Sicherfiellung feine Bilder an.
B. B.:
Nein. nein. Ift das wahr? Ernftlih? .
W a l p o l e: *
Was!
B l e n k i n f o p:
Man follte es niht für möglih halten!
S i r P a t r i ck
(brummt.)
Shußmahem
Selbfiverfiändlih konnte ih niht fo ohne weiteres einem fremden Menfchen Geld leihen. Die Bilder fhienen mit keine geniigende Siher-fiellung.
B. B.:
Ich beneide Sie um dieZFähigkeit. nein fagen zu können. Schuhmacher. Ich wußte natürlih auh. daß ih keinem jungen Burfhen auf folhe Weife Geld leihen durfte. aber ih brachte es einfach nicht fertig. mich zu weigern. Es war auch nicht gut möglich. niht wahr?
S h u ß m a h e r:
Das verfiehe ih niht. M i r war. als könnte ih gar niht ja fagen.-
W a l p ol e:
Was hat er dazu gefagt? *
S h u ß m a h e r: _
Nun. er hat fih eine ganz ungerehtfertigte Bemerkung erlaubt. über den Juden. der die Gefühle eines Gentleman niht zu würdigen wiffe. Euren Glaubensgenoffen kann man es wahrhaftig fehr fhwerreht mahen. Leihen wir euh Geld. heißt es. daß wir keine Gentlemen find. und wenn wir es verweigern. fagt ihr genau dasfelbe. Ich hatte niht die Empfindung. mich fhleht betragen zu haben. Jh fagte ihm. daß ih es ihm vielleiht geliehen hatte. wenn er felber ein Jude wäre.
Sir Patrick
(mit einem Brummen): Und was hat er darauf gefagt?_,
S ch u ß m a h e r:
Oh. er verfuhte mich zu überreden. daß er auh einer von den Aus-erwählten fei. daß fein künfilerifhes Genie es bewiefe und daß fein Name hier fo fremd klinge wie mein eigener. Er fügte hinzu. daß er

4 , *, - R*
' e ...Ã¶-â€œ*- 7 * 4 ' |1 k' ;
AK 7; **3 NBC_ "k-*l ' ,'7-
k . * Â».q c.
'G
Ausfiellungshalle. Zum Effai). v. Ernfi Schur.
'
'
r:
V
*6
t:
:-
S.
Â»cd
.3
e:
N
,Z
V
Z?
?i

- . , :*r--ea. Bernard Shaw

Ä* - .- - _ - _. "-7.5?78-*2-*37-7*
- .- "* q.: .ui ai;- Sieherfiellunq
' c .- -
. ' 1| *"4* 'l - - K
1*
- r. * r rF-en!
.*1 '1, .7".
.' c '.'
.-'; - ----, -* -..*- i0 ohne weiter-:s einem fremde-e
. 'Z n. 2.- "Xder hifi-:nen mi; keine geniigende Sister-
*r 5'1- --
,-- *iV-X5 ,kr-rt. nein fegen zu können. Schuhmacher.
F:- -.u:*-
4-..- .-1-. p 2.x-, ich keinem jungen Burfchen auf folche
'ze-ke (Leer. :- :1.-- "k-:e r--r in brachte es einfeä) nicht fertig. mich
,x weigern. *.: . -- . . 1.---r Jul möglich.. nicht wahr?
c'- cl: r: -_ * -
("ro- * ' -*-- .* . *. *.- rr, als kon-:te ich gar nicht ja iagen.
W It-
Kqiz' _ - [Fu-27*
Shi-1“: :'- c "ur --f r' .*-.t . 1.6..: :ne-1.1 3? .Wi-.1 e Bemerkung erlaubt. über den
.17* .-1, .c- :-,. l' . »ir e.). -i 'in' _' na:: tum zu würdigen wiffe. Eur-.7.
---.:- --- 7.-." *7-7* n ,- -. *-r 'U7 .rr-g lehr fmrve.*recl)rmachen. Leib-cu
ix., e* . - "i -. - -' .ä'_* - i leute Gentlemen find. und wenn wir es
*.--c..;- .. , .. - , i .- -- .::-'.he. Ich halte nicht die Empfindung.
nu!) ?yast 'oc . ie... .u ; Tief". Ich fagte ihm. daß ich es ihm vielleia't
geri-hu. 'hätte .-.*-* leider ein Jude wäre.
rr Z' a : . i I
(mit m.. 4 Mer-.- nu); Und was hat er darm-f gefagi?
Schuhmacher“.
Oh. ..-1- rrrfumte mich zu überreden. daß er auch einer von den Aus-
erwählren fei. daß fein kunfil-:rifches Genie es bewicfe und. daß fein
Pam(hier f.. fremd kliuge wie mein eigener. Er fügte hinzu. daß er

.ZOO ?S .9 35 ?m .YZF-:ZZ :ZZ-?NUN egg
w o a _
goon-am
.1 .Q
â€œat: - .dÃ¤
d* In. 4......0! I4"!


EMPTY

die fünfzig Pfund gar niht brauhe - das fei nur ein Scherz gewefen
- er brauche nur zwei Pfund.
B. B.:
Nein. nein. Schuhmacher. Nein. Sie übertreiben.
V l e n k i n f o p:
Ihr Auserwählte fieht euh doh ficherlih immer gegenfeitig bei.
S ch u tz m a h e r:
Keineswegs. Perfönlich mag ih Engländer lieber als Inden und
fhließe mih Ihnen immer an. Das ift nur natiirlih. denn ih bin
felbft Iude und inteteffiere mih daher nicht für die Inden. während
ih einen Engländer immer inteteffant und fremdartig finde. Aber in
Geldangelegenheiten ift das ganz anders. Sehen Sie. wenn fih ein
Engländer Geld ausleiht. weiß er nur. daß er Geld brauhtz alles andere
ifi ihm gleichgültig. und er unterfhteibt dann alles. ohne es zu verftehen.
Et ift mit allem einverfianden. nm Geld zu bekommen. ohne auh nur
an die Einhaltung einer Verpflihtung zu denken. wenn fie fih als un-
günfiig für ihn herausfiellt. Und wenn man verlangt. erfolle fie refpek-
tieren. hält er einen für einen Lumpen. Genau fo wie der Kaufmann
von Venedig. Wenn aber ein Iude eine Verpflichtung übernimmt.
fo beabfichtigt er. fie einzuhalten. und erwartet von feinem Partner das
gleiche. Wenn er bis zu einem gewiffen Zeitpunkt Geld brauht. leiht
er fich's aus und weiß. daß er es zurückzahlen muß. fobald die Frifi ver- '
firihen ifi. Wenn er es niht bezahlen kann. erbittet er fich's von vorn-
herein als Gefhenk.
Ii i d g e o n:
Na Loony. Sie werden doch niht behaupten wollen. daß Inden nie-
mals Spitzbuben und Diebe find?
S ch u iz m a h e r:
Aber durchaus niht. Ih habe ja niht von Verbtehern gefprochen.
Ih habe nur ehrenhafte Engländer mit ehrenhaften Inden ver-
glihen. (Eines der Hotelmädchen. ein hübfches. blondhaariges Weib
von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. kommt ziemlich fhüchtetn aus
dem Hotel. Sie nähert fih Ridgeon und fpricht ihn haftig an.)
D a s M ä d h e n:
Verzeihen Sie. Herr -
Ridgeon:
Na?

D a s M ä d ch e n:
Verzeihen Sie. daß ih fibre. Es betrifft nicht das Hotel. Ich habe keine Erlaubnis. die Terraffe zu betreten. und wiirde entlaffen. wenn man fähe. daß ih mit Ihnen fprähe. außer wenn Sie freundlichft erklärten. daß Sie mich gerufen und gefragt haben. ob das Automobil fhon von der Station zurückgekommen ift.
W a l p o l e:
Ifi's zurück?
D a s M ä d ch e n:
Ia. Herr.
R i d g e o n:
Nun. alfo was wimfhen Sie?
D a s M ä d ch e n:
Würden Sie mir übelnehmen. wenn ih Sie bäte. mir die Adreffe des Herrn zu geben. der mit Ihnen gefpeift hat?
R i d g e o n
(fcharf): Ia. felbftverfiändlih wiirde ih Ihnen das iibelnehmen. Sie haben kein Recht zu diefer Frage.
D a s M ä d h e n:
Ia. ich weiß. daß es fo ausfieht. Aber was foll ih tun?
S i r P a trick:
Was ifi denn los mit Ihnen?
D a s M ä d ch e n:
Nichts. Herr. Ich möhte nur feine Adreffe haben. das ift alles.
B. B:
Sie meinen den jungen Herrn.
D a s M ä d h e n:
Ia. Den. der mit der Frau. die er mitgebracht hatte. weggefahren ifi. nm den Zug zu erreichen.
R i d g e o n:
Die Frau! Meinen Sie die Dame. die hier gefpeift hat? Die Frau jenes Herrn?
D a s M ä d ch e n:
Glauben Sie den Leuten niht. Herr. Sie kann feine Frau niht fein. Ih bin ja feine Frau.
(Allgemeines Erftaunen.)
B. B.
(in ftarket Zurückweifung): Mein liebes Kind!

Ridgeon:
Bei Gott!
QLalpole:
Was! Was ifi das! Oh. das fängt an intereifant zu werden„ Ridgeon.
(Er geht an [einen Stuhl zurück.)
DasPWdHem
Ich könnte hinauflaufen und Ihnen meine Heiratspapiere bringen.
Herr; wenn Sie meinen Worten keinen Glauben fchenken. Es ift doeh
Herr Louis Dubedat. nicht wahr?
Ridgeon:
Ia.
D a s M ä d ch e n:
Nun- Herr- ob Sie mir nun glauben oder nicht; ich bin die legitime
Frau L)ubedak
S i r P a t r i ck:
Und warum leben Sie nicht bei Ihrem Gatten?
D a s M ä d ch e n:
Wir konnten uns das nicht lei|en. mein Herr. Ich hatte dreißig Pfund er-
ipart; und die haben wir in drei Wochen auf unferer Hochzeitsreife aus-
gegeben und noch eine Menge Geld dazu„ das er fich auslieh. Dann
mußte ich zurück in den Dienj'g und er ging nach Londoru um Käufer
für [eine Bilder zu fuchen; er hat mir nie wieder gefchriebem auch nicht
feine Adrefie gefchiclt. Ich fah und hörte nichts von ihm, bis ich ihn
vom Fenfier aus erblickte. als er mit diefer Frau im Automobil davon-
fuhr.
Eöir (pcitri>:
Nm er macht's alio mit zwei Frauen.
V. V.:
Meiner Treu- ich möchte nieht hart fein; aber ich fange wahrhaftig an
zu glauben- daß unfer junger Freund nicht ganz - nun- daß er ziemlich
forglos ifi. Ia. das ifi der richtige Ausdruck: Sorglos.
S i r P a tr i ck:
Gebrauchen Sie doch mal Ihr Denim-gan! Wie lange brauchen Sie.
Menfchx um herauszufinden. daß er ein ruchlofer junger Schurke ifi?
Blenkinfop:
Sie urteilen fehr fireng- Sir Patrich fehr iii-eng. Das iii natürlich Bigamie z
aber er ifi noch [ehr jung und vergeßlich. Walpole: darf ich Sie

noch um eine Ihrer guten Zigaretten bitten? (Te verläßt [einen Plaß
und feßt fich in die Nähe Walpoles.)
W a l p ol e:
Oh. ich bitte. (Er befühlt feine Tafchen.) Verdammt! Wo -7 Ich
weiß. ich erinnere mich fchon: ich habe Dubedat meine Zigarettenfayamtel
gereiayt. und er hat fie mir nicht zurückgegeben. Es war eine goldene.
D a s M ä d ch e n:
Oh. er hat fich dabei nichts Schlechtes gedacht: über folche Dinge macht
er fich nie Gedanken. gnädiger Herr. Ich werde fie Ihnen wieder zurück-
bringen. wenn Sie mir fagen. wo ich ihn finden kann.
R i d g e o n:
Was foll ich tun? Soll ich diefem armen Mädel feine Adreffe geben
oder nicht?
S i r P a t r i ck:
Geben Sie ihr Ihre eigene Adreffe; alles weitere wird fich finden. (Zu
dem Mädchen.) Das muß Ihnen für den Augenblick genügen. meine
Liebe. (Ridgeon gibt ihr feine Karte.) Wie heißen Sie?
D a s M ä d ch e n:
Minnie Tinwell. gnädiger Herr.
S i r P a trick:
Schreiben Sie ihm einenjBrief. händigen ihn diefem Herrn hier ein.
und er wird ihm dann zugeftellt werden. Und jeßt gehen Sie.
D a s M ä d ch e n:
Ich danke Ihnen. gnädiger Herr. Ich war überzeugt. daß Sie mir kein
Unrecht zufügen laffen würden. Ich danke Ihnen allen. meine Herren;
verzeihen Sie. daß ich fo frei gewefen bin.
(Sie ge ht in das Hotel. Sie fehen ihr fchweigend nach.)
R i d g e o n:
Ifi es euch klar. meine Freunde. daß wir Frau Dubedat verfprochen
haben. diefem Vurfchen das Leben zu retten?
S i r P a t r i ck:
Schämt euch alle. Wer feid ihr und was feid ihr. daß ihr euch anmaßt.
über Leben und Tod zu richten? Wenn ein Arzt zu meiner Zeit in die
Schranken trat und fchwbren follte. daß das Kind am Leben geblieben
wäre. wenn man ihn gerufen hatte. fo überzeugte er nicht mal die
Juden davon. fondern er erkannte feine Nichtigkeit und die Größe der
Allmacht' Gottes und weigerte fich. einen folchen gottesläfierlichen Mein-
eid zu fchwören. Aber heutzutage glaubt jeder von euch. er felbfi fei

die Allmaht Gottes in eigener Perfon. Ihr unterfhreibt das Todes-
urteil eurer Patienten und geht dann fhnurfiracks vor Gericht und bringt
einen guten Chrifien durh die Behauptung. daß fein Kind nicht gefiorben
wäre. wenn man es euch anvertraut hätte. ins Gefängnis. Not und
Shande. Das hat es zu meinen Zeiten niht gegeben. Nie!
Bl e n k i n f o p:
Um Gottes willen. was für einen Ausbruh! Sind Sie denn der An-
ficht der Kinder Gottes?
S i r P a tr i ck;
Nein; es ifi auh niht meine Anficht.
B. B.:
Aber mein lieber Sir Paddy. diefe Leute morden ihre unfhuldigen
kleinen Kinder.
S i r P a tr i ck:
Sie meinen. daß die Kinder manchmal unter ihrer Behandlung fterben.
Nun. fterben denn niemals Kinder unter u nf e r e r Behandlung?
Wenn Sie und ich. Menih. für jedes Kind. das wir ermordet haben.
wie Sie es nennen. jedesmal fehs Monate bekommen hätten. wären
wir heute ein paar famofe Zuhthausbrüder.
B. B.:
Oh. Paddy! Still! Still!
R i d g e o n:
Heute iii die Sache nur die: ih glaube namlich. ih ka n n Dubedat
retten.
W a l p ol e:
Das kann ich auch.
Ridgeon
(fortfahrend zu Sir Patrick): Ih will Sie niht einfperren laffen. weil
Sie mir niht glauben. aber -
S i r P a trick:
Ich danke Ihnen. fehr gütig.
R i d g e o n:
- aber immerhin. ih glaube. ob nun mit oder ohne Grund. daß ih
ihn retten kann. Die Frage ift nun die. ob ih es verfuhen folk?
B l e n k i n f o p:
Was fehlt ihm denn?
R i d g e o n:
Tuberkulofe.

Bl e n k i n f o p
(intereffiert): Und die können Sie heilen?
N i d g e o n:
Ich glaube.
Bl e n k i n f o p:
Dann wollte ich. daß Sie mich heilten. Meine reshte Lunge ifi. leider Gottes. angegriffen.
R i d g e o n:
Was! I h r e Lunge ift angegriffen?
B. B.:
Mein lieber Blenkinfop. was muß ich hören? (Voller Teilnahme für Blenkinfop kommt er von der Balufirade zurück.)
S i r P a t r i ck:
He? He? Was ifi das?
W a l p o l e:
Oh. das dürfen Sie aber nicht auf die leichte Achfel nehmen!
Bl e n k i n f o p
(die Finger in die Ohren fieckend): Nein. nein: es ifi zwecklos. weiß. was ihr jetzt fagen wollt: ich habe es andern ja fo oft gefagt. Ich kann es mir nicht leifien. mich zu fchonen; und damit bafia. Wenn mir vierzehn Tage Urlaub das Leben retten könnten. dann müßte ich doch fierben. Es muß fo weiter gehen. wie's mit andern weiter geht.
Wir können" nicht alle nach Sankt Moriß oder nach Ägypten. Sir Ralph. Sprechen Sie nicht mehr davon.
(Verlegenes Schweigen.)
Sir Patrick
(brummt und fieht Ridgeon fireng an.)
S ch u ß m a ch e r
(fieht auf feine Uhr und fieht auf): Ich muß gehen. Es war ein fehr fchöner Abend. Eolly. Sie könnten mir meine Karikatur überlaffen. wenn es Ihnen recht ift. Ich werde Herrn Dubedat zwei Pfund dafür fchicken.
N i d g e o n
(gibt ihm die Menukarte): Oh. tun Sie das nicht. Loony. Ich glaube nicht. daß ihm das angenehm wäre.
S ch u h m a ch e r:
Nun. wenn Sie das glauben. will ich es bleiben laffen. Aber ich glaube nicht. daß Sie Dubedat verfichen. Einerlei. Das kommt viel-

leiht daher. weil ih Iude bin. Gute Naht. Doktor Blenkinfop. (Hände-
fhiltteln.)
-Blenkinfop:
Gute Nacht. ih meine na. - Gute Nacht.
S h u ß m a h e r
(den andern mit der Hand winkend): Gute Naht allerfeits.
W a l p o l e :
B. B.: .
S i r P quick: Gute Naht. (V. B. wiederholt den Gruß mehrmals.)
Ridgeon:
(Schuhmacher geht hinaus.)
Sir Patrick:
Es i| fiir uns alle Zeit. (Er fieht auf und tritt zwifchen Blen-
kinfop und Walpole. Ridgeon erhebt fih ebenfalls.) Walpole. fahren
Sie Blenkinfop nah Haufe: er hat heute genügend frifhe Luft gehabt.
Haben Sie einen dicken Uberrock fiir die Fahrt im Automobil. Doktor
Blenkinfop?
B l e n k i n f o p:
Oh. man kann mir im :Hotel etwas braunes Papier geben; und ein paar
Lagen Papier iiber die Bruft. das hilft mehr als ein Pelzrock.
W a l p o l e:
Nun gut. kommen Sie. Gute Naht. Eolly. Sie kommen mit uns. niht
wahr. B. B.?
V. B. :
Ia. ih komme; (Walpole und Blenkinfop gehen in das Hotel.) Gute
Naht. mein lieber Ridgeon. (Sie fhütteln einander herzlich die Hand).
Wir wollen unfern intereffanten Patienten und feine bezaubernde Frau
niht aus den Augen verlieren. Wir din-fen niht voreilig den Stab iiber
ihn brehen. niht wahr? Guuuuuute Naht. Paddy. Gott fhr'iße Sie.
alter Knabe. (Sie Patrick laßt ein fhreckliches Brummen hören. B. B.
lacht und klopft ihm nachfichtig auf die Shulter.) Gute Naht. Gute
Naht. Gute Nacht. Gute Naht. (Er gutenachtet fich hinaus. Die anderen
find inzwifhen ohne Förmlihkeit hinausgegangen. Ridgeon und Sir
Patrick find allein zurückgeblieben, Ridgeon. in Gedanken vertieft. kommt
zu Sie Patrick herab.)
S i r P a trick:
Nun. Herr Lebensretter: welher von beiden foll uns erhalten bleiben:
diefer ehrenhafte brave Blenkinfop oder diefer verdammte Schurke von
einem Künftler. was?

Ridgeon:
Nicht fo leicht zu entfcheidem nicht? Blenkinfop ift ein ehren-
hafterx braver Mann; aber ifi er nützlich? Dubedat ift ein Schurke;
aber er ift eine echte Quelle. aus der hubfchq angenehme und nußliche
Dinge fließen.
S i r P a tr i ck:
Was für Dinge wird diefe Quelle feiner armen unfÖuldigen Frau fpendem
wenn fie ihn nun ausfindig macht?
R i d g e o n:
Das ifi wahr. Ihr Leben wird dann eine Hölle fein.
S i r P a tr i c!:
Sagen Sie mir eines: nehmen Sie any Sie wurden vor die folgende
Wahl gefiellt: entweder im Leben alle Bilder fchlecht und alle Männer
und Frauen gut oder alle Bilder gut und alle Männer und Frauen
fchlecht zu finden. Wie wiirden Sie wählen?
R i d g e o n:
Das ifi eine verteufelt fchwierige Frage- Paddy. Bilder find fo etwas
nettes und gute Menfchen fo was hbllifch unerfreuliches und verdrieß-
lichesx daß ich wahrhaftig nicht geradeheraus fagen kann. was ich vor-
ziehen wurde.
S i r P a t r i ik:
Nah nah laffen Sie diefe witzigen Haarfpaltereien mir gegenüber fein:
ich bin zu alt dafur. Blenkinfop gehört nicht zu diefer Sorte guter Menfchem
und das wiffen Sie.
R i d g e o n:
Der Fall läge einfacher-h wenn Blenkinfop Dubedats Bilder malen könnte.
S i r P a tr i cl:
Und noch einfacher läge erx wenn Dubedat etwas von Blenkinfops An-
fiändigkeit befäße. Das Leben wird fich Ihretwegen nicht vereinfaahenL
mein Iunge; Sie miiffen es nehmen„ wie es iii. Sie haben die Pflichy
die Wage zwifchen Blenkinfop und Dubedat zu halten. Wagen Sie
gerecht,
R i d g e o n:
Nun„ ich will fo gerecht fein- als ich kann. In die eine Wagfchale will
ich alle Goldftucke legeny die fich Dubedat ausgeliehen hat- und in die
andere alle Silberfiucle. die Blenkinfop fich nicht ausgeliehen hat.
Sir P a trick:
Und aus der Wagfchale Dubedats nehmen Sie allen Glauben heraus.

den er zerfidrt. und alle Ehre. die er verloren hat. und in die Wagfrhale Blenkinfops legen Sie allen Glauben. den er gerechtfertigt. und alle Ehre. die er gefchaffen hat.

R i d g e o n:
Was foll denn das. Paddy? Laffen Sie diefes Gefchwäh! Ich bin zu fkeptifch und durchaus nicht überzeugt. daß wir in einer beffern Welt leben würden. wenn alle Menfchen fich wie Blenkinfop benehmen wollten. während fie fich jeßt wie Dubedat benehmen.

S i r P a trick:
Warum benehmen Sie fich dann nicht felbfi wie Dubedat?

R i d g e o n:
Oh. der Hieb fißt! Das ifi die Probe. Immerhin. ich bin am Kreuzweg. Sehen Sie. es gibt noch eine Komplikation. an die wir nicht gedacht haben.

S i r P a tr i ck:
Wiefo?

R i d g e o n: -
Nun. wenn ich Blenkinfop fierben laffe. dann kann wenigftens niemand behaupten. daß ich es tat. weil ich nachher feine Witwe heiraten wollte.

S i r P a t r i ck:
Ah!

R i d g e o n:
Wenn ich Dubedat fierben laffe. dann werde namlich ich feine Witwe heiraten.

S i r P a t r i ck:
Vielleicht wird Frau Dubedat nichts von Ihnen wiffen wollen. bedenken Sie das.

R i d g e o n
(mit einem felbfibewußten Kopffchüneln): Ich habe eine ziemlich gute Witterung für fo etwas. Ich weiß. wenn eine Frau fich für mich intereffiert. Sie tut das.

S i r P a t r i ck:
Na. manchmal weiß jemand fehr gut. was zu tun; manchmal weiß jemand das aber gar nicht. Das Befte wäre. Sie würden alle beide gefund machen.

R id g e o n:
Das kann ich nicht. Alles hat feine Grenzen. Einen Fall konnte ia. zur Not noch unterbringen. aber nicht zwei. Ich muß mich entfcheiden.

Sir Patrick:
Wohl. Sie müffen wählen. als ob die Frau niht auf der Welt wäre: das ift doch klar.
R i d g e o n:
Ii't Ihnen das klar? Denken Sie nur: mir niht. Diefes Weib verwirrt mein Urteil.
S i r P a t r i ck:
Mir ift es klar. daß es fih hier um die Wahl zwifhen einem Menfhen und einem Bilde handelt.
R i d g e o n:
Es iii leichter einen Toten zu erfelzen. als ein gutes Bild.
S i r P a t r i ck:
Colly. wenn man in einem Zeitalter lebt. das hinter Bildern. Statuen. Dramen und Mufikkapellen herjagt. weil feine Männer und Frauen zu fhlecht find. um der armen leidenden Seele zu genügen. dann follte man der Vorfehung danken. daß man einen hehren und gütigen Beruf hat. deffen Sahe es ift. Männer und Frauen zu heilen und zu tröften.
R i d g e o n:
Alfo als Angehöriger eines hehren und gütigen Berufs foll ih meinen Patienten töten.
S i r P a tr i ck:
Sprehen Sie keinen fo gräßlichen Unfinn. Sie können ihn niht töten; aber anderen Händen anvertrauen können Sie ihn.
Ridgeon:
Zum Beifpiel denen B. B.'s. he? (Ihn bedeutungsvoll anf-hend.)
Sir P a trick
(han feinen Blick aus. ern it): Sir Ralph B. B. ift ein fehr bedeutender Arzt.
R i d g e o n:
Das ift er.
S i r P a t r i ck:
Ich hole meinen Hut. (Ridgeon zieht die Klinge'. wiihrend Sir Patrik ins Hotel geht. Ein Kellner kommt. indes er abgeht.)
Ridgeon
(zum Kellner): Meine Rechnung. bitte.
K e l l n e r:
Sofort. (Er geht iie holen.)
(Vorhang.)

Dritter Akt:
In Dubedats Atelier. Von dem breiten Fenfier aus gefehen befindet
fich die nach außen führende Tür in der Wand zur Linken des Zufchauers
und die in die inneren Räume führende in der entgegengefeßten Wand.
Die Wand. die fich dem Zufchauer gegenüber befindet. hat weder Fenfier
noch Türen. Die Wände find unbedeckt und ungefchmückt. von bekrißelten
.Kohlefkizzen und Notizen abgefehen. Eine Eftrade befindet fich links
vom Zufchauer. der in die Innenräume führenden Tür gegenüber. und
eine rechts von ihm. eine Staffelei gegenüber der nach außen führenden
Tür; ein zerbrochener Seffel lehnt daran. In der Nähe der Staffelei und
gegen die Wand gerückt fieht ein kahler Holztifch. der mit Flafchen. Ölkannen
und Druckpapier. mit bemalten fehmußigen Lumpen. Farbentuben. Bürfien.
Kohlenfiifien. einer kleinen Gliederpuppe. einem Keffel. einer Spirituslampe
und fonftigem Taufenderlei befät ifi. Vor dem Tifch fieht ein Sofa. das
mit Bilderbüchern. Skizzenbüchern. [ofen Blättern. Zeitungen. Büchern
und befchmierten Leinwandfeßen unordentlich bedeät ifi. In der Nähe
der nach außen führenden Tür befindet fich ein Regenfchirm- und Hut:
ftänder. der teilweife voll von Louis' Hüten. Kleidern und Halstüchern
und teilweife von allen möglichen Kofiümen voll ift. An der andern
Seite fieht ein alter Klavierbock. In der Ecke. in der Nähe der in die
Innenräume führenden Tür ein kleiner Teetifch. In der Ecke der Efirade.
in der Nähe der Staffelei. fißt. wie ein venetianifcher Senator gefchmüclt.
eine unanfehnliche Gliederpuppe und betrachtet ihr unvollendetes Porträt
mit einem Ausdruck verzweifelter Müdigkeit. Eine zweite Gliederpuppe.
mit einem Stundenglas in der Hand und einer Senfe über dem Rücken.
berührt die Schulter des Senators, Louis hat in einem fürchterlich mit
Farben befchmierten Milchmannskittel an der Staffelei gearbeitet. hört aber
eben jetzt feiner Frau zu. die ihn zärtlich befchwört.
Frau Dubedat:
Verfprich es mir.
L o u i s:
Ich verfpreche es dir. mein Schatz.
Frau Dubedat:
Und wenn du Geld brauäzft. kommfi du immer zu mir. nicht wahr?
L o u i s:
Ia Geliebte. Aber das ift fo traurig. Ich verabfcheue das Geld. Ich
kann dich nicht immer quälen. gib mir Geld. Geld. Geld. Das treibt
mich eben manchmal. andere Leute um welches zu bitten. fo fchrecklich
mir das ifi.
Frau Dubedat:
Es ift viel beffer. du bitteft mich darum. Schatz. Die Leute kriegen
fonfi eine verkehrte Idee von dir.

L o u i s:
Aber ich möchte dein kleines Vermögen gerne fchonen und mit meiner eigenen Arbeit Geld verdienen. Sei nicht unglücklich. Geliebte; ich kann leicht fo viel einnehmen. wie ich brauche. um alles zurückzuzahlen. In der kommenden Saifon werde ich eine Einzelausftellung veranftalten; dann wird es keine Geldforgen mehr geben.
Frau Dubedat:
Du haft mir nun aber ernfilich und aufrichtig verfprochen. niemals wieder Geld auszuleihen. ohne dich zuvor an mich gewendet zu haben.
L o u i s:
Ernfilich und aufrichtig. (Sie umarmend.) Ach. du haft ja fo recht. mein Schuß! Was verdanke ich dir nicht alles dafiir. daß du mir zur Seite fiehft und mich davor bewahrft. zuviel in den Wolken zu leben. Bei meinem feierlichen Eid. von nun an will ich mir keinen Pfennig mehr borgen.
F r a u D u b e d a t
(entzückt): Oh. das ift recht. Quält ihn fein böfes nbrgelndes Weib? Zerrt es ihn aus den Wolken herab? (Sie küßt ihn.) Und nun. Liebling. willft du diefe Bilder für Maciean nicht fertig machen?
L o u i s:
Oh. das hat keine Eile. Ich habe von ihm beinahe das ganze Honorar als Vorfchuß bekommen.
Frau Dubedat:
Aber Liebfter. das ifi doch gerade der Grund. warum du die Sachen fehleunigft fertig machen follteft. Er fragte mich neulich. ob du überhaupt ernftlich die Abficht hätteft. die Bilder zu vollenden.
L o u i s:
Der Teufel hole feine Frechheit! Wofür hält er mich? Das ift es ja gerade. was mir das Intereffe an dem dummen Zeug genommen hat. Ich habe große Luft. den Auftrag abzufchütteln und ihm fein Geld zurückzuzahlen.
Frau Dubedat:
Das können wir uns nicht (elften. Liebling. Mach doch die Bilder lieber fertig und Schluß damit! Ich glaube. man follte nie im vorhinein Geld für eine Arbeit nehmen.
L o u i s:
Wovon follten wir denn leben?

Frau Dubedat:
Rum es ift gerade fchwer genug- jeßt wo fie fich alle vor der Ablieferung zu bezahlen weigern.
L o u i s:
Der Teufel hole diefe Kerle! Die denken und forgen fich um nichts anderes als um ihr vermaledeites Geld.
Frau Dubedat:
Immerhin- wenn fie bezahlen- muffen fie auch das erhalten- wofür fie bezahlt haben,
L o u i s
(fchmeicheln d): Nun ifi's aber genug für heute mit dem Predigen. Ich habe verfprochen artig zu fein- nicht wahr?
F r a u D u b e d a t
(ihren Arm um [einen Hals legend): Du weißt doch- daß ich das Predigen haffe und dich keinen Augenblick mißverfiehe- Lieber dux nicht?
L o u i s
(zärtlich): Ich weiß/ ich weiß. Ich bin ein Scheufah und du bifi ein Engel. Oh- wenn ich nur fiark genug wäre- um ununterbrochen arbeiten zu können/ ich wurde meiner Liebften ihr Haus in einen Tempel verwandeln und fein Eckchen in eine Kapellep die fchöner fein folltey als man fie jemals geträumt. Ich kann an keiner Auslage vor-übergehen. ohne mit der Verfuchung zu kämpfem einzutreten und dir alle die wirklich guten und fchdnen Dinge zu kaufen.
Frau Dubedat:
Ich brauche nichts als dich. Liebling. (Mit einer le ßten Zärtlichkeit befreit fie fich). Da- nun fei gut: oergiß nichtx daß die Ärzte heute kommen. Ift es nicht ungewöhnlich nett von ihnen- Louisp daß fie alle darauf heftehenx fich deinetwegen zu beraten?
L o u i s:
Nun- ich glaube„ fie denkenx daß ihr Hut um eine Feder reicher wäre- wenn es ihnen gelänge„ einen emporftrebenden Künftler zu heilen. Sie kämen nichß wenn es ihnen nicht auch Spaß machen wurde. (Es klopft an der Tür.) Ich glaubex es ifi aber noch nicht foweitx nicht?
Frau Dubedat:
Reim noch 'n Augenblick.
L o u i s
(öffnet die Tür und fieht Ridgeon vor fich): Ohp Ridgeon. Es freut mia» Sie zu fehen. Treten Sie ein.

F r a u D u b e d a t
(ihm die .hand fchürtelnd): Es ifk wirklich fchdn von Jhnen- daß Sie gekommen find/ Herr Profeffor.
L o u i s:
Verzeihen Sie. daß wir Sie hier empfangen- in meinem Atelier. Die Behaglichkeit läßt hier manches zu wünflhen übrig. aber Jennifer verfieht auch diefe Bude gemütlich zu machen.
Frau Dubedat:
Jetzt will ich mich aber aus dem Staude machen. Vielleicht komme ich fpater wiederX wenn Sie mit Louis fertig find und Jhr Urteil abgeben. (Ridgeon oerneigt fich ziemlich förmlich.) Möchten Sie lieber- daß ich nicht wiederkame?
R i d g e o n:
Oh nein. Nein. (Frau Dubedat fieht ihn an; etwas verwirrt durch feine förmliche Art geht fie ins Nebenzimmer.)
L o u i s:
Oh bitte- machen Sie kein fo ernfies Geficht. Es wird doch wohl nichts Entfetzliches gefchehen. wie?
R i d g e o n:
Nein.
L o u i s:
Oh„ das freut mich. Die arme Jennifer hat fich auf Jhren Befuch mehr gefreut- als Sie fich vorfiellen können. Sie hat das lebhaftefie Jntereffe fur Sie„ Ridgeon. Das arme Ding hat keinen Menfchem mit dem es reden könnte: ich male immer. (Er nimmt eine kleine Skizze in die Hand.) Diefe kleine Skizze habe ich erft gefiern von ihr gemacht.
R i d g e o n:
Sie zeigte fie mir vor ungefähr vierzehn TagenX als fie mich zum erfien Mal befuchte,
L o u i s:
Ohx hat fie das getan ? Guter Goth wie die Zeit flieht! Jch hätte fchwdren mögenx daß ich eben erfi damit fertig geworden bin. Es ift hart für die Armer mit anzufehem wie ich hier Bilder auffiapele und nichts dafiir einnehme. Nächfies Jahr werde ich fie naturlich fchnell genug verkaufenx fobald meine Einzelausfiellung eröffnet wird- aber wahrend das Gras wächfi. verhungert das Pferd. Oh. wie fchreckliclx wenn fie um Geld zu mir kommt und ich ihr keines geben kann. Aber was foll ich machen?

R i d g e o n:
Ich dachte. Frau Dubedat hatte ein eigenes kleines Vermögen?
L o u i s:
Oh ja. ein kleines; aber wie könnte ein zartfühlender Mann davon etwas berühren? Denken Sie nur. wenn ich das täte. wovon follte fie einmal leben? Mein Leben if't nicht verfichert - ich kann die Prämie nicht erfchwingen. (Ein anderes Bild herausfuchen d): Wie gefällt Ihnen das?
R i d g e o n
(fiellt es bei Seite): Ich bin heute nicht hergekommen. um mir Ihre Bilder anzufehen. Ich habe mit Ihnen eine ernfiere und dringendere Angelegenheit zu erledigen.
L o u i s:
Sie möchten meine elende Lunge heilen. Mein lieber Nidgeon: ich will mit Ihnen offen fprechen. Nicht meine Lunge ift krank in diefem Haufe. fondern mein Geldbeutel. An mir ifi ja nichts gelegen. aber Iennifer muß fich wirklich den Biffen vom Munde abfparen. Sie gaben uns zu verftehen. daß wir Sie als Freund behandeln dürften. Leihen Sie mir hundertfünfzig Pfund.
R i d g e o n:
Nein.
L o u i s:
Warum nicht?
R i d g e o n:
Ich bin kein reicher Mann und brauche für meine Forfchungen jeden Pfennig. den ich erfparen kann. und noch mehr.
L o u i s:
Sie meinen. daß ich Ihnen das Geld wiedergeben muß?
Ridgeon:
Ich glaube fchon. daß die Menfchen das (manchmal meinen. wenn fie welches herleihen.
L o u i s
(nach einem Augenblick des Nachdenkens): Na. das kann ich machen. Ich will Ihnen einen Wechfel geben - oder fehen Sie einmal: warum follten Sie eigentlich nicht auch etwas davon haben? Ich will Ihnen einen Wechfel auf zweihundert Pfund ausftellen.
R i d g e o n:
Laffen Sie den Wechfel fofort einkaffieren. dann brauchen Sie mich ja nicht zu beläftigen.

L o u i s:
Wo denken Sie hin: man würde ihn nicht honorieren. Mein Konto ifi fo fchon überlafiet. Nein. das muß auf folgende Weife gemacht werden: ich werde den Wechfel mit dem Fälligkeitstermin Oktober ausfiellen. Im Oktober laufen Iennifers Zinfen ein. Da präfentieren Sie den Wechfel. Er wird zwar dann auch nicht honoriert werden. aber Sie können ihn hierauf Iennifer prafentieren und ihr zu verfiehen geben. daß ich eingefperrt werde. wenn der Wechfel nicht fofort bezahlt wird. Sie bezahlt ihn dann fofort. Sie verdienen dabei fünfzig Pfund.
und mir erweifen Sie damit einen wirklichen Dienfiz denn ich brauche das Geld fehr dringend. alter Freund. glauben Sie's mir.
N i d g e o n:
Fiir Sie gibt es bei diefer Transaktion gar kein Hindernis; und Sie find überzeugt. daß ich Ihnen da auch keine Schwierigkeiten machen kann.
L o u i s:
Was für ein Hindernis könnte es denn geben? Es ift ganz ficher. Ich kann Sie wegen der Zinfen beruhigen und fie Ihnen nachweifen.
N i d g e o n:
Das zu gefiatten hielte ich - darf ich es ausfprechen?- für unehrenhaft!
L o u i s:
Oh. ganz allgemein gefehen wäre das wohl richtig. aber wir brauchten es doch zwifchen uns nicht fo zu halten. Selbfiverficindlich wurde ich Ihnen fo etwas nicht vorfchlagen. wenn ich das Geld nicht fehr nötig hätte.
R i d g e o n:
Dann milffen Sie eben andere Mittel und Wege finden. um fich's zu verfchaffen.
L o u i s
(überrafcht): Soll das heißen. daß Sie „Nein“ fagen?
R i d g e o n:
Das folk es! (Seiner Entrüfiung freien Lauf laffend.) Selbfiverfiändlich fage ich nein. Menfch. für was halten Sie mich? Wie können Sie fich unterftehn. mir einen folchen Vorfchlag zu machen?
L o u i s:
Warum denn nicht?
Ridgeon:
Pfui! Sie wiirden mich ja doch nicht begreifen. felbfi wenn ich es Ihnen klar zu machen verfuchte. Ein für alle Mal: ich werde Ihnen keinen

C
(fill,
'ab-*IW R a p h a el: Donna relatn.

* 9 0 s Zum Effah von Paul G. Konody.



Pfifferling leihen. Ihrer Frau wiirde ich mit Freuden helfen; aber was hülfe es ihrh wenn ich Ihn en Geld liehe?

L o u i s:

Wenn es Ihnen damit ernfi iftx meiner Frau zu helfenx will ich Ihnen fagenh wie Sie das anfiellen könnten. Sie könnten Ihre Patienten dazu bewegen- einige meiner Bilder zu kaufen oder [ich von mir malen zu laffen,

R i d g e o n:

Meine Patienten rufen mich als Arzt und nicht als Handlungsreifenden. (Es klopft an der Tür. Louis macht [ich unbefangen auf den Wegf um zu öffnen7 und feßt das Gefprächsthema im Gehen fort.)

L o u i s:

Sie muffen doch einen großen Einfluß auf Ihre Patienten haben. Sie wiffen ficherlich eineMengeGefchichtGen von den Leutenh Privatangelegen-heiten- deren Bekanntgabe den Herrfchaften verdammt unangenehm wäre. Die würden nicht wagenx Ihnen etwas abzufchlagen.

R i d g e o n:

Nein/ bei meiner - (Louis öffnet die Tür und läßt Sir Pati-ich B. V. und Walpole eintreten. Ridge-m wütend fortfahrend): Walpole„ ich bin noch nicht zehn Minuten hier- und fchon hat er verfuchy fich von mir hundertfunfzig Pfund zu bergen. Damit ich fpäter wieder zu meinem Gelde kämex fchlug er mir vor- an [einer Frau eine Erprefiung zu ver-uben. Und eben war er gerade dabei„ mir zuzumuten- auf dem Wege der Erpreffung von meinen Patienten zu verlangen- [ich von ihm malen zu lalfen.

L o u i s:

Nah Ridgeonx ifi das vielleicht das Betragen eines Ehrenmannes?! Ich habe vertraulich mit Ihnen gejprochen.

Sir P a t r i ck:

Wir find alle im Begrifß vertraulich mit Ihnen zu fprechenh junger Mann.

B. B.:

Wir beabfichtigenh Ihnen einige häusliche Wahrheiten angedeihen zu laffen.

L o u i s:

Da muß ich doch bitten: ifi das mein 'Haus oder das euere? Sie find mir alle [ehr willkommen- oh ja; aber über diefen Punkt wollen wir uns im klaren bleiben.

W a l p o l e
(hängt feinen Hut an den einzigen leeren Haken am Hutfiänder): Wir wollen uns hier für eine halbe Stunde häuslich einrichten. Dubedat. Erfhrecken Sie nicht: Sie find ein reizender Iunge. und wir lieben Sie.
Louis:
Schön. fchdn. Nehmen Sie Plah - wo immer Sie können. Nehmen Sie diefen Stuhl. Sir Patrick. (Er zeigt auf die Efirade.) Uf-f*fi (Er hilft ihm hinauf. Sir Patrick brummt und feht fich auf den Thron.) Nun zu Ihnen. B. B. (B. B. ift ftarr über diefe Vertraulihkeit; aber Louis legt ganz unbefangen ein dickes Buch und ein Sofakiffen auf die Efirade links von Sir Patrick. und B. V. fest fich unter Protefi.) Geben Sie mir Ihre Hilfe. (B. B. und Sir Patrick geben ihm die Hüte. die er auf die Köpfe der Gliederpuppen fiülpt und fo unbewußt die Würde der Sitzung zerfiört. Dann zieht er den Klavierfeffel von der Wand und bietet ihn Walpole an.) Sie haben doh nichts dagegen. Walpole?
W a l p ol e:
Richtig. verzeihen Sie. aber ich muß Sie wegen meiner Zigarettendofe behelligen.
L o u i s:
Was für eine Zigarettendofe?
W a l p ol e:
Die goldene. die ihj Ihnen neulich im Star- und Garterhotel geliehen habe.
L o u i s
(überrafcht): War das; die Ihrige?
W a l p o l er
Ia.
L o u i s:
Ah. das tut' mir aber fchrecklih leid. lieber Freund. Ich hatte mich fhon gefragt. wem fie wohl gehören mohte. Ich bedaure. daß'mir davon nihts übrig geblieben ift als - das. (Er zieht feinen .Kittel 'in die Höhe; nimmt einen Zettel aus der Weflentafche und han digt ihn:Walpole ein.)
Walpole:
Ein Verfahzettel!
Louis
(ihn berUbigend): 'Die Dofe ift vollkommen in Siherheit: er darf fie ein Iahr lang niht verkaufen. wiffen Sie. Wahrhaftig.

mein lieber Walpole. es tut mir fürhterlih leid. (Et legt feine .hände unbefangen auf Walpoles Shulter und fieht ihn tteuhetzig an.)
W a l p o l e
(finkt mit einem Seufzer in einen Seffel): Machen Sie nihts daraus. Es erhöht Ihren Zauber.
R i d g e o n
(der in der Nähe der Staffelei gefianden hat): Bevor wir ans Werk gehen. müffen Sie aber eine Schuld bezahlen. Dubedat.
L o u i s:
Ih habe eine fiattlihe Menge Schulden zu bezahlen. Ridgeon. Ich will Ihnen einen Stuhl holen. (Er geht zur Tür. die ins Nebenzimmer führt.)
R i d g e o n
(ihn aufhaltend): Sie werden das Zimmer niht verlaffen. ehe Sie diefe Shnld bezahlt haben. Es ift nur eine Kleinigkeit. die Sie zahlen müffen und follen. Ih lege weiter kein Gewiht darauf. daß Sie meine Gäfie angepumpt haben. den einen um zehn. den andern um zwanzig Pfund. aber -
W a l p ol e:
Ih hab' damit angefangen. Ridgeon. Ih habe es ihm angeboten.
R i d g e o n:
- Sie konnten fih das leifien. Aber dem armen Blenkinfop feine letzten zwei Shillinge abzunehmen. das war verdammenswert. Ih habe die Abfiht. ihm diefe zwei Shillinge einzuhändigen. und will in der Lage fein. mein Ehrenwort geben zu können. daß Sie Ihre Shnld bezahlt haben. Sie müffen mir diefen Betrag unbedingt ausfolgen. ehe Sie das Zimmer verlaffen.
B. B.:
Reht fo. Ridgeon. Reht fo. Kommen Sie. junger Mann: mahen Sie niht viel Federlefens. Zahlen Sie.
L o u i s:
Natürlih werde ih das. Oh. Sie brauhen kein folhes Wefen daraus zu mahen. Ih hatte keine Ahnung. daß der arme Kerl fo fhleht daran ifi. Ih bin über mih empört wie nur einer von Ihnen. (In feinen Tafchen wühlend.) Da. Oh. ih muß allerdings gefiehen. daß ih augenblicklich kein Geld bei mir habe. Walpole. würden Sie fo gut fein. mir zwei Shillinge zu leihen. damit ih die Sahe ordnen kann?

W a l p o l e:
Ihnen zwei - (Die Sprache verfagt ihm.)
L o u i s:
Wenn Sie nein fagen. wird Blenkinfop fein Geld nicht bekommen; denn ich habe keinen Pfifferling: Sie können meine Tafchen durchfuchen. wenn Sie Luft haben.
W a l p o l e:
Das feht doch allem die Krone auf. (Bringt zwei Shillinge zum Vorfchein.)
L o u i s
(übergibt fie Ridgeon): Da. Ich bin wirklich froh. daß die Angelegenheit erledigt ifi: es war die einzige. die mir Gewiffensbiffe machte. Nun feid ihr aber hoffentlich alle zufrieden.
S i r P a tr i ck:
Nicht ganz. Herr Dubedat. Kennen Sie zufällig eine junge Dame namens Minnie Tinwell?
L o u i s:
Minnie! Das follt' ich meinen; und Minnie kennt mich auch. In Anbetracht ihrer Stellung ift fie wirklich ein nettes gutes Mädel. Was ifi aus ihr geworden?
W a l p o l e:
Laffen Sie fich die Hand drucken. Dubedat. ich muß meinen Gefühlen irgendwie Luft machen!
L o u i s:
Warum?
W a l p o l e:
Sie find wirklich ein Mufiereremplar.
L o u i s:
Aber was ifi denn gefchehen? So reden Sie doch! Was zum Teufel foll denn das alles?
S ir Pa trick:
Wiffen Sie. Herr. daß man in diefem Lande wegen Bigamie eingefperrt wird?
L o u i s:
Oh. jeßt verfiehe ich. (Er lacht.) Sie glauben wohl. eine famofe Entdeckung gemacht zu haben. Setzen Sie fich. Ridgeon. werfen Sie diefes Zeug auf den Fußboden - da! (Er macht Nidgeon auf dem Sofa Plah. indem er den Kram hinunterwirft. Ridge-on feßt fich unter Protefi.)

Haben Sie übrigens jemals darüber nachgedacht- wie zwecklos es ifty einem Menfchen Bigamie vorzuwerfen? Bigamie: das heißt- eine zweite Frau heiratenz bevor die erfie tot ift. Aber das kann man ja gar nicht- weil diefe zweite Ehe dann ja gar keine Ehe ift. Folglich ifi Bigamie genau betrachtet ein ganz unmögliche!! Verbrechen.
Sir P a tr i ck :
Glauben Sie„ daß man diefe Verteidigung bei Gericht gelten läßt?
L o u i s:
Es wird zu keiner Gerichtsverhandlung kommenz Sir Paddy: dazu kommt es niemals - wenigftens bei mir nicht. Außerdem habe ich mir meine Verantwortung für den Fall einer Anklage vollfiändig zurechtgelegt. Wenn Sie nur zu mir gekommen wären und mich befragt hättenz fiatt fich dariiber Gedanken zu machen- fo wurde ich Ihnen die ganze Angelegenheit aufgeklärt haben. Wenn ihr moralifchen Menfchen euch aufs hohe Roß fetzt und auf die Skandaljagd gehtz macht ihr euch unbedingt entfeßlich lächerlichz namentlich wenn das Opfer irgend ein Künfiler ift.
B. B.
(aufbraufend): Ich glaubeh daß es Ihnen recht fchwer fallen dürfte- mein junger Freund- einen Richter und Gefchworene zu üb erzeugen- daß ich die Gewohnheit habe„ mich lächerlich zu machen.
W a l p ol e:
Es hat keinen Zweckz uns einfchuchtern zu wollenx Dubedat. Wir haben Minnies Heiratspapiere gefehen.
L o u i s:
Wahrhaftig. Habt ihr denn auch Iennifers Heiratspapiere gefehen?
Ridgeon
(erhebt fich- wütend): Wagen Sie es vielleicht anzudeutem daß Frau Dubedat mit Ihnen lebtz ohne mit Ihnen verheiratet zu fein?
L o u i s:
Warum nicht?
B. V,
(firm): Warum nicht!
S i r P a tr ick
(ernfi): Warum nicht]
R i d g e o n
(entrlifiet): Warum nicht! (Cr jetzt ficlz*wieder,)

W a l p o l e
(fich erwehrend): Warum nicht!
L o ui s:
Ja. warum nicht? Eine Menge Menfchen leben fo - genau fo gute wie ihr. Warum lernt ihr nicht d e n k e n. fiatt bldken und bähen wie eine Schafherde. wenn euch irgend etwas unterkommt. woran ihr nicht gewöhnt leid. (Betrachtet fie kichernd.) Weiß Gott. ich hätte gute Luft. euch alle. wie ihr da feid. zu malen: ihr feht fo erheiternd töricht aus. Befonders Sie. Ridgeon. Diesmal hab' ich's Jhnen aber ge-geben!
Ridgeon:
Wiefo. bitte?
L o u i s:
Na. Sie verehren doch Jennifer und verachten mich. nicht wahr?
Ridgeon
(barfch): Jch verabfcheue Sie.
L o u i o:
Na alfo. Und troßdem glauben Sie. Jennifer iei eine fehlechte Partie. weil ich Jhnen das gefagt haben foll.
R i d g e o n:
Haben Sie das denn gelogen?
L o u i s:
Nein: aber Sie haben einen Skandal gewittert. fiatt reinlich und fauber zu denken. Mit Ihresgleichen kann ich nach Gefallen fpielen. Jch habe Sie nur gefragt. ob Sie Jennifers Heiratspapiere gefehen hatten. und fofort haben Sie daraus gefchloffen. daß fie keine befäße. Sie find un-fähig eine Dame zu erkennen. wenn Sie einer begegnen.
B. B.:
Darf ich fragen. was das heißen foll?
L o u i s:
Sehen Sie. ich bin ein unmoralifcher Kunfiler; aber wenn Sie mir gefagt hätten. Jennifer fei nicht verheiratet. dann wurde ich doch foviel genügend vornehmes Empfinden und kunfilerifchenJnfkinkt befeffen haben. um zu er-widern. daß fie den Ehevertrag in ihrem Antliß und in ihrem Wefen trage. Aber i h r. ihr feid alle moralifche Menfchen; undJennifer ifi nur die Frau eines Kunfilers. - wahrfcheinlich ein Modell -» und eure Moral befieht darin. andere Leute zu verdächtigen. daß fie nicht gefeßlich verheiratet

find. Schämt ihr euch nicht? Kann mir danach noch einer von euch
in die Augen fchauen?
W a l p o l e:
Es ift fehr fchwer. Ihnen in die Augen zu fchauen. Dubedat: Sie haben
eine fo erftaunliche Frechheit. Und was ift denn mit Minnie Tinwell.
he? Wenn Sie fchon verheiratet waren. als Sie Minnie heirateten. fo
genügt das. und wir find mit Ihnen fertig.
L o u i s:
MinnieTinwell ift ein jungesGefchöpf. das in feinem armen befcheidenen
Leben drei Wochen unerhbrten Glücks genoffen hat; das ift mehr. als
die meifien Mädchen in ihrer Lage erreichen. Sie hat ihren Namen
unfterblich gemacht. diefe Kleine. Um die kleinen Skizzen. die ich von ihr
gemacht habe. werden fich Sammler bei Auktionen raufen. In meiner
Biographie wird ihr ein Blatt eingeräumt werden. Ich glaube. das ift
ziemlich viel für ein Zimmermädchen in einem Seehotel. Was habt
ihr denn. damit verglichen. für fie getan. meine Herren?
R i d g e o n:
Wir haben fie nicht in eine Falle gelockt und dann verraten.
L o u i s:
Nein: dazu hätte euch der Mut gefehlt. Aber macht euch nicht wichtig.
I ch habe die kleine Minnie nicht verraten. Wir haben alles. was wir
hatten. ausgegeben.
W a l p o l e:
Alles. was f i e hatte; dreißig Pfund. '-'
L o u i s:
Ich fagte: alles. was wir hatten - ihr Geld und meines auch. Minnies
*7. dreißig Pfund währten nicht drei Tage; ich mußte mir viermal fo viel
ausleihen und habe alles fiir fie ausgegeben. Aber ich habe es nicht
bedauert; und fie hat ihre paar Pfund auch nicht bedauert. das tapfere
kleine Mädchen. Als auch nicht ein Grofchen mehr unfer eigen war.
hatten wir es fatt: oder glaubt ihr wirklich. daß wir auf die Dauer zu
einander gepaßt hätten? Ich. ein Künftler. und fie ganz abfeits von
Kunfi und Literaturjund verfeinertem Leben und allem ubrigen Klimbim.
Das ift kein Verrat. kein Mißverfiändnis. kein Polizeigerichtshof und keine
Ehefcheidungsfenfation gewefen. über die ihr moralifchen Leute beim
Frühfiück mit den Lippen gefchmaßt hättet. Wir fagten einander.es ift gut.
das Geld ift alle: wir haben eine fchbne Zeit durchlebt; und das kann
uns niemand rauben: küffen wir uns. fcheiden wir als gute Freunde.

Sie ging in den Dienft zurück und ich in mein Atelier und zu meiner
Iennifer: und beide-nach diefen Ferientagen- beffer und glücklicher alsvorher.
W a l p o l e:
Ein fdrmliches Idyllh bei Gott!
B. B.:
Wenn Sie wiffenfchaftlich gebildet wärenx mein lieber Herr Dubedat-
dann wußten Sieh wie felten eine Tatfache ein Prinzip umwirft.
In der medizinifchen Praxis mag ein Mann fierbem wenn er theore-
tifäy gefprochen am Leben hatte bleiben follen. Ich habe einen Mann
gekannth der an einem Leiden gefiorben ifth gegen das er theoretifäz gm
nommen immun war. Aber das kann der fundamentalen Wahrheit der
Wiffenfchaft keinen Abbruch tun. Genau fo kann die Handlungsweife
eines Menfchen in Sachen der Moral ganz harmlosh ja fogar wohltuend
feiny und er mag fich troßdem in moralifcher Beziehung nach den hdchften
Grundfälzen wie ein Schurke benommen haben. Andererfeits kann er
fehr viel Schaden anrichten h wenn er in moralifcher Beziehung
nach den hbchften Grundfäßen handelt; aber das kann der fundamentalen
Wahrheit der Moral keinen Abbruch tun.
S i r P a t r i ck:
So wenig wie dem Gefeß- das die Bigamie beftraft.
L o u i s:
Ahh Bigamie- Bigamie- Bigamie! Welche Anziehungskraft für euch
Moralifien doch alles hatx was mit der Polizei zufammenhängt! Ich
habe euch bewiefenx daß ihr in moralifcher Hinficht ganz und gar auf
dem Holzweg' feid. Nun will ich euch ebenfalls beweifenh daß ihr in ge-
feßlicher Hinficht ganz und gar auf dem Holzweg' feid; und ich hoffe-
ihr werdet daraus eine Lehre ziehen und das nächfie Mal nicht mit fo
felbfibewußter Sicherheit auftreten.
W a lp o l e:
Quatfch. Sie waren fchon verheiratet, als Sie Minnie Tinwell heiratetenz
das macht allem ein Ende.
L o u i s:
Wirklich? Woher wiffen Sie dennN daß f i e nicht auch fchon verheiratet
war? Warum könnt ihr eigentlich nicht d e n k e n?
B. B.: Walpole- Ridgeon!
Ridgeon: (Alle zugleich Das geht doch über den Spaß!
Walp ole: herausplaßend.) Es ifi zum Rafendwerden!
Sir Patrick: Sie junger Schuft Sie!

N i d g e o n:
Ich glaube Jhnen kein Wort. Sie halten uns zum befien.
L o u i s:
Sie waren fofort bereit/ Über Jennifer den Stab zu brechen. Aber euer kleines Hausmädchen i| eine Heiligeh natürlich. Sie ift ja in keiner Weife kimfilerifch belafieth was?
Sir P a t r i ck: .
Wollen Sie damit fagen„ daß Tinwell fchon verheiratet war oder nicht? Ja oder nein?
L o u i s:
Sie war mit dem Steward eines Paffagierdampfers verheiratet. Eines Tages fegelte er davon und ließ fie fißen; das arme Ding glaubte„ das Gefelz gefiatte der Tram fich wieder zu verheiratenx wenn fie von ihrem Mann drei Jahre lang nichts gehört habe. Da fie nun ein durchaus achtbares Mädel war und nichts von mir wiffen wolltex bevor wir nicht verheiratet warem habe ich mich dazu hergegebem ihr zu Gefallen- um ihr die Selbfiachtung zu erhalten.
W a l p o l e:
Sie gehörten in ein pfychologifches Mufeumz Dubedat.
R id g e o n:
Haben Sie ihr gefagtX daß Sie fchon verheiratet find?
L o u i s:
Das hab' ich felbfiverfiändlich nicht getan. Begreifen Sie denn nichtx daß fie fich dann nie für meine Frau gehalten hätte? Sie fcheinen die Gefchichte noch immer nicht zu verftehen,
S i r P a tr i ck:
Sie haben die Arme alfo infolge ihrer Unkenntnis des Gefetzes der Gefahr ausgefetzt- eingefperrt zu werden!
L o u i s:
Nun„ ich habe mich ihr zuliebe der gleichen Gefahr ausgefeßt. Ich hätte genau fo gut eingefperrl werden können. Aber wenn ein Mann einer Frau zuliebe ein folches Opfer bringth dann geht er nicht hin und tratfcht mit ihr dariiber. Wenigfiens nichth wenn er ein Gentleman iii.
W a l p ol e:
Was fangen wir bloß mit diefemGänfeblumchen an ? Das möcht' ich wiffen.
L o u i s:
Gehn Sie zum Teufel und tun Siex was Ihnen beliebt. Bringen Sie Minnie ins Gefängnis. Bringen Sie mich ins Gefängnis. Töten Sie

Jennifer mit all der Schmach. Und wenn ihr [oviel Unglück angerichtet habt- wie ihr könntx dann geht in die Kirche und fühlt euch gehoben. (Er ießt [ich mürrifch auf den alten Sefleh der vor der Staffelei fiehtf und nimmt einen S'izzenblock in die Hand7 in den er hineinzuzeichnen beginnt.)
W a l p ol e:
Er hat uns drangelriegt- Sir Paddy.
S i r P a t r i ek
(grimmig): Das hat er.
B. B.:
Aber wir können ihn doch unmöglich das englifche Strafgeieß übertreten laffen!
S i r P a tr ick:
Das Strafgeieß hat fiir anfiändige Menfchen keinen Zweck. Bei uns befähigt es nur die Schurken- ihren Familien Geld zu erpreffen. Was tun wir praktifche Ärzte zeitlebens anderes als mit dem Familienanwalt dahin wirke-m irgend einen Schurken dem Gefängnis zu entziehen und feine Familie vor diefer Schmach zu bewahren,
B. B.:
Aber fchließlich befiraft das Gefeß ihn doch.
S i r P a trick:
Oh ja/ das tut's, Das kann es ohne Zweifel. Nicht bloß ihnx fondern jeden- der mit ihm zu tun gehabt! fchuldig oder unichuldig„ das gilt gleich. Wir zahlen dann für feine Kofi und [ein Bett einige Jahre hindurch Steuer und erhalten ihn fchließlich als noch gefährlicheren Schurken zurück. Das Strafgefeß bringt das Mädchen ins Gefängnis und ruiniert es und zcrfibrt das Leben der Frau Dubedat. Sie können das Strafgefeß ein für allemal aus Ihrem Kopfe fireichen: es hat nur Sinn für Toren und Wilde.
L o u i s:
Bittex drehen Sie Ihr Gefícht ein klein wenig mehr nach rechts- wenn Sie nichts dagegen habenx Sir Patrick. (Sir Patrick wendet [ich entrüfiet um und fiarrt ihn an.) Oh- das ifl zu viel.
S i r P a t ri ck :
Tun Sie Ihren verrückten Bleifiift fort- Menfch; und denken Sie an Ihre Lage. Sie können den Gefeßen trotzenX dieMenichen gemacht haben; aber es gibt andere Gefeßex mit denen Sie rechnen müffen. Willen Sie- daß Sie dem Tode entgegen gehen?

L o u i s:
Geh'n wir denn nicht alle dem Tode cntgegen?
W a l p o l e:
Wir find aber nicht alle fchon in fechs Monaten am Ziele.
L o u i sr
Woher wiffen Sie das?
B. B.
(verliert die Geduld und beginnt erregt auf und abzugeben): Meiner Treu- ich feh's nicht länger mit an. Es ifi unter allen Umftänden und in jeder Gefellfchaft von fragwürdigem Gefchmack. den Tod zum Gefprcichsthema zu machen; aber wenn das ein Arzt tut- ifi es eine Feigheit. (Dubedat andonnernd.) Ich dulde das nicht- hören Sie?
L o u i s:
Ich habe damit nicht angefangem fondern ihr. So geht es immer auf allen unki'infllerifchen Gebieten. Wenn die Leute in ihrer Beweisfi'ihrung gefchlagen find- beginnen fie einen cinzufchuchtern. Ich bin noch keinem Advokaten begegnen der mir nicht gedroht hätte mich friiher oder fpäter ins Gefängnis zu bringen, Ich bin noch keinem Geifilichen begegnet- der mir nicht mit der Verdammnis gedroht hatte. Und ihr droht mir jetzt mit dem Tode. Bei all euerm großtuerifchen Gerede habt ihr doch nur einen Trumpf in der Handh und das ifi Einfchr'ichterung. Ranch bin kein Feigling; folglich ifi diefesVorgehen mir gegeniiberzwecklos.
B, B.
(auf ihn losgehend); Ich will Ihnen fagenh was Sie find„ Herr. Sie find ein Schurke.
L o u i s:
Ol» ich habe nichts dagegen- daß Sie mich einen Schurken nennen - durchaus nicht. Es ift ja nur ein Wort - ein Wortx das Sie nicht einmal definieren können. W a s ifi ein Schurke?
B. B.:
Sie find ein Schurke„ Menfch.
L o u i s:
Ganz richtig. Was ifi ein Schurke? Ich bin einer. Was bin ich? Ein Schurke. Das heißt argumentierend fich in einem Kreife drehen. Und Sie bilden fich einx ein Mann der Wiffenfchaft zu fein!
B. V.:
Ich - ich - ich - ich hätte große Luftx Sie beim Kragen zu packen- Sie infamer Schuft- und Ihnen eine gefunde Tracht Prügel zu geben.

L o u i s:
Ich wollte. Sie täten es. Sie würden mir dann ein anfehnlihes Stück Geld bezahlen. damit die Sache niht vor Geriht kommt. (B. B. [kürzt fhnaubend von ihm fett und geht aufgeregt auf und ab.) Habt ihr mir in meinem eigenen Haufe noch mehr Hbflichkeiten zu fagen? Ih möchte fie gerne erledigt haben. ehe meine Frau zurückkommt. (Er fährt an feiner Skizze zu arbeiten fort.)
R i d g e o n:
Mein Entfhluß ift gefaßt. Wenn das Gefelz verfagt. müffen anftcindige Menfhen fih felbfi zu fchülzen fuhen. Ih _will keinen Finger rühren. um diefem Reptil das Leben zu retten.
B. B.:
Das ift das Wort. das ich gefucht habe: Reptil. (Er verfchränkt feine Arme und nimmt eine entfchloffene Haltung ein.)
W a l p o l e:
Ich kann mir niht helfen. ich kann Sie gut leiden. Dubedat. Sie find wahrhaftig ein Mufiereremplar.
S i r P a t r i ck:
Iedenfalls kennen Sie jetzt unfere Meinung.
L o u i s
(feinen Bleifiift geduldig niederlegend): Seht einmal. Das ift alles zwecklos. Ihr verfieht mich nicht. Ihr bildet euch ein. ich fei ganz einfah ein gewöhnlicher Verbrecher.
W a l p ol e;
Kein gewöhnlicher. Dubedat. Seien Sie gereht gegen fih felbfi.
L o u i s:
Ihr feid ganz und gar auf falfher Fährte. Ih bin kein Verbreher. Alle eure Moralpredigten haben für mich keinen Wert. Ich glaube niht an Moral. Ich bin ein Schüler Bernard Shaws.
S i r P a t r i ck
(verwirrt): Was?
B. B.
(bewegt feine Hände. als wenn die Sache damit erledigt wäre): Das genügt. ich brauche nihts weiter zu hören.
L o u i s:
Ich befilze natürlich niht die lcicherlihe Eitelkeit mir einzubilden. ih fei der Ubermenfch - ausgerehnet ih -Z aber es ift immerhin ein

Ideal- dem ich nachftrebe fo gutz wie jeder andere feinem Ideal nach-
firebt.
B. B.
(unduldfam): Bemühen Sie fich nicht. Ich verfiehe Sie jetzt vollkommen.
Sagen Sie nichts weiter- bitte. Wenn ein Menfch vorgibth über Wiffen-
fchafß Moral und Religion zu diskutierem und fich dann zu der Gefolg-
fchaft eines notorifchenz öffentlich bekannten Impfgegners bekenntX
dann habe ich nichts weiter zu fagen. (llberFGwenglich.) Nicht daß
ich etwa im gewöhnlichen Sinne des Wortes an die Impfung mehr
als Sie glaubez mein lieber Ridgeon: das brauche ich Ihnen nicht
erfi zu fagen. Aber es gibt Dinge. die den fozialen Rang eines Menfchen
befiimmenz und Impfgegnerfchaft ifi fo ein Ding --. (Er nimmt feinen
Plaß auf der Efirade wieder ein.)
Sir P atrick:
Bernard Shaw? Von dem habe ich nie etwas gehört. Ifi das nicht
ein Methodifienprediger?
L o u i s
(empört): Neinh nein. Er ifi der vorgefchrittenfie Menfchx der heute
lebt: er ifi gar nichts Befiimmtes.
S i r P a trick:
Ich verfichere Ihnen„ junger Mann„ mein Vater hörte die Lehre der
Sündenbefreiung aus Iohn Weslehs eigenem Mundeh bevor Sie oder
Shaw geboren waren. Das ifi ein fehr populäres Bekenntnis ge-
wefen zur Entfchuldigung dafün daß man Sand in den Zucker und
Waffer in die Milch goß. Sie find ein gefunder Methodifih mein Iunge;
Sie wiffen es bloß nicht.
L o u i s
(zum erfien Mal wirklich geärgert): Das ifi eine intellektuelle _Be-
leidigung. Ich glaube nicht/ daß es fo was wie Sünde gibt. _ _f _ '_-Z
S i r P a t r i ck:
Es gibt auch Leute„ die nicht glaubenx daß es fo was wie Krankheit gibt.
Die find die richtigen Ratgeber fiir Ihr Leiden. Wir können nichts für
Sie tun. (Er erhebt fich.) Ich wunfche Ihnen guten Abend.
L o u i s
(jammernd): Ohz bleiben Sie fißenh Sir Patrick. Gehen Sie nicht fort.
Oh bitteh bitte„ nicht. Ich wollte Sie nicht verletzem auf mein Wort.
Bittez feßen Sie fich wieder. Geben Sie mir noch eine Gelegenheit.
Nur noch zwei Minuten: mehr will ich nicht.

Sir Patrick
(überrafcht durch diefes Zeichen von Liebenswiirdigkeit und ein wenig gerührt): Nun -l (Er feßt fich.)
L o u i s
(dankbar): Dank. taufend Dank.
S i r P a t r i ck
(fortfahrend): Ich habe nihts dagegen. Ihnen noch zwei Minuten zu fchenken. Aber wenden Sie fih nicht an mih; denn ih habe mih von der Praris zurückgezogen und bilde mir niht ein. Ihr Leiden heilen zu können. Ihr Leben ift in den Händen diefer Herren.
R i d g e o n:
Niht in den meinen. Ih habe beide Hände voll. Ih habe weder Zeit noh verfügbare Mittel für diefen Fall.
S i r P a tr i ck;
Was fagen Sie. Walpole?
W a l p ol e:
Oh. ich will feine Behandlung fhon in die Hand nehmen: mir liegt nihts daran. Ih bin vollkommen überzeugt. daß es fich hier um gar keinen moralifhen Fall handelt; fondern um einen phyfifhen. In feinem Gehirn ift etwas niht in Ordnung. Das heißt: wahrfheinlich handelt fich's um eine merkwürdige Erkrankung des Rückenmarks, Und das weifi wieder auf eine Zirkulationsftörung hin. Kurzum. es ift mir voll-kommen klar. daß er an einer vorläufig noh dunklen Art Blutvergiftung leidet. die beinahe ficher von einer Blutftauung im Wurmfortfalz herrührt. Ich werde den Wurmfortfah entfernen.
L o u i s
(die Farbe wechfelnd): Soll das heißen. daß Sie mich operieren wollen? Hu! Nein. ih danke.
W a l p ol e:
Fürchten Sie nihts: Sie werden nihts fpüren. Sie werden felbfi-verfiändlich anäfthetifh gemacht. Die Sahe wird ungemein intereffant werden.
L o u i s:
Oh ja. wenn fie Sie intereffiert. dann natürlich -l Wieviel bieten Sie mir dafür. daß ich mir das von Ihnen mahen laffe?
W a l p ol e
(fich entrüftet erhebend): Wie viel? Was foll das heißen?

_j
...j
In
0
7" "5- *M 1 *
4 L.-c;,._'7-*,-Â»* L_-fQ-,. *LA-".ÃœV* '-WJ ,f
er. -. , e *-7-* ann-l*-
--"--*"-*
Richard Riemerfhmid-Miinchen ZiriihftÃ¼cishalle.
Zum Effay von Ernft Shut.

- -.>11- _flä'i-"DWNFFWIU 1'»- WM-Ml-"u_." . . ,

Ba-Ux *
' I .-
..rer-4*- -M--D *ie-'N Frieden pre "'Wenswürdigkeit '--' ,
..inter Nur *--i x' icht ich.)
"'.7 .i'-
(r-. *-3 : :.qk. laufend Laut.
:.1:"!-*,-r1-'
- 1 k
-.i-.,-'. „cb babe ..in-:- 'ma-qm. Ihnen n-:h Nuri '* '.
ic* ..2. *über .rei-dc*- *.":.e fih Y*- an ini-i*: -31: *- ih * .'.-
es! "ut-io zurückgezogen und bilde n-.r *ti ': e-..-. Ihr frit-
"ai"- ,a--- .ihr Lei-e ift in der. .Finden d* .c ..J-..rec
N;rgeon.
Nicht iii d--n mei-.cu Ih habe beide .ix *21:* -oll. In_ '-
>
noch v2."*'i'igbare Mittel für diefen Fe!,
S i r P a tr i ä:
Was fagei- Sie. Walpole?
W a l p o l e:
Oi). ich .rx-Z!! feine *Beh- "idlung fhon i-i die .ße .k 7." .- .ki -.
d. ren. Ich din vollkommen überzeugt. ix'* .2* :..iq bl-i .i-
mai-alif-:hen Fall handelt; fondern um c.-ic- Naomi..- , -
ldi.i---*r- ..i e' re* .il-rt in Dede-.mc D1-, lie-'ine wabifhc"
[ich's um cal- 1» ech. *ir-:dige Ertl-ii ?mg der *Laken-name. -'.. . *
*nieder .7:*4 eine -ii-.kk-l-ninneßö ung im'. Karin-77. es komme-i kl, 7..:2'; er an einer . 'iM-.- auch dunklen ein '- l.
'leidet I.. beinahe i* *ier ren reer *Surinam-:*9 iniW-i:.--*'». *- :K - -
.Jiu 'Lt-"Ir- den :Wuknlfulffsi enifrrncn.
k. Z *,1>
ker-1 q.. ..YU-lud): Soll das heißer.. daß Sie mich der;
,-5- c.. -- --.- danke.
Mair-:ie:
Fälll-kle" sie rin-i3: Sie werden niht! frären, Ii. . 1- r -.. -
verliäff'jrh am" gemaht. D.;- Fahe wird urige-n'. - s .-
werden.
L o u i s:
Zh ia.. wenn fi.- Sie ir.rer.*-'f',ei., klar-:t natürlia. - : *7- k) . - .
"lil Wil!?- dßß "*- 7--ik '-"i-k vun 'Ihnen mach-:n icli. '7
a l p ol e
(fih entrüfiet erheben-7.*: ?LK-ie viel? Was foll das heiße"
>* **-Ue "uf
_- ..- ß fi- ._- Ä -- '-

Iahre-me
190.
4
,.
e.
.Ii-7!
W" "
"FI-.j K.-
"t-.*-
[Ã–'r-"- .
Richard Riemerfchmid-MÃ¼nchen:
FrÃ¼hftÃ¼clshalle.

Zum Effay von Ernft Schur.

L o u i s:
Sie glauben doh niht. daß ih mir von Ihnen umfonft den Bauh auf-
fhneiden laffe?
W a l p o l e:
Würden Sie denn mein Porträt umfonfi malen?
L o u i:s:
Nein. Ih 'gebe *Ihnen das Bild dafür. und Sie können es dann
vielleicht um den doppelten Betrag verkaufen. Meinen Wurmfortfaß
kann ich aber nicht mehr verkaufen. wenn Sie ihn mir herausgefhnitten
haben.
W a l p o l e
(beleidigt): Ridgeon. haben Sie fhon jemals etwas derartiges gehört?
L o u i s:
Für fünfhundert Pfund können Sie jede Operation an mir vornehmen.
die Ihnen Spaß macht; aber der Teufel foll mich holen. wenn ih fo
etwas Ihren fhönen Augen zuliebe tu!
W a l p ol e:
Behalten Sie Ihren Wurmfortfah. Ihre tuberkulöfe Lunge und Ihr krankes
Gehirn: ih bin mit Ihnen fertig. Man könnte glauben. daß ih diefem
Burfhen etwas anderes als eine Gefälligkeit erweifen wollte! (Er kehrt
in höhfiem Zorn zu feinem Stuhl zurück.)
Sir Patrick:
.herr Dubedat. da bleibt nur ein Arzt übrig. der Ihren Fall niht ab-
gelehnt hat. Sie können fih nur an Sir Ralph Bloomfield Benington
wenden.
W a l p ol e:
Wenn ih Sie wäre.: B. B.. niht mit Zangen würde ih ihn anfaffen.
Shicken Sie ihn ins Brompton Spital; dort wird man ihn zwar niht
heilen. aber Manieren lehren.
B. B.:
Ih habe nun einmal die Schwäche. nie nein fagen zu können. felbft
den unwürdigfien Menfhen gegenüber nicht. Außerdem halte ih
eine Diskuffion über den Wert ?des Menfchenlebens. das wir gerade
behandeln. unter Arzten für unmöglih. Bedenken Sie das. Ridgeon.
Laffen Sie fih's durh den Kopf gehen. Sir Paddy. Befreien Sie Ihren
Sinn von Sheinheiligkeit. Walpole.
W a l p ol e
(entrüfket): Mein Sinn ifi vollkommen frei von Sheinheiligkeit.

B. B.:
Na alfo. Sehn Sie fih mal meine Praris an. Jh glaube) es ift eine vornehme Praris) eine elegante Praris) eine Praris unter den befien Leuten. Sie verlangen) daß ih auf die Frage eingehe) ob meine Patienten jemandem nüßlih find) fih oder anderen. Nun gut) wenn Sie das wiffenfhaftlih löfen wollen) dann erleben Sie eine keäuetio act uvam-(111m. Sie müffen da zu dem Shluffe gelangen) daß die Mehrzahl der Menfhen) wie es mein Freund J. M. Barrie kurz und bündig formuliert hat) beffer tot ware. Beffer tot. Es gibt Ausnahmen) zweifellos. Da gibt es zum Beifpiel eine ganz bemerkenswerte fozialdemokratifhe Einrihtung: den Hof) der aus öffentlichen Mitteln) alfo vom Publikum) erhalten wird) weil das Publikum ihn brauht und gerne hat, Meine Patienten bei Hof find Menfhem die hart arbeiten) einem alfo Befriedigung gewähren) zweifellos. Dann behandle ih ein paar Herzöge) deren Güter wahrfheinlih beffer in Stand find) als fie es in öffentlichen Handen waren. Was aber die meifien übrigen betrifft) wenn ih über die zu urteilen anfinge„ würde das Berdikt fcaglos lauten: beffer tot. Sterben folhe tatfählih) dann muß ich die Familie manchmal fogar damit - durh die Blume natürlih - tröfien. Die TatfacheF daß diefe Leute für ärztliche Behandlung verfhwenderifh viel Geld ausgeben) würde mich wahrhaftig niht berehtigen) meine Fähigkeiten zu vergeuden) um diefe Menfhen - fo wie fie nun einmal find _ am Leben zu erhalten. Und wenn meine Honorare hoh find) habe ih fhließlih doh auh große Auslagen. Meine eigenen Anfprühe find gering - ein Feldbett) ein paar Zimmer) eine Brotrinde„ eine Flafhe Wein; und ih bin glücklih und zufrieden. Die Bedürfniffe meiner Frau find vielleiht lururiöfer; aber fogar fie beklagt Ausgaben) die nur den einzigen Zweck haben) eine folhe Lebensführung aufreht zu erhalten) die meine Patienten nun mal von ihrem ärztlihen Berater verlangen. Der - der - der (befinnt fich plötzlich). Jh habe den Faden meiner BG trahtungen verloren. Wovon fprah ih eben) Ridgeon?

R i d g e o n:
Von Dubedat.

B. B.:
Ah ja. Ganz rihtig. Danke fhön. Von Dubedat natürlih. Na) was ifi unfer Freund Dubedat? Ein lafterhafter und unwiffender junger Menfh mit Zeichentalent.

L o u i s:
Danke fehr. Laffen Sie fich nicht fibren.
B. B.:
Was find denn nun fchließlich die meifien meiner Patienten? Lafierhafte und unwiffende junge Menfchen ohne irgend ein Talent. Wollte ich mich erft auf ihre Verdienfie befinnen„ müßte (ich auf drei Viertel meiner Praxis verzichten. Deshalb habe ich es mir zur Regel gemachß nicht fo zu rechnen. Wenn ich mir nun diefe Regel als anftändiger Menfch für die zahlenden Patienten zurechtgelegt habe: kann ich da bei einem Menfchen eine Ausnahme marhen„ der- weit davon entferntX einen zu bezahlenh einen vielmehr anpumpt? Nein! Nein fage ich. Herr Dubedat: Ihr moralifcher Charakter ift mir gleichgültig. Ich betrachte Sie ausfchließlich vom wiffenfchaftlichen Standpunkt aus. Für mich find Sie ganz einfach ein Schlachtfeld. auf dem eine räuberifche Armee Tuberkelbazillen mit einer Abteilung patriotifch gefinnter weißer Blutkörperchen kämpft. Da ich Ihrer Frau verfprochen habe. diefe Phagochten zu vermehren. und meine Grundfäße mir nicht gef'cattenx ein gegebenes Wort zu brechen. will ich fie vermehren, Iede weitere Verantwortlichkeit lehne ich ab. (Er wirft fich erfchöpft in feinen Seffel zurück.)
S i r P a t r i ck:
Herr Dubedat- jehß wo Sir Ralph fich fo gütig Ihres Falles anzunehmen erbietet und die zwei Minuten verfirichen findh die ich Ihnen gewährt habe. muß ich Sie bitten„ miah zu _entfchuldigew (Er fieht auf.)
Lou i s:
Oh gewiß. Jetzt bin ich mit Ihnen vollkommen fertig. (Sich erhebend hält er ihm den Skizzenblock hin.) Da! Während Sie fchwaßtem habe ich gearbeitet. Was ift von Ihrer Moralpredigt übrig geblieben? Nichts als etwas Kohlenorhdgash das die Zimmerluft verfrhlechtert hat. Was ifi von meiner Arbeit übrig geblieben? D a s. Sehen Sie! (Ridgeon fieht auf. um es fich anzufehen.)
S i r P a t r i ck
(der von der Efirade herabgekommen iii): Sie junger Taugenichts. alfo gezeichnet haben Sie mich?
L o u is:
Natürlich. Was denn fonfi?
S i r P a t r i ck
(nimmt ihm die Zeichnung aus der Hand und brummt beifällig): Das ifi recht gut. Finden Sie nicht auch. Colly?

Ridgeon:
Ia. So gut. daß ich es haben möhte.
S i r P a t r i ck:
Danke. aber ih möchte es gern felber haben. Was halten Sie davon Walpole?
W a l p o l e
(erhebt fih und geht hinüber. um fih das Bild anzufehen): Bei Gott. das muß ih haben!
L o u i s: -
Ich wollte. ih könnt's mir leifien. es Ihnen anzubieten. Sir Patrick. Aber ich würde lieber fünf Guineen opfern. als mich davon trennen.
R i d g e o n:
Oh. wenn's weiter nichts ift. ich will Ihnen fehs dafür geben.
W a l p o l e:
Zehn.
L o u i s:
Ich glaube. Sir Patrick hat ein moralifhes Anrecht darauf. da er mir gefeffen ifi. Darf ih es Ihnen um den Preis von zwölf Guineen zu-fchicken?
S i r P a trick:
Zwölf Guineen! Nicht wenn Sie der Präfidentfder königlichen Akademie wären. junger Mann. (Er gibt ihm die Zeichnung entfchloffen zurück. wendet fih ab und nimmt feinen Hut von der Gliederpuppe.)
L o u i s
(zu B. B): Wollen Sie zwölf dafür bezahlen. Sir Ralph?
B. B.
(tritt zwifhen Louis und Walpole): Zwölf Guineen. Ia danke. Das will ih dafür bezahlen. (Er nimmt das Blatt und zeigt es Sir Patrick.) Nehmen Sie es von mir an.*Paddy. und möge es Ihnen gegönnt fein. es noh lange zu betrahten.
Sir Patrick:
Ih danke Ihnen. (Er fieckt die Zeichnung in feinen Hut.)
B. B.:
Ich brauche das nun mit Ihnen niht fofort zu ordnen. Herr Dubedat: mein Honorar wird diefen Betrag um vieles überfieigen. (Er nimmt auch feinen Hut.)
L o u i s:
Das ift niederträchtig. Ich würde mich lieber erfchießen laffen. als fo

etwas tun. bei Gott! Ich fielle fefi. daß Sie mir die Zeichnung gefiohlen haben.
Sir Patrick:
So haben wir Sie alfo doh zum Glauben an Moral belehrt. was?
L o u i s:
Pahl (Zu Walpole.) Ich werde Ihnen ein anderes machen. Walpole. wenn Sie mir die zehn Pfund geben. die Sie geboten haben.
W a l p o l e:
Einverfianden! Ih werde bei Ablieferung bezahlen.
L o u i s:
Ah! Wofür halten Sie mich denn? .haben Sie kein Vertrauen 'zu meiner Ehre?
W a l p o l e:
Niht das geringfie.
L o u i s:
Na ja. Sie können natiirlich nicht anders handeln. wenn das Ihre Meinung ift. Bevor Sie gehen. Sir Patrick. geftatten Sie mir Iennifer zu holen; ih weiß. daß meine Frau Sie gerne fprechen würde. wenn Sie nichts dagegen haben. (Er geht zur Tur.) Und nun. bevor fie eintritt. noh ein Wort. Ihr habt hier alle ziemlich freimi'itig über mich gefprohen. hier. in meinem Haufe. Ih habe nihts dagegen: ich bin ein Mann und kann mih felbfi fchüßen. Aber fobald Iennifer hereinkommt. erinnert euh gefälligfi. daß fie eine Dame ift und daß man euh für Gentlemen hält. (Er geht hinaus.)
W a l p o l e:
Na ja!!! (Er geht feinen Hut holen.)
R i d g e o n:
Der Teufel hole feine Frechheit!
B. B.:
Es follte mih gar niht überrafhen zu hören. daß er aus gutem Haufe ift. Wo immer ih Würde und Selbfibeherrfhung antreffe. ohne daß ein nachweisbarer Grund dazu vorliegt. lautet meine Diagnoie auf: gute Familie.
S i r P a t r i ck:
So ift nun mal die Welt. Die anftändigen Menfhen find immer dazu da. fih von den Snobs die Meinung fagen und außer Faffung bringen zu laffen.

B. B.:
Ich bin nicht außer Faffung. Bei Jupiter. den Menfchen möchte ich fehen. der mich außer Faffung bringen könnte. (Jennifer tritt ein.) Ah- Frau Dubedat- wie fieht das Befinden?
F r a u D u b e d a t
(ihm die Hand fchlittelnd): Ich danke Ihnen allen. daß Sie gekommen find, (Sie fchüttelt Walpole die Hand). Ich danke Ihnenz Sir Patrick. (Sie fchiittelt Sir (patrick die Hand.) Ohh das Leben ift wieder lebenswert„ [eit ich foläye Männer: kennen gelernt habe. Von jenem Abend in Richmond anZwar es mit meiner Angft vorbei. Und mein Leben ifi doch gewöhnlich nichts als Angfi gewefen. Wollen Sie nicht Plaß nehmen und mir das Refultat der Konfultation mitteilen?
W a l p o l e:
Ich möchte mich empfehlen- wenn Sie nichts dagegen habem Frau Dubedat. Ich habe eine Verabredung. Bevor ich geheh gefiatten Sie mir noch zu fagen- daß ich mit meinen Kollegen hinfichtlich diefer Art der Erkrankung vollkommen eines Sinnes bin. Was die Urfache und die Heilmittel betrifft. fo ift das nicht meine Sache: ich bin nur Chirurgx diefe Herren aber find praktifche Arzte und werden Sie gut betaten. Ich mag meine eigenen-_Anführten über den Fall haben: ich ha b e fie fogar; und meine Herren Kollegen kennen fie. Wenn man mich braucht - und fchließlich wird man mich brauchen - wiffen die Herrem wo ich zu finden bin. Ich fiehe immer zu Ihrer Verfiigung. Fiir heute leben Sie wohl. (Cr geht ab.)
Sir Patrick:
Ich möchte Sie bittem mich zu entfchuldigem Frau Dubedat.
Ridgeon
(angftiich): Sie gehen?
Sir Pa t r i ck:
Iax ich kannhier nicht von Nußen fein; muß nach Haufe) Wie Sie wiffen- gnädige Frau- praktiziere ich nicht mehr- kann alfo in diefem Fall keine Verantwortung übernehmen. Die Sache bleibt zwifchen Sir Colenfo Ridgeon und SirJzRalph Bloomfield Benington. Die Herren kennen meine Anfioht. Guten Abendh gnädige Frau. (Cr verbeugt fich und geht zur Tür.)
F r a u D u b e d a t
(ihn zurüähaltend): Das ift doch kein fchlimmes Zeichen? Es geht Louis doch nicht fchlechteß wie? nein?

S i r P a tr i ck:
Nein: es geht ihm nicht fchlechter. Genau fo wie in Richmond.
Frau Dubedat:
Oh. ich danke Ihnen: Sie haben mich fo erfchreckt. Entfchuldigen Sie.
S i r P a tr i ck:
Oh. nicht der Rede wert. gnädige Frau. (Er geht hinaus.)
B. B.:
Frau Dubedat. wenn mir der Patient anvertraut werden foll _
F r a u D u b e d a t
(erfrhrocken. mit einem Blick auf Ridgeon): Ihnen! Ader ich dachte doch. daß Sir Colenfo -
B. B.: *
Meine liebe gnädige Frau. Ihr Gatte foll mich bekommen.
Frau Dubedat:
Aber -
B. B.:
Kein Wort mehr: es i| mir Jhretwegen ein Vergnügen. Sir Colenfo ifi im bakteriologifthen Laboratorium an feinem Plaß. Ich bin es am Krankenbett. Ihr Gatte foll genau fo wie ein Mitglied der königlichen Familie behandelt werden. (Frau Dubedat fühlt fich unbehaglich und will wieder protefiieren), Bitte. nichts von Dank: es wurde mich in Verlegenheit bringen. glauben Sie mir. Darf ich fragen. ob Sie an diefe Räume gebunden find? Muffen Sie hier bleiben? Das Automobil hat felbfiverfiändlich jede Entfernung überwunden. aber ich muß gefiehen. es wäre zweckdienlicher. wenn Sie mir ein wenig näher gerückt würden.
Frau Dubedat:
Sie fehen. Atelier und Wohnung find abgefonderte Räume. die zufammen gehören. Ich habe in den gewöhnlichen Wohnungen fo viel gelitten. Die Dienfiboten find fo entfeßlich unehrlich.
B. B.:
Ah! Ia!? Wirklich? Wirklich? Mein Gott, . .
Frau Dubedat:
Ich war nie daran gewöhnt. meine Sachen abzufchließen. und vermißte fo viele kleine Summen, Zuletzt gefchah etwas Schreckliches. Eine Fünfpfundnote fehlte mir. Der Verdacht lenkte fich auf das Hausmädchen; und fie hatte die Stirn zu behaupten. daß Louis fie ihr gegeben hatte, Und er wollte nicht. daß ich etwas gegen fie unternahme: er i| fo zartfühlend. daß ihn diefe Dinge verrückt machen.

B. B.:
Ah -hm - ha - ja - das genügt. naja. _dann follen (Sie niht umziehen. Frau Dubedat. Wenn der Berg nicht:zu Mahomet kommt. muß Mahomet zum Berge kommen. Nun muß ih aber gehen. Ich werde Ihnen fhreiben und eine Stunde befiimmen. Wir werden am - am - wahrfheinlih am nächfien Dienstag mit der Anregung der Phagocyten beginnen. aber Sie follen noh von mir hören. Verlaffen Sie fih auf mih. und mahen Sie fich gar keine Sorge. Effen Sie regelmäßig. fhlafen Sie gut. bleiben Sie frohen Mutes; erhalten Sie uns die Heiterkeit des Patienten und hoffen Sie das Befte. Es gibt kein befferes Mittel als eine reizende Frau. die befte Medizin ift Frohfinn. und das allerbefie Mittel ift die Wiffenfchaftl Leben Sie wohl. leben Sie wohl. leben Sie wohl. (Nachdem er ihr die Hand gefchüttelt hat - fie ift zu überwältigt. um zu fprechen - geht er hinaus. auf dem Wege hält er inne und fpricht zu Ridgeon): Bitte. fhicken Sie mit: Dienstag früh eine Tube ftarkes Antitorin. einerlei was für eines. Vergeffen Sie niht. Leben Sie wohl. Collh. (Er geht hinaus.)
R i d g e o n:
Sie fehen wieder ganz entmutigt aus. (Sie ift beinahe in Tränen.) Was ift denn gefhehen? Sind Sie enttäufht?
Frau Dubedat:
Ih weiß. ih follte fehr dankbar fein. Glauben Sie mir. ih bin fehr dankbar. Aber - aber -
R i d g e o n:
Nun?
F rau Dubedat:
Ih hatte mein Herz fchon an den Gedanken gehängt. daß S i e Louis behandeln würden.
Ridgeon:
Ra. Sir Ralph Bloomfield Benington:-
Frau Dubedat:
Ia. ih weiß. ih weiß. Es ifi ein großer Vorzug. feine Behandlung zu genießen. Aber ah. ih wünfhte. fie läge in Ihren Händen. Ich weiß. es ift gewiß unvernünftig: ih kann das niht erklären._aber ih hatte ein fo fiarkes Gefühl. daß Sie ihn kurieren würden. Bei Sir Ralph empfinde ih niht fo. Sie haben's mir doh verfprochen. Warum haben Sie Louis aufgegeben?

R i_d g e o n:
Das hab' ich Ihnen doch erklärt. Ich kann mit dem befien Willen keinen Fall mehr aufnehmen.
Frau Dubedat:
Aber in Richmond?
R i d g e o n:
In Richmond glaubte ich. ich könnte noch für einen Fall Plaß fchaffen. Aber diefen Plaß hat mein alter Freund. Doktor Blenkinfop. in Anfpruch genommen. Seine Lunge ift angegriffen.
Frau Dubedat:
Meinen Sie jenen ältlichen Mann - diefen ein bißchen albernen -
R i d g e o n
(fireng): Ich meine den Herrn. der mit uns gefpeift hat - ein ausgezeichneter und ehrenhafter Mann. deffen Leben fo viel wert ift. wie das irgend eines andern. Ich hab's nun fo gemacht: ich übernehme feinen Fall und Sir Ralph Bloomfield Benington übernimmt Dubedat.
F r a u D u b e d a t
(fich zu ihm wendend): Oh. ich erkenne den Zufammenhang. Reid ifi es. Gemeinheit. Graufamkeit. Und ich dachte. Sie wären darüber erhaben.
R i d g e o n:
W a s meinen Sie?
Frau Dubedat:
Oh glauben Sie. daß ich das nicht weiß. denken Sie. daß dergleichen noch nie paffiert ifi? Warum wendet fich jetzt jeder von ihm ab? Kdnnt ihr denn nicht verzeihen. daß er euch überlegen ift - daß er klüger i| - daß er tapferer ifi - daß er ein großer Künfiler ift?
R i d g e o n:
Ia. ich kann ihm das verzeihen.
Frau Dubedat:
Haben Sie fonfi irgend etwas gegen ihn einzuwenden? Ich_ habe jeden herausgefordert. der fich von ihm abgewendet hat - herausgefordert. Aug' in Aug'. mir eine Schlechtigkeit nachzuweifen. die er begangen. oder nur einen unehrenhaften Gedanken mitzuteilen. den er ausgefprochen hat. Seine Feinde mußten immer zugeben. daß fie mir nichts von alledem zu nennen wüßten. Ießt fordere ich Sie heraus. Weffen befchuldigen Sie ihn?

Ridgeon:
Ich bin wie alle übrigen. Aug' in Aug' kann ich nicht das Geringfie gegen ihn vorbringen.
Frau Dubedat:
Aber Ihr Benehmen ifi verändert. Und Sie haben Ihr gegebenes Wort. für ihn Platz zu fchaffen. gebrochen.
R i d g e o n:
Ich glaube„ Sie find ein wenig unvernünftig. Der allerbefie medizinifche Ratgeber Londons fieht Ihnen zur Seite. und eine der Leuchten unferes Berufes hat den Fall Ihres Gatten in die Hand genommen. Das -
Frau Dubedat:
Oh. es if'i fo graufam. mir gegenüber auf diefem Standpunkt zu verharren. Es fcheint ganz richtig und feht mich dabei ins Unrecht, Ich glaube nur an Sie und nicht an die anderen. Wir haben fchon fo viele Arzte gehabt: allmählich weiß ich. wie es klingt. wenn fie nur fprechen und nicht helfen können. Mit Ihnen ifi das anders. Ich fühle- daß Sie fein Leiden verfiehen. Sie müffen mich anhören. Doktor. (Mit plößlicher Beforgnis): Habe ich Sie vielleicht beleidigtx weil ich Sie Herr Doktor nenneh ftatt Sie mit Ihrem vollen Titel anzufprechen?
R i d g e o n:
Unfinn. Ich bin Doktor. Aber Sie dürfen Walpole nicht fo nennen. (Er feßt fich aufs Sofa.)
Frau Dubedat:
An Walpole ifi mir nichts gelegen: Sie find es. der mir freundfchaftlich gefinnt bleiben muß. (Seht [ich auf den Atelierfiuhl.) Ich kenne Louis- wie ihn niemand fonfi auf Erden kennt oder jemals kennen wird. Ich bin feine Frau. Ich weiß. er hat kleine Fehler. Ungeduldigkeiten- Empfindlichkeiten. Selbfifüchtigkeiten. die ihn fo trivial dünken„ daß er fie gar nicht bemerkt. Ich weiß. daß er in Geldangelegenheiten die Menfchen manchmal verletzth weil er darüber fo erhaben ifi. daß er die Wichtigkeit. die gewöhnliche Menfchen im Gelde fehenh gar nicht verfieht. Sagen Sie mir: hat er - fich auf irgend eine Weife Geld von Ihnen ausgeliehen?
R i d g e o n:
Ia„ er hat mich um eine Kleinigkeit gebeten.
F r a u D u b e d a t
(hat wieder die Augen voll Tränen): Oh- wie ich das beklage. Aber er wird es nie wieder tun: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Er hat es mir

feierlich verfprohen - hier in diefem Zimmer. gerade ehe Sie kamen - und er ifi unfähig. fein Wort zu drehen. Das war feine einzige wirklihe Shwähe; aber jetzt i| fie befiegt und für immer abgetan.
Ridgeon:
Ifi das wirklich feine einzige Shwähe?
Frau Dubedat:
Er ift vielleicht auh manhmal fhwach gegen Frauen. weil fie ihn fo anbeten und ihm immer Fallen fiellen. Und natürlih. wenn fie fehn. daß er niht an Moral glaubt. fo meinen die gewöhnlihen frommen Menfhen. daß er deshalb böfe fein müffe. Aber S i e können das doh verftehen. niht wahr? wie das alles fehr viel dazu beitragen muß. ihn in fchlechten Ruf zu bringen. und fo lange herum erzählt wird. bis fogar gute Freunde gegen ihn aufgebraht werden.
R i d g e o n:
Ia. das verfiehe ich.
Frau Dubedat:
Oh. wenn Sie nur feine anderen Eigenfchaften kennen würden. wie ih fie kenne! Wiffen Sie. Doktor. daß ich mih töten würde. wenn fih Louis durh eine wirklich fhlehte Handlungsweife um feine Ehre brachte?
R i d g e o n:
Aber ich bitte Sie. regen Sie fih doh niht auf!
Frau Dubedat:
Ia. das würde ih. Ihr könnt das natürlich niht begreifen. ihr Leute aus dem Offen.
R i d g e o n:
Sie haben wohl in Eornwall niht viel von der Welt gefehen?
F r a u D u b e d a t
(naiv): Oh ja. ih habe jeden Tag fehr viel von der Shönheit der Welt gefehen - mehr. als man hier in London jemals fehen kann. Aber ih hab' nur fehr wenig Menfchen gekannt. wenn Sie d a s unter „Welt" verfiehen. Ih war das einzige Kind meiner Eltern.
R i d g e o n:
Das erklärt manches.
Frau Dubedat:
Ih hab' fehr viel geträumt. aber fchließlih laufen alle Träume auf einen hinaus.
R id g e o n
(mit einem halben Seufzer): Ia. zu dem einen gewöhnlihen Traum.

F r a u D u b e d at
(überrafcht): Ift er gewöhnlih?
R i d g e o n:
Ih glaube. Sie haben mir ja noch niht gefagt. worin er beftand.
Frau Dubedat:
Ih wollte kein zwecklofes Leben führen. Selbfi vollbringen konnte ih nihts. aber ih befaß etwas Vermögen und konnte damit helfen. Ih befaß auh etwas Shönheit: hglten Sie mih niht für eitel. weil ih das weiß. Ih wußte. daß die Genies zu Beginn ihrer Laufbahn immer einen entfeßlihen Kampf mit Armut und Elend zu beftehen haben. Mein Traum war es. einmal ein Genie vor Not zu bewahren und etwas Reiz und Glück in fein Leben zu tragen. Ih flehte den Himmel an. mir ein folhes Wefen zu fchicken. Ich glaube ganz beftimmt. daß Louis mir als Antwort auf mein Gebet gefandt worden ift. Er glich den anderen Männern. denen ih begegnet war. fo wenig wie die Ufer der Themfe unferer Küfie in Cornwall. Er fah dasfelbe. was ih fah. und malte es für mih. Er verfiand alles. Er ift wie ein Kind zu mir gekommen: denken Sie nur. Doktor. er hat fogar nie daran gedaht. mich zu heiraten: er hat niemals an das gedaht. woran andere Männer denken. Ich felbfi mußte um ihn anhalten. Da fagte er. er hätte kein Geld. Da erwiderte ih. ih hätte welhes. Oh. ja dann! fagte er. genau wie ein Knabe. Er ift noh immer fo.'*ganz unverdorben. In feinem Denken ein Mann. in feinem Träumen ein großer Dihter und Künfiler; und in feinem Wefen ein Kind. Ih habe mih ihm mit allem. was ih hatte. hingegeben. damit er im vollen Sonnenfhein zu feiner vollen Höhe emporwahfen könne. Wenn ich den Glauben an ihn ver-löre. dann wiirde mein eigenes Leben Shiffbruh leiden. Ih würde nah Eornwall zurückkehren und:fierben. Ih könnte Ihnen den Felfen zeigen. von dem ih mich ins Meer fiiirzen würde. Ich kann niht ein-mal den Gedanken. daß er krank ift. ertragen. Sie miiffen ihn heilen. Sie müffen ihn mir wieder vollfiändig gefund mahen. Ih weiß. daß Sie es können und daß es außer Ihnen niemand kann. Ih flehe Sie an. fhlagen Sie mir diefe Bitte niht ab. Übernehmen Sie Louis' Behandlung. und Sir Ralph kann Blenkinfop heilen.
N i d g e o n:
Glauben Sie denn wirklih in folhem Maß an meine Maht und an mein Wiffen. Frau Dubedat?

Frau Dubedat:
Unbedingt. Ich fchenke mein Vertrauen nicht halb.
R i d g e o n:
Das weiß in). Wohlan) ich werde Sie auf die Probe fiellen - auf eine harte. Wollen Sie:mir glauben) daß ich das alles verfiehe) :was Sie mir eben gefagt haben: daß ich keinen fehnlicheren Wunfch habe als Ihnen in treuefier Freundfchaft zu dienen und daß Ihr Held Ihnen-um jeden Preis erhalten bleiben muß?
Frau Dubebat:
Oh) verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie mir) was ich Ungutiges gefagt habe. Sie werden ihn mir erhalten.
R i d g e o n:
Auf alle Fälle. (Sie küßt feine Hand. Er fieht rafch auf.) Nein: Sie haben den Schluß noch nicht gehört. (Sie erhebt fich.) Sie müffen mir glauben) wenn ich Ihnen fage) daß die einzige Möglichkeit) Ihnen Ihren Helden zu erhalten) darin befieht) daß Louis Sir Ralph anvertraut wird - und nicht mir.
F r a u D u b e d a t
(entfchloffen): Sie fagen es: dann zweifle ich nicht länger; ich glaube Ihnen. Danke!
R i d g e o n:
Leben Sie wohl. (Sie ergreift feine .han d.) Ich hoffe) daß unfete Freund-fchaft von Dauer fein wird.
Frau Dubedat:
Das wird fie. Meine Freundfchaft wird nur mit dem Tode enden.
R i d g e o n:
Der Tod macht allem ein Ende) nicht wahr? Leben Sie wohl. (Mit einem Seufzer und einem mitleidigen Blick auf fie) den fie nicht ver fieht, geht er hinaus.)
Vorhang.
Schluß in der Dezember-Nummer.

Hedwig Dohm:
Hans von Kahlenberg (Helene von
Monbart).

Eine ganze Kategorie von Dichtern laffen fich als Proteusnaturen bezeichnen. Von einem Roman. von einem Drama zum andern wechfeln fie zwifchen Impreffionismus. Realismus. Symbolismus. Lyrismus ufw.

Vielerlei Motive können den Wandlungen zugrunde liegen.

Entweder ift's ein geiftiger Wandertrieb. Vagabundennaturen widerfirebt die Seßhaftigkeit.

Oder. es drängt fie eine ungewöhnliche Vielfeitigkeit der Begabung. alle Saiten ihres Wefens zum Klingen zu bringen.

Die Wandlungen dürften fich aber auch als natürliche - dura, äußere und innere Schickfale bedingte Entwicklungsphafen der Perfönlichkeit erweifen.

Ferner: fie können dem Ehrgeiz und der Ruhmfucht entfpringen.

Der Ruhmfüchtige ift auf der Jagd nach Erfolg. Ifi es ihm als Impreffionift nicht gelungen. fo verfucht er es als Neuromantiker. Schlägt er auch da keinen Rekord. fo wirft er fich auf die Pfychologie oder die Heimatkunft.

Er glaubt fich im Stoff oder in der Form vergriffen zu haben. wenn er das Publikum nicht kaptiviert.

Vielleicht auch fehlt es dem proteifchen Dichter an einem feflen Kern. einer tieferen Wurzelung. aus der allmählich. mit innerer Notwendigkeit. Blatt für Blatt. Blüte für Blüte fich entfaltet. Ausftrahlungen alle desfelben Kerns.

Zu folchen Proteusnaturen gehört unter anderen Hauptmann.

Bei ihm fieht der Grund der allmählichen und natürlichen Entwiälung feiner geiftigen Perfönlichkeit im Vordergrund.

Ein Proteus in der Literatur ifi Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart),

Hedwig Dohm feiert in geifti er elle ihren 75. Geburtstag. Sie ifi eine markante Gefialt in unferm chrittum. als Frau wie als Dichterin. Wir freuen uns. gerade in diefem Heft einen Beitrag von der greifen Dichterin über Hans von Kahlenberg bringen zu können. weil diefe Arbeit wohl den treffendfien Jubiläumsartikel bedeutet: wie die 75jährige Hedwig Dohm eine jungnervige. bizarr-moderne Erfäzeinung unferes Literaturlebens würdigt. A. Halbert.

Von all den angeführten Wandlungsmotiven findet fich etwas in
ihrer überreichen Produktivität. Vorwiegend aber ift es wohl die Viel-
feitigkeit ihrer Begabung. die fie anreizt ihre Fühlfäden nach allen Wind-
richtungen hin auszufirecken.
Hans von Kahlenberg ift ein fchillerndes. genialifhes Talent. Eher
ein franzöfifches - das heißt ein pariferifches - als ein deutfches. Will
fie uns einmal echt deutfch kommen. wie in dem Roman „Der Alte".
fo wird fie konventionell. brav. fehr nett. Auch fiir junge Mädchen
lesbar. *
Auf allen möglichen Gebieten. in allen geifiigen Provinzen tummelt
fie fich fröhlich oder feurig. mit flinker Behendigkeit. mit virtuofer
Sicherheit.
Ihre Bücher wirken fchnell. fiark. nicht nachhaltig. Sie iii keine
Inizierte in den Tempelhallen der Dichtkunft.
Ihre Romane find nicht künfilerifch fein genug zifeliert. um l'art
pour 1'srrt zu fein. Für das große Publikum find fie zu geiftreich. zu
erklufiv. zu fkeptifch. raffiniert; fie reden zu fehr die Sprache befiimmter
Kreife.
Für wen fhreibt fie eigentlich? Ich meine für internationale Welt-
leute beiderlei Gefchlechts, Für die Salons der oberen Zehntaufend
und für etliche andere auch. die der fchneidenden Wahrheit ihrer Gefell-
fchaftsbilder Verfiändnis entgegenbringen. Feinen und bequemen Ge-
nießer-tt eine willkommene Kofi. Den Idealifien ein Dorn im Auge.
Reizvoll. pikant in ihrer literarifchen Perfönlichkeit ift das Gemifch von
malitiöfem Efprit. Unverfrorenheit. Raffinement und draufgängerifhem
Pathos.
Eine Feuerfecle? Nein. Eine Phantafie von Feuer. Ein emi-
nentes Temperament der Zunge. der Rede. des Blutes.
Sie ift fpähend. lauernd. liftig. berechnend. fehr klug. Von robufter
Kraft. Scharfäugig. feinhörig. Boshaft. graufam. fprühend. Kalt
bis zum Eifigen. Eis und Feuer berühren fich.
Sie ift auch zierlich. wißig. durchfchliipfend. Toilettenkünfilerin.
Ihre Licblingsblume dürfte die rote Zentifolie fein. Doch parfümiert
fie die Rofe noch.
Je nachdem ift fie Tigerkaße. Schlange. Gazelle.
Kane? Nein. Nichts Leifes. Gefchmeidiges. Krauendes hat fie.
Lieber beißt fie. zerreißt fie. Iungleopardenart.
Ein wildes Potpourri find ihre Schriften,

Auf der einen Seite eine erfchreckend nüäfterne. fcharfe Welt- und Menfchenkenntnis. ein ftupendes Wiffen aller Banalitäten des Lebens. der vulgären Denkungsart der Subalternen. Auf der anderen Seite Temperamentsgluten. die mitunter etwas fchweflig angehaucht find. Fafi fatanifche Schule.
Dithyramben. Raketenfprühen. dunkle Nokturnos. Farbenfymphonien wechfeln mit loddrigen Frivolitäten in einem Berliner Leutnants- oder Iournaliftenjargon.
Nie aber verlangt ihr nach der blauen Blume der Romantik. Das Dämmernde. Leife. Diskrete. Verfchleierte. Duft und Ahnung fehlen ihr. .Kein Harfenton. Walkürenrufe, Grandiofe Gebärden. Prunk der Schilderung. Purpurne Worte.
Eine habgierig. maßlofe Seele. Nießfches Wort: „Wenn es einen Gott gäbe. wie hielte ich es aus kein Gott zu fein.‟ ifi ihr aus der Seele gefprochen. Wie hielte fie es aus kein Jbfen. kein Maupaffant. kein Hauptmann. kein Maeterlinck. kein Fontane ufw. zu fein. Wie hielte fie es aus keine Renate Fuchs. keine Effi Briefi. keine Monna Wanna. keine Frau vom Meer zu fchreiben, Und fie begibt fich auf alle diefe Abenteuer. und - fie hat Erfolg,
Das Geheimnis der Mache if't ihr offenbar geworden,
Die Bildhauerin Lotte in den ,.Sembrihkis" fragt fich - als fie die großen plaftifchen Werke des großen Bildhauers Arnold bewundert - „Wo ifi die Technik - das Gerippe - wie hat er das gemacht? Was ifi der Kniff?" Ifi das vielleicht ihre Art zu fchaffen?
Eine große Könnerin. Alles kann fie. Sie hat es fogar fertig gebracht ein langweiliges Bua) zu fchreiben: „Ulrike Duys“.
Sie hüpft. tanzt. vollbringt Dauerläufe. fchreitet monumental. tautnelt dionyfifch.
Sie hat einen großen Stil. einen kleinen Stil. einen biblifch-zarathufirafäfen Stil. Gar keinen Stil.
Aus allen möglichen Gebieten wählt fie ihre Stoffe.
„Der Fremde‟ ift ein fymbolifcher Roman. Tefiamentarifches Pathos. Chrifiusvifionen. Aneinandergereihte allegorifierende Bilder und Szenen. Kühne Gedankenanläufe und willkürlich Zufammengerafftes. Weihevoll Befchwingtes.
„Prinzeß Kolibri‟ ein franzöfierendes. verhaltenes. gezähmtes. gefittigtes Dekameron. Wihige Phantafiik.

'k' :Uwe ,
b " * Der' .'

l* ck. ..11* . -' .k1**xf. i..

.i nn(- von, Kahlenberg
..- .- .- - _ ......_ __-__
.--.. -. -...... .....- L.. ._..*..
"o

fredtria

Auf o-- - - .c Seite eine erfchreckend nungen-2. 'ta-*ci* .
**.nfjlrL-'n uns ein fiurendes Wifien aber 're-.atmen r-„. ..
:K3 t**tllx 'i1 :u Den-a:g:*art der Subrlternen. Anf r.. ..i-orten .-
' .-ra- :iigluun die mitunter etwas fahr-eilig argeizauctn n*
:ia- .t milde Schule.
BONN-*ecm Raketenwrihen. dunkle Rex-*rem Faibenfymphe-qe.
wia-ick. ..eit leddrigen Fri.1olit-.'iten in einen. *He-linie 'I-utnants. er
Z --urnali'ftenn- rg- n.
Nic ab*: verlangt ihr nah dit' blut-.cn Blum.- d-** Romantik. 4
Dritten-ende. teile. Diskrete. Verichleierte. Duft unt- .ahnung f-*:.'-- : 7-
,"-c-'n Darfeuron. Walkürenrufe. *Jr-.andren Webmren. Pruni rc-
(Zchkldernrg. Piirrixrnc Werte.
Eine htbgierig. wahl-ie Seele. Nießfazes Wert: *nn e- »*ir- -
Gett gäbe. nie hielte ich -ts ars ?ein Gott za rein.“ ift ihr aus' 4
gcfpretxn. Wie hielte fie es aus kein Jdfi'k! kein Maur :xa-1*- t, .--,
Hat-reinem, kein Maererlincr. kein Fontane nfw. zu fein. iii-xt * .lee
fie e» aus keine Renate Fuchs. kein-.- Effi Bricft. keine Men-.1a '2 *
keine Frau vom Meer zi fchceiben. Und fie begibt fich auf alle rn»-
Al:cnlcin-r. und - fir tat i ?tft-lg.
Das Geheimnis der "la-bc tft ihr offenbac- geworden.
D2: ViiöktexiFKikk rei-c :n den ..Se-abrißkie‟ fragt fich -- ale ‟2
die greßen [lit-Wen "Zweit des großen BilddOuers Arnold betone..-
- „Wo if'. ri.. 'tre-m' --- das Get-?pre -- trio. hat er das gen-..*..
Was ifi der helft?‟ Lit dis reelle-icht ihre Art *,u fifjaffen?
Eine große Könner-in. Alles kann fie. Sie hat es fogar .
a_ bracht ein langweiliger Emi zu fehr-erben: ..Ulrike Duys“.
Sie hüpft. tanzt, vollbringt Dauer-aufm fchreitet mem-.nenten
tat-.t- elt dionpfifch.
Sie hat einen _aM-,n Stil. einen ice-.neu Stil. einen bit-[iich n-
li)1;]irafct“-en Stil. Gar kein-tn Stil.
Au: --llcn moglichen Gebiet-cn null!? fie ihre Stoffe.
..D-*r Fremde" ifi ein fvn'b-lifcher Ron-.1.1. Tefiullll'liki"kiii1;-'
-_;* 'Fix-Z El*.'-:iur'nilil-nen. Aneixäcndirgereihte allic:orifierende Bild-.
rr: fxzxticn. Kühne Gedankenanlaufe und willkürlich Zufamme..
grmsn- Weiberoll Befhwirgtes.
.."l'ri-tteß Ki'ilri" ein franziifierenres. verhaltenee. gezähmtes. g(
fir. .nes Dekaneton. Witzige Var-tafiik.
»35
..-

l W Ferdinand SchauÃŸ:
Kinderkopf
Tert von Guï¬av Falke.
1908


EMPTY

„Eva Sehring" liebäugelt mit Guy de Maupaffant. „Der Alte“
ifi fontanefcher Prägung.
Den „letzten Mann" dichtete die blutgeborene Mufe eines Toll-
haufes. Neronifche Phantafien. Vulkane. die brennendes Blut über
die Erde fpeien. Die ganze Welt nimmt ein Blutbad. Mit heulenden
Schrecken brauft eine wilde Jagd an uns vorüber, Ein Ballfpielen mit
abgefchlagenen Köpfen. Schaurige Wollufi der Graufamkeit. Mors
Imperator thront über Leichenkatakomben. Um fein Haupt kreifen die
Aasgnen
Ein junges Mädchen fchrieb diefe Blutorgie.
Im „letzten Mann" und in dem „Fremden" funkelt und glüht ein
ertatifcher Impreffionismus. Schilderungen Ol in Waffermann. nur daß
der Dichterin die grandiofe Feierlichkeit. die Königsgebärde. die Waffer-
mann z. B. in feinem Alexander entfaltet. nicht zu Gebote fiehen.
Hans Kahlenbergs perfönlichfies Wefen fpiegelt fich wohl am
treueften in dem Roman „Die Sembrißkis" wieder.
Stark. glühend. ftahlhart finde ia) diefes Buch.
Das Milieu einer armen adligen Offiziersfamilie. ihre einzelnen
Typen. der Kontrafi zwifihen den geringen Mitteln der Leute und ihrem
Ehrgeiz - coute que coote *- emporzukommen. gewinnen in den
Ausführungen der Dichterin intenfives Lebenz wenigftens folange fie
in den niederen oder mittleren geifiigen Regionen der Gefellfchaft bleibt.
Will fie aber in tiefe Tiefen oder in hohe Höhen. fo fchweift fie leicht ins
Schrankenlofe. phantaftifch Willkürliche ab. verliert den Boden pfychi-
fcher Wahrfcheinlichkeit. So bei der Eharakterifierung der .Heldin Lotte.
die in ihrer Kompliziertheit von Kaßenklugheit. Perfidie und mänaden-
hafter Brunft. von Kälte und Glut - halb Penthefilea. halb Meffalina
- nicht befonders glaubwürdig erfcheint.
Diefe Lotte kann nie genug kriegen. Die Dichterin aua) nicht.
Ein köfilicher Typus der Familie ifi eine Geheimrätin. die neben
tugendhafter Korrektheit eine vorteilhafte Weltlichkeit pflegt. „Die Ge-
heimrätin war wütend über Sus (Säfwefier der Lotte) zu dekolletiertes
Kleid. billigte aber die Parifer Toilette einer vornehmen Engländer-in.
die iiberhaupt erft eine Handbreit über der Taille anfing. Sie wußte
auch tiefe Ausfchnitte zu fchähen. wenn es im Dienft der „Familie un-
umgmmfim wanfl
Hans Kahlenberg ift - fo nnglaubhaft es klingt - Antifeminiftin.
..Die neue Frau.“ fagt fie unter andern in den ,.Sembrißkis".

..wird die Diagonale fein von Meffalina und der Doktorin der Mathematik. die fiegen wird und die fhrecklih fein wird.‟
Das hindert fie niht an Reflexionen. die nah der fogenannten ..neuen Ethik“ hinüberfhielen.
So. wenn Lotte über ihre leihtfinnige Shwefter Su meditiert:
..Und wenn fie leihtfinnig war! wer jagt denn. daß das niht das Natürliche ift. das Ehrlihe. Gefunde. und das andere die Lüge. die Tyrannei und Quälerei? . . . Wer ifi treu? Welche anfiändige Frau? . . . Was ift Pflihttreue als Kafieiung. fich ausleben anderes als Natur. . . . Die anfiändige Frau ift. die will und niht wagt. Die andere wagt und ifi unanftändig . . . Die war heilig und die andere menfhlih. Und Heilige gibt's niht. aber Menfhen gibt's. Menfhen foll's geben. Und zum Leben find wir geboren."
Eine andere Reflexion: ..Verlorene Söhne reizen immer . . . Es find immer nur fhlehte Männer. für die gute Frauen mit blutenden Füßen durch Shneefelder wandern. fhleht werden. verraten. worden."
In den ..Sembrißkis" verfieht Hans Kahlenberg auh warme Gemütstöne anzufhlagen. Die (enten Briefe der leihtfinnigen Su (fie zerbricht an einer Vernunftheirat) find fo einfach rührend. zum Küfien lieb. zum Weinen traurig.
..D e r W e g d e s L e b e n s‟ bezeihnet eine der neuefien Wandlungen der Dihterin.
Ein Buh von übermütigem Reihtum. Sie fireut ihn verfhwenderifh aus. Mit aller modernen Kultur und ihren Trägern hat die junge. ehrgeizige und grazile Weltdame Fühlung.
Allein im ..Weg des Lebens" zwingt fie ihre Natur. die links möhte. rechts zu gehen. Sie büßt dabei an Originalität ein. Zuviel Gewolltes. Maffenhaftes. Unaufhörlihes. Langatmiges. zu viel beredfames Feuilleton enthält der Roman.
Von überall her langt fie fih Menfhen. um eine Unterhaltung über dies und das zu führen; einen Regierungsrat. der fih iiber verfhiedene Verwaltungszweige ausläßt. Reihstagsmitglieder. - konfervative. liberale. fozialiftifhe -* die fih über Politik verbreiten miiffen.
Sie interviewt alle Welt. Eine liifierne Interviewerin. eine Interviewerin pur- exeelleuce. Interviewerin aus Wiffensdrang und aus literarifh praktifhem Drängen.
Es gibt nihts. worüber ihre Rede niht geht. Literatur. Kunft. Politik. Duell. Judentum. Heimarbeit. Indufirie. Krankenpflege ufw.

Alles muß herbei. um den Ernft ihres Schaffens zu illuftrieren.
Und fie hat ihn. diefen Ernft. den fchönen Willen dazu. den Willen zur Vertiefung. Zu einem Hinüberwollen aus der kleinen Welt in die große Welt.
Das Refultat entfpricht nicht ganz ihren Intentionen.
Der Werdegang einer reichbegabten Frau. die durch feelifche Irrungen und Wirrungen hindurch fich zur Klarheit emporringt. foll veranfchaulicht werden. Wird nicht veranfäfaulicht.
Ihre Heldin. die Gräfin Helene. verfieht fie mit fo viel Eigenfchaften. wie es eigentlich gar nicht gibt. fo daß man fchließlich den Wald vor Bäumen nicht fieht. ihre Individualität fiäf in einem Di>icht von Eigenfchaften verliert.
Es gibt nichts. was Gräfin Helene nicht ift. Sie ift edel. rein. hochgeartet. Sie kann aber auch frivol fein. empfindet einen ungefunden perverfen Triumph. als fie Unrechtes tut. Gleich darauf aber hat fie viel davon geträumt. ganz fiark zu werden und ganz rein zu bleiben. (Hans Kahlenberg kann nie genug kriegen.)
Und fo tragen au>f alle ihre Handlungen den Stempel der Willkür. Warum fie - um frei zu werden - in eine ziemlich untergeordnete Penfion flüchtet - will fagen. aus einer befferen Gefellfchaft in eine fchlechtere - warum fie e11 pnuoaut Krankenpflegerin wird. warum fie in äußerem Elend in einer Manfarde wohnen muß. erhellt nicht. Die Autorin zwingt fie in diefe Abenteuer-lichkeiten hinein. Von felbft wäre fie nicht darauf gekommen.
Nicht jeder Welt- und Menfchenkenner ifi ein fubtiler Pfychologe. Hans Kahlenberg zeichnet mit unvergleichlicher Treffficherheit die Silhouetten ihrer Figuren. Bei den feineren Windungen und Verfchlingungen der Pfyche verfagt fie. Ins Intimfie der Menfchenfeele dringt fie nicht.
Der Mangel pfychologifchen Tiefblicks ift bei der Charakterifiik der Gräfin augenfällig.
Der intereffante Dichter verläßt fie kaltfinnig nach 1D tägigem Liebesglück. ihre beiden Kinder fierben. Ihr Gatte erfchießt den Dichter. Die Wirkungen diefer tragifchen Schickfale auf ihre Seele werden kaum flüchtig gefireift.
Dagegen find die Epifodenfiguren des Romans Kabinettftü>e der Charakterifierung. Das Ehepaar Thaler. der Dichter Vernon Rachä.

Mia Glotter ufw. find entzü>end boshaft mit funkelndem. dolchfpißem
Wie ausgefkattet.
Hans Kahlenbergs letztes Buch ..Der liebe Gott" gehört nicht zu
den bedeutenden Schöpfungen der Dichterin.
Die inneren und äußeren Erlebniffe des Kindes Martina. die fich
von ihrem 10.-15. Jahr in einem Klofterfiift - zugleich eine Erziehungs-
anf'talt - abfpielen. bilden den Inhalt des Buches.
Kindheitsfchilderungen eigenartiger Prrfönlichkeiten find faft aus-
nahmslos intereffant. Die vorliegenden find es nun um fo mehr. als
fich in dem Kinde fchon fafi alle Züge vor-finden. - von der ausgelafienen
Durchtriebenheit bis zum grufeligen Pathos -. die die fpätere Schrift-
fkellerin charakterifieren.
Ein problematifches Kind ift Martina. die den Teufel liebt und
fich ihm verfihreiben will. die fich in blutigen Iamben austobt und fich
mit einer Gefährtin wild knabenhaft keilr. Mit ihrer Intimen -
wegen ihrer zwitfchernden Luftigkeit ..der Spaß" genannt. - hei-kt fie toll-
köpfige Streiche aus. Und doch ifi das Kind fchon fkeptifch. fchniifflerifch.
nörgelt an dem lieben Gott herum und himmelt wie ein delirierender
Dichter. oder wie ein Asra. der fiirbt. wenn er liebt. die fchöne italienifrhe
Lehrerin an.
Als ein Beitrag zur Erziehungsfrage hat das kleine Werk Kultur-
wert. Man meint. indem man diefe Aufzeichnungen lief't. es handle fich
um eine Erziehungsanfialt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.
Aber nein. Die Autorin ift noch jung. Vor ungefähr 18 Jahren
trug fich Martinas Erziehung in dem adligen Stift zu. Martinas. oder
Helene von Monbarts. Eine Konfeffion im eigentlichften Sinne ift ..der
liebe Gott". ein Stück Autobiographie. Jede Zeile trägt das Gepräge
der Echtheit.
Ich bin überzeugt. daß die Verfafferin nicht einen Augenblick daran
gedacht hat. einen Erziehungsroman frhreiben zu wollen. etwa ein Buch
s la Freund Hein *- Unter dem Rad - Peter Eamenzind.
Und doch ift die Wirkung gleich der einer Streitfchrift gegen die
Mädchenerziehung. einer Erziehung. die zum Zorn aufreizt. oder zu tiefem
Mitleid mit den verkannten unterdrückten jungen Seelen bewegt.
In dem Gemifch von pietifiifcher Frommheit. Hochmut. Härte.
Dummheit. Verfcändnislofigkeit werden etliche von den Kindern ,zu
Heuchlerinnen. oder Liebedienerinnen. anderen wird die ganze Religion
verleidet,

Alles Schein. Konvention. Drill. Eine Moral von gröbfter Struktur. Abftrafungen bis zu Ohrfeigen. eine Prüderie. die den Kindern verbietet fich beim Wafchen gegenfeitig anzufehen. und die doch das lüfterne Tafien der Halbwüchfigen nah den Sexualgeheimniffen nicht hindern kann.
Dem Kind Martina ift Tolftois Kreuzerfonate in die Hände gefallen.
..Ein verlogenes unanftändiges Buch.“ fagt eine der Stiftsdamen. Martina findet es nicht unanftändig. ..Weil du felbft verdorben und gemein bif't." ift die Antwort der grundgütigen frommen Dame.
Mechanifch hohl ift die Unterrihtsmethode. die eher auf eine Abtötung keimenden geiftigen Lebens als auf eine Befruchtung der Kinderintelligenzen hinwirkt.
Kein Hauch wahrer Religiofität berührt die Kinderherzen, Erklärlich. Wortfrömmigkeit tut's nicht.
Die Kinder wollen die Frömmigkeit fehen. fie fühlen als Liebe. Milde.
Ein - (darf ich mich ultraprofan ausdrücken?) - bei den Haaren herbeigezogener lieber Gott verfehlt feinen Zweck.
Soll es die Kinder etwa begeiftern. wenn eine der frommen Klofterfrauen es für ihre Pflicht hält. dem fterbenden Kind. dem kleinen Spaß. zu fagen. daß es fierben muß?
Nur der Geifiliche und die gra'fliche Äbtifiin heben fich in vornehmer Güte von dem ftarren herzlofen. religiöfen Schematismus des übrigen Klofierperfonals ab.
Liebenswert ift nur der etwas zaghafte Geifiliche.
Daß in einem adligen Stift Antifemitismus herrfcht. ift beinah felbftverfiändlich. Geradezu entfeßlich aber wirkt es. wenn der f'terbenskranke Spaß. als leete Tat. die harmlofe kleine Iüdin Ifolde Karfunkel-'kein mit tödlich graufamem Spott aus dem Stift herausgrault. unter dem Applaus der Gefährtinnen. .
Und das in einer Anftalt. die in Gottfeligkeit erfiirbt.
Die Konfirmation bildet den Schluß des Werkes.
Ein Bild eleganter Orthodorie. das die Dichterin fchön und beweglich ausmalt.
Selbfi das krittlerifche Fräulein Martina fühlt fich von den feierlich vornehmen Formen ergriffen.
Als fie aber - nach chrifilichem Brauch - vor dem Abendmahl

die zum Stift Gehörigen um Verzeihung bitten muß- würzt fie diefe Bitte bei einer kleinen Feindin mit unchrifilichen Stichelreden.

"k * *

Hans Kahlenbergs Romane leben von Erotik. Sie ergeht fich auf diefem Gebiet mit ungewöhnlicher Offenheitx bis zur Wagehalfigkeit- bis zur Gefährdung ihrer Perfon.

Und doch wirken ihre Schriften nicht finnenerregcnd. Der tödliche Ernft der Leidenfchaft fehlt- die konzentrierte Herzens- und Sinnenkraft, Es ift mehr ein geiftreiches- fpielerifches- auch wohl ironifch fchmunzelndes Betafien der Liebeswelt. In ihrer heiteren Ironie ifi etwas von Mokerie. Ein Koboldlachenz das fich hier und da zu einem malitiöfen Kichern verdünnt. In ihrer gerifienen Menfchenkenntnis erinnert fie zuweilen an Shaw.

Wirft man ihr Frivolität- wohl gar Zynismus vor? Durchaus mit Unrecht. Wie denn? Wenn ich die Fridolitätx die Wurmfiiäzigkeit gewifier Gefellfchaftskreife zur Sprache bringez fo identifiziere ich mich doch nicht mit ihnen.

Ganz gegenfiändlicl» durchaus objektiv- ohne fich perfönlich einzu- mifchen- gibt fie die Eindrücke- die fie von den geifiigen und moralifchen Sitten einer gewifien Gefellfchaft empfangen hatt wieder. Wie die Ge- fellfchaft fo wurde7 wie fie fein müßte oder werden könntet das kümmert fie nicht. Weltverbefierungspläne hat fie nicht.

An ihrem „Nirchen'h das fo viel Staub aufgewirbelt hatx miß- billige ich nur den Titel „Beitrag zur Pfychologie der höheren Tochter". Hätte fie das Büchelchen durch den Titel als eine Schrift gekenn- zeichnetr die nur eine Gruppe entgleifter weiblicher Jugend treffen will - nichts wäre an dem efpritvollen Werkchen auszufeßen gewefen. Denn zweifellos es gibt -- vorzugsweife unter den oberen Zehntaufend - eine nicht geringe Anzahl jener (Jem-j riet-gen, die Hans Kahlenberg denunziert hat.

'k 3" *

Fafi jeder Schaffende - mag er noch fo vielfeitig fein - hat ein Spezialgebiet- in dem er ganz zu Haufe ift- in dem feine Kraft und Be- gabung am ftärkfien und eigenartigfien zum Ausdruck kommt.

Hans Kahlenbergs Gebiet ifi die Dekadence.

In der Wiedergabe der Sprech- und Denkweife dekadenter Men-

fchen ift fie Meifierin. Ich wüßte keinen deutfchen. kaum einen franzö-
fifchen Schriftfteller) der es ihr darin gleich täte.
Im „Weg des Lebens") der fo viel ihrem eigentlichen Wefen Fremdes
enthält. erhebt fie fich fofort zu ficherer Virtuofität) wenn fie in dem
Ehepaar Glotter und der Frau von Dettau die diabolifche Skepfis) die
lachend naive Frechheit und perverfe Gefinnung einer dekadenten Ge-
fellfchaft fchildert.
Künftige Kulturhifioriker werden ihre Schriften für das Zeitalter
der Dekadence nicht entbehren können.
Hans von Kahlenberg befißt eine große Tugend. O Wunder. fie
fagt die Wahrheit! Sie läßt die Leute fagen und denken. was fie in
Wirklichkeit fagen und denken) fie läßt fie tun. was fie wirklich tun.
Die geiftigen und auch die nicht geiftigen Laiter der Gefellfchaft hängt
fie an die große Weltglocke.
Damit kommt ein - ich möäjte fagen - revolutionierender Zug in
ihre Werke. Gewiß. eine von der Dichterin unbeabfichtigte Wirkung.
Sie ergibt fich aus der Wahrheit von felbfi.
Sie fiellt keine neuen Tafeln auf. fie macht keine Ideenpropaganda.
Sie ift keine Gottfucherin. Von modernen Sehnfüchten ift fie frei.
Frei aber auch von jeder Konzeffion an die traditionelle Heuchelei.
frei von jeder Furcht vor dem - Schußmann.
Von ihren Wahrnehmungen läßt fie fich nichts abhandeln. Der
Wahrheit hält fie die Treue. Nicht ein eofflvt terrible der Gejell-
felt-lit?
K 'K K
Hans von Kahlenberg könnte. ein ftrahlender Stern am Literatur-
himmel fein.
Warum ift fie es nicht?
Weil fie ein Komet ift.
Kometen - mögen fie mit ihrem Schweif Himmel und Erde
peitfchen - find am Sternenhimmel nicht heimatberechtigt. Ihnen fehlt
der fe|e Kern.
Fehlt vielleicht auch der Dichterin der fefte Kern. ..der ruhende Punkt
in der Flucht der Erfcheinungeni'?
Fehlt ihr eine Weltanfchauuttg) eine feelifäje Heimat) ein Brenn-
punkt fiir die Sammlung ihrer Kräfte?

In welchem ihrer Werke |e>t ihre Perfönlichkeit. ihr innerfies
Wefen. ihre Gefinnung? Wer ift fie?
Weiß ichis?!
Ihre Werke haben keine Perfpektive.
Eine ftarke Beobachterin. Eine flaue Denker-in,
Eine füperbe Könnerin. Genialifch in ihrer Aufnahmefähigkeit.
Ihre Werke gleichen einem weitausladenden. kraftvollen Baum
mit raufchenden Zweigen. In den raufchenden Zweigen trillieren und
jubilieren buntgefiederte Vögel.
Doch niäft tief genug i| der Baum in gefegnetem Erdreich ge-
wurzelt. Die Früchte find fpärlich.
Ein wenig noch if't die Dichterin Undine. ehe fie den Seelenkuß
empfangen.
Im „Weg des Lebens“ fchmaäftet fie nach diefem Kuß. Gib ihn
ihr. o Mufe!
* 'k' 'k
In neuefter Zeit wendet fie fich gern dem Feuilleton zu. Eine
geifireiche. graziöfe Plauderin.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find... . . . . Roman.
Fortfeßnng.
Siebentes Kapitel:
Als Alexander in das Eafö trat. fiel fein erfier Blick auf den Fremden. Einen Moment überlegte er. ob er niht wieder gehen follte - dann aber warf er den Kopf zurück und nahm an einem der kleinen Tifche Platz. Er ließ fih vom Kellner die Abendblätter bringen. in die er fich vertiefte. Vielleiht fiand da irgendwo fchon eine Notiz. daß die Aufführung des Hamlet verfhoben. da der Darfteller der Titelrolle wegen auffäfiigen Benehmens für kontraktbrühig erklärt worden fei - wer konnte es wiffen. Die von der Direktion pflegten in folhen Fällen eilig zu fein. damit man ihnen niht zuvorkam. Da er nihts dergleihen fand. ließ er das Blatt wieder finken. Warum hatte er fih niht beherrfcht? War es unbedingt nötig gewefen. fo gewaltfam vorzugehen? War er felbft von feiner Handlungsweife befriedigt? Lag darin ein befonderer Ehrentitel. daß er dem kleinen hinblütigen Mann an körperliher Kraft überlegen war und ihm infolgedeffen den Herrn und Meifier zeigen konnte? . . . Hatte er am Ende gar nur einen Anlaß gefuht. um die Rolle des Hamlet loszuwerden? Und wenn nur feige Beforgnis und Angfi vor einer Niederlage die treibenden Kräfte für fein Handeln gewefen wären? . . . Nein - nein - und dreimal nein! . . . Nie wiirde er vom Theater Abfhied nehmen. bevor er niht den Hamlet gefpielt hätte. Denn wenn die Angelika reht hatte und er in der letzten Stunde Ton. Gebärde. Inhalt und Gefühl für die Rolle fand *- und eine innere Stimme beftärkte ihn in diefer Hoffnung - fo war er genefen. Er liebte ja die Bühne mit allen Fafern feiner armen Seele - und mohte er fih über ihren bunten Flitter noch fo luftig machen. feine Sehnfuht. fein ganzes Werben gehörte ihr. Nie drang das Geheimnis des Lebens fiärker auf ihn ein.

als wenn er auf der Szene fiand. Nie glaubte er den Sinn des Dafeins tiefer zu erfchöpfen. als wenn ihn die fchaufpielerifche Erregung fortriß und er den Alltag - Welt - Menfchen und Dinge. für Stunden wenigfiens. vergaß. Und nur die Ehrfurcht vor feinem Berufe war es. wenn er fich felber das Gelübde abgenommen hatte. eher das Theater zu verlafien. als ein elender Stümper zu werden. . . . Warum habe ich mein eigenes Dach in Brand gefelzt und gegen mich felbft gewütet? . . . Pfui Teufel - fchrie er fich an - was follen mir diefe Gewiffensbiffel Gefchehen ift gefchehen - jetzt heißt es den Kopf hoch tragen. um nicht auf der Strecke zu bleiben.

..Verzeihen Siel"

Er blickte jäh auf. Vor ihm ftand der Unbekannte.

..Womit kann ich dienen?" fragte Alexander. und trotz einer un- befiimmten Erregung war der Ton feiner Stimme von einer eifigen Zurückhaltung.

..Wenn Sie gefiatten. feße ich mich. Ich habe das Bedürfnis. Ihnen eine Erklärung abzugeben."

Alexander nickte.

..Ich habe mich Ihnen in einer Art genähert." begann der Fremde. ..die unter Gebildeten nicht gerade üblich ift. Defien bin ich mir durch- aus bewußt. Der Grund hierfür ifi." fuhr er langfam fort. ..daß Sie in mir Erinnerungen wecken. die mich im höäffien Grade erregen." Er machte eine kleine Paufe und holte aus der Ro>taf>fe ein Portefeuille hervor. dem er eine vergilbte Photographie entnahm.

..Wollen Sie fich das Bild ein wenig genauer anfehen?"

Er reichte Alexander die Photographie. die diefer mit einem leifen Auffchrei fofort wieder fallen ließ. ..Nicht wahr. es ift fehr merk- würdig." fagte der Fremde. Und erklärend fügte er hinzu: ..Das Bild fiellt meinen Bruder in dem Alter. in dem Sie heute fiehen mögen. vor. Es dürfte vor einem Vierteljahrhundert aufgenommen fein -- man könnte glauben. daß Sie dem Photographen gefeffen haben."

Faffungslos blickte Alexander den Fremden an. Endlich fagte-.er leife und beklommen: ..Das ifi in der Tat ein feltfamer Zufall."

..Sie werden nun meine Aufdringlichkeit verfiehen." begann der Unbekannte von neuem. ..Ich hatte die Abficht. Sie unter allen Um- fiänden kennen zu lernen - und fo erklärt es fich auch. daß ia) mir die Freiheit nahm. Sie hier im Eafä und fpäter im Theater gegen Ihren Willen zu zeichnen. Darf ich Ihnen das Blatt iiberreiäfen?"

Alexander hielt fich die Säjläfen. Sein Konterfei -- ihm fprechend ähnlich - war da mit wenigen charakterifiifchen Striajen hingeworfen. Er wurde bald blaß. bald rot und fühlte feine Ungefchicklichkeit. Taufend wirre Vorftellungen fchoffen durch feinen Kopf - und hinter allem ftand die Erwartung. daß der Schleier. der über feinem Leben lag. in diefer Stunde fallen könnte.
..Diefe Entdeckung". fagte der Fremde. ..fcheint auf Sie den gleichen fiarken Eindruck zu machen. den auch ich feiner-zeit gefpürt habe."
Alexander nickte fchweigend.
..Das Nächftliegende wäre nun. daß Sie und ich aus der nämlichen Familie ftammten. Damit wäre das Spiel der Natur am einfachften erklärt. Ihr Schaufpielername“. forfchte er behutfam weiter. ..könnte ja unter Umftänden nur ein vom (ie .euer-re fein.“
„Ich bedauere.“ erwiderte Alexander plößlich mit kühler Stimme. ..ich führe auch als Schaufpieler meinen Geburtsnamen.“
„Him" machte der Fremde. ..beläftigt es Sie. wenn ich weiter frage?“
„Bitte fragen Sie.“
..Stammt Ihre Familie aus dem Ruffifchen?"
Alexander fchwicg. Diefe Frage hatte ihn in eine Sackgaffe gedrängt. aus der er keinen Ausweg fand.
..Ich meine des ruffifchen Namens wegen. Es ift Ihnen wahrfäjeinlich bekannt. daß Ihr Name der Titel eines berühmten ruffifchen Romans von Gorgontfchow ift. der mehrfach ins Deutfche überfeßt wurde."
„Reim“ entgegnete Alexander briisk. „dies ift mir völlig neu.“
Nun entftand ein peinvolles Schweigen.
Endlich fagte Alexander mit großem Ernft. während fich die Worte ihm mühfam entrangen: „Ich bin in einer kleinen deutfchen Stadt geboren. in der meine Mutter als arme Wäfcherin fiäj durch faure Arbeit den Unterhalt verdiente. Meinen Vater -“ -- er brach mitten im Saße ab. als fürchtete er in feinem Bekenntnis fchon zu weit gegangen zu fein.
..Ich bitte Sie. meine Fragen nicht falfch zu deuten und keine aufdringliche Neugier vorauszufeßen. die meiner Art fremd ift. wenn ich Sie um den Namen Ihrer Vaterfiadt bitte.“
Diefe Worte waren in fo fachlichem Ton gefprochen. daß Alexander keinen Grund fah. die Antwort zu verweigern. Als er aber den Ort

genannt hatte. glitt ein Lächeln der Genugtuung über die Züge des
Fremden. das freilich fofort darauf einer ftarken Bewegung wich.
Unvermittelt fagte er: ..Darf ich mich Ihnen vorfiellen - mein
Name ift Heinrich von Bardeleben. Und nun möchte ich Sie erfuhen.
mir in mein Atelier zu folgen. wo ich Ihnen einige Aufklärungen geben
möhte. für die mir der Ort hier nicht gerade geeignet zu fein fcheint."
Er rief die Kellner. Beide zahlten und verließen das Cafe.
„Soll ich Ihnen verraten. in welchem Jahre Sie geboren wurden?“
fragte unterwegs Herr von Bardeleben. Und ohne erft eine Entgegnung
abzuwarten. nannte er die Jahreszahl.
Alexander richtete fich kerzengerade auf und blieb mitten auf der
Straße fiehen. Und indem er den Kopf feiner Gewohnheit gemäß zurück-
warf. fagte er mit erregter Stimme: ..Sie werden es begreiflich finden.
wenn das Frageftellen jeßt an mir ift. Diefe letzte halbe Stunde bedeutet
für mich als Erlebnis mehr. als Sie zu ahnen vermögen. Sie rührt
den ganzen Gram meiner Jugend auf. fie weckt in der Erinnerung an die
Leiden meiner Mutter eine folhe Bitterkeit. daß ich unfähig bin. mich
zu beherrfhen. Was wiffen Sie von meinem Vater -- was wiffen Sie
von meiner Vergangenheit?" '
..Ich bitte Sie. nur noch wenige Minuten Geduld zu haben. bis
meine Gewißheit eine vollkommene ift. Wenn ich an dem Ergebnis auch
nicht mehr zweifle. fo möchte ich doch erft den leßten Beweis Ihnen
vorlegen. Übrigens. nehmen wir einen Wagen. damit es fchneller
geht." Er winkte einem Tarameter. in den er ihn mit fanfter Gewalt
drängte. ..Haben Sie heute zu fpielen?“
,.Jch bin merkwürdigerweife frei.“
..Um fo beffer.“
Nun wurde kein Wort mehr gefprochen. bis der Wagen vor einem
alten Haufe in der Lennefiraße hielt.
Herr von Bardeleben ging voran - und Alexander folgte. während
er das laute Schlagen feines Herzens deutlich vernahm. Eine Minute
fpäter waren fie in dem geräumigen Atelier. Ein alter Diener kam aus
dem Nebenraum und fiellte eine große Lampe vorfichtig auf den Tifch.
Alexander fah und hörte nichts.
Unterdeffen kramte Herr von Bardeleben in Käfien und Mappen.
bis er endlich den gefuchten Gegenfiand gefunden zu haben fchien. Diefe
Zeit dünkte Alexander eine Ewigkeit,
..Ah - hier ift es!“

Und nun trat er auf Alexander wieder zu und reichte ihm ein
kleines. in Pafiellfarben gemaltes Bild. das zu feinem Staunen Agnes
Feufiel vorfiellte - liegend und mit gefchloffenen Augen. Darunter
fiand wohl das Datum aber nicht der Ort - und hinzugefügt waren
die Worte: Eine reine Seele.
Es begann plötzlich vor feinen Augen zu dunkeln. als wollten ihm
die Sinne fchwinden - Agnes Feufiels Leidensgeftalt tauchte vor ihm
auf, und ganz vernehmlich hörte er- wie fie zu ihm fagte: Iüngele -
mein Iüngele - und ihre Stimme hatte einen leife fingenden Ton, den
fie hervorzubringen wußte. wenn fie ganz befonders zärtlich zu ihm
wurde.
Er vergaß. wo er war. und küßte in tiefer Bewegung das Bild.
Dann fuhr er fich über die Augen und fagte nur: „Dies i| meine Mutter."
Und immer wieder betrachtete er die Züge der geliebten Toten und
konnte fich von dem Bilde nicht losreißen, das durch einen befcheidenen,
fchmalen Rahmen und ein Glas gefchüßt war. Und auf einmal tat fich
die Wafchküche vor ihm auf. in der Agnes Feuftel - über das dampfende
Faß gebeugt - ftand und fich die Hände wund rieb. während aus ihrer
Brufi jenes entfevliihe fchmerzhafte Huften kam. das ihre eingefallenen
Wangen fo traurig verfchönte.
Ahnte Herr von Bardeleben. was in ihm vorging? . . . Jeden-
falls fiörte er mit keinem*Laut die tiefe Stille. die fich zwifchen ihnen
aufgetan hatte . .
„Mein Vater ift tot?" fragte Alexander.
Herr von Bardeleben ni>te bejahend.
„Sie dürfen fein Andenken ehren. Und nun will ia, Ihnen einiges
erzählen. damit Ihnen der Zufammenhang der Dinge klar wird. den ich
felbfi erft heute enträtfelt habe. Ihr Vater war Maler wie ich - nur
mit dem Unterfchiede. daß er die bei weitem ftärkere Begabung hatte.
Er ftand vor einer mehrjährigen Studienreife nach Iapan- was
damals ein Unterfangen war. als er Ihre Geburtsfiadt auffuchte,
in der unfere Mutter begraben liegt. Mein Vater hatte viele Iahre
vorher eine Reife plößlich unterbrechen und in Ihrer kleinen Stadt Logis
nehmen müffen. da während der Eifenbahnfahrt - die Eltern hatten
eine Reife ins Ausland projektiert - die Muter plötzlich fchwer erkrankt
war. Sie ftarb viel fchnellerz als man ahnte- und der Vater begrub fie
in Ihrer kleinen Stadt. Das ift fozufagen das erfie Kapitel. Als dann
mein Bruder viele. viele Iahre fpäter feine große Iapanfahrt unter-

nahm. wollte er die deutfche Erde nicht verlaffen. ohne vorher das Grab unferer Mutter befucht zu haben. Vielleicht war er von einer Todes-ahnung befallen - vielleicht rechnete er damit. nie mehr nach Deutfch-land zurü>zukehren. - Kurz und gut. dahat er Ihre arme Mutter wohl kennen gelernt und einige wenige Stunden mit ihr verlebt - denn fchon am folgenden Tage nahm er von mir Abfchied. Von diefer Reife ift er nicht wieder heimgekehrt - wenige Monate fpäter erlag er einem typhöfen Fieber. Der deutfche Konful fchi>te mir feinen Nachlaß. in dem fich das kleine Bild Ihrer Mutter befand. die er offenbar. während fie fchlief. gemalt hatte. Ich habe mir zeitlebens den Kopf zerbrochen. wer die Fremde fein mochte. ohne doch das Nätfel zu löfen. Wie nahe fie dem Veritorbenen gefianden hat. ging nur daraus hervor. daß ihr Bild fich unter den wenigen Habfeligkeiten befand. die er auf die große Reife mitgenommen hatte. Und nun treten Sie mir durch einen Zufall unter die Augen - und ich denke. der Schreck foll mir die Glieder lähmen. Leibhaftig meine ich den Bruder vor mir zu fehen. als wenn er in der Blüte feiner Iahre aus dem Grabe auferfianden wäre. Und jede Ihrer Bewegungen erinnert mich an ihn - und felbft die Art. wie er den Kopf in den Nacken warf. hat durch ein Spiel des Schickfals fich auf Sie vererbt.‟

Er fchwieg und wifchte fich von der Stirn den Schweiß. den die Erregung hervorgerufen hatte.

Beklommenen Herzens hatte Alexander gelaufcht. Und mit einer feltfamen Mifchung von Scheu und Ehrfurcht betrachtete er den Mann. der ihm gegeniiberfaß. die verworrenen Fäden feines Dafeins ordnete und allem. was ihm dunkel und unlösbar erfchienen war. einen fo fchlichten und einfachen Sinn zu geben wußte. Ein fchamhaftes Gefühl erfüllte ihn. Der böfen Gedanken. die er all die Iahre wider den Vater gehegt hatte. wurde er fich bewußt. Er fpürte die Notwendigkeit. fich zu entlafien. und mit fiockender Stimme begann er feine Beichte.

Herr von Bardeleben hörte ihm ernft und aufmerkfam zu. Nichts verfchwieg er. Das harte Leben der Mutter fchilderte er - und wie fie in ihrer armfeligen Kammer ihren lehren Seufzer ausgehaucht. wie fie den Menfchen ihrer kleinen Stadt Bewunderung vor ihrer Lebens-führung abgezwungen - und mit welch erfchütternder Treue fie bis zur Todesftunde dem Manne angehangen hatte. der für wenige Stunden ihr enges. dumpfes Dafein mit feiner Liebe erhellt hatte.

Als er geendet. fagte Herr von Bardeleben nur die wenigen Worte:

f'
|1|1|x.1 '| |7k|4| 1
..W d.“ .3, ...NZ-.-
. . ß B.
. j
' .
. ä, ...'-
f.
...„W„e
..» .
.ok
. x..
,.. o... “.-
: .Ö o.
' .' .'
.*'x'lj v.,
.
...y ,
.5,... .: Nu.

0
'
Georgii - München
Theodor
Steingruppen im Figurenhain,
Jahrgang
1908
Zum Effay von Ernfi Schur.

.-
" I v,‘ "x
‘1' K \ D
.- H"
. 1._
**I* - .
l ".[L ‘u _ k
\ ., II‘Y
v
'
.. -
. I *.
\
I I '
'1,
'II

..Was müffen Sie armes Menfchenkind durchgemacht haben." Und nach
einer Paufe feste er hinzu: ..Eine reine Seele - hat Ihr Vater unter
das Bild gefchrieben. das er mit in die Fremde genommen. Ich bin
ficher. er hätte Ihre Mutter wiederzufinden gewußt. wäre er nicht vor
der Zeit dahingerafft worden."
Alexander fchiittelte den Kopf.
..Reim ich glaube es nicht." entgegnete er traurig. ..Warum wäre
er fonft davongegangen. ohne feinen ehrlichen Namen zu nennen. warum
hätte er fich mit diefem böfen Scherz verabfchiedet. der meiner armen
Mutter fo viel Schande und Gram einbrachte?“
„Sie irren.“ antwortete Herr von Bardeleben. ..wenn Sie dahinter
eine böfe Abficht vermuten. Es lag im Wefen meines Bruders. fich in
der Fremde zu maskieren. Ihm erfchien das Leben reizvoller. wenn er
feine Perfon. foweit ihm dies möglich war. mit Undurchfichtigkeit umgab
- er hatte. wie gefagt. einen Hang zur Maske und zum Geheimnisvollen.
Auch unter das Bild Ihrer Mutter fchrieb er nicht ihren Namen. fondern
den Eindruck. den er mit fich genommen. faßte er in drei Worte zu-
fammen. die mich inhaltsfchwerer dünken. als wenn er fich mit Vor-
und Zunamen begnügt häUeF* _
..Haben Sie eine Erklärung dafür. wie er auf den Namen Oblomoff
gekommen ift?“
..Ich glaube fie Ihnen geben zu können. Ich fagte Ihnen bereits.
daß der Name Oblomoff der Titel eines ruffifchen Nomanes ift. Nun.
er liebte diefes Buch leidenfchaftlich. Er fühlte fich dem Menfchen. der
im Buche diefen Namen trägt. in feinem innerften Wefen verwandt.
Er fürchtet-e - ganz zu Unrecht übrigens - an der Krankheit. für die
der ruffifche Volksmund nach dem Roman Oblomoff das Wort Oblo-
mofferie geprägt hatte. zugrunde zu gehen."
„Was ift das für eine Krankheit?" forfchte Alexander.
..Oblomoff leidet an einer Trägheit. die nicht zu heilen ift. Dies
macht den ganzen Inhalt des Buches aus."
..Ah." fagte Alexander leife und errötete.
..Bei meinem Bruder.“ fuhr Herr von Bardeleben fort. ..war
diefe Vorftellung fchon faft zur fixen Manie geworden. während doch in der
Tat bei jedem echten Künfiler den Schaffenszeiten Perioden der Trägheit
vorangehen oder folgen. Nur die Handwerker können immer und zu
allen Zeiten produzieren. Seine Reife nach Japan bedeutete im lehren

Grunde eine Flucht. Er wollte neue Eindrücke fammeln. Skizzen und Studien zu neuen Bildern machen. Sehen Sie einmal hierher!“
Er hob die Lampe in die Höhe und beleuchtete die Wände. an denen eine Reihe von Gemälden hing,
„Das find alles Bilder Ihres - - Vaters. In allen größeren Galerien finden Sie ihn vertreten. Sehen Sie fich einmal diefe Hände an - - wer kann heute noch folche Hände malen? Und hier diefe verregnete Landfchaft - diefer fchwer verhängte Horizont - wie meifierlich ift diefe Luft gemacht. Verfiehen Sie etwas von Malerei? Nun. dann können Sie auch nicht ermeffen. welch immenfe Kuuft in diefen Bildern |eckt . . . Und was für ein Menfch war erl Wenn fein tiefes Lachen durch das Haus hallte. wurde allen fröhlich zumute. Wer von ihm ging. dünkte fich befchenkt. Ich werde Ihnen fpäter einmal zeigen. was die Menfchen über ihn fäfrieben. als die Todesnachriäft durch das deutfche Konfulat bekannt gegeben wurde. Er fiand erft am Anfang feines Könnens - und weil er. das liebenswertefte und heiterfie Menfchenkind. gegen fich felbft von unbarmherziger Strenge war. durfte man einer großartigen Entwicklung feiner künftlerifchen Perfönlichkeit ficher fein. Ach. reden wir nicht davon. fonft tut einem das Herz in der Erinnerung weh.“
Er hielt inne und blickte lange Zeit Alexander durchdringend an. als müßte er fich an den geliebten Zügen weiden. Dann ergriff er feine beiden Hände und fagte voll natürlicher Einfachheit: Wir wollen Freunde fein. Sie find der Leßte. an den mich Blutsverwandtfchaft bindet. Und die Reuzeitlichen mögen reden. was fie wollen - Blut ift kein Waffer.“
Wenn Alexander feinem Herzen gefolgt wäre. fo hätte er den Mann am liebften umarmt. defien Stimme ihn verzauberte. deffen ganze Art ihn mit fich fortriß. Aber feiner fpröden Natur lagen folche Ausbrüche nicht. War es denn möglich. daß das Glück ihm auf einmal feine Arme öffnete und dem Ausgeftoßenen die himmlifche Mufik ertönte: Auch dir foll Frieden und .Heimat werden. Oder war das Ganze nur ein phantafiifcher Spuk. der ihn narrte? Folgte ein Erwachen. das ihn wieder in den nüchternen. kalten Alltag trug. wo es nur Kampf und Leiden gab? . . .
Herr von Bardeleben riß ihn aus feinem Grübeln. „Wollen Sie mir den Abend fchenken. damit wir bei einem Glafe Wein unfere Begegnung und das Andenken jener feiern. die wir nie vergeffen werden?“

..Ich gehe mit Ihnen. ich fühle“. fagte er - und feine Stimme hatte etwas Feierliches -- ..daß ich in Ihrer Nähe beffer werde. In niir“. fehte cr mit fchwerer Zunge hinzu. ..ift fo viel Böfes und Unausgeglichenes. das Sie fchrecken wird.“

Herr von Bardeleben nahm ihn lachend unter den Arm. ..Mich können Sie nicht bange machen." antwortete er fröhliäj. ..denn Sie haben Augen. Stirn und Stimme meines Bruders -- - -“

Diefes war der nämliäje Abend. an dem die Angelika ihrem Schickfal verfiel - - -.

Achtes Kapitel:

Erft in der Frühe - viel fpäter als die Angelika - war Alexander heimgekehrt. Die beiden Männer hatten fich nicht trennen können. Alexander konnte nicht genug über feinen Vater hören - und .Herr von Bardeleben wurde nicht müde zu erzählen. Er war ein einfamer Iunggefelle geblieben. der feit über zwanzig Jahren fein Quartier nicht gewechfelt hatte und nur feinen Erinnerungen lebte. Die Begegnung mit Alexander hatte wie fchwerer. ungewohnter Wein auf ihn gewirkt und feine Zunge gelöft. Als die lebten hatten fie die kleine Weinfiube verlaffen. und ihre Gefichter glühten vor freudiger Erregung. und in dem Händedruck. mit dem fie fich voneinander verabfäjiedeten. hatte ein Bekenntnis gegenfeitigen Verfiehens gelegen. das den Jungen wie den Alten in gleichem Maße beglückte.

Nun war Alexander im Sturmfchritt nach Haufe geeilt. Wie würde die Angelika die Augen aufreißen. wenn fie alles erführe. In der weichen Gemütsfiimmung. die ihn durchzitterte. wurde er fich feiner ganzen S>jlechtigkeit gegen das arme Wefen bewußt und der Härte und Riickfichtslofigkeit. deren er fich die ganze Zeit ihr gegenüber fchuldig gemacht hatte. Er hatte fie in feiner Selbftfucht mit Füßen getreten. in feiner Eigenliebe nur an fich gedacht und den Teufel fich darum gefchert. wie es in ihrer Seele ausfah . . . Warum find wir. wie wir find? Warum haben wir fo wenig Güte? Warum erkennen wir erf't. wenn es zu fpät ift - und wenn wir Herzen zerftampft haben? . . .

Das Bibelwort fiel ihm plötzlich ein: „Da erkannte er fie." Und nun wurde ihm klar. daß der ganze Sinn des Lebens im Erkennen liegt. Das Merkmal des wahrhaftigen Menfäjen ift: über den Schein hinaus

zu erkennen. Und es war kein blinder Zufall- daß die heilige Schrift gerade dies Wort für den fchöpferifchem geheimnisvollften Vorgang in der menfchlichen Natur gefunden hatte,
Ein demütiges Lächeln glitt bei diefer Erwägung über feine Züge. Wie feltfam war es, daß das Herz fich aufrieb und durch eigenes Verfchulden armfelig und haßerfüllt wurdef wo es do>) Srhönheit und Frieden auszuftrahlen vermochte . ,. . Und er hatte doch den Inbegriff menfchlicher Größe und Selbfientäußernng täglich und fiündlich vor Augen gehabt. Hatte nicht dem Heiland gleich Agnes Feufiel die Leidenskrone getragen - war nicht von ihr eine Quelle des reinften Lichtes ausgefirömt - war nieht diefes ganze Leben Liebe und Güte gewefen?
Er fühltef wie glei>)fam aus der Kehle ihm die Tränen emporftiegen - und er fragte fich beunruhigt, ob man fich überhaupt zur Liebe und Güte erziehen könnte - oder ob nicht vielmehr Liebe auch eine Art von Genie fei- das Gott einem in die Wiege gelegt - und je unbewußter und mühelofer fie aus dem menfchlichen Herzen firömte- um fo wahrhaftiger und tiefer war fie. Denn zum Kennzeichen des Genies gehörte Unbewußtheit und Mühelofigkeit.
In folchen Gedanken war er vor feinem Haufe angelangt. Mit großen Säßen nahm er die Treppen - und vorfichtig - auf den Fußfpißen -- fchlich er zu dem Zimmer der Angelika. Er wollte fie leife wachküffen.
Was war das? . . . Die Tür gefchlofien? . . . Entmutigt fiand er da . . .
„Angelika -- Angelikat" rief er mit gedämpfter Stimme.
Aber drinnen fiarrten zwei erlofchene Augen in die graue Zimmerluftf und ein zerbrochenes Menfchenkind lag in feinen Kiffeny ohne fich zu rühren , .
Da ging er enttäufcht. Er wollte ihren Morgenfchlaf nicht fiören. Langfam entkleidete er fich - fchlafen würde er nicht - in ein paar Stunden würde er von neuem an ihrer Tür pochen . . . Eine feltfame Unruhe ergriff ihn. Es war das erfie Malz foweit er fich erinnern konnte- daß fie ihr Zimmer verriegelt hatte . . . Er fehalt fich wegen feiner Beforgnis. Sie hatte auf »ihn gewartet Stunde auf Stunde - und da er nicht heimkam- war fie ängfilich geworden und hatte die Tür verfchloffen - vielleicht auch weil fie böfe auf ihn war . . .
Er wurde auf einmal müde -- die Augen fielen ihm zu - er

wollte fich dagegen wehren - aber die Glieder wurden ihm fchwer und fchwerer- bis der Schlaf ihn überwältigt hatte . , . Tief und ruhig atmete er . . . Und im Traum erfchien ihm Agnes Feufiel - die Elifabeth - und die Angelika - und alle drei fahen ihn voll Liebe und Güte an . . . .
Um 1/311 erfchien aufgeregt der Theaterdiener und verlangte Alexander und Angelika fofort zu fprechen. Beide frhliefen,
Die alte Frau weckte Alexanderf und der Diener meldete- der Direktor ließe die Herrfchaften bitteng pünktlich um 12 Uhr zur Hamlet-probe- die die letzte vor der Generalprobe fei- im Theater zu erfcheinen. An Stelle des Regiffeurs hätte Herr Steininger- der den König fpielte- die Leitung der Probe übernommen.
„Was ift denn da los?" fragte Alexander den Mann und fiarrte ihn ungläubig an.
Der Diener hob |umm die Achfeln empor.
„Ihre Befiellung geht am Ende nur an die Angelika/' fragte Alexander weiten der feiner Zweifel nicht Herr zu werden vermochte.
„Nein- ich follte es ausdrücklich Ihnen auch fagen - und befonders auch- daß Herr Steininger die Regie übernommen hat.“
„Ich danke Ihnen fchön - und hiery trinken Sie ein Glas Bier!"
Der Theaterdiener entfernte fiäf eilig. Und Alexander, nur halb angezogen- ftürzte zum Zimmer der Angelika.
„Auffiehen - fo rafch wie möglich aufftehen - - - um 12 Uhr ift Hamletprobe, So öffne doch gefchwind - ich habe dir fo Wiäftiges zu fagenl"
„Ich kann nichtl“ tönte es von innen zur-iich „beftelleg daß ich etwas fpäter komme.“
„So öffne mir doch einen Augenbli>t liebef liebe Angelika. Du weißt ja nichh was gefiern fich ereignet hat - ich habe dir fo viel zu erzählen.“
Aber im Zimmer blieb es totenftill - verängftete Augen richteten fich auf die gefchlofiene Tür - und zwei weiße Hände krampften fich feft zufammeng um einen feelifchen Schmerz durch einen körperlichen zu betäuben.
„Angelikag hörft du mich denn nicht - bift du kranke Angelika?“
„Ich kann jeßt nicht, Ich bitte diet» gehe vorant‟ rief fie in flehendem Ton. „Ich komme beftimmt zur Probe- wenn auch eine halbe Stunde fpäter.“

Verwundert blieb er noch ein Weilchen fiehen- ehe er kopffchüttelnd wieder in fein Zimmer ging, um fich für die Probe zurecht zu machen. Was war mit der Angelika gefchehen? . . . Niemals hatte fie fich ihm derartig gezeigt , . . Aber feine Gedanken eilten von ihr zu Herrn von Bardeleben und zu dem Erlebnis des gefirigen Abends -- und die Erinnerung an diefe Vorgänge brachte fein Blut von neuem in Wallung. Was würde die Angelika zu alledem fagen - er brannte vor Begier. ihr verwundertes Gefichtchen zu fehenf und wie fie vor Schreck die Augen weit aufriß - und wie fie dann gar in ein fpöttifchesf fröhliches Gelächter ausbraafi da fie ihm kein Wort glaubte. Und wie würde fie .Herrn von Bardeleben begegnen? . . .
Auf der Probe wurde er von fämtlichen Kollegen mit refpektvollen Blicken empfangen. Seine Stellung hatte fich feit dem geftrigen Er-eignis total geändert. Er war dem Anfchein naäf der Sieger geblieben - der Regiffcur hatte ihm weichen müffen. So ein Fall war am Theater noch niemals vorgekommen. Und jedermann fragte ihn! wo die Angelika fleckte . . . Er felbfi wurde von Viertelfiunde zu Viertelfiunde unruhiger . . . Da endlich erfchien fie Die Probe war mitten im Gange. fo daß fie nicht miteinander fprechen konnten. Ihr Geficht war weiß *wie Linnenf und um die Augen hatte fie großer blaue Ringe. Sie fing ihr Stichwort auf und fchickte fich fofort in die Probe. Man probierte den dritten Akt. Sie fprach ihre Worte tonlos herunter und entfernte fich, fobald ihre Szene zu Ende warx von der Bühner bevor fich Alexander ihr noch nähern konnte. Als aber im vierten Akt ihre große Szene an die Reihe kam und fie totenblaß auf der Bühne erfchien. bemä>7tigte fich aller ein Grauen. Und wenn fie nun mit einer Stimmef die nicht von diefer Welt war. zu fingen begann:
Wie erkenn' ich dein Treulieb
Vor den andern nun?
An dem Mufchelhut und Stab
Und den Sandalfchuhn -
wurde den Mitfpielenden unheimlich zumute.
Und als fie auf des Königs Frage: Wie geht's Euch. holdes Fräulein? mit einem irren Lächeln erwiderte:
Gottes Lohn! Recht gut! Sie fagen, die Eule war eines Bä>ets Tochter. AchF Herr! Wir wiffen wohlx was wir find. aber nicht, was wir werden können. Gott fegne Euch die Mahlzeit!
hatten alle den Eindruck. fie hätten plötzlich einen Einblick in däs dunkle,

triebhafte Leben getan. in dem unverfehens aus Klarheit Umnarhtung oder aus Helle Finfiernis wird. Mit den Worten der Ophelia: Gute Nacht. Damen] Gute Nacht. füße Damen! Gute Nacht. gute Nacht! hatte die Angelika die Bühne zu verlaffen. und das Spiel mußte von Rechts wegen weitergehen.
Die Angelika verließ wohl die Szene. aber die andern rührten fich nicht, Es wurde [till wie in einem Totenzimmer. bis in überlauten Ausbrüchen der Bewunderung die Erregung fich Luft machte.
Alexander hatte hinter der Kuliffe dem Spiel der Angelika zu-gefehen. Ergriffen eilte er ihr in die Garderobe nach.
Sie fah ihn fo fchmerzhaft und mit fo fiummem Flehen an. daß er kein Wort an fie richtete - er empfand. daß jeder Laut ihr unfagbar wehe tun mußte. Als die Probe beendet war und fie gemeinfam den Heimweg antraten. begann er vorfichtig: ..Mir will es noch gar nicht in den Kopf. daß fich alles fo gewendet hat - ich will es noch immer nicht glauben. daß wir übermorgen den Hamlet fpielen."
Sie blickte fehen beifeite und fchwieg. Erft nach einer langen Weile fagte fie kaum hörbar und fehr bedrückt; ..Macht es dich glücklich?"
Er fah fie groß an. ehe er entgegnete: ..Ich bin fehr froh darüber. wenn ich auch im Augenblicke nicht ganz zum Bewußtfein meiner Freude komme - nämlich - und das ift es. was ich dir heute in aller Frühe fagen wollte - ich weiß felt gefiern. wer ich bin.‟
..Ich auch.‟ antwortete fie dumpf und teilnahmslos.
..Angelika. was ift dir - um des .Himmels willen rede und fieh nicht fo ftarr vor dich hin. als ob ein Abgrund fich vor dir auftäte.‟
..Schau ich wirklich fo aus. Lex-i?“
Dabei zuckte es um ihre Mundwinkel. und die feinen Flügel ihrer Nafe bebten.
..Mir ifi. als ob du über Nacht eine andere geworden wärfi - oder habe ich mich fo verändert.‟ fuhr er fiockend fort. ..und bin all die Zeit wie ein Blinder an dir vorbeigegangen? . . .“
..Mach dir keine Sorgen. Lexi -- es ifi nichts. und wenn es etwas ift. fo wird es vergehen.“
Sie ergriff von ungefähr feine Hand. die fie eine Sekunde feft-hielt. dann aber zufammenfahrend wieder freigab. Und erklärend fagte fie: ..Mir tut auf einmal die Brufi fo weh.‟
..Wollen wir nicht einen Wagen nehmen?“

„Reim nein! . . . Mir ift fchon wieder befieri" Und mit äußerfier Anftrengung verfuchte fie zu lächeln.
„Angelikai"
,.Ia. Lexik"
,.Erinnerfi du dich des Fremden. von dem ich dir erzählte?"
Sie nickte,
..Kannft du raten. wer das ift?"
Sie fchüttelte ftumm und müde den Kopf.
..So höre." *
Und nun erzählte er ihr. vor innerem Bewegtfein kaum die Worte findend. was fich am geftrigen Abend zugetragen. ..Und heute." fchloß er. „will er uns vom Theater abholen. um mit dir und mir zu fpeifen. Er ift voller Begier. dich kennen zu lernen."
In ihr blaffes Geficht war eine leichte Nöte geftiegen. während die blauen Ringe unter ihren Augen noch eine dunklere Färbung auge-nommen hatten.
„Mich wird er nicht fehen." ftieß fie erregt hervor. ..mich nicht." bereuerte fie noch einmal.
Er blieb betroffen mitten auf der Straße ftehen.
..Was haft du nur. Angelika?"
Sie lachte grell auf. Eine furchtbare Angft hatte von ihr Befiß genommen. Sie hatte das unabweisbare Gefühl. daß fie Alexander ver-lieren follte. daß diefer fremde Mann nur gekommen war. um ihn ihr zu fiehlen.
..Was ich habe?" nahm fie feine Worte wieder auf. während fie plöhlich aus ihrer Starrheit erwachte und aus ihrer Stimme ein heiferes. unterdrücktes Weinen klang - „was ich habe." wiederholte fie noch einmal. „ich will es dir fagen. Lexi. rund heraus will ich es dir fagen: Wir gehören nicht zu diefer Sorte von Menfchen - wir find Zigeuner und wollen es hübfch bleiben. Zwifchen denen und uns ift das Tifch-tuch zerfäjnitten. Ich danke für Backobfi." fügte fie derb hinzu.
..Wie kannft du nur fo reden. Angelika?"
Ganz ratlos und betäubt fchaute er fie von der Seite an.
„Hier kommt einer. der von Güte und Liebe überfirömt. der Menfch. der den dunklen. häßlichen Schleier von meinem Leben nimmt - der einzige. mit dem mich Blutsgemeinfäjaft verbindet - und ich follte ihn - - nein. Angelika. das kann nicht dein Ernft fein!"
Ihre Züge erhielten einen undurchfichtigen. harten Ausdruck.

..Tu. was du willft." fagte fie fchroff. „Dazu habe ich nicht Iahr und Tag auf der Landfiraße gelegen und bin durch all den Schmutz gewatet. um Luftfprünge zu machen. wenn einer mir in den Weg tritt. der GlacShandfchuhe anhat."

Hörte er recht? War das die Angelika? . . . Oder drehte fich alles mit ihm im Kreife - und er war närrifch geworden?

Einen Augenblick dachte er. daß die Wahnfinnsfzene der Ophelia in ihr nachzitterte und ihr Herz nicht wußte. was ihr Mund fprach.

„Redeft du im Ernft?" fragte er. kaum an fich haltend.

Sie richtete ihre wehevollen Augen groß auf ihn. und während fie die kleinen Hände fefi zufammenballte. antwortete fie mit gepreßter. tro>ener Stimme: ..Ia. Lexil“

Da wußte er. daß etwas in ihm gefprungen war. das nie mehr heilen konnte - - - -

Neuntes Kapitel:

Die Vorftellung des Hamlet war vorüber. Die Blätter fchrieben einfiimmig von den beiden überragenden Talenten der Vorfiadtbühne. die draußen in aller Stille und Heimlichkeit aufgeblüht waren. Die Agenten beftürmten fie mit Anträgen - und die Direktoren der großen Theater pilgerten nach dem Offen hinaus. wo das neue Licht aufgegangen war, Sie wollten fich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen. inwieweit man den Berichten glauben durfte. Die Leiftung Alexanders hatte einen nachhaltigen Eindru> hinterlaffen - die der Angelika wie eine erfchütternde Offenbarung gewirkt.

Herr von Bardeleben hatte am Bühnenausgang auf Alerander gewartet.

„Sie gehören zu den Auserwählten." fagte er ernft. indem er ihm die Hand reichte. „und jenes feine Perfönchen ifi ein Genie. wie es heute auf der deutfchen Bühne nicht mehr erifiiert. Werde ich die Freude haben. fie heute kennen zu lernen?"

„Sie ifi todmüde und wollte fofort fchlafen gehen." erwiderte er zögernd.

Herr von Bardeleben ftellte keine weitere Frage.

Nach jener Auseinanderfeßung war zwifchen Alexander und Angelika eine Entfremdung eingetreten. die keines von beiden zu überbrücken

verfuchte. Sie mieden fich gegenfeitig. Nur während der Hamlet-
vorfiellung hatte er gefpürtz wie fie mit allen Kräften ihrer Seele ihm
zufirebtef wie jeder Blick und jeder Ton ihm allein galtl wie fie für den
Ausfall des Abends um feinetwillen bangte. Doch als er in den Zwifchen-
akten ihr nahe zu kommen fuchte- entwand fie fich ihm mit folcher Ent-
fchiedenheit, daß er es bald aufgab. Nur am Sehlufie der Vorfiellung
kam fie auf ihn zugeeilt. „Ich bin fehr glücklich über dich - ich freue
mich von Herzenf daß es dir fo gelungen ifi/* brachte fie leife hervor
und zitierte.
Bevor er etwas erwidern konntef war fie davon geeilt und hatte
fich in ihre Garderobe eingefchlofien. Er pochte an ihrer Tür. „Willfi
du nicht auf eine halbe Stunde mitkomment" bat er.
Sie aber entgegnete mit einer fanften Stimme, die dennoch keinen
Einfpruch duldete: „Unmöglicifi mein Herzallerliebfieri"
Als feine Schritte fich entfernt hattenf laufchte fie bewegungslos
noch geraume Zeitf die Ellbogen auf den Schminktifch geftüßtx das Geficht
in den Händen bergend. Dann fanken ihr die Arme fchlaff herab- und
ihre Miene wurde afchfahl.
„Himmlifcher Vater- hilf mim" ftöhnte fie. Er hatte den Hamlet
gefpielt _ und war gerettet. Um weläfen Preis - dachte fie er-
fchauernd. Und was würde das Ende fein? . . . Wenn er je davon
erfuhr - und erfahren mußte er es - gab es dann noch einen Zu-
fammenhang zwifchen ihnen? . . . Hatte er fie überhaupt noch nötig
- heute. wo er fich endgültig als Schaufpieler duräzgerungenl wo das
Smickfal in der Geftalt diefes alten Herrn- den fie haßte und als ihren
heimlichen Feind betrachtetez um ihn warb - wo ein edler Name und
vielleiäft auch Reichtümer in lockender Nähe feiner harrten? . . .
„Ich lafie dich niäxt!“ fiieß fie verzweifelt ausz „und wenn du
mich mit Füßen trittftl fo hefte ich mia) an deine Ferien - aber ich
lafie dich nicht , . .“
Ein befreiendes Schluchzen löfte ihren Kummer auf. Mit ihren
fchmalenf feinen Händen ordnete fie das wirre Haar und betrachtete im
Spiegel ihr armes Leidensgefiäft . . . Wer war fie? . . . woher kam fie?
Eine herbe Bitterkeit zog durch ihr Blut. Sie fpürte den Gefchmack
davon deutlich auf der Zunge. Durch diefen Fremdenz der wie aus
einer Verfenkung emporgetaucht wart hatte fich das Geheimnis ihrer
Beziehungen gelocfert. Das Dunkelf in dem auch er bisher eingehüllt

war. hatte fie fo eng verknüpft und unlösbar zufammengekettet. Nun war das Band zerriffen - ein Dritter fiand zwifhen ihr und ihm . . . Sie war müde geworden und wollte heim. Mechanifh zog fie fich an. Dann fhoß ihr das Blut zu Köpfe . . . Iener grauenhafte Abend zog mit allen Einzelheiten wieder an ihr vorbei.
..Ih erfiicke." wimmerte fie. „ih erfiicke -" Sie fhleppte fih zur Tür. um in die frifhe Luft zu gelangen.
Der Korridor war dunkel . . . Beinahe wäre fie geftolpert. ..Wer ifi da?" fhrie fie gellend auf.
..Brüllen Sie doh niht fo!" klang es gedämpft zurü>. ..ih bin es - wollen Sie niht mit mir effen?"
Wie ein gehehtes Wild eilte fie in ihr Ankleidezimmer zurück. während der Direktor ihr auf dem Fuße folgte. hinter ihr die Tür zu-warf und mit einer fabelhaften Gefhwindigkeit den Regel der Gar-derobe zufhob.
..Iefzt verhalten Sie fih bitte etwas ruhig." fagte er barfcb- „Und mahen Sie niht unnötigen Skandal. das wirkt bei mir niht!"
Sie hatte mit einer rafhen. inftinktiven Bewegung das niedrige Fenfter aufgeriffen. Sie beugte fih weit hinaus - und mit durh-dringender. kreifhender Stimme -- in befinnnungslofem Zorn - fhrie fie ein über das andere Mal: ..Hilfe . . . Hilfe . . . Hilfe . .
Keine Seele hörte auf ihren Ruf - aber fie fühlte auf einmal. wie zwei harte Arme an ihr zerrten und fie vom Fenfier fortfhleiften. Und nun begann ein regelrehter Kampf auf Leben und Sterben. Die Verzweiflung lieh ihr Kräfte. Sie hatte fih im Nu frei gemaht und ging mit Fäufien auf ihn los. Jetzt hatte er fie mit beiden Händen am Halfe gepackt und wirbelte fie mit derartiger Wuht im Kreife herum. daß fie das Gleihgewiht verlor und zu wanken begann. Sie war auf die Knie gefiürzt. und diefen Moment verfuhte er zu benutzen. um fie gänzlih zu Boden zu ftrecken . . . Vor ihren Augen begann es zu flirren . . . Spiegel. Kleiderftänder. Stuhl. Kamm. Bürfie und Puderquafie fingen bunt durheinander zu tanzen an . . . Wieder gelang es ihr. fih zu befreien und in die Höhe zu kommen. Und nun änderte fie ihre Taktik . . . Sie ging mit den Nägeln auf feine Augen los - und fo tief fie konnte. bohrt fie ihre Nägel in fein Fleifh.
..Werden Sie auf der Stelle aufhören. Sie Luder. Sie." fhrie er gepeinigt auf.
Diefe Worte reizten fie aufs äußerfte. und mit gefieigerten Kräften

feßte fie ihr Rachewerk fort. Ihre Nägel wuchfen gleichfam in fein Fleifch hinein und fchnitten tiefe Wunden. Und plößlich taumelte er zurück - das Blut ftrömte von feinem Geficht.
Hoch aufgerichtet - vor Erfäfijpfung keuchend - mit Blut befleckt. ftand fie da. Einen flüchtigen Augenblick betrachtete fie ihn mit unfagbarer Verachtung. ehe fie blißfchnell Hände und Geficht fi>7 wufch und die Garderobe verließ.
Unten ftieg fie in den erfien Wagen. der ihr begegnete - aus Furcht. irgend jemand könnte fie in diefem Zuftand treffen. Während der Fahrt beugte fie den Kopf befiändig aus dem Fenfier und fog gierig die kalte Winterluft ein . . . In ihrem Zimmer brach fie - angekleidet wie fie war - leblos auf ihrem Bett zufammen. Erft einige Stunden fpäter erwachte fie aus diefem dumpfen Zufiande - und ganz allmählich konnte fie fich an das. was inzwifchen gefchehen war -- erinnern . . . Und da empfand fie eine ftille, graufame Freude über ihren Sieg. und daß fie Mut und Kraft befefien, mit dem Unhold abzurechnen. Ihr war. als wenn fie fich durch diefen Kampf gereinigt hätte und nun wieder berechtigt wäre, den Menfchen gerade ins Auge zu fehen. Was aber follte jeßt gefchehen? . . . Das Theater durfte fie nicht mehr betreten _ fo viel fiand feft - mit welchen Gründen jedoch konnte fie ihren Entfchluß vor Alexander aufreäft halten? . . . Und wovon leben? *. . In diefer Nacht ahnte fie noch nicht die Größe ihres Erfolges »- und daß ihr von allen Seiten die glänzendfien Anträge zugehen würden. Zukunftsbangen erfüllte fie - unruhig wälzte fie fich auf ihrem Lager. bis ihr endlich die Lider fchwer zufielen und der Sorgenbrecher Schlaf fie fanft und lind umfing . . .
Der nächfte Morgen fchon follte allen ihren Zweifeln ein Ende machen und ihr die klägliche Gewißheit bringen. wie jammervoll es um die Freiheit ihres Willens befiellt war.
Ganz in der Frühe erfchien der Theaterdiener. der fie perfönlich zu fprechen wünfchtez und als fie fagen ließ, fie läge noch im Bett. er möge der alten Frau feinen Auftrag übergeben. erwiderte er. ihm fei der firikte Befehl zuteil gewordenz ihr eigenhändig fein Schreiben zu überreichen.
Ah -- dachte fie - das ifi die Kündigung. und eiligfi fchlüpfte fie in Schlafrock und Hausfchuhe.
„Hier- gnädiges Fräulein." fagte der Alte mit ernfier Miene.

..Antwort ift nicht nötig." feste er hinzu. und mit einem ..Guten Morgen“ war eiligft er wieder aus der Tür.
Sie trat an das Fenfier ihrer kleinen Kammer und wog wohl eine Minute das Gewicht des Schreibens. ehe fie es öffnete. Und nun las fie. während die Zornröte ihr bis zu den Haarwurzeln fiieg. Ohne Anrede feste der Brief ein. der folgende Zeilen enthielt:
„Da nach dem geftrigen Vorfall jede perfönliche Auseinander-feßung zwifchen uns fich erübrigt. teile ich Ihnen mit. daß ich mit aller Befiimmtheit abfolutes Schweigen von Ihnen erwarte; des weiteren halte ich es für felbfiverfiändlich. daß Sie nach wie vor auf das ge-wiffenhaftefte und pünktlichfie Ihren Vertrag erfüllen und mich weder durch Fernbleiben noch Abfagen materiell fchädigen. Sollten Sie in dem einen oder anderen Punkte meine Erwartungen täufchen. fo werde ich nicht nur alle kontraktlichen Konfequenzen ziehen. fondern auch un-verzüglich Herrn Alexander Oblomoff über die Vorfälle der Nacht vom 13, diefes Monats mit allen ihren Einzelheiten unterrichten.“
Diefen Brief hatte er nur mit feinem Anfangsbuchfiaben unter-zeichnet.
Das Blatt entfiel ihren Händen. Sie "tierte vor fich hin. unfähig. nur einen klaren Gedanken zu fafien. Dann aber fchrie fie jammervoll auf. und wie ein in feinem Käfig eingefperrtes wildes Tier durchmaß fie ihr Zimmer. Und fo fehr fie fich das Hirn zermarterte - es gab keinen Ausweg - immer wieder kam fie zu dem Schluß: Du bift in der Gewalt diefes Burfchen und darffi dich nicht rühren - dein ganzes Leben ift zugrunde gerichtet und verpfufcht . . . Langfam kroch fie wieder in ihr Bett - fie zog die Decke über den Kopf und hatte nur den einen Gedanken: Weit - weit fort zu fein , . . nichts mehr zu fehen und nichts mehr zu hören . . .

Zehntes Kapitel:

In der Folgezeit mied die Angelika offenfichtlich Alexander. Wenn Proben oder Vorftellungen fie nicht zwangen. in das Theater zu gehen. fo hockte fie bei der alten Frau. Denn vor der Einfamkeit hatte fie eine unfinnige Furcht. Bei der Alten war es gut fein. Die |ellte keine Fragen. fondern forgte "till für die Behaglichkeit des kleinen Fräuleins. das fo vergrämt ihr gegenüber in dem fchwarzledernen Sorgenfiuhl faß und beim leifefien Geräufch zufammenfihreckte. Nur zuweilen warf

a p "a .- f Madonna. '
Zum (Zinn o. Paul G. K-â€œnodxn

erzens fine
.KLU- Y 3 .....* *U*-

n--Z' 7. l-c a-f-,ait hatte. um ihn FF.: 7* it und c:iin-egurz zu *c e-e-z- n -
11 r -4 :ein Tode der Mutter n fxin dunkles. acute L.. c1. e
5 * -* n .rr-:ww Senne 1- id Li-hr geknumen :an '-1 dn* *--
'.-r ,-n *'..n g-hcmgen. wir **ie in kindlihcr Vernefc--h :t *Nm-ex;
*ak-.e h-n nollm und nur du.) dar Baron *con . r -2. A *c *i -
"ei-3.5117 n wmden »- und nur ».*r fhlicßlih *...ö'i'i n Angel-Q ,*
*Z a"ki e1e und z'-:.. *ii*..t.irie'e.-if.t.cn “L era-i' gina-..1: “kr
f-'lrfmcrtfamen Chic- hei-.r ..Ö-ci 'ron sia-exem- ihn t", '-
uch fo geci'g-'iizig-,n ?mum aus (ein-.nc Tele'. (ra-*7te er c."- .
befreite Ink-'reife entire-3:...
Und Mrs Jar-res sachte cr fich auf der Weg in die AW'
bein!" n. .Zi ioifte. daf '.(l r-*noer Prob.- l-aite. *.-tlz ltd "ie
fix-.72. i' mar. .
1*. e el - ,Jr-7;. öffnet..
* r *..nme 'nt nicht! 52c Ela ift.' erwiderte er .13c -
*i3 ein aua-.iitizZc Direkt-*r 'niir-ft! e das ;*_i".il-'..u g:i-.*_'z*:-
* *-1
'- Z ?'- e .
- F '
Ö1'. k- .
' e
..7* n i-*r cn.
- e Fi'. legte WFL vorfihtig durch eine I?-.i'.-*(.e. "--
q .
. ,c- - . * --- *rtr (a. .*tf diefe .Weir Gundau-ae.: rr17:..-.
*.- .. - 1 c --nd ::-.i:-: "ir tl-.i artnet) niet n :l-r zn 'Yen-*r* ..17-
.
t .. --. . 3-;-- ride-*-:i_*,t, daß i'-r Verdaht u ibegriinirt 'im l: r *.
7.-5.*:- -.* *. 'Bernd-*iu rn - :rin-ine den F.-n.7-*“i. nälrr 3.. rr.:- q*
. . ..n k; in in'. I' 1*-"n dient-.1?“ f*.:g.-e fir kühl.
. i' **Lr.. Fir zunäcM.. daß ich (nen meine Trim-u*: -u 15- -.;-,*-
tec-.ine nu'. L 3..“ in jener herrn-ü:: ..n .Ha-nietpt ini-*e*- „u n ,-1- .t
k - -1
get-"7... ..- ?nen fo fta-lei. 'Lindt-:tt empfangen. ?Qi-'i h-ure. c
,allein La .c c:*cr .*_ir 'drei :Doerr-.t verübt bert'trihei "zur, *_ibr .7:1-
0:75 ick-:n mit* b-X -y-t und erfhiicterf."
3,'.- d-n'tc nn- einem iei>j*rn Erl-sten. Sci-ie Lilo-*tc- hat-ci :.
rl-rfürü-ti.- geflmgen. ind die .ze-ae Art ?einer Sprache nn;- .Han-1
hatte et'. in Apart-s und feiern-has. .daß fit fofort .li rtr-au n fxptc
i-'r aber fuhr nut .it-e*- lerh'en Unfiher'eit fett. ..Ih .nichre SF
.xnt--r keinen '.1 alu-:ten täufchen -> ih nette l'ingik den Win i» i. kennen zi lernen. und nu.- die
Beforg-iis. Ihnen (TZ-'a z. fcjl-r: .7;-
mich bishn zurückgehalten. ("ih e-iß. daß Sie mir nicht 're-'*..dli-l*
freuen 7nd. und komme dennoch. Mei- Rar-1e ift *- -- -"
Sie hatte ihn iii-.ill zu “kane fprcclkn lgfen -- nit ein-r rent-,iii ken
Burcgurg na.- ,ie an gef: *em rährc-nd fin) iiber ltr-*r ?Ear in c1-
* r
..m
..'*I
-K-*.„..4'

Zub-'W

Raphael: Madonna.
1'0-
Zum Effay v. Paul G. Konody.

" lang="en" xml:lang="en" data-analytics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

Zub-'W

Raphael: Madonna.
1'0-
Zum Effay v. Paul G. Konody.


EMPTY

Falten einzeichneten und ihre Augen finfter und troßig auf ihn gerichtet waren.
..Mir und fich hätten Sie das erfparen follen.“ fagte fie mit verhaltener Erregung.
..Hören Sie mich nur wenige Minuten an.“ bat er. ohne von feiner chevaleresken Höflichkeit nur das Mindefte aufzugeben. ..dann mögen Sie tun und lafien. was Ihnen gut dünkt."
Sie fchüttelte unmutig den Kopf.
..Mit mir braucht man nicht zu verhandeln.“ antwortete fie bitter.
..Ich weiß. Sie wollen ihn mir fiehlen. Vielleicht haben Sie fogar die befondere Güte. mich um den Kaufpreis zu fragen.“
Ihr Geficht wurde bei diefen Worten kreidig. und ihre Augen flackerten unruhig.
..Unterbrechen Sie mich bitte nicht.“ fuhr fie hafiig fort. ..ich bin gleich zu Ende. Sie dürfen ihm getroft fagen: Ich halte ihn nicht. Will er gehen. fo ift der Weg frei - ich -* nein. nein. es ift genug.“
Herr von Bardeleben war im erften Augenblick dermaßen durch diefen Ausbruch erfchreckt. daß er zunächfi faffungslos dafiand. Aber gleiäj darauf fand er feine Ruhe und Überlegenheit wieder. Sehr gütig. aber auch fehr befiimmt antwortete er: ..Zuvörderfi möchte ich Sie darüber aufklären. daß Ihre Annahme total irrig ifi. ich fei mit einem Auftrage irgend welcher Art über diefe Schwelle gekommen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. daß Alexander nichts von meinem Befuche ahnt. Ich habe mich zu diefem Schritt aus eigenfier Initiative entfchloffen -- und wie Sie auch mein Tun beurteilen mögen - ich bitte Sie. Alexander dabei aus dem Spiele zu laffen. Und nun. mein liebes Fräulein. fage ich noch einmal: Hören Sie mich ruhig an und mißtrauen Sie mir nicht von vornherein. Ich bin mir durchaus bewußt. daß Sie beffere und ältere Rechte auf ihn geltend machen können. als ich. Ich weiß. daß Sie beide eine ftarke Liebe und eine große Leidenszeit verknüpft. Ich bin nicht der gewalttätige oder frivole Menfch. für den Sie mich offenbar halten . . . Nichts liegt mir ferner. als mich zwifchen Sie und ihn zu drängen. Diefen Menfchen liebe ich als das Teuerfie. was ich noch auf Erden befiße. und ich liebe Sie. weil Sie ihm nur Gutes erwiefen haben. Ich bin von einer folchen Freude und Dankbarkeit gegen Gott erfüllt. daß ich nichts Böfes im Schilde führen kann. Ich bitte Sie. mein Fräulein. mir dies aufs Wort zu glauben.“
Er fchwieg und reichte ihr die Hand. in die fie zögernd einfchlug.

..Verzeihen Sie." fagte fie fchiichtern. ..ich habe den Gedanken. daß ich ihn mit irgend einer Seele teilen foll. bisher nicht ertragen können. mich daran zu gewöhnen. wird - wie ich fürchte - mir auäj jeht noch fäjwer fallen. Allein ich fühle. daß ich Ihnen gegeniiber im Unrecht bin. und bitte Sie. mir nicht böfe zu fein."
..Ich bin es nie gewefen. Ich habe nur den einen aufrichtigen Wunfch. daß wir Freunde werden.“
..Herr von Bardeleben - niäjt wahr. fo ift doch Ihr Name." - er nickte beftätigend - ..ich wünfchte. daß Alexander nichts von Ihrem Befuch erfiihre.“
Er verbeugte fich zufiimmend.
..Und ich bitte Sie ferner. fich in der Folgezeit nicht um mich zu kümmern - bis ich felbfi bei Ihnen anklopfen werde . . . nämlich --“ fie fio>te eine kleine Weile. dann fuhr fie mit großer Anfirengung fort - ..nämlich - ich bin fehr unglücklich und brauche Alleinfein und Abgefchloffenheit. um mich felber zu finden. Wenn Sie fpc'iter einmal die Gründe erfahren follten - - fo denke ich. werden Sie mich begreifen. Ich muß meine lehre Kraft zufammenraffen“. fchloß fie furchtfam. ..um abends fpielen zu können. Und nun leben Sie wohl. Herr von Bardeleben. es war fehr. fehr gütig. daß Sie zu mir gekommen find. Übrigens. darf ich Ihnen noch fagen. daß Alexander Stirn und Augen von Ihnen hat-. . .l"
Bei den leßten Worten fühlte fie plöhlich. daß ihr fchwindelig wurde und eine Übelkeit fie überkam. an der fie in den letzten Tagen befiändig gelitten hatte.
Herr von Bardeleben verabfchiedete fich - bevor er ging. hielt er eine vorüberhufchende Sekunde ihre leife zuckende Hand in der feinen.
Auf dem Treppenflur blieb er fiehen und atmete beklommen auf . . .
Was hatte er erlebt -- in eine zerriffene Seele hatte er geblickt - und erfchüttert fah er noch jest ihre verfiörten Züge. aus denen unfagbares Leid deutlich fprach . . . Was war hier gefchehen. fragte er fich unruhig. Er war ein viel zu guter Menfchenkenner. um nicht zu wiffen. daß es fich hier um keine Weiberlaune handelte. Hier |and ein gequälter Menfch hart vor dem Abgrund - hier ging es um das lehre . . .
Was aber konnte er tun . . . Wie vermochte er zu helfen? . . . In tiefer Ratlofigkeit fchritt er langfam die Treppen hinab . . .
Schluß in der Dezember-Nummer.

Ernft Schur:
Die Ausfiellu'ng München 1908.
Einleitendes.

Worin befieht der Zweck einer folchen Ausfiellung. die eine Unfumme von Energie und Difziplin verlangt. die die verfchiedenfien Kräfte zufammenruft und fie zu gemeinfamer Arbeit eint? Wir haben uns fo fehr an diefe Maffendemonftrationen gewöhnt. daß uns nur noch das Riefenhafte imponiert. und zweifellos wird die Zukunft da eine Korrektur bringen.

Was einer folchen Veranfialtung die überragende Bedeutung gibt. das ift die dem Ganzen zugrunde liegende Idee. die Kulturidee. Wir befinden uns feit etwa zwei Jahrzehnten. genauer. eigentlich erfi feit einem Jahrzehnt in einer Entwicklung. die die gefamte Erfcheinung unferer äußeren Kultur einer Umformung unterzieht. Die Architektur. die Naumkunfi. das Kunfigewerbe find für uns neue. lebendige Begriffe geworden. Und indem diefe äußere Kultur fich als ein Zwang zur Form. als eine Notwendigkeit der Geftaltung überall durchfeßt. fpüren wir dabei das Geifiige. das hinter diefen Dingen wirkt. Die neue Raumkunfi ift ein Ausdruck unferes inneren Wefens. das nach Neuge|altung verlangt.

Es ift kein Zufall. daß fich Befirebungen diefer Art an den verfchiedenften Orten Deutfchlands in gleicher Weife regen. Darmfiadt. Köln. Dresden - überall eine übereinfiimmende Richtungslinie. ein Hindrängen zu einem Ziel. das auf verfchiedenen Wegen erreicht wird. wie fie fich in den wechfelnden Knnfigewerbeausfiellungen diefer Städte darftellen. ein vielfältiges Verfuchen. das einem gemeinfamen Wollen dient.

Wenn in diefem Iahre München eine Uberfchau gab. fo hat es damit gegen fich felbft eine Verpflichtung eingelöfi. Von München gingen die neuen Beftrebungen einft aus. die nun zu aller Erftaunen fo überrafchend fchnell Einfluß gewannen und erftarkten. in den verfchiedenften kleineren Zentren des Deutfchen Reichs (es fei nur an Weimar erinnert. wo van de Velde wirkt. an Darmftadt. das einer ganzen Künfilerfchar

Aufgaben zuwies) Einfluß gewann und in ganzen Bezirken (wie in den Ländern am Rhein) künftlerifches Leben weckte. Darum war es eine Ehrenfchuld. der München nachkam, wenn es feine Kräfte nun vereint vorführt.

Zum Unterfchied von Dresden hat Münäfen fich auf fich felbft befchränkt. Dresden öffnete die Pforten feiner Ausfiellung 1906 allen deutfchen Künftlern. München zeigt nur- was Münchener Künfiler. Münäfener Indufirie. Münchener Handwerk leiften. Der oberfie Grundfaß wart daß alles. was hier gezeigt wurde. künftlerifchen Stempel in jenem neuen Sinne aufweifen follte. in dem der Künfiler auch von den Dingen der Praxis feinerfeits lernt. fich nicht nur darauf befihriinkt, einen fchmiickenden Schnörkel anzubringen. fondern den Dingen organifche Form gibt. die Sachlichkeit und Schönheit vereint.

Indem fo alle Kräfte aufgerufen werdenf ergibt fich ein Reichtum der Erfcheinungen, der eine Vorftellung von dem Kulturftreben unferer Zeit gibt. Solche Ausfiellungen find Kulturdokumente. Es wird nicht nur gezeigt. was die Gegenwart leiftetz es wird durch diefes Zufammenftrömen der Kräfte der Mut geftärktz zu immer neuen Problemen wagemutig vorzufchreiten. und indem uns folche Ausftellung fowohl in das, was ift. einführt. als auch aufzeigt, wo noch wieder neue Arbeit einzufeßen hat. vermittelt fie uns einen Schatz von Vorftellungen. mit denen wir den Sinn unferer Gegenwartskultur bedeutfamer erfaffen und den Umkreis der gefamten Arbeit unferer Zeit überzeugter würdigen.

* * K

Architektur und Raumkunfi find die Grundpfeiler diefer modernen Anfchauung. die uns allmählich wieder auf ein Niveau verhelfen will. wie es in der Kultur unferer Vorväter fich darftellte. wonach eine Verwilderung der Formen einfeßte. der wir jeßt Herr zu werden beginnen. Die neue Bewegung feßte ganz unflheinbar ein. Im Kunftgewerbe begann die Revolutionierung; neue 'Mufterf neuer Schmuck; die kleinen Dinge des täglichen Gebrauchs wurden vorgenommen. in ihrer Erfcheinung mußten fie fich ändern. So kam man von felbft zum Zimmer, zum Raum, und nachdem man fich an die Möbelform herangewagt hatte, kam man zu Wand und Deckef und da man hier fchon auf architektonifche Probleme übergegriffen hattef wagte man fogar. im Ganzen der Baukunfi nahe zu treten. Nun. nachdem vom Kleinen zum Großen fort-

gefhritten war. kam eine Rückbewegung. die dcn neuen Tendenzen nur förderlih war. Sie. die vielleiht noh zu unfiher und haltlos bleiben mußten. gewinnen nun in der Arhitektur fefien Grund. Und rückwirkend durhfirömte nun die arhitektonifhe Idee die Raumkunft und das Kunftgewerbe und verfhmolz das Vielfältige zu einer Einheit. Die arhitektonifhe Idee. deren Erftarken. deren Entwickelung wir jest miterleben.

Das Walten der arhitektonifhen Idee fpiirt man hier am nahhaltigfien. wenn man im Geift das Ganze überfhautz von den einfahfahlihen Ausf'tellungshallen an. die in Eifen und Beton in monumentaler Shlihtheit. glatten Flähen. geradlinigen Silhouetten. errihtet waren. bis zu der großräumlihen Gefialtung des Parks. in dem Plafiiken mit vorzügliher Raumwirkung aufgefiellt waren. fo daß Shmuckanlagen. Erholungsftätten gefhaffen waren. die der Stimmung alter Parke etwas Neues an die Seite flellten. bis zu dem Vergnügungspark. in defien breiter Plakatfarbigkeit. in deffen derben Formen ein neuer Stil gefunden war. defien Lufiigkeit duch ein wohlabgcwogenes Spiel der ordnenden Phantafie wohltuend gedämpft war.

Ein imponierender Rhythmus. der das Ganze durhftrömte. etwas. das in feiner Bewußtheit und Kraft mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllte.

D i e K u l t u r.

Diefer ganze äußere Rahmen ift eine Leifiung der Stadt. die den Baugrund (bevorzugt gelegen. über der breiten fih hindehnenden Therefienwiefe. im befien Viertel der Stadt. mit altem Baumfiand. ganz hinten am Horizont von diefem erhöhten Standpunkt aus der blauweiße Kranz der fern verdämmernden Berge) hergab und von ihren Baumeifiern die Gebäude errihten ließ. Man muß das hervorheben. Was im eigentlihen Sinne modern ift. ift hier von den ftädtifhen Behörden geleifiet. Das ift vorbildlihe Arbeit und vorderhand noh felten anzutreffen.

In einer langen Fluht von Räumen legt die Stadt von ihrer Tätigkeit Zeugnis ab. Diefe intereffiert felbft da. wo fie außerhalb des Künfilerifhen verbleibt und nur tätige Kulturarbeit darftellt. die in ihrem Ernfi. ihrer Sahlihkeit ebenfo fehr die geifiige Energie verrät. wie die Dokumente der Kunf't. Manhe diefer Räume haben mit der Raumkunfi und dem Kunfigewerbe eigentlih nihts zu tun. Aber man durhfhreitet

fie mit dem Gefühl der Achtung vor einem gutgeleiteten Gemeinwefen. Diefe Abteilungen nehmen einen breiten Raum ein; doch da das Ganze in fich Einheit hat. fefielt die Intenfität der Arbeit. Man tritt diefen Ausfiellungsobjekten vielleicht zuerft mit einer gewifien Gleichgültigkeit gegenüber. bis man die Beziehungen und die Bedeutung ermißt. Dann merkt man auf. und ein fremdes Gebiet erfchließt fich im flüchtigen Überblick; ein Gebiet voller Arbeit und Umficht. Und man fieht. wie entfcheidend ein folches Gemeinwefen einwirken kann. indem es der Baukunfi. dem Kunftgewerbe die großen. praktifchcn Aufgaben zuweifi. an denen fie wachfen. Wir begreifen. daß in diefen der Allgemeinheit dienenden Notwendigkeiten viellei>)t ein ebenfo neuer Geifi wirkt. wie in der Ingenieurkunfi im Verhältnis zur Architektur; die neuartige Tendenz darin fpüren wir. das Sa>7liche. das Notwendige. Darum fchäßen wir diefe Arbeit und lernen von ihr. Das Können unferer Zeit dokumentiert fich in diefen technifchen Leiftungen ebenfo wie in der Kunfi. und es foll fich immer imponierender entfalten.
Man nehme etwa den Straßenbau. Er wird hier in einem Raum durch plaftifche Demonfirationen erläutert. Technifch intereffante Anlagen. deren finnvolle Kraft überrafcht und feffelt. Dann die Entwicklung der Gas- und Wafieranlagen. die ein ganzes Neß unter der Stadt hin fpinnen. Der Geleisbau der Straßenbahnen in Gegenüberfiellung der Löfungen verfchiedener Perioden.
Der Tiefbau. Das unterirdifche München enthüllt fich. Die Schichtung des tertiären Untergrundes der Stadt. die als Grundlage der Anlagen zu dienen hat. wird erläutert. Die Grundwafierverhältniffe. Man bekommt eine Vorfiellung von den großen Zufammenhängen eines Gemeinwefens. Ausgedehnte. unterirdifche Spülgalerien. Hochbehälterz Verteilungsfchächte und Kammern. Zuleitungen. Entleerungen; Ableitungsfiollen und Druckrohrfiränge.
Von fernher. aus Quellen und Tälern. wird das Wafier geleitet und in jedem Moment durch ein Rohrneß richtig verteilt. Plaftifche Darftellungen erläutern das Technifche. fiellen es finnfällig vor das Auge. fo daß das Fremde plötzlich Leben gewinnt, Ein Diorama gibt den gefamten überblick.
Die Anlagen der Gasanfialten. die einen ganzen Komplex ergeben. deren monumentaler. nur fachlicher Charakter im Architektonifchen den imponierendficn Eindruck macht. Es ifi ein Rhythmus in diefer Größe. Man fpürt. wie die Kraft diefen Organismus. der weithin feine Fang-

arme reckt. durchftrömt, Das ift alles Technik. Nur Technik, Aber ift es nicht konzentrierter Geift? Ift es nicht. in diefer Difziplin und Kraft. Säfönheit?

Die Wafferzuleitung aus den Talhängen der Maugfall. illuftriert an einem Modell. das einen ganzen Raum füllt. Wie aus den verfchiedenfien Tälern die Quellen zufirömen und geleitet werden. Weitumfchauender Blick. Die Ifarregulierungen werden erläutert. Wehr- und Wafierkraftanlagen; in Stufen feßt fich das Bett ab und das Gefälle wird fo allmählich nivelliert, Die Ifarwerke. die die elektrifche Kraft produzieren und weiterleiten. (Bei diefer Gelegenheit fei auch an die fchönen. einfachen Brücken erinnert. die München befißt. Bauwerke. um die fie jede Stadt beneiden muß.) War dies alles praktifch und hatte darin feine Größe. daß es kraftvoll und umfichtig war. fo kommen wir bei den fiädtifchen Gartenanlagen wieder auf das Gebiet des Schönen. Gerade diefe Fragen find jetzt aktuell. und man hat über Plaß- und Straßenanlagen. über gärtnerifchen Schmuck jetzt wieder andere Anfichten als früher. Hier gibt es noch viel zu tun. Wie langweilig find meift unfere Pläne! Das ift das Schöne. daß man merkt. wie viel Arbeit hier noch zu leifien ift. und daß man fpürt. daß ein Anfang da ift.

Das Bedeutfame an diefen Gruppen ift. daß das Sachlich-Wertvolle in einer gefchmackvollen. anfchaulichen Form nahegebracht wird. Die Kunft fchafft hier dem Praktifchen einen fchönen Rahmen. und hier ift den Architekten und Künfilern ihr Feld zugewiefen. All diefen trockenen Dingen ift z. B. durch feine Raumgefialtung ein gutes Ausfeheu. ein überfichtliches Arrangement (in den meifien Fällen hatte Baurat Ö. Gräfiel die künfilerifche Leitung) gegeben. Durch diefe Gefialtung erft gewinnen die Dinge die Anfchaulichkeit.

Diefe Folge feßt fich dann noch weiter fort. In Räumen. die fchlicht und doch dekorativ von R. Schachner geftaltet find (eine Hauptfarbe beherrfcht Wand. Boden und Decke) erhält der Laie fernerhin Kunde von Wachstum und Entwicklung der Stadt. Sehr luftig ftellt das Statifiifche Amt feine Refultate dar. Das Münchener Kind(erfcheint in wachfenden Größen. vom Wickelkiud bis zum Riefenkind; es illuftriert das Anwachfen der Bevölkerung. Immer kleiner werdende Maßkrjige fiellen die erfreuliche Tatfache feft. daß der Bierkonfum pro Kopf abnimmt.

Eine vorbildliche Leiftung ift die Einrichtung der Apotheke des [Il. Krankenhaufes; hier wächfi fich die bisher nur begleitende Raumgeftaltung zu einer vollen. eigenen Leifiung aus. Fein ift diefer Raum

und Pläße werden nach künftlerifchem Gefiattspunkt angelegt. Eine Fülle von Material fiellt Vergangenheit und Gegenwart in Beifpiel und Gegenbeifpiel gegenüber. Man denke. die ftädtifche Behörde kritifiert fich felbf't und fuatt mit beharrlichem Sinn das Neue. - welch' Mut! Die Bauten von der vorjährigen Oktoberwiefe. die Feftdekoration bei der Einweihung des deutfchen Mufeums in München - überall fpürt man ein Wollen. das Anfchluß fucht an die moderne Tendenz in der Kunft. an die Raumkunft. und das Gefühl ift hier faton fo erfiarkt. daß man felbfk Tüattiges zu leiften imftande ift. ja Vorbilder gibt.

Die Architektur.

Auf diefem Kulturuntergrund hebt fich die Aratitektur. das zweite große Gebiet. dem wir uns jetzt zuwenden. bedeutungsvoll ab. Es ift fchon gefagt worden. daß der aratitektonifate Gedanke die Tendenzen unferer Zeit befonders markant zum Ausdruck bringt. Es wurde auch fchon darauf hingewiefen. daß die ganze Ausflellung in den Bauten. wie in den Anlagen diefer Idee dient. Hier kommen wir nun zu der Baukunft im fpeziellen. als Sondergebiet der künftlerifchen Betätigungen. Der Architektur ift. als Ausfiellungsobiekt. ein breiter Raum gegönnt. Durclt diefe Reichhaltigkeit ift niatt nur ein Uberblick über Münchener Baukunfi ermöglicht; es wird der Etappengang der Entwicklung der Aratitektur unferer Tage illufiriert. Infofern hat diefe Vorführung typifchen Wert. und eine Befchäftigung mit diefen Problemen ift um fo nußbringender. als die Architektur immer gebieterifcher in den Vordergrund des Intereffes rückt und im Leben der Nation eine Rolle zu fpielen beginnt. wie fie früher nur der reinen Kunft vorbehalten war. Die Vorhalle. die Prof. Richard B e r n dl fatuf. hat einheitlichen Charakter; fie zeigt in den diskreten. grauen Farben Difziplin und einen Sinn für ruhige Gefamtwirkung. die gerade für einen Eintrittseindruck entfcheidend ift. Aber fchon die Wandelhalle läßt Raumgefühl vermiffen und wirkt in ihren grau-blau-grünen Tönen zu dumpf. Große. helle. lichte Raumwirkung wäre hier am Plaße gewefen. Diefe Halle ift zu klein; es macht fiat hier charakteriftifch bemerkbar. daß der Sinn für monumentale Aufgaben hier weniger geweckt ift. als der Sinn für das Intime. (Durchweg ift das zu fpüren. Das gibt dem Ganzen den wohltuend-behaglichen Charakter. aber man fagt fiat. daß eine folche Ausftellung gerade das Monumentale zeigen muß. da fie felbft eine monumentale Idee ifi. deren Verwirklichung felten gegeben ift.) Diefe

Mifchung fchmußiger Farben wirkt merkwürdig drückend und fieht im
Gegenfaß zu unferem modernen. dekorativen Fühlen. In der grauen
Wand find kleine. dunkelblaue Nifchen ausgefpart. in denen dunkle
Bronzebüften fiehen; das Blau diefer Nifchen fchluckt die Wirkung der
Bronzen auf. Nichts Repräfentatives ifi diefer Wandelhalle eigen. Sie
wirkt klein und unfrei. und die Vorhallc erfcheint daneben groß. Am
fchlimmfien aber find die Wandgemälde von Klemm. denen man leider
niäjt nur in diefem Raum begegnet. Es ift eigentiimlich. wie folche Ent-
gleifung im Dekorativen geduldet wurde. Eine Mifchung von pom-
pejanifchem Stil mit Anregungen dekorative-r Art im Farbigen von
E. R. W eiß und H of e r. Kalkige. grelle Farben. die für das Auge
auf diefem fchmußig graugrünen Hintergrund ganz disharmonifäf wirken.
Uberladen und ftillos ift die Ehrenhalle für den Prinzregenten. Ein An-
klang an Barock in den ausladend prunkvollen Formen; dabei fehlt aber
das Fefiliche. Strahlende der Barockfarben; der eigentümlich dumpf-
fchmußige Generalton gibt auch hier dem Raum etwas Düfteres.

Es folgen nun E h r e n r ä u m e; fie gehören Theodor Fifcher.
Hans Gräfiel. Friedrich von Thierfch. Franz Hocheder. Gabriel von.
Seidl. den Architekten. die Münchens offizielle Baukunft vertreten. feinen
Ruf begründet haben. Als Räume find diefe Anlagen nicht glücklich.
Man hat die Ausgefialtung den Architekten felbft überlaffen. Ein Be-
ftreben wird bemerkbar. moderne Grundfäße fich anzueignen. Doch bleibt
eine Unentfchiedenheit zurück. die anzeigt. daß der gute Wille nicht
ausreicht. Am beften hat Hans Gräffel feine Aufgabe gelöfi; die graue
Wand. der graue. quadratifch geteilte Boden gibt eine gewiffe Einheit.
Gefchmacklos aber wirkt. wie in allen Räumen. fo auch hier die an der
De>e. als Umfaffung des Oberlichtglafes. angebrachte. herabhängende
Rüfchenumrahmung.

Ganz im alten Stil verharrt Hocheder. deffen Bauten dahin
fireben. den alten Vorbildern zu folgen. Auch S e i dl kommt aus diefem
Wirrwarr nicht heraus; jeder fucht fich aus fremden Stilen fein Vorbild
und benutzt es dann als Klifchee. Das Künftlerhaus. eine Anzahl
Kirchen zeigen diefes Schema. das an Bühnendekoration. an Maskerade
erinnert. Jedoch. das eine ift zuzugeben: die Nachahmung ifi wenigfiens
finnvoll. fie proßt nicht. wie es in Berlin der Fall ifiz fie hat eine
gewiffe Befcheidung im Nachfühlen. Bei den anderen Architekten macht
fich fchon ein Ubergang bemerkbar. So merkt man bei dem Iufiizpalaft
von Thierfch ein munteres Farbengefühl. das zuweilen vielleicht über

das Ziel hinausfchießy aber doch wenigftens etwas wagt. Und in der Anlage von Treppengewölben lebt ein Gefühl für kompakte großzügige Raumwirkung. Bei Gräfiel find weniger die Gebäude zu beachten; feine eigentliche Schöpfung find die Friedhöfe. die feiner Leitung unterfiehen. und fpeziell der Waldfriedhoft feine leßte Leifiung. ift des Intereffes ficher. Die Vorfchriftem die er hierfür erließ, geben einem folchen Komplex eine fchöne Ordnung und forgen weitfichtig dafür„ daß das Gelände im Sinn einer natürlichen Raumfchönheit erhalten und aus-genutzt wirdj und in diefem Rahmen ift dafür geforgtj daß nichts Häß-liches fich einfchleichtz nur gute Leiftungen in Denkmälern und Steinenj in denen das Material fchön verarbeitet iftz kommen zur Aufnahme. .Holzkränze und Eifenarbeiten erhalten wieder neuen. künftlerifchen Wert, und felbft die Blumen wirken in fchöner Ordnung mit zu dem Ganzen, dem der Wald einen fiimmungsvollen Rahmen gibt, der an den entfchei-denden Stellen durch Anlage fchöner Brunnen. die ganz einfacht aber monumental gehalten find- Unterftüßung erfährt. An Ludwig Hoffmann, den Berliner Architekten- erinnert Theodor F i f ch e rz auch er hat noch Anklänge an Stilbaukunft; aber feine Schlichtheit und Ehrlichkeitj der Sinn für zugleich intime und große Wirkung führt ihn eigene Wege, Sein Können zeigt fich in den fchönen Volksfchulen. die großzügig find und doch auch jenes liebenswürdige Detail haben- das für die Kinder paßt- und die in der Grundanlage von vorbildlicher Sachlichkeit find. Das eine fpürt man: auch daj wo diefe älteren Architekten im Stil verharrenj es ifi doch mehr Eigenes in ihren Schöpfungen. als es fonft und anderswo der Fall ifij und fie vermeiden nach Möglichkeit jede Pofe. Von hier aus hat der einfiäftige Befucher- der offenen Auges durch die Stadt gehtj die Ausftellung zu ergänzen. Es ift für München charakteriftifch, daß vorläufig noch die öffentliche und namentlich die fiädtifche Baukunfi auf einem höheren Niveau fieht. als die private. Große Aufgabem Hotels- Reftaurantsj EafSs und ähnliche Aufgaben, wie fie eine Großfiadt mit fich bringt, harren noch der Initiative der unternehmenden Bürger. Nur ein neues Refiaurant fah ich im Worüber-gehen in der Neuhauferftaße- das in feiner fchönen. ruhigen Wirkung des grauen. poröfen Steins- die fehr vornehm zufammenging mit dem tiefen Braun der Bänke und Möbel (ein feines Portal mit Relief-plafiik im Türbogen als Eingang) den üblichen Bierkellercharakter ver-leugnete. Auch das Landhaus kommt erft jetzt allmählich zu feiner Be-rechtigung. Was aber den Ruhm Münchens bildetf die fchönen Brückenj
30:

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

das Ziel hinausfchießy aber doch wenigftens etwas wagt. Und in der Anlage von Treppengewölben lebt ein Gefühl für kompakte großzügige Raumwirkung. Bei Gräfiel find weniger die Gebäude zu beachten; feine eigentliche Schöpfung find die Friedhöfe. die feiner Leitung unterfiehen. und fpeziell der Waldfriedhoft feine leßte Leifiung. ift des Intereffes ficher. Die Vorfchriftem die er hierfür erließ, geben einem folchen Komplex eine fchöne Ordnung und forgen weitfichtig dafür„ daß das Gelände im Sinn einer natürlichen Raumfchönheit erhalten und aus-genutzt wirdj und in diefem Rahmen ift dafür geforgtj daß nichts Häß-liches fich einfchleichtz nur gute Leiftungen in Denkmälern und Steinenj in denen das Material fchön verarbeitet iftz kommen zur Aufnahme. .Holzkränze und Eifenarbeiten erhalten wieder neuen. künftlerifchen Wert, und felbft die Blumen wirken in fchöner Ordnung mit zu dem Ganzen, dem der Wald einen fiimmungsvollen Rahmen gibt, der an den entfchei-denden Stellen durch Anlage fchöner Brunnen. die ganz einfacht aber monumental gehalten find- Unterftüßung erfährt. An Ludwig Hoffmann, den Berliner Architekten- erinnert Theodor F i f ch e rz auch er hat noch Anklänge an Stilbaukunft; aber feine Schlichtheit und Ehrlichkeitj der Sinn für zugleich intime und große Wirkung führt ihn eigene Wege, Sein Können zeigt fich in den fchönen Volksfchulen. die großzügig find

und doch auch jenes liebenswürdige Detail haben- das für die Kinder
paßt- und die in der Grundanlage von vorbildlicher Sachlichkeit find.
Das eine fpürt man: auch daj wo diefe älteren Architekten im Stil
verharrenj es ifi doch mehr Eigenes in ihren Schöpfungen. als es fonft
und anderswo der Fall ifij und fie vermeiden nach Möglichkeit jede Pofe.
Von hier aus hat der einfiäftige Befucher- der offenen Auges durch
die Stadt gehtj die Ausftellung zu ergänzen. Es ift für München
charakteriftifch, daß vorläufig noch die öffentliche und namentlich die
fiädtifche Baukunfi auf einem höheren Niveau fieht. als die private.
Große Aufgabem Hotels- Reftaurantsj EafSs und ähnliche Aufgaben,
wie fie eine Großfiadt mit fich bringt, harren noch der Initiative der
unternehmenden Bürger. Nur ein neues Refiaurant fah ich im Worüber-
gehen in der Neuhauferftaße- das in feiner fchönen. ruhigen Wirkung
des grauen. poröfen Steins- die fehr vornehm zufammenging mit dem
tiefen Braun der Bänke und Möbel (ein feines Portal mit Relief-
plafiik im Türbogen als Eingang) den üblichen Bierkellercharakter ver-
leugnete. Auch das Landhaus kommt erft jetzt allmählich zu feiner Be-
rechtigung. Was aber den Ruhm Münchens bildetf die fchönen Brückenj
30:

deren Monumentalität fo entfcheidend im Stadtbild mitwirkt - man
braucht nur einmal die Ifar hinabzugehen und man wird eine Fülle von
Schönheit an diefen Schöpfungen bemerken - fie kommen hier nicht
zur Geltung. Künfilerifche Wahl des Materials. des fchönen Steins.
der an fich in feiner Porofität fo wechfelvoll und angenehm wirkt. zweck-
mäßige Geftaltung fowohl hinfichtlich der Aufgabe wie des* Materials
gehen hier zufammen. Der Sinn für ruhig-plafiifche Wirkung hat fich
hier. in der Stadt Hildebrandts. faft eine Tradition gefchaffen. Diefe
leichten Reliefs. die fich nicht vordrängen. diefe breit ausgefchnittenen.
durchbrochenen Flächen. die in fich ein großzügiges Muf'ter ergeben. das
niemals aufdringlich erfcheint. diefes wohlerwogene Verhältnis der
Farbigkeit und der Maffe in fich und im Verhältnis zu der Umgebung
(wie fchön der graue Stein über dem Grün des Flußbettesl). Welch
Abfiand. wenn wir an Berliner Brückenkunfi denken. wo immer noch ein
übler Klifcheefiil und Hurrapofe dominieren.

Das Zwifchenfiadium. in dem fich unfere moderne Architektur be-
findet. kommt typifch in den Räumen zum Ausdruck. die der
privaten Baukunfi gewidmet find. Hier findet man neuere
Tendenzen und Verfuche. das praktifche Wohnproblem frei von
Stilen zu löfen. Infofern eine reichere Auswahl von Mög-
lichkeiten. die ein Hinauskommen über das Niveau der Ehren-
fäle ahnen laffen. Ideen. wie fie in der Gartenfiadtbewegung
gegeben find. geben eine Anregung zur Schaffung ganzer Komplexe. wie
es fich in der Gartenfiadt Harlaching bekundet. Terraingefellfchaften
zeigen. wie in Gauting und am Starnbergerfee. eine gefchickte Ausnutzung
der natürlichen Schönheit des Geländes. in das fich die Häuschen mit
den grauen oder roten. breiten Dächern harmonifch einfügen. Eine wei-
tere Auswahl von Landhausmodellen zeigt im einzelnen. architektonifch
wie malerifch. eine zugleich entfchiedene und zugleich intime Wirkung.
Bootshäufer find mit Gefchmack in die Landfchaft gepaßt. Auch Schul-
häufer. zum Beifpiel die Volksfchule mit der Märchendarfiellung in
heller Silhouettenwirkung. die in der Faffade durch rauhen und glatten
Paß hergeftellt ift. gelingen oft in der Vereinigung von Sachlichkeit
und Schönheit; vielleicht auch noch kleine Kiräfen. wozu in den Dörfern
eine reiche Auswahl von Vorbildern gegeben ift. Dagegen macht fich in
den offiziellen Gebäuden immer noch jene Unficherheit bemerkbar. die
durch eine äußere Stilpofe zu verde>en gefucht wird. und die anzeigt.
daß die neue Form hier erfi noch zu finden ift. Auäf für das Theater

ifi ein neuer. monumentaler Stil noch nicht gefunden. Das zeigt fich bei dem Künfilertheater. das von Heilmann und Littmann errichtet ift. und das als befondere Aufgabe wohl Gelegenheit zu einem neuen Verfuch geboten hätte. Es ift in der Faffade zu düfter und ein-förmig und ähnelt vielleicht mehr einer feierlichen Begräbnishalle. als einem feftlichen Zwecken dienenden Gebäude. Auch im Innern ift. ob-wohl moderne Raumprinzipien hier zur Anwendung kommen. die Aus-gefialtung des Raumes zu monoton; außerdem paßt das Grau der .Holz-verkleidung der Wände mit dem gelben Holz der Decke nicht recht zu-fammenz die Gegenfäße ftoßen zu hart zufammen. Der Vorhang. der auf blauer Fläche leichte grüne Linien und eine breitere Borde gelber und roter Blumen in Stickerei zeigt. gibt einen feinfarbigen Eindruck.
Es ift nicht zu bezweifeln. daß diefe Architekten auf diefem technifchen Gebiete des Theaterhaues eine reiche Erfahrung befißen. aber es ifi ihnen nicht fo gelungen. diefe fachliche Notwendigkeit zu einer neuen Schönheit zu formen. Hier müßten andere Kräfte zur Betätigung noch herangezogen werden. um auf diefem Gebiet jenen Anfang zur Eigenart zu feßen. wie er im Landhausbau bemerkbar wird. Im übrigen bleibt auch hier die Bemerkung beftehen. daß. fowie große Aufgaben gefiellt werden. man unwillkürlich auf einen fchloßartigen oder burgmäßigen Typus verfällt oder fonftwie im Stil Zuflucht fucht. Übel fieht es dagegen bei den Architekten aus. wenn fie daran gehen. Interieurs zu gefialten oder Wandmalerei zu geben. Sie verharren durchweg noch in dem alten Dekorationsgefchmack. lieben die Allegorie und vermeiden jede große dekorative Wirkung, Ihre Zimmer machen meifk einen zu bunten Eindruck. und während fie es fchon verfiehen. ein Haus mit Ge-fchmack in eine Landfchaft hinein zu paffen. die breiten Flächen des Daäjes dekorativ auszunußen und die Gruppierung der Fenfier fein mitwirken zu laffen. fehlt ihnen im Innenraum gerade jene architek-tonifrhe Difziplin. die fie eigentlich mitbringen müßten. Dies eine haben die Malerarchitekten vor ihnen voraus. Und wenn die Architekten fich ein Gebiet nicht entreißen laffen wollen. fo tut ihnen hier eine Erziehung not. die um fo mehr geboten ift. als die Künfilerarchitekten auch fchon auf das eigentlich architektonifche Gebiet überzugreifen beginnen. indem fie als Neuerer und Eroberer energifcher an ihrer Ausbildung arbeiten.
Dies alles. das für unfere Zeit charakteriftifäj ift. kommt in der Sonderausfiellung des Bundes ..Deutfcher Architekten". des „Mün-chener Aräjitektenvereins". der ..Allgemeinen Architekturausfiellung"

überzeugend zum Ausdruck. Die Räume haben eine fachliche und ernfie Haltung und bringen die Modelle. da fie felbft im beften Sinne einfach find. zu guter Wirkung. Photographien von Gartenanlagen. Grab-denkmälern. alten Münchener Häufern. mit ihrer breiten aräjitektonifchen Erfcheinung. ergänzen die Ausftellung und bringen aus alter und neuer Zeit ein reiches Material hinzu.
K ä'- *'-
Man muß. um diefe Abteilung Baukunft nach der modernen Seite hin vollftändig zu ergänzen. an die Bauten der Ausfiellung felbfi denken. errichtet von den Stadtbaumeifiern B e r t f ch und S ch a ch n e r. an die Ausftellungshallen. an den Vergnügungspark. von deren Stil fchon oben die Rede war. Hier fieht man zum Refultat gediehen. was noch unent-wickelt war. und man ahnt den Beginn eines neuen. monumentalen Stils.

Die Raumkunfi.

In der Raumkuuft ftehen die Werkftätten obenan. die als Vorkämpferinnen des neuen Stils bekannt find und fich bemühen. ihm in dem großen Kreis des Publikums Eingang zu verfchaffen. In einer Zeit. in der die Indufirie der Stilverwilderung Rechnung tragen zu müffen glaubte. bildeten fich jene Vereinigungen von Künfilern (nach englifchem Vorbild). die felbft als Unternehmung auftraten. Urfprünglich hatten fie fchwer zu kämpfen. nun aber haben fie fich durchgefeßt. und ihr Vorbild wird nicht unbeachtet bleiben. Ein neues Produktions-prinzip kommt in ?diefem Zufammenarbeiten. in diefem Vorherrfchen des Künftlerwillens zum Ausdruck. der nach und nach alles in feinen Bereich zog. was uns in unfern Räumen umgibt.
Zwar ift auch in diefen Abteilungen die Induftrie mit Raumkunft vertreten. Das zeigt aber nur. daß das Vorbild auch diefe Kreife fchon mit fich fortriß. Was man hier fieht. ift im beften Falle ein guter. achtenswerter Durchfchnitt. womit keine Herabfeßung ausgefprochen ift, Es muß fo fein. Man ftellt feft. daß fich fchon Regeln zu bilden beginnen. die der raumkünftlerifchen Anfchauung dienen. und wenn in diefem Enfemble ein Zimmer auffällt. fo erfährt man aus dem Katalog die Uberrafchung. daß ein Kjinfiler es entworfen hat; man liefi den Namen Niemeyer. Diefer feine Künftler. mit dem wir uns noch fpäter zu befchäftigen haben werden. hat hier ein kleines Rimterzimmer aus-gefiellt. das _fehr apart auf Grau und Grün gefiimmt ifi. Die Decke

„q-7

. x
"M-f" e -__ - . '* ' "ra-e . . K: .:- y- y, of cn *
voting-[t . z r fill-teller
, '* öätiinyjee - " '- ' *
N
|

K.“
I .

'full'
'k *-1* * _ | "4
i» 1| *iii-'iM IM;- .

Q Fritz Klee und Peter Danzer:
WW" Aus dem Vergnügungspark.
1 * a * Zum Effay von Ernf'i Schnr.


EMPTY

ift niedrig gelegt. dadurh bekommt der Raum Intimität. dem die gewählten Farben Eleganz anfügen. und die graziöfe Sahlihkeit der Formen paßt fih vorzüglih an.
Bleiben wir aber bei den Vorbildern. Es find die ..V er e i nig.-ten LLerkfiätten" mw dn „Deutfhen LLerkfiättenÄ
Was die ..Vereinigten Werkfiätten" anlangt. fo läßt fih wohl kaum etwas Eleganteres denken. als die Marmorhalle. die Bruno P a ul fhuf. in der die glänzenden. rotbraunen Möbel fo gewählt ftehen. Hier ift wirklih ein neuer Stil für die vornehmfien Kreife gefhaffen. und doh ift jeder Prunk. jede Überladung vermieden.
Eine eigene Shöpfung if't das Zimmer von Th. Th. He in e. das ganz in Orange und Gelb gehalten ift; von wunderbarer Intimität der warmen Töne und troß der Anlehnung an Biedermeier doh ganz frei von. Nahahmung.
Noh umfaffender treten die ..D e u t f h e n W e r k, ft ä t t' e n" auf. .Hier begegnet uns der Name Riemerfhmid. der diefer Unternehmung den mehr volkstümlihen Charakter gibt. Wenn man die Art eines Riemerfhmid allgemeiner befhreiben will. fo wird man auf die Bauernkunfi hindeuten müffen. Doh ift diefe Anlehnung niht fklavifh. Riemerfhmid hat fih im Laufe feiner Entwi>lung immer mehr zu einer Art durhgerungen. die niht äußerlih nahahmt. fondern nur die Anregung entnimmt. Seine Zimmer erinnern an Bauernkunft. niht weil man hier Mufier und Formen findet. die von dort her entnommen find. fondern weil fie jenen Charakter der Wohnlihkeit. Materialtechnik. jenes Abfehen von Gewolltem. übertriebenem haben. den wir an alten bäuerifhen Interieurs bewundern. An diefer foliden Art hat fih Riemerfhmid gebildet. ift dann aber auh zu anderen Aufgaben vorgefhritten. die das Geltungsgebiet feines Talentes erweitern. Er hat feftlihe Hallen entworfen. elegante Interieurs hat er gefhaffen. Bureauräume und Arbeitszimmer entworfen und fih fo den Anforderungen entfprehend immer mehr differenziert. Wenige folgen wie er fo fahlih der Zweckbeftimmung eines Raumes. und feine Zimmer haben auh jene diskrete Zurückhaltung in dem Gebotenen. die dem künftigen Bewohner noh eine individuelle Prägung überläßt.
Wie gut Riemerfhmid auh größe-re Aufgaben bewältigen kann. das zeigt die Anlage der Halle für Nahrungs- und Genußmittel. die unter feiner künfilerifhen Leitung entfianden ift. Hier hatte Riemerfhmid den mannigfahften Anforderungen gereht zu werden und doh dem

Ganzen eine Einheit zu wahren. Gleich der Hof. defien Anlage Riemerfchmid befiimmte. gibt einen entfcheidenden Eindruck. eine feine Intimität. Als Mittelpunkt ift ein großer Baum genommen. der feine Zweige tief herabfenkt. Unter ihm eine hübfche Bank aus Stein mit gleichmäßig viere>igen Ausfchnitten an der Rückwand; eine einfache. gefchmackvolle Kindergruppe bildet zu beiden Seiten den Abfchluß. Auf der anderen Seite entfpricht dem ein Frühftückspavillon in Fachwerk. weiß mit graublauem Holz. dem kleine Mufter in mattem Rot aufgemalt find. Diefer Raum atmet Ruhe. ein nach dem Hof zu offener Wandelgang bildet die Überleitung zu der Innenhalle. Der hohe Giebel zeigt ein feftlich prunkendes Bild von Wackerle in violetten. blauen und grünen Farben. das auf einem Grunde von verfäflungenem Geäft die verfchiedenen Stände dekorativ darfiellt.

Diefe Farben weiß. grünblau. rot kehren in der Aufeinanderfolge der Räume wieder. die in hübfcher Gliederung abwechfelnz man fieht in kleine Kojen hinein. die ein gleichfarbiges Holzportal einrahmt. Bei diefen Räumen i| Rückficht genommen auf den Charakter der ausgeftellten Gegenfiände. denen ein guter Hintergrund gegeben werden foll. So ift einmal das Helle. Lichte in einer weißen Stube mit weißblauen Vitrinen betont. dann wieder erweitert fich in dem Raum für Getreidehandel und Hopfen die Anlage zu einer großen Halle. deren Wand mit demfelben grünblauen Rupfen befpannt ifi und ein fchmaler Fries die mattrote Farbe aufnimmt. Hier hängt von der De>e ein mächtiger Erntekranz als Beleuchtungskörper. Farbig dekorative Gemälde von Ernft Liebermann und M. R. Eichler fchmücken die Wand. und in diefem Enfemble werden die Säcke und Körbe. die an den Wänden aufgereiht fiehen. felbfi zu einer luftigen Dekoration. Hiermit hat Riemerfchmid etwas Vorbildliches geliefert für das Arrangement folcher Materialausfiellungen. das fonfi immer trocken und langweilig wirkt. und die Kunft dient hier wirklich der Sache. Phantafiifcher. reicher ifi der Raum für Spirituofen und Liköre. mit lichtgelber Decke und weißgelber Wand. vor der. in hohen Reihen geordnet. die Flafchen fiehen. fo daß auch hier das Material felbfi wieder zur Dekoration mitwirkt.

.e ne 1.-

Eine große Leiftung ift das ..Ausftellungscaf ". das Nie m e y er (ebenfalls Künfiler der deutfchen Werkfiätten) entwarf. in dem fein Gefihmack. fein Können reif zum Ausdruck kommen. Sachlichkeit und Schönheit ift hier vereint. und doch ift alles materialecht geblieben. Keine

f

Überladung und doch überall Reichtum. Das Künfilerifche ift diefem Raum unverkennbar aufgeprägt. Diefe Schönheit erreicht Niemeyer duräf die feine Auswahl der Materialien. deren Farbenwerte ihm dienen müffen. Grüne Kacheln umkleiden den Raum. darüber ift die Wand weiß gehalten. Eigenartige Beleuchtungskörper hängen an Schnüren von der Decke herab; die Leuchtkörper beftehen aus vier hängenden. undurchfichtig weißen Vierecken. Die weißen Tifäftücher haben eine feine violette Bordüre. auch die Teller haben violetten Schmuck am Rande. Die Stühle find weiß und hochlehnig. Auf den Tifchen fiehen gelbe Blumen. und in zwei Nifchen an der Wand in fchlanken Vafen rot- und blauviolette Malven. Aber das Eigenartigfte in diefem Raum bilden die an jedem Wandteil in die grünen Kachelflächen tief eingelaffenen ovalen Bilder; Blumenftücke von reicher Fülle und fehr eigenartiger Zufammenftellung. bei allem Reichtum der Nuancen immer feinfarbig. malerifch-dekorativ ohne die übliche fchon zur Schablone werdende Stilifierung. Das Eigenartige ifi. daß durch diefes Zufammenbringen der ganz fimplen. glatten Kacheln ein ganz neuer Eindruck erzielt wird. Die Kacheln find blank. die Bilder find fiumpf. und man fieht eritere nur als eine gleichmäßige grünkarierte Fläche. die den Bildern als Hintergrund dient und es durch diefen fcharfen Gegenfaß macht. daß die Farben der Bilder um fo feiner fich abtönen.

Was Niemeyer von anderen Raumkünftlern unterfcheidet und ihn. der neuerdings erft immer markanter heraustritt. an eine befondere Stelle ftellt. das ifi der Umfiand. daß Niemeyer vor allem Maler ift und diefe Eigenfchaft entfcheidend auch in feiner Raumkunft zum Ausdruck bringt. Nicht in der Weife. daß das Bildhafte bei ihm überwiegt. er läßt die Farben alle in das Material eingehen. wohl aber in dem feinen Zueinanderfiimmen aller Töne in der reichen Auswahl der Nüancen. Dadurch gelingt es ihm. feinen Räumen wieder Bilder einzugliedern. die in dem Ganzen harmonifch fich einfügen und nicht als fremder Säfmuck erfcheinen. Im allgemeinen macht fich jeßt in der Raumkunft ein Hinftreben zur Architektur bemerkbar. Niemeyer macht fich alle diefe Tendenzen zunuße. aber feine reiche und eigenartige Begabung fäfüßt ihn vor Einfeitigkeit und geftattet ihm eine Fülle neuer Schönheit.

DieIndufirie

Man hat in letzter Zeit oft von dem Problem gefprochen. das darin gegeben ift. daß die Indufirie den Anfchluß an die Kunft fuchen müffe.

Das geht nicht ohne Kämpfe ab. Daß aber beide miteinander befiehen
können, das zeigt die Sportabteilung in vorbildlicher Weife.

Man hat in letzter Zeit oft von einem Majehinenftil geiprochen,
defien Sinn eine fachliche. großzügige Geftaltung ift- die verzichtet auf
Ornament und überladung. Der Praxis des Lebens wurde eine neue
Anregung entnommen und gerade das, was befiimmt fchiem fern von
aller Kunft zu bleiben. die Mafäzine- wurde der Typ eines neuen Stils.
Ähnlich ifi es mit dem Sport. Auch hier nur Sachliehkeit. Zwe>-
mäßigkeit- Knappheit in allen Dingen. Nichts von alledem. was wir
fonfi als „künfilerifihen Schmuck" anfprechen. Im Verzicht eine neue
Schönheit.

Das kommt markant zum Ausdruck auf diefer Ausfiellung. deren
Sporthallen zu den Sehenswürdigkeiten zählen. Sie gehören zu den
beftimmenden Eindrücken. die man mitnimmt, die nachwirken, weil eine
neue freier zuverfichtliche Schönheit darin zum Ausdruck kommt.

Eingeleitet wird diefe Serie durch einen kleinen „Gabentempel“
betitelten Raum in Blau-Weiß von .ß o h l w e i n, in dem die jeweiligen
Preife zur Auffiellung kommen.

Dann der Alpenfport. Raumgeftaltung von Erich Erler -
Samaden. Die Wände ganz mit Fichtenholz in Naturfarbe verkleidet.
Eine einfache Linie in Schwarz umzieht den Raum und betont die Glie-
derung. Auf fchwarzen So>eln fiehen die Vitrinen mit den zum Sport
gebrauchten Dingen. Eingebaut eine kleine Schußhütte mit vier Betten,
naturgetreu und komplett. ebenfalls Naturholz. mit teilweife fehwarzer
Einfafiung, Eine ernfte. gediegene Sachliehkeit überall. Ein Gemälde
von Erler ichmiickt die Wand über der Eingangstür, einen Mann dar-
ftellend. in liegender Stellung. auf der Höhe7 umgeben von einer weitet'
Schneelandfchaft. Unter den ausgefiellten Dingen. Mänteln- Anzügen,
Schuhen- Seilenz die alle dem Sport angepaßt find und in ihrer Sach-
lichkeit eine Großzügigkeit befißen. die oft unfern fonfiigen Kleidern
fehlt- fallen befonders die Lodenfioffe auf. die oft mit der praktifchen
Derbheit des Materials eine folide und anfprechende Farbigkeit ver-
binden und richtig verarbeitet ein fehr gefchmackvolles Koftüm ergeben
könnent wie das vom Kunftmaler Moos entworfene Koftüm für eine
Hochtourifiin. das die Firma Hirfchberg und Ko. ausfiellt- zeigt; braun
Loden mit dunkelgrüner Bot-te- die die Teile einfaßt.

Der Turnfport, Eine .Halle- deren fchmu>q glänzende Farbigkeit
dem gebeizten Holz der Turnapparate angenähert ifi. Aueh hier Turn-

kleidung für Erwachfene und Kinder von praktifcher Sihönheit. Ein Turnkleidy entworfen von Kunftmaler Moos; ein Tenniskoftüm von Kunftmaler Rider; fachlich leicht und elegant; Anzüge; die die Bewegungen nicht behindern und die Schönheit in dem Rhythmus des Körperlichen betonen; beide von der Firma Hirfchberg und Ko, ausgefiellt. Draußen; vor der Halle; im Durchbli> fichtbar- führten gerade in der weißen Arenax die von hohen; braunen und hellen Tribünen feftlich umrahmt iftf über 1000 Knaben und Mädchen ihre heiteren Spiele vor, junge Körpeß leicht und fchmuck gekleidet; elaftifä) und biegfam, und etwas wie das Ahnen einer neuen Kultur dämmert auf.

Halle für Winterfport. Weiß die Wände. Naeh oben fich verengend. Hier fich herumziehend ein mattblauer Fries; Silhouetten in GrauF das Wintertreiben illufirierend; nur fliichenhafty nur wie eine leichte Erfcheinung. Darüber öffnet fich dann wieder der Raum in weißer Helligkeit. Und felbfk die Namen der Firmen find dekorativ verwendet. In großen Buchfiaben feft geordnet ftehen fie weiß auf blauem Grund wie ein Ornament und fäumen den Giebel. Diefer lichte Raum; deffen Charakter den Winterfport fuggefiiv nahe bringt; ohne in Illuftrationsmanier zu verfallen; i| von Hans Beatus W i e lan d gefchaffen. Er hat auch Ski- und Eislaufkoftüme entworfen; ein Glockenro> aus hellem; Graubündener Loden; auf dem die grellrote Jacke prachtvoll fieht; Kragen und Ärmel mit norwegifcher Stickerei gefäumt (ausgeftellt von der Firma Hirfchberg und Ko.). Und auch die Winterfportbekleidung von Wagner und Ko., ge|ri>te Jackent erfreuen in ihrer kräftigen Farbigkeitt in ihrer derben Struktur,

Der Raum für Wafierfport erfuhr durch Prof. Fr. Klee eine farbig entfchiedene Geftaltung. Unten dunkelblau; oben weiß; eine fehwarze Lei|e trennt die Felder; Wölbung überfpannt den Raum. Ein vollitändiges Motorboot ift hier ausgeftellt und die prächtige Schönheit diefes aalglatten Apparats präfentiert fich zugleich elegant und kraftvoll. Intereffant i| ein fogenanntes Ructfackboot; ein Boot, das in einer Viertelftunde zufammenlegbar ifit als Paddelboot auf allen Flüffen; als Segelboot auf allen Seen zu verwenden; und als leichtes Gepä>ftü> (15 Kilo) überallhin mitzunehmen ift. Nach Zurücklegung einer Strecke von 2000 Kilometer betrugen die Reparaturkofien 50 Pf. Ein Ruder- und Segelkoftüm (entworfen von Prof. Klee; ausgeftellt von Hirfchberg und Ko.) zeigt ein gefälliges Ausfehen.

In einer Halle, deren Boden mit orange Rupfen belegt ift, deren

Wand mit grünem Rupfen befpannt ifi. während die Decke weiß gehalten ifi. kommt der Iagd- und Angelfport zur Ausfiellung. Iagdkoftüme nach Entwurf von Prof, Frank-Kirchbaäj. Angelfportkoftüme nach Entwurf von Prof. Rud. Wimmer. verbinden Einfachheit und Eleganz.
Eine offene Halle. mit grauen und grünen Kacheln verkleidet. zeigt in eingelaffenen Käfien die Fifchez ein Brunnen gibt dem Raum eine gefchmackvolle Erweiterung.
Ein Hof. der von viere>igen Säulen mit gelbem Putz eingerahmt ift. - ein Rundgang führt herum -: Radfahrfport. Radfahrkoftüme nach Entwurf von Prof, Rud. Wimmer.
Dem Reit- und Fahrfport hat Ludw, Hohlwein einen Saal gefchaffen. deffen Eleganz und Sachlichkeit die fchönen Dinge des Luxus in die Sphäre hereinhebt. in die fie gehören. ihnen einen Rahmen gibt. der ihnen dient und entfpricht. Weiße Wände; braunes Gebälk. das fich fiüßend zur Decke apart hinaufziehtz viere>ige. fchlanke Stüßen. die den Raum unterbrechen; eine faubere. großräumige Schönheit.
Diefe Art fest fich fort in dem ..Zimmer eines Sportfreundes". das H o h lw ein entwarf. der auch elegante Reitkleider fchuf. Stühle mit hohler Lehne. in die man fich hineinfchmiegt. Ein Pferdemufterfiall (ebenfalls von Hohlwein) i| fchmuck geftaltetz eine graue Decke. blaugraues Gebälk. grauweiße Kacheln; eine faubere Schönheit.
Der Verband zur Wahrung der Intereffen bayrifcher Motorradfahrer fiellt Bekleidungen und Ausrüfiungen für Automobilfport aus. deren kühne Schönheit. deren Verzicht auf Verzierung. deren ausgefprochene Farbigkeit eine neue Art der Erfcheinung ahnen laffen. Ebenfo fachlich ift das anfchließende Sißungszimmer; fchwar-ze Möbel. blaue Tuch'-bekleidung. gelbgrauer Rupfen. Diefer neue Geift erfährt zum Schluß noch einmal eine Betonung. Hohe. lichte Hallen. in dem die Automobile prachtvoll ftehen. Als einziger Schmuck die Namen der Firmen blau auf weiß. in dekorativer Schrift. wie ein fachliches Ornament wirkend, Autokofiüme entworfen von Prof. Firlez derb im Material. entfchieden in der Farbe. fchmuck und fparfam. auch hier eine neue Art. Nichts ifi zu viel in diefen Hallen. Eine firenge Architektonik bannt die Formen zu einer fachlichen und einheitlichen Sprache.
Auch die Art. wie die Dinge zur Geltung gebracht find. ifi vorbildlich. Keine Anhäufung. Das Einzelfiüik wirkt duräf feine Güte. Der Raum dominiert. In Nifchen und Vitrinen fieht man die Gegenfiände gefchmackvoll verteilt. Beides eint fiäj zu einem großen Eindruck,

Gerade dadurch. daß die Sachen zurücktreten. ziehen fie die Aufmerk-
famkeit auf fich. Die Qualität ifi es. die dominiert. Nicht die Quan-
tität. wie es leider fonft auf induftriellen Ausfiellungen der Fall ift. wo
die Fülle locken foll. die Maffe herrfcht. Ein neues Prinzip tritt hier
auf. das rückwirkend auch die Ladenausgeftaltung. das Schaufenfier-
arrangement beeinfluffen wird.
Diefe Dinge der verfchiedenen Sportzweige haben. wie man fieht.
alle eine gemeinfame Note. die Rote der Sachlichkeit. Material und
Zweck ergeben die Form. Das ifi ihnen fo offenfichtliäf aufgeprägt.
daß man hier von einem neuen Stil fprechen kann. wie man von einem
Mafchinenfiil geredet hat. Ein Stil der Sachlichkeit. Zweckmäßigkeit.
Materialgerechtigkeit. Alles andere ift überfluß und wirkt fiörend.
Knappheit des Ausdrucks zwingt zu prägnanter Form. und dies wirkt
manchmal geradezu fafzinierend. Indem diefe Dinge folchermaßen
ihren eigenen Stil haben. prägen fie ihn auch den Hallen auf. in denen
fie zur Erfäfeinung kommen. und beeinfluffen auch die Menfchen. die
diefe Sports ausüben. Es ift ein neuer Geifi der Tatkraft und Lebens-
freude hier zu fpüren. und man kann fpüren. wie hier auch für die Künft-
und Lebensanfchauung neue Anregungen liegen und eine neue Kultur
vorbereitet wird. Man braucht nur in die Abteilungen der Modekonfek-
tionen zu gehen und dann mit diefen Prunkkleidern. deren Stillofigkeit
fo offenfichtliäz ift. die fachlichen und fchönen Sportkofiüme zu vergleichen.
Da fieht man. wo eine neue Kultur einfeßt. deren Weiterwirken unfere
äußeren Lebensverhältniffe. die Art. wie wir uns zur Erfcheinung
bringen. beeinfluffen wird.
So kann man fich nur freuen. wenn diefer Teil der Induftrie eine fo
reiche Ausbildung erfahren hat. wie es fich auf diefer Ausfiellung fo
imponierend zeigt.
*1- . »e
Noch einmal vereinen fich Raumkunft und Induftrie. Ein großer.
ovaler Mittelraum von repräfentativem Charakter. der in feinem Prunk.
feinem Schmuck den fachlichen Stil der Sporthallen glücklich ergänzt:
der Repräfentationsraum der Abteilung für Konfektion. den der Kunfi-
maler Adolf M ü nz e r. Mitglied der Scholle. fchuf.
Eleganz in Formen und Farben. durch die Kunfi zu einer raffiniert-
vornehmen Erfäfeinung erhoben,
Diefe fchöne. ovale Halle. deren Raumwirkung fo vollendet fich
3)]

präfentiert. zeigt glänzend-rotbraunes Holz vor grauer Wand. Oben kommt das Licht durch ovale. hochfiehende Ausfchnitte der Decke. die in Weiß gehalten ift und fich allmählich graziös nach oben zu verjüngt. Ovale Bilder find in die Wand eingefügt. deren matte. elegante Farbigkeit vorzüglich dekorativ im Raum mitwirkt. Akte darfiellend auf grünen Seffeln. Schleierdamen mit filbernem Spiegel. gelbe Masken vor grauer Tür. Gefellfchaftsdamen in Spißentoilette auf graufamtnen Fauteuils. Violetter Blumenfchmuck füllt die Flächen. Ein leichter. koketter- Stil. der an das Rokoko in feiner Bewegtheit und eleganten Farbigkeit anklingt. aber doch ganz modern und perfönliäf ift. Einen wundervoll reiäjen Ton fügt der ovale Teppich hinzu. der den ganzen Boden bedeckt. mit gelben und violetten Blumen und weichem. graurofa Fonds. in dem die gewählte Farbenharmonie ausklingt. Hohe Spiegel fchmücken die Eckwände. dazwifchen Vitrinen. in denen Auslagen zur Schau kommen. nur wenig. fo daß der Gefamteindru> nicht gefiört wird.

In diefem äußerfi gefchmackvollen Rahmen hält fich wenig. und man fiellt gerade bei der eleganten Damenkonfektion feft. daß hier noch manches fehlt und daß der eigentlich moderne Stil der Eleganz erft noch für uns zu finden ift. Meift foll überladung den Reichtum. Materialproßerei den Gefchmack erfeßen. und fo kommt etwas heraus. das der fchon entwi>elten Gefchmackskultur unferer Tage zuwiderläuft. während doch gerade das raffiniert Elegante Vorbilder geben foll für das Niedere.

Das Kunftgewerbe.

Das Kunfigewerbe tritt in diefem Enfemble zurück. Man fieht wohl Decken. Kiffen. Reformkleider. Bucheinbände. aber das alles gibt keine entfäjeidenden Noten.: Es gehen keine nachhaltigen Eindrücke davon aus.

Bezeichnenderweife. Es wurde fchon in der Einleitung betont. daß die Entwicklung vom Kunfigewerbe ausging. dann zur Raumkunft kam. um fchließlich in der Architektur den einheitliäjen Grund zu finden. Und daß nun rückwirkend die architektonifchen Ideen ihrerfeits alle Gebiete zu beherrfchen beginnen. Da ifi es nur logifch. daß das Kunfigewerbe zurückgedrängt wird. Da. wo es bedeutfam auftritt. ift es irgend eine Verbindung eingegangen mit befiimmten Arbeitsgebieten. wie es fich in der Belebung von Hausindufirie und am imponierendften in-der reformierten Unterrichtsmethode an den Münchener Volksfchulen

Ernfi Schur: Die Ausfiellung Munchen 1908
zeigt. wo künfilerifche Anfchauung zur praktifchen Erziehung wird. Hier if't Bleibendes geleifiet.
Doch auf einem Gebiet ifi das kunfigewerbliche Können hervorragend tätig gewefen. Die Fähigkeit der Münchener Künfiler. mit feinem Sinn und künfilerifchem Takte das Kleine zu bedenken. diefe fpezielle Veranlagung für das Intime. das fo charakterifiifche Berührungspunkte mit der einheimifchen Bauernkunft befißt. kommt fo recht zum Ausdruck auf einem Gebiet. das reorganifiert zu haben ein bleibendes Verdienfi der Ausfiellung ifi. Es ift dies das Gebiet der F r e m d e n i n d u ft r i e. auf dem die Gefchmacklofigkeit fonfi üppig blüht. Jene Gedenkartikel und Mitbringfel. deren man fich fonft allenthalben zu fchämen hatte. jene Bafarware. die fiets fo deutlich den Stempel des Ungefchmacks an der Stirn trug.
Eine Reihe von Läden bildet eine befondere Abteilung der Ausftellung. Da war ein Bafar des Bayrifchen Kunftgewerbevereins. in * dem unter anderen kunftgewerbliäfen Gegenfiänden lufiige Schachfiguren und bäurifches Spielzeug auffielen. Da war die Verkaufsfielle der Deutfchen Werkfiätten und der Vereinigten Werkftätten mit vorbildlichen Erzeugnifien der angewandten Kunft. Kiffen. Körbchen. Porzellan. Decken und Leuchter. Dann die Hofwachslichter- und Lebzelterfabrik Ebenböck. mit ihren dekorativen Lichtern und dem Pfefferkuchen in breiter. farbiger Aufmachung. Eine Zeitungsauslage. eine Zigarrenverkaufsftelle folgten. Dann eine Konditorei mit einem lufiigen Fries in Kuchenteig und neuen künfilerifchen Schachteln für Konfekt. Eine Kunfihandlung hatte Bilder und Stiäfe auf feingetönter Wand gefchmackvoll zur Auslage gebracht. Alle diefe Läden waren unter künftlerifcher Oberleitung der Ausftellungsjury von Architekten und Künftlern entworfen. Weißes Gitterwerk einte fie für das Auge des Spaziergängers. Jeder Laden hatte feinen befonderen Charakter in Farbe und Gefialtung. die in jedem Fall auf das Wefen der Ware Rüäficht nahm.
Es zeigt fich bedeutfam der Weg'. den das moderne Kunfigewerbe zu gehen berufen ift: die Verbindung mit der Induftrie zu fuchen. um fo einen Einfluß zu gewinnen. der in den großen Kreis der Aufnehmenden fiihrt. der unbemerkt Gutes dahin trägt. wo vielleicht Kunft an fich nicht gepflegt wird. Dem Künfiler find dadurch neue Abfaßgebiete erfchloffen; fein Wirken geht ein in das Leben und. indem feine Arbeit im Kleinen die Dinge des täglichen Dafeins reformiert. arbeitet er in einer neuen Weife mit an der Schaffung einer modernen Kultur.
ZIZ

Das Künfilertheater.
Das Bühnenproblem wird heutzutage von den verfäfiedenfien
Seiten augepackt. betrachtet. befchaut und kritifiert. und jeder gibt feine
Meinung hinzu.
Auch hier dominiert nur der aräfitektonifche Gedanke. Vorderhand
aber muß man fagen. daß das Programm gut war. allerhand Hoff-
nungen weckte (darum der Beifall fchon vor den Taten). ohne daß das
Refultat in jeder Beziehung befriedigen konnte. Das Theater ifi eben
noch etwas anderes als eine künfilerifche Idee.
Man hat fich hier mit einer feltenen Inbrunfi. die faft Wagnerifches
Erlöfergepräge trug. diefer Erlöfung des Theaters gewidmet. Und es
ift nicht zu leugnen. daß einige Süße des Programms verführerifch
klangen. Hier find fie:
..Wir wollen keinen Guckkafien. kein Panorama. fondern eine Raum.
ausbildung. welche bewegten. menfchlichen Körpern möglichft günfiig ifi.
fie zu einer rhythmifihen Einheit zufammenfaßt und zugleich die Bewegung
der Schallwellen nach dem Zuhörer zu begüni'tigt. Nicht das perfpek-
tivifthe. tiefe Gemälde. fondern das flache R e li ef ift alfo maßgebend."
Daher die Kontraflierung: Guckkaftenbühne - Reliefbühne. ..Durch
eine architektonifche Gliederung fchaffen wir drei Pläne: eine Vorder-
bühne (Profzenium). eine Mittelbühne. der gewöhnlich benußte Spiel-
raum. und eine Hinterbühne."
Kuliffen und Soffitten werden überflüffig. Turmartige Seiten-
abfchlüffe. die durch Bedachung verbunden find. fchließen das Pro-
fzenium nach hinten zu ab,
..Ferner kann das Niveau der Hinterbühne ganz oder teilweife erhöht
oder vertieft werden. Erhält die Szene einen malerifchen Abfchluß.
der eine landfchaftliche Weite darftellt. fo wird die Hinterbühne fo tief
verfenkt. daß ihr Boden dem Auge des Zufchauers nicht mehr erreich-
bar ift."
Dann die wichtige Frage der Beleuchtung: ..Die Vorder- und
Mittelbühne empfangen ihr Licht von vorn oben. Die Hinterbühne hat
ihre eigenen. unabhängigen Lichtquellen. welche fo eingerichtet find. daß
alle Lichtfiufen und vor allem auch Lichtfiimmungen nach den Gefeßen
* firenger. malerifcher Stiliftik durch das Licht felbft erzeugt werden
können. Durch die Ausbeutung diefes mit fünf Farben ausgefiatteten
Lichtapparates können jedoäf nicht allein koloriftifche Werte. fondern
auch Hell-Dunkelabfiufungen und damit bei gleichzeitiger Veränderung

des Bühnenausfchnittes ufw. bald monumentale und weite. bald ganz
intime Raumvorflellungen fuggeriert werden. So hat der Regiffeur
z. B. kein anderes Mittel. uns die Vorfiellung Stube* zu fuggerieren.
als eben den Aufbau einer Zimmerdekoration mit einer Anzahl Möbel.
was jedoch viel zu lange dauert. Da kommt ihm jeßt der Raumkünfiler.
der malerifche Schöpfergeift zu Hilfe. der durch Verkleinerung des
Bühnenausfchnittes und durch Abfiufung des Lichtes den Interieur-
eindruck fchafftz nicht das Interieur felbfi. fondern nur die Maß- und
Lichtverhältnifie. die notwendig find. um in der Phantafie des Zufchauers
eine Ranmvorfiellung wachzurufen. wie fie der Dichter in der betr. Szene
fühlen läßt.“
Als Ziel wird bezeichnet: ... . . die Grundzüge einer Schaubühne
zu entwickeln. auf der 1. Drama und Darfteller fich frei nach den eigenfien
Gefeßen ihrer Kunfi zu einer das moderne Empfinden wieder feffelnden
Höihfiwirkung entfalten könnten und dabei 2. durch die von kunftwidrigen
Fefieln befreite. voll eingefetzte Kraft bildender Kunfi unterftützt werden.
Sodann war 3. zu zeigen. auf welche Weife die bildende Kunfi fich
diefer Aufgabe entledigen kann. ohne daß fie fich zu einem Zugeftändnis
an ihr wefensfremde Schablonen herbeiläßt.“
..Das Wefentliche des Künfilertheaters ifi demnach nicht zu fuchen
in technifchen Neuerungen. mafchinellen Erfindungen. Tricks und Appa-
raten. fondern einzig in den architektonifäzen Löfungen. durch welche es
der bildenden Kunfi: geftattet wird. dem Drama und dem Darfieller den
günfiigften Rahmen zu fchaffen und dem Zufchauer die günftigfien Auf-
nahmebedingungen."
In diefen Worten wird das Ziel deutliaz bezeichnet: das Vorwalten
des architektonifchen Prinzips. Alle die. denen eine Entwicklung unferes
Theaters nach der künfilerifchen Seite hin am Herzen liegt. werden
diefen Worten beifiimmen. und man wird es nur mit Freuden begrüßen.
wenn energifch verfucht wird. den neuen Stil auä) für die Bühne zu
finden. das Theater von dem Wufi überkommener Gefchmacklofigkeiten
zu befreien.
Wie aber fehen nun die Taten aus?
Es kann hier nicht fo ausführlich auf die einzelnen Aufführungen
eingegangen werden. Es kann nur die Tatfache konfiatiert werden. daß
die Praxis fich der Idee nicht fügte. Selbfi wenn man in Betracht zog.
daß vielleicht Gewöhnung hinderte. fiä) gleich refilos in das Neue hinein-
zufühlen. fo blieb doch das befiehen. daß gerade diefe Handhabung den

Duft einer Dichtung zerftörte. die Ganzes zerpflückte und in feinem
Bef'ten den bildhaften Charakter zu fehr betonte. als daß der Rhythmus
weiterhin einheitlich weiter f'trömen konnte. So waren es bezeichnender-
weife einzelne Bilder. die haften blieben. Wundervolle. eindringliche
Bühnenbilder. die in einem neuen. dekorativen Stil gehalten waren.
Es blieb auch das als Eindruck. daß diefe Bühne vielleicht fich fpeziell
für eine Gattung von Dramen eignen könnte. die aber erft zu fchreiben
wären. die eine neue Monumentalität des dramatifchen Stils pflegten.
Für die alten Werke. die ihren Charakter aus dem Stil der alten Bühne
heraus prägten. erfihien diefe architektonifche Reliefart oft als Zwang.
und fpeziell ..Fauft“ wurde im Grunde mißhandeltz ge|re>t. gere>t.
zerpfluät. bis nur die Stilidee des neuen Theaters noch übrig blieb.
das Werk aber war verfchwunden. Gerade die Fähigkeit. Ganzes. eine
Einheit zu geben. war für diefen neuen Stil damit nicht bewiefen. fondern
eher das Gegenteil. Zudem. man ifi folchen Hals-über-Kopf-Reformen
gegenüber leicht mißtrauifthz das Hiftorifche hat auch feine Berechtigung;
die Bühne. wie fie ift. hat vielleicht gerade fo. wie fie ift. ihren Stil.
der vielleicht im einzelnen gebeffert werden kann. aber das Syf'tem ift
durch die Jahrhunderte fef'tgelegt; fo daß es eher gilt. wie es Brahm im
Leffingtheater in Berlin. Reinhardt in den Kammerfpielen und im
Deutfchen Theater in Berlin tut. im einzelnen zu reformieren und vor
allem das Augenmerk auf das Werk. auf die Schaufpieler. auf die Dar-
fiellung zu richten. Man foll diefe neuen Ideen nicht ganz abweifen.
Das Wertvolle wird übernommen und von berufenen Kräften weiter-
gebildet werden.
Man vergißt leicht das Wefentliche: daß nämlich Stück und Dar-
fieller die großen Hauptfachen find und bleiben. Während die Szenerie
und die Art. wie fie gefialtet wird. doch nur den Rahmen geben. Selbft-
verfiändlich ift es fchön. wenn auch diefe Nebenfachen bedacht werden;
aber fie rücken ein wenig zu fehr in den Vordergrund. fo daß fie gerade
das Gegenteil von dem erreiäfen. was fie anftreben: fie lenken ab. fie
fiören.
Namentlich das alleinfeligmachende Prinzip des Münchener
Künfilertheaters weifi diefe Momente. die ebenfo intereffieren. wie ab-
fioßen. auf. Statt ein Prokruf'tesbett zu fchaffen. in das alles hinein-
gezwängt und ausgereift werden foll. fcheint es der praktifchen Ent-
wieklung. die auf Differenzierung ebenfo wie auf Großformigkeit aus-
geht. mehr zu entfpreehen. wenn wir die einzelnen Gebiete fpezialifiert

ausbilden. für das große Drama feinen Stil. für die Komödie ihren Stil. für das Salonftück feinen Stil etc. ausbilden.
Wenn in Bayreuth im ..Parfifal" die Blumenmädchen noch fo gefchmacklos in ihrem Klatfchblumenkofiüm paradieren. man vergißt fie. Das bedeutende Stüä. der geiftreiche Schaufpieler wirken im fchlichteften Rahmen und machen ihn vergefien. Während die raffiniertefie Infzenierung über den Mangel fchaufpielerifchen Könnens (und gerade das fchaufpielerifche Material war in München nicht erfien Ranges und bedrohte fehr die Reformierung). über die Minderwertigkeit des Stückes nicht hinwegtäufchen kann.
Es ifi ein Mißbrauch. wenn das Architektonifche das Geiftige erdrücken foll.

A. Rogalla von Bieberfiein:
Reifefkizzen von Italiens Ofiküfie.

Italiens Oftküfte ift für die große Menge der Italienreifenden. mit Ausnahme Ravennas und etwa Anconas. eine Verl-o. jucog-njtn und lenkte erfi in neuefier Zeit. als der Kaifer verfäjiedene Plätze jener Küfte befuchte. die Aufmerkfamkeit auf fich. Der .Hauptftrom der Italienreifenden nimmt bekanntlich feinen Weg über Venedig oder Verona nach Florenz. Rom und Neapel und berührt dabei oft auch Ravenna mit feinen monumentalen Denkmalen oft- und weftrömifcher fowie gotifcher Baukunft. das wir daher. als vielfach bekannt und befchrieben. hier übergehen können. Iener Weg ift die klaffifche Route der Italienfahrer. Der Offen und äußerfie Süden der Halbinfel wird dagegen. abgefehen von Sizilien. Amalfi. Salerno und Paeftum fehr wenig befucht. und wir entfchloffen uns bei unferer diesjährigen Italienreife. der fiebenten nach dem an Natur- und Kunftfchönheiten unerfchöpflichen Lande. auch deffen Often kennen zu lernen. Wenn feine derartigen Scheiße und feine hiftorifchen Erinnerungen fich auch nicht annähernd mit denen des übrigen Italiens meffen können. fo find fie doch bedeutend genug. um auch die Reife an der Oftküfte zu einer lohnenden zu geftalten. Ferner aber fördert diefelbe namentlich einen wichtigen Einblick in die italienifche Herrfchaftsperiode der Griechen. Normannen. Sarazenen und des Haufes Anjou. befonders aber in'die der Hohenfiaufen. die in ihrem großen Kaifer Friedrich ll. ihren bedeutendfien Vertreter fanden. und macht erklärlich. daß das fonnige Apulien mit feiner entzü>enden Meeresweite. das breite. mit Olivenhainen und Mandelgärten bedeckte und von einem Kranz fchöner Städte und Hafenpläße umfäumte. zur Falkenjagd in den ..Murgie“ höäjft geeignete Land. neben Sizilien der Lieblingsaufenthalt jenes Kaifers war. in dem er feinen Lieblingsfport. die Falkenjagd. in dem von ihm erbauten E a ft e l d e l M o n t e eifrig pflegte. Ebenfo aber geht aus den Eindrücken jener Reife hervor. wie das fchon in frühefier Zeit außerordentlich fruchtbare. füdöftliche Italien und feine Hafenbuchten zur frühen Anfiedelung der* Griechen in diefem öftlichen Teil ..Groß-Griechenlands" auffordern mußten. Zwar ftehen die

Verkehrseinrihtungen Oftitaliens hinter denen des wefilihen und oberen Teils der Halbinfel erheblich zurück. Die Hotels und Albergos find vielfah veraltet. die Bahnwaggons primitiver Befhaffenheit. und auf den Stationen ift wenig für die Reifenden geforgt. Allein bereits entwickelt fih auh hier das Syftem der elektrifhen Beleuhtung der Hotels und das der elektrifhen und Dampftrambahnen. die namentlih in Oberitalien fhon den Verkehr vieler kleinerer Orte vermitteln. An Fruhtbarkeit aber ftehen die reihen Gebiete der Romagna und namentlih die Apuliens kaum hinter denen des weftlihen Eampaniens. des Agro Romano. fowie Sienas und Florenz' zurück. und die traurigen Shilderungen einiger Reifewerke von der völligen Öde des Küfienlandes am Golf von Tarent find. wenn auh fein früherer üppiger Anbau in der unmittelbaren Umgebung Tarents noh niht annähernd wieder erreiht ifi. niht mehr reht zutreffend. Auh für den Befuh der Of'tküfte Italiens empfiehlt es fih. ihn niht vor Mitte April zu unternehmen.
Es ift ein vielverbreiteter Irrtum. daß Witterung und Jahreszeit fhon im März und in der erften Hälfte des April einer Reife in Italien günfiig find. Dies gilt nur für Sizilien und die Riviera. Regen ift im übrigen in Italien in jenen Monaten häufig. und die Temperatur nur wenige Grade höher wie die unferige. Noh im April fahen wir einmal den Vefuv mit Shnee bede>t. So hatten wir noh bei unferem Befuhe Riminis am 21. April d. I. einen reht unfreundlihen. kalten Regentag. der erft am folgenden Tage fhönem Wetter wih.
Rimini. im Mittelalter faft drei Jahrhunderte hindurh die Stadt und der Herrfhaftsfiß der Malatef'ta. ift feinem Namen nah uns befonders durh die Gefialt des Dantefchen Infernos. Francescas da Rimini. bekannt. die ihr Gemahl. Giovanni Malatefta. der Lahme. wegen ihrer Neigung zu feinem Stiefbruder Paolo il Bello. nebft diefem ermordete. Das Eondottieri-Gefchleht der Malatefia zeihnete fih namentlih in Sigismondo. der Künfiler und Gelehrte an feinen Hof feffelte. als Freund humanifiifher Bildung aus. und der urfprünglih gotifhe. von Sigismondo fpäter im Renaiffanceftil erneuerte. jedoh unvollendet gebliebene Dom San Francesco in Rimini ift das bedeutendfte Monument feiner Bautätigkeit. Das alte Eafiell der Malatefta in Rimini ifi intereffant. jedoh unfhön; dagegen beanfpruht die aus der Römerzeit ftammende Porta Romana oder Arco d'Augufio. ein dem Auguftus zum Dank für die Herfiellung der Via Flaminia errihteter Triumphbogen. fowie der fünfbogige Ponte dAugufio. das befierhaltene

derartige Marmordenkmal diefer Art. befondere Beachtung. Vor ihm vereinigte fich die Via Flaminia mit der Via Aemilia. Von der Brücke bietet fiäj ein fchöner Ausblick auf den Apennin. den die Rundfchau bei einem Spaziergang auf den alten. z. T, in Promenaden verwandelten Wällen Riminis ergänzt. Die Refie eines alten Amphitheaters und eine mittelmäßige Bronzekoloffalftatue Papfi Paul b'. find nicht befonders fehenswert. dagegen beanfprucht der auf der Piazza Giulio Eefare zum Andenken an Eäfars Ubergang über den Rubicon. den heutigen 18 lern nördlich Riminis fließenden Fiumicino. an der Stelle. wo Eäfar fein Heer nach dem Übergang angeredet haben foll. errichtete Denkftein. fowie eine kleine Gemäldefammlung im Palazzo del Eomune und die bedeutende Bibliothek Intereffe. Rimini ift eine nur kleine. etwa 13000 Einwohner zählende in fruchtbarer Gegend gelegene Landftadt und treibt. unweit des Meeres befindlich. auch Fifcherei und überdies Seidenweberei. Es befißt im Aquila d'oro. in einem alten Palazzo. ein recht gutes Hotel. deffen ftarke Mauern in warmer Jahreszeit die Hiße abhalten und im Winter die Zimmerwärme konfervieren.
Von weit fchönerer Lage ift das dicht am Meer an der Mündung des fchönen Fogliatals gelegene. nur eine Stunde Bahnfahrt von Rimini entfernte P S f a r o. Von etwa gleicher Bewohnerzahl wie Rimini blickt auch Päfaro auf eine intereffante. hifiorifche Vergangenheit feit feiner Zerfiörung durch den Oftgoten Vitigis. feinem Wiederaufbau durch Belifar. der Herrfchaft der Malatefia. Sforzas und Roveres bis zu den Tagen Lucrezia d'Efies. der Gemahlin Herzog Francesco Maria ll. von Urbino. defien Hof einen Mittelpunkt der Kunft und Literatur bildete. wo der ältere Taffo feinen Amadis vollendete und Torquato Taffo weilte. An die Zeiten der Sforza und Rovere erinnert der von jenen erbaute. von diefen vollendete alte Herzogspalaft PEfaros. die heutige Präfektur. am Hauptplatz. der Piazza Vittorio Emanuele. der auch die Marmorfiatue Rofiinis trägt. Auch einige andere Palazzi find fehenswert. fo der P. Almerici nebft einem fehr interefianten. befonders an Majoliken reichen. kleinen Mufeum. ferner die fehr bedeutende Bibliothek. und der Palazzo Mosca mit einer Sammlung von Bildern. Fayencen und Möbeln 2c.. das Geburtshaus Roffinis und der Palazzo Mafchirelli. Sowohl der alte wie der neuere Dom San Francesco find architektonifch nicht von befonderer Bedeutung. Das Gegenfiü> zum Kaftell der Malatefia Riminis bildet die am Oftrande PSfaros gelegene. von Giovanni Sforza erbaute Fefte Rocca Eofianza. die alte

Zwingburg für Pöfaro und feine Umgegend. heute Gefängnis, Das erfie Hotel PGfaros. Albergo Zongo. ebenfalls ein alter Palafi. hat fiattliche Zimmer. ifi jedoch ungeachtet elektrifcher Beleuchtung. welche. wie angedeutet. die erfien Albergos der kleinen o|italieuifchen Städte fafi fämtlich haben. im übrigen fehr mäßig. Eine befondere Sehens-würdigkeit bietet die Umgegend PÖfaros in der '/4 Stunden zu Wagen entfernten. auf den nördlichen Fogliatalhöhen gelegenen Villa Imperiale. Sie ift. heut dem Fürfien Albani gehörig. ein "tatt-licher. in feinem älteren Teil. zu dem Kaifer Friedrich [ll. den Grund-ftein legte. vortrefflich erhaltener Schloßbau im italienifchen Stil des 15. Jahrhunderts. mit ungemein abwechfelungsreiGen. intereffanten Sälen. Stuckverzierungen. Majoliken. Gemälden und Fresken und ein-zelnen. fehr gut erhaltenen mittelalterlichen Möbeln. Der im 15. Iahr-hundert dicht hinter dem Schloffe erbaute. jedoch unvollendete Palaft Eleonora Gonzagas ift felbfi im Verfall noch von großer Schönheit. Der Ausblick von Villa Imperiale und vom Wege. dorthin auf das breite. frifch grünende Fogliatal. auf Päfaro und das blaue Meer ift herrlich. Psfaro wie Rimini find Badeorte der Oftküfie. Diefelbe ift von Psfaro ab nicht völlig flach. fondern von den fanft zum Meere abfallenden. niedrigen Abhängen des Apennin begleitet. auf denen fich zahlreiche. freundliche Städtchen und Ortfchaften. darunter San Marino. fchon unweit Riminis erheben. Bei dem prachtvoll zwifchen den Vor-gebirgen des Monte Aftagno und Monte Guasco gelegenen. amphithea-tralifch auffteigenden Ancona erhebt fie- fich in diefen zu beträcht-licher Höhe. und das Gefamtbild der etwa 30000 Bewohner zählenden. z. T. regelmäßig gebauten Hafenftadt ift. vom Meere aus betrachtet. ein impofantes. Iedoch bietet die Stadt. obgleich fchon früh von grie-chifchen Bewohnern von Syrakus gegründet. dann römifche Kolonie. weil in chriftlicher Zeit mehrfach zerfiört. darunter durch die Goten. nur wenig an Altertümern und bedeutenden Bauten des Mittelalters. Unter den erfieren ifi befonders- der dem Kaifer Trajan vom römifchen Senat errichtete marmorne Triumphbogen zu nennen. der den Anfang des von Trajan angelegten nördlichen Hafendamms ziert; unter den letzteren der auf der Höhe des Monte Guasco herrlich auf der Stelle eines Venus-tempels gelegene Dom. San Eiriace. defien Inneres noch 10 Säulen des-felben enthält. Er ftammt. ein Gemifch byzantinifchen und romanifchen Bauftils. aus dem All. und Llll. Jahrhundert und enthält eine gotifche Vorhalle von befonderer Schönheit. Der Auffiieg zum Monte Guasco

ift* durch den dort fich bietenden prächtigen Blick auf das weite Meer und die Stadt fehr lohnend. Bemerkenswert in Ancona find ferner der aus dem Llll. Jahrhundert herrührende. im ALT!, z. T. modernifierte Palazzo Eommunale. die Loggia dei Mercanti. ein fpätgotifäjer Bau. der Palazzo Benincafa und das nicht unbedeutende Mufeum mit römifchen Altertümern und Münzen. und eine kleine Gemäldegalerie mit einigen guten Bildern der venezianifchen Schule. Ancona ift bedeutende Feftung. mit jedoäj veralteten Werken. und Torpedobootfiation. Sein Hafen ift gut. jedoch nur Schiffen kleineren und mittleren Tiefgangs zugänglich. Es befißt einige gute Hotels. wie Viktoria und Milano. Den Zimmerpreis einfchließlich Licht und Bedienung vorher zu akkordieren. ift. wie überhaupt in Italien. in ihnen befonders geboten. Nur der die Kleidung 2c. reinigende Facchino erhält dann ein kleines Trinkgeld.
Die von den blauen Wogen der Adria umfäumte Küfte. an der die Bahn nach Süden entlang führt. behält denfelben Charakter wie füdlich Psfaros und Riminis. Sie berührt zahlreiche kleine Städte und Ortfchaften. überfchreitet viele. oft ausgetrocknete kleine Bäche und Flüffe. die der Apennin hinabfendet. und fchneidet vom Fortone an das mächtige. fich bis zu 1056 111 erhebende Vorgebirge des M o n t e G a r - gano bis zum Golf von Manfredonia ab. Der von Pinien- und Eichenwaldungen. Oliven und Weinreben bedeckte Monte Garganoi). auf welchem der grieäjifch-byzantinifchen Legende nach der Erzengel Michael erfchien. und dem dort im bill. Jahrhundert eine Kapelle errichtet wurde. ifi feit fafi 13 Jahrhunderten einer der berühmteften chriftlichen Wallfahrtsorte. Der Kultus des heiligen Michael verdrängte dort denjenigen zweier griechifchen Orakel. und wurde. nur unterbroäfen durch die Plünderungen der Kapelle durch Langobarden und Sarazenen. zur Zeit der byzantinifchen und wahrfcheinlich auch der normannifchen. fowie der deutfchen Herrfchaft über Apulien. beftändig fortgefeht. Die Grottenkirche auf dem Gargano blieb neben dem Mont St. Michel in der Normandie der Mittelpunkt des St. Michael-Kultus im Abendlande. Die Kaifer Otto lll.. Heinrich ll. und Lothar [l. unternahmen Wallfahrten zu ihr. und die Hohenftaufen und fpäter die

1) Wir folgen hier und bei den Städten Südofi-Jtaliens. mit Ausnahme Baris. Barlettas und Brindifis. in den hifiorifchen und kunftgefäfichtlichen Angaben dem klaffifchen Werke Gregorovius' ..Apulifäze Landfchaften“.

Anjous und die ihnen folgenden Beherrfcher Reapels nahmen fie in ihren Schuß.

Mit dem Monte Gargano und dem Golf von Manfredonia beginnt das fonnige Apulien. im Frühling im Säfmuck feiner rotblühenden. unzähligen Mandelbäume. feiner Olivengärten und frifchgrünenden Weinpflanzungen. Zwar umgibt den Gargano im Norden und Süden ein fumpfiger. völlig unfruchtbarer Uferfaum. und im Südweften erftreckt fich der fteppenartige. grasreiche. faft baum- und |rauäflofe. jedoch blumenbedeckte ..Tavoliere“ Apuliens. ein ebenes. mit gemauerten Höfen überfireutes Weideland für ungemein zahlreiche Rinder-. Schaf-. Ziegen- und Büffelherden. das 800 italienifche Quadratmeilen umfaßt und fich durch die Kapitanata bis in die Provinzen von Bari. in die Bafilicata und in die ..Terra von Otranto" hinzieht. Jn diefem weiten Weidegebiet herrfihte feit Alfons l. von Aragonien der Weidezwang. der alle Herdenbefißer in den Berglandfäfaften gefeßliäf verpflichtete. ihre Herden gegen eine Abgabe auf dem „Tavoliere" von Oktober bis Mai überwintern zu laffen. eine Abgabe. die dem Fiskus jährlich 130000 Goldgulden eingebracht haben foll. Von befonderem Jntereff'e find die mit Meilenfteinen abgef'teckten 40 bis 120 m breiten. grünen Wanderftraßen der Herden. die ..Tratturien“. die von den Abruzzen und dem Monte Majella kommend. feit Jahrhunderten diefelben blieben und Millionen von Schafen und Rindern zum Pfade dienten. Neuerdings wurde der Weidezwaug. nach Anficht vieler zum Nachteil der Viehzucht und des A>erbaues Italiens. aufgehoben. und die Zahl der das Weideland Apuliens auffuchenden Herden hat fich erheblich vermindert.

Am Südfuß des Monte Gargano verdient das heut durch die Bahn mit Foggia verbundene M a n f r e d o n i a . das einzige bedeutende. erhaltene Monument ftädtifcher Bauanlage der Hohenftaufenzeit an der Oftküf'te. einen Befuch. Von Manfred. dem Halbbruder Konrads l7.. nach der Zerf'törung des nahegelegenen alten S i p o ntu m s durch Erdbeben begründet. und von den Anjous nebft feiner Befeftigung vollendet. hat jedoch fein Hafen nicht die Bedeutung desjenigen Sipontumsl) zu erlangen vermocht. Von den Türken 1620 zerftört und dann neu aufgebaut. if't Manfredonia eine neue. jedoch unbedeutende Stadt von etwa

1) Seit drei Jahrzehnten haben Ausgrabungen bedeutende überrefie. wie einen Dianatempel. eine Nekropolis 2c. in Sipontum zutage gefördert.

10000 Bewohnern. und nur die. obgleich aus maffiven Quadern er-
bauten. jedoch halb in Trümmern liegenden Stadtmauern und das Kafiell
und einige Kirchen erinnern an die Zeiten Manfreds und der Anjous.
Der nach der Zerfiörung durch die Türken neu aufgebaute Dom entbehrt
der Monumente und ifi ebenfo wie der erzbifchöfliche Palafi ein wenig
bemerkenswerter Bau. Immerhin vermöchte der Hafen Manfredonias
am gleichen Golf. einem der ficherften Ankerpläße der Oftküfie. Be-
deutung zu gewinnen. wenn Manfredonia ein günfiiges Hinterland be-
fäße. dies ift jedoch nicht der Fall.
Weit mehr duräf hifiorifche Erinnerungen und erhaltene Baudenk-
male ausgezeichnet ift das landeinwärts im ..Tavogliere di Puglia"
gelegene. im Aufblühen begriffene F o g g i a. die Hauptftadt der
früheren Kapitanata. mit über 40 000 Bewohnern. fowie das nahe
L u c e ra mit feiner berühmten Sarazenenburg. Foggia war die wich-
tigfie. am häufigfien vom Kaifer bewohnte der apulifchen Refidenzen
Friedrichs ll. Iedoch zeugt nur noäj ein einziger Bogen romanifchen
Stils von dem weiten Refidenzpalafi. den diefer Hohenftaufe hier er-
richtete. Hier ftarb feine zweite Gemahlin Ifabefla von England.
wurde jedoch. wie erwähnt. nebft der erfien. Iolanta. im Dom zu A n d ri a
beigefeßt, Hier in Foggia war der Kaifer in der Nähe des von ihm
geliebten Andria und feiner Schlöffer Eaftel del Monte. Fiorentino und
Lucera.
Lu c e r a. auf einer den Tavoliere di Puglia nördlich abfchließen-
den. von Weinfiöcken und Fruchtbäumen bedeckten Höhe gelegen. be-
herrfcht die Umgegend. und fchon in frühefter Zeit ftritten fich Byzantiner.»
Langobarden und Normannen um dasfelbe. und Kaifer Friedrich machte
die Stadt zur |ärkften Fefte feines apulifchen Königreichs. Die nahe
der Stadt gelegene. von ihm erbaute. berühmte Sarazenenburg mit ihren
hohen. gewaltigen Mauern und Türmen war der Schlüffel Apuliens
und der Hauptfiüßpunkt der Herrfchaft der Hohenfiaufen in Unter-
italien. Von Friedrich ll. nach der Unterdrückung des Sarazenen-
aufftands in Sizilien erbaut. wurden die unterworfenen Sarazenen
Siziliens von ihm nach Lucera. Girofalco und Acerenza verpflanzt. und
als fie heimlich nach Sizilien zu entweichen begannen. fämtlich in Lucera
vereinigt. Ihr Haß gegen ihren Unterwerfer verwandelte fich fchließlich
in Liebe und Treue zu ihm. und die. nach wahrfcheinlich übertriebenen
Angaben 60000 Köpfe zählenden farazenifchen Koloniften Luceras bil-
deten nicht nur die Bemannung der Burg und mit ihren Reitern die
einzig ftehende Truppe des Kaifers. fondern entwickelten auch erhebliche

Gewerbtätigkeit, Der Kaifer aber legte in Lucera arabifche Geftüte an. ließ Kamele züäjten und Menagerien wilder Tiere. darunter Leoparden zur Iagd unterhalten und hatte feine Schatzkammer in der Burg. In Rom erregte die heidnifche Sarazenenkolonie in Italien großes Ärgernis. umfomehr. da ihre Krieger in manchem Streit gegen den Papfi Bistümer und Klöfter überfielen und fengten und plünderten und felbft die Kathedrale Luceras zerftörten. Zwar ließ der Kaifer Franziskaner-miffionare zur Belehrung feiner Sarazenen zu. allein er zwang diefe nicht zur Glaubensänderung. und er galt in Rom als der abfichtliche Zer-ftörer der chriftlichen Religion und Befchüßer des Heidentums. Die Sarazenen Luceras unterftüßten nach feinem Tode die Herrfchaft Man-freds. kämpften und fielen in großer Anzahl bei Benevent. mußten fich jedoch den Anjous unterwerfen. erhoben fich zwar wiederholt für das Hohenfiaufifche Haus. wurden jedoch fchließlich auf Drängen des Papftes von Karl l7. von Anjou ausgerottet. indem er die Befaßung der Burg überfallen und niederhauen ließ und die übrigen zur Annahme des Ehriftentums zwang und ihre Mofchee zerftörte und fein Nachfolger die Kathedrale neu aufbauen ließ. Faft 8 Jahrzehnte hatte die fo be-deutfame Sarazenenftadt in Apulien gedauert.

Reich an Erinnerungen aus Hohenfiaufifcher Zeit ift auch das im fruchtbarften Teil Apuliens. unweit Barlettas gelegene A n d r i a. Man ift überrafcht. hier im fernen Apulien neben den vielen kleinen Städten desfelbe-n eine Landfiadt mit 50 000 Einwohnern zu finden. Sie ver-dankt ihr Wachstum in früherer Zeit dem Schuß der Hohenftaufen. namentlich aber ihrer glücklichen Lage inmitten einer mit Oliven-. Orangen- und Weinpflanzungen. fowie namentlich Mandelbäumen. jedoch weniger von Getreidefeldern beftandenen. höch| fruchtbaren Gegend. .Hier weilte Friedrich [I. und wurden. wie erwähnt. feine beiden Ge-mahlinnen im alten Dome beigefeßt. wurde fein Sohn Kaifer Konrad l. geboren. hier herrfchten in wechfelnder Reihenfolge die Normannen. wahrfcheinlich die Gründer Andrias. der Papft. die Hohenftaufen. die Anjous. die Balzis. die Spanier unter Eonfalvo di Eordova und zuleßt die Earaffas di Ruffo. und noch erinnert außer der Kathedrale der An-fang eines Epigramms. das Kaifer Friedrich ll. an die Stadt richtete. auf dem Stadttor And'rias an den Größten der Hohenftaufen. Die Kathedrale. zahlreiche Kirchen. der herzogliche Palaft der Balzi und Earaffa. fowie einige andere Paläfte bilden ihre. mit Ausnahme der Kathedrale. unbedeutenden monumentalen Bauten. Die Stadt. von den

Ungarn im Mittelalter geplündert und halb zerfiört. dann zu Ende des 18. Jahrhunderts von den Franzofen niedergebrannt und hierauf wieder aufgebaut. maht zwar bis auf das Viertel le Grotte di San Andrea einen modernen Eindruck. allein es fehlen ihr jeglihes Leben und Verkehr. große Gefhäfte. elegante Läden. Refiaurants. gefellige Vereinigungs-punkte. und ihre beiden Gafihäufer find mehr als mäßig. Taufende von Feldarbeitern bewohnen die Stadt. die den Eindruck einer Ackerfiadt her-vorruft. obgleih fie. durh eine Sekundärbahn mit dem nahen. bedeutenden Weinhandel treibenden Hafen Barletta verbunden. Gelegenheit hätte. auh ihren Handel zu entwickeln.
Wir fuhten Andria namentlih deshalb auf. um von ihm aus das nur 15 1:111- entfernte. neuerdings vielgenannte Iagdfhloß Friedrihs ll.. Eaftel d el M o nte zu befichtigen. Dasfelbe ifi bekanntlih von der italienifhen Regierung als Nationaleigentum angekauft. und am Tage vor unferer Befihtigung befuhte eine Sahverfiändigen-Kommifiion der Regierung das Schloß und erklärte es. wie uns der Eufiode verfiherte. für das hervorragendfte derartige National-Monument Italiens. Wir befhloffen. als einzeln Reifender die Fahrt nah dem Shloß mit einer „seiner-able", dem franzöfifhen oder it demo. zu unternehmen. und legten die 30 km des Hin- und Rückweges auf dem einahfigen. hart-fißigen Fahrzeuge. ftark durhfhüttelt. im fhon heißen Brande der apu-lifhen Sonne in 4 Stunden zurück. Shon bald hinter Andria erblickte man über den Wipfeln der rotblühenden Mandelgärten. durh die der Weg führt. auf hohragender. grüner. unbewaldeter Höhe. das maffige Oktogon des Shloffes. Es liegt auf einer Erhebung der ..Murgie“. einem teils baumlofen. kahlen. teils mit Eihenwäldern bedeckten. an den Abhängen weidenreihen Berglande. Die Straße nah Eaftel del Monte ift eine gute und zeigt zahlreihe Spuren der ihr aus Anlaß des Befuhes Kaifer Wilhelms gewordenen Verbefferung. Im vollften Blüten-fhmuck prangende Mandelgärten. Wein- und Olivenpflanzungen be-gleiten fie weithin. Nur hier und da find einzelne Gehöfte bemerkbar. Auf unferer Fahrt auf etwa 50 Shritte vom Shloffe angelangt. fchoß eine fhwarze. etwa 1 m lange Schlange aus dem umgebenden Gefiein und warf fich auf die Vorderfeffeln unferes Wagenpferdes; allein ein kräftiger Shlag mit dem Peitfhenfiock des Kutfhers tötete das. wie diefer fagte. giftige Tier.
Das aus mähtigen gelben Kalkfteinquadern in gotifhem Stil mit antikifierenden Ornamenten gebaute hohe Shloß ift. wie erwähnt.

ein Oktogon mit acht es wenig überragenden Rundtürmen. Seine Mauern find 3 ru fiark. je 8 hohe. mit Säulen gezierte Säle im unteren und oberen Gefchoß und einige Kellerräume bilden fein Inneres. das jedoch infolge der Stärke des Mauerwerks an den Fenftern. ungeachtet des hellen Sonnenfcheins. etwas dunkel erfchien. Der Schloßbau umfchließt einen 8eckigen Hof mit einer jeßt verfchütteten Zifierne. und als wir ihn betraten. erhob fich ein rotbrauner Falke aus einer Mauernifäje majeftätifch in die Luft. Noch heute nifiet der Falke in der ..Murgie". wenn auch wohl nicht fo zahlreich wie zu Friedrichs Zeiten. Die Fenf'ter und mehr noch das flache Dach des Schloffes bieten eine herrliche Ausficht auf das blühende Apulien mit feinen Städten und Schlöffern und das ferne blaue Meer. die Eaftel del Monte mit Recht den Namen des Belvederes Apuliens verfchaffte. Das Schloß hat weder Wall noch Graben. und es überrafcht. bei ihm keine Spuren von Gebäuden. die den Iagdtroß des Kaifers mit feinen Pferden. Falken und Hunden aufnahmen. zu finden. Faft muß man annehmen. daß diefer unter dem milden Himmel Apuliens in Zelten untergebracht war. Das in feinem Fundamentalbau außerordentlich gut erhaltene. jedoch im Innern nur kahle Mauern zeigende Schloß hat dadurch. daß es als Gefängnis illufirer Perfonen diente. eine gewiffe traurige Berühmtheit erlangt. Hier wurden die Enkel Friedrichs ll.. die' Söhne Manfreds. 3 Jahrzehnte hindurch in Ketten gefangen gehalten. Ferner die Ghibellinen Don Arrigo. Infant von Eafiilien. und Corrado. Graf von Eaferta. 14 und 26 Jahre. Die fürfiliche Familie Earaffa befaß Eafiel del Monte bis Ende des Iahres 4875 und verkaufte es dann an die italienifche Regierung. Dem Verfall des Schloffes wird heut von diefer gewehrt; allein eine Gefahr für dasfelbe bilden die in feinen Ecktürmen enthaltenen Zifternen. die das auf dem flachen Dach fich anfammelnde Regenwaffer aufnehmen. durch deren Mauerwerk dasfelbe jedoch mehr und mehr durchzufickern beginnt.

Mit Rückficht auf den bereits beanfpruchten Raum fei über die übrigen fehenswerten Pläße Apuliens mit Ausnahme Lecces und Tarents nur kurzes bemerkt. B a r l e t t a. eine. wie erwähnt. bedeutenden Weinhandel treibende .ßafenftadt von etwa 43000 Einwohnern ift nur duräj feinen alten romanifchen Dom. S. Maria Maggiore. fein Kafiell aus dem l6. Jahrhundert. den Palazzo Fragiani-Lamarra und eine antike. 4*/2 lu hohe Bronzeftatue des Kaifers Heraclius bemerkenswert. In feiner Nähe fand zwifchen Andrio und Eorato. während Gonfalvo di Eordova Barletta gegen den Herzog von Nemours verteidigte. die be-

rühmte ,.Disfida von Barletta“. ein Einzelkämpf zwifchen je 13 Rittern Frankreichs und Italiens unter der Leitung Bayards und Profpero Eolonnas fiatt. der mit dem Siege der Italiener endete. der deren damals fehr gefunkenes Nationalgefühl ungemein hob und in dauernder Erinnerung Italiens blieb. In älterer Zeit erkämpfte Hannibal unweit Barlettas. beim heutigen Eanne. in der Schlacht bei Eannä feinen berühmten Sieg über die Römer. Barletta macht einen im ganzen modernen Eindruck und befißt einige gute Hotels. Eine nur 11/2 ftündige Bahnfahrt an der Küfte führt durch höchft fruchtbares Land und berühmte Olivenpflanzungen nach dem lebhaften. Fifcherei und Handel treibenden Bari. dem bedeutendfien Handelshafen Apuliens mit 80000 Bewohnern. Dasfelbe ift der frühe Schauplatz von Kämpfen der Sarazenen. Griechen und Normannen. und von diefen durch Robert Guiscard erobert. als Handelsplaß und durch fein Provinzialmufeum. fowie durch feine urfprünglich byzantinifche Kathedrale. die Säulenbafilika S. Nikola. in welcher Kaifer Heinrich l7. und feine Gemahlin Eonftanze. die Könige Manfred und Ferdinand l. von Aragonien getraut wurden. fowie durch die Kirche S. Gregorio bemerkenswert. und befißt mehrere leidliche Hotels.

Als leßter aber. in kriegsmaritimer Hinficht wichtigfter und beiter der Häfen der Oftküfte beanfpruäft das alte. an gefchichtlichen Erinnerungen. wie die Teilung der Verwaltung des römifchen Reiches durch Octavian und Antonius und die Belagerung des Pompejus durch Cäfar. fowie die Einfchiffung der Kreuzfahrer. reiche B rin d i fi einen Befuch. Zwar ift die nur 24000 Bewohner zählende Stadt nur klein und bis auf die zum Bahnhof führende Hauptftraße. nach den Zerfiörungen durch König Ludwig ll. von Ungarn und das furchtbare Erdbeben von 1458. mit Ausnahme der Hauptftraße. nur fchlecht wieder aufgebaut und im Innern |illz allein ihr vortrefflicher. gefchüßter. halbmondförmiger. an der Außenreede befeftigter Hafen bietet. noch heut wieder den Verkehr nach Griechenland und überdies den nach dem Orient vermittelnd. von Schiffen. darunter den größten Orientdampfern belebt. ein herrliches Bild. deffen malerifchen Abfchluß das am nördlichen Hafenarm gelegene. von Kaifer Friedrich ll. erbaute. durch Karl 7. verf'tärkte mächtige Kaftell. heut Gefängnis. mit feinen Rundtürmen bildet. Am Hafen mündete auf einer Anhöhe am heutigen Kai angeblich die bis Brindifi geführte Via Appia. und eine antike mächtige Eipollin-Säule mit Götterfiguren am Kapitäl fowie die Bafis einer gleichartigen. heut

in Lecce auf dem Plaß San Oronzo befindlichen follen das Ende der Via Appia bezeichnen. Allein die Annahme. daß beide Säulen einft ein Leuchtfeuer trugen. hat mehr Wahrfcheinlichkeit. da man die Via Appia kaum auf einer die Befrachtung der Schiffe erichwerenden Anhöhe am Hafen enden laffen durfte. Die übrigen antiken Refie Brindifis find unbedeutend, An fonftigen monumentalen Bauten weift Brindifi außer dem erwähnten Kaftell nur die durch Urban ll. geweihte. im 17. Jahrhundert erneuerte Kathedrale auf. in der die Vermählung Kaifer Friedrichs ll. mit Iolante von Ierufalem fiattfand. Ferner das Baptifierium S. Giovanni el Sepolcro. mit dem heutigen Altertümermufenm. die normannifche Kirche San Benedetto. die Kirche S. Lucia mit Krypta und unweit der Kathedrale einen mächtigen alten Palazzo mit prächtiger Fafiade. in deifen weiten Räumen fich heut die Wohnungen von fünf Konfuln befinden. Das am Hafenkai fchön gelegene USt-el (168 [mies genügt den Anfprüchen des vornehmen. den Suezkanal pafiierenden Publikums vollftändig. Von Brindifi währt die Lloyd-Dampferfahrt na>7 Korfu nur 8-9 Stunden. Brindifi ifc Feftung. feine Werke find jedoch veraltet. und fein innerer Hafen nur im öftlichen Teil 81/2-9 tu tief. fo daß zwar die größten Ofiindienfahrer vor feinem Kai anlegen können. er jedoch für ein bedeutendes Flottengefchwader großer Schiffe nicht genug Raum bietet. Ein Fort. zugleich Quarantaine-Station. beherrfcht die Einfahrt des Kanals. der den Innenhafen mit der Außenreede verbindet.

Von den übrigen Städten Süd-Apuliens ift befonders das in neuerer Zeit mehrfach erwähnte Le e c e . das ..Florenz des Rokoko“. zu nennen. Unweit des Meeres und des kleinen Badeortes S. Eataldo in höchfi fruchtbarer. einem blühenden Gartenland vergleichbarer. von treffl-ichen Straßen durchfchnittener Gegend gelegen. ift Lecce mit einigen 30000 Bewohnern die Hauptfiadr der „Dekra (IVW-low‟. Die Stadt ifi fchön gebaut und von einer in Süditalien überrafchenden Sauberkeit und macht mit ihren 30 Kirchen. vielen Paläften und fonfiigen Monumentalbauten den Eindruck großer Wohlhabenheit, Sie befiand fäzon zur Zeit der Griechen und Römer. in der Kaifer Hadrian ihren längfl verlafienen Hafen baute. wurde jedoch erft durch die Normannen. welche die Graffchaft Lecce gründeten. mit der Eroberung Ealabriens und Apuliens durch Robert Guiscard hiftorifch berühmt. Der leßte Normannenkönig Siziliens war Tancred. Graf von Lecce. Durch Vererbung der Anfprüäze des Normannenhaufes kam Lecce unter den Anjous

an das Haus Brienne und an das der Enghiens und der Balzo-Orfinis und in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts an das aragonifche Königshaus von Neapel. ..Die Villen. Baumgänge und Anlagen um die wohlgefügten Stadtmauern her“. berichtet Gregorovius. ..die fchönen. herrliäz gepflafterten Straßen und Pläße mit vielen gefchmückten Paläfien und Gebäuden befeßt. durch Kirchen und Klöfter eines an Ornamenten überreichen Stils ausgezeichnet. verleihen Lecce ein Anfehen von f'tattlichem Reichtum und von einer heiteren Grazie. die durchaus italienifch ift. aber orientalifch erfcheint. weil fie mit Prunk überladen ift.‟ Die erfte und höchfte Kunftblüte entfaltete fich für Leere unter den normannifchen .Herrfcherm und dann die ihrer wefentlich modernen Architektur nach der Zeit Karls 7. Sie repräfentiert in harmonifcher Übereinf'timmung den Rokoko- und den Barockftil wie nirgends fonft in Jtalien. Aus der Normannenzeit find nur wenige Baurefte vorhandeni). dagegen unweit der Stadt in der von Tancred erbauten fchönen Kirche von San Nicola und Cataldo ..das herrlichf'te Denkmal der normannifchen Kunftepoche und das leßte des letzten Normannenkönigs überhaupt“. Es liegt in dem fchönen.von mächtigen Zypreffen und Hunderten von ftattlichen Grabdenkmälern. oft in Gef'talt von Kapellen gezierten Campo Santo Lecces. das feinerfeits ebenfalls einen Beweis für die Sorgfalt und den Kunfifinn bietet. den die Italiener feit alter Zeit ihren Toten widmen. Die an Kunftwert bedeutendf'ten Monumentalbauten der Stadt find die aus dem 17. Jahrhundert ftammende Kathedrale mit ihrem gewaltigen Turm. der fich ihr anfchließende Bifchofspalaft und der prächtige Bau des Seminars. fowie die alte Kirche Santa Croce und die großartige Präfektur. ein früheres Cölef'tinerklof'ter. Einen geradezu wunderbaren. mächtigen Eindruck macht die herrliche. wenn auch etwas überladene Faffade von Santa Croce. Auf dem Hauptplaß Lecces. der Piazza San Oronzo. erhebt fich die Statue diefes Schußheiligen der Stadt. auf dem Gegenftück der erwähnten antiken Marmorfäule am Hafen von Brindifiz ferner das ehemalige Munizipium Lecces. das Sedile. eine gotifche Halle mit reichgefchmücktem Portal. in der ein Standbild Garibaldis aufgeftellt ift. daneben eine Kapelle mit dem venezianifchen Löwen. die zur Handelsniederlaffung Venedigs in Lecce gehörte. Ein mäáftiges. von Karl 7.

“) Ju neuefter Zeit wurden inmitten der Stadt. unweit der Piazza San Oronzo. mächtige Mauerrefte ausgegraben. die man den Römern zufchreibt, _

nebft den erneuerten Stadtmauern erbautes Kaftell mit einem Renaiffance-palaft im Innern find architektonifch nicht befonders bemerkenswert. da-gegen die prächtige Porta di Napoli. ein 60 Fuß hoher. Karl 7. von Lecce gewidmeter Triumphbogen. Der Blick von dem vorliegenden Plaß auf ihn. wenn ihn die Abendfonne vergoldet und der blaue apulifche Himmel ihn durchfcheint. zugleich mit dem auf die fich ihm anfchließenden mächtigen Stadtmauern ift ein herrlicher. Bemerkenswert ift noch das feit einigen Jahrzehnten befiehende Altertums-Provinzialmufeum. weniger die erft im Entftehen begriffene Bibliothek. namentlich aber der herrliche öffentliche Garten hinter der Präfektur mit feinen Marmorftatuen Tancreds und anderer in der Gefchichte Lecces berühmter Männer und feinem im Frühling unvergleichliäjen Blütenflor feiner Mandelbäume. Azaleen. Magnolien und vieler anderer füdlicher Blumen. Von den drei guten Hotels der Stadt ifi befonders „Patria". offenbar ein alter Palazzo. mit feiner intereffanten. altertümlichen Einrichtung zu empfehlen.

Man muß das wefilich Lecces gelegene Tarent. als an die 'ker-ra c1j 0trant0 Apuliens grenzend und als öfiliche Metropole Groß-griechenlands. obgleich fein Hafen naäj Wefien weift. noch zum Often Italiens rechnen. zumal von ihm aus grieäjifche Kultur nach Wefien und Norden in Italien vordrang. Es war im frühen Altertum nächfi Syrakus die fchönfte. größte und blühendfte Stadt Großgriechenlands und ifi. damals 100 000 Bewohner zählend. mit feinen 60000 heut die größte Süd-Italiens. In herrlicher Lage auf einer durch Durchftechung zur Infel gewordenen hohen Landzunge. zwifchen dem prächtigen Golf von Tarent und dem etwa 5/. Meilen langen. 31/2 Meilen breiten blut-6 picc010. einer tief ins Land einfchneidenden Meeresbucht. fich erhebend. erinnerte es uns lebhaft durch diefe Lage und feine weißen Häufer an Eadir. die ,.eopa (Li plate." der Spanier. zwifchen den Baien von Eadir und Puntalss, Der Urfprung Tarents verliert fich im Mythus feiner Gründung durch Taras. einen Sohn des Neptun. und angeblich wurde es von fpartanifchen Partheniern 701 v. Ehr. zum zweitenmal gegründet. Allein feine Gefchichte ift dunkel und nur bekannt. daß das Zeitalter des Perikles die Zeit feiner höchften Blüte war. bis die Römer 272 es unterwarfen. Damals war die Stadt ein felbfiändiger Staat mit einem Heere von einigen 30 000 Mann und gefchmückt mit Tempeln. Thermen. Gvmnafien und Mufeen mit den herrlichften Werken hellenifcher Kunft, Sie trieb einen ausgedehnten

.Handel im Mittelmeer. verforgte Rom und Griechenland mit feinen Purpurwollenftoffen. deren Farbe aus der bei Tarent vorkommenden Purpurfchnecke gewonnen wurde. betrieb ferner höchft ergiebigen Fifchfang. und in den gefegneten Fluren ihres weiten Gebiets. wo noch heute Weizen und Oliven herrlich gedeihen. höchft lohnenden Ackerbau. Ihr Lebensüberfluß hatte jedoch üppigkeit und den Verfall des Staats zur Folge. fo daß fie fich der Römer nicht zu erwehren vermochte. Dann vorübergehend in den Befiß der Karthager gelangt. wurde Tarent diefen wieder von den Römern entriffen. geplündert und unermeßliche Beute. darunter die bronzene Koloffalftatue des Herkules und fpäter die berühmte geflügelte Viktoria von Erz auf der Weltkugel. nach Rom entführt. Während griechifche Sprache und Kultur von Tarent her auf die Römer wirkten. geriet dasfelbe allmählich in gänzlichen Verfall. Abwechfelnd in der Gewalt der Byzantiner. der Goten. der Langobarden. Normannen. Hohenfiaufen. Anjous. Balzis. Balzi-Orfinis. der Aragonen Neapels und Spaniens. wurde Tarent wiederholt zerftört und wieder neuerbaut und befißt daher heut nur fehr geringe Überbleibfel aus dem Altertum und felbft nur unbedeutende aus dem Mittelalter. Die erfteren. Refie der Stadtmauern. eines Theaters. eines dorifchen Tempels und einige Villen-Fundamente und die römifche Wafferleitung. die letzteren der kaftellartige Turm am Nordeingang der Stadt an der Piazza di Fortuna und das große Kaftell am Südende. an welchem Byzantiner. Hohenftaufen. Anjous und Spanier bauten. fowie einige alte. mehrfach erneuerte Kirchen. Unter ihnen ift nur der fehr alte. äußerlich unfchöne Dom San Eataldo durch fein Inneres. feine antiken Säulen. die vergoldete getäfelte Decke und feine Kapelle mit ihrem prachtvollen bunten Marmorfchmuck. fowie ein fchönes Portal bemerkenswert. ferner einige hübfche Renaiffance-Paläfie. Tarent. an geiftigem Leben heut arm. befißt keine Bibliotheken. jedoch außer einem Mufeum mit antiken Vafen. Tongefäßen. Statuetten. Gemmen 2c. in einer Sammlung des verftorbenen Kanonikus Eeci ein einzigartiges Mufeum in einem alten Palaft. Es enthält eine Sammlung phantaftifcher. aus den herrlichften Mufcheln von Eeci hergefiellter Gebilde. die Blumen. Arabesken. feltfame Figuren. Fifcherfzenen und andere Genrebilder darftellen. ferner einige antike Vafen und Marmortrümmer. Somit ift T a r e nt nur durch feine herrliche Lage. feine großen hiftorifchen Erinnerungen und durch feinen neuefien Auffchwung und kriegsmaritime Beftimmung von befonderer Bedeutung. Die Stadt gliedert fich in zwei durch einen breiten und tiefen Kanal

getrennte Teile. die Altfiadt auf der Infel und der Stelle. wo fich die alte Akropolis als eine ihrer Zeit uneinnehmbare Fefie erhob. und die Neuftadt. eine völlig moderne. erft 1865 entfiandene Anlage auf dem füdlichen Fefilande. Die Altfiadt befie-ht aus einem Gewirr enger. häßlicher Straßen. in denen nur die erwähnten Gebäude und die Kaifiraße Viktoria Emanuele. diefe durch ihren herrlichen Blick auf den Golf und die Berge Ealabriens. bemerkenswert find. Die Neuftadt enthält zwei fchöne Plätze. den Palazzo degli Uffizii. einige fchöne Villen. das Theater. die ziemlich guten Hotels. darunter „Europa" in fchöner Lage am Mare Piccolo und Aquila d'oro. und das bedeutende Arfenal. Sie ift im Gegenfaß zur Altfiadt eine regelmäßige. reinliche. gefunde und hübfche Anlage. Handel und Bevölkerung Tarents find neuerdings im lebhaften Auffchwung begriffen. Der vortreffliche Kriegshafen Tarents bildet närhftSpezia die zweite größte Flottenfiation der italienifäjen Marine und ifi als folche von großer Wichtigkeit und in der Vervollkommnung begriffen. So fieht Tarent. das fchon im 10. und 11. Jahrhundert einer der wichtigfien Kriegshäfen des griechifchen Reiches in Unteritalien war. infolge feiner höchfi günfiigen Lage für den Handel und feines ausgezeichneten Hafens. wie es fcheint. im Begriff. wieder ein fehr wichtiges Handels- und Kriegsflottenemporium zu werden wie in alter Zeit.
Wenn dann mit dem wachfenden Handel der Stadt die bis jeßt nur kleine Zahl der Villen an den anmutigen. von blühenden Gärten und hie und da Palmen eingefaßten Ufern des Mare Piccolo und zugleich die Neuftadt weiter zunehmen. fo wird auch das geiftige Element und ein großzügiges Handelsleben in Tarent wieder erwachen und dasfelbe feinen Rang als erfte Kulturträgerin Südoft-Italiens dereinft wieder einnehmen können.

Frida Schanz:
Neue Gedichte.
I. *
Ich halte wie in goldner Hülle
Die Worte. die du heute fprachft.
Die Lilie leuchtet. die du brachft.
Und in des Rofenbeetes Fülle
Steht eine wie in zarter Glut.
Getaucht in träumendes Erinnern.
Weil lang in ihrem feinen Innern
Dein dunkler Blick geruhtl - - --
ll
Nun wandert mit dem alten Schritt
Der Lenz in neuer Funkelk-rone.
Und liebe Straßen wandr' ich mit.
Als wenn fich's noch zu wandern lohnel
Ein altes Liebesliedchen zieht
Mir durch den Sinn. fo eigen fchmerzend.
Wie wenn man leere Bettlein wiegt.
Verblaßte Angedenken herzend! --
[Il.
Novemberfchluß in fchwarzem Wolkentuch.
Mir ward in diefen dunklen Sturmestagen
Ein Troft aus götterfchönem Trauerbuch --:
Vittoria Eolonnas Witwenklagenl
..Wie der Wacholder. den der Sturm zerreißt.
Sich in fich felber fügt zu Turm und Mauer.
So feft fügt fich ein edler Frauengeift
Im wilden Sturme namenlofer Trauer.“

Hertha Federmann:
Gedichte.
Notturno.
Träumend finkt
Das Meer aus Land.
Wie ein müdes Kind.
Das heim zur Mutter fand.
Und der Mond
In dunkelblauer Nacht
Strahlet filbern fchon.
Ein leifer Wind erwacht.
Unter feinem Hauch
Der fchwarze Wald fich regt
Schauernd.
Wie von Geifierhand bewegt.
Stille Stunde.
Der Sommer flutet fern von mir.
Ich bin in die Dämmerung gezogen.
Nur Düfte von welken Blumen
Mein Schattenreich durchwogen.
Still ward die Seele. überwach.
Sie will zu den Sternen fleigen.
Des Lebens goldne Stimmen
Vor ihrer Sehnfucht fchweigen.

Robert Bauer:

Jurifiifche Symptome der Gegenwart 1).

Seit der Gründung des Reichs fiand keine Zeit fo fehr unter dem Zeichen der Gefehesreformation wie die Gegenwart: Ein neues Straf-recht. ein neuer Strafprozeß. ein neuer Zivilprozeß ift in Ausficht gefiellt. Verfchiedene Fragen tauchen auf: Waren jene Gefeße in der Haft gefchäftsreicher Tage redigiert worden. fo daß ihnen von vornherein das Schickfal nur vorübergehender Geltung befchieden fchien? Oder kommt etwa darin die Eigenart der Gegenwart zum Ausdruck. daß auch das befie Gefeh heute fäfnell veralten muß?

..Die gewaltigften und unaufhaltfamften Rechtsumwälzungen gehen in den gefellfchaftlichen Einrichtungen felbfi vor fich und bilden die Ent-fcheidungsnormen des Iuriftenrechts von Grund aus um. manchmal ohne daß diefes den Beteiligten oder den Juriften felb| auch nur zum Be-wußtfein gekommen wäre7).“ Mehr wie je befiimmt die Gefellfchafts- und Wirtfchaftsordnung die Richtlinie der Anwendung und Durchbildung des Rechtes. Hier taucht die Frage auf: Welches find die Werte. die in diefer Hinficht heute ausfchlaggebend geworden find?

Eine Zeit fchwankender Konjunkturen begünftigt die Spekulation einzelner Unternehmer und dementfprechend die rafche Anfammlung von Vermögen in wenigen mehr von Zufall und Gefchick als von geiftigen Qualitäten dirigierten Händen. Eine beftimmte gewiffenlofe Ver-fchlagenheit wird fo gezüchtet. die fich fiets feheuen wird. fich offen mit dem Gefeß in Widerfpruch zu fehen. aber jede Gelegenheit benützen wird. das Gefeß zu umgehen. das einer Ausbeutung des Nächfien im Wege fieht. ..Offenbar werde ich nicht bloß durch den Diebftahl. fondern auch dadurch verleßt. daß man im Bereich meines Vermögens und Könnens innerhalb der gefeßlichen Formen Beute macht. Der wefentliäje Unter-fchied. der hier ficherlich nicht verhüllt werden foll. befieht nun aber darin. daß im Fall des Diebfiahls ein bereits verwirklichtes und von der Gefell-fchaft anerkanntes Recht. im Fall der ausbeutenden Aneignung aber nur

1) Vergl. hierzu die Abhandlung in Heft 374 (Mai 1908). S. 320 f. von ..Nord und Süd“.

2) Ehrlich. Freie Rechtsfindung und freie Rechtswiffenfchaft. 1903. Seite 14.

.ZOO ?5S .p ?ZW :Im ..Z-ZWQZÖS YZF-ZU 3Q

‘j I“
„7K

' OJ} _ t d ..W .MMM .K2 A ¢jIOPM . . .
,.. . a KÖHLER). .
. . ...4 .
4*'
"KR, .,...
i???
.


EMPTY

ein natürliches. noch nicht durch gemeinfame Vorkehrungen gefchüßtes Recht verleßt wirdl)."

Es ifi ein großer Irrtum. zu glauben. daß im wirtfchaftlichen Kampf in letzter Hinficht beftimmte geifiige Fähigkeiten entfcheiden. Im Gegenteil: die in der Konkurrenz des Gelderwerbs gezüchtete Lift und die Ausbildung niedriger fozialer Infiinkte feßt fiäj durchaus in Widerfpruch zu jedem Ariftokratismus des Geifies. In diefem Sinne konnte Nießfche von den wirtfchaftlichen Verhältniffen unferer Zeit urteilen. ..fie feien nicht wert. daß gerade die begabteften Geifter fich mit ihnen befaffen dürften und müßten-R“

Es läßt fich bekanntlich nicht leicht kontrollieren. wann die bonn fiäea aufhört und die (nella fielen eintritt, Manche Leute verftehen es. fich mit einer wahren Virtuofität den Glauben an ihr Recht zu fuggerieren. bis fie fchließlich felber von der Berechtigung defien überzeugt find. was ihnen felbft noch zu Anfang heikel erfäjeinen mochte. Wie viele Tatfachen find wahr. die ..nicht erweislich" (Strafgefeßbuch. Ö 186) find!

Auch Lamprecht erkennt. daß hier das moderne Wirtfchaftsleben in Bahnen geleitet wird. die für den Entwicklungsgang des Rechtes entfcheidend werden. In treffenden Worten gibt er diefem Gedanken Ausdruck: ..Der moderne Staat hat das Recht der Unternehmung vielfach erft entwickeln können. feit und nachdem diefe da war. Es ift klar: der neue Stand wird dem neuen Ziele. das für ihn ein Ideal bezeichnet. zunächfi nachgehen mit allen Gefinnungen des Idealismus. zugleich aber auch mit aller innerhalb der bisherigen Zufiände entwickelten Ellbogenkraft der Lift, Indem er dann aber auf feinem Wege über die beftehenden Rechtszuftände und deren gleichfam dicke Luft empordringt in die dünnere Sphäre der Unternehmung. für die noch kein Recht befteht. in eben erft recht feine Lebensluft. wird er mit diefer Lift auch das Kampfmittel der alten. mehr rechtlofen Zeiten verbinden. die Gewalt. Und fo wird eine Gewalttätigkeit freien Tuns. die fich nach Bedürfnis auch in die Form der Lift umfeßt. feine befondere Signatur fein').“

„Eine Atmofphäre. für die noch kein Recht befieht." An diefer

1) E. Dühring. Kritifche Grundlegung der Volkswirtfchaftslehre. Berlin 1866. S. 805.

2) Morgenröte. Aphor. 179.

*) Lamprecht. Zur jüngften deutfchen Vergangenheit. Bd, ll.. erfie Hälfte. S. 278.

Stelle foll nur auf eine einzige hingewiefen werden. Das moderne Wirtfchaftsleben fieht unter dem Zeichen des freien Arbeitsvertrages. der an die Stelle feudalifiifcher Abhängigkeitsverhältniffe getreten ift. Hier ift es dem unabhängigen Unternehmer. da bei der unverhältnismäßig wachfenden Menfchenzahl das Angebot über die Nachfrage hinaus fieigt. die Möglichkeit gegeben. die Bedingungen .diefes Vertrages wenn nicht zu diktieren. fo doch wefentlich zu befiimmen. So fprach auch die kaiferliche Botfchaft vom 4. Februar 1890 die Notwendigkeit aus. durch eine befondere Gefeßgebung ..die Ausbeutung der gewerblichen Arbeiter durch die Arbeitgeber hintanzuhalten. Leben. Gefundheit. Sittlichkeit. Weiterbildung der Arbeiter zu fichern und den Arbeitsvertrag unter fiaatliche Auffidht zu fiellen.‟ - Hier zeigt fich ein Symptom werdenden Rechtes: der Arbeitsvertrag wääffi im Laufe feiner Entwicklung über den Rahmen des Privatrechts hinaus. er löft fich von den übrigen Vertragsformen ab und bildet fiih zu einem felbftändigen Rechtsinftitut durch. das eine befondere und zwar öffentlich-rechtliche Regelung erheifcht. Denn ..durch die Emanzipation vom Zivilrecht wird die Möglichkeit zur Ausbildung derjenigen befonderen Grundfäße des öffentlichen Rechtes gefchaffen. die den eigentümlichen Aufgaben und Intereffen der öffent» lichen Verwaltung Rechnung tragenl),“
So treten ganz neue Wirtfchaftsfphären allmählich in den Kreis juriftifcher Regelung; auch hier zeigt fich die im Laufe der Gefchichte immer wiederkehrende Erfcheinung. daß fich Gebilde des fozialen Lebe-us zu felbftändiger Eigenart ausprägen und nachträgliaf von jurif'tifchen Normen umkleidet werden.
Unfer modernes Wirtfchaftsleben i| durchfeßt von Sphären. für die noch kein gefeßliches Reäjt befieht. Ihren Spuren nachzuforfchen ift die Aufgabe des Betrachters. den die Frage befchäftigt: Welche Richtung wird die Zukunft unferer Rechtsentwicklung einfchlagen? - Denn. ..wie weit der Staat durch Gefeße eingreifen. wie weit er die nötigen Ordnungen anderen Mächten überlaffen foll. das gerade ift die wichtigfie Frage. die es für die Gefehgebungspolitik überhaupt gibt').''

1) Fleiner. Über die Umbildung zivilr. Infiitute durch das öffentl. Recht. Tübingen 1906. S. 9 f.
2) Zitelmann. Lücken im Recht. Leipzig 1903. S. 9.

Hermann Bahr:

Jofef Olbrich.

(Gefiorben am 18. Anguft 1908.)

Als 1857 die Stadtmauern Wiens fielen. die eingefperrte Stadt
fich öffnete und endlich aufatmen konnte. wurde alles von einer heftigen
Baulufi ergriffen. und das Behagen. fich zu ftre>en und zu dehnen. der
Mut zu großen Plänen. das Vertrauen auf die Zukunft waren gren-
zenlos. Man fing nun wieder an befiere Zeiten zu glauben an. man
fchämte fich der Ruhe. in welcher die Stadt fo lange ftill gelegen war.
und wie es dem Wiener eigen ift. daß er immer gleich ins Extreme fpri-ngen
muß. follte nun über Nacht alles nachgeholt werden. Was andere
können. vermaß man fich auch zu können. jetzt follte die lange verhaltene
Kraft fich zeigen. und der Eifer war groß. es den anderen gleich zu tun.
Was man nun wörtliiher nahm. als gut war. , Es gefchah wieder. was
fchon einmal gefchehen war. unter Kaifer Iofef. Was fich dort in
der Entwicklung des Staats begeben hatte. im Politifchen. wiederholte
fich nun in der Entwicklung der Stadt. in der Baukunft. Wieder dachte
man. daß es gehe. fich die eigene Arbeit zu erfparen. indem man einfach
die fremde übernimmt. und |att aus der eigenen Art. wie fie aus der
alten Zeit überliefert war. die Formen fo umzubilden. daß fie dem ver-
änderten Wefen der Zeit. den neuen Bedürfnifien gemäß würden. trug
man aus allen Windrichtungen her. was nur irgendwo auf der weiten
Welt für fchön galt. und glaubte. es müßte es nun auch hier fein. Eine
blind wütende Nachahmung aller Stile brach aus. was einer nur irgendwo
Anmutiges oder Feierliches oder Prächtiges fand. wurde herbeigefäfieppt.
und fo entftand die Ringfiraße. auf welche .noch immer manche Wiener
ftolz find und die ja wirklich für den. der*s aushält. ein höchfi luftiger
Markt und Ausverkauf aller erdenklichen Stilarten. die es nur jemals
irgendwo gegeben hat. in den billigften Kopien ifi. einem folchen Brett
mit Gipsfignren nach berühmten Vorbildern nicht unähnlich. wie's Ita-
liener durch die Straßen tragen. Eigentlich war es ein abfurder Ge-
danke. das Erwachen einer Stadt in längft entfchlafenen Formen auf-
zubauen. aber der Wiener drängte vorwärts. und natürlich war es das

bequemfte- das Neue auf die alte Art zu tun- und fremde Ausdrücke waren fchnell bei der .Hand- während man den eigenen er| hätte fuchen müfien. Wozu noch kam- daß das Bürgertum- fobald es einmal reich geworden ifh fich ficher und behaglich zu fühlen beginnt und mit den alten Ordnungen- aus welchen es hervorgebrochen iflf fich nun allmähliih ausföhnt- daß das Bürgertum dann ja fiets eine Neigung hat, mit der Vergangenheit zu kokettieren und fich im Koftüm zu gefallen. Auch hatten wir unter den Baukiinftlern bis in die neunziger Jahre in unferer Stadt einen einzigen Manni der fich nicht bequemte- ein Kopifl alter und fremder Moden zu fein- fondern daran fefihielt- daß es immer das Wefen der Baukunfi bleibtf die Menfchen nach ihren Empfindungen und Bedürfniffen einzuquartieren- fo daß man daran- wie einer wohnt, ablefen kann- was er zum Leben brauchte wie er das Leben nimmt und was er aus feinem Leben machen will. Dies war unfer großer Meifter Otto Wagner. Doch hörte man nicht auf ihn- bis in den neunziger Jahren eine neue Jugend erfchien, die überalh im Leben- in der Kunfl, in den politifchen (i*e'*inri(htungenx es fatt bekam- fich immer im bloßen Schein zu bewegenx mit Ungeduld nach Wirklichkeit verlangte und fich nun ungeftüm das Recht nahm- fie felbft zu fein. Jhr war es denn auch unerträglich die Arbeit unferer Zeit in griechifäfen Tempeln- gotifchen Burgen oder welfchen Paläften zu verrichten- fie wollte nicht mehr in Maskeraden wohnen- und fie vermaß fich- ein Öfterreich für lebende Menfchen herzuftellen. In der Baukunft verfammelte fie fich um Otto Wagner. Alle Triebe der kräftig vordringenden Generation- aller Abfcheu vor dem Nachäffen entfremdeter Vergangenheiten- alle Wünfche nach einer autochthonen Kunft unferer eigenen Zeit kamen hier zufammen. Sein be|er Schüler wurde Jofef Olbrich ein freudiger junger Schlefieß voll Mut und Luft, mit einem harten Nackenx derf eines ehrfamen Wamsziehers in Troppau Sohn- früh aus der Lateinfchule weg durch feine Paffion zum Zeichnen ins Bauhandwerk getriebem dann an die Wiener Akademie zu Hafenauer in die Lehre gelangty wo der fchäumende junge Menfch Jahr um Jahr gleieh alle Preife und Medaillen und Auszeichnungen an fich riß- die die Schule nur zu vergeben hattey hierauf mit einem Staatsftipendium auf eine italienifche Reife bis nach Sizilien hinab gefchiäh fiebenundzwanzigjährig nun 1894 von Wagner zur Mitarbeit an feiner Stadtbahn berufen wurde. Einen Befieren hat Wagner niemals gehabt. Der hohe Sinn des Meifiers- fein Haß des leeren Scheins„ fein heftiger Drang zur Wahrheit und der Schüler ungefiüme

Sehnfucht nach Zukunft. ihre Tatenlufi. ihr unbegrenzter Eifer. die Kraft an den kühnfien Aufgaben zu mefien. dies alles fand fich in dem glühenden und firahlendem Jüngling. der wie die Sonne aufging. zum höchfien Aufgebot vereinigt und bald zum reinften. ja einem fchlechtweg vollkommenen Ausdruck verklärt. Wie es manchmal fcheint. daß die Meufchheit fich jahrelang plagen muß. bis fie nach vielen Verfuchen endlich erfi den Menfchen hervorbringt. den fie eigentlich meint. wie manchmal eine ganze Generation fich abquält. um das Wort zu fagen. das ihr auf der Zunge liegt. und wie dann endlich einer kommt. in welchem jene lange fiille Arbeit der anderen mühelos und leicht geworden. ihre Qual verfiummt ift und der heiß gehegte Wunfch fich nun fafi fpielend erfüllt. ein folcher war Olbrich. ein Verfammler aller in feinem Lande zerfireuten Triebe und Kräfte der neuen Zeit. nicht einer von befonderer. fondern einer von der allgemeinen Art. der er nun nur feine Macht lieh. nicht einer. den es lockt. anders zu fein als die anderen und fich abfeits zu verftecken. zu verlieren. fondern einer. der alles in fich hat. wovon die anderen jeder nur ein Teil find. und es zufammen faßt. das Getrennte zu verbinden. Verworrenes zu ordnen. jedes an feinen Plaß zu fiellen weiß und vollenden kann. fo daß in ihm die ganze Stammesart fich gleichfam niederzulaffen. froh das Vollbrachte zu genießen und mit Zn- trautn vorwärts zu blicken fcheint.
Nun aber ergab fich eines von den Mißverfiändniffen. die in Wien. wo man fich nicht gern die Zeit nimmt. ein Talent abzuwarten. bis es fich ausgedrückt und rund herum gezeigt hat. fondern lieber gleich auf den erften Eindruck antwortet. nicht eben felten. freilich aber auch nicht tragifcher zu nehmen find. als es der Wiener felbfi tut. der ja fchon weiß. daß hier der Weg zur Macht durch Spott und über Unbilden geht. Man hat hier die Gewohnheit. dem Talent Bedingungen zu fiellen. vor- nehmlich die. daß es keine Gewohnheiten ftören foll. ‚Nun war man diefe überall her zufammengetragene Ringftraßenkunfi einmal gewohnt. man hatte in der Schule gelernt. man habe auf fie fiolz zu fein. und es i| nicht wienerifch. gern umzulernen. Als jetzt alfo Olbrich daran ging. 1898. das Haus der Sezeffion zu bauen. in Formen. welche den Bedürfniffen der Künfiler und feiner Empfindung entnommen waren. nicht aber der Routine. fo ging es los; und dies ifi dann bei uns immer eine Gelegenheit für Leute. die. weil fie felbft nichts können. dies an anderen nicht leiden wollen und vor Neid witzig werden. woran dann der lufiige Wiener. ohne den Wißigen übrigens zuzuftimmen. ja fie eher

im ftillen verachtend. doch feine Freude hat. Da wurde Olbrich als ein Stürmer ohne Ziel. ein Neuerer ohne Sinn. der nur alles zerfchlagen wolle. ja ein wahrer Einbrecher in die Kunft vor das ftaunende Publikum gefchleift. und es- begab fich am Ende. daß einer angeklagt erfchien. völlig aus unferer Art zu fchlagen. deffen ewiges Trachten. ja Lebensbedingung es eben war. diefe unfere öfterreichifche Art. die er überall verdrängt und an Fremdes ausgeliefert fah. wieder herzuftellen und durch fein neues Werk Zeugnis von ihrer alten Kraft abzulegen. Diefe Torheit verfiand er nicht. es blieb ihm unfaßlich. Spott zu ernten. wofür er wußte.- Dank zu verdienen. und bis an fein Ende ift davon eine Bitterkeit in ihm geblieben. Auch empfand er es arg. daß man ihn für vieles büßen ließ. was. an ihm felbft aus einer Laune. der man wohl einmal nachgibt. einem eiligen Einfall. den man fich im Augenblick durch die Finger fchlüpfen läßt. entftanden und fichtlich auch gar nicht anders gemeint. dann bei weniger originellen und darum pedantifchen Geiftern im .Sandumdrehen zur Manier entarten mußte. Niemand war darin härter gegen fich felbft. als er. der den aufquellenden Einfall wohl notierte. dann aber erfi die Probe der zweiten. ja der dritten überlegung unnachfichtig beftehen ließ und nur ein ärgerliches Lachen hatte. wenn er folche Notizen von fich dann plößlich von den Pedanten in ein Syftem gebracht fand. Die Menge aber kann nicht unterfcheiden. was' einmal aus einem zu großen Reichtum überfchäumt und was der leere Kopf gereizt feiner Armut abzwingt. und als es nun in der Tat bei allen Handlangern auf eine freilich mehr lächerliche als bedenkliche Art zu fezeffionifieln begann. war für die Wiener an alle-m ..der Olbrich“ fchuld. Indeffen hatte man freilich im Minifterium feine Kraft und was ein folcher überall Leben aufwe>ender. Ehrgeiz um fich fcharender. Mut und Zuverficht und Nacheiferung in die Iugend bringendcr Mann für die Stadt. ja für das ganze Land werden könnte. und feine Bedeutung und die Berechtigung feiner Anfprüche und die Notwendigkeit. ihn fich auswirken zu laffen. erkannt. und der treue Otto Wagner trat mit feiner fchonungslofen Beredfamkeit überall für ihn ein. Aber man gab ihm den öfterreichifchen Rat. doch Geduld zu haben. fich Zeit zu laffen und alt zu werden. So. duräf Spott verleßt. durch Undank erbittert. über falfche Nachahmungen ungeduldig. im Gefühl. auch manchem Freunde fthon zu groß zu werden. felbft im eigenen Kreife dem Neide verdächtig. den liebften Genoffen entwachfend und nun mit feiner Schaffensgier ins Ungewiffe vertröftet. um einftweilen. während ihm eine Stadt aus fich aufzubauen im Sinne

lag. ein paar Stühle für die reichen Leute zu machen. überall gehemmt. nirgends ermutigt. ganz allein. verlor er die Luft auszuharren und gab dem heffifchen Großherzog nach. der ihn 1899 nach Darmfiadt rief. Im Minifierium lächelten fie damals und fagten fein: Ganz gut. er foll fich dort nur austoben. fie folie-n ihn uns dort nur abriäjten. dann rufen wir ihn zurück. fpäter einmal! Er hat's nicht mehr erlebt. Er blieb uns verloren.

In Darmfiadt begann nun eine Tätigkeit. die man erft überfehen wird können. bis einft überall alles aufgegangen fein wird. was er gefät hat. Denn wie wenn er gefühlt hätte. nicht mehr viel Zeit zu haben. gab er fich mit vollen Händen her. Anfangs fchien es faft. als follte dort auch er in das deutfche Sektenwefen geriffen werden. Darin nahm er fich wunderlich aus. der doch nichts davon jemals begreifen konnte. weil ihm das Treiben nach Perfonen. fiatt um der Sache willen. durchaus fremd und das Stillfiehen im einmal Erreichtem. auf das fiäf jede Sekte verfieift. feiner innerfien immer bewegten Natur unerträglich war. So entkam er bald und. mit feinem guten Humor. der in höfifchen Intrigen unverdorben. in allen Enttäufchungen unbefangen blieb. drang er allmählich. an allen Verlockungen hier der mächtigen Kliquen. dort des Gefchäfts oder rafchen Ruhms vorbei. zu fich felbft durch. Sich felbft. mit allem. was er war. mit der leuchtenden. Anmut. der behaglichen Freudigkeit. der dankbaren Weltluft feines immer blühenden Wefens. das fo gern in lieben fiillen Stimmungen faß. als es dann wieder vogelfrei fich in die blaue Luft fchwang. mit feinem deutfchen Ernft und der deutfchen Treue zum kleinen. die in einem Blümlein von der Flur alle Herrlichkeiten Gottes zu vernehmen weiß. mit feiner öfterreichifchen Beweglíüfkeit und unferer angefiammten guten Laune. die wohl auch einmal herzlich den eigenen Herrn auslacht. mit feiner Ehrfurcht vor dem Vergangenen. worin der Sinn der Väter und das Geheimnis. aus dem wir kommen. für uns aufbewahrt liegt. mit feinem Mut zum Künftigen. worin wir die Väter vollenden follen. und mit feiner unftillbaren Sehnfuäzt nach einem hohen. fefilich klingenden. feierlich glänzenden Dafein. wovon noäf ein Strahl der durch uns vollbrachten Wunder auf der fernen Nachwelt liegen follte. fo mit allem fich darzufiellen und feinen ganzen Reichtum auszubreiten gelang ihm. Und dann war ihm nom befchieden. wie er jene Stadt der Künfiler auf der Mathildenhöhe gebaut hatte. auch einen Turm zu bauen. Er baute den Hochzeitsturm für feinen Fürfien. ein Gefchenk der Bürgerfchaft an den Groß-

herzog. Dies aber war ein alter Wunfch von ihm. den zu hegen. mit dem immer wieder zu fpielen fchon das Kind von einer feltfamen Leidenfchaft wie befefien war. Einmal einen Turm zu bauen. einen hohen Turm. einen aus der Stadt ragenden Turm. von dem die Menfchen unten ganz klein ausfehen und man über Felder und Wiefen und Wälder hin in die weite Welt fchautz und wer aus der Ferne kommt. lange bevor er noch irgend ein Haus fieht. lange bevor er die Stadt ahnt. erblickt den Turm. Nun war ihm noch gewährt. einen folchen Turm zu bauen. und der liebfte Traum war erfüllt. in den fich fo gern fchon der lachende Knabe und fpäter der fchwärmende Jüngling und noch. wenn er doch einmal die ruhelofe Hand feiern ließ. der finnende Mann einfpann. wie wenn für ihn ein folcher Turm ein Sinnbild feiner felbft gewefen wäre. der auch immer. hoch über dem kleinen Menfchenlärm. in die weite Welt hinaus fah und den der Nachkomme dereinft. der unfere Zeit fucht. bevor er noch in ihr irres Treiben eintritt. fchon von weitem erblicken wird.

Paul Konody:
Raphael. Überfelzt von Alice Fliegel.
(Mit zwei Vierfarbendrucken.)
I.

..Und ich fage Dir. wenn ich eine fchöne Frau malen will. muß ich viele fchöne Frauen fehen und Dich bei mir haben. um die Schönfte auszuwählen." fchrieb Raphael. als er auf dem Gipfel feines Ruhmes und Glü>es ftand. an feinen getreuen Freund. den Grafen Baldafiare Eafiiglione. der - felbft ein idealer Hofmann - in dem ..Buche des Hofmanns" der Welt ein unfterbliches Denkmal für die Kultur der Renaifiance gegeben hat.

Als der König der Maler diefe Worte fchrieb. hatte er ficher nicht mehr damit geben wollen. als ein hübfches Kompliment für einen Mann. der felbfi ein Mulder der Höflichkeit und ein Meii'ter der liebenswürdigen Sprache war. Iene Worte aber würden eine tiefe Bedeutung gewinnen. wenn man an Stelle des Wortes ..Fr au" das Wort „Bild" feste. und unter Eaftiglione die Verkörperung der Intelligenz und der Wiffenfchaft verftände.

Was die Schönheit von Raphaels Kunft. die fich durch vier Jahrhunderte hindurch die Bewunderung der Menichheit erhalten hat. anbelangt. fo finden wir in ihr die verfchiedenen Elemente des Schönen wieder. das die Künftler v o r und zu Raphaels Zeiten gefchaffen haben. Das Befte davon - was Idee und Ausführung betrifft - wählte fich Raphael aus und ließ fich durch die tiefften Denker und die kühnften Geifier feiner Zeit. die bald berühmte Mittelpunkte der Kultur wurden. anregen und leiten.

Raphael wurde in der Tat unter einem glückli>fen Stern geboren. Er war kein Geif'tesriefe. kein epochemachender Genius. wie Michelangelo von ihm fagte. und verdankte feine Kunf't weniger feinem Temperament und feiner Veranlagung. als einem fleißigen Studium. Er war zu einer Zeit geboren. wo die fortfchreitende künftlerifche Entwicklung von zwei Jahrhunderten an einen Punkt gekommen war. der einen Künftler verlangte. der die auseinanderlaufenden Fäden zufammenfaßte und die künftlerifche Bewegung zu einer Höhe und Vervollkommnung führte. die für alle Zeiten unantafibar blieb.

Die Vorzüge feiner Geburt und feiner Umgebung. der Reiz feiner Erfcheinung und feines Wefens. machten Raphael zum Liebling. wohin er auch kam; feine Empfänglichkeit. feine Liebenswürdigkeit. fein kluges Anpaffungsvermögen und. vor allen Dingen. die frühe Meifterfchaft feiner Technik verhalfen ihm zu der Vollendung. die er fchon fo früh erreichte.
Der kurze. wolkenlofe Weg. auf dem Raphael von freundlicher Anerkennung bis zu höchfiem Ruhm. von Wohlfiand bis zu Reichtum und Überfluß fihritt. war nicht die dornige. unruhvolle Straße. die das Genie in den meiften Fällen zu gehen hat, Das Genie wandert einen traurigen und einfamen Pfad.
Michelangelo. diefer unruhige. mürrifche und unbefriedigte Geift _-Lionardo da Vinci. der feinen hohen Idealen ohne jeden Gedanken an einen weltlichen Erfolg nachging. bis in fein trauriges. einfames Alter hinein. wo er. von feinem Vaterlande verbannt. über die Fruchtlofigkeit all' feines Arbeitens nachdenken konnte - diefe großen. genialen Männer haben wenig mit dem liebenswürdigen Hofmann Raphael gemein. der felbft das Oberhaupt eines kleinen Hofes von getreuen Anhängern war.
Man erzählt fich. daß einfi Michelangelo. als er Raphael begegnete. der inmitten feiner treuen Gefolgfchaft den Weg zum päpfilichen Hofe nahm. feinem glückliäzen Rivalen in der großen Verbitterung feines Geifies zurief: ..Ihr lauft dahin. wie der Sheriff mit feiner Schar." Raphael. um eine Antwort nicht verlegen. entgegnete: ..Und Ihr wie ein Mörder. der zum Schafott geht.“
Ob diefe Anekdote nun wahr ift oder nicht. jedenfalls illufiriert fie treffend die Verfchiedenheit der Wege. die das Talent - und fei es felbft das größte - und das wahre Genie zu gehen haben.
Welches find nun die Eigenfchaften und Vorzüge von Raphaels Kunft. die ihm den ungefchmälerten Ruhm durch die Jahrhunderte fchufen und ihn zu dem beliebtefien und bewundertften aller Maler machten?
Die größten der früheren und fpäteren Meifter. wie Velasquez. Rembrandt. Frans Hals. Wattean - um nur einige der hellen Leuchten im Reiche der Kunfi zu nennen - mußten alle an fich die zeitweife Verachtung und Verkleinerung ihrer Kunfi erfahren, Nur Raphael lernte die Wankelmütigkeit der Volksgnnfi nicht kennen. Er wurde zu einem Gott erhoben. noch ehe die Welt feinen frühzeitigen Tod zu betrauern hatte. und im Laufe der Jahre wurde diefe abgöttifche Verehrung felbft auf das fchwaäze. handwerksmäßige Schaffen feiner Gehilfen. das oft unter feinem Namen

den Weg in die Welt fand. übertragen. Ungefähr binnen Menfchengedenken führte diefe blinde. unterfchiedslofe Vergötterung zu einer Reaktion. Aber diefe Reaktion befäfra'nkte fich nur auf einen kleinen Kreis äfthetifch veranlagter Kunft-Enthufiafien; und heute. wo die mehr wiffenfchaftliche Ausübung der Kritik es wohl verfieht. Spreu von Weizen zu unterfcheiden. ift Raphael wieder zu alle feinem früheren Ruhm gelangt. Die höhnifche. feindliche Stellung Raphaelfcher Kunft gegenüber hat aufgehört. eine moderne Pofe zu fein. Zu der freien Anerkennung von der Vollkommenheit diefer Kunft kam das Bewußtfein. daß man Raphael durch eine fehr unvollkommene Nachahmung feines Schönheitskoderes. der in Europa feit der Gründung des Rompreifes der einzige Erfolg des akademifchen Unterrichts war. bitteres Unrecht getan hatte. Schönheit - reine und fehlerlofe Formenfchönheit. muß auf jeden Menfchen wirken. und Raphael zeigt uns die vollkommene Schönheit - die Schönheit. die in feinfinnig durchdachtem Ebenmaß. in der Form. in der Farbe und in der Technik liegt. Es ift eine wohlberechnete Schönheit - ein klares. unzweideutiges Schaffen eines ganz normalen. ausgeglichenen Geiftes und einer nie irrenden Hand; deshalb ift Raphaels Kunft für jedermann leicht verftändlich und verlangt diefe unbewußte geiftige Anftrengung nicht. die das Erfaffen eines Kunftwerkes von komplizierterer Gefühlsintenfität mit fich bringt. Es ift die Aufgabe der Kunft. irgend ein Gefühl in irgend welcher Form wiederzugeben; ein Bild. das eine bloße Nachahmung ift. ohne eine Andeutung deffen zu geben. was der Künftler bei feinem Schaffen empfand. hört auf. ein Kunftwerk zu fein. felbft wenn es einen Gegenfland darfiellt. der in fich fchön ift. Andererfeits kann ein an fich häßlicher Vorwurf durch den intenfiven Ausdruck eines Gefühls zu einem großen Kunftwerk werden. aber diefes Gefühl ift notwendigerweife viel fchwerer zu begreifen. als das einfachfte aller Gefühle: die naive Freude. die das Betrachten der Schönheit in uns auslöft. Diefer Affekt. dem jeder Menfch unterworfen ift. erklärt den Trugfchluß der meiften Menfchen. daß Kunft und Schönheit unzertrennlich feien _- er macht uns auch die allgemeine Liebe verftändlich. die Raphael und feiner Kunft durch Generationen hinduräj gehört hat. Sein Pinfel war mit der glatten. klaren Schönheit des Klaffizismus vermählt. und feine Kunft kannte keinen fremden. komplizierten Charakter.

Aber die Schönheit allein macht Raphaels Größe nicht aus. oder Bouguereau und viele andere moderne Maler hätten auch groß. anfiatt fihwach und gefchmacklos fein müffen. Raphael befaß eine große Meifier-

fchaft in der Verteilung des Raumes nach drei Dimenfionen hin - ein
Geheimnis. das das Erbe der Umbrifchen Schule war.
Das Gefühl der Weite und Tiefe wird duräj Methoden erreicht.
die nichts gemeinfam mit unferer modernen Kunfi haben. die Illufion
der fogenannten ..Atmofphäre‟ zu fchaffen. Sie find auch nicht identifch
mit dem ..Verlieren und Finden“ der Konturen oder mit der Anwendung
gewiffer optifcher Theorien. wo wechfelnde Lichter alle harten Umriffe
aufheben. oder mit dem Verwifchen und Auslöfchen der Entfernung.
Die Verteilung im Raum. wie fie Raphael anwandte. ift in ihrer Wirkung
auf unfer Empfindungsleben nur der architektonifchen Kunfi verwandt.
Ein anderer Grund für Raphaels Größe - und darin ifi er vielleicht
am meiften das Kind feiner Zeit - liegt in der wunderbaren Ver-
fchmelzung der beiden großzügigfien Bewegungen. an denen fich das zivi-
lifierte Europa von jeher begeiftert hat - nämliäj in der Verbindung
des klaffifchen Altertums und des >7rifilichen Glaubens. Von
Raphaels Pinfel dargefiellt. hören fie auf. unvereinbar zu fein.
und leben in der meif'terhaft abgefchloffenen Harmonie. die der
Markftein von Raphaels Kunft ifi. in engfter Gemeinfchaft Seite
an Seite. Das Ehrifientum wird uns in dem glanzvollen. klaffifäjen
Gewande der alten Welt dargeftellt. und die Mythen und Philofophieen
der Alten find in engfie Verbindung mit der chriftlichen Lehre gebracht.
Raphael bringt neues Blut und reiches Leben in die toten Steine des
alten Griechenlands und Roms. ganz im Gegenfatz zu Mantegna. der
kalt nnd klaffifch in feinen reliefartigen Wiederbelebungen der Antike
bleibt.
So betont Raphael auch bei feinen Darftellungen der Madonna
mit dem Kind die rein menfchliche Gefühlsfeite. er läßt allen
Symbolismus beifeite und führt uns das innige. intime Liebes-
verhältnis zwifchen Mutter und Kind vor Augen. Fafi unmerklich ver-
wandelte er feine Eupidos in Kinderengel. und der Iehovah in der ..Vifion
des Ezechiel“ hat mehr Ähnlichkeit mit dem olympifchen Jupiter. als mit
der mittelalterlichen Gottesvorfiellung.
Wie Timoteo Viti. Perugino. Fra Bartolommeo. Lionardo da Vinci.
Maffaccio. Michelangelo und Sebaftiano del Piombo - der ihm von
der Glut feines venetianifchen Farbenreichtums gab -- die Quellen fchufen.
aus denen Raphael feine Wiffenfchaft der Technik. der Farbenanwendung.
der Kompofition und aller Elemente des malerifchen Stils fäjöpfte. fo

bahnten die Humanifien feinen Weg hinfichtlich der intellektuellen Auffaffung feiner Kunft.

Raphaels bewundernswerte Eigenfchaft. fich fchnell und ficher alles das anzueignen. was ihm bei feinen Vorgängern und Zeitgenoffen nachahmungswert erfchien. befähigten ihn. fich in einem Alter. wo die meiften Maler noch weit davon entfernt waren. eine ganz hervorragende Meifterfujaft und Reichhaltigkeit der Technik zu erwerben. Andererfeits half ihm fein klarer. logifcher Geifi. der nicht ganz frei von dem Wunfch war. feinen Gönnern zu gefallen. zu der überwältigenden Ausführung der Ideen. die die kühnften Denker feiner Zeit entwickelt hatten.

Der Zweifel. ob die Hauptidee. und vielleicht auch ein guter Teil der Details der Freskomalereien für die fogenannten ..Stanzen“ im Vatikan. allein dem Geift Raphaels entfprungen find. tut der Größe diefes Erftaunen erregenden Werkes und Raphaels Kunft keinen Abbruch. Raphael war ein Knabe von kaum zehn Iahren. als er das erfte Mal in eines Meifters Schule trat. Er war ein Iüngling von 25 Iahren. als er fein großes Werk begann. Die dazwifchenliegenden Iahre waren von feinen Studien und von der Ausführung bedeutender Aufträge fo ausgefüllt. daß er keine Zeit zur Buchgelehrfamkeit fand. Ein follhes Wiffen war aber zu der Darftellung diefes forgfältig ausgearbeiteten Entwurfes. mit alle den hiflorifchen Anklängen und allegorifchen Geftalten. unbedingt nötig. Man muß fiäj wundern. wie es Raphael fo meifterhaft verfianden hat. auf die Vorfchläge und Anregungen. die ihm von verfchiedenen Seiten gemacht wurden. einzugehen. und fie in ein fo köftliches Gewand unfierblicher Schönheit zu kleiden.

ll.

Gegen Ende des l5. Jahrhunderts. während der Regierung des Herzogs Frederigo von Montefeltro -- ein aufgeklärter Prinz. der die beften feiner Kräfte und viel von feiner Zeit zum Schulze und zur Hebung der Künfie. zur Ausfchmückung feines vornehmen Palaftes und zur Sammlung von unfchäßbaren Manufkripten. Bildern. Skulpturen und Kunfiwerken jeder Art verwandte - wurde die alte Stadt Urbino zu einem Zentrum der Kultur und Wiffenfäfaft erhoben. Der Herzog machte feinen eigenen Hof zu einem Treffpunkt hervorragender Maler. Architekten. Dichter und Humaniften. die fich durch die Großmütigkeit und den Freimut ihres großen Protektors immer angezogen fühlten. Unter den weniger berühmten Trabanten. die durch die Sonne von Montefeltro an-

gelockt wurden. befand fich auch ein gewiff-er Giovanni Santi. der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Urbino kam. Obgleich er ein Maler von großer Gewandtheit und Fertigkeit war - wahrfcheinlich von Fiorenzo di Lorenzo ausgebildet - fah er fich doch genötigt. in der erfien Zeit feines Aufenthaltes in Urbino einen Handel mit Öl. Korn und anderen Waren zu treiben. wie es fein Vater vor ihm getan hatte. Sein kleines Einkommen bedurfte einer Aufbefferung. Doch des Malers vorzügliche Kenntniffe nach verfchiedener Richtung hin machten bald von fiäf reden und verfchafften ihm eine Stellung als Hof-Maler _und -Dichter. Wichtiger. als irgend eines feiner Bilder. ift feine berühmte. gereimte Chronik von 23 000 Verfen in Dantefchem Versmaß. Hierin befingt er die Tugenden und Heldentaten feines hohen Gönners. Der Dichter und Maler war ein befonderer Liebling von Elifabetta Gonzaga. der jungen Gemahlin von Frederigos Sohn Guidobaldo. Ihre hohe Achtung und Verehrung für Giovanni drückte fie in einem Briefe aus. in dem fie ihrer Schwägerin die Nachricht von des Hofmalers Tod gab.

Giovanni Santi und feiner Gemahlin. Magia Ciarla. wurde am 28. März 1483. an einem Karfreitag. ein Sohn geboren. der auf feiner verhältnismäßig kurzen Lebensbahn zu einem Ruhm gelangte. wie ihn nur wenige Menfchen erreicht haben. Ein älterer Bruder und eine Schwefier Raphaels ftarben fchon als Kinder. und des Malers Mutter folgte ihnen nach. noch ehe Raphael fein achtes Iahr erreicht hatte. Ihren Plaß im väterlichen Haufe nahm nicht viel fpäter Bernardina Porte ein. eines Goldfchmieds Tochter. die Giovanni bald nach dem Tode feiner erfien Frau heiratete. Nach Giovanni Santis großem Dichtwerk hat es den Anfchein. als ob er auf freundfchaftlichem Fuße mit den größten Männern feiner Zeit. wie Melozzo da Forli. Mantegna. Pier dei Francefchi und Verrocchio. geftanden hat. Man darf wohl annehmen. daß Raphaels frühefie Erziehung zur Kunf't. die er unter feines Vaters Leitung genoß. auf jene eigentümliche Befähigung hinarbeitete. die es ihm fpäter möglich machte. fich die Vorzüge und Schönheiten des Stiles der verfchiedenen Meifier anzueignen. mit denen er in Berührung kam.

Die Leichtigkeit. mit welcher fein hervorragendes Talent die verfchiedenen Schulen feiner Meifte-r durchlief und deren Art in fich aufnahm. zeigt fich deutlich. als er 1494. bald nach feines Vaters Tod. in die Säjule von Timoteo Viti. der ein Schüler von Francia war. eintrat. Giovanni ftarb an einem Fieber. das er fich in der Malarialuft der Mantuaner Marfchlande. wohin er fich im Dienfie der Elifabetta Gonzaga

begeben hatte. zuzog. 1495 hatte fich Timoteo Viti in Urbino nieder-
gelaffen. und der große Ruf. den er unter den Malern dief er Stadt genoß.
hat wahrfcheinlich Raphaels Vormund. Simone Ciarla. dazu bewogen. den
begabten Jüngling unter eine fo kompetente Führung zu bringen.
Raphael arbeitete nicht nur im Stile feines erften Lehrmeifters. er
nahm fogar deffen Manieriertheiten an. wie z. B. die breite Form der
Hände und Füße und die leichte Neigung des Kopfes. Naäf diefen un-
zweifelhaften Zeugniffen konnte Morelli. der Schöpfer der modernen
Kritik. nach drei Jahrhunderten des Irrtums beweifen. daß Vafari mit
feiner Behauptung. Raphael fei aus feines Vaters Werkftätte gleich in
die des Perugino eingetreten. unrecht hatte. Timoteos Einfluß ift felbft
bei den Bildern noch deutlich erkennbar. die Raphael zu einer Zeit malte.
als er unter dem Banne der viel machtvolleren Perfönliäfkeit Peruginos
ftand. Zu diefen Bildern gehört das fogen. ..Spofalizio". das ifi die
Vermählung der Maria mit Iofeph. Es entftand 1504 und befindet
fich jetzt in der Brera zu Mailand; ferner die drei erflen Bilder. die
Raphaels Namen tragen: ..Die Vifion eines jungen Ritters" (London.
Nationalgalerie). ..Der heilige Michael" (Louvre). und ..Die drei Gra-
zien" (im Condemufeum in Schloß Chantilly).
Nicht nur die Gefichtszüge diefer Bildergruppe. die den Stil des
Timoteo Viti trägt. fondern auch die zage. furchtfame Ausführung und
die naive Steifheit der Gef'talten. bezeichnen diefe Bilder als Produkte
von Raphaels noch unreifer Jugend. Raphael befand fich - wie wir
fehen werden - gegen Ende des Jahrhunderts in Perugia. fo daß die
genannten drei Bilder entf'tanden fein müffen. ehe er das fiebzehnte Jahr
vollendet hatte. ..Die drei Grazien". ein Bild. zu dem höchftwahrfcheinliäf
eine antike Camse die Anregung gegeben hat. wurde 1885 vom Duc
d'Aumale aus Lord Dudleys Sammlung für den Preis von 25 000 Pfund
Sterling angekauft - wahrlich eine fchöne Summe. wenn man bedenkt.
daß das Bild von einem 16jährigen Jüngling gemalt wurde. Ein
Kreideporträt diefes reimbegabten. fröhlichen Knaben. das von der Hand
feines erf'ten Lehrmeif'ters gefchaffen wurde. befindet fich in Oxford.
Die Dokumente eines Prozeffes. der zwifchen einigen Angehörigen
feiner Familie geführt wurde. beweifen. daß fich Raphael 1499 noch in
Urbino befand. denn im Sommer diefes Jahres erfchien er als Zeuge vor
Gericht. Als im folgenden Jahre das Urteil gefprochen wurde. war er
fchon als Peruginos Schüler in Perugia. Hier eignete er fich den Stil
feines neuen Lehrers fo vollkommen und mit fo großem Erfolge an. daß

Vafari mit Recht fagen konnte: ..Seine Kopieen können von den Originalen des Meifiers kaum unterfchieden werden. die Unterfchiede zwifchen den Entwürfen Raphaels und denen Pietros find nicht mit Gewißheit fefi-zufiellen.‟

Ein Plagiat beunruhigte in jener Zeit das künfilerifche Gewiffen nicht. und man kann in Raphaels Bildern. die diefer Periode angehören. leicht die Spuren ganzer Gruppen verfolgen. die er der Phantafie des älteren Meifters entlehnte. So bafiert die ..Kreuzigung". die gegen 1501 für eine Kirche in Eittü di Eafiello gemalt wurde und jeßt der Samm-lung des bl'. Ludwig Mond eingereiht ift. auf einer Darfiellung des gleichen Gegenflandes durch Perugino. während der ganze obere Teil des Vatikans. die ..Krönung der Jungfrau". durch die ..Himmelfahrt Mariä" von Pietro ftark beeinflußt wurde.

Aber diefe buchfiäbliche Nachahmung war nur eine vorübergehende Entwicklungsphaf e. während Raphaels Kunft während feines Aufenthaltes in Perugia bleibende Werte durch das große Studium der Raumkompo-fition gefchaffen wurden. Viel Wertvolles gab ihm auch die typifche Neigung und Begabung der Maler von Umbrien. die friedvolle Schön-heit ihres heimatlichen Hügellandes mit wahrhaft religiöfer Inbrunfi dar-zufiellen.

1502 begab fich Perugino nach Florenz zurück. und Raphael trat wahrfcheinlich in den Schülerkreis von Pinturicchio ein. wenn auch Vafaris Behauptung. daß er die Zeichnungen für die fpäteren Meifter-fresken der Piccolominibibliothek in Siena lieferte. als eine Fabel abzu-lehnen ift. Während diefer Zeit malte Raphael feine erften Madonnen-bilder. die Madonna Eonnefiabile (jeßt in Petersburg). die ganz auf Peruginos ..Jungfrau mit dem Granatapfel‟ bafiert. und zwei Madonnen-bilder. die fich im Berliner Mufenm befinden. Das Mailänder ..Spo-falizio“. in welchem der junge Künftler trotz aller fremden Einflüffe feine fiarke Perfönlichkeit behauptete. war 1504 für die Kirche San Francesco in Eittü di Eafiello gemalt.

Seine frühe Meifierfchaft im Porträtieren zeigt uns Raphaels Porträt von Perugino in der Borghefe-Galerie. das fo ausgefprochen charaktervoll und vollendet in der Ausführung ift. daß es viele Iahre für ein Werk Holbeins galt.

Unterdeffen war der Herzog Guidobaldo nach dem Tode feines Feindes. des Papfies Alexander 7].. nach Urbino zurückgekehrt. und Raphael folgte ihm dorthin im Iahre 1504. Der kleine ..St. George“

- im Louvre - ift eine Erinnerung an diefen kurzen Befuch. der im
Oktober desfelben Jahres fein Ende erreichte. als Raphael. mit einem
warmen Empfehlungsbrief ausgerüfiet. den ihm des Herzogs Schwefter
Giovanna della Rovere an den Gonfaloniere Pier Goderni mitgegeben
hatte. feine Vaterftadt verließ und fich nach Florenz begab. Hier war
das Zentrum alles künfilerifchen Lebens. das durch den eiferfüchtigen
Kampf der beiden Geifiesriefen. Michelangelo und Lionardo da Vinci. be-
fonders reich und rege pulfierte.

Wie tief mußten den jungen Künfiler die reichen. gewaltigen Ein-
drücke erregen. die in Florenz auf ihn einfiürmten - in jener wunder-
baren. gefegneten Stadt an den Ufern des Arno. mit den gewaltigen Pa-
. läfien und Kirchen. dem braufenden. ftürmenden Leben ihrer Kunfi. die
fo viel männlicher und monumentaler war. als das träumerifche. feminine
Schaffen. das in der fanften. fchwachen Atmofphäre von Umbrien geboren
wurde. Wie wird fich Raphael in die Betrachtung von Mafaccios edlen
Fresken - die durch Generationen hindurch eine Bildungsfchule der
Maler waren - verfenkt haben! Wie wird er in Bewunderung und
Entzücken vor Michelangelos „David“ gefianden haben. den heiligen
Entfchluß im Herzen. fich künftig mit größerer Intenfität dem Studium
menfchlicher Gefialt und Bewegung zu widmen! Die fafzinierende Be-
geifterung. die der Genius Lionardos in ihm weckte. fand in einigen der
erften Werke. die dem Florenzer Aufenthalt angehören. feinen Ausdruck:
in den Porträts des Angiolo Doni und feiner Gattin Maddalena Strozzi.
im Palaft Pitti zu Florenz. Maddalena Strozzi kann in keinem Fall
das Modell zu diefem Porträt. das eine Reminifcenz an Lionardos ..Mona
Lifa" ifi. gewefen fein; es ift bekannt. daß fie im Jahre 1489 getauft
wurde. während das Porträt. das Raphael 1504 malte. eine Frau in
reiferem Alter darftellt.

In der Werkftatt des Architekten Baccio d' Agnolo. die ein bevor-
zugter Treffpunkt der jungen Florenzer Künfiler war. trat Raphael in
ein gewiffes Freundfchaftsverhältnis zu verfchiedenen Meifiern. wie
Ridolfo Ghirlandajo. Antonio da Sangallo. Sanfovino und Fra Barto-
lommeo. die einen bedeutenden Einfluß auf die Entwi>lung und Bildung
feines Stils hatten. Diefen Einfluß erfieht man aus der ..Madonna di
Sant'Antonio“. die-wie man fagt-von Mr, Pierpont Morgan für den
ungeheuren Preis von 100 000 Pfund Sterling für die Nationalgalerie
in London angekauft wurde. Diefes Bild und die fogen. Madonna degli
Anfidei. die für die Nationalgalerie aus der Sammlung des Herzogs

von Marlborough für 70 000 Pfund Sterling erworben wurde. malte
Raphael während eines Befuches in Perugia. gegen Ende des Jahres
1505. Das erfigenannte Madonnenbild war für die Nonnen des
S. Antonio da Padova in Perugia gemalt. und das andere für die
Anfidei-Kapelle der Kirche San Florenzo i-n derfelben Stadt.
Die Quellen und Belege iiber Raphaels(Aufenthalt zwifchen 1504
und 1508. als er Florenz endlich verlaffen hatte. find unzureichend und
unzuverläffig. Sicher ifi. daß er fich - von feinem Befuch in Perugia
abgefehen - im Jahre 1506 für einige Zeit in Urbino aufhielt. wo er
für Guidobaldo den ..Heiligen Georg" malte. ein Bild. das unter den
Schenkungen an Heinrich 711, von England. der dem Herzog von Urbino
zwei Jahre vorher die Jufignien des Hofenbandordens verliehen hatte. eine
große Rolle fpielte. Der ..Heilige Georg‟ befindet fich jetzt in der Ere-
mitage zu Petersburg.
Der größte Teil der wunderbaren Madonnenbilder. denen Raphael
hauptfäehlich feinen großen Ruhm und feine Beliebtheit verdankt. ent-
ftand während feines Aufenthaltes in Florenz. In diefe Schaffensperiode
gehören: die ..Madonna del Granduca". im Palaft Pitti in Florenz. die
..Madonna Tempi". in der Münchener Pinakothek. die ..Madonna aus
dem Haufe Orleans“. in Ehantilly. die ..Madonna im Grünen". in Wien.
die ..Madonna mit dem Stiegliß". in den Uffizien. die ...Heilige Familie
mit dem Lamme". in Madrid. das köftliche Madonnenbild des Lord Eowper
in Panshanger. und ..ba belle Jar-Untere“. im Louvre zu Paris.
In die gleiche Periode fällt fein Selbfibildnis. das fich in der Maler-
halle der uffizien befindet. und das Porträt eines jungen Mannes. das
in der Budapefier Nationalgalerie zu fehen ift. Gelegentlich eines Be-
fuches in Perugia erhielt Raphael von Atalanta Baglione. der Mutter
des Grifonetto Baglione - der ein Opfer des blutigen Familienftreites
war. der um 1500 Perugia in ein Schlaäfthaus verwandelte - den Auf-
trag zu einem Altarfiück. Raphael malte zur traurigen Erinnerung an
jenes fchreckliche Blutbad die ..Kreuzabnahme“. die er 1507 in Florenz
vollendete. und die fich jeßt in der Galerie Borghefe befindet. Die ..Kreuz-
abnahme‟ war Raphaels erfte große dramatifche Kompofition. die er
noch nicht mühelos anzufaffen wußte. und fo fordert aua) diefes Werk mit
feiner erzwungenen Leidenfchaft und feinem unnatürlichen Gefühlsaus-
druck die Kritik mehr heraus. als irgend eine andere Arbeit des Meifters.
Eine Rechtsfache wegen einer Schuld von 100 Kronen. die Raphael bei
der Familie Eervafi für den Kauf eines Haufes ftehen hatte. machte feine

Gegenwart in Urbino im Oktober 1507 nötig. Im April des folgenden Iahres fiarb Guidobaldo. und ein Brief Raphaels an feinen Onkel Simone Eiarla. der ihm das traurige Ereignis mitgeteilt hatte. gibt ein ficheres Zeugnis. daß Raphael fchon zu der Zeit wieder nam Florenz zurückgekehrt war. Nachdem er feine Trauer über des Herzogs Tod ausgedrückt hat (..Ich konnte Euren Brief nicht ohne Tränen -lefen“). bittet er den Onkel. ihm ein Empfehlungsfchreiben an den Gonfaloniere von Florenz zu verfchaffen. Er erbittet fich die Empfehlung als deffen ..allerergebenfier Diener". und verfpricht fich davon für Florenz einen wichtigen Auftrag für das Ausmalen eines gewiffen Gemaches. eine Arbeit. die Seine Hoheit zu vergeben hatte.

Aber auf den jungen. fleißigen Künfiler wartete ein günftigeres Gefchick. das ihn in einen weit größeren Wirkungskreis führte. Vafari behauptet. daß Bramante von Urbino. ein Verwandter Raphaels. den Papfi Julius ll. auf des jungen Meifiers feltenes Talent aufmerkfam gemacht habe. und hierin fei der Grund von Raphaels Berufung nach Rom zu fuchen. Bramantes Empfehlung. der bei dem Papfi in hoher Gunfk fiand. und der mit bei dem Entwurf für den Wiederaufbau der St. Peter-Kathedrale befchäftigt war. habe viel Einfluß gehabt. Aber wie in vielen anderen Punkten. fo ifi auch hier Vafaris Ausfage nicht für unbedingt wahr anzunehmen. In erfter Linie war Raphael gar nicht mit Bramante vetwandtz und dann ift es viel wahrfcheinlicher. daß der Gedanke. Raphael nach Rom zur Ausfchmückung der päpfilichen Gemächer des Vatikans zu rufen. durch die Prefeteffa Giovanna della Rovere angeregt wurde. Sie war allezeit eine große Gönnerin des reichtalentierten Malers gewefen; vielleicht war auch ihr Sohn Francesco. der Neffe und Nachfolger des Herzogs Guidobaldo Montefeltro. mit an Raphaels Berufung fchuld. Es kann wohl fein. daß Bramante. der mit feinem jungen Kollegen und Landsmann auf freundfchaftlichem Fuße ftand. diefe Empfehlung unterftühte. Wie es auch gewefen fein mag. Raphael empfing des Papfies Befehl und reifie nach Rom. wo Michelangelo kurz vor ihm eingetroffen wan

Schluß in der Dezember-Nummer.

Philipp Stein:
_Dramatifcher Monatsbericht.
Berlin. Ende September.

Schiller. obzwar wohlbefiallter Ienenfer Profeffor der Geiehiätts-wifienfchaft. wollte die Schaubühne nur als moralifche Anfkalt. Wir aber haben jeßt die Schaubühne als afiyriologifch-pädagogifche Auftalt. Die Perfonifikationen der affyrifchen Vergangenheit und der Wiffenfchaft führen auf unferer prunkvollen Opernhausbühne einen Dialog. den ihnen Iofef Lauff untergefchoben hat und aus dem wir erfahren. daß dank unferer vorgefchrittenen Altertumsforfchung das alte Ninive vor unferm Geifi wieder aufgerichtet worden. - Und nun erfieht vor unfern Augen in allerlei Opferzeremonien. in kriegerifchen Spielen und in Schwert-. Odalisken- und fonftigen Tänzen die Zeit des Königs Sardanapal. an dem des Profeffors Franz Delißfch Wiffenfchaft eine Rettung vollzogen hat. Aber über Sardanapal fiegt Nabopolafiar. und der König muß den Scheiterhaufen befteigen. defien Brand und Zufammenfiurz auf der Opernhausbühne als der Triumph modernfier Bühnentechnik gepriefen wird. Man war früher auch in Ballettdingen eigentlich poetifcher. Als man Fanny Elßner ehren wollte. rühmte man von ihr. fie tanze Goethe - von unferer Dell' Era hat man zu fagen. fie tanzt Franz Delißfch. Sie wirkt mit den anderen Ballettkoryphäen aufs lebendigfte mit in diefem prunk- und prachtvollen Schauftück. in diefem afiyriologifchen Anfchauungsunterricht. in diefer großen Sardanapal-Pantomime. die freilich von dem Wefen eines Kunftwerks noäj viel. viel weiter entfernt ift als etwa Ebers' Romane aus der ägyptifchen Gefchichte.

Während man aber im Opernhaufe den Ruhm Sardanapals wiffenfchaftlich und pantomimifch gerettet und erhöht hat. ift man wenige Tage fpäter im Königlichen Schaufpielhaufe mit dem Ruhm eines großen Dichters. Otto Ludwigs. etwas unvorfichtig umgegangen. Um ihn einmal wieder in feiner vollen Größe zu zeigen. hätte

man feine ..Makkabäer" aufs neue lebendig machen follen und hätte dann erfahren. wie viel ftärker und ficherer fie heute wirken. als fein unferm Empfinden doch fchon fremd gewordener ..Erbförfter“. Statt deffen hatte man wifienfchaftlich lite-rarhifiorifäjen Ehrgeiz und führte ..Die Torgauer Heide“ vor. die wie ..Wallenfteins Lager" zu der Tra-gödie des Friedländers ein Vorfpiel ift zu einer geplanten Diäjtung Ludwigs. zu feinem ..Friedrich ll. von Preußen“. den er fchreiben wollte. um einen Helden darzu-fiellen. der ..unter den Schlägen eines tückifchen Gefchickes. unter den herbfien Enttäufchungen aufrecht bleibt und fich felbft nicht verliert‟.

Philipp Stein:
Dramatifcher MonatsbeW
..Die Torgauer Heide" bringt Lagerepifoden und Kriegsfzenen. unfelbfiändig in der Form. für die Schillers Meifierleiftung vorgefchwebt. unplafiifch im Einzelnen. erklügelt in der Kompofition - nirgends ein Zug. der auf kommende Größe des Dichters hinweifi. Gibt diefes Vorfpiel alfo keine dichterifche Offenbarung. fo gab es der Regie reichlich Gelegenheit zu prunkvoller Betätigung: der große Friedrich konnte vorgeführt werden auf weißem Schlachtroß. es konnte - was fiets fehr wirkungsvoll ift - zum Schluß von einem Maffenaufgebot kriegerifcher Preußen angefiimmt werden ..Nun danket alle Gott". es konnten fehr fchöne Szenenbilder arrangiert und mit unferer vorgefchrittenen Bühnentechnik fiimmungsvolle Dekorationseffekte gefchaffen werden. Für Otto Ludwigs Geltung aber wäre es beffer gewefen. diefes mit Recht vergeffene. wenn iiberhaupt je beachtete. für die Eigenart des Dichters völlig unbedeutfame Stück nicht auszugraben und der Verfuchung pfeudopatriotifcher Ausftattungskunft zu widerftehen.
Der Freude. wenn nicht am Ausftattungswefen. fo doch an eigenartiger Szenerie dürfte auch die Aufführung der beiden auf Japans Boden fpielenden Stücke in den Kammerfpielen entfprungen fein - ihr dichterifcher Gehalt ift fo gering. daß er allein die Aufführung nicht erklären könnte. Das erfte - ..Kimiko“ vonWolfgangv.Gersdorff- ifi auffällig unbedeutend. Es foll in der Gegenwart fpielen und erzählt uns von einer Geifha. die fo edel ift. daß fie die Werbung ihres

vornehmen Geliebten zurückweift. Sie fühlt fich nicht rein genug. um des geliebten Mannes Gattin und die Mutter ihrer fpäteren Kinder werden zu dürfen. Auch fürchtet fie den Einfpruch feinen Mutter. Aber diefe vornehme brave Frau kommt und erklärt fich bereit. der Geifha Schwiegermutter zu werden. Kimoko. die Geifha. aber bleibt bei ih'rer Weigerung und ver-

läßt den Saal. Vorhang. Vorher aber hat ihr der Geliebte ein wundervolles Schwert gebracht - fie wird das ficherlich tragifch verwenden. Jch weiß nicht. ob die edlen Geifhas ernftliche Brautwerbungen abzulehnen pflegen »- das ift ja auch gleich. wenn Kimoko mich überzeugt hätte. daß gerade fir es tun muß. Das gefchieht nicht; die drei Menfchen - Mutter. Geliebter. Kimoko - bleiben herzlich gleichgültig. die Langeweile bildet das einzige Charakteriftikum des langen Einakters. Die Sprache hat nichts bezeichnend Iapanifches. aber auch fonfi nichts Feffelndes. Eine Wendung des Liebhabers ift mir im Ohr geblieben: ..in innerlicher Anteilnahme" - das ift fchlechter Kondolenzbriefftiel, - Der zweite. noch längere Einakter nennt fich ..Terakoya" von Takada Jzu m o. nach einem Trauerfpiel aus dem alten Japan. Herr von Gersdorff hat es bearbeitet und wohl auch überfeßt - wenn's richtig ift. wie es verlautet. aus dem Englifchen; fo haben wir es alfo mit einer Arbeit aus dritter Hand zu tun. haben alfo kein Recht. nach dem'. was wir fahen. über das Original und über Jzumo ein Urteil zu fällen. So wie wir es fehen. hat das Stück nur eine. allerdings

fehr dramatifche. raffiniert fpannend gearbeitete Szene: der Dorffchulmeifier. dem befohlen war. das Kind des vertriebenen Königs zu töten. bringt den abgefchlagenen Kopf in einem Käfichen. das er dem Minifier des jeßigen und Vertrauten des vertriebenen Königs gibt, Diefer Vertraute foll den Sendlingen des neuen Königs beftätigen. daß es der Kopf des Prinzen ift eine große |umme Szene. minutenlang für die Empfindung des Zufchaners: der Dorffchulmeifier harrt in qualvollfier Erwartung auf das Wort des Minifters. und diefer nun befiätigt. daß es des Prinzen Kopf ift - und doch ifi. was er da vor fich fieht und fofort erkennt. der Kopf feines eigenen Kindes. das der Dorffchulmeifier getötet hat. um den Prinzen zu retten. Nach diefer dramatifch grandiofen Szene ermüden die endlofen Reden. die lange Totenklage der Mutter. bis dann zum endlichen Schluß. dem lange erwarteten. das gerettete Königskind noch mit einigen finnenden Worten einen zarten Ausklang des Stückes bringt. Was die Reinhardtfchen Bühnen fon| noch bis jeßt vorgeführt haben. war auch nicht beträchtliih. Eine Aufführung von Hejermans ..Kettengliedern“. die hier vor drei Jahren bereits unter der Direktion Lindau erfchienen waren nnd inzwifchen in mehreren Städten aufgeführt worden; ferner eine Neueinfiudlerung des Lear mit mancherlei intereffanter Genrearbeit und vielfachem Verfagen im Großen. im Großzügigen. allerlei erklügelten Nuancen und gar oft einem Abirren von der reinen. klaren Shakefpearelinle. Und ferner die ..Sozialarifiokraten" von A r n o H o l z. das vor etwa zwölf Jahren zwei- oder dreimal nachmittags in irgend einer Vereinsvorftellung aufgeführt worden. Damals hatte Holz den Plan. mit diefem Stücke eine große Reihe von Bühnenwerken einzuleiten. die unter dem Gefamttitel ..Berlin. das Ende einer Zeit in Dramen". zufammengehalten durch ihr Milieu. alle Kreife und Klaffen fpiegelnd.

nach und nach ein umfaffendes Bild unferer Zeit geben follen. Es ifi aber bisher bei diefem erften Stüäe des geplanten Zyklus geblieben und feine jetzige Aufführung hat nicht fonderliches Intereffe erregt. Damals. zur Zeit feiner Entfiehnng. war es in Literatenkreifen beinahe als ein Ereignis betrachtet worden. Es perfiflierte befiimmte Leute aus dem damaligen Friedrichshagener Kreife und machte fich befonders luftig über einen in jener Zeit vielgenannten Führer und Sprecher. der fich bei Holz von einem Vorkämpfer freier Anfäjauungen zum antifemitifchen Abgeordneten wandelt, Aber was damals in gewiffen. wenn auch kleinen Kreifen intereffierte. das i| bereits jest. nach nur zwölf Jahren. dem Publikum von heute von gar keiner Bedeutung - wer kennt denn noch die Modelle. die dem Autor zu feinen Gefialten gefeffen haben? Wer kennt noch den Buchdrncker Elefantenwilhelm und all die anderen? Man überfchäßt immer die Kämpfe und die Konflikte des Tages. folange man ihnen nahefieht - diefe literarifch-politifche Satire. die ja doch auch nur einen ganz kleinen

Philipp Stein:
Dramatifiher Monatsbericht

Ausfihnitt Tagesgefchichte behandelte. findet heute keinen Widerhall mehr. Aber für des Autors Art zu reden und zu arbeiten ift fie ein intereffantes Dokument. fie ifi ganz der Ausfluß feiner in den ..Neuen Geleifen“ zufammen mit Johannes Schlaf ausgefprochenen Kunfiauffaffung. von der er dann im ..Traumulus“ fo weit abgebogen ifi. Es fieckt viel literarifcher Wiß. felbfi Ulk in diefer Komödie. die uns die Leute durchaus nicht in ihrer Entwicklung zeigt. die ihr Werden nicht beweift. nicht glaublich zu machen fucht. fondern nur behauptet. Der Dialog ifi das Echtefie in dem Stück. er arbeitet viel in Dialekten. aber nicht eigentlich um nach der Art unferer Luftfpielfihwänke zu wirken. fondern der Holz-Schlaffchen Theorie zuliebe. in dem Befireben. die Sprache des täglichen Verkehrs in minutiofefter Genauigkeit mit all ihren Abfihleifungen. ihren Unarten. ihren Häßlichkeiten. ihren Nachläfiigkeiten wiederzugeben. Und das i| ihm mit phonographifcher Zuverläffigkeit gelungen. x.
Jfi die Lebenskraft diefer allzu eng begrenzten Komödie auch fehr gering. fo ift fie doch immer noch interefianter und diskutabler. als der Dreiakter ..Außerhalb der Gefellfihaft“ von Erich Schlaikje r. den uns das ..Neue Theater" brachte. Außerhalb der Gefellfchaft -- der Titel ift das Treffendfie des ganzen Stückes. das durchaus im Milieu des Hintertreppenromans fpielt. Ein junger_ fehr edler. fchöner Regungen fähiger Schaufpieler ift der Geliebte einer fchönen. aber weniger jungen Operettenfängerin. in deren prunkvoll ausgeftattetem Heim er ein an Freuden reiches Leben führt. Als der edle. junge Mann aber erfährt. daß. wie er aus der Tafche feiner Geliebten. fo diefe aus der Tafihe eines ruffifchen. alfo fehr reichen Erzellenzherrn lebt. der von Zeit zu Zeit feine lang befiehenden Rechte auf die fchöne Sängerin geltend macht. ift er reichlich entrüfiet und kommt er| wieder ins

Gleichgewicht. nachdem er mit der Geliebten eine Nacht durchzecht. alfo getrunken hat. was die ruffifche Exzellenz fo reichlich fpendet. Aber der Friede feiner Seele wird noä) fiärker erfchüttert. Auf möglichft ungefchickte Weife wird ihm verraten. daß feine Schöne in Petersburg eine Liebelei mit einem jungen Fürften gehabt habe und auf Betreiben der Familie aus Rußland ausgewiefen fei. Dann habe fie in Berlin einen armen ruffifchen Schaufpieler geheiratet. um nun als Ruffin nach Petersburg zu ihrem Fürften wiederkehren zu können. Um aber den Gatten loszuwerden. habe fie ihn denunziert. fo daß er nach Sibirien gekommen und dort erfchoffen fei. Da fchreit der junge edle Schaufpieler auf: Du ha| einen Mord auf dem Gewiffenl Sie aber gibt ihm den Vorwurf kalt lächelnd zurück. und er kann nichts erwidern. denn als er Schaufpieler geworden. ifi fein Vater aus Grain geftorben (l). Der edle Jüngling wird nun verfuchen. von feiner Gage zu leben. und die Sängerin geht wieder einmal nach Petersburg. Die Ungeniertheit. mit der diefe Hintertreppenromanfeßen vom Autor auf die Bühne gebracht find. läßt eine fichere Routine(nicht verkennen.

B i

Schauß: Kinderkopf.

Es war nicht ganz diefes Kindergeficht. Aber die Ähnlichkeit ift doch groß genug. um ein kleines Erlebnis wieder lebendig zu machen. Es war vor vier. fünf Iahren. im Heffifchen. in einem Odenwaldwinkel. Ich firebte mit einem jungen Begleiter von einem idyllifchen Kirchdorf über die Höhen nach einem entfernteren. befreundeten Pfarrgewefe. Es war ein warmer Tag. Aber es war fchön. durch das reife Sommerland zu fchweifen.

..Am frifchgefchnittenen Wanderfiab
Hügel auf und ab."

wie Mörike fingt,

So leicht und froh wie der Rhythmus diefes Liedes war uns. und fo warm ums Herz. Was Wunder. daß alles der empfänglichen Seele einen befonderen Eindruck machte. So fehe ich es noch heute vor mir: Wir kamen durch ein Zigeunerdorf. defien bronzefarbige. fchwarzhaarige Bewohner fich merklich von der fonftigen hefiifchen Landbevölkerung unterfchieden. Die hügelige Straße herab kam ein hochgewachfenes. fchlankes Mädchen. eine Laft - war es ein Korb oder ein Bündel - nach dortiger Sitte auf dem Kopf tragend, Es war ein Adel in diefen Körperformen. in der Haltung. daß es faft wie ein Schreck auf mich wirkte. Es war wie ein Säjlag aufs Herz . . . Das Mädchen grüßte nur mit

[dende

Kunfi.

den Augen und einer ganz leifen Neigung des belafteten Scheitels. Kaum zwei Minuten. und die Wegbiegung entzog fie der Bewunderung. Aber unauslöfchlich fteht diefes hefiifche Zigeunermädchen vor meinen Augen.

Und auf derfelben Wanderung war es. wo ic_h diefes liebliche Kindergeficht fah. Ganz fo. wie Schauß es uns auf feinem Bilde zeigt. Ein dunkles Iäckchen. am Halfe ein wenig geöffnet. lange lofe blonde Haare. die nach vorn über die Schulter fielen und in der Sonne leuchteten. und große

dunkelblaue Augen. die halb fremd
und fragend. halb vertrauend und
verftändnisvoll die beiden Männer
anblicktenn
Die Kleine ftand zur Seite der
Dorfftraße. halb im Schatten
eines Walnußbaumes. der feine
breiten Afie über einen Gartenzaun
reckte. Barfuß ftand fie im durch-
glühten Staub. unterm linken Arm
ein Laib Brot. in der rechten Hand
ein paar lofe Feldblumen. die fie
am Wege abgerupft haben mochte,
War mir jenes größere Mäd-
chen in feinem klafiifchen Adel wie
ein Gruß aus ..Hermann und
Dorothea“. fo fah mich aus den
Augen diefer Kleinen ein Grimm-
fches Märchen an.
Und fchön und bedeutend woll-
ten mir das gute nahrhafte Brot
in ihrer Linken und die heiteren.
bunten Blumen in ihrer Rechten
erfcheinen.
Diefe Begegnung fällt mir vor

dem Kinderkopf von Schauß wieder ein. und ich darf wohl damit zufrieden fein und dem Bilde dafür danken. Gufiav Falke.

Sarah Bernhardts Memoiren. (Verlag Schulze und Co.. Leipzig.)

Die Künftlerin von Weltruf hat jeßt ihre Memoiren veröffentlicht. Ihre erfie Koketterie ift der Titel diefes feltfamen Buches: ..Mein Doppelleben“. Sie fagt von vornherein: Ihr follt die Künftlerin und den Menfchen in mir fehen. Ich will euch Einblick verfchaffen in die Eitelkeiten meines Ruhmdafeins und die Tiefen meiner Erlebniffe. So hat fie*s gewollt; das paßt zu ihr: wenn fie die Parifer Revolution in grellen Farben fchildert und fich als Mittelpunkt. als Lazarettleiterin des OdEontheaters; im felben Haufe. in dem fie Triumphe als Künfklerin feierte. wirkte fie als Krankenfchwef'ter. als Patriotin. als Engel der Kranken. Das Doppelleben kommt überall zur Geltung: von Jugend auf wechfeln die Launen der Liebe zu ihrerMutter ab mit den Hoffnungen und Wünfchen des Künfilertums. Man wird nicht recht gefcheit: ob fie ihre Mutter. die ewig reifende. ewig befchäftigte. immer elegante* Dame liebt oder geringfchäßt. bewundert oder vet-achtet. ..Das Milchblümchen‟. wie fie genannt wird. kämpft mit dem Starrkopf ihres Grundnaturells. Ehrgeiz und Philanthropie. Senfibilität und Energie ringen und wühlen in diefem Leben. Leidenfchaft ift der Grundaccord; Patriotismus des Willens und Internationalismus des Temperaments berühren fich und erzeugen eine haftig nervöfe Glut. die diefe feltfame Frau immer wieder zu neuen Taten auffkachelt. Sie kann einem Menfchen. den fie haßt. zurufen: „Ich wünfche Ihnen einen qualvollen Tod!" Sie erzählt von einer Ekftafe des Haffes: Ich fiieß einen Schrei aus wie ein wildes Tier. Und fie kann begeiftert ausrufen: ..Bei Gott. es war ein Franzofe!“ wenn ihr jemand vom Spiel ihrer fchönen Hände fpricht. Sie. die fo meifierlich verfteht. fich immer in den Mittelpunkt zu fiellen. ruft aus:

..Ach. dreimal ach. wir Künfiler
find die Opfer der Reklame. diefe
Polypen mit den unzähligen
Fühlern . .
Sie fchildert den erften Emp-
fang eines Reporters: „Ich richtete
mich empor. rot vor Freude wie ein
ftolzer Hahn", Aber fie kann zum
Schluß die Bosheit niäft unter-
drüäen: Der Journalift erfäfeint
nochmals in der Tür und fagt zu
meiner Mutter: ..Ach. gnädige
Frau. beinahe hätte ich's vergeffen.
hier ift die Quittung über den Abon-
nementsbeitrag; wir liefern faft
umfonft. 16 Franks jährlich."
Diefe ironifchen Spißen bringt
fie überall mit Grazie an. Sie be-
obachtet fcharf. fchreibt klug und ift.
wenn auch ein wenig verfpielt. geift-
reich. packend und vielfarbig von
Temperament. Dem Buche find
aus) Proben ihrer bildhauerifchen
Kunfiübungbeigegeben.Alleskonnte.
verfuchte diefe Frau - nur von
Liebe ift in diefen Memoiren wenig
zu fühlen: das Temperament befiegt
das Gemüt . , .
A. Halbert.

Ma: Fettarme. in Fre-WW.
2. 80111160.
8 *Welse
W [7W
Ragaz.
Zednev.80dnee,8cdnev (lu '1.181 clai- 80. -
klano.

firma .les/.Wer

auf uns lie". mit .gern Selm-er!! l-"ort, Fakt,

ei - nen ket- - nen
kw)
uur-ler. 1'â€œ d) Dekret.. der-lb. 0d.;-
Ujt*:6eoedmjgung (lea Verlagen â€žklarmouie". berlin ki'. 35.
362

W
[lot-7. nur' 80|. . no
uncl
clock) nein [.008,

Max .UW-3W. ia FMA-1W.
2. 80111162.
8 ..NeuÃŸ
WKN-l.
9.817.113,
8611-00, ZEW-9,8cbnev (jo tus' W 800 -
7151.0.

Leim.: &WWU

auf >18 Aer! mit -gem Wekx! km. "m-e, for.,

[er - neu 011,

W.. uv. '7 kumdkx., Wok. (Kt-I
UlcÃ¶enedmjguog (Lea Verlages â€žkiarm0oje", bel-[jo N. 35.
362

14101-1 nur* Ion . no elveb sein [.008,

ce..

ist Zehnder uncl

Zu den Mufikbeigaben.

Leo Fall.

Daß ein Komponift in einem und demfelben Jahre mit zwei den Abend füllenden Bühnenwerken einen durchfchlagenden Erfolg erzielt hat. dürfte bisher noch kaum paffiert fein. Leo Fall. der das große Glück hatte. im Juli 1907 bei den Mannheimer Feftfpielen mit feinem ..Fidelen Bauern“ und im November desfelben Jahres am Theater an der Wien mit der ,.Dollarprinzeffin“ fo zu reuffieren. daß faft fämtliche die Operette pflegenden Bühnen fich beeilten diefe Werke zu erwerben. ift dadurch mit einem Schlag berühmt und auch bis zu einem gewifien Grade wohlhabend geworden. während er vorher fich mühfelig durch das Leben fchlagen mußte. Sein großer Erfolg war kein zufälliger. Wer nur irgend etwas von Mufik verfieht. muß fich fagen. daß in beiden Operetten höchfi glückliche melodifche. auch eigenartige Einfälle in reicher Fülle vorhanden find. die keineswegs nur dem Gefchmack der großen Menge Rechnung tragen. Sieht man fich vollends beide Werke näher an. fo muß man über die Sorgfalt der mnfikalifchen Arbeit und die höchft reizvolle. direkt feinfinnige Infirumentation in Erfiaunen geraten. Faft möchte man fagen. Falls Mufik ift viel zu gut für eine Operette. auch wenn man diefen Typus eines mufikalifchen Bühnenwerkes keineswegs niedrig einfäfäßt und ihm durchaus künfilerifche Berechtigung zuerkennt.

Wiefo es möglich war. daß Leo Fall derartige Mufik fchaffen konnte. ergibt fich. wenn man feinen Studiengang und feine fonftigen Werke ins Auge faßt. Sein Vater Moriß war öfierreichifcher Militärkapellmeifter. als Leo am 2. Februar 1873 in Olmüß geboren wurde. Bei ihm zeigte fich fchon in frühefier Jugend eine unleugbare Begabung für die Mufik. insbefondere Sinn für Rhythmik. Schon vom fünften Jahre ab empfing er Geigenunterricht. während er mit theoretifchen Studien erft

im zwölften Lebensjahre begann. Sein Vater erteilte ihm fowie auch feinem jüngeren Bruder Siegfried. der als Opernkomponift auch noch von fich reden machen dürfte. den mufikalifchen Unterricht felbft und hat auch fpäter noch. als Leo mit 14 Jahren auf das Wiener Kon-fervatorium zu den berühmten Theoretikern Johann Nepomuk Fuchs und Robert Fuchs gekommen war. die Fortfchritte des Sohnes mit f'tändiger Teilnahme liebevoll begleitet; denn wenn er auch vor-wiegend nur Märfche und Tänze gefchrieben hat. fo ift er doch ein äußerfi kenntnisreicher Mufiker. der übrigens mit der Operette ..Mirolam" einen fchönen Erfolg gehabt hat,

Um fich in Wien erhalten zu können. trat Leo Fall als Eleve in die Kapelle eines in Wien

fiehenden Infanterieregiments ein. das ihm die nötige Zeit zu feinen Studien ließ. Diefe betrieb der junge Mufiker mit größtem Fleiße; eine Menge Entwürfe zu größeren und kleineren Werken ftammen aus feiner Konfervatoriumszeit. doch hat er nur wenig daraus fpäter benußt. feine meiften Verfuche.u.a.aucheineViolinfonate.dem Flammentod überliefert. Als fein Vater nach vierundzwauzigjähriger Militärzeit fich penfionieren ließ. um fortan in Berlin als Privatkapellmeifier zu wirken. folgte er ihm dahin. ohne feine Studien formell abgefchlofien zu haben. und fchlug fich als Orchefiermnfiker fchlecht und recht durch. bis er als Zweiundzwanzigjähriger Kapellmeifier am Zentralhallentheater in Hamburg wurde. wo er zugleich als Hauskomponift fungierte. Von Hamburg ging er wieder nach Berlin und übernahm je ein Jahr lang eine Kapellmeifterfielle an Ferenczys Operette (Zentraltheater) und am Metropoltheater. Eine Operette ..Der Rebell“. die er auch zur Aufführung braihte. verriet viel Talent; die Hauptnummern gefielen durch ihren flotten Wurf. Mehr Glück noch machten einige koupletartige Lieder. die Fall für Ernft von Wolzogens ..überbrettl" komponierte. Daneben aber trieb er immer noch weiter ernfie Studien. als deren reiffte Frucht ein Trio für zwei Violionen und Bratfche entfiand. das hoffentlich noch einmal im Druck erfcheinen wird.

Schlecht beraten aber war er. als er fich verleiten ließ. feine einaktige komifche Oper „Paroli“ (Frau Denife) 1902 in einer Berliner Singfpielhalle aufführen zu laffen. Er verfperrte damit diefem reizenden Werbe. defien Libretto mit ausführlichem Dialog recht gefchickt von Ludwig Fernand gemacht ift. geradezu den Weg zu andern Bühnen. Ich hoffe. daß es nachträglich nun doch noch zu Ehren kommen wird. Es enthält duräjaus gefunde. bei aller Volkstümlichkeit nichts weniger als banale. wirklich lufifpielmäßige. prächtig infirumentierte Mufik und zeigt in

den Enfemblefäßen großes tech-
nifches Können und feinen Aufbau.
Das Lied der Müllerin Denife
..Beim Hollunder". in defien Schluß
die Nachtigall nachgeahmt wird.
fchmeichelt fich dem Ohre fogleich
in f chönfier Weife ein; es ift ein Lied.
das fich jedes mufikalifche Haus
erobern wird und ohne den virtu-
ofen Schluß. der bequem wegbleiben
kann. auch fehr leicht zu fingen ift.
Ganz entzü>end ift auch das Duett
zwifchen der Müllerin und dem ihr
nachftellenden alten Marquis.
Durch Frifche und Natürlichkeit des
Tous ift das Lied des Bauern-
burfchen ausgezeichnet. das eine
Schilderung des Soldatenfchi>fals
enthält. Ernfiere Töne find im
Duett zwifchen Denife und dem
Bauernburfchen angefchlagen. In
bezug auf Feinheit der mufikalifchen
Arbeit ift wohl dem Terzett ..Sachte.
leife" der Preis zuzuerkennen; die
darin fieckende Situationskomik fei
noch befonders hervorgehoben.
Bald nach der Kompofition von
„Paroli" entfland Falls dreiaktige
Oper ..Irrliäjt“. zu der ihm Lud-
wig Ferrand wieder den recht wir-
kungsvollen Text gefchrieben hatte.
Das tragifäje Gefchick zweier Lie-
benden. die plötzlich erfahren. daß
fie natürliche Gefchwifter find. bildet

Zu den Mufitbeigaben
den Ausgang einer echt volkstüm-
lichen Handlung. die als hiftorifchen
Hintergrund die Heimkehr der fieg-
reichen deutfchen Truppen aus
Frankreich im Iahre 1816 hat. und
hübfche Bilder von dem rheinifäfen
Winzerleben gibt. Volkstümlich.
im bef'ten Sinne diefes Wortes. wie
der Stoff ift auch die Mufik.
Schon aus dem Klavierauszug wird
dies völlig klar; zugleich erfieht man
daraus. daß Fall ein felbftändiger
Geift. ein eigenartiger. gef'taltungs-
kräftiger und formgewandter Mu-
fiker ift. der höchf't felten einmal den
richtigen Ton für die Tertesworte
und die Situationen verfehlt.
Leugnen läßt fich freiliäf nicht. daß
ihm die rein lyrifchen und vor allem
die tragifchen Stellen nicht ganz fo
gut liegen. wie die Stellen. an denen
er fo recht fröhlich und heiter fein
kann; fo find z. B. der die Oper
eröffnende Chor der Dorfbewohner
und der zu Beginn des dritten Akts
ftehende Winzerchor herzerquickende
mufikalifche Perlen. Ganz reizend
ift auch das Vorfpiel zum zweiten
Akt. voller Übermut das fich zum
Oktett erweiternde Quartett der
Frauen. die über die Vorzüge ihrer
Söhne in Zank geraten. Durch
das große Liebesduett geht ein hin-
reißender Zug. Die einzelnen Per-
fonen find gut charakterifiert. die
Gefangspartien recht dankbar be-
handelt. Voll blühender Farben ift
das Orchefter. in dem uns auäf fein-
finnige motivifäfe Verknüpfungen
begegnen.
Nach dem unbeftrittenen.
von zahlreichen auswärtigen Kri-
tikern anerkannten Erfolg. den das
Werk bei feiner Uraufführung am
Hof- und Nationaltheater in Mann-
heim am 8. Januar 1905 gehabt
hat. follte man meinen. hätte es
bald über eine große Zahl Opern-
bühnen gehen müffen. zumal der-
artige Werke. die Lorßingfche und
Nicolaifche Melodik in modernem
Gewand bieten. recht dünn gefät
find. allein bisher ift ..Jrrlicht" nur
noch in Braunfchweig aufgeführt
worden. Ießt aber nach dem Er-
folg der ..Dollarprinzeffin" und
des ..Fidelen Bauern“ wird auch
die Zeit für Falls Volksoper kommen.
wie ich auch feft überzeugt bin. daß

der hoäfbegabte Komponift jeßt. wo er nicht mehr für fein Fortkommen zu forgen hat. der Operette fehr bald den Rücken kehren und uns noch manche herzerfreuende Luft-fpieloper fchenken wird.

Daß er ein feingebildeter ernfter Mufiker ift. läßt auch das Lied „Schnee" deutlich erkennen. Es erfchöpft den Text ganz wunderbar. Man beachte insbefondere. wie das fiat-re Fefthalten des einen Tones im Verein mit feiner Steigerung das allmähliche Erfkarren in Schnee und Eis veranfchaulicht. Die Stelle: ..FMH fort“ könnte von Brahms fein. an deffen Eigenart auch die Begleitung erinnert. In demfelben Heft ftehen noch zwei andere Lieder. die gleichfalls der Beachtung fehr empfohlen werden können; namentliaf das durchaus volksliedartige ..Wilde Rof"' hat alle Ausficht. populär zu werden. Voller Fröhlichkeit i| „Wanderluf't“. Mit diefen drei Liedern hat Fall auch den Konzertfängern ein höchf't wertvolles Gefchenk gemaäft. Es wäre zu bedauern. wenn er über dem Opernfchreiben die Liederkompofition vergeffen würde.

Prof.])I*. Wilh. Altmann.

Zu den Mufikbeigabeg

Brahms und ..Die Dollarprinzeffin".

Es war nach der erfolgreichen Wiener Premiere von G'oldmarks ..Heimäjen am Herd“, An einer längeren Tafel im .Hotel Imperial faßen die Freunde des glückftrahlenden Komponifien. meift Notabilitäten der Wiener Mufikwelt. Als piece cke räaiatnnee Johannes Brahms. den eine Art offizieller Freundfchaft mit dem Schöpfer der ..Königin von Saba“ verband. Nachdem etliche erprobte Toaftpyrotechniker ihre fprühenden Fronten abgebrannt hatten. enhob fich Brahms - nicht ohne vorher eine erkleckliche Anzahl Gläfer alten Rheinweins hinter die Binde verforgt zu haben -> und meinte. er habe feinem verehrten Freunde bereits intim zum prächtigen Gelingen feines neueften Opernwerkes gratuliert. dagegen möge man nun auch den Tertdichter. der ..ein ganz verdammt gefchicktes Kerlchen“ fei. leben laffen. Der felige Dickens hätte ihn zwar ficher erfchlagen. aber fchließlich fei die Gefäjichte doch ein reizendes Ding geworden. ..übrigens.“ fchloß Brahms mit pfiffigem Lächeln. „will ich den Doktor etwa gar aus egoifiifchen Gründen leben laffen - vielleicht brauche auch ich ihn!" Allgemeine Senfation der Tafelrunde: Brahms will eine Oper fchreibeni . . . Man befiürmt den Meifter mit Fragen - allein er lenkt ab. und es war nichts mehr aus ihm hervorzuholen, Als wir uns dann. lange nach Mitternacht. trennten. tippte er mich auf die Schulter und fagte ein wenig brüsk: ,.Alfo auf übermorgen. gegen zwei!" Dann bog er um die Ecke und fieuerte in feinen allzeit viel zu kurzen Beinkleidern. die Hände auf dem Rücken. gemächlich feinem nahen Quartier in der Karlsgaffe zu.

Nach achtundvierzig Stunden fchellte ich pünktlichft an des Meifiers Tür; er öffnete felbft und hieß mich mit einem etwas grinfenden: ..Ang nun ja. da find Sie. fchönl" willkommen. Kaum hatte ich mich in einem geräumigen. recht behaglich möblierten Gemache

niedergelaffen. als mir Brahms einen grimmigen Blick zuwarf und ohne Ubergang in fichtlich gereiztem Tone fagte: ..Sie dürfen aber nicht etwa glauben. daß ich wegen eines Opernbuches in Verlegenheit bin! Dort drinnen - er wies gegen das Nebenzimmer. in welchem ich eine anfehnliche Bibliothek gewährte - habe ich Dußende ganz vorzüglicher Opernbücher liegen. wirklich ganz vorzügliche darunter. z. B. den ,Attila*l Aber ich kann mich nie fo recht dazu entfchließen." Brahms erging fich nun in durchwegs treffenden Ausführungen. wie denn die Erfordernifie einer Mufik. welche Vorgänge auf der Bühne zu illuftrieren habe. fo ganz verfchieden von fymphonifchen Qualitäten feien. ..obzwar auch ich." fügte er bei. „beim Komponieren immer irgend welche dramatifche Vorgänge bildlich vor Augen habe. Übrigens bin ich bereits zu alt. um auf diefem Felde anzufangen. und die erfien Opern muß man ja oft wie junge Hunde ins Waffer werfen!" Er fchritt einigemale im Zimmer auf und ab und fagte dann im vollfien Ernfiet „Ieh will ein Ballett fchreiben. und Sie machen mir das Buch dazu . . . fo eine

Art nordifcher Pantomime mit ein-
elegten Tänzen -- ich habe einmal
hnliches in Kopenhagen gefehen!“
Ich blickte etwas verdußt drein.
Brahms und ein Ballett . . . Dann
meinte ich. das wäre allerdings in-
tereffant. wie fi>f denn auch etwa
zu den ..ungarifchen Tänzen“ pan-
tomimifch - choreographifche Vor-
gänge erfinnen ließen. ..Wir
fprechen nächftens darüber.“ fagte
der Meifter. * Ich erhob mia).
Brahms geleitete mich zur Tür des
Vorzimmers. dann fagte er: „Ich
will Ihnen ein gutes Opernfujet
verraten. und zwar von der heiteren
Art: die Zähmung der Wider-
fpenfiigenl Und das ganz modern
gemacht - fagen wir amerikanifch
-- eine ftolze Milliardärstochter
und ein kraft ungehobelter Deut-
fcher. der fie unterkriegt. die Gold-
prinzeffin . " ..Die Dollarprin-
zeffin." fagte ich. „Richtig“ er-
widerte Brahms. ..die Dollarprin-
zeffin. das klingt gut . . . Auf alle
Fälle aber fchreiben Sie nun gleich
wieder etwas recht Schönes für
Freund Goldmark. damit er felbfi
zu einem Goldprinzen wird - er
foll nur viel. fehr viel Gold mit
feinen Opern verdienen!“ Die
letzten Süße fprach Brahms mit
einem Anflug von Ärger und mit

einer Art von wegwerfender Nüan-
cierung . . . dann brummte er etwas
in feinen Bart. reichte mir die
Hand und fagte: „Kommen Sie
nur immerzu wieder!"
Viele Jahre fpäter - Meifter
Brahms plauderte fchon längft dort
drüben mit Sebaftian Bach und
Beethoven - wurde mir ein Luft-
fpiel ..Die Dollarprinzeffin“ als
Stoff für ein Opernlibretto ange-
boten. Als überzeugter Spiritifi
nahm ich dies als einen zweiten
Wink meines unfterblichen Gön-
ners und griff zu. Leo Fall fagte:
Topp! und in Mitarbeiterfchaft des
bekannten Kabarettifien Friß Grün-
baum erfiand in wenig Monaten
..Die Dollarprinzeffin“.
So oft nun das Werk irgendwo
einen neuen ..Hunderter" macht.

fchlendere ich durch die Anlagen auf dem Karlsplaße. wo des verblichenen Meifters herrliches Standbild in fchneeigem Marmor leuchtet. und werfe dem Manne. deffen Beinkleider auch in Stein gehauen ihre berühmte Kürze nicht verleugnen. einen dankbaren Blick zu. Zur 500 ften in Berlin aber laffe ich auf den Theaterzettel drucken: Frei nach Brahms!

D1'. A. M. Willner.

Redaktionllür.SylviusBru>.A.Halbert..KurtFliegel.AlerJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H a lb e r t - F) a l. Berlin W.. Schöneberger llfer 32.
Verantwortlich für den Inferatenteil: Walter Fliegel. Berlin W7.. Schöneberger Ufer 32.
Znfchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 3:."
oder ..Breslau [ll. Siebenbufenerfiraße "/15",
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35- Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlcfifche Verlags-Anfialt G, m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig),
Auslieferung für Öfierreich bei E W. Stern. Wien l. Franzensring 15.
Druck: Schlefifche Buchdtntterei v. S. Schottlaen der. A.:G.. Breslau [ll.

ij'iin-{Alu k
U UV [Mc:
â€˜ wilq- a
r! 7 8 21.? J {TY
OF
N q L- _lf};z :2. .. \ (L-

.
.e
.Ãœbe'
S
..5
..-F m...) . .
....-
:. .-
a .
..8...
M..-

h

Franz v. Lenbach
Hans v. BÃ¼low.
sad-.ana
190.

MtüuWSüö
Webmhäietlüouetsfiyrrfi

.Org an_ cler ne ue rihtig.! n li* in* rei niir ng
5er Belling-Öglelhenai r 1
11117)' „Pl ef f ing-2701H jeh u ir 8-.- 0: ?Kerl i ir.
.s e U * ** "'- __| 2
O erlugNdlü Wil] (Zu-"t GmbH. .i *YWWUN fljröyucZittrlzi-mnöci :
SÖüümMöetYcüiü-f :ner: in?“ 57.*:
e

I
32. Jahrgang Band 127 Dezember 1903: .ik-*71381

_-.II _-
\
*K
x'
II x,
â€˜.
I *K
. .
I V
, j,

i
a . I
(- K*
J .
B B *L
Q *2"- p.
'
I
* q.. c
v
I
'd
l,
B,
'K
a
s* iâ€˜
O
. . k
s, _
_.K - _ ""4 , \
'7 i * I .
. I q
r' L
I I
__ *- â€˜ . p
4 Q
J \ '
\-

EmeöeuWeWnWfiYnfi
WWW
.Organ öerneuenKunfivet-einigung
5er (elllng- (selellf'chafr
111S W): ef' [Ing-Hoch [chule gu Berlin.

erlogNorö uni' Güh*Gm„bH,:Ye1-[in
Örtretung fiir Jen Yuchhanöel:
SSWolllnknörrYeblefYWm-zänfüut
32. Jahrgang Band 127 Dezember 1908 Heft 381


EMPTY

Herman Bang:
Ein Sommer in Tirol. Eine Erinnerung
Deutfch von Helene Klepetar.

Na>f Schluß der Londoner Saifon bezog Madame Simonin ihr Schloß in Tirol.

In ihrer Begleitung befanden fich zwei Münchener Näherinnen. die ihr wie Schatten folgten und unter dem Vorwand. Worthfche Kleider umzuändern. drei Monate in tieffinnigen Betrachtungen hinter ihren Bierkrügeln zubrachten.

Sie begannen damit. Frau Simonins Koffer auszupacken.

Das gefchah - ungewiß aus welchem Grunde - in der Schloß-kapelle. die der Schloßherr Herr Jofef in Erkenntnis feiner Sünden im Jahre 1317 gefiiftet hatte. und wo für ewige Zeiten zweimal im Jahre eine Meffe für feine unfterbliche Seele gelefen werden follte.

Seidenftrümpfe und Parifer Kleider fluteten in buntem Gemifch über die Kirchenftühle und den Altar.

übrigens hatte auch der Diener Georg eine Vorliebe für die Kapelle. Er bewahrte die Körbe mit dem Champagner hier auf. weil es da am kühlften war.

Gleich zu Anfang befichtigte Frau Simonin den höchfi erzentrifchen Tierbefiand des Schloffes. Der rekrutierte fich aus zwei Gänfen. Klärchen und Annettchen genannt. einem hohlrüekigen Pony ohne Haare auf dem Körper. der troß feines Alters Frau Simonin auf allen Reittouren regelmäßig abwarf. fowie aus einem Hirfch. der von den Bauern des Dorfes dazu dreffiert war. fo oft als möglich auszubrechen und fich wieder einfangen zu laffen. ein Sport. der eben diefen Bauern keine unbeträcht-liche Summe an Finderlohn eintrug.

Nachdem fie die Haustiere infpiziert hatte. begann Frau Simonin Gefchenke auszuteilen.

Dem Geiftlichen hatte fie eine Reliquie mitgebracht. Von St. Jago di Eompofiella.

„Lieber Freund. was fchenkt man fo einem Geifilichen?“ fagte fie.

Der heilige Gegenfiand war ein fehr kleines und obfkures liber-bleibfel von einem Heiligen in Silber eingefaßt.

x...

„Das kam mich gar nicht fo billigf‟ verficherte fie.
Die Reliquie wurde dem Geifiliehen gefandt.
Diefer Gottesmann hatte in den letzten fünfzehn Jahren feinen Pfarrhof nur zu den drei großen Feiertagen verlaffen, Für gewöhnlich war ihm das infolge feines Fetts zu befchwerlich. Den ganzen Sommer verbrachte er in feinem Seffel am offenen Fenf'ter der Kühle wegen. Von dort her grüßte er friedlich feine Pfarrkinder und erteilte ihnen feinen Segenf wenn er niäft gerade fehließ was er zumeifi tat.
Der Dorfbarbier fagte: „A braver Menfehf - der moant"s guat.“
Was übrigens keiner bezweifelte.
Die Neliquie bekam er. Niemand erfuhrf welchen Eindruck fie eigentlich auf den Hirten gemacht hatte.
Auch die Bauern und ihre Weiber erhielten Gefehenke. Es waren höehfi ungeeignete Londoner und Petersburger Gegenfiände- die Frau Simonin verteilte. Von ihrem Gebrauch hatten die Bauern kaum eine Ahnung.
Wenn man Frau Simonin auf diefe Wahrfcheinlichkeit fehonend aufmerkfam machte- fagte fie zuverfichtlich:
„Na- fie werden fchon Gebrauch dafür finden.‟
Die Skeptiker unter den Schloßgäfien behauptetenf daß die erfreuten Empfänger die Saihen unter der Hand an den Galanteriehändler in Klirbüchel verkauften. Jedenfalls dankten fie der Schloßfrau durch die überreichung gewaltiger Blumenfiräuße.
Allmählich fanden fich die Gäfie des Schloffes ein,
Aus Petersburg kamen ein paar zukünftige Weltberühmtheiteu, Madame Simonins Eleven vom Konfervatoriumr deren Finger die längfien warenr die ich in meinem Leben gefehen habe. Diefe Finger verfeßten Frau Simonin in Ekfiafe,
„Das find denn endlich Klavier-fingen" fagte fie und ließ die zwei Eleven ihr zehn Finger vor fämtliihen Gäften ausfpreizen.
„Damit laffen fich doeh endlich Wunder machenf - nit?‟ Die beiden jungen Herren zogen nach ihrer Ankunft hinauf in den Schloßturm und bearbeiteten ein paar älterer Böfendorfer - zehn Stunden täglich,
Alles in allem ftand in jedem Zimmer ein Flügel: Artige Gefthenke von Klavierfabrikanten aus der halben Welt- die die Inftrumente fchiekten- um auf ihre Neklameplakate feßen zu können: Unfer Fabrikat wird von Madame Sofie Simonin benußt.

Frau Simonin fagte: ..Warum follen die Leute nicht die Erlaubnis haben. fie hereirtzufiellen? Es koftet fie doä) genug. fie herauf zu fihleppen. - wo fie nie benußt werden.“ Sie arbeitete ausfchließlich mit einem Bechfiein. Sechs Stunden täglich.
In der Sommerwärme waren alle Fenfter geöffnet. Es gefchah dann. daß vier Flügel ihre Töne im Schloßhof vereinten. Wenn die Eleven oben fehr gewaltig hämmerten. - Herr Wafili bildete fich nach Rubinfteinfehem Mufter und hatte Forcepartien. wo der Baß eine Wirkung übte ähnlich wie Kanonendonner. - lief Frau Simonin zu ihrem Fenfter und korrigierte die Herren. die wiederum an ihre Fenfter traten. mit vor Anftrengung hochroten Köpfen.
Frau Sofie Simonin erteilte mit fehr erhobener Stimme eine mufikalifche Belehrung in den Schloßhof hinaus. und die Klaviere begannen wieder etwas fanfter - - zu Anfang. Die kaiferliche Kammerfängerin Frau Maria Bilt. die die ganze Zeit vom Frühftück bis Mittag in ein und demfelben Seffel auf der Terraffe mit ihrem Strickzeug befchäftigt. faß. fagte: ..Gott. was fich die Leute für eine Mühe geben.“ worauf fie weiter ftrickte.
Selbfi überließ fie fich hauptfächlich Betrachtungen über die Wunderlichkeit des Publikums.
..Sie wollen michnicht mehr hören.“ fagte fie und fah einen mit runden. höchft verftändnislofen Augen an.
..Und doch ifi meine Stimme fo ftark wie nie.“
Frau Maria Bilt zählte etwas über Fünfzig. und ihr Rauminhalt mußte in vielfachem Kubikfuß gemeffen werden. Ihr Geficht fah aus. als wäre es verkupfert. Sie trug einen rötlichen Chignon. fo fuchfig. als wäre er zwanzig Jahre alt.
Im Laufe der Jahre hatte fie fich unverhältnismäßig f'tark nach hinten zu entwickelt. fo daß -verfäfiede-ne Stühle fich weigerten. fie aufzunehmen. Sie befand fich in bef'tändigem Schweiß. den fie geduldig mit ihrem Strumpf über das Geficht verrieb.
Ihr Rollenfach war „Margarethe" in Fauf't. Sie hielt es nicht aus. fechs Wochen lang Theaterboden zu entbehren. und verließ Wien jeden Monat. um in den abfonderlichf'ten Winkeln der Monarchie zu fingen.
Mitten im Hochfommer zog fie auf Gaf'tfpiel nach Innsbruck.
Sie weinte Frau Simonin vor. die ihr riet. in Kirchenkonzerten aufzutreten.

..Mein Gott." fagte fie. ..da deckt die Orgel fie zu."
Wenn Frau Bilt nicht |ri>te. fandte fie Offerten an die Agenten.
Sie waren begleitet von Bildern. aufgenommen im Jahre 1860.
Nie kam eine Antwort.
Die Kammerfängerin brachte ihr Leben in Erfiaunen über diefes
Faktum zu.
..Begreiffi du. Sofi. - und ich habe ihm doch gefchrieben?" Sie
begriff abfolut nicht.
Frau Maria Bilt hatte übrigens einen jungen foignierten Mann
mit aufs Schloß gebracht. ihr Gefangslehrer. -- wie fie andeutete.
Frau Simonin behauptete. daß er keine Note kannte. ..Kinder. was
geht's uns an.‟ fagte fie und hob die Arme. Alles in allem als Phänomen
fagte fie von der Kammerfängerin: ..Gott. fie ift ja a Gans. - doch
eine Sängerin. Sie ift aber wenigfiens gutmütig.‟
Die Flügel tönten bis Mittag.
Das Mittageffen war der Köchin Therefe große Prüfung.
Jeder der Gäfte bekam ein befonderes Gericht. Alle liefen den
ganzen Vormittag hinaus in die Küche und beftellten. Die Köchin
Therefe fchwißte wie ein Springbrunnen über all den Pfannen.
Der Speifefaal war in altdeutfchem Stil. und man fpeif'te anf
franzöfifchem Porzellan. Der Tifch bog fich unter kleinen Schüffeln.
Niäjt zwei der Gäfie aßen dasfelbe. und alle liefen heraus und herein
und holten es felbft herbei. -
Der Diener Georg vergrößerte nach Möglichkeit die Verwirrung.
indem er die fämtliäfen Schüfieln meift falfch placierte. fo daß vor
Hin- und Herreichen niemand Ruhe zum Effen fand.
Frau Simonin faß vollkommen müßig am Ende der Tafel und
fagte: ..Ia. ich bin ja keine Hausfrau.“ - was niemand beftritt.
Am meifien ähnelte das Diner einem Mittageffen auf einer Elfen-
bahnfiation zwifchen zwei Schnellzügen. Man trank Münchener Bier
aus Gläfern. die ebenfo viele Kofibarkeiten waren.
Sooft ein Gaf't den Tifch verließ. fagte Frau Simonin erfchrocken:
..Aber was wünfchen Sie?"
..Ia. fragen Sie die Therefe."
Worauf fie regelmäßig in traurige und entfchuldigende Betrach-
tungen darüber verfank. daß fie nicht „kochen" konnte.
Allmählich erhielt jedoch jeder das feine. - Frau Maria Bilt
kofiete langfam und umfiändlich von all den kleinen Schüffeln. - und

die Stimmung wurde ruhiger. Die zwei zukünftigen Berühmtheiten aßen wie Wölfe.
Der Kaffee wurde in dem perfifchen Saal gereicht. Beim Kaffee hörte man beftändig Profeffor Amandas Stimme aus einer Ecke. Er erzählte dem einen oder anderen Opfer feine Leidensgefchichte.
Er war zehn Monate verheiratet gewefen - vor fünfundzwanzig Jahren - dann war ihm feine Frau mit einem Kunfireiter durchgebrannt. Er erzählte diefe Gefchichte mit befonders betrübenden Details und einer Stimme. als läfe er Andachtsübungen aus einem Pfalmenz buch vor.
Er glich einer alten Jungfer. die einen Vollbart umgenomme-n hatf und hatte Manieren wie ein Sekondetänzer in Penfion. Den ganzen Sommer unterfiüßte er alle Armen der Gegend. Frau Simonin bedauerte ihn aus vollem Herzen:
„Aber was foll man dazu fagen?‟ fagte fie. „Sie hat ja doch zehn Monate bei ihm ausgehalten." Wenn fie dies gefagt hatte. fragte fie regelmäßig mit tiefer Überzeugung:
„Hättis vielleicht jede getan?" Und lachte wie gepeitfcht.
Ein Teil des Nachmittags verging für die Schloßherrin mit dem Anprobieren von Kleidern. Es waren die Worthfchen Wunder. die die zwei Hausnäherinnen unermüdlich verfchnitten. Das ganze Schloß wurde zur Begutachtung herbeizitiert. Die Roben faßen fchlechter und fchlechter. Nach vierzehntägiger Anfirengung hatten die beiden Nähmamfells daraus endlich einen Schlafrock zufammen geftoppelt. in welchem fich Frau Simonin von ihrem Schlafzimmer bis zu ihrem Bad begeben konnte.
Im übrigen befichtigte Frau Simonin ihre Bauarbeiter.
Das halbe Schloß war alljährlich unter Umbau. und auf allen Gängen wimmelte es von Münäzener Mautern. Frau Simonin, die wohl über ungefähr dreißig Zimmer verfügte. ließ fiä) ein neues Schlafzimmer von der Größe eines Tanzfaales bauen.
„Was foll ich denn machen?‟ fagte fie. „man muß doch Luft haben."
Das Abendeffen war befonders luftig. Das Bier kam herein in großen antiken Kannen. und der Wein wurde aus altdeutfchen Gläfern getrunken. Frau Simonin erzählte Gefchichtem beide Arme auf den Tifch geftüßt.

W
Einer ihrer Lieblinge war König Louis von Portugal. Die felige Majeftät war bei ihren fämtlichen fechs Konzerten in Liffabon anwefend gewefen.
..Na." fagte fie. ..da hatte er da gefeffen. der Arme. und fich das ganze Repertoire angehört. da denkt man denn. daß man fich doch dafür bedanken muß. und ich melde mich in der Loge und werde empfangen und murmele etwas - na. was man vor einer Majeftät halt murmelt. . . . danke. daß Majeftät jeden Abend gekommen find . . . Da fagt er - der gute Menfch -: ja irgendwo muß man doch fein . .
Frau Simonin lacht helllaut: ..Was fagt man zu fo etwas?" fragte fie in Parenthefe.
..Na. alfo ich verneige mich wieder bis zur Erde. - und der Mann fährt fort: .Es ift ja überall gleiäf langweilig . . .l Was meinen Sie dazu?“ fagt Frau Simonin.
..Wieder knire ich und bekomme die lebte Salve: Ich muß Ihnen fagen. fagte feine Majeftät. - ich' bin nämlich ganz unmufikalifch . .
Frau Simonin lacht - gewiß zum taufendflenmal über ihren König von Portugal. bis fie endlich fagt: ..Sehr ein netter Menfch übrigens.‟
Sie erzählte weiter. - unaufhörlich. Ein Klavierftimmer aus Petersburg. der den ganzen Sommer die verfäfiedenen Flügelfabrikate bedient. erzählt von der Harfe der Königin Jfabella: Die hohe Dame bearbeitet die Harfe.
Jhr Umfang und ihre Kurzarmigkeit erfchweren ihr diefes Jnftrument. Es ift der Schrecken fämtlicher Berühmtheiten dazu befohlen zu werden. fie auf der Orgel zu begleiten.
Die Mahlzeit dehnt fich lange aus, Es ift fcho-n beinahe Nacht.
Einige Herren fuchen. um zu rauchen. die Terrafie auf. Tief unter dem Bergfchloß brauft der Fluß. und durch das Halbdunkel fchimmert der Schnee der Gletfcher.
Ein junger vornehmer Ruffe erzählt in die Stille hinaus von feinem Vaterland. während fie drinnen im Speifefaal weiter lachen und lärmen.
Er fpricht mit trauriger. gleichfam zärtlicher Stimme. und während er von all dem Mißbrauch. all dem Grauen. all der Unterdrückung erzählt. von den Bauern fpricht. die von Beamten und Zwifäzenhändlern ausgefogen werden. von Armeelieferungen. die nur auf dem Papier eriftieren. wiederholt er immer und immer diefelben Worte - wie einen Refrain: ..Ja. es gibt nur einen Weg: daß es der Kaifer erführe!"

Das Lachen im Speifefaal dauert fort. und einige der Herren kehren zum Tifch zurück.
Der Diener Georg. der des Morgens von Herrn Wafili an einem der Flügel ertappt worden war. hat nun endlich gefianden: ... . . daß er fo gern die gnädige Frau bitten wollte. ihn einen Walzer zu lehren."
Frau Simonin lacht. daß ihr die Tränen in den Augen fiehen. und fragt, ob Georg fich nicht mit Herrn Wafili behelfen könnte. Aber Georg möäjte wahrhaftig lieber. wenn die gnädige Frau -- - -
..Na ja. ja." fagt Frau Simonin. und gibt Georg am nächfien Morgen gutmütig eine Stunde.
Nach Tifch wird mufiziert. Alle verfammeln fich im Mufikfalon. wo der Flügel unter einer Marmorbüfte von Lifzt fieht. Hinter den langen Seidengardinen find die Fenfier weit geöffnet. Das Raufchen des Fluffes tönt von fern herüber. die Glocken der Herden klingeln vom Berghang.
Die Gäfie warten. denn Frau Simonin will fpielen.
Sie fpielt die Barkarole von Ehopin. die fie feit fechs Wochen findiert hat. Tag und Nacht war fie ihr nicht aus den Gedanken gekommen. Sie fummt ihre Zeilen mitten in einem Gefpräch. oder gedankenlos. mitten während wir bei Tifch fißen. Stunde um Stunde. Tag um Tag. Woche um Woche wiederholt fie fie am Klavier. fchlägt die widerfpenfiigen Finger fchier blutig an den Tafien und ruft:
..Diefe Finger. diefe Finger. die find fo dumm wie die Zehen einer Tänzerin."
Heute fpielt fie die Barkarole zum erfien Male. Es if't. als hörte man das Gluckfen des Wafiers. als fühlte man die Schwüle der Sommernacht. Der Flügel fingt von Ehopin und George Sand. Frau Maria Bilt. die fich nicht für Klaviermufik interefiiert. ift in einem Sofa zur Seite ihres Gefanglehrers eingefchlafen. Frau Simonin hat aufgehört zu fpielen und die Hände gegen den Flügel gefiemmt, In gleichfam abwefendem Ton beginnt fie von Lifzt zu erzählen.
Wie fie ihn das erfiemal getroffen. In Peft. Sie gab ein Konzert. und der Meifter war dabei.
..Mein Schreck! Ich fpielte eine Rhapfodie. ich wußte felbfi nicht. ob ich richtig griff oder daneben. Da kommt der Meifier nach dem Konzert und fagt. es wäre brillant. und daß er am nächfien Abend fein Duo mit mir fpielen wollte. Ich wußte nicht. was ich antworten follte. fo froh war ich und folche Angft hatte ich . , . denn das Duo war neu.

gerade herausgekommen. und ich - kannte es nicht. Aber fpielen wollte ich mit ihm. und daß ich das Duo nicht kannte. traute ich mich gar nicht zu fagen. Er fragte: Sie kennen doch das Duo? Ia. natürlich. fagte ich. und dachte: du mußt es dir holen laffen. fobald die Sonne aufgeht. Das tat in). und das Heft kam. Ich fpielte und fpielte. Ankleiden tat ich mich gar nicht. Ich fpielte nur. Fieber und Todesangft in den Fingern. Ich fpielte - den Vormittag. den Nachmittag. Mama hielt es nicht länger aus und ging weg. Gegeffen hatte ich nichts: ich fpielte. So in der Dämmerung klopft es laut an die Korridortür.
Wir wohnten in einem elenden Haus. im dritten Stock. - damals hatt* ich ja kein Geld - mit einer wahren Hühnerfteige von Treppe. - Ich laffe es klopfen - und hämmere ungeftört. - aber es klopft weiter. Zuleßt muß ich doch hinaus aufmachen. und da fteht ein Mann draußen im Dunkel und fragt. ob Fräulein Simonin hier wohnt. Ia. fagte ich. Ia. fagte der Mann. hier bin ich mit den Noten. - Das war Lifzt mit feinem Duo. Wir fpielten. na. mein Gott. - und er blieb - ftundenlang fpielten wir. Ich war ganz krank vor Hunger. jetzt. nachdem die Spannung vorüber war. fo daß ich mich kaum auf dem Stuhl halten konnte. Und endlich fagte ich: Meifter. verzeihen Sie. - - aber ich habe noch nichts gegeffen feit heute früh . . . Und da lachte Lifzt. und wir aßen kaltes Fleifch in meinem Loch von Kämmerchen und fpielten wieder bis tief in die Nacht . . .“
Frau Simonin fchweigt lange und bli>t auf Lifzts Büfte. als fpräche fie in Gedanken zu ihr.
Dann fagt fie plößlich in einem ganz anderen lufiigen Ton: ..Aber ich habe immer Pech. Wie es mir in Berlin erging! Ich fpielte da. - ich war blutjnng - und wurde zu Hof befohlen.' Iäj kannte ja nicht diefe Kaifer und Könige.“ fie lachte. ..woher follte ich fie kennen? Ich kannte Taufig und Lifzt und Klara Schumann - aber Könige - Na. in) fpiele alfo. und wie ich fertig bin. kommt ein alter Herr zu mir. und ich denke. wer zuerft kommt. ift wohl der Kaifer. und verneige mich und fage: Majeftät . . . Er aber lacht nur und geht hin zu ein paar andern alten Herren. die gleichfalls lachen. Ein anderer kommt auf mich zu. und ich denke: Aber nun muß wohl das der Kaifer fein. und verneige mich wieder bis zur Erde: Majeftät. Da beginnt auch der zu lachen und fagt: Nein. Fräulein. ich bin Prinz Albrecht. und geht. Zuletzt kommt fo ein ganz alter General zu mir. bietet mir den Arm und fragt. ob er mich zum Büfett führen dürfe. und wie ich feinen Arm ge-

nommen habe, fagt er: Fräuleinf Sie find hier wohl die einzige, die nicht den Kaifer kennt? Das war alfo die Majeftät!“
Frau Simonin hebt die Arme und läßt fie wieder in ihren Säfoß fallen, während alle Gäfte lachen: „37a,‟ fagt fie. „das nächftemal, als ich zehn Jahre fpäter wieder bei Hofe fpieltef erging es mir nicht beffer. Jetz fiße da am Klavier -- eine Hive gab-s - und neben mir fißt fo ein junger Mannf - Offizierr - aber das find fie ja alle - und ich fage: Ach, bitte. machen Sie mir den Flügel auf. Er fieht aufr tut es und feßt fich wieder - fehr ein netter Menfch - und ich fpiele Gott weiß was - eine Hive gab's -- und wie es vorbei ifif fage ich zu dem Mann: Ach- bringen Sie mir ein bißchen Eis. Und er holt es. und ich effe. Da fagt err der junge Menfch: Gnädige Franz im muß mich Jhnen vielleicht vorfiellen. ich bin der Prinz Wilhelm. Rar‟ fagt Frau Simonin. „da fiand ich denn wiederr wiffen Sie . .
Es ift bald Mitternaäftf und die Gefellfchaft fol(zur Ruhe. Zuvor aber müffen noch die Näherinnen erfchreckt werden. Sie leben in dem alten Schloß in ewiger Gefpenfterangft und verbringen die Nächte unter Zittern und Beben.
Jetzt follen fie erfehreckt werden.
4 Einer der Herren fchlägt ein Laken um fich und wird auf den Gang. der zu ihrer Kammer führt, hin pofiiert. Ein paar andere ver- fiecken fich im Dunkelf bewaffnet mit einem Gong. Die zwei Jung- frauen kommenf und der Lakenumwallte fchlägt mit den Armen wie mit einem Paar großer Flügelr während der Gong erklingt wie die dröhnen- den Schläge des jüngfien Gerichts. Halbtot gelangen die Nähmamfellen in ihre Kemnate.
Jm Schloffe wird es fiill. Nur ein erfiicktes Lachen klingt noeh hier und da aus einer der Türen. Es kommt von einigen der Herren. die noch Rheinweinflafchen aus dem Speifefaal wegeskamotiert haben und fie drinnen vor den offenen Fenfiern leeren.
Der Mond ift aufgegangen. Sein Licht fällt über die Bergwände.
Das Tal ift dunkel, befchattet von den Bergen- - dunkel wie ein riefiger Tunnel- worin der Fluß lärmt wie ein ewiger Zug. Ein fentimentaler Naqhtfchwärmer ift aus dem Schloß hinaus gegangen. An die alte Burgmauer gelehnt fieht er und ftarrt ins Dunkel. Die Luft ift voll Duft- von dem Duft der Tannen. der von der Höhe herabflutetf von dem Duft der Obfibäume aus dem alten Garten, von den Buchen. die auf dem Berghang ftehen.

Im dreißigjährigen Krieg hatte man die alte Mauer niederge-
fchoffen. Die Schweden hatten fie gefiürmt. Unten im Dorfe befindet
fich auf dem Marktplaße noch eine Erinnerung davon. In Stein ge-
hauen fieht: Bis hierher drang der Schwede.
Das Schloß hatten fie erobert. Von der Felsfeite hinaufgeklettert.
an den Mauern heraufgeklommen. die Befaßung niedergemetzelt. Da
hatte es gewimmelt von Landsknechten und Offizieren. die die Mädchen
des Dorfes vergewaltigten. blonden Soldaten. die um die Meßgewänder
in der Kapelle würfelten. Und noch ärgere Zeiten hatte das Schloß
gekannt:
Als die alten Herren des Schlofies auf Raubziigen rings durch
das Land ftrichen und ganz Tirol. von Plünderung verheert. voll Schreck
den Namen der Ritter flüfierte. und es kein fchlimmeres Räuberpack
gab. als die Ritter der „Burg“. Ihre Namen waren gefürchtet bis
hinab nach Welfchland. Verließe gab es - man kann fie noch heute
fehen. - jüngft arbeitete Wafili fich hinab. Dort faßen noch Refie alter
Feffeln in den Steinwänden. -
Der Mond fieht gerade über dem Tal. Der Einfame an der
Mauer fieht die Häufer dort unten und die dunklen Pappeln um die
Gärten. Und der Fluß liegt im Silberlicht. wie etwas bläuliches. großes
Lebendiges. wie ein ungeheurer Lindwurm. der fich träge über das Land
gelagert hat.
Der Fremde wendet fich und geht. Die Terraffe ift voll von Rofen
und gefchnittenen Burbaumheäen. die fteife Namenszüge und Mufter
bilden.
Der Fremde blickt hinauf zu den Fenftern des Schloffes. Einige
fiehen offen.
Im Zugwind hat fich eine der roten Seidengardinen aus Perfien
gelöfi und hängt nun draußen über der weißen Mauer.
Im Schloß ift_alles dunkel.
Der Fremde geht die Treppe hinauf und durch die ..ruffifchen
Zimmer", In einer Nifche fchimmert die Frau des Schloffes - in Mar-
mor gemeißelt mit einem Kätzchen auf der Schulter . . .
K K *
Die Gäfie follten ..den Berg‟ befieigen.
Das war der Berg oben. über ihren Häuptern. Von der Terrafie
fah es aus. als käme man in etwa einer Stunde hinauf. und doch mußte

W
f
man am Nachmittage aufbrechen. wenn man gegen Mitternacht oben fein wollte.
Die Maulefel und die Führer find fchon alle auf der Terraffe verfammelt. Die Gäfie find für die Expedition ausgerüftet wie das Eher einer Operette. Profeffor Amanda mit Tropenhelm und Schleier will im Damenfattel fißen. Wafili ift in ruffifcher Nationaltracht mit Pelzmütze. und Frau Bilts Gefanglehrer hat fich mit langen Gamafchen und Alpenftock verfehen.
Frau Simonin wollte nicht mit. Sie fiand in ihrem roten Schlafro> und winkte den Gäften. folange fie fie fehen konnte.
Der Weg ging durch lange Ebenen. krümmte fiäf und flieg dann langfam durch Hecken und Feldfcheiden. Die Bauern hielten mit ihrer Erntearbeit inne und fahen dem feltfamen Zuge nach. Man fah grüne Wiefen und immer noch Obftbäume rings um die Häufer. die etwas vereinzelter zu liegen begannen.
Die Führer trabten hinterdrein und plauderten miteinander. Die Maultiere. die den Weg kannten. fchritten bedächtig vorwärts. - ganz bedächtig.
Der Zug kommt duräf einen Wald von Birken. feinen weißen Stämmen. deren Laub in den ftillen Tag hinein flüfiert. Wafili. der neben feinem Maultier wandert. fingt leife ein ruffifches Lied.
Wendet man den Bli> naaf rückwärts. ift es. als weiche das Land unter uns und beginne fich vor uns auszubreiten. gleichfam wie auf einer Karte. Aber vom Tale herauf tönt noch das gefchäftige Rattern der Eifenbahn - ohne Ruhe.
Tannenwälder fehen wir. fonderbare Föhren mit Stacheln in ungeheuren Büfcheln und Lärchbäume. Ein einfames Haus verbirgt fich mitten im Wald.
Der Tag neigte fich. und unter uns wälzte fich das Dunkel über das Tal. verfchleierte den Fluß. die Wälder. die Dörfer. Und es war. wie die Finfiernis langfam vorwärts kroch. als breiteten fich zu unfern Füßen fiille dunkle Seen aus. Die Führer gingen neben ihren Tieren. und der Weg wurde |eiler.
Man hörte nur Profeffor Amandas befiändiges Jammern. und Frau Maria Bilt. die in ihrem Sattel keinen Plaß hatte und immer wiederholte: ..Was wollt' ich da? Was wollt' ich da?"
Der Mond trat hervor und vergoldete die "teile Seite des Berges mit feinem Schein. - mit einem ftillen leuchtenden Weiß. über das

der Zug der Gäfte lange Schatten warf. Vorfichtig trabten die Maul-
tiere. nur hie und da die langen Hälfe iiber den Abgrund fireckend und
mit den durftigen Zungen ein faftiges Kraut vom Rande abreißend.
Immer höher ftieg der Mond. und alle Berge fchwammen im Licht.
Die Kammerfängerin Frau Maria Bilt war auf ihrem Sattel ein-
gefchlafen.
K K K'-
Um Mitternacht erreichten wir den Gipfel.
Die Führer written die Herbergsleute. und mit einem Schlag ent-
fiand ein wahrer Tirolerlärm von Zithern und Iodlern. Es gab ja
plößlich Publikum. und fchlaftrunken führten die guten Leute ..Die
Herberg" in Tirol" auf.
Ein unglaublicher Spektakel. Zwei Dirndln fangen. und der
...Hausknecht" gebärdete fich heftig mit einer Schlagzither. Wafili.
Frau Bilt und ihr Gefanglehrer verfpeiften ungefiört gekochtes Lamm-
fleifch aus einer irdenen Schüffel. Profefior Amanda rannte emfig
auf den Zehen umher und ließ ängfilich feine Bettücher vor dem Schorn-
ftein wärmen. Der Herberge gegenüber lag die Kirche.
Der junge Ruffe ging mit feinem Freund hinein. Über dem Hoch-
altar ftand Jungfrau Maria. Sie war in Seidenkleid mit einer Sarah-
Bernhard-Perücke über dem Wachsgeficht und ähnelte einer Provinz-
primadonna. mit der es rückwärts geht.
Auf dem Altar ftanden viele Kerzen. die in Champagnerflafäfen
|e>ten, Touriften bringen wohl alle die filberhalfigen Bouteillen mit.
Auf einer Tafel an einer Säule ftand zu lefen. daß der Bifchof
von Innsbruck diefe Kirche hoch über allen menfchlichen Wohnungen
Gott zur Ehre errichtet hatte.
Der Iahrmarktslärm drang vom Wirtshaus beriiber in die Kirche.
Die Dirndln zogen lange und falfche Töne. und der Burfch bearbeitete
feine Zither . . .
Der Ruffe kehrte zurück mit feinem Freund. und fie fanden Frau
Bilt und ihre Garde noch getroft vor ihrem Lammfleifch tafelnd , ._ .
Endlich wurde es ftill. wie auf Kommando. Die Gäfie fchliefeu
rings in ihren Kammern. Nur ein einzelner Fremder fand keine Ruhe.
Lautlos ging er durch den Gang und die Gaftftube. wo die Wirtin auf
dem Rücken liegend auf der Ofenbank fchlief. feft wie ein Tier. Die

s .
o U
..'l'
m ,.
l U
ll \L
..RN .
0L hm
1. c
l Rx.
ll (II‘
0‘
r
n. a
G J
'1 ‘
;\l ‘~
1.... v
I
a . x. s
.1
'
.Fe
‘Q
.0 p..
I u.
In...
„U
D/
0
.L
."1
.S
C
d
I
a
L
'.l
1
b
a
r
E.
Zum

[908
Q
g
'Mrs-W
1


EMPTY

beiden Mädchen nickten auf Stühlen. als wären fie mit dem lebten Ton in der Kehle eingefchlafen. Der Knecht lag auf dem Fußboden auf einer Streu.
Auf dem Tifch fianden noch die Refie vom Lammfleifch.
Der Fremde öffnete die Tür zur Veranda und trat hinaus.
Der Himmel war hoch. - und alles unendlich fiill. Kein Laut kam herauf von der Erde. die das Dunkel feinem Blick verhüllte. Über ihm alles in fchimmernder Klarheit. durchfichtig gleich rinnendem Waffer. als wäre der Äther ein Meer. auf defien Grund er ftand.
Schweigend lagen die Zinnen der Berge.
Aber der Mond flieg voll und groß und lautlos durch das mächtige Schweigen. Und taufend Sterne. jeder eine Welt. flimmerten ftill in dem endlofen Blau.
Hier war der Menfchen Ameifengetriebe erfterben. und man ahnte einen Gedanken. der größer ift als die unferen. Hier waren die Menfchen Sandkörner. und unfer Ruf ift fiumm geworden. Hier wandert die Natur ihren ewigen. ihren rätfelhaften Weg. und felbft unfer „Warum“ wird vor ihrer Größe in die Knie gezwungen.
Warum das Leben. warum der Tod? Warum die Liebe. und die Fortpflanzung und die Begier? *
Hier fragen wir nicht. Wir find allzu klein gegenüber den allzu großen Welten.
Was wir gelten. wer weiß es? Welchem Ziele wir auch dienen. wer kennt es? Was jener ..große Wille" will. wir erraten es nicht. Wohin er uns durch der Schöpfung Alp von Leiden fiihren will. - wer faßt es. Wir find zu klein. zu einer Klage felbft zu klein.
Wenn du. wenn es Winter wird. eine Blume aus deinem Garten herein in dein Zimmer pflanzen willft. und du die befte Erde dazu gefunden haft. feßeft du den Spaten in die Erde und hebft die Scholle. unbekümmert um irgend ein ungefehenes Infekt. das dein Spaten tötet. Und pflanzeft die Blume ein.
Bedeuten wir gegenüber diefem Werke. das von fo vielen Welten vollbracht wird. wohl mehr. als das nie gefehene Infekt. das dein Spaten achtlos getötet hat?
Lafiet uns deshalb fchweigen. Unfere Frage beantwortet keiner. und unfere Klagen werden von keinem gehört . . .
e *k 7*

Ein Sommer in Tirol Herman Bang

1“_

Des Morgens weckte man uns. als die Sonne kam.
Der Himmel war wie ein loderndes Meer. halb von Gold und halb von Rofen. Die Zinnen der Berge leuchteten wie Infeln aus dem Meer. Und in einem Nu entzündeten fich auf zwanzig Felfen zwanzig Feuerzeichen. den Tag zu melden. Langfam verzog fich das Dunkel unten im Tal. - wie ein weiter Mantel. der hafiig um einen Flüchtenden zufammengefchlagen wird.
Der Morgennebel verfchleierte noch den Fluß. Dann erlofch der Bergbrand.
an die .|-
Die Gäfte des Schloffes brachen wieder auf. Wieder kamen wir .durch Wälder und Wiefen und Dörfer bis zum Schloß. Von der Terraffe winkte uns Frau Simonin in ihrem ruffifchen Schlafrocke. Und fpäter am Tage tönten wieder die Klaviere. und die Kammer-fängerin Frau Maria Bilt nicktc im Halbfchlummer über ihrem ewigen Strumpf.
. . . Es war tief im Herbft. ehe wir fortzogen.
Der Schnee rollte feinen weißen Vorhang weit über die Berge herab. Auf der fchönen Terraffe des Schloffes erfroren die Rofen. und die Abende wurden lang.
Da mußten wir fort.
Die Gäfte des Schlofies zerftreuten fich wieder. um wieder einen Winter lang zu jagen nach der Weltberühmtheit traurigem Ruhm.
Im Schloß ift es kalt geworden und ftill.
Franz Lifzt und die Herrin des Haufes haben im Mufikfaal in weißem Marmor einander fiill und fchwermütig zugelächelt.

Ein Dichterphilofoph.

Sully Prudhomme als Menfch und Dichter nach feinen Gedichten. philofophifäzen Schriften und zahlreichen ungedruckten Briefen und Manufkripten (1839-4907.)

.,Nun. da ich die mein er! enthüllet.
Erkennt mein Herz nicht das Gedimt;
Was Befies mir im Bufen quillet.
Die wahren Verfe fiehft du nicht")

„Die moderne Dichtung." fehrieb Sully Prudhomme kurz vor feinem Tode au einen Freund. ..hat eine fchöne Zukunft vor fich. Sie wird die Eroberungen der Wiffenfchaften und die Entdeäungen des Forfchers befchreiben. und. wenn fie fich nach langem Suchen vor dem unlösbarcn Welträtfel befinden wird. fo wird fie d a s D r a m a d e s m o d e r n e n Geiftes. der das Unbekannte erfaffen möchte. in poetifchen Verfen darfiellen (elle trucluira en rer-8 p0Stjque8 lc (li-ame (ie kee-[nit mailen-oe s'eäoreunt (i'StreinÜc-e 1'jn00nnn). Auch das (fi erhabenc Poefie!“

Suliy Prudhommc fcheint hier feine eigene Dichtung gekennzeichnet zu haben. denn auch fein Werk ift vor allem - ein pfychologifches Dr ama. Er hat fich nicht. wie fo viele feiner Vorgänger. damit be-gniigeu wollen. die Naturfchönheiten. die Vögel. die Blumen. die Kunft. das Vaterland. die Liebe zu feiern. Er wollte vor allem die Eroberungen der modernen Wiffenfchaften und die höchften Probleme der Philofophie zum Gegenftand feiner Dichtungen nehmen. Wie er als Jüngling in feinen erften Liedern die geheimfien Negungen einer aufrichtigen Liebe ausgedrückt hat. fo hat er als reiferer Denker in feinen längeren Ge-dichten feine eigenen Hoffnungen und Enttäufchungen. feinen Wiffens-durft und feine tiefften Seelenqualen niedergelegt.

I.

SullysLyrikalserlebw Dimtung

Ganz wie Goethes Schriften find auch Sullys Gedichte vor allem eine große. aufrichtige. manchmal idealifierte Konfeffion. Nur weil

1) Sully Prudhomme. Uberfehungron I. Schnitzler.

man die perfönlichen Erlebniffe des Dichters nicht kannte. haben feine Gedichte manchen Kritikern und Literaturhif'torikern etwas kalt oder erkünfielt fcheinen können. Weit entfernt. gefühllofe oder kalte Reflexionspoefie zu fein. beruht Sullys Lyrik auf perfönlichen Erfahrungen. Auch er hat leidenfchaftlich geliebt. obfchon er fich niemals verheiratet hat. Auch er hat die Enttäufchungen einer reinen aber unglücklichen Iugendliebe und die Qualen der unerfüllten Hoffnungen gekannt. Seine Heldinnen haben wirklich gelebt oder leben heutzutage noch. Mit wunderbarer Zartheit hat er. ohne jemals die geliebten Mädchen oder Frauen zu nennen. die Gefühle befchrieben. die er in der Nähe des geliebten Wefens empfunden. Jene Maid. die er in feinem ..Begeifiel-ung" betitelten Gedicht erwähnt. war eine junge Coufine. die er oft bei feiner Mutter fah. Er war noch Gymnafiaft. und doch war feine Leidenfchaft fo heftig. daß fie ihn ganz erfüllte:

..Nur f i e füllt meine Verfe;
Denk' ich an fie. feufz' ich und weine."

Für fie allein möafte er leben und fierben:

... . . Und ich. voll Angf't und Beben.
Seh' meiner Sehnfucht Ziel in Himmelsfphären fchweben.
Ihr zarter Hauch vermag mein Herz emporzuwehen.
- Sie nennen Dichter mich - ihr dank' ich meine Lieder.
Miff' ich ihr Bild. - verfchwind' ich wieder!"1)

In den ungedruckten Manufkripten des Dichters haben Sullys Freunde nach feinem Tode ein altes Gedicht gefunden. das von jener erften Liebe zeugt. Auf einem einfachen Flugblatt gefchrieben. ift es eins der erfien Gedichte. die Sully Prudhomme verfaßt hat. Es führt uns in jene fchöne Zeit zurück. wo der junge Gymnafiaft mit feiner Coufine. fpielte. Wie es fchon der Titel - V e rtraue n (EMU-11108) - andeutet. fiellt es uns den Reiz einer faf't unbewußten Neigung zwifchen zwei Kinderfeelen dar. die auf der Schwelle des Lebens zum erften Male empfinden. was Liebe ift. Es ift das Seitenf'tück zu einer anderen Dichtung. die ..Kinderei" betitelt if't und aus derfelben Zeit ftammt.

Wie diefes Stück. zeugt das ungedruckte Gedicht noch von einer gewiffen technifchen Unerfahrenheit. Wenn wir aber beide Dichtungen vergleichen. fo erfcheinen fie uns als ein reizendes Duett der erften

l) Eigene ungedruckte Uberfesung.

Lieber das man unter einem einzigen Titel - G e g e n f e i ti g e s V e rtr a u e n - vereinen möchte,
Der Knabe fpriäzt:
„Sie nur in des Spieles Kreis
Sah ich mit Entzücken,
Ihre Finger konnt' ich drücken
Ganz leis."')
Und im ungedruckten Text antwortet das Mädchen:
..Spielend gab ich immer nach-
Obfchon an Jahren überlegen."7)
Der Knabe denkt an die erfie Zufammenkunft mit dem geliebten Mädchen:
„Wie am Rofenfirauche zaubert-
Bei dem erften Gruß,
Schmetterling nicht wagt den Kuß
Und fchauderß
Dann von Blatt zu Blatte fteigt-
Fragt fiel» ob er ko|e
Honigfeimt den ihm die Knofpe
Darreicht;
So wagt nicht zu diefer Stunde
Mein arglos Gelüft
Empor von Hand, die 's Herz geküßt-
Zum Munde.“
Und die Freundin ruft im ungedrurkten Gedicht aus:
„Was mich bei ihm betörteZ)
Und was mein Herz erregte,
Ich fühlsx ich kann-s ni>)t fagen."
Und fie erinnert fich- wie fie des Freundes Blick erregte- wie fie fich vor ihm ichüchtern fühlte7 wie fich eine fiille Hoffnung nach und nach „ganz leife‟ in ihr Herz fchlich und wie fiet fobald er fort war, einen

1) Uberfeßung von I. Schnitzler.
J) Eigene ungedruckte Uberfeßung.
3) „60 qui (Lana 8 , . (8011 oder 89.* . . . coe troubla.“ Vor me fieht im alten Manufkript ein unlefcrliches Wort; „regal-(1‟, das„ wie es Weintt zuerfi gefchrieben wurdet i| fieberhaft gefirichen worden, weil es im Vers nicht paßte. „8-1 70i!" oder „88 WE" würde dem Versmaß beffer entfprechen. Ich habe „bei ihm" überfeßtt um wie im Manufkript die Sache unentichieden zu [alien.

tiefen Seufzer nicht zurückhalten konnte. ..War er da." fagt fie. ..fo fing ich an. zu hoffen":
„.l'espcZr-uia qnnncl i1 Etnit ld.“
..Sobald er aber frheiden muß." fügt fie hinzu. „überfüllt mich die Traurigkeit c"
„depuis qu'il eat loio, je noopire.“
Zuerft wollte fie fogar der Dichter „zittern" laffen. denn im 'ungedruckten Tert ift noch unter der jetzigen Lesart der erfte Wurf zu lefen: I5
...le tretnblnja gonna jl Ötait in“
Man fühlt. daß der Dichter feiner jungen Freundin unwillkürlich feine eigenen Gefühle und Empfindungen verleiht. denn er fchreibt weiter:

..Wechfelweife fühlt' ich Triebe.
Herzenslnft und Leid.
Gemifch von Zwang. Behaglichkeit:
Die Liebe.“

.Haben wir nicht da das fchönfte Bild der entftehenden Liebe. die um fo reiner und wertvoller ift. je mehr fie dem Erwaäjen der finnlichen Triebe vorausgeht?

..So hübfch wir trieben unfer Fug.
Spielten. fcherzten. lachten.
Daß zum Haushalt bald wir machten
Verfuch.
Sie fprachen von Hochzeitsgefchmeide.
Ich - dacht' an den Schwurz
Frühklug waren. verfchieden nur.
Wir beide.
Wir fpielten Mittag. Tanz im Ton;
Sie meinten. man beginne
Die Hochzeit nicht im wahren Sinne
Darohn."

Sogar das hübfche Bild der weiblichen Koketterie darf in der reizenden Schilderung nicht fehlen:

..Waren Sie ni.ht voll Anfiand.
Sehr mit Putz gefchäftigzi)

1) Etwas veränderte Uberfeßung von I. Schnitzler.

Wenn ici» zu früh Poetz dem Füßlein
Zollte mein Anbetenf -
Siez zu früh fo fchön- Sie drehten
Mir-'s Köpflein."

Jfi diefe anfchauliche Schilderung des Unterfchiedes zwifehen den Gedanken und Wünfehen des Knaben und des Mädchens in ihrer Einfachheit nicht reizend! Sprechen und denken nicht beide Kinder. wie fie in der Wirklichkeit gedacht und gefprochen habenr jedes nach feiner eigenen Art und Weife zu fühlen und zu wüufchen.

Eines Tages ging fogar der junge Gymnafiaft weiter als gewöhnliä):

„Und fo wohl gefiel das Scherzen-
Daß ich mia) getrautf
Sie zu nennen bald ganz laut:
Mein Herzchen!
Sogar hab' ich _ mir träumte fehr -
Geküffet Ihre Wange.
Seit dem Abend fpiel' ich - wie lange!
Nicht mehr.“

Diefe gegenfeitige Neigung der beiden Kinder feheint ziemlich lange gedauert zu haben. Die Eltern des Mädchens aber fiellten ihrer Tochter einen andernf reiferen Jüngling vor, und fie entfchloß fichf ihn zu heiraten.

:diefen Verlufi konnte der Dichter niemals vergeffen. Jahrelang dachte er an die geliebte Freundinf und ihr widmete er einige feiner fehönfien gedruckten und ungedruckten Lieder. Unter den herrlichen Dichtungen, die man erft nach des Dichters Tode gefunden hatf gibt es ein noch ungedru>tes Gedichy in dem er behaupten daß ihn einzig und allein der Schmerz zum Lyriker gemacht hat:

Der wahren Begeifierung Quelle))

„Meinen Schmerz würde ich gegen alle Freuden diefer Erde nicht und nimmermehr vertaufchen- denn d e n f ch ö n fi e n V e r s b rin gt der tieffie Scufzer hervor."

„0'eßt [e pine graue] noupjr qui fait le plug bean "el-8.“

„Dir allein bin ich meine Lieder fowie auch meine Tränen fchuldig.

1) Ich gebe diefe Strophen wörtlich in Profa. Es wäre faft fchade gewefen. fie durch Übertragung in d e u t f ch e Verfe zu verändern.

Gelang es mir. der innern Gemütsbewegung einen dichterifchen Ausdruck zu geben. fo bin ich mein Lied meinen Seufzern fchuldig:“
,..le (wia 111011 avant t1 [nes (tool-eure.“
..Für mein zerriffenes Herz find alle leidenden Herzen offenz es erkennt in ihnen. was leidet und bebt und feufztz und wenn ich in meinem Innern wie ein Echo ihrer Seelenqual fühle. fo verdank" ich es meinen Schmerzen:"
„Neu cloja l'nceent u m68 äouleura."
..Bei bedecktem Himmel hat der zwifchen Wolken funkelude Stern einen defto größeren Wert. Wenn das Licht zu hell ift. mag fich eben dasjenige. was wir am meiften fchäßen und lieben. nicht offenbaren. Meinen Schmerzen allein bin ich meinen Traum fchuldig!"
„Je (Lois mon röre ü m68 üouleurs.“
..Der tieff'ten Qual fchuld' ich mein Lied!“
Klingen diefe auch in einer ungebundenen Uberfeßung tief ergreifenden Strophen nicht wie einige Dichtungen von Lamartine oder von Muffet? Es ift ganz derfelbe leidenfchaftliche. elegifihe. myfiifche und melancholifche Ton in einer harmonifch dahingleitenden. wundervollen Sprache.
Und diefe heftige Leidenfchaft. die den begabten Jüngling zum Dichter gemacht hat. hat in Sullys Herz einen fo tiefen, fo unauslöfchlichen Eindruck hinterlaffen. daß er fie lange Jahre fpäter folgendermaßen befchreibt:
..Diefe Leidenfchaft war in der vollkommenften Reinheit empfunden worden. und dennoch war fie fo heftig, daß es mir heutzutage ift. als ob ich niemals in meinem Leben fo mächtig. fo ganz ausfchließlich ergriffen worden wäre: fie erfüllte meine ganze Seele . . . Diefe Leidenfihaft hat mich die Möglichkeit der platonifchen Liebe verftehen laffen."
Die deutlichen Spuren diefer erften Liebe durchziehen Sullys ganzes Werk.
„Für meine Seele warft Du früher einzig auf der Welt."
„Your :non nme nutrefois nous 861118 Stier an m0oäe,“
ruft er im vollen Mannesalter in einem ungedruckten Gedicht aus. und in einer ..Bedenklichkeit" (Zornpnle) betitelten Dichtung aus derfelben Zeit lefen wir:

..Mir bangt. wenn ixh zu lieben wähne.
Ich irre mich.
Daß felbf't im Aug' die Träne
Sei eine Lüg'i
Doch wenn ich an zu weinen hübe.
Redlich gemeint.
Vielleicht i|*s eine alte Liebe.
Die in mir weintX")

Noch in reiferen Jahren denkt der Dichter an das geliebte Mädchen. ..Ich fühle.“ lefen wir in einem prachtvollen Gedicht. das in einem nachgelaffenen Band unter dem Titel ..Verzeihun g" bei Lemerre erfäfeinen wird. ..ich fühle. daß ich dich immer noch über alles liebe. Du haft meine Iugendjahre betrübt. und doch will ich fterben. ohne deine Augen ve-rgeffen zu haben.“

„70cm 9.782 clsaols kunde (le um jeuueaae,
...le ren! pourtunt mont-jk onna 0ublier 708 7911!.“

..Auch deine wohlklingende. fanfttönende Stimme wird mir niemals entgehen, Sie drang tiefer in mein Herz als irgend eine andere Stimme . . . Ich kenne viele Frauen. deren Lippen fchön find. deren Stimme füß und wohlklingend ift. Meine Freunde werden dir fagen. daß ich für fie gedichtet habe. Meine Mutter aber kann dir fagen. daß ich für dich geweint habe."

„bleu unlie- ronn clironi: que j'ai oli-Intel pone- ellen,
„bla mdr-c2 70118 (kika que _j'ai [Near-S pour 70118.“

,.Obfchon du meiner Jugend Blüte vernichtet haft. will ich dein Bild immer im Schrein meines Herzens behalten, Möge ich der Seele vergeben. weil ich deine fchönen Augen niäft und nimmermehr vergeffen kann!"

„Que je purclonne d. käme en sourenir (lea Jeux!“

Der Dichter hat fich alfo bemüht. der treulofen. fiets geliebten Gefährtin feiner Jugend zu vergeben. Mehr noch! Seine Liebe war fo uneigennüßig. daß er jede Spur der Eiferfucht und des Neides von feiner Seele entfernte. Im folgenden Gedicht wendet er fich an den glücklichen Gatten. der feine Freundin heimgeführt. und bittet ihn. fie wohl zu pflegen: '

') Uberfeßung von I. Schnißler.

An ihren Gatten.
gKönnt' ich hingehen und ihm fagen:
Sie ifi betrübt. hat heimlich Klagen.
Gebt Blumen ihr an jedem Tag!
Nicht Rofen - Kornblümchen müßt Ihr haben.
Denn die geringfie von den Gaben
Am meiften Lieb* bezeugen mag.
Nichts gilt mir mehr die Undankbarei .
Doch fchwach und blaß ich fie gewahre:
O. pflegt fie wohl. tut miris zu Lieb! , . .
Ich weiß. wie ihre .Hand fich löfet.
Doch wenn fie liebt. fie zärtlich kofet.
O. fchont die Trän' in ihrem Aug'l
Mit dem Gedanken könnt' ich leben.
Daß andrem fie ifi hingegeben.
Wenn recht geliebt in) fie erbliek'.
Du. böfes Kind. haft mich verlaffen;
Sieh. den Verdruß haft mir gelaffen:
Nichts kann ich mehr. nichts für dein Glück!"1)

So beruht Sully Prudhommes Lyrik faft immer auf erlebten El'-innerungen oder Tatfachen.

Seine ergreifendften Lieder find keine Gefchöpfe der reinen Phantafie. fondern das aufrichtige. etwas idealifierte Geftändnis einer großen und reinen Leidenfchaft. Nur wenn man die perfönlichen Erfahrungen des Dichters kennt. kann man fein Werk genießen und wür-d i g e n.

II.

Sullys Werk als pfychologifches Drama.

Ebenfo enthalten die fchönfien Teile der philofophifchen Gedichte und Abhandlungen unferes Denkers ein Gefiändnis feiner moralifchen Kämpfe und inneren Qualen als Forfcher und Philofoph. Eben darin liegt ihr Wert. Sagen wir es frei und offen heraus: Wer in Sullys Werken ein abgefchloffenes Syftem oder hervorragend neue Gedanken zur Methode der philofophifchen Forfchung fucht. wird ohne Zweifel enttäufeht fein. Denn der Dichterphilofoph hat weder eigenartig ver-einfachende Auffaffungen vorgelegt. noch neue Entdeckungen gemacht,

1) Etwas veränderte Überfetzung von I. Schnitzler aus Sullys Sammlung „Lu rie int-Zrjeure, jeuneu 61168. femmes.“

Den ewigen Problemen- die den menfchlichen Geifk befäfäftigen, hat er nicht einmal neuej ungeahnte Seiten abgewonnen. Seine metaphyfifchen Anfchauungen find in fietem Fluß, und das„ eben weil er fie jedes- mal neu erlebt. Aber das Interefiante bei ihm ift eben d a s Ringen mit und nach den Ideenf der nach feiner ganz ,per- fönlichen Eigenart geführte Kampf mit jener „Sphinx-'J mit den höchflen Problemen der Philofophie und Theologiej den er felbfi folgendermaßen befchrieben hat:

Der innere Kampf.

(Sonett.)

In jeder Nacht- die Brufi mit Zweifel neu gefülltj
Fordr' ich die Sphinx heraus- verneinh was nicht bewiefen.
Doch fchrecflicher fleht auf- wenn Stunden fchlaflos fließen-
Das graulieh Unbekannter das mir im .Haupte fchwillt,
Spraihlos- mit offnem Blickz in Finfiernis gehülltf
Beginn* ich dann den Kampf ohn' Ende mit dem Riefenj
Und in dem engen Bett, wo Freud' ift abgewiefenj
Kämpf' ich- bewegungslosz gleiäf einem Grabgebild!
Zuweilen kommt die Mutter) beleuchtet meine Stirne
Und fpricht- da fie erblickt den Schweiß um mein Gehirne:
„Ift dir nicht wohl, mein Sohn? Warum fo fpät gemacht?“
Ich antwort' ihr, gerührt von Mutter Sorg' und Kofenz
Die re>fte Hand am Haupt, die linke auf dem Bufen:
„Mit Gottz o liebe Mutter) durchkämpf' ich diefe Nachti'")

Diefes Ringen mit dem Welträtfel durchzieht Sullys philofophifche Schriften. Zwar leuchtet ihm das Ideal der abfoluten Wahrheit vor- ausf aber niemals vermag er- es zu erreichen. So oft er nämlich eine metaphyfifche Wahrheit mit feinem ganzen Gemütsleben erfafien möchte, kommt ihm fein Verftand in den Weg. Schon Goethe hat erkanntj daß eben das ein eigentümliches Merkmal der franzöfifchen Sinnes- art ift. Diefen Kampf zwifchen Wifien und Glauben, zwifchen Gefühl und Verftand hat Sully Prudhomme wie kein anderer franzöfifcher Diäfter immer und immer wieder dargefiellt. Nirgends aber hat er es an- fchaulicher und ergreifender getan, als in jenem herrlichen „Intus" be-

1) Etwas veränderte überfeßung von I. Schnitzler aus Sullys „l-u 'je intcZr-jenre.“

titelten Gedichtf das Schnitzler für uns form- und wortgetreu überfeßt hatI)

Verfiand und Gefühl.

Zwei Stimmen fireiten nach der Reih'
Mir im Gewühl der Triebe:
Verftand dem Läfiern huldigt frei-
Gerechten Gott erträumt die Liebe.
Zum Herzen redet der Verftand:
- „Die Welt kein guter Vater lenketf
Denn Laiter nur nimmt überhand.“
- Das Herz: „ich glaubh ich hoffe'ß denketz
„O hoffeF glaubez Bruder meinz
Und liebe! Lieb' macht weifeik)
Ich fühle Gottf mein ewig fein!"
- Verfiand jedoch verfeßt: „Beweifel"

Diefe Gewiffenhaftigkeitz die niemals das w a h r f ch e i n l i ch e als fich e r darftellen willz diefe Gewiffensfkrupelnz die um keinen Preis eine Gefühlswahrheit für eine Vernunftwahrheitt ein Werturteil für ein Seinsurteil ausgeben möchtem find der charakteriftifche Zug der Sully Prudhommefchen Methode, Sie führen uns bei ihm zu einer Art „Sehnfuchtphilofophie“ (pvjloaopdje 68 l'aopjratjouP die mit Kants „Kritik der praktifchen Vernunft“ manche Ähnlichkeiten hat,

Das Schönfie bleibt aber die Art und Weife- wie unfer Dichterphilofoph die Tragik der modernen Krifis auf dem philofophifchen und religiöfen Gebiet befchrieben hat. Andere Forfcher werden neuere Auffaffungen der ewigen Probleme vorfchlagen und der Löfung des Welträtfels vielleicht etwas näher treten. Es bleibt nichtsdeftoweniger

1) Diefe fchönez noch ungedruckte l'lberfeßung-wird früher oder fpäterz wie die vorhergehendez mit einigen andern Übertragungen aus Sullys Werken und einer Biographie des Dichters in Buchform erfcheinenX wenn der Verfafier in Frankreich oder auch in Deutfchland einen Verleger findet.

*) An der Stelle diefes Verfes ift auf dem ältefien Manufkript zu lefen:
„'l'n mot-(18 1'jncom1u, je 16 0011W.“
„Du beißefk das Unbekanntef ich breite meine Fittiche darüber!"
was allerdings als Bild etwas gewagt warf aber viel kräftiger klingen würde.

gut und fchön. daß es am Ende des 19. Jahrhunderts einen Denker gegeben hat. der die Unruhe und Herzensbeklemmung feiner Zeitgenoffen in herrlichen Verfen befchrieben hat. Mir ift Sully Prudhomme vor allem als Vertreter einer philofophifchen Angft- und Drangperiode in der Gefchichte der franzöfifchen Metaphyfik. ja des franzöfifchen Geifies überhaupt. lieb und wert. und auch als folcher wird er für die Nachwelt belehrend bleiben. Nur an einem Wendepunkte der franzöfifchen Literatur und Philofophie ift er verfiändlich. Auf dem moralifchen und religiöfen Gebiet ift das Tragifche eben der Ubergang vom Glauben zur Erkenntnis. daß die Objekte diefes Glaubens für uns unerreichbar find. und diefen Ubergang hat Sully Prudhomme in wunderbar fchönen Verfen gefchildert. die in der franzöfifchen Literatur als ein Seitenftück zu Pascals ..P e n f S es" bleiben werdenI)

[II.

Sully Prudhommes Weltfchmerz und melancholifche Stimmung.

Perfönliche Erfahrungen und Enttäufchungen fowie auch moralifche Krifen find alfo die hiftorifchen und pfychologifchen Quellen der Dichtung Sully Prudhommes.

Dies erklärt die melancholifche Stimmung. die fein Werk von Anfang bis zu Ende durchzieht.

Eben weil fein Leben frühzeitig und auf mancherlei Art. befonders durch ein tiefes Herzeleid verbittert wurde. klingt Wehmut als Leitmotiv in feinem Saitenfpiel hervor. denn

Unmerkbar leife fchleichet gerne
Das Schwarze fich vom Aug' ins Herz.

Sully Prudhomme wurde fchon in feiner Iugend tief geprüft. Seinen Vater verlor er früh. und als kleiner. fchwächlicher Knabe wurde er als Kofigänger zuerft in Privatpenfionen. fpäter in einem großen Parifer Gymnafium im modernen Kafernenftil unterrichtet und auferzogen.

1) Was Sully Prudhommes Metaphyfik betrifft. fiehe meine ausführliche Arbeit über ..Sully Prudhomme als Philofoph" in der ..Zeitfchrift für Philofophie undPädagogik.“ Iuli und Auguft 1908. Vgl. Baudler. Sully Prudhommes philofophifche Anfchauungen. Ohligs.1907.

2) Sully Prudhomme. Erfie Trauer. Uberfeßung von Johann Schnißler. Strophe 4.

S ch u l ze i t.

In den diifiern Schulgebäuden
Gibt's Büblein fiets in Trän' und Pein;
Die andern fpielen voller Freudenf
Si e fiehen fern im Hof allein.

Schon damals legte der Schüler die fpätere Gewiffenhaftigkeit an den Tag:

Des Lehrers Blick eregt ihr Schauernf
Bei feinem Schatten bebt ihr Knie:
Solch Kinder Los ift zu bedauern7
Das Leben ift zu hart für fie.

O! wenn er die Lektion nicht könntez
Die Aufgab' brächte nicht zufiand'l
Wenn ein Verweis zu Ohr ihm tönte-
Mit Strafe gar! O welche Säfandik)

Sobald fich der junge Dichten nach kurzer Bekanntfchaft mit den Eifenwerken des Ereufot und mit der dumpfen Luft eines Notariats-bureausf der Poefie widmen konntcf verlor er Schlag auf Schlag den Onkelf der feinen Vater erfeßt hatte- die treue Tantef die ihn fiets mit freudiger Zufiimmung ermuntert und gefiärkt hattef die zärtliche Mutter, deren Liebe auf den fäfwächliihen Knaben gemacht hatte. Die furflft-bare Prüfung hat in Sully Prudhommes Gediäfteu tiefe Spuren hinter-laffen:

Bitte.

Act» wenn du wüßtefir wie man weinetf
Wennf ohne Herd. man lebt allein-
An meiner Wohnung wohl gemeinet
Kämfi du vorbei?)

Diefe Melancholie wird noch dadureh gefieigert, daß er die Löfung der ihn quälenden Fragen nicht erreichen kann:

Daher es kommt* daß all mein Leben
Im Traumef fchwach und ungewiß,

l) Erfie Einfamkeitf in Sully Prudhommes Sammlung „l-e 3 Solituclea", fehr veränderte Überfeßung von Johann Schnivley Strophe 1- 5 und 6.

1') [-28 "einen teuärenßee, Strophe 1,

Ich fäfiepp' ein unheilbares Streben
Nach einem fernen Paradies))

Wenn aber die 'meiften Dichtungen Sully Prudhommes einen fchwermütigen Charakter haben. fo erhebt fich der Verfaffer energifch gegen feiges Sichgehenlaffen. gegen fchwachherzige Tatlofigkeit und weichliche Gefühlfeligkeit. Immer und immer wieder fordert er die Jugend zum mutigen Kampfe auf. und eben darin offenbart fich wieder feine geiftige Überlegenheit über die gewöhnliche Gefühlslyrik. _Er verlangt männliche Arbeit und Energie.

..Haft du jemals." ruft er in einem ungedruckten Fragment einem modernen Dandy zu. ..haft du jemals im Schweiße deines Antlißes gearbeitet. haft du je deinem Mitmenfchen irgend welchen Dienft geleifiet? Niemals! Deshalb wird auch dein Tod von keinem Menfchen betrauert werden!"

Und in einem ungedruckten Gedicht ruft er dem Iünglinge zu. der feine Jugend feffel- und pflichtenlos in heiterem Genuffe zubringen möchte. daß jeder Mann hienieden ernfte Pflichten zu erfüllen hat und daß keiner allein und zurückgezogen leben darf:

Komm und wandere nicht allein auf dem einfamen Pfade.
Suche breitere Wege. die der ganzen Menfchheit bekannt find.
Einheit allein macht die Menfchen gerechter und ftärker und beffer.
Einig vollenden fie das. was einzeln keiner vollbracht hätte?)

Schon in der größeren Rhapfodie „1. n el u 8 tja 8“ und fpäter im philofophifchen Gedicht „h6 8 0 n ue u r“ erinnert der Denker daran. daß nur der durch eigene Mühe und Arbeit errungene Genuß wohltuend ift. Daher verwünfcht er in einem Sonett an Mufiet die feige Todestraurigkeit. die denfelben fchließlich zugrunde richtete: ..Wäreft du nicht wirklich groß." ruft er ihm zu. ..fo wiirde ich dich unmännlich nennen, denn der Verzweiflung Ioch darf und will ich nicht auf mich nehmen . . . Bett-achte doch. wie ein Leonidas. ein Spartakus mannhaft gekämpft haben!"

Aus diefer tiefernften Lebensauffaffung ging in Sullys lehren Jahren jene ftoifche Heiterkeit. jene feierliche Erhabenheit hervor. die fich in feinen letzten gedruckten und befonders ungedruckten Dichtungen kundgeben,

l) Das Muttermal. aus [-98 801jtuäefl. überfeßung von I. Schnitzler. Strophe 8.
L) Eigene Überfeßung.

Nichts könnte wohl von diefer letzten Periode einen genaueren
Begriff geben. als folgendes Sonett. das einem nachgelaffenen Werk
entnommen ift. welches nächftens bei Lemerre in Paris erfcheinen wirdc')
Mein Lebenslauf.
(Sonett)
..Meinen Geburtstag will ich nicht verdammen; Gott hat mia; hart
geprüft. aber er hat mir auch viel gegeben. und ich werde mich nicht be-
klagen. das Leben gekannt zu haben:"
...le 110 1110 plaincirai 1188 0'111'011* 00111111 ln. rie.“
..Die ferne Glückfeligkeit. die ich erreichen wollte. ift mir entgangen.
Ruhig und finnend erwarte ich jetzt. was mir befchieden ift. Warum
follte mich die Zukunft beängftigen. Meine Seele ifi völlig gefättigt:"
,.(Zu'iwporte l'arenir? 111011 Q1119. eat 1188011710.“
..Meiner Jugend Baum war ehrgeizig. tollkühn. voll Saft und
Hoffnung. Ach! des Lebens Stürme haben fein Laub gefchüttelt und nach
allen Richtungen zerftreut:"
„Um-bm! (10 111er jeunedae (Zenit ambitienx.
17011 cke-spain et (16 8079, 11018.8! et lea Magen,
Zecouant nu rat-clone, e11 0111: 891110 leo eien! . . .“
..Doch die füße Erinnerung ift der Jahre Ahrenlefer; und niemals
gelang es der dahinfließenden Zeit. alles fo vollkommen in Vergeffenheit
geraten zu laffen. daß nicht mindeftens ein e Blume im Felde der
Vergangenheit bliebec"
„Unia 18 (101111 80n1-611i1- eat 19 .2181113111- äen uses,
Lt 1'011bli n'n jamain oi bien tout eiknas
0117i] 119 rente 11110 110111- clana le edump (111 1111885.“
17.
Andere Eigenfchaften der Dichtungen Sully
Prudhommes.
Neben den vorhergehenden Eigenfchaften. die Sully Prudhomme
unter den meiften andern franzöfifchen Dichtern kennzeichnen. hat

1) A. 8. Das Werk ift während des Drucks diefer Arbeit unter
dem Titel „11) 1) a 1- e 8“ erfchienen.

4
cv-,
Jahrgang
1 9 o 8
*1".
x
.k ..
- , f??
. *7'
_.
4".

Raphael: binÃ¤onna (191 (Iran Duden.
Zum Effay von Paul G. Konodo.


EMPTY

Sullys Werk äahlreiche Vorzüge. die fchon bei den Vorgängern des Denkers mehr oder weniger zu finden findI)
Eben weil er ein fcharfer Pfycholog ifi. befißt Sully eine außer-ordentliche Virtuofität in der Darfiellung und Beobachtung. Seine Schilderungen ver-fetten uns rafch in die von ihm beabfichtigte und tief empfundene Gemütsfiimmung. Er hat eine ganz befondere Vorliebe für Vergleichungen zwifchen den äußeren Erfcheinungen und den inner-fien Empfindungen des Menfchen. Eine Blume. ein Vogelt eine Wolke. ein Sturm und fogar einige Tautropfen genügen ihm. um die zartefien Gefühle auszudrücken. Die Lefer diefer Zeitfchrift werden diefe Kunfi in der hübfchen liberfeßuug der Zerfprungenen Blumenvafez des Taus von Lina Friedländer'i) und in den Ketten von J, Schnitzler würdigen können.
In jedem Ding, drin Gott verhüllte Poefie. fieht der Dichter eine (elende Seele; denn

Die Luft von Lauten rings erbebetz
Doch woher kommt die innre Luft.
Womit fie füllet unfre Brufi.
Wenn eine Stimme fie belebet?
In Herz und Stirn. ob fern dem Licht.
Fühl' ich daß eine Seele firebtz
Wer zweifelt forfch. ob fie befieht.,
IG laß fie fcheinen im GedichM)

Wie die Romantiker hat Sully Prudhomme die Natur in fchönen Verfen gefchildert. Seine Befehreibungen *der römifchen Campagna und des Lateranplaßes in Nom wirken auf uns wie ein Gemälde von Claude Lorrain. und der melodifche Rhythmus gibt den unnachahmlichen Reiz wiederz der über jene Landfchaft ausgegofien ifi. Wie fchön hat er den So nnenaufgang. den gefiirnten Himmel. die Milch-fi r a ß e gefeiert!

1) Vergleiche M e i ß n ers vortreffliche Brofchüre über Sully P r u d h o m m e t Vafel, 189b, S. 33-36.
2) Diefe überfeßungen erfcheinen in diefem Hefte.
Ö) Die Seele. Uberfeßung von J. Säznißler. aus [aa 'je i n t E r i 0. u 1- 9, ,

'Die Milchfiraße.

- Sagt mir. o liebe Sternelein.
Der Götter und Gefchöpfe Ahnen.
Warum im Aug' euch Tränen fchwanen?
W Sie fpralhen: Ach. wir find allein!
Ein jeder von uns ift fehr ferne
Von dem. der euch fo nah uns fcheint;
Die kofend. wonnevolle Wärme
Ifi keinem andern zart vereintk)

Wie malerifch find aua) die einfachften Naturbilder dargeftellt! Wie harmonifch und majeftätifch gleiten im „l-L Eygue“ betitelten Gedicht Sullys Verfe daher. als ob fie mit ihren fanften. wohlklingenden Tönen den auf ruhiger Wafferfläche fchwimmenden Schwan nachahmen wollten!

Det-Schwan.

Geräufchlos auf dem See. wo glatt die Waffer fließen.
Treibt. gleitend fanft. der Schwan mit ruderförmigen Füßen
Die Wellen vor fich hin.2)

Bald haben wir in heroifchen Strophen die feierliche Einfachheit eines antiken Dichters;

Den Henkelkrug auf Schulter. die Hand an Hilft' gekehret.
Gehn hin die Danaiden in Hades düfierm Grund))
(..Die Danaiden“.)

Bald genießen wir den poetifchen Schwung. die melodifche Bündigkeit eines modernen Lyrikers:

Das Ideal.

Voll ift der Mond. der Himmel hell.
Sternelein funkeln. bleich ifi die Erde.
In Lüften fchwebt der Welten Seel'.
Mein Sehnen gilt dem höchften Sterne.*)

1).Die Milchfiraße. llberfeßt von Schnitzler. aus [tea 801 i-
t 11c16 8 . Strophe 5.
2) l'lberfelzung von Schnißler. aus [-68 Zolitnclea.
3) bislang-en. l
4) Lineal, eigene. ungedruckte Uberfeßung.

Seufzer.

In Tränen heißen
Langfam verfiegenr
Still fich verzehren
In heimlichem Lieben.
Immer aufs neue
Jhr Bild zu befchwörem
Täglich voll Neue
Sich wieder betörenf
Immer fie liebenf
Lieben auf immer!
_.,])'uu muour toujours plus teuclre
'l'oujours 1'8imer.“1)

D i e F r e u d e.

Immer zum Lieben
Die Arme ihr reichen.
Und doch nicht fliehen.
O Schmerz, o Freude!
O Liebf o Leidenr
Wann wirft du fcheiden?
Ach, für eine fel'ge Stunde
Nimm ein Jahr von Schmerzen anl")
„your uue [teure (19 "joie unique ei: .uns retour.
kour uue bear-e, tu peu!, tu (Lois aimer 1a rie!“

Wie nur wenige franzöfifche Dichter trifft Sully Prudhomme in folchen Liedern den volkstümlichen Ton der deutfchen Lyrik. So auch im kurzen Gedicht „Wenn Gott ich wärm- das Fräulein Friedländer für „Nord und Süd" überfeßt hat. Öfters find Sullys Dichtungen fo lieblich und wohlklingendr daß fie fich vorzüglich zu mufikalifcher Kompofition eignen würden.

Bedenkliehkeit (Zcrupule).

Ich wollt' fo gern ihr etwas fagen,
Und kann es nicht;
Das Wörtchen möchte zu viel wagenf
Wie [eis es 'fpricift.9)

1) 8 0 u pi l* , eigener ungedruckte Übertragung.
2) [ta joje, eigene Nachahmung.
“) jlberfetzung von J. Säfnißlerf aus l- e 8 Z 0 | j f ll (L e 8 r Strophe 1.

Endlich finden wir in Sullys Dichtungen fchon etwas von jenen chriftlich-fozialen Anfchauungen. die der ältere Denker fpäter in einem noch ungedruckten Buch ..Der Befiß des Menfchen durch den Menfchen" ausführlich dargefiellt hat.
Der Anblick gefchichtlicher Denkmäler erweckt gewöhnlich bei andern Dichtern hiftorifche Ausblicke oder philefophifche Gedanken über die Hinfälligkeit irdifcher Macht.
Sully Prudhomme aber gedenkt dabei vor allem der entfeßlichen Mühe und Not. dcs tiefen Elendes derjenigen. die Jahrzehnte lang daran gebaut haben. und der Hoffart und Prunkfucht derer. die fie aufrichten ließen.
Während z. B. das Koloffeum in Rom feiner architektonifchen Pracht wegen allgemein bewundert wird. entlockt es unferm Denker einen wahren Schrei der Entrüftung iiber die brutale Tyrannei. die feinen Bau möglich gemacht hat.
Die Macht ohne Liebe werde ich nicht begrüßen!
„Jo ue trainer-ni [uns 19. force nana l'nmonrX")
Alfo vor allem bekümmert ihn das unglückliche Los derjenigen. die im Dienfie der Cäfaren leiden und unterliegen mußten.
So treffen wir auch hier bei Sullp Prudhomme nicht nur tiefe. felbftändige Gedanken. fondern vor allem ein Herz voll Mitgefühl fiir die leidende Menfchheit.
'3 -Z- :k-
Jn Sullys Dichtungen finden wir alfo immer ein Bild feiner ichönen Seele. Solange man den Dichter felbft nnd feine perfönlichen Erlebniffe nicht kannte. konnte man feine Werke nicht würdigen. wie fie es verdienen. Nun aber. da wir feine Erfahrungen. feine Leidenfchaften. feine Hoffnungen und Enttäufchungen. fein nie erreichtes Ideal und feine Schmerzen kennen. werden wir in ihm einen der wohltuendfien franzöfifchen Dichter erkennen.
Denn. indem er dichtet. erholt er fich. ganz wie Goethe. von feinen tieffien Schmerzen.
..Ich halte meine Tränen zurück. um fie als Ta u -
tropfen aufs Herz zurückfallen zu laffen.“ fchreibt er
in einem fchönen. ungedruckten Fragment . . . ..Ein Gediäft ift nicht für alle Welt gefchriebenz es gilt denjenigen. die fähig find. den .Schmerz

1) Eroqnio: italien-e.

des Sängers zu empfinden. Diefe Mitteilung muß alfo' diskret. ac] vomjnem, geheimnisvoll fein."

Und in einem rührenden, tiefempfundenen Brief an feinen treuen Freund. den berühmten Schaufpieler Mounet Sully. fchrieb er im Jahre 1879:

..Wer wird doch jene tiefe. herrliche Wonne befchreiben können. die der wahre Dichter empfindet. wenn er in der harmonifchen Melodie des Verfes feine aufrichtigfien menfchlichen Enttäufchungen und Erregungen ausdrücken darf. Eben dadurch wird ein wahrer Dichter getröfiet. beruhigt. ermutigt. gefiärkt. Indem er feine Schmerzen poetifch ausdrückt. fühlt er ihren Stachel weniger, Anfiatt durch eine künftliche Bearbeitung entweiht zu fein. werden Kummer und Trauer durch diefelbe fozufagen geheiligt."

Deshalb wird auch Sullys aufrichtiges. aus einem glühenden. gequälten Herzen hervorgegangenes Werk eine befänftigende. verföhnende Wirkung haben.

Und diefe wohltuende Wirkung wird um fo ergreifender und ficherer fein. je tiefer der Dichter und Denker alle Gemütsbewegungen. alle Schmerzen. Enttäufchungen und Erfahrungen des modernen Menfchen empfunden hat.

Wenn Sully Prudhomme alfo durch die Erhabenheit der Gedanken. durch die würdige Ruhe. durch die Achtung vor den alten Sprach- und Versgefeßen kla f f i f ch ift. fo ift er durchaus m o de r n in feinem unbefriedigten Wiffensdurft. m o d ern in feinem unermüdlichen wiffenfchaftlichen Feuereifer. m odern durch das Verftändnis der Naturfchönheiten. m o d e r n im Gefühl. und Gemüt. m o d e r n in feiner Liebe zu feinen Mitmenfchen. befonders zu den Kleinen und Unterdrückten.

Somit erreicht auch unfer Dichter das Ziel. das er fich am Ende feines großen „Gerechtigkeit" betitelten Gedichtes gefeßt hat. nämlich dem Guten undWahren den Sieg über das Böfe und über die Lüge zu verfchaffen.

„'1'0nj0urs les causes mngnsnicues
0nt leur triompbe, leur 0o prompt:
[knows par ls'sang (les rictimss.
les 01irisrs triarnpheroutFf

_M
M

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg,
Komödie in fünf Akten.
Deutfch von Siegfried Trebitfeh.
Schluß,
Vierter Akt:

Im Atelier. Das Ruhebett ifi nach rückwärts an die Wand gez iehoben. Der venetianifehe Senator liegt zufammengekniat auf der Erde; aber der Tod fivt. die Siehe] irn Schoß. an feinem Play; in der einen Hand. die auf fein .Knie gefiüßt iii. hält er fein Stundenglas. die andere .hand ifi in die Seite gefiemrnt. Auf dem Hutfiänder hängen die Hüte von Sie Patrick und B. B. Walpole. zum Ausgehen angekleidet. ifi eben einge: treten. Man klopft. Cr öffnet die Tür und findet Ridgeon draußen.

W a l p o l e:
Heda. Ridgeon! (Sie gehen zufammeu ins Zimmer. legen ihre Hand: fchuhe und Hüte ab und tun fie auf die Cfkrade.)

R i d g e o n:
Was ift paffiert? .hat man Sie auch hergebeten?

W a l p o l e:
Man hat uns alle hergebeten; Ich komme foeben. ich habe ihn noch nicht gefehen. Die Scheuer-frau fagt. daß der alte Paddy Stillen feit einer halben Stunde mit B. B. hier ifi. (Sie Patrick tritt aus den inneren Ge- mächern ein.) Na. was gibt's?

Sir Pa trick:
Gehen Sie hinein und überzeugen fich felbfi. B. B. ifi mit ihm drin. (Wakpole geht ab, Ridgeon bleibt. um mit Sir Patrick zu fprechen.)

R i d g e o n:
Was ifi denn gefchehen?

S i r P a t r i ck:
Erinnern Sie fich an den Arm der Jane Mar-fh?

R i d g e o n:
Das ifi es alfo?

S i r P a t r i cf:
Das ifi esj jawohl. Seine Lunge ifi gefchwunden wie Ianes Arm. Ich habe einen folrhen Fall noch nie gefehen. Er hat nach dreimonatlicher Behandlung in drei Tagen die galoppierende Schwindfucht bekommen.
R i d g e o n:
B. B. fcheint in die negative Phafe eingegriffen zu haben.
Sir Patrick:
Negativ oder pofitivf* mit dem Burfchen ift es aus. Er wird den Abend nicht überleben, Er wird plötzlich fierben. Ich habe das oft gefehen.
R i d g e o n:
Vorausgefeßtf daß er fiirbtj bevor feine Frau ihn kennen lerntj habe ich nichts dagegen. Ich habe das genau fo erwartet. '
S ir Patrick: _
Es ifi fehr hart für einen Menfchenj getötet zu werdenf weil feine Frau eine zu hohe Meinung von ihm hat. Glücklicherweife ifi die Gefahr nicht großf daß das vielen von uns paffiert, (V, V. kommt herein und fillrzt fich zwifchen die beiden.)
B. B.:
Ah. Da find Siej Ridgeoih Paddy hat Ihnen natiirlich fchon alles erzählt.
R id g e o n :
Ia.
B. B.:
Der Fall ifi ungeheuer intereffant. Bei Jupiter?- wiffen Siej Colin*- wär's nicht einfach eine wiffenfayaftliche Tatfachej daß ich die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt habej ich wurde glaubenj die anderen Dinger angeregt zn haben. Wie ift das nur zu erklärem Sir Patrick? Wie legen Sie fich das zurechh Nidgeon? Haben wir die Bildung der Phagochten zu fe h r angeregt? Haben fie nicht nur die Bazillen aufgefreffenj fondern auch die roten Blutkörperchen angegriffen und ebenfalls zerfibrt: das halt' ich für möglichy in Anbetracht der Bläffe des Patienten. Oder find die Phagochten fchließlich die Lunge felber angegangen? Oder zerftbren die fich gegenfeitig? Ich werde über diefen Fall eine Brofchüre frhreiben. (Walpole kommt zurück. Er tritt zwifchen B. B, und Nidgeon.)
W a l p o l e:
Mein Goth B. B.! Diesmal haben Sie's vollbracht.

B. B.:
Was?
W a l p o l e:
Ihn getötet. Der fchlimmfie Fall vernachläffigter Blutvergiftung„ der mir jemals unter-gekommen ifi. Jetzt ifi es zu fpcit. Er wurde in der Narkoie fierben.
B. B.:
Wahrhaftigz Walpole- ich wurde diefen Ausdruck gewaltig krumm nehmen- wenn man Ihre Monomanie nicht kennte. Getötetl
S i r P a trick:
Man höre fie nurh man höre fie nur! Wenn i h r beide erfi fo viele Menfchen getötet habt7 wie ich zu meiner Zeitz werdet ihr wohl 'n bißchen beicheidener fein. Gehen Sie und fehen fich ihn an- Colly. (Ridgeon und Sie Patrick gehen ins Nebenzimmer.)
W a l p o l e:
Ich bitte Sie um Verzeihung B. V.: Aber es war Blutvergiftung.
B. B.:
Mein lieber Walpolez je d e Kra n k h e it ifi Blutvergiftung. Aber meiner Treu- Ridgeons Zeug werde ich von nun an ausweichen. Der Grundz warum ich gegen dasz was Sie eben fagtenz fo empfindlich hinx ifi- im Vertrauen. unter uns gefprochen derx daß Ridg e on unferm jungen Freund die lehte Suppe gekocht hat. (Jennifer tritt ein und kommt zwiichen die beiden. Sie trägt eine Hausmädchenfchürze.)
Frau Dubedat:
Sir Ralph- was folk ich tun? Der Mann- der mich abiolut fprechen wolltex läßt fagen- feine Sache lei fiir Louis von großer Wichtigkeit - er ifi Reporter. Heute früh ifi in der Zeitung eine Notiz erfchienenz die Louis' ernfiliche Erkrankung meldetz und diefer Herr will ihn dariiber interviewen. Wie können Menfchen nur fo brutal gefühllos fein?
W a l p ol e:
Uberlaffen Sie ihn mir, Ich werde mit ihm fchon fertig werden. (er bewegt fich voller Rachegefilhle nach der Tür.)
F r a u D u b e d a t
(hält ihn zurück): Aber Louis befieht daraufz ihn zu empfangen: er hat über mein Zögern fafi zu weinen angefangen. Er klagt auch- daß er es in feinem Zimmer nicht langer aushalte. Er iagtx (fie kämpft mit einem Schluchten) fierben wolle er in [einem Atelier. Sir Patrick meint-

man foll ihm feinen Willen laffen: es könne weiter nicht fchaden. Was follen wir tun?
B. V.
(ermutigend): Selbfiverfiändlich den ausgezeichneten Rat Sir Patricks befolgen. Wie er ganz richtig fagt. kann das nicht fchaden: es wird ihm zeifellos gut tun - fogar fehr gut. Er wird fich dann wohler fühlen.
F r a u D u b e d at
(ein wenig heiter): Wollen Sie fo gut fein. Doktor Walpole. und den Herrn alfo hier hereinführen und ihm fagen. daß er Louis fehen könne. aber nicht viel mit ihm fprechen din-fe? (Walpole nickt und geht durch die Außentür ab.) Sir Ralph. feien Sie mir nicht böfe. aber Louis fiirbt. wenn er hier bleibt. Ich muß ihn nach Cornwall bringen. Dort wird er wieder wohler!
B. B.:
Das follen Sie. Gewiß follen Sie das. Cornwall! Das ift der richtige Ort für ihn! Wundervoll für die Lunge! Dumm von mir. daß ich nicht fchon früher daran gedacht habe.
Frau Dubedat:
Sie find fo gütig. Sir Ralph. Aber geben Sie mir nicht zu viel Hoffnung. fonfi wein' ich; und das kann Louis nicht vertragen.
B. B.:
Dann wollen wir aber zu ihm zurückgehen und ihn hereintragen helfen. Cornwall. natürlich. natürliaj. Das ift das Richtige! (Sie gehen zu: fatnmen ins Schlafzimmer.) (Walpole kehrt mit dent Reporter zurück. einem heitern freundlichen. jungen Mann. der fiir fein Gefchäft aber ganz unbefähigt ift: es ift ihm nämlich nicht möglich. bei der Sache zu bleiben; er hat ein angeborenes Talent. von jedem Gegenfiand abzuirren. was ihn unfähig macht. irgend etwas. das er gefehen. genau zu befchreiben oder irgend etwas. das er gehört hat. ordentlich zu kapieren und wieder-zugeben. Da die einzige Befchäftigung. _ bei der diefe Defekte irrelevant find. der Journalismus ift - eine Zeitung braucht fich ja nicht nach ihren Befchreibungen und Auffäßen zu richten. fondern fie bloß an neugierige Faulpelze zu verkaufen. hat daher für Genauigkeit und Wahrhaftigkeit keine Verwendung -- fo mußte er durch eine Forcnz majouro Journalift werden und muß zufehen. wie er int täglichen Kampf mit feiner eigenen Unbefchlagenheit und feinen prekären Umfländen den .Kopf oben behält. Er hat ein Notizbuch bei fich und verfucht gelegentlich eine Notiz zu machen. da er aber nicht ftenographieren und auf keine Weife fchnell fchreiben kann. gibt er das. ehe er einen Satz zuflande gebracht hat. gewöhnlich als verlorene Mühe auf.)

R e p o r t e r
(blickt umher und macht unbefiimmte Notizen): Das ifi wohl das Atelier. nicht wahr?
W al p o l e:
Ja.
R e p o r t e r:
Wo er feine Modelle hat. nicht?
W a l p o l e:
Zweifellos.
R e p o r t e r:
Euderkeln hat er. fagten Sie?
W a l p o l e:
Ia. Tuberkeln.
R e p o r t e r:
Wie buchfiabieren Sie das: E-u-d-e-r-k-e-l-n oder- ck -?
W a l p ol e:
Tuberkel. Menfch. nicht Euderkel. T-u-b--e-r-k-e-l.
R e p o r t e r:
Oh! Tuberkeln. Ifi wohl irgend eine Krankheit. Ich dachte. er hätte Schwindfucht. Sind Sie ein Familienmitglied oder der Arzt?
W a l p o l e:
Weder das eine noch das andere. Ich bin der bekannte Operateur Eutler Walpole. Notieren Sie das. Dann notieren Sie Sir Eolenfo Ridgeon.
R e p o r t e r:
Pidgeon?
W a l p o l e:
Ridgeon. (Ihm das Buch entreißend.) Geben Sie her: Sie täten beffer. mich die Namen für Sie fchreiben zu laffen. Sie werden licher alles falfeh notieren. Das kommt davon. wenn man keinen wiffenfchaftlichen Beruf ausübt ohne Befähigungsnachweis und ohne öffentliche Ne-gifirierung. (Er fchreibt die Einzelheiten auf.)
R e p o r t e r:
Oh. Sie haben es aber fcharf auf uns abgefehen?
W a l p o l e:
In) wollte. ich hätt's auf Sie abgefehen: ich wiirde einen Menfchen aus Ihnen machen. Geben Sie jeht acht. (Ihm das Buch zeigend.) Da fiehen die drei Namen der drei Ärzte. Das ifi der Name des Patienten. Das ifi feine Adreffe. Das ifi der Name der Krankheit. (Er fchließt mit

einem Klaps das Buch des Journalifien. der dabei zufamncenfährt. und wendet fich ihm wieder zu.) Herr Dubedat wird gleich hierher gebracht werden. Er empfängt Sie. weil er nicht weiß. wie fehlecht es um ihn fieht. Wir wollen Ihnen einige Minuten erlauben. um ihm den Willen zu tun; aber fobald Sie mit ihm plaudern. müffen Sie raus. Er kann jeden Augenblick fierben.

R e p o r t e r

(neugierig): Steht es fo fchlecht um ihn? Ich_fag's ja. heute habe ich Glück.

Walpole:

Still. (Der Reporter feßt fich rafch auf den Klavierbock. Dubedat wird in einem Krankenfeffel von Frau Dubedat und B. B. hereingerollt. Sie rollen ihn zwifchen die Efirade und das Sofa. wo die Staffelei friiher gefianden hat. Er ifk nicht verändert. wie es ein ftarker Mann wäre. und nicht abgemagert. Seine Augen fehen größer aus. und körperlich ift er fo fchwach. daß er fich kaum bewegen kann und vollfiiindig ermattet in den Kiffen liegt; aber fein Geift ift rege; er fchlägt aus [einer Lage fo viel wie möglich heraus. indem er in der Schlaffheit Wollufi und im Tod ein Drama erblickt. Er macht auf alle gegen ihren Willen einen fiarken Eindruck. mit Ausnahme von Ridgeon. der ganz ungerührt ifi. Er folgt dem Stuhl mit einem Teebrett mit Milch und Stimulantien. Sir Patrick. der ihn begleitet. nimmt den Teetifch von der Wand und fiellt ihn hinter den Stuhl für das Tablett, B. V. nimmt den Atelierfiuhl und fkellt ihn für Jennifer an Dubedats Seite. in die Nähe der Efirade. von welcher die Gliederpuppe den fierbenden Künfller anfiarrt. V. V. kehrt zu Dubedats Linken zurück. Jennifer feßt fich. Walpole feßt fich auf den Rand der Efirade in die Ecke. der Gliederpuppe gegenüber.)

L o u i s

(felig): Hier ifi das Glück! Im Atelier ifi das Glück! Das Glück!

Frau Dubedat:

Ia. du Lieber. Sie Patrick gefiattet dir. hier fo lange zu bleiben. wie du willfi.

(Eine Paufe.)

L o u i s:

Jennifer.

Frau Dubedat:

Ia. Liebling.

L o u i s:

Ifi der Journalift da?

R e p o r t e r
(eilfertig): Iawohl. Herr Dubedat. Hier bin ich. zu Ihren Dienfien. Ich repräfentiere die Preffe. Ich dachte. Sie ließen uns wohl noch 'n paar Worte zukommen. was Sie >- was Sie -- na. was Sie für die kommende Saifon vorhaben,
L o u i s:
Ich habe für die nächfie Saifon etwas ganz Einfaches vor. Ich werde fterben.
F r a u D u b e d a t
(gequält): Liebfier - liebfier -
L o u i s:
Ich bin fehr fchwach und müde. Du denkft doch nicht. daß ich mir die abfcheuliche Mühe nehme. fo zu tun. als wüßte ich das nicht. Als ich da lag. hab' ich alles. was die Ärzte fagten. gehört - und in mich hinein gelacht. Sie wiffen Befcheid! Nur nicht weinen. Liebfie: weinen macht dich häßlich. und da s kann ich nicht ertragen. (Sie trocknet fich die Augen und gibt fich einen fiolzen Ruck.) Du mußt mir etwas verfprecheu.
Frau Dubedat:
Du weißt ja. daß ich alles tu. Nur nicht fprechen. Liebfier: das nimmt dir deine Kraft.
L o u i s:
Nein. das braucht fie bloß auf. Ridgeon. geben Sie mir gefälligfi was. was mich für'n paar Minuten in Gang hält-nicht eins von Ihren verdammten Antitorinen! Ich hab' vor der Abreife noch was zu fagen.
Ridgeon
(fieht Sir Patrick an): Ich glaube. es kann nicht fchaden. (Er inifcht etwas Branntwein und Selters).
S i r P a t r i ck:
Tun Sie's in Milch. Sonfi hufiet er. (Ridgeon füllt das Glas mit Milch und gibt es Louis.)
L o u i s
(nachdem er getrunken): Jennifer.
Frau Dubedat:
Ia. Lieber.
L o u i s:
Wenn ich etwas über alles haffe. fo ift es eine Witwe. Verfprich mir. daß du niemals Witwe fein wirft.

Frau Dubedat:
Wie meinfi du das?
L o u i s:
Du follft fchdn ausfehn. Die Menfchen follen es in deinen Augen lefen. daß du mit mir verheiratet warft. Die Italiener pflegten einfk auf Dante zu zeigen und zu fagen: ..Da geht der Mann. der in der Hölle war." Ich will. daßZfie auf dich zeigen und fagen: ..Hier geht die Frau. die im Himmel war.“ Es ift der Himmel gewefen. Schuh. nicht wahr - manchmal?
Frau Dubedat:
Oh ja. ja. immer. immer.
L o u i s:
Wenn du Trauer trägfi und weinft. werden die Leute fagen: ..Seht die Unfelige an. ihr Gatte hat fie elend gemacht.“
Frau Dubedat:
Nein. niemals. DuZbifi das Licht und der Segen meines Lebens, Ich habe nicht gelebt. bevor ich dich kannte.
L o u i s:
Dann mußt du immer wunderbare Kleider und herrliche. zauberhaft glänzende IuwelenZtragen. Denke nur an alle die himmlifchen Bilder. die ich niemals malen werde. (Sie erzwingt einen fürchterliÖen Sieg über ihr Schluchzen.) Die Schönheit aller jener Bilder muß dich ver- klaren. Dein Anblick muß den Menfehen Träume fchenken. wie fie ihnen niemals irgend ein Geklecks mit Farbe und Pinfel hat fchenken können. Die Maler miiffen dich malen. wie fie nie zuvor irgend ein fterbliches Weib gemalt haben. Es muß dich eine große Tradition von Schönheit. eine ganze Atmofphäre von Zauber und Romantik umgeben. Das follen die Menfchen immer fühlen. wenn fie an mich denken. Das ifi die Art Unfterblichkeit. die ich mir wimfche. Du kannft fie mir fchenken. Jennifer. Es gibt gar viele Dinge. die jedes Straßenweib verfieht und die du nicht verftehft; aber dies kannft nur du verfiehen und es voll- bringen: niemand fonft! Verfprich mir. daß du niemals durch die arm- felige Hölle mit all dem gemeinen Unfinn von Trauerfchleiern. Weinen. Leichenbefiattungsfzenen und hinwelkenden Blumen fchreiten wirft.
Frau Dubedat:
Ich verfpreche dir das. Aber das alles fieht ja noch in weitem Felde. Liebfter. Du wirft mit mir nach Cornwall gehen und gefund werden, Sir Ralph hat das auch gefagt.

L o ui s:
Armer alter B. B.!
B. B.
(zu Tränen gerührt. wendet fich ab und flüfiert Sir Patrick zu): Armer Junge! Das Gehirn nicht mehr klar.
L o u i s:
Ifi Sir Patrick da?
S i r P a trick:
Ja. ja. Hier bin ich.
L o u i s:
Nehmen Sie doch Platz. Sie alter Mann dürfen doch nicht ftehen.
S i r P a tr i ck:
"'Ia. ja. Danke. Schon gut.
L o u i s:
Jennifer.
Frau Dubg'edat:
Ja. Liebling.
L o u is:
Erinnerfi du dich an den brennenden Bufch?
Frau Dubedat:
Ja. ja. Oh. mein Geliebter. es preßt mir das Herz zufammen. jeßt daran denken zu follen!
L o u i s:
Wirklich? Mich erfüllt es mit Freude. Erzähle es ihnen.
Frau Dubedat:
Es gibt nicht viel zu erzählen. Als wir einmal in meiner Heimat in Cornwall das erfie Wintec-feuer anzündeten und durch das Fenf'ier blickten. fahen wir. wie die Flammen in einem Bufch im Garten tanzten.
L o u i s:
War das ein Farbenfpiel! Granatfarbe. Es wogte wie Seide. Eine * flüffige herrliche Flamme. die durch die Lorbeer-blätter flog. ohne fie zu verbrennen. Wohlan! Eine folche Flamme werde ich fein. *Es tut mir leid. die armen kleinen Würmer um eine Mahlzeit zu betrügen; aber mein Ende fei die Flamme im brennenden Bufch! Wann immer du fie wieder fehen wirft. Jennifer. denke dran. daß ich die Flamme bin. Verfprich mir. daß in) verbrannt werde.
Frau Dubedat:
Oh. könnt' ich es doch mit dir. Louis!

in
ifche Kunfi".
San Gregorio
Zum Effah über „Span
Kirchenfaffade
Valladoli .
O'.- - - _GJ
, e »Wide
. u. . .,
, ...1 . .. e ., r . .r . . e.
1*. * c . . t U 7.' .
. 4 . . . , .
. , ... e. .
. n , . . . r . x , . .t . .. . . . e
l . . a ..i . o- . . 1 . 7 F .e e . . t,
... ...2 . . t . . . l . . . k
x ...-u., . . . t . ,
. :
. , , ,. .. t, . "tüv , .
._ . . , ... *... ,. , ... ,. , . . . -.'.tlkquÜtI N
. c . c i . a 1 . e,-
, j '
.il-,l ...
,
.1 . ...MW .
„..v'f'k' . . . . i. .
... ...LBV-'.1 "...-.-

(ina-mx-
0.-' 'l' rl c' *
/
uncut-:Will

L o u i s:
Nein. du mußt immer im Garten fein. wenn der Bufch aufflammt. Du bift mein Halt in der Welt: du bifi meine Unfterblichkeit. Verfprich mir das.
Frau Dubedat:
Ich höre. Ich werde es nicht vergeffen. Du weißt. daß ich's dir verfprech'.
L o u i s:
Es ifi gut. das ift wohl alles. verfprich mir nur noch. daß du für meine Bilder eine Einzelausfiellung veranfialten wirft. Deinen Augen vertrau' ich. Du wirft niemandem gefiatten. fie zu berühren.
Frau Dubedat:
Du kannfi dich auf mich verlaffen.
L o u is:
Dann gibt es nichts mehr. was mir Sorge macht. nicht? Gib mir etwas Milch. Ich bin fchrecklich abgefpannt; wenn ich aber aufhöre. kann ich nie wieder anfangen. (B. B. reicht ihm einen Trunk. Er nimmt ihn und fieht V. V. verfchmißt an): Hören Sie. B. B.. glauben Sie. daß irgend etwas Sie zum Schweigen bringen könnte?
B. B,
(beinahe faffungslos): Er verwechfelt mich mit Ihnen. Paddy. Armer Kerl! Armer Kerl!
L o u i s:
Ich hatte fonfi immer entfeizliche Angfi vor dem Tod. jeßt aber. wo er naht. bin ich furchtlos und vollkommen glücklich. Jennifer.
Frau Dubedat;
Ia. Lieber.
L o u i s:
Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Manchmal dachte ich. unfere Heirat fei nur Verfiellung und eines Tages wurde ich mich freimachen und davon laufen. Aber jetzt. wo das Schickfal mich freimacht. ob ich nun will oder nicht. liebe ich dich ganz und gar und bin vollkommen zufrieden; weil ich als ein Teil von dir und nicht als mein läfiiges Selbfi leben werde.
Frau Dubedat:
Bleib bei mir. Louis. Oh verlaß mich nicht. Geliebter.
L o u i s:
Ich bin nicht felbfifüchtig. oh nein. *Trotz all' meiner Fehler glaube ich

nicht. daß ich immer felbfifiichtig gewefen bin. Das kann kein Künfiler fein: die Kunfi ift zu groß dazu... Du wirft dich wieder verheiraten. Jennifer.

Frau Dubedat:
Oh. wie kannft du nur. Louis?

L o u i s
(wie ein .Kind darauf befiehend): Ja. das mußt du. Leute. die in der Ehe glücklich waren. heiraten immer wieder. Ach. ich werde nicht eiferfüchtig fein. (Leife.) Aber fprich mit dem andern niajt zu viel über mich: das wird er nicht gern mögen. Ich werde die ganze Zeit dein Geliebter fein; aber dem armen Teufel wird es ein Geheimnis bleiben!

S i r P a trick:
So! Nun haben Sie genug gefprochen. Verfuchen Sie ein wenig zu ruhen.

L o u i s:
Ia. ich bin fchrecklich milde; aber ich kann gleich lange ausruhen. Ich habe Ihnen noch etwas zu fagen. meine Herren. Ihr feid doch alle da. nicht? Ich bin fo fchwaäh. daß ich nichts anderes fehen kann als Jennifers Brufi. Die verfpricht Ruhe.

R i d g e o n:
Wir find alle hier.

L o u i s
(fchaudernd): Diefe Stimme klang teuflifch. Nehmen Sie fich in acht. Ridgeon. meine Ohren hören Dinge. die anderer Leute Ohren nicht hören können. Ich habe nachgedacht - nachgedacht. Ich bin klüger. als Sie glauben.

S i r P a trick
(Ridgeon weiter nach rückwärts zie hend): Kommen Sie hierher. Ridgeon. Sie machen ihn nervös. Gehen Sie fachte hinaus. ruhig.

Ridgeon *
(beifeite zu Sir Patrick): Wollen Sie den fierbenden Schaufpieler feines Publikums berauben?

L o u i s
(feine Augen leuchten in böfer Luft fchwach auf): Ich hab's doch gehört. Ridgeon. Das war gut. Jennifer. Geliebte. fei immer gut zu Ridgeon. er ift der leßte Menfch. über den ich mich amiifiert habe.

R i d g e o n
(bleibt hart und geht auf feinen Plah zum .Kranken zurück): In?

L o u i s:
Aber was Sie fagen. fiimmt gar nicht. S i e fiehen noch auf der Bühne. Ich bin fchon abgefchminkt.
Frau Dubedat
(zu Ridgeon): Was haben Sie gefagt?
L o u i s:
Nichts. mein Schaß. Nur eines von den kleinen Geheimniffen. die Menfchen für fich behalten. Ihr habt alle recht hart von mir gedacht und habt mir das auch gefagt.
B. B.
(ganz überwältigt): Nein. nein. Dubedat . . . Durchaus nicht. (Er lehneuzt lieb)
L o u i s:
Ia. das habt ihr doch. Ich weiß. was ihr alle von mir denkt. Bildet euch ja nicht ein. daß mich das fuchft. Ich vergebe euch.
W a l p o l e *
(unwillkürlith): Zum Donnerwetter: Verdammt! (Befchämt): Oh. bitte. verzeihen Sie.
L o u i s;
Das war der echte Walpole. ich weiß fchon. Darüber gramen Sie fich nur nicht. Walpole. Ich fühle mich fehr wohl. Ich habe keine Schmerzen. Ich wünfche nicht zu leben. Ich bin mir felbft entronnen. Ich bin im Himmel und unfterblich im Herzen meiner fchönen Jennifer. Ich fürchte mich nicht und fchäme mich nicht. (Naäzdenklich. grübelt fo für fich felbft dahin.) Ich weiß. wenn ich mich durch den unwirklichen Teil des Lebens durchkämpfen mußte. ließ mich äußerer Zufall nicht immer dem Ideal getreu leben. Aber in meiner eigenen wirklichen Welt habe ich niemals etwas Böfes getan. niemals meinen Glauben verleugnet. niemals mir felbft die Treue gebrochen. Ich wurde bedroht. verlaftert. beleidigt und - hungerte. Aber ich habe das Spiel gefpielt und den guten Kampf gekämpft. Und nun ift alles vorüber. ein unbefchreiblicher Frieden bricht für mich an. (Er faltet mit fchwacher Bewegung die Hände.) Ich glaube an Michel Angelo. Velasquez und Rembrandt. an die Gewalt der Zeichnung. an das Myfterium der Farbe. an die Erlöfung von allen Übeln durch die ewige Schönheit und an die Sendung der Kunfi. die diefe Hände gefegnet hat. Amen. Amen -- (Er fchließt die Augen und liegt nur.)

F r a u D u b e d a t
(atemlos): Louis. bifi du - (Walpole erhebt fich rafch und kommt zu ihr hinüber. um zu fehn. ob Dubedat tot ift.)
L o u i s:
Noch nicht. Liebfte. Sehr bald. aber noch nicht. Ich möchte meinen Kopf an deine Bruft lehnen z aber das wurde dich zu fehr ermicden.
Frau Dubedat:
Nein. nein. nein. Liebling: wie kdnnteft du mich ermr'rden! (Sie richtet ihn fo auf. daß er an ihrer Bruft zu liegen kommt.)
L o u i s:
Das tut wohl!
Frau Dubedat:
Schone mich nicht. Liebling. Du ermüdeft mich wirklich nicht. Lehn' dich an mich an mit deinem ganzen Gewicht.
L o u is:
Geliebte... ich glaube. ich werde fehließlich doch noch wieder wohler.
Frau Dubedat:
Ia. ja. das wirft du.
L o u i s:
Weil ich mit einem'mal fchlafen möchte. Einen ganz ordinären Schlaf.
F r a u D u b e d a t
(ihn wiegend): Ja. Liebling. Schlafe. (Er fGeint in Schlaf zu finken.) bitte. fibrt ihn nicht. (Seine Lippen bewegen fich.) Was fagft du. Liebling? (In großer Trauer.) Ich kann ihn nicht verfiehen. (Seine Lippen bewegen fich wieder. Walpole beugt fich herab und horäzt.)
W a l p o l e:
Er fragt. ob der Reporter noch da ift.
R e p o r t e r
(aufgeregt - er hat fich ungeheuer amüfiert): In. Herr Dubedat. Hier bin ich. (Walpole erhebt warnend die Hand. ihm Schweigen gebietend. B. B. feßt fich auf das Sofa und verbirgt fein Antliß in feinem Tafchentuch.)
(Paule-)
F r a u D u b e d a t
(fehr erleichtert): Oh. das ifi recht. Liebling: fchone mich nicht; lehne dich an mich mit deinem ganzen Gewicht. Jetzt ruhft du wirklich aus, (Sir Patrick kommt rafch nach vorne und fühlt Louis' Puls; dann nimmt er ihn bei den Schultern.)

S i r P a t r i ck:
Ich will ihn in die Kiffen zurücklegen) gnädige Frau, Er liegt dann beffer.
Frau Dubedat:
Oh nein) bitte) bitte) nicht. Es ermüdet mich nicht; und er wiirde beim Erwachen traurig fein) daß ich ihn zurückgelegt habe.
S i r P a t r i ck:
Er wird nie mehr erwachen. (Er faßt den Körper feft an und feßt ihn in den Stuhl zurück. Mit Ridgeons Hilfe läßt er die Lehne herunter und macht eine Bahre daraus.)
F r a u D u b e d a t
(die aufgefprungen ifi): War das der Tod?
W al p ol e:
Ia,
F r a u D u b e d a t
(mit vollkommener Würde): Darf ich die Herren bitten) einen Augenblick zu warten. Ich bin gleich wieder da. (Sie geht hinaus.)
W a l p o l e:
Sollen wir ihr folgen? Ift fie ihrer Sinne mächtig?
S i r P a t r i ck:
(mit Überzeugung): Ja. Sie ift ganz beifammen. Laffen wir fie allein. Sie kommt wieder.
R i d g e o n:
Wir wollen alles fortfchaffen) ehe fie zurückkehrt.
B. B.
(erhebt fich abgefioßen): Mein lieber Eollyl Der arme Kerl! Er ift fchbn gefiorben.
Sir P atrick:
Ia! fo fterben die Böfen.
„Feffeln liegen nicht um ihren Tod; aber ihre Stärke if't um fie:
nicht in Ruhelofigkeiten wie die andern.“
Einerlei; es ifi nicht an uns zu richten. Er ift jetzt in einer andern Welt.
W a l p o l e:
Und borgt fich da wahrfcheinlich die erfie Fünfpfundnote. Kommen Sie) Eolly) wir wollen ihn ins Schlafzimmer fchaffen. (Ridgeon und Walpole rollen den Stuhl hinaus.)
R e p o r t e r
(den Kodak in der Hand): Einen Augenblick) bitte. (Sie wenden fich plößlich uni, und er knipfi die Gruppe ab.) hab's fchon.

W a l p o l e:
Was foll das heißen? (Er geht auf ihn zu.)
R e p o r t e r
(den Kodak fchließend): Ich glaube„ die Gruppe ift recht gelungen; wenn das Licht nur fiark genug gewefen ift. Ich danke Ihnen allen- meine Herren.
W a l p o l e
(ihm den .Kodak entreißend): Das war durchaus nicht Ihre Sache! Ich werde den Apparat behalten und das Negativ vernichten.
R e p o r t e r: .
Das bedaure ich wahrhaftig. Aber glauben Sie nicht„ daß ihm das ganz recht gewefen wäre?
W a l p o l e:
Ia- das fiimmt. Da. (Er gibt ihm den Kodak zurück, Er und Ridgeon rollen dann den Stuhl hinausz B. V. kommt in die Mitte des Zimmers.)
R e p o r t e r
(zu V. B.): Ich glaube- es beweifi ein fehr tiefes Empfindem daß ihm fo viel daran l'gelegen warh daß feine Frau nach ihm ordentlich in Trauer ginge und ihm fchwören n1ußte„ fich nie wieder zu verheiraten.
Sir P a trick:
Oh- fo haben Sie das verftandem wirklich?
B. B.
(ausdrucksvoll): Herr Dubedat ift nicht in der Lagep das Interview länger fortzufehen. Noch find wir es.
S i r P a t r i ck:
Ich wünfche Ihnen guten Abend.
R e p o r t e r:
Frau Dubedat fagte doch. fie wiirde wiederkommen.
B. B.:
Iax aber erfi/ wenn Sie fort find.
R e p o r t e r:
Glauben Siex daß fie mir ein paar Worte'darüber7fagen würdeh „wie man fich als Witwe fühlt"? Ift das nicht ein guter Titel fiir einen Artikel?
B. B.:
Junger Mann- wenn SiewurtenX bis Frau Dubedat zurückkommtß können Sie einen Artikel mit dem Titel „Wie man fich als hinausgeworfen fühlt“ fchreiben.

R e p o r t e r:
Sie glauben. fie würde mir lieber nichts -
B. B.:
Adieu. Ich danke Ihnen. Herr - (Er überreicht ihm feine Vifitenkarte.) Damit Sie meinen Namen richtig fchreiben. Adieu.
R e p o r t e r:
Adieu. Ich danke Ihnen. Herr - _(Er wird von B. B. hinausgedrängt. der die Tür hinter ihm fchließt und zu Sir Patrick zurückkehrt.) (Ridgeon und Walpole kehren zurüä. Walpole geht hinüber in die Nähe der Außentür. und Ridgeon tritt zwifchen B. B. und Sir Patrick.)
B. B.:
Armer Junge! Armer junger Kerl! Wie fchön er ftarb! Ich fühle mich wahrhaftig gehoben,
S ir P a trick:
Wenn Sie mal fo alt find wie ich. dann werden Sie wiffen. daß es nicht fehr darauf ankommt. wie ein Menfch ftirbt. Die Hauptfache ift. wie er l e b t. Jeder Tor. der mit der Nafe auf eine Kugel fiößt. ift heutzutage ein Held. weil er fürs Vaterland fiirbt. Warum lebt er nicht dafür? zu irgend einem Zweck?
B. B.:
Nein. bitte Sie. Paddy: fprechen Sie nicht hart über den armen Burfchen - jeßt nicht. jeht nicht. War er denn gar fo fchlecht?! Er hatte nur zwei Schwächen: Geld und Weiber. Laffen Sie uns ehrlich fein. Geben Sie der Wahrheit die Ehre. Paddy. Seien Sie kein Heuchler. Ridgeon-Werfen Sie die Maske ab. Walpole. Steht es um diefe zwei Dinge augenblicklich fo gut. daß eine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen auf wirkliche Verderbtheit fchließen läßt?
W a l p ol e:
Ich habe nichts gegen feine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen. Der Teufel hole alle Vereinbarungen! Ein Mann der Wiffenfchaft verachtet beides. fowohl Geld wie die Weiber. Was ich ihm zum Vorwurf mache. war feine Mißachtung aller Dinge. mit Ausnahme feiner eigenen Tafche und feiner eigenen Ideen. Er hat die üblichen Vereinbarungen nicht ver-achtet. wenn fie ihm Geld einbrachten. Hat er uns die Bilder umfonft gegeben? Glauben Sie. er wiirde gezögert haben. eine Erpreffung an mir zu verüben. wenn ich mich mit feiner Frau vergangen hatte? Ganz gewiß nicht. -

Sir P a trick:
Vergeudet die Zeit nicht mit Streitereien iiber ihn. Schurke bleibt Schi-tlg und Ehrenmann bleibt Ehrenmann; und keiner von beiden wird jemals um eine Religion oder um Moral in Verlegenheit feinh wenn er beweifen with daß feine Wege die richtigen find. Es ifi diefelbe Sache mit den Vdllerm mit den Berufszweigem mit allem auf der Welt und wird auch immer fo fein.
B. B.:
Na ja„ vielleicht/ vielleichß vielleicht. Immerhin (le mortuis ujl njai bene. Er fiarb ungemein fchbm bemerkenswert fchdn. Er hat uns ein Beifpiel gegeben: wir wollen uns lieber bemühem es zu befolgem als über die Schwächen zu hadern„ die ihn zugrunde gerichtet haben. Ich glaube„ es ift Shakefpearq der fagy das Gum das die meifien Menfchen tun„ das überlebt fie„ das Bbfe liegt mit ihren Gebeinen eingelcharrt. Im eingefcharrt mit ihren Gebeinen. Glauben Sie mii-h Paddyh wir find alle fierblich. Es ifi das allgemeine Losh Ridgeon. Sagen Sig was Sie wollen„ Walpole„ der Natur muß ihr Tribut gezahlt werden. Wenn nicht heute„ dann morgen.
„Morgenh morgem ja morgen
„Schlafen fie nach wildem Lebensfieber aus„
„Und laffen diefem wefenlolen Ozean gleich„
„Von dem kein Wanderer wiedergekehry
„Von ihrem Schifflein kein Gebalk zurück.“
(Ridgeon will fprechem aber B. B. führt rafch fort und fährt ihm mit dem Folgenden über den Mund:)
„Löfch aus„ du Lichtj'tumpfy
„Denn die Verdammnis hauffi du doch um nichts.
„Bereit fein: das ifi alles.‟
W a l p o l e:
Iax ja„ B. B. Der Tod fährt den Leuten immer fo in die Knochen. Ich weiß eigentlich nicht warum„ aber es ift fo. Übrigenß was wollen wir eigentlich noch? Uns aus dem Staube machen oder wartem bis Frau Dubedat zurückkommt?
S i r P a t r i (k:
Ich glaube„ wir gehen lieber. (Sie nehmen ihre Hüte und begeben [ich nach der Tür.)
F r a u D u b e d a t
(kommt aus dem Nebenzimmer, prächtig, [chön gekleidet und firahlend): Es tut mir leid„ daß ich Sie fo lange warten ließ.

Sir Pa trick: Aber ich bitte.' gnädige Frau.
V. B.: Durchaus nicht. durchaus nicht.
R i d g e o n: Ganz und gar nicht.
W alp ole: Nicht der Rede wert.
F r a u D u b e d a t
(nähert iich ihnen): Ich habe das Gefühl. daß ich fein e n F r e u n- d e n noch einmal die Hand drücken muß. bevor wir heute auseinander- gehen. Wir haben gemeinfam ein großes Vorrecht und ein großes Glück genoffen. Ich glaube nicht. daß wir uns jemals wieder wie gewöhnliche Menfchen fühlen werden. Wir hatten ein wundervolles Erlebnis; und das eint uns in einem gemeinfamen Glauben. einem gemeinfamen Ideal. das niemand fonft fo ganz empfinden kann. Das Leben wird für uns immer fchdn fein: der Tod nicht minder. Daraufhin wollen wir uns die Hand reichen! Ia?
S i r P a trick
(ihr die Hand drückend): Vergeffen Sie nicht. alle Schriftftücke Ihrem Anwalt zu übergeben. Er foll alle Laden öffnen und alles ordnen. Das Gefetz verlangt das.
Frau Dubedat:
Oh. ich danke Ihnen: das wußte ich nicht. (Sir Patrick geht hinaus.)
B. B.:
Ich veranlaffe jetzt alles Weitere. fchicke Ihnen geeignete Leute. Leben Sie wohl. meine teure gnädige Frau. (Er geht hinaus.)
W a l p o l e:
Leben Sie wohl. Ich muß mir Selbfivorwürfe machen: ich hätte auf einer Operation befiehen follen. (Er geht hinaus.)
R i d g e o n:
Adieu. (Er bietet ihr die Hand.)
F r a u D u b e d a t
(zieht fich mit fanfter Würde von ihm zurück): S ein e n F r e tl n d e n habe ich gefagt. Sir Eolenfo. (Er verbeugt fich und geht hinaus.)
Vorhang.
(Sie find alle in einem betroffenen Gemurmel erflarrt.)
Fünfter Akt:
In einer kleinen Bildergalerie in Bond Street. Der Eingang zu ihr geht durch eine hübfche Bilderauslage. Nahezu in der Mitte der Galerie fieht ein Schreibtifch. an dern der Sekretär fißt. Er ift mit pein- licher Sorgfalt gekleidet und korrigiert die Druckbogen von Katalogen.

Exemplare eines neuen Buches liegen auf dem Pult. ebenda der glän-
zende Hut des Sekretär-6 und ein paar Vergrößerungsgläfer. Seitliäy
zu feiner Linken. etwas hinter ihm. befindet fich eine kleine Tür. mit
der Auffchrift „Privat“. an derfelben Seite. parallel mit der Wand.
eine gepolfierte Bank. Dubedats Arbeiten bedecken die Wände. In der
Nähe der Ecke. rechts und links vom Eingang. befinden fich noch zwei
Aushilfsfchirme. die ebenfalls mit Zeichnungen bedeckt find.
Jennifer. prächtig gekleidet und augenfcheinlich recht froh
gefiimmt. kommt durch die Privattür in die Galerie.
I e n n i f e r:
Sind die Kataloge fchon da. Herr Danby?
S e k r e t ä r:
Nein. noch nicht.
I e n n i f e r:
Das ift doch unerhört! Die Privatbefichtigung fängt in einer halben
Stunde an.
S e k r e t ä r:
Ich lauf' vielleicht am befien in die Druckerei und mahne zur Eile.
I e n n i f e r:
Oh. wenn Sie fo gütig wären. Herr Dandy. Ich will Ihren Platz ein-
nehmen. während Sie fort find.
S e kr e t ä r:
Wenn irgend jemand vor der Zeit kommen follte. fo kümmern Sie fich
nicht um ihn. Der Kommiffionär läßt niemanden durch. den er nicht
kennt. Da find ein paar Leute. die kommen immer gerne vor der Menge
- Leute. die wirklich kaufen: die feh'n wir natürlich fehr gern. Haben
Sie die Notizen im ..Pinfel und Bleiftift“ und in der ..Staffelei“ gelefen ?
I e n n i f e r
(entrüfiet): Ia. es ift 'ne Schande. Sie fchreiben förmlich gbnnerhaft.
als wenn fie die Vorgefetzten Dubedats wären. Nach all den Zigarren
und Sandwichs. die fie am Firnistag bei uns gekriegt. und nach all den
Getränken. halte ich es wahrhaftig für infam fo zu fchreiben. Hoffentlich
haben Sie diefen Menfchen doch keine Billetts für heute gefchickt.
S e k r e t ä r:
Oh. die kommen fchon nicht wieder. Heute gibt es ja kein Frühftück.
Die Aushängeeremplare find fchon da. (Er zeigt auf die neuen Bücher.)
I e n n i f e r
(fiiirzt fich auf ein Buch. in wilder Erregung): Oh. geben Sie es mir.
Verzeihen Sie einen Augenblick. (Sie läuft damit durch die Privattür.)

(Der Sekretär nimmt einen Spiegel aus feiner Schieblade und bringt fich in Ordnung. bevor er hinausgeht. Ridgeon tritt ein.)
R id g e o n:
Guten Morgen. Darf ich mich wie gewöhnlich ein wenig umfehen. bevor die Türen geöffnet werden?
S e k r e t ä r:
Gewiß. Sir Eolenfo. Nur bedaure ich. daß die Kataloge noch nicht hier find: ich will fie gerade holen. .hier ift meine eigene Lifte. wenn Ihnen die genügt.
R i d g e o n:
Danke. Was ifi das? (Er nimmt eines von den neuen Büchern in die Hand.)
Sekretär:
Das ift eben gekommen. Die erfien Exemplare von Frau Dubedats Buch über das Leben ihres verftorbenen Gatten. (Er fieht auf und feßt den Zylinder auf.)
R i d g e o n
(liefi den Titel): ..Die Gefchichte eines Königs der Menfazen. Von feiner Frau.“ (Et betrachtet das Titelbild.) Ah. da ifi er. Sie haben ihn hier doch gekannt. nicht?
S e k r e t ä r:
Oh. wir haben ihn gekannt. Vielleicht beffer als feine Frau. Sir Co-lenfo. in mancher Beziehung.
R i d g e o n:
Ich auch. (Sie fehen einander bedeutungsvoll an): Na. ich will mich ein wenig umfchauen.
(Der Sekretär geht hinaus. Ridgeon fieht fich die Bilder an. Er kommt aber fofort an den Tifch zurück. um ein Vergrößerungsglas zu holen. und prüft ein Bild aus nächfker Nähe. Er feufzt. fchiittelt den Kopf. wie wenn er gezwungen wäre. den ungewöhnlichen Zauber und das Verdienft der Arbeit zuzugeben. und macht in der Lifte des Sekretärs Bemerkungen. Er feht feine Befichtigung fort und ver-fchwindet hinter einem Schirm. Jennifer kommt mit ihrem Buch zurück. Ein Blick um fich herum überzeugt fie. daß fie allein ifi. fie fehr fich an den Tifch und bewundert das Gedenkbueh nach Herzens-luft - ihr erfies gedrucktes Buch. Ridgeon erfcheint wieder. die Bilder prüfend. das Geficht der Wand zugekehrt. Nachdem er wieder das Glas benutzt hat. macht er einen Schritt zurück. um eines der größten Bilder aus größerer Entfernung zu betrachten. Sie klappt das Buch

heftig zu; fieht fich um. erkennt ihn und fta-ert ihn verfieinert an.
Er geht noch einen Schritt zurück. der ihn ihr noch näher bringt.)
R i d g e o n
(fchüttelt wieder den Kopf wie:zuvor und ruft aus): Eine talentierte
Befiie! (Sie errötet. als ob er fie gefchlagen hätte. Er wendet fich
um. um das Glas auf das Pultpzu legen. und befindet fich Auge in
Auge ihrem ftarren Blick gegenüber): Verzeihen Sie. ich dachte. ich
wäre allein. *
I e n n i f e r
(fich beherrfchend. fpricht fefi und bedeutungsvoll): Ich freue mich.
Sie zu fehen. Sir Eolenfo Ridgeon. Gefiern traf ich Doktor Blenkinfop.
Ich gratuliere Ihnen zu der wunderbaren Kur.
Ridgeon
(hafcht nach Worten. macht nach*'einem Augenblick des Stillfchweigens
eine verlegene Bewegung der Zufiimmung und legt Glas und Lifte
des Sekretärs auf den Tifch.)
I e n n i f e r:
Er fah aus wie ein Bild der Gefundheit. der Kraft und der Wohlhaben-
heit. (Sie fieht einen Augenblick auf die Wände. als ob fie das Schia:
fal Blenkinfops mit dem des Künftlers vergliche.)
R i d g e o n
(leife und noch verlegen): Er hat Glück gehabt.
I e n n i f e r:
Sehr viel Glück fogar. Er ift gerettet.
R i d g e o n:
Ich meine. daß er Sanitätsrat geworden ift. Er hat den Präfidenten
feines Wahlkreifes_fehr erfolgreich behandelt.
I e n n i f e r:
Mit I h r e n Mitteln?
R id g e o n:
Nein. Ich glaube mit einem Pfund reifer Reineclauden.
I e n n i f e r
(mit tiefem Ernfi); Wie komifch!
R i d g e o n:
Ja. Das Leben hört ebenfowenig auf komifch zu fein. wenn die Leute
fierben. als es aufhört ernftxzu fein. wenn die Leute lachen.
J e n n i f e r:
Doktor Blenkinfop fagte mir etwas fehr Sonderbares. das ich nicht recht
verfiand.

R i d g e o n:
Was denn?
I e n n i f e r:
Er fagteh daß die Privatpraris der Ärzte gefeßlich abgefchafft werden müßte. Als ich ihn fragteh warumX erwiderte erx die Privatärzte feien konzeffionierte unwiffende Mörder.
R i d g e o n:
Das fagt der öffentliche Arzt vom Privatarzt immer. Nah Blenkinfop muß das ja wiffen! Er ifi lange genug felbft Privatarzt gewefen. Nax ü b e r mich haben Sie nun genug gefprochen. Sprechen Sie nun auch mal zu mir. Sie haben mir etwas vorzuwerfen. Ihr Gefichth Ihre Stimme ift Vorwurf: Sie find ganz erfüllt davon. Heraus damit.
I e n n i f e r:
Für Vorwürfe i| es nun zu fpcit. Als ich mich umwandte und Sie plößlich vor mir fah„ fragte ich mich fiaunendh wie Sie es fertig bringen konntenh hierher-zukommen und fo gelaffen feine Bilder zu betrachten. Sie haben die Frage eben beantwortet: Für Sie war er nur eine talentierte Beftie.
R i d g e o n
(zufammenzuckend): Ich bitte Sie. Das nicht. Ich wußte ja doch nicht- daß Sie da waren.
I e n n i f e r
(reckt den Kopf ein wenig mit einem ganz leifen Anflug von Stolz): Sie glaube-17 daß es nur Unrecht war; weil ich es hörte. Als ob mich das berühren könnte - oder ihn! Verfiehen Sie denn nichth daß das SHreckliche darin beftehtx daß fur Sie alle Lebewefen gar keine Seele haben?
R id g e o n
(mit einem fkeptifchen Achfelzucken): Die Seele ifi ein Organh das ich im Verlaufe meiner anatomifchen Arbeiten nicht angetroffen habe.
I e n n i fe r:
Sie wiffen felbft/ daß Sie eine folche Dummheit nur einer Frau gegen- uber auszufprechen wagenh deren Geift Sie mißachten. Wenn Sie mich feziertem mein Gewiffen würden Sie ja auch nicht finden. Glauben Sie denn, daß ich deshalb keines habe?
R i d g e o n:
Ich bin Menfchen begegneß die keines befaßen.
I e n n i f e r:
Talentierten Beftienx nicht? Wiffen Sieh daß :die teuerfien und treuefien

Freundeh die ich befeffen habJ nichts anderes als Vefiien gewefen find? Sie würden d i e vivifeziert haben. Mein treuefier und größter Freund befaß eine Art Schönheit und eine Art Liebex die nur Tieren eigen ifi. Mögen Sie nie empfindenx was ich empfand„ als ich ihn Männern anvertrauen mußtex die der Tierquälerei das Wort fprechen- weil die Gequälten „nur Befiien" find.

R i d g e o n:

Sind wir denn nun fchließlich gar fo graufam gewefen? Obgleich Sie mit mir nichts zu fchaffen haben wollen- höre ich doclx daß Sie wochenlang mit B. B. und Walpole zufammen find. Muß doch wohl wahr fein/ weil die Herren mir gegenüber niemals von Ihnen fprachen.

I e n n if e r: '

Die Tiere im Haufe Sir Ralphs gleichen verzogenen Kindern. Als Doktor Walpole einen Splitter aus der Pfote feiner Dogge entfernen wollteF mußte ich den armen Hand halten! und Walpole mußte Sir Ralph aus dem Zimmer weifen. Frau Walpole muß dem Gärtner den Auftrag gebeny keine Wefpen zu töteny wenn Sir Ralph es fieht. Aber es gibt Arzte„ die von Natur aus graufam find; und es gibt andere- die fich an die Graufamkeit gewöhnen und gefühllos werden. Sie verfchließen fich der Seele der Tiere- und das hat zur Folge- daß fie von der Seele der Männer und Frauen auch nichts wiffen. Sie haben bei Louis einen gräßlichen Fehler gemacht; aber das wäre Ihnen nicht paffierth wenn Sie fich nicht darin geübt hätten- diefelben Fehler bei Hunden zu machen. Sie fehen in den Tieren nichts als Befiien; und deshalb haben Sie auch in ihm nichts als eine talentierte Vefiie gefehen.

Nidgeon

(mit plötzlicher Entfchlofienheit): Ich habe nicht den leifefien Fehler bei ihm gemacht.

I e n n i f e r:

Oh Doktor!

Ridgeon

(hartnäckig): Ich hab' nicht den leifefien Fehler bei ihm gemacht.

I e n n i f e r:

Haben Sie denn vergeffen/ daß er geftorben ift?

Ridgeon

(weift mit einer Handbewegung auf die Bilder): Er ift nicht gefiorben. E1' ifi hier. (Das Buch aufhebend): Und hier.

I e n n i f e r
(fpringt mit funkelnden Augen auf): Laffen Sie das! Wie können Sie es wagen- diefes Buch zu berühren?
Ridgeon
(legt7 über die Heftigkeit diefes Ausbruchs erfiaunt. das Buch mit abbittendem Achfelzucken nieder. Sie nimmt es und betrachtet es, wie wenn er einen Schatz entweiht hätte): Ich bedaure. Ich fehe- es ift befferz wenn ich gehe.
I e n n i f e r
(das Buch niederlegeud): Verzeihen Sie. Ich - ich vergaß mich. Aber es ift noch nicht erfchienen - es ifi ein Privateremplar.
R i d g e o n:
Ich hätte etwas ganz anderes darin gelefen.
I e n n i f e r:
Viel mehr - und mancherleh das ich nicht wiffen foll - nicht wahr?
R i d g e o n:
Sie wiffen alfoz daß ich ihn getötet habe,
I e n n i f e r
(plötzlich ergriffen und milder): Oh» wenn Sie das eingefiehen - wenn Ihnen klar ifh was Sie begangen haben - dann foll Ihnen verziehen fein. Zuerft habe ich inftinktiv Ihrer Kraft vertraut; dann glaubte ich„ ich hätte Stärke mit Gefühllofigkeit verwechfelt. Können Sie mich dafür tadeln? Aber wenn es wirklich Stärke gewefen ifi - wenn es nur ein Fehler war- wie wir ihn alle manchmal machen a dann macht's mich glücklich mit Ihnen wieder befreundet zu fein.
R i d g e o n:
Ich fage Ihnen jaF daß ich gar keinen Fehler gemacht hab', Ich habe Blenkinfop gefund gemacht: hab' ich denn da einen Fehler gemacht?
I e n n i f e r:
Er ift gefünder geworden. Oh- feien Sie nicht fo töricht ftolz darauf. Bekennen Sie ihren Mißgriff und retten Sie unfere Freundfchaft. Sir Ralph hat Louis doch Ihre Mittel gegeben und von da ab hat fich fein Befinden verfchlechtert.
R i d g e o n:
Unter falfchen Vorausfehungen kann ich Ihr Freund nicht fein. Etwas würgt mich am Halfe; die Wahrheit muß heraus. Ich felbfi habe diefes Mittel auch bei Blenkinfop angewendet. Ihm hat es nicht gefchadet. Es ifi ein gefährliches Medikament; Blenkinfop hat es geheiltz Louis

Dubedat hat es getötet. Wenn ich es anwende/ heilt es. Wenn es ein anderer anwendet) tötet es - manchmal.
I e n n i f e r r
(naiv und noch nicht alles begreifend): Warum haben Sie dann Sir Ralph erlaubt) Louis damit zu behandeln?
R i d g e o n:
Das will ich Ihnen fagen. Ich habe es getan) weil ich Sie liebte!
I e n n i f e r
(verblüfft): Sie - Sie! Ein Mann in Ihren Iahren!
Ridgeon
(erhebt wie vom Donner gerührt die .Hände zum Himmel): Dubedat- du bifi gerächt! (Er läßt die Hände fallen und bricht auf der Bank zufammen.) Daran habe ich nie gedacht. Ich mache auf Sie wohl den Eindruck eines lcicherlichen alten Philifiers.
I e n n i f e r:
Ich wollte Sie nicht beleidigen) wirklich nicht - aber Sie muffen wenig- |ens zwanzig Iahre älter fein als ich.
R i d g e o n:
Oh gewiß. Mehr - vielleicht. In zwanzig Iahren werden Sie be- greifen) wie gering diefer Unterfchied ift.
I e n n i f e r:
Aber felbft dann) wie - wie konnten Sie nur glauben) daß ich - f e i n e Frau - jemals an Sie denken könnte -
R id g e o n
(hält fie mit einer nervöfen Fingerbewegung zurück): Ia) ja) ja) ja: ich verfiehe. Sie brauchen es mir nicht einzutriOtern.
I e n n i f e r:
Aber - oh) jetzt dämmert es mir auf - ich war zuerft fo überrafcht - wagen Sie mir zu gefiehen) daß Sie einer erbärmlichen Eiferfuaht wegen - daß Sie abfichtlich - oh! oh! Sie haben ihn gemordet!
R i d g e o n:
Ich glaube) das habe ich getan. Darauf läuft es wahrhaftig hinaus, „Du follft nicht töten) aber brauchft dich nicht zu mahen. Es ift nicht deine Pflicht) am Leben zu erhalten.“ Ia - ich glaube) ich habe ihn getötet.
I e n n i f e r:
Und das fagen Sie mir - gefühllos ins Geficht!? Sie fürchten fich nicht?!

x,
l
I
E
E
?4*
Â£1
IQ)
* M_.,o~mâ€˜
=-' L
Q ?_- r . i
â€_ *mx L c
' .- :
Ã–; 4' - k
If! ...ta-1...--.."-

Sch-.nimmer
.ii
y_
.ü
?li
..i

.-- e - *-
Limmat hat es ?fc-.drei
anderer arm-endet. tötet es -- mana/*27791
-
e l'l fi l c l
(naiv nid *tech ri-bt alles begreift;-
Ralph Eli.4..l'l. Louis damit zi kehren: *Lui
i*: _q c o n:
Das teil'. in) Zhnen frgert, 7'
'g-
xi* heb-e er net-.7:1,
ennifer
. ,y -a. B_- r., X* ' 'v _ ,
(exerbluffti'. (ne -- Sie! &.m :einen in 'Till-.etc
idgeon
*._--. __»-__--_-_-._-__-..____-"-.
..._--_-.---"__'u-
Hit-rene.). .,
Wenn ich es :nnd-nic. heil'. es,
Warum l* .ben E1*
' a
*dell 1:7) »F :e
X f
S. x
*note i'.
K
da-
. ,K
'dx-ici.: anf ::
lerne-bt wie vom Don-.cr ..ec-ai.;- ile naar.“ zum
kr: hifi gemini?! (E. :mit die Hank», ailer* und
..JU
k:
:3
*er
'e
f
e
,* X t .' - *.**' *ö
m*
-..Z 1
(*-
:d
1
b'.-.
l
. d 1KG" a i
*-x **- k" _- ._- Z.
:'v ._K*" ' X' .' c
g d
UML., k: .-,c.r
geil-*72. w e :trim: i"'r'.'r" line-..ichict *1).

e n n i f e: r:
Live-r *fe-.bft i* .n:. irn.- - .rie :bunten Sie rnr gta 1ten. dafi ..tz
Frau --- Ze.. n:- -rn S :e dreien könnte *-
idgcon
(hält lie niit einer nett-ofen Finger-bewegung zt'cii-l).
, . .daim- Sie nin-t beleidigen. wirklich 11x1": -- aber Sie nei-fx',
iR * ' * - *
'.x-ianxmm 3 .tat-'ati kurve' ..it mc* *isdn-Ki. (7.?“ *quel-e an' St.. *"-
-. am" "- 'z i
h.. .c ' t c l 'K- '"k
Trudi/i ck nes [..che-,dann -ilnn *mu .free-Z.
j'
v' '. a ?aa . a xx
.in t'd". *nu ..al-.ert nett-i.. ..
ici) vergebe. Sie brauchen es ini*: nicht einzutricbte-'m
'ennifer:
“Fiber -- oh. jetzt darunter;
- wage!! In* *tn-.e
wegen -- daß Sie
idqeo'!:
JF) glaube. dur habe im get-m.
r i)
„Du icllx? nicht' roten. ai-cr br-.inhfi incl. .niht zn mühe.
Pflicht. am Leben :zu erkalten.“ Ja --- ini glaube. ich babe fit.
t? '.7 l7. l f l) 'cf
7.- k*: * . :*r.-- - r
takt'.- dtis fat-ri'. Cell' CUP' --- .ZAR-*OÖN t'iik (NEUIG-
a ' F L
t g '
naht t.
r'
es *ine auf -- nt*: wir znerii fe
zu gefiehen. daß Sie eine.: r.
a!*.'?-;htlich -- oh! of!! Sie. babe
"
.t
.irn [Zehen Eifer.
[jL
k' "
Darauf lin-.it er. -*.*:l,irbeftig i»-
EZ tft :ii-IQ*
"i-Bl'. .'
...,4-
.J- *j
(in. 1*.. i
Ute'.
. gen-ot*:-
'
a
d
..
k f
l
l
a , .
' .
|0

.ZZ-ZW .S ?MLU
â€ž 53;? â€žZZ-W


EMPTY

Ridgeon:
Ich bin Arzt und habe keine Furcht. Es ifi kein unverantwortliches Vorgehenx B. B. an ein Krankenbett zu rufen, Vielleicht f o l l t e es eines fein„ aber es ifi keines.
I e n n i f e r:
Das meine ich nicht. Ich meine Furchß daß ich das Gefeß in meine eigenen Hände nehmen und Sie töten könnte!
R i d g e o n:
Ich binx was Sie betrifft/ in einer Weife verblödet- daß ich das durchaus nicht bedauern wiirde, Wenn Sie das tätenh gedachten Sie meiner/ folange Sie leben.
I e n n i f e r:
Ich werde Ihrer fiets als eines kleinen Menfchen gedenken- der einen Großen zu töten wagte -
R i d g e o n:
Verzeihen Sie mir. Das ifi mir gelungen.
I e n n i f e r
(mit ruhiger Überzeugung): Nein. Die Arzte glauben zwarF daß fie den Schliiffel zu Leben und Tod in Händen halten„ aber nicht ihr Wille ifi es„ der fich erfiillt. Ich glaube nicht- daß Sie irgend etwas dabei 'gemacht haben.
Ridgeon:
Vielleicht nicht. Aber ich hatte doch die Abficht.
I e n n i f e r
(fieht ihn „flaunt an - nich* ohne Mitleid): Sie haben verfucht/ diefes fchöne und wunderbare Leben zu zerftörenj bloß weil Sie ihm eine-Frau wegfchnappen wolltem von der Sie niemals erwarten durftenh daß ihr an Ihnen etwas gelegen fein könnte.
R i d g e o n:
Wer hat mir die Hände gekiißt? Wer hat an mich geglaubt? Wer hat mir gefagt- daß ihre Freundfchaft nur mit dem Tode enden wurde?
I e n n i f e r:
Die Fraih die Sie betrogen haben,
R i d g e o n:
Nein. Die Frauh die ich gerettet habe.
I e n n i f e r
(liebencwürdig): Bitte- wovor denn?

R i d g e o n:
Vor einer gräßlichen Entdeckung. Vor der Vernichtung Ihres Lebens.
I e n n i f e r:
Wiefo?
R i d g e o n:
Einerlei. Ich ha b e Sie gerettet. Ich war der befie Freund- den Sie jemals hatten. Sie find glücklich. Es geht Ihnen gut. Seine Werke find eine unverfiegbare Quelle der Freude und des Stolzes für Sie.
I e n n i f e r:
Und Sie glaubenF das fei I h r Werk? Oh/ Doktor/ Doktor! Sir Patrick hat recht: Sie glauben wirklich» daß Sie ein Gott find. Wie können Sie nur fo töricht fein? S i e haben die Bilder nicht gemaltF die meine unverfiegbare Quelle der Freude und des Stolzes findx S i e haben die Worte nicht gefprochem die meinen Ohren ftets wie himmlifche Mufik klingen werden. Ich höre fie jetzt noch wann immer ich müde oder traurig bin. Das ifi der Grundh warum ich immer glücklich bin.
R i d g e o n:
Iah jetzt wo er tot ifi. Waren Sie auch immer glücklich/ als er lebte?
I e n n i f e r
(verletzt): Oh„ Sie find graufam. Als er lebte„ kannte ich die Größe meiner Begnadung nicht. Ia) habe mich in niedriger Weife über Kleinigkeiten geärgert. Ich war ungütig gegen ihn. Ich war feiner unwürdig.
R i d g e o n:
Ha! (Er lacht bitter.)
I e n n i f e r:
Beleidigen Sie mich nicht„ läfiern Sie nicht. (Sie reißt das Buch an fich und preßt es in einem Parorysmus von Gewiffensbiffen an ihr Herz und ruft aus): Ohx mein König der Menfchen!
R i d g e o n:
König der Menfchen! Ol» das ifi zu ungeheuerlichX das ift grotesk! Wir haben das Geheimnis vor Ihnen treu bewahrt; aber es geht damit wie mit allen Geheimniffen: es läßt fich nicht begraben. Die begrabene Wahrheit gärt und bricht ans Licht hervor.
I e n n i f e r:
Welche Wahrheit?
R i d g e o n:
Welche Wahrheit! Runh die Wahrheih daß Louis Dubedah der König der Menfchem der vollendetfte und gründlichfie Schurke/ der fiaunens-

wertefie Hallunke. der gefühllofefie felbfifr'trhtigfie Lump gewefen ift-
der jemals eine Frau elend gemacht hat.
I e n n i f e r
(nicht im mindefieu erfchüttert - ruhig und freundlich): E1* hat feine
Frau zum glr'rcklichften Weib der Erde gemachth Doktor,
R i d g e o n:
Bei allemh was wahr iftx er hat feine W itw e zum glücklichfien Weib
der Erde gemacht; aber ich hab' Sie zur Witwe gemacht. Und Ihr
Glück ifi meine Rechtfertigung und meine Belohnung. Jetzt wiffen Sie.
was ich getan und wie ich liber ihn gedacht habe. Argern Sie fich über
michx foviel Siewollen. Sie mr'rffen mich kennen lernenh wie ich
wirklich bin. Wenn Sie jemals dahin kommem fich fiir einen Mann
in meinen Jahren zu intereffierenh dann werden Sie wenigfiens wiffenx
wofür Sie fich intereffieren.
I e n n i f e r
(giitig und ruhig): Ich bin Ihnen nicht mehr bhfex Sir Eolenfo. Ich
wußte wohlx daß Sie Louis nicht leiden mochten; aber Sie können nichts
dafiir: Sie haben ihn nicht verfianden: das ift alles. Sie konnten nie-
mals an ihn glauben. Genau fo wenig h wie Sie an meine Religion
glauben können: esifi eine Art fechfier Sinn/ der Ihnen eben fehlt. Und
(mit einerfanft befiütigen den Bewegung gegenihn): glauben Sie nicht. daß
Sie mich gar fo fchrecklich abgefioßen haben, Ich weiß ganz guy was
Sie mit feiner Selbfifncht meinen. Er hat feiner Kunfi alles geopfert.
In einem gewiffen Sinn mußte er fogar jedermann opfern -
N i d g e o n:
Jedermann/ ausgenonunen fich felbft. Als er das unterließx verlor er
das Recht/ Sie hinzuopferm und gab mir das Recht- ihn hinzuopfern.
Und das habe ich getan.
I e n n i f e r
(fchüttelt den .Kopf und beklagt feinen Irrtum): Er war einer von den
Männern/ die wußtem was wir Frauen wiffen: daß Selbftopferung
ebenfo vergeblich wie feige ift.
R i d g e o n:
Ia- wenn das Opfer zurückgewiefen und verfchmäht wird. Nicht aber.
wenn es die Speife der Gottheit wird.
J e n n i f e r:
Das verfiehe ich nicht. Ich kann mit Ihnen nicht fireiten: Sie find gefcheit
genug. mich zu verwirren. nicht aber» mich wanlend zu machen. Sie find

fo entfehlichx fo fürchterlich im Unrecht; fo unfähig Louis richtig zu beurteilen -
Ridgeon:
Oh! (Nimmt die Lifte des Sekretärs in die Hand): Ich habe funf Bilder als „verkauft“ bezeichnen die ich kaufen will.
I e n n i f e r:
Man wird fie Ihnen nicht verkaufen. Louis' Gläubiger befiauden darauf- daß feine Bilder verlauft wiirden; aber heute ifi mein Geburtstag- und heute früh hat mein Mann alle Bilder fiir mich angekauft.
R i d g e o n:
W e r?! i!
I e n n i f e r:
Mein Mann.
R id g e o n:
Was fur ein Mann? Weffen Mann? Weläyer Mann *Z Wer? Wie? Was? Haben Sie fich wieder verheiratet?
J' e n n i f e r:
Haben Sie vergeffenx daß Louis Witwen nicht leiden mochte und daß Frauenx die glücklich verheiratet warem immer wieder heiraten?
R i d g e o n:
Dann habe ich einen ganz uneigennr'ihigen Mord begangen! Ich habe - ich war - das ift -
(Der Sekretär tritt ei|ig einf niit einem Stoß von Katalogen.)
S e k r e t ci r:
Hab' gerade noch rechtzeitig den erften Haufen Kataloge bekommen, Die Ausfiellung ift eröffnet. (Er legt die .Kataloge auf den Tifch.)
Z* e n n i f e r
(zu Ridgeonf höflich): Es freut mich fehr; daß Ihnen die Bilder gefallen, Guten Morgen.
R i d g e o n:
Guten Morgen. (Er geht gegen die Tür- zögertF macht Kehrtf wie um noch etwas zu jagen,- liißt es aber fein und geht hinaus.)
Vorhang,

I..

Alfred Demiani:

Spanien und feine Kunft.

Mit fechs Bildern.

Seit geraumer Zeit. nicht erft feit König Eduard feine verwandtfchaftliche Zuneigung auch auf die Naturfchönheiten fpanifcher Hafenpläße überträgt. läßt fich ein Zunehmen des Intereffes für die pyrenäifche Halbinfel beobaäiten. Das Land erweckt eine gewiffe Neugier. da man es noch nicht wie feine Wefientafehe kennt. zugleich aber auch ein unbeftirnmtes Mißbehagen. weil man gezwungen ift. vielem Neuen und Ungewöhnlichen gegenüber felbfta'ndig Stellung zu nehmen. Die Wege find noch nicht derartig geebnet und vorbereitet. daß man fich in kurzer Zeit ein fertiges Urteil von unanfcchtbarer Sarhlichkeit aneignen kann. Der Mentor fehlt. felbft Baedeker wird hier häufig zum nicht ganz zuverläffigen Natgeber. und der Reifende. welcher gewöhnt ift. vier Wochen für mehr als hinreichend zur „gründlichen" Kenntnis eines Landes zu erachten. befindet fich nicht felten in einer geradezu hilflofen Lage; er kehrt zurück mit der vernichterden Kritik. daß Spanien feinen Erwartungen abfolut nicht entfprochen habe.

Ähnlich verhält es fiih mit der fpanifchen Kuni't,
Man tappt hier noch vielfach im Dunkeln und operiert mit einem Häuflein zufammenhanglofer Eigennamen und falfih ausgefprochener und noch falfrher angewendeter Fremdwörter. Man ftellt Velazquez über Murillo; man weiß. daß Goya ein „Moderner" ift; man gibt pflichtfchuldigft Töne der Bewunderung von fich. wenn man irgendwo einem Zuloaga begegnet . . . Natürlich unterläßt man es nicht. hierbei den deutfchen Sprachfchaß mit anmutigen Neubildungen. wie beifpielsweife: „goyesk". zu bereichern; leider bin ich bisher noch nicht mit dem Worte: ..velazquesk" erfreut worden; doch vielleicht liegt dies mir an meiner mangelhaften Aufmerkfamkeit.

Es. fchien mir daher eine dankbare Aufgabe zu fein. das Wiffenswerte über fpanifche Kunft in kurzer Form zufammenzufaffer.

Ich ftieß hierbei auf eine doppelte Schwierigkeit: einmal. bei einem derartig überreichen Material die richtige Auswahl zu treffen. und zweitens. trotz. bei einer Auswahl unvermeidlirher. Lücken und Einfeitigkeiten zu einem den Tatfamen entfpreäfenden Bilde zu gelangen.

Ich möchte daher diefe Zeilen nicht der Öffentlichkeit iibergebem ohne darauf hinzuweifen) daß fie einen Anfpruch auf Vollftändigkeit weder erheben können) noch follen; es i| lediglich ein Verfuch) auf Grund per- f'onlicher Erfahrungen und Eindrücke) einige Punkte zufammenzuf'tellen. welche mir zum Verftändnis deffen beachtenswert erfcheinen) was die Kunft Spaniens von der Kunfi anderer Länder in augenfälliger Weife unter- fcheidet,

7'- * K

Will man die Kunfi Spaniens kennen lernen) fo if't man gezwungen) fie im eigenen Lande aufzufuchen. Die Werke feiner großen Meifter find nur mit wenig Nummern in den Mufeen des Auslandes vertreten,

Ich halte dies für einen nicht zu unterfchäßenden Vorteil.

Die großen Mufeen und Kunftfammlungen. welche oft) ohne daß auch nur der geringfte innere Zufammenhang fef'tzuftellen wäre) die hetero- genften künftlerifchen Schöpfungen vereinigen) haben ficher zu Zeiten. als das Reifen noch mit größeren Unkof'ten und Schwierigkeiten als l'eutzu- tage verbunden war) im Dienfte_ der bildenden Kunft eine wichtige Miffion erfüllt und erfüllen fie auch heute noch) foweit es fich um technifrhe Studien und Vergleiche handelt.

Doch im allgemeinenF kann man wohl fagen) haben fie eher dazu beigetragen) das große Publikum der Kunft zu entfremden) als es ihr näher zu bringen. Man beobachte nur ein einziges Mal die ftumpffinnigen. gelangweilten und ausdruckslofen Gefichter. denen man in Galerien be- gegnet) welche fich eines Weltrufes erfreuen) und man wird ficher nicht auf die Vermutung kommen) daß der Aufenthalt in diefen Räumen ein Vergnügen bedeutet.

Woher kommt die geradezu lähmende Wirkung derartiger Anhän- fungen von Kunfigegenftänden?

Der Name des Künfilers wird hier ein leblofes Wort und das Kunfiwerk eine Nummer unter vielen Hunderten.

Intime Beziehungen) welche den Befchauer der Kunf't eines Landes näher bringen) wenn er täglich in der gleichen Atmofphäre fich bewegt, in welcher die Künftler lebten. wenn er täglich an hiftorifche Ereignifie erinnert wird) welche auf die künfilerifche Entwicklung von Einfluß waren, können durch Sammlungen nicht vermittelt werden) wenn fie Arbeiten aus aller Herren Ländern an einem Ort zufammentrugen. welcher an deren

Entftehung nicht den geringfien Anteil haben konnte. Wie foll man einen Tizian in London oder einen Turner in Venedig v e r ft e h e n? -

Wie fehr man allenthalben Ähnliches empfindet. beweift der neuerdings öfters gemachte Verfuch. das Lebenswerk großer Meifter wenigftens vorübergehend an der Stätte ihrer Tätigkeit zu vereinigen. oder das Beftreben. Kunftfammlungen zu fchaffen. die einen rein nationalen oder fogar regionalen Charakter tragen,

Spanien nimmt in diefer Beziehung anderen Ländern gegenüber eine bevorzugte Ausnahmefiellung ein. Seine hervorragendfte Gemäldefammlung. der Prado in Madrid. gibt uns in erfier Linie ein faft lückenlofes Bild der heimifchen Kunfi. Das Ausland ift in einer nicht zu zahlreichen. aber forgfältig ausgewählten Kollektion vertreten. die uns im wefentlichen die Werke folcher Künftler. - wie der großen Venetianer. der vlämifchen Niederländer -. verführt. welchen die Kunft des Landes nahe geftanden hat. Da die Sammlung Vorziigliches enthält. ihre Anordnung eine fchnelle Orientierung erleichtert und. foweit dies iiberhaupt möglich ift. die Eigenart des einzelnen Kiinftlers nnbeeinträchtigt zur Geltung kommen läßt. fo diirfte das Pradomnfeum einzig in feiner Art dafiehen. und Spanien befilzt in ihm einen nationalen Schaß. der allein fchon eine Reife nach der .Halbinfel lohnend macht.

Doch fait wichtiger will es mir erfcheinen. daß Spanien eine Fülle von Kunfiwerken befißt. die noch nicht in Mufeen kaferniert find. - Zwar finden wir zahlreiche Provinzialmufeen. welche neben minderwertigem auch manches hervorragend fchöne Stück enthalten; doch fie find nicht angelegt worden in der Abficht ganze Provinzen ausznplündern. fondern fie follen nur heimatlos gewordenen Gegenftänden. deren kiinftlerifcher . oder hiftorifcher Wert ihre Erhaltung wünfchenswert macht. Obdaeh gewähren.

Sind auch einige diefer Sammlungen. wie die von Sevilla. von Valencia. von Vieh. von allerhöchftem Intereffe und ihre Kenntnis fiir eine Vervollftändigung des Gefamtbildes faft unerläßlich. fo fieht doch. mit der einzigen Ausnahme des Prado. alles. was fich in fpanifchen Mufeen befindet. in keinerlei Verhältnis zu dem fonfiigen Reichtum des Landes an Kunftfchähen.

Nicht in Mufeen: in Kirchen. Klöftern. öffentlichen Gebäuden. in den Paläften des Adels finden wir Spaniens Knnfi.

Man braucht Zeit. um die Knnfi Spaniens kennen zu lernen; es ifi mit Unbequemlichkeiten. ja oft fogar mit Entbehrungen verbunden;

doeh man lernt ein Land kennenf deffen Vergangenheit lebendig geblieben ifih und mit dem fiel» vor allem was das künftlerifche Vermächtnis des Mittelalters anbelangtf wohl kaum ein anderes Land meffen kann.
Daß anderen Otis die Werke der MalereiF der Skulptur) der Klein-knnft zugrunde gingen- zerftreut wurden und giinftigfien Falls hier und dort in Sammlungen endeten- war fehon allein deshalb unvermeidlich- weil die Mauern- für deren Schmuck fie befiimmt warenf nicht erhalten blieben. In Spanien aber hat die Architektur den Jahrhunderten getroizt.
Man findet hier ftille- weltvergeffene Pläne. wo man glauben könntet der Atem der Zeit habe gefto>tz es wird kaum einen Abfchnitt im Ver-lauf der leßten 1000 Jahre geben. deffen Bild fich uns niäft mindeftens an einer Stelle getreu erhalten hätte.
Es find die Spuren der Gefihichtef welche wir in der Kunft wieder finden; der Eigenart aber von Volk und Land wird fie zum Spiegel.
'[- * *
In Anbetracht der geographifchen Lage Spaniens und des Ganges feiner Gefehichte. welche nur vorübergehend an den Schi>falen der euro-päifehen Kulturwelt Anteil genommen hat- hat es zunächfi nichts iiber-rafchendesf wenn auch die fpanifehe Kunfl mehr oder weniger eigene Bahnen gewandelt ift.
Um dem Wefen der fpanifihen Kunft gerecht zu werden und ihre Entwicklung zu verfiehen- find es vor allem zwei (**öefichtspunkteF die man nicht aus den Augen verlieren darf:
ihre Beeinfluffung duräi den Orient
und ihre ablehnende Haltung der Nenaiffance gegeniiber.
Ik * 'k
In feinen Beziehungen zur arabifch-maurifäfen Kultur befindet fich Spanien in der Situation des „7ajuqoeor Wir-ou“.
Wohl endete der 800 jährige Glaubenskrieg mit dem Sieg des Chriftenturns und der nationalen Einigung der Sieger; dort» während zu Beginn des Kampfes die kleinen Grifilichen Königreiche und Graf-fchaften Rückhalt bei den Naäfbarn nördlich der Pyrenäen fuchen und finden. haben fich an feinem Ende die Sitten und Gewohnheiten immer mehr denen von Europa entfremdet und denen des Gegners genähert.
Seit dem Zufammenbruch des Kalifats von Cordoba (1031) kämpften die Chriften der Halbinfel nicht mehr um ihre Erifienz; die Schlacht von

las Navas de Tolofa ((212) fichert ihnen endgültig das Übergewicht; aber obwohl Andalufien bereits im Alll, Jahrhundert dem .Halbmond verloren ging. fällt Granada. das leßte Bollwerk des Islam auf fpa-nifchem Boden. erfl 1492. Schon dies allein beweift. daß der Kampf nicht mehr mit der alten Energie fortgefeßt wurde. Die mit nur kurzen Nuhepaufen fich wiederholenden Zufammenftöße und Siharmiixzel ent-behren eines zielbewußten Planes und gleichen vielmehr zu einer ritter-lichen Gewohnheit gewordenen Waffenübungen und Abenteuern. Jedenfalls fcheint eine tiefere. in der Verfchiedenheit der Raffe be-gründete Abneigung damals nicht befianden zu haben. und wenn die Waffen ruhten. betrachtete wohl der Ehrift den Mauren kaum mit anderen Augen. als der Kallilianer den Aragonefen. Der Hofhalt der Könige von Kaftilien. welche ihre Nefidenz immer weiter füdlich. erft nach To-ledo. dann nach Sevilla. verlegten. unterfäfied fich zur Zeit Don Pedros (1350) kaum wefentlich von dem orientalifcher Sultane; und in Aragon lag die Pflege von Ackerbau. Gewerbe und Kunft faft ausfchließlich in den Händen der im Ebrogebiet zurückgebliebenen Araber und Juden. welche im allgemeinen wenig in ihrem Tun und Treiben behelligt wurden. während die chriftlichen Eroberer den Dienft unter den Waffen als ihr Vor-recht beanfpruchten. Heiraten zwifchen Ehriflen und Mauren ge-hörten nicht zu den Seltenheiten; befiegelte doch Alfons b'l, die der Er-oberung von Toledo (-1085) folgenden Verträge damit. daß er die Tochter eines Kalifen auf den kafiilianifchen Thron erhob,

Was Wunder daher. daß. wie fich allmählich arabifche Klänge und Wortbildungen unter die romanifchen Laute der Landesfpraihe mifchen. auch die fiinfllerifrhe Formenfprache dem fremden Einfluß unterliegt? - um fo begreiflicher. wenn man die noch erhaltenen Schöpfungen arabifchen Gefchmackes. welche doch nur einen verfchwindend kleinen Teil des einft vorhandenen bedeuten. fieht und bedenkt. daß die aus den rauhen und noch kulturarmen Teilen des Landes fijdwärts dringenden Spanier Schritt für Schritt diefe Märchenwelt eroberten und fich in ihrer Mitte einrichteten.

Daß diefe fortfchreitende Orientalifierung mit der Zeit zu einer Frage von nationaler Bedeutung werden mußte. war unvermeidlich. und wenn am Ende ein ritterlich geführter Kampf. deffen einzelne Phafen die Poefie einer reichen Romantik umfchwebt. doch mit Intoleranz und nus-lofen Graufamkeiten fchließt. fo findet dies wohl zum Teil feine Erklärung. wenn auch niäft Entfchuldigung. darin. daß das chriftliche Spanien fick)

genötigt fah. hierzu Stellung zu nehmen. als es unter dem Druck nicht
rorherzufehender hiftorifcher Ereigniffe mit einem Schlage vor die Auf-
gabe gcltellt wurde. nicht nur die nationale Einigung der verfchiedenen
Bevölkerungselemente auf der Halbinfel herbeizufiihren. fondern eine
führende Rolle in der europäifchen Ehrifienheit zu übernehmen. Wenn
der Verfuch. beide Aufgaben zu löfen. mit dem Ruin des Landes endete.
fo beweift dies allein fchon. daß die verantwortlichen Führer des Volkes.
das dem Abfolutismus zuftrebende Königtum im Bunde mit der Kirche.
in der Wahl der Mittel fich haben verhängnisvolle Mißgriffe zufchulden
kommen laffen.

Dem Empfinden der Nation in ihrer Gefamtheit entfprach jeden-
falls die Tätigkeit der Inquifition und des Heiligen Offiziums zunächft
nicht. zumal da nicht. wo fie fich. wie bei den zum Ehriftentum iiber-
getretcnen Mauresken. nicht gegen den fremden Glauben. fondern gegen
die fremde »Raffe richtete.

Beachtung verdient in diefem Sinne eine Eingabe der Stände von
Aragon an den König aus dem Jahre 1484. welche um Aufhebung diefer
Sondergerichtc nachfuchtz es wird hierbei ausdrü>lich hervorgehoben:
es fei eine Schädigung und Entvölkerung des Königreiches zu befürchten.
denn das Tribunal arbeite in einer Weife. die weder dem Wohl des
Reiches. noch feiner Ehre. noch dem Dienfie Gottes und dem Seiner Ma-
jeftät förderlich fein könne.

k]- I' 7i-

Vom kunfthiftorifchen Standpunkt aus gewährt das fpanifche Mittel-
alter ein ganz befonderes Intereffez vor allem ift es die Spätgotik. welche
eine fpezififche Eigenart zum Ausdruck bringt. Es liegt hier ein Vergleich
mit Venedig nahe. deffen Architektur auch morgenliindifchen Einflüffen
ihren Reiz dankt.

Diefe Annäherung zwifchen chriftlicher und mohammedanifcher Kunft
erfcheint weniger jiberrafchend. wenn man fich darüber klar wird. daß
allenthalben. bei der Entwicklung des romanifrhen Stils zur Gotik.
während der Kreuzzüge im Orient erhaltene Eindrücke eine Rolle
gefpielt haben. - vor allem aber daß. wenn auch beide Kunftformen
verfehlt-dene Weltanfchauungen repräfentieren. im Grunde doch die eine
wie die andere auf den Trümmern des römifchen Reiches und unter
Benuhung byzantinifcher Vorbilder entftanden ift.

Fiir Spanien kommt noch weiter hinzu. daß auch die arabifche Kunft

der Halbinfel in ihren leßten Entwicklungsftadieni deren glänzendes Denkmal die Alhambra von Granada bildetf eine Art der Geftaltung angenommen hat„ welche fich von allemf was der Islam fonft gefchaffen hat- wefentlich unterfrheidct und Beziehungen zu den künftlerifchen Ideen der chriftlichen Nachbarfiaaten nicht verleugnen kann. - Die anfangs divergierenden Kulturen waren fich mit der Zeit beiderfeitig näher gekommen, Von den zwei Kunftfiilent welche fich hier begegnen und fchließlich vereinigen- zeichnet fich der eineF der arabifchef durch feinen Reichtum im Ornament und feinen Farbenfinn ausf der anderer der gotif>)e„ durch die Mannigfaltigkeit und Sinnigkeit feiner figürlichen Darftellungen; der eine vermeidet auch im Ornament die Natur unmittelbar nachzuahmen und fucht eine neue- der Wirklichkeit entriirkte Welt zu geftalten- der andere gefällt fich in der Wiedergabe des Lebens und verwenden auch zu rein dekorativen Zweckenx mit Vorliebe menfihliäfe Geftalten oder Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt; der eine hat das Beftreben allein durch die Harmonie der Umgebung ohne das Auge auf einen beftimmten Punkt zu lenkenf den Gedanken und Träumen freien Lauf zu fchaffent der andere will durch feine Darbietungen felbfty durch den Symbolismusf den er den Arbeiten zugrunde legtf zum Nachdenken nnd zur Aufmerkfamkeit anregen.

Es entfteht in Spanien ein überaus reicher chriftlirher Stilt der- wenn ihm auch zum Teil die klare und vornehme Linienführung deutfch-franzöfifcher Kathedralen fehlt und er oft überladen erfcheint- da rr die gotifche Dekorationsweifex welche in erfter Linie die Konturen berückfichtigtt mit dem Bef'treben der arabifchen Kunftf die Flächen zu füllenf vereinigt- meift ein fehr feines Empfinden für eine einheitliche Gefamtwirkung verrät. Es ift dies eine Eigenfchaftt welche die fpanifche Kunft auch in der Folgezeit bewahrt hat. Man wird kaum fo ftimniungsvolle Innenräume wiederfinden- wie bei fpanifchen Kirchen. Vor allem ift es zu bewundernf mit welchem Takt - mit Ausnahmen natiirliäf *- auch fpätere bauliche Veränderungen und Erweiterungen vorgenommen worden find„ und wie der Künftlerf troß Verfchiedenheit des Stilsf es verftanden hat fich dem Geiftf welcher das Ganze befeeltt anzupaffen und unterzuordnen.

Dies Verfkändnis für den Einklang der Formen und Töne ift ein Erbteil der Mauren.

Wie oft ift nieht im Gegenfaß hierzu in Italienf - gerade zur Zeit, als feine größten Meifter tätig waren- - der Totaleindruck einer künft-

lerifchen Marotte geopfert oder wiederum manches Kunftwerk durch eine fiimmnngslofe Umgebung feiner beften Wirkung beraubt worden?!

Die K *

Handelte es fich zunächft nur um eine Bereicherung der gotifchen Bau-weife mit arabifchen Motiven. fo bedeutet der fogenannte ..Eftilo Mude-jar". als letzte Konfequenz diefer Entwicklung. eine vollkommene Fufion beider Kunftformenz er appliziert ziemlich unvermittelt die orientalifche Dekorationsweife Gebäuden. welche ihrer Struktur nach der Gotik - fpäter auch der Nenaiffance - angehören. Die intereffanteften Bei-fpiele hierfür finden fich in Zaragoza. Toledo und Sevilla. Wir haben es hier in den meiften Fällen mit den Arbeiten arabifcher oder auch jüdifcher Architekten zu tun. welche die heimifche Kunftfertigkeit im Dienfke chriftlicher Bauherrn verwerteten. Es war mithin der Verfuch. die Kunft des Gegners den Lebensbedingungen des Siegers anzupaffen. Wir können eine ähnliche Erfcheinung in moderner Form in den franzö-fifchen Kolonien von Nord-Afrika beobachten.

1'- * 4e

Diefer Zeitabfchnitt hat in der Kunft Spaniens einen befonders nachhaltigen Eindruck hinterlaffen. Wie damals unter dem Einfluß der Blutmifchung mit dem jahrhundertelang bekämpften Gegner eine Nation entftand. deren Charakter fich wefentlich von dem der lateinifihen Schwefterraffen unterfcheidet. fo hat fich auch ein beftimmtes künftlerifches Empfinden gebildet. welches die Eigenart der fpanifchen Kunft ausmacht und fich wie ein roter Faden verfolgen läßt durch das große Jahrhundert des Velazquez bis zu Goya und Zuloaga.

Es fcheint. als ob Spanien nur zögernd vom Mittelalter Abfchied nimmt. in dem dunklen Gefühl. daß die weltbewegenden Ereigniffe. welche es felbft herbeiführt. und die dem durch das Erwachen eines neuen Geiftes in feinen Grundfefien erfchütterten Europa ungeahnte Perfpektiven öffnen. ihm nur das Abendrot feiner Größe bedeuten. Immer wieder wendet der nationale Geift feinen Blick nach der Zeit zurück. in der er geboren wurde. und immer wehmütiger bli>t er zurück. ie weiter er fich von diefer Zeit entfernt. nicht ohne daß fich oft eine bittere Ironie diefer Wehmut beimifcht.

Wer den Don Quijote nicht nur mit literarifchem Intereffe. fondern als das Lebensbuch eines Volkes gelefen hat. wird mich hier am beiten verliehen.

Europa halb entfremdet. feft in feiner großen mittelalterlichen Vergangenheit wurzelnd. fah fich Spanien plötzlich an die Spitze der abendländifchen Kulturwelt gef'tellt. welche bereits durch Humanismus und Renaiffance in neue Bahnen gedrängt worden war.
Was follte die klare und kühle Sprache des klaffifchen Altertums einem Volke. deffen Gottheit fieggekrönt im .Hall-dunkel geheimnisvoller Kathedralen thronte. dem plätfchernde Brunnen im Schatten maurifcher Säulenhöfe wollüftig-füße Märchen erzählten. deffen Balladen und Romanzen tönten wie der Bergwind. der über die kahle Sierra fegt. und dem die Meereswelle Kunde brachte von fernen ungekannten Ländern. von unerhörten Schätzen und Abenteuern und von neuen Kämpfen fiir den alten Glauben. zu deffen Ehren Scheiterhaufen flammten?
Während man allenthalben der von Italien ausgehenden Bewegung bereitwillig fich anfchloß und die neuen Ideale auf Jahrhunderte hinaus zur Bafis einer künftlerifchen Fortentwicklung machte. hat man fie in Spanien. ohne ihrem Einfluß fich auf die Dauer entziehen zu können. doch meift als etwas Fremdartiges. nicht Nationales empfunden. dem vor allem das religiöfe Gefühl widerfirebte. Die Gotik. die einzige Kunfiform. welche eine vollkommene ilbereinftimmung der kirchlichen Idee mit der zeitgenöffifchen Weltanfchauung ausfpricht. mußte der Gedankenwelt eines Volkes. welches Hunderte von Jahren um feinen Glauben kämpfte. und bei welchem die Kirche heutigen Tages noch eine Rolle fpielt. wie fonft im Mittelalter. befonders nahe ftehen.
Hier findet man auch den Schlüffel zum Verfiändnis des trotz Stammesverwandtfchaft grundverfchiedeuen kiinfilerifchen Schaffens in den beiden romanifchen Mittelmeerländern: Italien und Spanien.
In Italien hatte auch während des Mittelalters die iiberlieferung des Altertums nie ganz gefchlummertz die Gotik hat fich dort nie recht heimifch gefühlt. Die Renaiffance brauchte daher nur halbvergeffene Reminifzenzen wieder aufzufrifchen und konnte eines allgemeinen Verfiändniffes um fo fiäferer fein. als fie eigentlich dem Lande nichts Neues brachte.
In Spanien verknüpfen fich alle Traditionen mit der chriftlich-kirchlichen Kunfi des Mittelalters und zwar im befonderen mit derjenigen Form. die es fich. gemäß feiner hiftorifchen Entwicklung. felbft gefchaffen hat.
.Hierzu kommt. daß während der Jahrhunderte. welche fiir die Ansbreitung der neuen Ideen von Wichtigkeit waren. Spanien fich nicht in geiftiger Abhängigkeit vom Rom befand. fondern Rom von Spanien.
Spanien ift es. welches dem heiteren. leichtfertigen und ich'onheitsfrohen

Leben des päpftlichen Rom mit der Plünderung der ewigen Stadt (1527) ein jähes Ende bereitet; nachdem es Jahrhunderte lang für den Sieg des Ehrifientums gekämpft hat. ftellt es fich jeßt die Aufgabe. dem in feinem Anfehen tief gefchädigten Papfitum einen neuen .Halt zu geben. Man begegnete fich in vielem mit den Ideen der nordifchen Neformatorenz doch nicht in einer Befreiung erblickte man das Heil. fondern in einer fefteren Difziplinierung.
Auf das Treiben in Nom blickte man damals mit tiefer Verachtung herab und tut es auch heute noch. Nicht Rom -. Spanien erfcheint der Fels und Hort der Kirche. Der künftlerifche Infiinkt erkennt mit Recht in der Nenaifiance den Geif't. der zerftören will. was Generationen das Heiligfte war. Generationen koftbarer war als das Leben.
Ich glaube. das hier Gefagte nicht beffer ergänzen zu können. als wenn ich einer Bemerkung Goethes aus der italienifchen Reife. die im allgemeinen wohl auch noch feiner in Fauft ll. niedergelegten Kunftauf-faffung entfpricht. die Äußerung eines fpanifchen Kunftgelehrten gegen-iiberfielle.
Goethe (1786). nachdem er einige Zeilen der Antike und der Kunfi des Palladio gewidmet hat: ..Das ift freilich etwas anderes als unfere kauzenden. auf Kragfteinlein übereinander gefchichteten Heiligen der gotifchen Zierweifen. etwas anderes als unfere Tabakspfeifenfäulen. fpiße Türmlein und Blumenzaäen: diefe bin ich nun. Gott fei Dank! auf ewig los."
D. Iofe Eaveda (1858): ..Es ifi eine merkwürdige Erfcheinung. wie fchnell der Renaiffanceftil feinen Vorgänger verdrängte. wie entfchieden er alles der Macht des Verfiandes unterwarf. was vorher der Phantafie gehorcht hattez die Materie errang das liber-gewicht über die Idee. das formelle Moment über das gefühlsmäßige; Nachahmung trat an Stelle urfprünglicher Eigentümlichkeit. der Klaffizismus der römifchen Kaifer an die Stelle jener religiöfen Begeifierung der chriftlichen Kunft im Mittelalter. . .
Ein zweiter Artikel folgt in der Januar - Nummer 1909.

--_Ä._

'- --W-»> k-_q _ '_ _ z _

- .4- .. k 'l . ; , „ .„
. x, *'...e B - * > .
“* * *M* '*7 -“ *
' *f - . 7.-* *YZ-W
., '1 f - . ,* _ f
*F _ f *K _ _ 'q' F- l" 4 g
der W "W .re -- - -. - 1. :
. .x . .K . * *_ _g g - - _- _

Montanez: .ßelzltniprnc diz
Dominik i ?Mitfemn n. Sevilla..
n
Zum Effan über ,',Spanifhc Kunft",

x'

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . .. Roman.
Schluß.

Die Angelika aber rief fchluchzend die alte Frau herein . . . ..Helfen Sie mir - - um Ehrifti Barmherzigkeit willen helfen Sie mir _- mir ift fo fehlechtl . .

Die Alte löfte ihr fchwerfällig das Mieder und brachte fie ins Bett. fie legte ihre Hand auf die feuchte Stirn der Angelika. die mit ge-fchloffenen Augen wimmernd dalag.

Nach einem Weilchen erhob fie fich vorfichtig.

..Nicht fortgehen!" fchrie die Angelika verzweifelt auf.

..Beileibe nicht.“ antwortete die Alte. ..Nur einen guten Kräuter-tee koche ich dem Fräuleinchen. damit fie wieder auf die Beine kommt.“

Und fo hurtig fie konnte. humpelte fie in die Küche.

Die Angelika ftöhnte in fich hinein - der Schweiß brach ihr aus allen Poren . . . Was war nur mit ihr? . , . Seit Tagen fühlte fie fich fterbensmatt und elend. und nur die Angft trieb fie zu Proben und Vor-ftellungen ins Theater _ Diefer Menfch. das wußte fie. war jeder Schandtat fähig . . .

..Hier if't der Tee.“ fagte die alte Frau. ..der hat fchon manch einem geholfen. Und nun den Kopf hübf>j hoch - ich lege Ihnen noch ein Kiffen darunter. damit Sie's auch bequem haben. Schadit nichts. wenn er etwas heiß ift - die fchlechten Säfte ausfchwihen. das ifi die Haupt-fache. Fräuleinchen . .

Und Angelika gehorchte willenlos -- dann fank fie ermattet zurück - und der Schweiß trat aus ihrer weißen. klaren Stirn.

..In einer halben Stunde if't Ihnen beffer." meinte die Alte und trippelte befriedigt aus dem Zimmer. An der Tür kehrte fie noch ein-mal um. ..Sehen Sie zu. ob Sie nicht ein kleines Nickerchen machen können. damit Sie wieder zu Kräften kommen . .

Run war es ganz |ill in dem kleinen Gemach. Ihr Körper begann unter den Decken zu glühen - und fie hörte. wie ihre Pulfe klopften

und ihr Herz fchlug. Sie fchloß die Augen. und eine Art traUmhaften Zuftandes kam über fie. ohne daß fie wirklich fäflief.
Die Glocken läuteten. Ein langer. fchwarzer Zug kam aus der Kirche. Voran fchritten vier Männer mit fchneeweißen Bärten. die trugen einen gläfernen Sarg - in dem lag Ophelia. Hinter dem Sarge fuhr eine goldene Kalefche. von fchwarzen Rappen gezogen. in der faß ganz allein Alexander und weinte bittere Tränen. Den Rappen zur Seite gingen barhäuptige Männer. die in der Linken den Zylinderhut und in der Rechten Zitronen_ hielten - und eine große Trauergemeinde in dunklen Gewändern folgte. Darunter waren die Kollegen und Kolle- ginnen vom Theater und die Bühnenarbeiter bis auf den leßten Mann - *- es war ein wunderfchönes Begräbnis . . .
..Wer zieht mich fo am Herzen." fchrie fie weinerlich auf und öffnete die fchlaftrunkenen Augen. Und wieder fpürte fie die gleiche übelkeit wie vorher und den nämlichen ftechenden Schmerz.
..Frau Schloffer.‟ rief fie mit gepreßter Stimme. ..mir ift fterbens- fchlecht.“
..Iefus Maria -- ganz grün fehen Sie ja aus - was ift nur mit Ihnen los?"
..Pft.‟ machte die Angelika und richtete fich mit verzweifelter Miene auf. Sie horchte angefpannt. Waren das nicht Alexanders Schritte? . , . Nein. fie hatte fich getäufcht.
..Frau Schloffer. Sie müfien mir einen Doktor holen. der mir was verfchreibt - fonft kann ich heute nicht fpielen.‟ ftöhnte fie.
„In dem Zuftand wollen Sie auftreten. Fräuleinchen. das kann doch nicht Ihr Ernft fein?"
„Nicht reden -- nur den Doktor holen." bat fie und hob befchwörend die .Hände empor. ..Ich muß fpielen - hören Sie. ich muß fpielen - und wenn ich kaput darüber gehe - -“
..Ich geh' ja fchon Fräuleinchen - auf der Stelle gehe ich . .
Nun zählte fie mit lauter Stimme. um über die Zeit Herr zu werden - und die fmwarzen Ziffern tanzten wie diirre Knochenger-ippe vor ihr auf. Die Füße waren ihr kalt wie Eiszapfen. Warum kam der Doktor nicht . . . Wenn Alerander fie nur nicht in diefem Zuftand überrafchte - er würde nicht dulden. daß fie ins Theater ginge - und dann war das Unglüä fertig . . . Lieber. lieber Gott. fieh mir bei . . . lieber. lieber Gott. hab' Erbarmen mit mir . . . ah. der Schlüffel

wurde gedreht . . . das war nicht Alexander - das war die alte Frau - -- und jest kam der Doktor . . . fie hätte vor Freude aufheulen mögen . . .
Ein unterfeßter alter Herr mit weißem. kurzgefchorenem Haar und einer goldenen Brille auf der Nafe trat in das Zimmer. Er legte Hut und Mantel ab und fiellte den Stock mit der elfenbeinernen Krücke vor-fichtig in eine Ecke. ehe er fich an ihr Bett feßte.
..Herr Doktor. ich muß heute fpielen." fagte fie in Todesangft.
Die alte Frau ftand an die Tür gelehnt. Er winkte ihr hinaus-zugehen,
..Zeigen Sie mal Ihre Zunge. Kindchen - fo. fchon gut." Nun nahm er ihren Puls. während er gleichzeitig feine goldene Uhr heraus-zog. „Hm" machte er. ..und jest wollen Sie einmal die Decke etwas hochheben und das Hemd ein wenig öffnen - fo. das genügt fchon. Ruhig und tief atmen!" Er beugte fich iiber fie und horchte an ihrer Bruft.
..Rum noch einmal langfam atmen - fehr fchön - fertig find wir. Decken Sie fich wieder hübfch zu. damit Sie nicht frieren: Und nun fagen Sie mir einmal. feit wann haben Sie diefe Zuftände?“ Da-bei nahm er feine goldene Brille ab und pußte fie bedächtig.
„Seit ein paar Wochen." entgegnete fie.
..Und haben Sie nicht zuweilen einen Drang zum Brechen?“
Sie nickte. ..Das if't es gerade. Herr Doktor. mitten im Spiele paffiert es mir. daß ich fchwindelig werde."
..So . . . hm . . Er machte eine kleine Paufe.
..Ich muß heute abend die Ophelia fpielen - da hilft mir kein Gott - machen Sie mich bis dahin gefund."
..Das können Sie auch." antwortete er mit unerfchiitterlicher Sicher-heit. ..An der Krankheit werden Sie nicht zugrunde": gehen." fügte er hinzu.
Sie atmete erleichtert auf.
Er nahm aus feiner Brieftafche ein Rezept und füllte es aus. Ich verfchreibe Ihnen hier etwas ganz Harmlofes -- lediglich zur Beruhigung Ihrer Nerven - fagen Sie mal - haben Sie einen Bräutigam -?"
Sie wurde über und über rot. „Ich habe einen Mann. den ich liebe.‟ erwiderte fie groß und mutig.
..Pardom mein Fräulein. es lag mir fern. indiskret zu fein - übrigens noch eine Frage - wie fteht es mit Ihrer Blutzirkulation?“

Was war das für eine feltfame Art der Unter-fuchungf die ihr
Schamgefühl bis aufs äußerfte verletzte!
„Denken Sie nur nach." unterbraäf der Doktor ihr Grübeln -
fein Ton klang um eine Nuance energifcher.
Da wurde fie verlegen - ftockte auf einmal -* und fagte ganz ein-
fältig: „Ich habe gar nicht darauf geachtet - nunf wo Sie mich er-
innernz fällt mir erft einf daß ich fchon feit acht Tagen - --
Sie hörte mitten im Saße auf.
Über des Arztes Züge glitt ein gutmütiges- befriedigtes Lächeln.
„Na- fehen Siez nun ift nicht mehr der mindefie Zweifel.‟
„Ich verftehe Sie nichtf Herr Doktor."
„Ia. vermuten Sie denn gar nichts- mein Fräulein?"
„Nein - nein - neint" erwiderte fie fchreckhaft.
Der Doktor ergriff ihre Hand und ftreichelte fie. Dann blickte er
das Fräulein feft und durchdringend an und fagte: „Ich llabe Ihnen
eine Eröffnung zu machen. Wenn ich mich nicht fehr täufrhez find Sie
guter Hoffnung . . ."
Sie fiarrte ihn mit weit aufgeriffenen Augenf in denen die Pupillen
in den äußerften Winkel riicften- an.
„Wa-a-a-a-sx* fiammelte fie bebendt ohne ihn zu begreifen.
„Beruhigen Sie fich doäfi Kindchenf‟ meinte er begütigend.
Mit einer rafchen Bewegung richtete fie fiä) auf und klammerte
fich an des Arztes Handgelenke. Und beinahe heifer brachte fie hervor:
„Was haben Sie gefagt?"
„Aberf liebes Fräulein - kaltes Blut - und keine folihe Er-
regung. Das ift doch nichts fo Sonderbares - ich glaube Ihnen in
der Tat mit ziemlicher Befiimmtheit verfichern zu k6nnen- daß Sie guter
Hoffnung find . .
Sie fiieß einen gellenden, markerfäfiitternden Schrei aus - fo
daß der alten Frau in der Küche angft und bange wurde.
Der Arzt verfuchtef fie in die Kiffen zu legen. Sie aber befreite
fich gewaltfam _ raufte fich wie eine Verftörte das Haar und brach in
ein irres Lachen aus. das nicht enden wollte. Der Arzt beobachtete fie
mitleidig. Und als jeßt die alte Frau verängfiet durch die Tür den Kopf
fte>te. fagte er: „Gehen Sie nur - das Fräulein wird fich bald be-
ruhigen.“
Und in der Tat wurde fie gleich darauf fcheinbar fiill - und blickte

nur mit einem verlorenen Ausdruck7 als wenn fie weiß weit von allem Lebendigen entfernt wär-q vor fich hin.
Der Doktor redete auf fie ein - es wäre doch kein folches Unglück - und wie viele hätten das gleiche vor ihr durchgemachh Gott und die Welt verdammt - und nachher fei ihnen das Kind zur tiefften und reinften Freude des Lebens geworden . . .
Hatte fie überhaupt eines feiner Worte vernommen - oder auch nur den Tonfall feiner Stimme gehört?
Sie fprang plötzlich alle Scham vergeffend- nur mit dem Hemd bekleidetl aus dem Bett- warf fich vor dem Ärzte him umfaßte feine Knien rang verzweifelt die Hände und brachte jämmerlieh fehluchzend nur die Worte hervor: „Helfen Sie mir . . . helfen Sie mir!"
„Liebes Fräuleinl“ fagte der Doktor; die Stirn runzelndl „wenn Sie nicht fofort wieder in Ihr Bett gehenl verlaffe ich auf der Stelle das Zimmer."
Wie ein eingefchüchtertes Kind gehorchte fie demütig.
„Und jetzt hören Sie mir vernünftig zu. In Ihren Kreifen kommen doeh folche Dinge viel häufiger vor - und wie ich mir habe fagen laffen, beurteilt man fie viel freier und vernünftigen als in der fogenannten bürgerlichen Gefellfehaft - es ifi doch alfo kein Grund vorhandenz Zeter und Mordio zu fchreien - und wenn Sie„ wie Sie mir vorhin felbfi verfichert habenf den Mann lieben - -‟
Er kam nicht zu Ende.
„Herr Doktoß‟ flüfterte fie - und auf ihren Zügen lag das ganze Leiden Iefu Chrifii - der erfchöpfte Ausdruck des ans Kreuz gefchlagenen Heilands - „haben Sie Barmherzigkeit - und helfen Sie - ich darf -_ »- ich kann diefes Kind niäft zur Welt -"
Sie brach ab„ als erfiickte fie am Worte.
„Es handelt fich gar nicht um das Können - es handelt fich um das Müffen, mein Fräulein - darum gewöhnen Sie fiäf an den Gedanken.“
„Herr Doktor„ helfen Sie mir!" fchrie fie noch einmal gemartert auf.
Er zuckte förmlich die Achfeln.
„Liebes Kind„ was foll ich da tun?"
„Herr Doktom es muß doch Mittel geben . .
„Bittß drücken Sie fich etwas deutlicher aus» ich verftehe Sie nicht/ entgegnete er kalt,

Sie ließ .ich durch diefen Ton nicht abfchrecken. Sie fah ihm voll in das Gefiäjt.
..Es muß unbedingt Mittel geben. um das zu verhindern.“ ftammelten ihre weißen. blutleeren Lippen. ..Und ebenfo ficher ift es. daß Sie als Arzt diefe Mittel kennen.“
..Aha. fo meinen Sie es. Profit die Mahlzeit -- ich danke fchön. Und verfuchen Sie es nicht noch einmal. mir etwas derartiges zuzu- muten. Das heißt nach dem Bürgerlichen Strafgefeßbuch ,Verbrechen gegen das keimende Leben* und wird mit Zuchthaus.- ich glaube bis zu fünf Iahren - beftraft. Ich verfpürezuicht die mindefte Luft. auf meine alten Tage zum Verbrecher zu werden.“
Er hatte eine vollkommene Amtsmiene aufgefeht und in einem tro>enen. harten und abweifenden Ton gefprochen. der jede Hoffnung. von diefer Seite könnte ihr Hilfe werden. zu nichte machte.
Er zog feine Uhr.
..Meine Zeit ift um. Adieu. mein Fräulein.“
Ruhig zog er fich den Mantel an und griff nach Hut und Stock. Er war bereits an der Tür. da hörte er. wie fie wimmernd ihn noch einmal zurückrief.
..Sie werden iiber meinen Zufiand zu niemandem reden!“
..Darauf dürfen Sie fich verlaffen. Berufliche Dinge find bei mir begraben.“
..Zu niemandem?“
..Reim zu niemandem."
Als er fie verlaffen hatte. wollte die Alte ins Zimmer.
..Frau Schloffer. laffen Sie mich allein!“ fchrie fie außer fich und verriegelte die Tür.
Was nun - -- was nun?
Ein Grauen - ein entfelzliches Grauen fchiittelte fie . . . Wo war Gott? . . . Gab es iiberhaupt ein folches Fabelwefen? . . . Einen Strick nehmen - - fich erwürgen - - Ein Ende machen - _
Sie fchlug wie eine Geifteskranke den Kopf an die Wand und gab tierifche Laute von fich . . . Eher ins Waffer gehen. wo es am tie'ffien war. als von diefem .hunde ein Kind zur Welt bringen - - -
Sie riß die Fenfterflügel weit auf - wenn fie fich hinausftiirzte. war alle Qual vorbei . . . und über diefe graufame Komödie. die das Schickfal mit ihr gefpielt. fiel der diiftere Vorhang des Todes . . . Sie fing kläglich zu weinen an - fie war fo jung und follte fchon fierben --

ein unfagbares Mitleid mit fich felbf't erfüllte fie. Um ihre Mundwinkel zuckte es fchmerzhaft. Das tieffte Weh durchzog ihr armes Herz.
In heimlichen Wünfchen hatte fie fich nach einem Kinde gefehnt und von der Stunde als der Erfüllung ihres Dafeins geträumt. da fie es Alexander in die Arme legen und er fie. die bleiche. junge Mutter. die alle Qualen mit fröhlichem Mute getragen - ftumm an fich ziehen würde . . .
Nun war alles anders . . . ganz anders gekommen . . . Wo lag ihre Schuld - war fie Alexander fäluldig? . . . Weshalb wurde unter ihr der Boden abgetragen - und das dunkele Grab fiir fie aufgeworfen? Winkte ihr die fihwarze Erde geheimnisvoll zu. um fie in ihren Schoß aufzunehmen? . . . In einem gläfernen Sarge liegt Ophelia. ..Laßt mich! -- laßt mich los!" fchrie fie wehevoll auf und berichte die heiße Stirn mit kühlem Waffer . , .
Und nun blühte eine letzte Hoffnung in ihr auf. Der Doktor konnte fich geirrt haben . , . Wie oft hatte fie von Fällen gehört. in denen der Arzt , . . .
In fliegender Haft warf fie ihre Kleider um - und als wiirde fie von Hunden geheßt. eilte fie die Treppe hinunter. An wen follte fie fich wenden - keine Seele kannte fie in diefer großen Stadt. der fie fiäl hätte anvertrauen mögen. Immer hatte fie fremde Menfchen gemieden - aus Angft. Mißtrauen und Sorge. fie könnten fich zwifchen fie und Alexander drängen.
Da kam ihr ein rettender Gedanke. Im Sturmfchritt jagte fie zur närhften Konditorei. Sie beftellte fich eine Taffe Kaffee und griff zur Zeitung. Mit fiebrigen Händen fchlug fie den Inferatenteil auf. Ihre Augen flogen über die Annoncen. O wie fchwer war es. fich da herauszufinden . , .
Ah. endlich. und nun las fie. bis ihr die Buchfiaben vor den Augen wirr durcheinander tanzten. daß fie die einzelnen kaum noch zu trennen vermochte. ..In diskreten Fragen erteilt Rat und Auskunft Hebamme Bachmann. Hollwannfiraße 14." Und an einer anderen Stelle ftand; ..In fchwierigen Frauenangelegenheiten wende man fich vertrauensvoll an Frau Seyffert. Aleranderfiraße 27."
Unzählige Angebote. in denen überall mit verfrhleierten Worten .Hilfe und Rettung in Ausficht gefiellt wurde. folgten.
Sie entfchloß fich kurzerhand. Frau Seyffert aufzufuäfen. fäfon des-

halb weil die Alexanderfiraße für fie am fchnellfien zu erreichen war.
Mit der elektrifchen Bahn konnte fie in zehn Minuten dort fein.
Sie |rich fich das Haar zurückz zahlte und war wieder auf der Straße
-- und da hielt aua) bereits der elektrifche Wagen . .
Im dritten Stock wohnte Frau Seyffert.
Sie war atemlos, als fie ihr*Ziel erreicht hattex und blieb erft ein
Weilchen fiehen- um fich zu erholen.
Nun zog fie an der Glocke. Niemand kam. Sie läutete ein zweites
Mal - und jetzt hörte fie Schritte- und eine korpulente Frauensperfon-
etwa in der Mitte der Vierzigt öffnete die Tür.
„Ich möchte Frau Seyffert fprechen."
„Bin ich felber- treten Sie nur ein - womit kann ich dienen ?“
„Ich habe die Annonce gelefen," fagte fie zitternd.
„Ra ja -- womit kann ich alfo dienen ?"
„In der Annonce fieht - _- ‟
Sie war dem Weinen nahe und brach faffungslos auf einem Stuhl
zufammen.
„Was in der Annonce fiehtz weiß ich ja felber; das brauchen Sie
mir doch nicht zu erzählen. Wo drückt Sie denn der Schuh?"
Die Angelika hatte befchloffen- mit keiner Silbe zu verraten- was ihr
der Doktor entdeckt hatte. Vielleicht erhielt fie hier tröfilichere Auskunft.
Nur verf>)ämte Andeutungen machte fie.
Die Frau begann nun- fie rückfichtslos zu eraminieren.
Die Angelika hätte in die Erde finken mögen . . . Und nun be-
tafieten fie fremdet rohe Hände . . .
Sie fchloß fefi die Augen und biß die Zähne aufeinander . . . Diefe
Tortur ging über ihre Kräfte , . , Eine Ewigkeit dauerte es.
„Sind Sie fertig?" fragte fie fröftelnd.
„Sie können fich wieder anziehn!"
Sie fchlüpfte- fo rafch fie konntet in ihre Kleider.
„Nun?" ftieß fie fljifiernd hervorf und ihr Körper bebtez und alle
ihre Pulfe flogenz als wollten fich im nächften Augenbli>e die Adern
öffnen- damit das arme Blut in Strömen fich entladen konnte.
„Da ift gar nicht dran zu tippen," antwortete die Franz „Sie find
in andern Umftänden."
Die Angelika drehte fich hafiig umt damit die Perfon nicht ihr kreide-
weißes Geficht fehen könnte . . . Eine kurze Spanne Zeit war es todes-
"till, bis die Angelika ihre Fafiung wieder gewonnen hatte.


EMPTY

&ar/c aericieinerte eMarbig-e 4Wii>nng (ier ferner-reite.

Mn unsere* i 888//
sie icännen literainr- uncl icunxtiieirencien Leuten. (lie et'iririieii Anteil
an rien (Fencheiinirxen unci 17*' urtxeiiritten (ier Zeit rie-innen, iceine neiiünnre
WO/'nnäcnixireuals
machen. als* einreie schenkt-ng einer Fairrer-/ibonnernents au/ eiie in eien 33. .Faltr-
gang tretencie prächtige iiiunatxxenri/t „Moni unci Züri". Der Bereitenirie /reut .eit-ie
(kann aiirnanatiieit aon neuem iiher Mare ii/'eiirnaciitägabe anti sie aer,ce/2a/Fen
iiint angenehme stuncien unci Genuß /iir ein game-.e ini-r.
(irn ciiexez* Gezeiten/r aber ane/i in einer iriinztierixciien unci earneitnten
W Zn gel-en. haben wir eine
/ibanns/nsnts - (Ordnen/Werts
aon (Fern beicannten Mittler Liane* (.inciinh entn-erfen inneren untl (iieneihe. ein
.rie einen iciinxtieriz-eiien Zeitler-ert repräeentiert, irn Normale unxerer Zeitreiirift
in rien Narben eien Originale reprociunieren kunnen. [ti/'ir Zeigen oben eine
aericieinerte ein/arbigiZWi/i/iekiergabe (ier l/'araier- uncl iiiieicz-eite (lie-8er aiei/arbigen
Cereiien/clcarte unci beenren une, [inneren [Eiern rniiruleiien. (ia/.i TWO-2 :urn
Dreier: aon LL Marie (ti-iron iecie Nur-Wanciiung, .marie earn unterseieiinrten
l/eriag Zu bestellen ini. Nerienige, (Fern ciiexe Karte gereiienict Mini. Fiat c-ant
Verlag-e, ucier aon cier/enigen Nachhanciiung. aan (ier (lie Eeeeiienicirarte bezogen
&uur-ie, ein Faicresabnnnenient „Miami nnci .Fi/ici" FrontenFrei Zu Geanryrucnen.

Nee infmfn-t- iii-*i'm- fin-.'- fta!!
ir" ie' "*.Wl'qtll*.*-g ...-1
du" "qq". ,*. Fiji.-..F"-*l", tt
"o-'NUK .UF ..ufo-uf. .F f -l--g - .4*- Fa' .-
, ..um-14. X'. . .4.4" &uytr- »r *.m. ."17 1"'
w' ...f 'Zu-..tief-'mc- :q '- [..e-.F *-k "'4tlii.
?eb-mk 'er "n-*.- n'.-.*-...4 *.4 »*- ll ..ek-.M
".71 n "l *-. F'. .- “ -
.er ..q-o' .k|.i......*-. W"
.'r' w. tik-17.1... -.--.-
' ..Dr
r |'*'*ff""*"F .i- .'-q t *
"'*Qf , x t., . -t

-..-.---»-_-----_ i'*r-t'/1'i('t*/re7lr* .-iititt*lt7*rt.ni_' (ix-t' N7 -* - -a --
| --.m f
.-..... .. .,. .,--._-e-...-_.„..___]

_ ii't't* Frohe-n, rial) unsere (We-t", .rr-lim? eine rennt-r* l'nternnitnnn In nnter*-
,r-tr'itxiut, rer/it reichlich. Erb-*nnen amt teten-WW (Aller-tr- ennt-neue Mimi-len. rtr-rt' (ltr/.i
ein ./nitres-Zbnnnement auf „tio-*ri unit' Miri“ WWW auf kite-rr.- life-(ce- ein
:Wil Writt'eälele'x "ier-7U?rin/2&Ye-.reiten/r ii--rri--r .ii-ti.
l/'tn cite (Fr/Winter; (linz-ez* Miner-eu ii>';.-*.- *i- c ,73. -,e-*-!.-*r.xt-'-'.':.-->.-. teilt-n nur
auf (ler (Le-.relienlrlrarte mit, (ln/.i (lern. 1;'tt.-f.-'„-x,„-- -'**i-*-- "---rc --tnf-:I--r-cicrn. .ln/Free-
.älbqr-nenient trete/i: eine [Tr-“tinte in Form einer.“ 7. - ,til-**2 ll-'rrnrll-r'lrie-s
i*0lt'.-'.0n>nren gratis* :ärzte-lit. Nieren (lie sei/tung- Miri-"v K.-tn»-.'.-n.n.i-.-.r ,cr'nri nur*
in tler* “len-xx(- gr-.emxetß eine [keine ann .ile-intern*er/ren.'t ' 'k "ar untl ttri'ttle-t'tte't'
[tr-28i, 2.. N. til/(ier e072 Zinni/MMM!, Nur-intel, l"r“-/(r.*.*.-..-e.*,.' :it-.-“.*.*'Z--, Nenn;
.7.“ ...q-..- "1.. »i .. .- _.
flit/.8', .fakt Öle-*22, Unities-iii, (um Zinn/i', .ile/lei', -ifr'ln'n-U* .r, ik.. *» --t i* iii-[nn-

a.-. ,

Wurst-W; Nimmt-'WN (bitteren-*W (ui'f'llße') lion-rien (dritt, fi-r, .if-..et-ttr,

-..-c...-*.-.--- 1.-
F08. ksmeix, li bereist* etr'. ein. in einem. WoW-7. ,zn/gen. lie-fu -_t--.i'»..t.'--n,»-t--.zB-tuen,
Mitteln-lt cler_ anne ('Fetrerrti-Merrill-n* (ler bon-'xiii'kern .Ulm-ze*: :.-i Zirl-'22,
li-"r'r/rlt'en--n Geheimen. (Burmester-rngxrnt Nr'. [Wi/:eien kin-Fe er) (iron-2 -*riif;_-'z>.-'.-.7-ri-2t
[innibrmrclt-(Fmuttre im Furt-inte enn 87 .' 68 ern rn .rn-- -'--t*tnnt2 rr.-f-t---r.*'u:.---r-*n
:ir learn-en„ i'nrt .eiii-.ren Blättern, erelelie in. *beim-'nu- zitierte-linux ini
Matrei-el bin/rer (ker. It) bis* Lit Flint/c frustriert, .stein-n ritt* -i.-r (eit-xrel; „Gesehen/c-
hart-r" WW ?erinnere-ten „Xi-rei tin-Z 8.*'irj'*-.-ibund-*niert _re ein Nitrit mtr/2
tieren. 'il-ini. genieße, create-'rie Kleister* Zum l-'nt*;nx.ef)r*ei'5-e enn .i (-7 .liter-(c ?trifft
kWh :nt l-'er/iignng, Niere/ben i'r-rg-iinzti'exurigen genre-,sperrt (liegt-niger?: rinnen-eu*
(reer, (lie ,Z'r-l.- ne (Fe-.erkDiW-W ,in rnr'rnientenä ."3 turning-innen Wir nn.»- nit-*r
2722-8772. Nitrit/'niniiler &Gleiten untl une* iii-tt Newbiee-in liter-'inet' erbringen.
i/s//YF „WO/(7' WU" &XC/*L Zen/W l/l/. 35.

'.L73Z;37..'-.„„3„ n: l.i.k/i_i:rf.8cr.7 (pi-5' .nun pur-(7" „KF-„7.z..„„.„.c-.-.„.o.- ni.- *,-
uudu:1h .izxnhhimhuääy -Jifl .my 7-0.) *.-unfpunuhauxf 'unserer/max- :ecm .mg-(.- -,2 Z
um.) 7d-/ *firm* Wümme-ti sind» :id-.nf- umf) *okimmlwfg 7-- WiN-284 “- *-1
nann-h.7_7:2:.-.-3uu m0.) .Jii'W' 'Zunfyunhhauä .ef-.ii hour-fd hmm' F5 ,-- ,. .z.».* i
:mi: .schnee-x2 guy *uam-zumin- uxneo-Z unweit-1 'nun nur-Nah zum .er-.c- -u--rxk .
...-... .d o
'tab'egau/„rni wenn) .armani-_icq 7mm »MN/0.1 .mp .ihriZaa-i-.riu .Klingen/cry.- - .1-m-
-cw man) ini-Jui:- .riff 'iiWd'lJf ruiniiMlnonlua ext-ZNZUU .reift "Fun-KF ing.
.ruhigeren-Z .innerem ordnen-“F ui_- 'xmoiiuneprciär Fiktiyfixf Whremnuxunh nau-x* .- x
.231 Leggings-_n Zinn ?rare-h irn/.unique Whg-nu) MMM .ruf-2W' rrxxiruuzfzg umg- nc
YZ/Yl/hll/Oi/KJYN - ger/.9 und (rc/079
am.) .um Wann *us-fu?? 72: urn-.F
„z (rip-urn.. zur" inn/.rcimmun-im .mi-_2.- ui 7/9272) .nenn -.-.-if.t5*.)z) sunny ruf/7

*ur/ug- .3.-;u--.*i um ,(_u/ _cf-crime. _im naher-ir(- .zi-rhuimkiun uit/,7

»...-._- .....-..-
uit/.ti-(mxnnz .428* .ni/2- .2gtiiks'F-/,it)?rt/*2.2- 11 nah/Z .mh-_n -. -r irc-.b ?Nenne-ding") iii-nf)
*j .e iin-.rf .Pfau-4251W NT *„Zrng nun urn-(7" 7xxxx-- emimff* Fi- '/.rtUkk :agieren-.ri sun-*Z*
e i7“ 7).(- uufu ur ein /uu .euruiuuuu-»hfad-NMR .r Jirti7'irnh'4e' hani-.n .ein 'uni/„Wut
sbnergsxr/Jyc/h/Y/Z/f
unit/.23* .ii-.29.7 “mini-fun fix-Z .rz-i.- -* *-.-_i- .ct-ah ,ji-rn ?terug-ih-gm-nz) img,- un
i- ?Zyrfhmn orf) "um-2.27 um 3--, *.*.-..--u.u zi .x -F'ißi.*.F-ki)f immun-f NZ'
_xu->89 7 den 4//2 c/g/

(WI 9“" ..I-4U hl
6002 M? fUawndUWZLTNqY(„Q
* - . ÜkÄ'ZkikfUeilh)Z*zD
*-
M

k. "Ye, *'i
1* need-umk-
NL -.:*

-...-.--.... _-
->--_ :hinzuhu-af .shi Mering-ggf- ;»Zihru/um Zi-"Ki--z' -- ""7"" --*- ----'

'1. .qq-F" (i. 1-.. .. tt.

f___ l/erhleinerte .4hhilclcing cler* kiiielcxeite.
l/l/'ir hoffen. rial? :innere .het-er. .Lehen nen unter Unternehmen Zu unter» etiilsen, recht reichlich (Zeh-*nnen aon anne-*er UFeMe machen cpercien :incl chili ein Fahrer-Zhannenient auf „Toni nnci Züri" MMM auf ciieee "Wire ein weit aerhreitetee Weihnachtegeeehenh wercien Mit-ci.
l/rn ciie Erfiillung cin-.res unseres* Wiener/tes* Zn unterriiileen. teilen Mir* cin/ eier seeehenlclcarte mit. rial] (lern Zmp/änger clereelhen atelier- clenr Fahrt-8-a-lhannernenl noch eine NWZ-nie in Farin einen prächtigen grolien Wantihilcies* (WillMWWEW gratis* Wale-ht. Nie-*eh ciie Eli/lung einc-8 Funet/reunciex ,einci Mir in eier hage- geeueeen. eine Reihe aan Meietern-erhen hlnärieeher uncl rnoalerner kann, Z. 8. Bihler* aon Nenrhrcincil. Nnphciel. l/elasgnes. hinrillo. Nenne linie, ,lan steen. Notlieelli, ann Ngelc, Willen, Weieeonier. lingzrlael. Gaine-horough. liegnalcle, (wiener-nee. (Cr-eure. Martinez), 6070i. sterne-.lonem Nonnen', F08. lernelx, Whistler sie, etc'. in einem erethlansigen Neprociuhtionxaer/ahren, nämlich cler earn 66hernl-Nirelctar cler königlichen lil-irren an Nerlin, li/irlcliehen Geheimen Uhr-rregierungsrat Nr. Wilhelm seele .ro waren empfohlenen Nenthrnncil-Crnaure im klar-nale aon 87 .* 68 ern fxnrtonjorrnat) "Emanuele-ren Zn lernten. i/'an cin-een Dichtern, Welche in gleichwertiger Ruxätattring iin Nana-:l hieher en. 2-5 bis* 20 Marie harte-ten. Wellen Mir rien ciureh „Texehenlc-harte" neu gewonnenen „Koni uncl Z'iicl"-.4h0nnenten fe ein Matt nach (ie-*en Wahl geht-'8. Weiter-e Kleiner Zum l/'oreugepreiee aon ci 3 hlarlc nach Wahl nur her/tigung. Nierelhen Tiergiinstigungen geniexeen (liefen-'gen unserer [unter. ciie .rule-he Texehenhlcarten in nrincieslene L (Zwetnylaren aan une (hier ihr-ern Nicehhc'inciler irc-Ziehen uncl une rien Wachter-ix hierüber* erbringen.
her/äh „h/oral uncl Kiel", sen/77 W. 3.5.

Â»ig-'i [een *7 .
0 ._ 1
null-x7). ,*7 ,
0-
car-onen*

Ießt hieß es ja ftark fein.
„Was ift da zu tun?‟ fragte fie mit äußerfier Ruhe und Selbfi-beherrfchung.
„Sehr einfach - Sie tragen eben das Kind aus und bringen es zur Welt. wenn es fo weit ifi."
Verfuchte die Frau fie auszuhöhnen - fie drehte fich mit einer rafchen Bewegung zu ihr um und fagte mit finfter zufammengezogenen Augenbrauen: „Wollen Sie mir helfen oder nicht?" Und mit eifiger Entfchloffenheit fügte fie hinzu: „Diefes Kind bringe ich nicht zur Welt.‟
„Wie alt find Sie dennz Fräulein?"
„Das tut nichts zur Sache." erwiderte fie fchroff. „Ich will zu-vörderft wiffenz ob Sie mir helfen können."
„Gewiß kann ich.“
Diefe trockene Antwort erfüllte fie mit Iubel. die Tränen fiürzten ihr aus den Augen.
Die Frau fah fie mitleidig an.
„'s ift ein faures Lebenr" fagte fie. „Das bißchen Liebe muß man teuer bezahlen. Was machen Sie denn für ein böfes Geficht - ich höre ja fchon auf."
„Kann es fofort gefchehen?" fragte das Fräulein.
„I der Taufend. wo brennt es denn? So eilig haben wir*s doch niäfti Acht Tägchen werden Sie mindefiens fich noch gedulden müffen.‟
„Ich habe es viel eiliger. als Sie ahnenX liebe Frau!"
„Wifien Sie auch, daß es eine Stange Gold kofiet?‟
Die Angelika verfärbte fich. O jeminef daran hatte fie in ihrer Angft und Not noch gar nicht gedacht.
„Bei Ihnen foll es mit einem Blauen abgemacht feini pränume-rando felbftverftändliä). - I| Ihnen wohl zu viel? Rap meinen Sie, daß man fo was für fechs Dreier riskiert? - Gehen Sie mal erft zu anderen - da werden Sie Ihr blaues Wunder erleben!"
„Gut - gutf" unterbrach fie zitternd den Redeftrom der Frau.
Sie zog die Mundwinkel tief herab. „Morgen komme ich wieder und bringe Ihnen das Geld . . . r" feßte fie fcheu hinzu.
Auf dem Treppenflur blieb fie einen Augenblick ftehen. Eine elende Mattigkeit durchdrang fie. Sie hielt fich krampfhaft am Geländer feft - alles drehte fich ihr im Kreife.
„Und wenn ich das Geld fiehlen muß -- ich fchaffe esz" flüfterte fie mit weißen Lippen. während fie mühfelig Stufe für Stufe nahm.

Und plötzlich blieb fie ftehen. Sie fror auf einmal. Waren es die Schauer des Todes. die fie umfingen? . . . „Du mein Gott. hilf mir!‘‘ ftammelte fie.
Dann raffte fie ihre letzten Kräfte zufammen - und fchleppre fich heimwärts.

Elftes Kapitel:

Lefer. verhülle dein Angeficht und empfinde den Ernfi der Stunde. wenn dein Ohr das Flügelraufchen des Todes vernimmt. Ein Menfchen-herz zerbricht an der Not des Lebens und hört plöslich zu fchlagen auf. nachdem es kaum den erften Frühling ausgekof'tet. Lefer. werde nicht zum Richter. Was foll das Richten! Wo ift der Menfch. der nicht Schuld auf fich geladen? Uns allen tut Erbarmen not und Begreifen. Was ift Schuld und was ifi Sünde? Ach. Lefer. wie wir da find. öffnet fich uns allen über ein kleines die fchwarze Erde und fest über unferen Jammer ihr f'tummes Verflehen. Wir kommen von den Müttern und gehen ein zu den ewigen Müttern. wo Schmerz und Sehnfucht. Freude und Erfüllung eines find.

1.- -l- sie

Sie lag da mit großen und erlofchenen Augen und dem geheimnis-vollen Wiffen. das Freund Hein in letzter Stunde über den Menfchen ausgießt.
..Alte Frau." fagte fie. und ihre Lippen zuctten nicht mehr. ..ich muß fterben.“
Aber während fie die Worte fprach. fühlte fie noch einmal einen ftechenden Schmerz - fühlte fie. wie ihr Herz an diefem Leben hing. und wie es vor ihren Augen zu dunkeln begann.
Die Alte beugte fich über fie. als wollte fie mit ihren welken Gliedern dies junge Leben fef'thalten. und über ein verrunzeltes und trockenes Geficht rannen große. graue Tränen.
,.Nein. nein." fagte fie leife fchluäfzend. ..das Kind wird gefund werden - das Kind wird wieder blühen. fo wahr es einen Herrgott gibt."
Da fah die Angelika fie mit einem fo wunden Lächeln an. daß die Alte diefen Blick nicht zu ertragen vermochte.
..Geh hinaus. alte Frau. Ich muß mit mir allein fein."
Nun [anfchte fie und hob mühfam den Kopf aus den Kiffen. Still

war es. und deutlich vernahm fie die Einfamkeit. Der Kopf fank ihr dumpf zurück. und fie fühlte. wie ganz und gar alle ihre Glieder zerbrochen waren. und wie ihr Herz überftrömte von Liebe und Sehnfucht. Dann wurde ihr wieder heiß und kalt. Die Augen fielen ihr zu. und das Dunkel warf über fie ein fchweres. fchwarzes Tuch,
Aber auf einmal waren alle Lichter entzündet. und ihre Kammer war erhellt von ungezählten Kerzen. Denn neben ihr fiand Alexander, Sie hielt feine Hand und fagte nur: „Ich liebe dich." Und immer wiederholte fie. fo weh ihr war. dies eine Wort: „Ich liebe dich."
Der Glanz aus ihren firahlenden Augen blendete ihn. Er hätte auffchreien mögen. Doch kein Laut entrang fich ihm. denn diefes war eine fiille Stunde. und er fühlte. wie ihre Hand in der feinigen verfank - und er fah. wie es über ihre Züge zuckte. wie ihre Pupillen fich weiteten - und er hörte. wie aus ihrer Brufi ein letztes leifes Seufzen brach . , .
Diefes war das Sterben der Angelika.
Z'- K K
..Diefe Zeilen find für Dich. mein Alexander. ob nun Gottes Barmherzigkeit mir das Leben läßt. oder ob ich von Dir muß. In den Stunden. in denen ich mutterfeelenallein in meinen Kiffen liege und nur die vier Wände um mich habe. kommen mir die Sterbensgedanken. Alle meine Liebe ift bei Dir. und mir bangt vor dem Tode. Ich kann nicht denken. daß ich fo jung von Dir foll. Weder Mutter noch Vater habe ich gekannt und nichts von Liebe gewußt. bevor wir uns fahen. Habe ich Dich gequält. mein Alexander. fo quälte ich Dich aus Liebe und Angfi. Du haft eine Mutter gehabt. die an Deinem Bette faß und für Dich zum lieben Gott betete. wenn überhaupt ein Gebet aus ihrem Munde kam. Von alledem weiß ich nichts. Ich bin verheult auf die Landftraße gelaufen. weil ich als kleines Ding im Haufe fremder Menfchen es nicht auszuhalten vermochte. Ich bin eine Komödiantin geworden und wußte felbft nicht wie. Und dann kamft Du. auch ein armer Junge. ohne Heimat. ohne Vater und Mutter. vergrämt wie ich. Ich hing mich an Dich. denn all mein Gück empfing ich von Dir. Und in diefer Stunde mußt Du es mir glauben. daß alle Erfolge. die ich hatte und am Ende noch haben werde. wenn Gott mich gefund macht. mir fchal und leer erfcheinen. fobald ich fie mit meiner Liebe zu Dir vergleiche. Ach. Alexander. ich weiß. daß ich Dich mehr geliebt habe. als Du mich. Wo waren oft Deine Gedanken? Und wie verzweifelte ich. wenn Du Deine Stirn in Gott weiß wie viele Falten zogfi und weit von mir warfi. Wie haßte ich alle diefe Gedanken. alle diefe Sorgen. die Dich von mir trieben. Es gab wohl Stunden. in denen ich glaubte. ich könnte Dich verlafien und mich auf meine eigenen fchwaxhen Füße fiellen. Komödie fpielen.

Erfolge erringen und leben wie die anderen - heute mit dem und morgen mit jenem. Ich weiß jest und habe es im Grunde immer gewußt. daß ich nur im Zorn. und wenn ich mich von Dir mißhandelt fühlte. mich felber bett-og. Denke nicht. daß ich jeßt Dir Vorwürfe machen will, Mein Herz ift voll Liebe zu Dir. und wenn Du mir je Böfes tateft. - und ich glaube. daß alle Menfchen fich Böfes tun - fo habe ich das längfi vergefien. Nur an das Gute erinnere irh*mich. Und zuweilen befchleicht mich zudem noch die Angfk. ich hätte Diä) gefiohlen - wie ein Dieb wäre ich im Dunkel zu Dir gefchlichen und hätte Dich geftohlen. Ach. Alerander. fieh mich mit guten Augen an. wenn Du diefes liefi.
Ich bin fo elend geworden. wie ich es in meiner dunkelfien Stunde mir nicht hätte träumen laffen. Erft in meinen entfeßlichen Säfmerzen habe ich wieder die Hände gefaltet und gebetet. Vorher dachte ich nur das eine: Es ift alles Ljige. Es kann wohl einen Teufel. aber es kann keinen Gott geben. denn Gott kann nicht zulaffen. daß einem Menfchen Leid gefchieht. wie mir gefchehen ift. Wie foll ich es- Dir nur erzählen. Alexander! Ich kann nicht leben mit einer Lüge. und ich kann nicht fterben mit einer Lüge. Ich kann wohl lügen und habe es gewiß oft in meinem Leben getan. Aber in diefer Sache Dich zu belügen vermag ich nicht. auch wenn ich darüber in Stücke gehe und Du mich von Dir ftößt. weil Dein Zorn fiärker ift als Dein Erbarmen und Dein Verfiehen.
Kannfi Du es überhaupt begreifen -_ frage ich mich. denn in meinen eigenen. armen Kopf ifi es nicht gegangen. Und nun. da ich Dir Rechenfchaft ablegen will. überkommt mich ein furchtbares Gefühl der Scham. und ich fpüre auf der Zunge einen fo widerwärtigen und üblen Gefchmaä. daß ich . . .
Ich habe nicht weiter fchreiben können. Mein eigenes Schlmhzen zerriß mir das Ohr. Ich kann nicht. Herr. mein Gott. hilf mir! Ich bringe es nicht über die Lippen - ich vergehe vor Qual. Kann fich ein Mann fo fchämen wie eine Frau? Es ifi wohl das Befie. wenn ich fterbe. Du müßteft mich viel mehr lieben. als Du mich in Wahrheit liebft. mein Alerander. damit ich über diefes Grauen hinwegkäme. Gute Nacht. mein liebfier Mann. ich bin fo müde. daß Hand und Hirn mir wehe tun. Ich fühle. wie ich den Zufammenhang mit mir felbfi verliere - als wenn ich fchon unten in der fchwarzen Erde läge. Gute Nacht. mein lieber Alerander.
K * die
Die Zähne zufammenbeißen. die Augen fchlleßen. um die Kräfte und den Mut zu finden. Ich habe im Grabe keine Ruhe. Alerander. wenn Du mir nicht aufs Wort glaubft. Du mußt mir glauben. Alerander. daß ich nicht freien Willens war. als diefer fc_hlechte Menfch über mich herfiel , . . Ich war an jenem Abend mit ihm gegangen. um Deinetwillen. Alerander. Ich hatte eine entfeßliche Furcht. daß Deine ganze Zukunft durch jenen Streit auf der Bühne vernichtet wäre. In diefer Angft ging ich zum Direktor. Was nun kommt. mußt Du Dir alles felber

ergänzen. Was der Menfch mit mir tan wie er es tat„ vermag ich nicht niederznfchreiben. Alles um mich ift dunkel und verworren. Ich finde keine Erklärung, Ich weiß nur„ daß ich in meinem Willen gelähmt war und kein Bewußtfein von mir felbft_ hatte. Es gibt dennoch keine Ent-frhuldigung. Das Leben ift fo rätfelhaftl daß ich es nicht begreife. Ich bin night fchuldig und fühle doch- daß ich fchuldig bin. Kein Menfch hilft mir7 und auch Gott hat nicht geholfen in diefer meiner Bedrängnis.
Und nun kommt das Schlimmfie, Immer habe ich es mir im Innerften gewünfchtl Mutter zu werdem ein Kind von Dir in den Armen zu halten und es großzuziehen. Es follte im Leben mehr Liebe habem als mir befchieden war. Das hat Gott nicht gewollt. Aber warum wollte Gott7 daß ich . . . Spürft Dur Alexandem wie ich zittere„ wie meine Lippen weiß werden und meine Augen funkeln - nun, da ich das Leßte ausfprechen muß, Gott hat gewollt , . . neinx ich kann nicht . . . ich kann nicht . . . ich kann nicht . . .
Hier fieht es gefchrieben - mit kaltem Blute gefchrieben: Gott hat gewolltx daß aus diefem Verbrechen Leben wuchs. Warum hat Gott das gewollt! . . .
Ich bin fiärker als Gott gewefen. Ich habe zu mir gefprochen: Aus diefer finfteren Stunde wird kein Leben wachfen. Der Doktor, vor dem ilh in die Knie zufammenbrach und den ich um Hilfe anflehte, hat mich zurückgefioßen und kalt lächelnd mir erklärt- daß darauf Zucht-haus fiünde. Wenn es fo ein Gefeß gibt„ fo mögen das die Menfchen mit fich abmachen, Ich ginge lieber ins Zuchthans„ ehe ich . . .
Genug von alledem. Du weißt was Du wiffen mußtefi. Und nun liege ich mit zerbrochenen Gliedern da. Der Herr Doktor kann |olz darauf feint daß er mir nicht geholfen hat. Wenn er mir den Toten-fchein ausfchreiby fo foll er mir nicht ins Gefiäft fehen. Er hat mich auf dem Gewiffen.
.|- -ie ..-
Ich gehe von Dir- Alexander. Mein letzter Blick gehört DirF und mein Auge fucht Dich- folange noch ein Schimmer von Licht in ihm ift. Lebe wohl- mein geliebter Mann. Küffe miäf noch einmal und vergiß mich nicht."
Zwölftes Kapitel:
Auf der Treppe begegnete er dem Diener.
„Ift der Direktor zu Haufe?" [ließ er hervorl und er felbft war be-troffen von dem Ton feiner Stimmq die völlig heifer klang.
„Der Direktor ift da„ aber er fchläftz ich foll niemand zu ihm laffen. und ich felber muß jeßt - - -"

Alexander unterbrach den Redefchwall des Bedienten- indem er ge-
bieterifch ihm ein Geldfiiick in die Hand drückte.
„Schließen Sie mir nur getrofi auf!" befahl er. „Der Direktor
hat mich herbeftellt. Ich warteF bis er wach wird.“
Der Diener zauderte einen Augenblick.
Er fah den verhärmten jungen Menfchen ein Weilchen prüfend an.
Dann fagte er mitleidig: „Ia- ja„ Sie haben Schweres durchgemacht-
wenn man bedenkh wie jung fie war.‟
„Laffen Sie das,“ fiel ihm Alexander barfch ins Wortf und über
fein Geficht zuckte es befiändig.
Der Diener fchritt voran und öffnete die Entreetür.
„Sie werden aber Geduld haben müffen,“ meinte er. „Wenn der
fich einmal legt, fieht er fo bald nicht wieder auf. Er hat einen gefunden
Schlaf."
„Er fchläft alfo gut?“ fragte Alexander und lächelte auf einmal
fremd und feltfam.
„Wie eine Ratte fchläft er," erwiderte der Bediente,
Der Schlüffel knarrte.
„Sol" fagte er vorangehend. „Hier im Salon können Sie warten.
Machen Sie fich*s bequem."
„Störe ich hier auch nicht?" fragte Alexander.
„Ne, ner hier können Sie fich ganz ungeniert aufhalten. Das
Schlafzimmer liegt hinten. Es ift ein langer Korridor dazwifchenf da
hört er Sie nicht. Adieu- Herr Oblomoff. Vielleicht treffe ich Sie noch)
wenn ich wiederkomme."
„Das kann fchon fein - wenn Sie nicht zu lange bleiben.“
„'ne kleine Stunde wird*c1 f>7on dauern. Er hat heute abend nach
der Vorfiellung Herrengefellfchaft. Da muß ich noch allerhand beforgen,
Gott befohlenx Herr Oblomoff . .
Alexander laufchte angeftrengt, Er fchlich zur Entreetür und horchte
in gebückter Haltungt bis die Schritte des Dieners verhallt waren.
Dann richtete er fich auf und fuhr mit der Hand über das Haarf als
wollte er fich felber beruhigen. Auf den Zehen durchmaß er den Korridor.
Vor einer Tür blieb er infiinktiv "fehen. Hier mußte es fein. Er faßte
die Türklinke und trat ein.
Da - auf der breiten Ehaifelongue - in eine Decke gehüllt -
lag der Burfche und zu>te jäh bei feinem Anblick zufammen,

Mit einer rafchen Bewegung hatte Alexander die Tür abgefrhloffen und den Schlüffel in feiner Tafche verfchwinden laffen.
..Was wollen Sie denn hier? Was fällt Ihnen denn ein. in mein Schlafzimmer zu dringen? Sind Sie verrückt geworden?"
Der Direktor war aufgefprungen und rieb fich mit dem Ärmel die Augen. als wäre er im ungewiffen. ob er wachte. oder ob ein böfer Traum ihn narrte.
Alexander ließ ihn nicht aus den Augen. als hätte er die Macht. ihn mit feinen Blicken zu durchleuchten.
..Seien Sie ganz ruhig." fagte er leife. ..hören Sie!" Und in dem nämlirhen. gedämpften Ton wiederholte er: ..Ganz ruhig follen Sie fich verhalten."
Der Direktor gewann frheinbar feine Haltung wieder. ..Wenn Sie mich zu fprechen wünfchen." fagte er. indem er fich fiellte. als fei er vollkommen gefaßt. ..können wir ja nach vorn gehen." Dabei machte er eine einladende Handbewegung.
..Ich danke." erwiderte Alexander. ..Diefer Raum genügt mir."
Der Direktor fing plößlich zu lachen an. Er gab fich die Miene. als amüfierte er fich köfilich.
..Das ift ja höchft fpaßhaft. Wollen Sie mir hier eine kleine Solo-fzene vorfpielen? Nicht nötig. lieber Freund. nicht nötig."
..Treiben Sie mit mir keine Poffen!" fagte Alexander. ..Kurz - ich follte meinen. Sie -- Sie kennen den Zweck meines Befuches?"
..Keine Idee! . . . Nicht die leifefte Ahnung!"
..Dann feßen Sie fich gefälligl't." entgegnete Alerander. ,.Unfer Gefchäft. denke ich. wird nicht lange dauern."
,.Wollen Sie zunächfi die Tür wieder auffchließen?" fragte der Direktor. Seine Stimme klang gereizt. und feine Züge waren plößlich in Angft getaucht und verzerrt.
..Das will ich unter keinen Umftänden."
..Dann werde ich Ihnen beweifen . .
Er wollte an Alexander vorüber. Aber diefer trat ihm in den Weg. und während die Adern an den Schleifen ihm plötzlich hervortraten und über der Nafenwurzel fich die Stirn in tiefe Falten furchte. fagte er kaum hörbar: ..So wie wie Sie fich von der Stelle rühren. oder auch nur fich muckfen. fchieße ich Sie wie einen tollen Hund nieder. -'- Und ich mache Ernfi." fügte er hinzu. und holte aus der Rocktafche einen Revolver.
Der Direktor taumelte zurück.

..Sind Sie denn bei Sinnen?" ftammelte er. während auf feine blutleeren Lippen Schaum trat.
..Wollen Sie fich jest fehen!"
Wie ein Hilflofer brach der Direktor auf dem Diwan zufammen. Alexander fehte fich rittlings auf den erften befien Stuhl. ftüßte die Arme auf die Lehne und ließ keinen Blick von dem Manne.
..Sie wiffen. weshalb ich hier bin."
Der Direktor fchiittelte wehevoll den Kopf.
..Nicht eine Sterbensahnung habe ich." brachte er zitternd hervor.
Alexander erhob fich langfam. Ganz dicht trat er vor ihn hin.
..Dann follen Sie es durch mich erfahren."
Der Direktor ftieß einen gurgelnden Safrei hervor.
..Seien Sie mäuschenftill. Noch tue ich Ihnen ni>)ts. - Alfo nicht eine Sterbensahnung haben Sie? Das ift ja amüfant."
Dem Manne brach der Angftfchweiß aus allen Poren. Er fah zitternd und in Todesangft auf diefen jungen Menfchen. der ftarr und unbeweglich. mit harten. erbarmungslofen Augen in fein Innerf'tes dringen zu wollen fchien.
..Sagen Sie es mir.“ ftieß er leife und fäfeu hervor.
Bei diefen Worten brannte ein weißliches Feuer aus feinen Augen.
Da verließ den Alexander feine mühfame Ruhe und Selbftbeherr-fchung. Sein Geficht verdunkelte fich plöhlich und nahm einen fo fchmerzhaften und gramverzerrten Ausdruck an. daß der Direktor unwill-kürlich zurücktrat.
..Sie Hund Sie!“ rief er auffchäumend. ..Ich foll Ihnen erft fagen. wer die Angelika auf dem Gewiffen hat? . . . Sehen Sie mir in die Augen und leugnen Sie. wenn Sie können.“
Da fchlug der Direktor den Blick zu Boden. Er fühlte auf einmal. wie die Füße ihm abfiarben und eine eifige Kälte feine Glieder lähmte.
Eine Weile war es in dem Zimmer totenftill. Der Direktor faß zufammengekauert da und rührte fich nicht. Dann fchien er plötzlich zu einem Entfchluffe gekommen zu fein.
„Was wollen Sie von mir?" fagte er und richtete fich mühfam auf.
..Wollen Sie mich ermorden? Tun Sie es. Ich bin wehrlos. Aber machen Sie fchnell . . . Machen Sie um Gottes willen fchnell . . . Ich halte das nicht länger aus."
Um Alexanders Lippen zuckte es. ..Nein. ich will Sie nicht er-morden.“ fagte er. ..obwohl das vielleicht das Einfachfte und Schnellfte

Raphael: Putte mit Guirlande.
Zum Effay von Paul G. Konody.


EMPTY

wäre. Ich will mich mit Ihnen fchlagenz und zwar auf der Stelle wollen wir unferen Handel austragen. Sie follen fich verteidigen dürfen."
Der Direktor fchüttelte den Kopf,
„Ich will nichtz" entgegnete er kurz. „Schießen Sie mich tot , . . Tun Siez was Sie wollen, Nur machen Sie es kurz , . . Qualen Sie mich nicht länger."
„Sie werden fich mit mir fchlagenl Verfiehen Sie mich?"
Und auf einmal warf er fich über ihnz um ihn nach kurzem Ringen niederzuzwingen. Eine Sekunde wiirgte er ihn am Halfef als wollte er ihm die Kehle zufchnüren. Dann ließ er die Arme fchlaff fallen. und fein Geficht wurde qualvoll. Er fühlte auf einmalz daß er nicht morden konnte. Ia. wenn es ein ebenbürtiger Gegner gewefen wäre. mit dem man fich ehrlich hätte fchlagen können - einen der feine Knochen mit Anfiand und Mut bis auf den letzten Blutstropfen verteidigt hätte - den würde er im regelrechten Kampf dahingefireckt und das Strafgericht vollzogen haben. Aber diefem elenden Schwächling, dem die Todesfurcht aus den Augen branntez das Lebenslichtlein auszublafenz erfchien ihm auf einmal ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Gefühl des Ekels iiber-kam ihn. Solch ein Totenopfer entweihte die Angelika. Er kniete noch immer auf der Bruft des Direktorsz defien Arme er freigegeben hattez und ftarrte wie bewußtlos _in die Leere.
Plötzlich wurde ihm dunkel vor den Augen . . . Er fpürte einen kurzen Schmerz . , . und taumelte bewußtlos zurück.
Schwer aufatmend erhob fich der Direktor.
Mit einem blöden Lächeln befah er das blutige Meffert mit dem er fich hinterhältig feines gefährlichen Angreifers entledigt hatte.
Er trat vor den Spiegel, der feine afchfahlen Züge wiedergab. und taumelte zum Wafchtifch. Mechanifch tat er die Hände in das kalte Waller. Dann fah er fich fcheu um und betrachtete den Daliegenden.
„Iäf wollte das nicht." murmelte er vor fich hin. „ich wollte das nicht." -
Er bückte fich und fuchte nach dem Schlüffel . . . Aha. da lag er auf dem Boden. Er war aus Alexanders Tafche gefallen,
Er wollte die Tür auffchließen, Aber die kraftlofe Hand verfagte,
„Was nun?" ftammelte er,
Wieder drehte er fich fcheu um,
Er nahm ein Tuch und legte es iiber Alexanders Geficht. Er konnte diefe Züge nicht fehen , . . War er tot? Lebte er? . . .

In diefem Augenblicke hörte er die Schritte des Dieners. Er warf fich einen Rock über. Und nun gelang es ihm. die Tür zu öffnen. die er hinter fich wieder abfchloß. Mit fchlotternden Knien trat er dem Bedienten entgegen. -
..Der Oblomoff hat da drin einen Selbftmordverfuch gemacht." fagte er zitternd. ..Verfiehen Sie nicht etwas von Heilkunde? Kommen Sie mal herein. Der Menfch darf doch nicht verbluten.“
Der Diener fah ihn voll Entfetzen an und folgte ihm auf dem Fuße. Und nun trugen Sie ihn auf das Sofa.
Ein leifes Stöhnen drang aus Alexanders Bruft.
..Gott fei Dank - er lebt. Machen Sie ihm mal die Wefte auf. Und nun bleiben Sie hier. während ich an den Theaterarzt telephoniere."
Nach einer Weile kam der Direktor zurück. während der Diener Alexanders Bruft frei gemacht und auf die Herzgegend und die wunde Stelle ein naffes Tuch gelegt hatte.
..Wie heißt denn der Menfch. der feit einiger Zeit immer ins Theater kommt und ihn abholt?‟ fragte der Direktor und wifchte fich die naffe Stirn ab.
..Bardeleben heißt er und ift ein Maler." .
..Machen Sie feine Adreffe ausfindig. nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie ihn fchleunigft her. Sprechen Sie zu keinem Menfchen von dem. was hier vorgefallen ift. Hören Sie?"
Der Diener nickte.
Draußen an der Glocke wurde fcharf gezogen.
..Öffnen Sie rafch. Ich bin für niemanden zu Haufe. Nur den Doktor laffen Sie herein.“
Ein Weilchen fpäter trat der Arzt in das Zimmer.
..Sehen Sie. was hier zu machen ift." fiieß er haftig hervor. ..Diefer Menfch hat mich ermorden wollen. Es ging auf Tod und Leben. Ich konnte mir nicht anders helfen."
Der Doktor beugte fich mit tiefernfiem Geficht über Alexander und horäfte auf defien Herztöne.
..HW hm." machte er. ..Das ifi eine böfe Gefchichte. Ich kann nur einen Rotverband anlegen. Der muß.fofort ins Krankenhaus.“
..Lebt er denn noch?" fragte der Direktor ganz leife.
Der Doktor überhörte die Frage - nur mit Alexander befrhäftigt.
Eine endlofe Zeit verftrich. - - -

Dann raffelte wieder in der Entreetür der Schlüffel. und bald darauf erfchien Herr von Bardeleben.

Dreizehntes Kapitel:

Bift du armer. gefchundener Menfch noch einmal zurückgekehrt in jenes alte Haus. in dem vor Jahr und Tag die mageren Arme eines kleinen Mädchens fich fehnfüchtig dir entgegenftreckten. In jenes Haus. in dem du - ein Betteljunge - mit f'tolz zurückgeworfenem Nacken an der Tafel derer von Sydow gefeffen . . . Kam dir in heißen Fieberträumen jene Stunde wieder zum Bewußtfein. in der die kleine Elifabeth vom Fenf'ter herab auf den dunklen. geheimnisvollen Weiher wies - feft entfchloffen. den Todesfprung zu wagen. wenn du niäjt deine to'ien Mordgedanken fahren ließeft . . . Lagft mit gefchloffenen Augen da. als fie dich in das Haus trugen. vor dem immer noch die hohen Pappeln wie Schuhheilige Schirm und Wacht halten. Und hörtefk nicht im Schloßhof den Springbrunnen riefeln. an deffen Rande fo oft die kleine Elifabeth gefeffen und pochenden Herzens auf dich gewartet hatte. Saheft auch nicht. wie fie aus dem runden Torweg trat. die zuckenden Lippen herb gefchloffen. ganz in Schwarz gekleidet - das blaffe Geficht verhärmt. vom Ernft des Lebens gezeichnet . . .

Wirre Laute ftammelt dein trockener Mund. Und fchlägft du die Augen auf. fo blickft du irre um dich. von einem dunklen Todesdrang erfüllt - du Armer. du Gefcheiterter. du Zerbrochener. Warf't *freilich nicht mit taufend bunten Wimpeln ausgezogen. Aber die Kraft der Jugend hatte auch dich erfüllt. und auch in deinem .herzen hatten Sehnfucht und Hoffnung geblüht.

Und nun liegft du -- in weißen Kiffen gebettet - und Tag und Nacht hält die Baroneffe Elifabeh von Sydow. des alten Haufes junge Herrin. an deinem Bette Wacht. räumt niemandem diefen Plaß ein und lächelt nur ftumm und qualvoll. wenn Herr von Bardeleben oder die alte Therefe lcife zur Schonung drängen. Und du fiöhnft aus wunder Bruft -- ahnft nicht. wie jeder deiner Seufzer dem Fräulein ins Mark fchneidet. Nur zuweilen geht dein Atem ruhiger. wenn ihre fchmale. kühle Hand auf dein armes .Herz fich legt . . . Dann hufcht wohl ein verlorenes Lächeln um den vergrämten Mund des Fräulein von Sydow.

Auf dem Korridor ftecken fie die Köpfe zufammen. gehen auf den

Fußfpißen und laufchen verängftet an der Tür des Krankenzimmers.
Treue Geifter. die um dich forgen und bangen.
Und aus dem Säfloßhof tönt leife die Harmonika in deine Kranken-
fiube.
Und neben dem Invaliden fißt die Alte mit dem dünnen weißen
Scheitel und den noch immer blihenden Augen. die jetzt verfonnen und
nachdenklich in das erfie junge Frühlingsgrün bli>en . .
Wer hat den beiden Alten von der Landfiraße auf dem Schloß eine
Heimfiatt bereitet?
Ach. Lefer. du haft es längfi erraten.
In einfamen Stunden mochte die Baroneffe davon geträumt haben.
daß der Invalide ihr zur Hochzeit auffpielen. während die Alte aus ihrer
Lebensweisheit das köftlichfte Wort fchöpfen würde. um der Stunde
die Weihe zu geben. Und neben beiden würde die Therefe fiehen. die
verheulten Augen in der Schürze bergend. trunken vor Rührung . . .
Wo find die Träume der Jugend . . . Kommt das Leben wie ein
Unwetter dahergebraufi und fegt die Träume hinweg. Und nichts bleibt.
als eine fchmerzhafte Erinnerung und ein Leben ohne Süße.
' Ak *
Sie ftanden alle an feinem Bett -- die Baroneffe Elifabeth von
Sydow. Herr von Bardeleben. die Handelsfrau. der Invalide und die
Therefe. Denn die ,.Krifis". wie der Arzt es genannt hatte. war vor-
über und fein Leben außer Gefahr. Und alle Gefichter waren verklärt
von verhaltener Rührung. und jeder trat an ihn heran und fireichelte
liebkofend feine Hand. Und aus jedem diefer ftummen Blicke fprach ein
lautes Dankgebet und ein Bekenntnis einfältiger Liebe. Aber dann gab
Herr von Bardeleben allen ein Zeichen. und lautlos verließen fie die
Krankenfiube.
Und nun war die Elifabeth mit ihm allein. Er richtete fich in den
Kiffen empor und fagte mit verhaltener Stimme: ..Sehe dich zu mir.
Elifabeth."
Sie tat. wie ihr geheißen. wie in der Kinderzeit. da fie feinem
Wort und feinem Willen fich unterwürfig gefügt hatte. Und
demütig blickte fie zu ihm auf. Wie oft hatte fie während feiner Krank-
heit immer wieder diefe herben Züge zu ergründen verfucht. die feinen
Schmerz und feinen Trois. den Kampf und die ganze Bitterkeit feines
Herzens widerfpiegelten.

„Sieh mich an mit guten Augen." begann er kaum hörbar. ..Ach nein." unterbrach er fick). „du tuft es. ohne daß ich die. darum bitte. und weil du es tufi. empfinde ich um fo fchwerer alle meine Schuld.‟
„Nicht davon reden.‟ fagte fie zitternd. Und es war ihre alte Stimme mit dem filbernen. feinen Klang. der ihn all die Iahre wie eine fiille Mufik begleitet hatte. -
Seine Miene verdunkelte fich bei ihren Worten. und feine Augen weiteten fich. fo daß ihr bange wurde.
„Doch.“ fagte er. „über alles das muß ich mit dir fprechen - ich fühle es. Woher foll ich fonft die Luft nehmen. um zu atmen."
Uber ihr blafies Antlis. aus dem die großen Augen in unverbrüchlicher Liebe ftrahlten. zuckte es.
„Ich glaube nicht." fuhr er fort. ..daß ich noch einmal die Kraft finde. um von neuem zu beginnen. Nein. nein. mir ifi es. als ob ich dreimal fäzuldig wäre und auf und davon müßte.“
Sie beugte fich über ihn. damit er ihr trofilofes Geficht niäzt fähe.
Er hielt fie fefi umfaflungen und fuhr leife fort: „Vergiß mich und verzeih mir nicht. verfteh mich und vergib mir nicht. denn mir ift nicht zu vergeben. Immer habe ich im Leben Liebe empfangen - zuerfi von der Mutter. die um meinetwillen das Dafein wie eine fchwere Bürde gefchleppt. um meinetwillen fich zufchanden gearbeitet und jeden Tropfen ihres Blutes für mich hergegeben hat. Dann von dir. Du glaubtefi an mich von ganzem Herzen. und ich_fchritt über deinen Glauben hinweg wie über armfelige Scherben. Und wieder habe ich nichts als Liebe erfahren von der Stunde an. in der die Angelika in meinen Weg trat.
Ach Gott.‟ fagte er. ..wie foll ich dir von ihr erzählen? Ich habe fie in den Tod getrieben. ohne ihre Liebe und Güte zu begreifen. Immer habe ich empfangen und zum Dank dafür denen. die mich liebten. nur Leid zugefügt. Und wie ein Irrer bin ich an aller Liebe vorbeigegangen. nur von meiner Erbärmlichkeit erfiillt. immer fuchend und tafiend. auf welchem Wege ich für mich Gewinn herausfchlagen könnte. Ach. Elifabeth. wehre nicht ab. In diefer Stunde müffen alle Hüllen fallen. nun ich mich in meiner Erbärmlichkeit aufgefpürt habe. Warum bin ich. wie ich bin? Nun liege ich zerbrochen da. der ich felbfi zerfiörte und zerbrach. was mir das Leben fchuf. Elifabeth. ich kann nicht mehr. und es ift eine leßte Bitte. die ich dir allein ausfpreche: Beiße die Zähne aufeinander und wende dich von mir. In allen Tafaien trage ich das Unglück.

Mein Hirn ift ausgebrannt. und das Herz ift leer. Ich bin einer. der zu nichts mehr nüße ift."

Bei feinen letzten Worten vermochte fie nicht mehr an fich zu halten. Ihr ganzer Körper war vom Schmerz gefchüttelt.

..Tu mir das nicht an." fagte fie laut fchluchzend. ..Verliere dich nicht von neuem. nun ich dich endlich wiedergefunden. All die Jahre - von der Stunde an. in der mich der Papa in die Schweiz fchictte. damit ich nichts mehr von dir fähe und hörte. bis zu feinem Tode bin ich bei dir gewefen. Und als ich erfuhr und wußte. daß du für mich verloren warft. da habe ich auf den Knien gelegen und nur den einen Gedanken gehabt: ich müßte fort. fort aus diefer Welt. in der es für mich nichts mehr zu fchaffen gab. Und wenn nicht die Therefe wie ein Hund hinter mir her gewefen und mich auf Schritt und Tritt bei Tag und Nacht bewacht hätte - was wäre wohl aus mir geworden. Und dann bin ich auf die Suche gegangen und habe mir die Menfäfen von der Landfiraße geholt. mit denen wir die leßten Stunden zufammen gewefen find. Und über mich kam plötzlich die Gewißheit. daß du eines Tages iiber diefe Schwelle treten würdeft. und daß ich auf dich warten müßte. Ich habe um dich geweint in vielen bitteren Stunden. aber. lieber Alexander Oblomoff. nie habe ich dich für fchlecht und niedrig gehalten. und immer habe ich geglaubt. daß es fo hat kommen müfien. Und nun bift du bei mir und klagft dich felber fo furchtbar an. Ach. liebfier Freund. merkfi du denn nicht. daß du elend und fchwach bift und vor den Augen eine Binde trägft und nicht zu fehen vermagfi? Warum liebten wir dich von ganzer Seele - die Mutter. die Angelika - -- und auch ich?" feßte fie leife hinzu. ..Weil du anders und befier bift als jene. die achtlos an fich und dem Leben vorübergehen. Du haft es von klein auf fchwer genommen. haft in dir gefchaufelt und gegraben. um bis auf den Grund deines Herzens zu dringen. ha| dir das arme Hirn wund gerieben. um hinter das dunkle Rätfel deines eigenen Dafeins zu gelangen. Haft niemals in der Iugend ein Lachen vernommen. wie andere glückliche Kinder. und wärft ohne dein armes Mutterle elend verkommen. Aber wir fahen deinen Kummer und deines Herzens Reinheit. Und ob du auch troßig fchwiegft - vielleicht ahnten wir doch. was für kummervolle Gedanken hinter deiner Stirn die _Tage und die Nächte arbeiteten. - Klage dich nicht an. Alexander. zerbrich mir nicht. denn fonfi zerbrichft du mich. Bleibe bei mir. denn ohne din, ift mein Leben fchal. Ich kann nicht auf dich gewartet haben um diefes Endes willen."

Er blickte mit Todestraurigkeit zu ihr empor.
..Reinen Herzens feid ihr." antwortete er leife. ..In mir wuafs nichts als elende Begier - ein törichter Hansnarr. der auf die Höhe wollte. ohne die Luft da oben zu vertragen. und beim erften Aufftieg kläglich abfiürzte. Ach. Elifabeth. ich bin fertig. wie ein Menfch nur fertig fein kann."
Da fchlang fie ihre Arme fefi um ihn. Und ihre Augen durch-[euchteten ihr ganzes Geficht.
..Ich liebe dich. und darum bift du ohne Schuld. Ich liebe dich. Und wenn du mich von dir ftößt. fo folge ich dir immer wieder. weil ich dich liebe."
Er fank in die Kiffen zurück. und fein verhärmtes Antlih wurde weiß wie der Schnee. der fich wie ein Leichentuch auf die fchwarze, Erde fenkt. Aber dann glitt ein dürftiges Lächeln für eine flüchtige Sekunde über feine Züge. Er fchloß die Augen. von tiefer Müdigkeit überwältigt.
Diefes Lächeln blühte in ihrer Seele auf.
K 'k' K
Sie küßte ihn auf die Stirn und faß ftumm. mit gefalteten Händen. an feinem Lager. Ganz leife drangen die verhaltenen Töne der Zieh-harmonika an ihr Ohr.
Und nun hob und fenkte fich regelmäßig feine Brufi. Gott hatte ihm Schlaf gegeben. Auf den Fußfohlen verließ fie das Zimmer.
Unten im Schloßhof fianden die Getreuen. Der Invalide hatte gerade zu fpielen aufgehört.
..Für fein ganzes Sündenleben möchte man ihm Pardon geben.“ fagte die Handelsfrau. „weil er Mufik im Leibe hat."
Aber beim Anblick der Elifabeth verfiummte fie für einen Augenblick, Dann ergriff fie die Hand des Fräulein von Sydow. beugte plötzlich ihren krummen Rücken und küßte fie.
Die Baroneffe wehrte heftig ab.
..Das Fräulein mögen in Gnaden den Handkuß geftatten." Und tief ernfi fügte fie hinzu: „Es läßt fich in diefer Welt noch leben. die-weil es fo viel Liebe gibt.“
Und gleichfam fegnend breitete fie ihre alten dürren Hände aus.
Diefen Segen empfing die Elifabeth von Sydow wie eine Verheißung Gottes.

Franz Blei:
Fußnoten und Gloffen.
Die unverfiändlichen Dichter. Unlängft wurde einem
Verleger ein Buch angeboten: ..Wie lernt man fchreiben?" Eine Art
Vademekum zu einem ..fchönen Stil". mit naiver Preisgabe fämtlicher
fchlechten Iournalifienkniffe an jedermann. Ein* Buch: ..Wie gewöhnt
man fiäf das Schreiben ab ?" wäre gegenüber der allzu großen Zahl fchrei-
bender Deutfcher - nicht deutfch Schreibender - ein verdienf'tlicheres
Unternehmen. Wer hat nicht fchon das kritifch abtuende Urteil iiber
Schriften einiger unferer fchönften neueren Dichter gehört: fie
feien ,.unverftändlich"? Und folches Urteil nicht etwa von
gänzlich Unberufenen. fondern von Männern. die von einem
neuen Mufikftiick fehr zurückhaltend fagen. man müffe es
öfter hören. bevor man in Worten den Eindruck formulieren
könne. Das Gedicht fcheint ihnen weniger Zeit zu verdienen. Die
..unverfiändlichen" Dichter - auch Profaiften gehören dazu - und
..Wie lernt man fchreiben?“. diirfte da niäft ein Zufammenhang fein?
Die tägliche Lektüre der Zeitung. die fich naturgemäß an ein Publikum
etwas unter dem Duräffchnitt wendet und daher deffen Iargon und Art
haben muß. hat ein leichtes Hinlefen gezüchtet. das fich nichts als unter-
richten will. wiffen will. was gefehehen ift oder wird. Die Zeitung arbeitet
mit der Wichtigkeit der Inhalte. verfelzt tagtäglich den Gehirnen der
Lefer diefe Suggeftion von der Wichtigkeit des verftandesmäßigen
Wiffens um alles. was paffiert und gemacht wird. Als Form diefer
Mitteilung ift die gemein|e die befte. da es ja nur auf den Inhalt an-
kommt. Dem Gebildeten ift die Zeitung eine rafche Lektüre. Er weiß.
daß er fie nicht ihrer fchönen Sprache wegen lieft. und lacht über das
Klifchee des Bildausdrucks. den witzigen Feuilletoniften. den weitaus-
fehauenden Leitartikler. den melodramatifchen Lokalreporter. Aber alles
das nimmt das Gehirn des Gebildeten doch Tag für Tag widerftandslos
auf. Und bildet in ihm eine Neigung heraus. alles Gedruckte in der
gleichen mühlos rafchen Weife lcfen zu wollen wie die Zeitung. in der

gleichen Weife des Verfiehens mit banalftem Verfiande. Man weiß: leidenfchaftliche Zeitungslefer find nie Bücherlefer. Bücher verlangen ein anderes Tempo und einen anderen Verftand. eine andere Art des Verfiehens. Die ..unverftändlichen" Dichter werden es einem bleiben. der fie wie die Zeitung lefen will: bloß einmal und hundertmal fchneller als der Dichter gefchrieben hat. und eingefiellt auf verfiandesmäßig begreifbare Tatfachen. Daß die Zeitung fich mit einem Minimum von Grammatik begnügen muß und damit ihren fleißigen Lcfer der ganzen Grammatik entwöhnt und ihm eine grammatikalifch reiche Sprache abfonderlich und ..unverftändlich" erfcheinen läßt. fei nebenbei bemerkt. Die Zeitung lebt von einem kleinen Reft deutfcher Grammatik. - wer fie fo ganz beherrfcht wie etwa Borchardt in feinen prachtvollen Pindarüberfeßungen. wird ..unverfiändlich‟. Die Zeitungen find fo. wie fie wohl fein müffen. Der gebildete Lefer aber möge an das Gedicht und die Profa nicht den kritifchen Maßftab der Verfiändlichkeit feiner täglich zweimal gelefenen Zeitung legen und an einer Lektüre von Klopfiock oder Hamann fich überzeugen. daß die ..Unvcrfiändlichkeit" nicht eine Laune der Heutigen ift. fondern daß fo gelefen. auf gemeine Verftändlichkeit in verkümmerter Sprache hin. alle Dichter. die je waren. unverfiändlich find. Die Efoterik der Dichter ifi nicht deren freie Wahl. fondern eine Notlage. fchmerzlich von ihnen erkannt.

'k 'K 'k

R u skin d e u t f ch. Die Eifenbahnen und die Fabrikfchornfieine triumphieren; Kapitalzins und Dividende. die Ruskin teuflifche Erfindungen nannte und fie zu nehmen Todfünde. behalten recht: danach gemeffen war fein Werk erfolglos. das fomit ganz im Geifiigen bleibt. in der Intention und im Bild. Diefer Mann des 18. Jahrhunderts wollte. daß man an den Wochentagen praktiziere. was man des Sonntags in der Kirche zu glauben und zu bekennen vorgibt. Das genügte. daß ihn die Engländer für einen Narren hielten und zu ihm wie Fefius zu Paulus fagten: ..Du bifi von Sinnen; viel Lernen hat dich verrückt gemacht." Ruskin fchrieb das glänzendfie. fuggefiivfie Englifch. Man denke nicht an den Greuel jener poetifchen Profa der Dilettanten. die Ohren weder für Profa noch für Poefie haben. Seine Profa ifi immer klar durchfichtig und frei von allem Euphuismusz nie preziös oder fonfi wie gemacht und fein hergerichtet; fie hat eine faft hörbare Melodie in ihren Affonanzen und Konfonanzen. Man fchlage irgend eine Seite auf. in den Modern

Painters z. B.: „ . . . 8180](breacl, tune root, (lat-lc night, triba-
rioua (18.7, 'rear-_7 arm ut auunet ; uncl life Edda area): A0 books,
110 thoughts, no uttuinementn, no rest - except 01117 sometimes
a little cutting- in the 81m umlei- tkie avm-cd "8.11, an the bei]
tolle thin um] fur in the. mountain air . . .“ - Ruskin fpürte alle
Affoziationen auf und brachte fie; und dies gilt nicht nur von der Art
feines Schreibens. fondern ift auch Tendenz feines ganzen Werkes. Er
fchrieb bis zum Jahr 1862. als er (low tbjs [mot veröffentlichte. über
die Kunft und redete darin über Moral und Religion. Von 1862 ab
fchrieb er über Moral und Religion und brachte dahinein die Kunfi.
Er ift literarifch immer im höchften Maße intereffant. Nun man ihn
überfeht. kommt fein Gedankliches nackter hervor: es beftechen nicht mehr
die Pracht der Rede und der Ton der Worte. die er wählte und zufammen-
brachte wie kein englifcher. ja kein Profaift vor ihm. Die Ideen: er
hatte viele und noch mehr Uberzeugungen. die fich deshalb oft wider-
fprechen und einander ausfchließen. Konftant war nur fein Haß gegen
die Eifenbahnen. den Kapitalzins. die Renaiffancearchitektur und
Whiftler. Es liegt darin der Grund feiner herrlichen abundanten Elo-
quenz: er ift feiner vielen Meinungen nie ficher und braucht fo zu ihrer
vermeintlichen Feftigung den größten Aufwand von Worten und Leiden-
fchaft. Wo er begeiftert ifi. findet er den herrlichften Ausdruck. denn die
Begeifterung kann den ficheren Standpunkt entbehren. Wo er tadelt.
wo er Gegner ift. wird er ohnmächtig. nüchtern. platt. fchlechtwißig. denn
die Kritik verlangt eine fefte Vorausfeßung. Das Studium der Malerei.
meint er. führe zur Kenntnis von deren Gefeßen. Und „von diefen Ge-
fehen zögernd und zweifelnd zu fprechen ift fo lächerlich. als es für
Faraday lächerlich wäre. wollte er zögernd und zweifelnd von der Affi-
nität des Eifens und des Sauerftoffes fprechen und die Entfcheidung
darüber. ob eine folche Affinität eriftiert oder nicht. den Zufchauern iiber-
laffen." Das i| die Bafis feiner Kunftlehren. Nicht nötig wohl zu
fagen. daß der Vergleich eines demonf'trierbaren Faktums mit Meinungen.
die fich treffen können. nichts wert ift. Ruskin kommt auch ohne fort-
währenden Gebrauch der Vokabel ..falfche“ und „wahre" Kunlt nicht
aus - um auch hierin durchaus nicht bei dem einmal Gefagten zu bleiben.
Das Arrangieren der Landfchaft durch den Maler ift einmal ..falfche“
Kunfi. dann wieder wird es bei einem Bilde Turners gelobt. Er ift für
Turner und für die Präraphaeliten und gegen Whiftler. immer aus den
einander aufhebendften Griinden. Er will die Bedeutung der Gotik über

die Renaiffancearchitektur beweifen und zeigt die Gotik in Venedig. wo fie ein Baftard ifi. Venetianifche Gefimsprofile findet er typifch gotifch. und ornamentale Bogen nimmt er für konftruktive. Die grieäfifche Architektur ifi ..häßlich". und er will mit Phidias. Giotto und Michelangelo beweifen. daß Maler und Bildhauer die beiten Architekten find. Dem Phidias fchrieb er das kurz früher ..häßlich" genannte Parthenon zu. dem Giotto irrtümlich den Eampanile. und Michel Angelos Dom gehört ja zur „peatjlent Renaissance" . . . Ich weiß nicht. wie fich die deutfchen Lefer mit dem deutfchen Ruskin abfinden. wenn fie ihn nicht auch englifch lefen können. Denn unbefehen fchon kann man fagen. daß es den Uberfeßern nicht gelingen wird. Ruskinfche Profa - es gibt da Säße mit 5 bis 600 Worten! - in das Deutfche zu bringen. Es ifi ihnen auch nicht gelungen; war auch nicht ihre Abficht. Abficht war: der Denker und Kunftkenner und Reformer Ruskin. der fo ohne feine Sprache vorgefiellt verwirren und verirren muß. Man foll Ruskin englifch oder gar nicht lefen.

ei- * *

Balzac. In Auffähen. die eine neue deutfche Ausgabe der 00msc1je klurnujne (im Infelverlag) veranlaßt hat. nannte mancher Balzac einen beobachtenden Realifien. Abgefehen davon. daß er fich aus der Beobachtung nichts machte. hätte er bei feinen fechzehn Stunden täglicher Arbeitszeit auch kaum Zeit gefunden. die zweitaufend Menfchen feines Werkes zu beobachten. welche Zahl einer zufammengeremnet hat. Seine Methode ifi ganz imaginativ. Der Gedanke (das Leben nennt er deffen Kleid) beherrfcht ihn. und diefer Gedanke ifi: Energie. Leidenfchaft. Aktivität. Er befchreibt nie wie Stendhal. er feßt alles in Aktion um. Er gibt feinen Menfchen Riefenfchickfale und eine Heldenmuskulatur. denn feiner Uberzeugung nach hat fich feit den Griechen die Leidenfchaft nicht geändert. Eine äußere Änderung hat nur die Notwendigkeit erfahren. die heute das Geld ift. Balzac fäjuf Menfchen nach feinem Bilde. oder: er erfand fich immer neu. denn fein Riefenwille wurde nie mit fich fertig. Die Leidenfchaft glühte nicht aus. Ein gutes Beifpiel ift jene Szene in der Eoufine Bette. da der ruinierte Baron Hulot zu Jofepha. der Maitreffe feiner befferen Tage. kommt. um für ein paar Tage Unterkunft zu erbitten. „biet-"ui, rei-Inu, que tn 9.8 tus ton frei-e er ton oncle. mijn-.i tn familie, ourbypotnsquä lu. maison (ie tea enfants "et (nunge- lu

xreuoujlle (lu Zone-erneutem (zu .Unique urec la pkiuceßae?“ 1x9 dawn jucliuu trjoteuteut lu tiefe, „L11 bien, j-aiuae 0218.!“ Z'Sckju Joseph-z, qui ne lern. pleiue cl'eutvouniuame. Gent: une bruluge Musi-ale! Gent neu-clauuyale! (Near gruuu! (Vent complet! 0o eat une cuuuille, main 011 u (lu coeur!“ Die logifche Syftematik macht ihn natürlich oft unwahrfcheinlich im Wirkliäfkeitsfinn. und eine fynoptifche Vifion der Dinge fehlt ihm. Er bleibt immer beim Einzel-dinglichen und bildet keine Mythologie, Er hat eine gemeinpläßige Philo-fophie und fchwärmt für Adel. fchöne Frauen und feine Manieren; war ein naiver Barbar; ein Stück Natur. Und feine Fabel wird gern ro-manesk. und fein Stil ift nicht oft gut. Gegen alle diefe Dinge. die fich als Einwände nicht geben können. kaum als Einfchränkungen. fteht. fie *weit überfchattend. das Genie feiner Multiplizität. das feinesgleichen nicht hat. Diefes Genie nimmt ihm. wer ihn einen beobachtenden Realifien nennt. was er nur in der Komparferie feiner Dramen ift: die kleinen Leute ohne Aktion zeichnet er nach dem Leben. um dagegen feine imagi-nierten Heldenfchickfale ftärker kontrafiieren zu laffen.

Detlev von Liliencron:
Die Macht der Mufik.
An einem Maitag. weit von Haus.
Lag ich im Fenfier fchon hinaus
Des Morgens früh um oiere.
Still träumt die Stadt. kein Hund ifi wach.
_ .Kein Rauch umkräufelt traut das Dach.
Noch fchlafen Menfch und Tiere.
Auf einmal. unter mir vorbei.
Ging eine kleine Küchenfei.
Ein Kind von acht. neun Jahren.
Sie fieht mich nicht - dfching. tut und quick.
.Klingt her die Negimentsmufik
Im Schritt der Janitfcharen.
Das Mädel fiußt. Der .Korb im Arm
Faßt Eier. Wurfi und andern Kram;
Mais. Reis und Pomeranzen.
Da gehts nicht mehr. fie fe t ihn hin.
Und nur zu tanzen ift ihr inn.
Und fie fängt an zu tanzen.
Fern die Mufik klingklan rumbum.
Sie tanzt und tanzt re tsum. linksum.
Reizend. wie Engel fchweben.
Her. hin und her. fie ifi allein.
Umbli t vom erfien Sonnenfchein.
Dem rieb ganz hingegeben.
Mal kraßt fie fich den kraufen Kopf.
Der Spaß macht's fo mit feinem Schopf.
Das tut fie nicht anfechten.
Doch plößlicb hört der Taumel auf.
Sie nimmt den Korb. feßt fich in Lauf.
Es fliegen ihre Flechten.
Hin zur Mufik! Sie läuft. fie rennt.
Nur zu. nur fort. als wenn fie brennt.
Was find's für Firlefanzenl
Die Wurfi im .Korb macht hoppfafa.
Die Eier hüpfen hopplala.
Und auch die Peine-tanzen.
Wer weiß. wo jener Tanzplaß war:
n Kiel. in Rom. in Sanfibar.
n Siebenbürgen. China?
er Reim auf Ehina liegt nicht fern.
m Leben denk' ich immer gern
er kleinen Ballerina.

.Sully Prudhomme:*)

Gedichte.

1. Vergeudete Zeit. Z

So wenig Erfolg. fo viel Mühe und Leid! Z
Fruchtlofer Sorgen voll find unfere Tage: J
Ihre Meute hebt uns in endlofer Plage.
Iagt uns. verfchlingt uns. vorbei flieht die Zeit . . .
,.Morgen! befuch' ich die armen Leut'.
„Morgen will endlich dies Buch ich lefen.
..Morgen. o Seele. erkenn' ich dein Wefen.
..Morgen bin groß ich und _|_ark . . . nicht heut.“
Heut'. was für Sorgen. Befuchen. Befichten!
O. gnadlofer Schwarm der Schmaroßerpflichten.
Der nm uns fproffen läßt feine Saat!
So fchlummern das Herz. der Sinn. jedes Streben.
Und während man müde wird. ohne zu leben.
Erwarten die wahren Pflichten die Tat.

2. Die zerfprungene Vafe.

Ans Glas. drin die Blumen verwelken.
Ein Fächer fchlug leicht. und es fprangz
Kaum fchwankten erzitternd die Nelken.
Kein einziger Laut erklang.
Allein. die kaum fichtbare Wunde.
In unwiderfiehlichem Lauf.
Umzingelt das Glas in der Runde
Und nagt das Krifiall leife auf.

*) Autorifierte Uberfeßung aus dem Franzöfifchen von Lina Friedlaender.

*0_ -. . __.p -.- --l-.--.-
...-. ..-..---_-
-__Uq -- --._- ' -_â€œ-.__*_.-._ -...Â»W

' Â»-
.Q 8,
*r
T.. '

Die .Kathedrale des Alcziar in Sevilla.
Zum* (hat) (9.1* franifche. Kunf't.
i
._- *"4*

_e _c _ll-Ye* ----- -- -
""""""""""-.
"".'-"".4"'.""""W'.*'.I'*"'."*'.**'*""u"....""'*"'Ic-" ..""*-.'.

((711 (ln ?*7 end h o mm e 3'*:
?(6.
L, Vergeadete Zeit.
So wenig Erfolg ie nic! Mühe und Leid!
'-'fruchtlofer Sorgen voll find unfere Tage.
Zhre Meute heizt uns in endlofer Plage.
Jagt uns„ verfehlingt uns. vorbei flieht die :Zeit .
' „Mot-gen! befuch' .in die armen Lei-t',
„Morgen will endlich dies (Mich ich [eien-
„Morgen- o Seele» erkenn' ich dell* *ZL-fen,
„Morgen bin gruß 1:1. nnd [turk . , . nicht nur."
Heut'- nas für »Zergetn Bein-.77ern Bienen!
O, gncidlofer SPAUULÄL ‟der Sat/*mare :Pfiff-.HWA-
Dcr um uns fytofien läßt feine Saat!
E3 fchtummer.. das Herz., der -Zim. ick-s Streben,
Und wiihrend man *..1 idr vird- ohne 3*.; liber!,
Ern'arten die 17 .uit-ren *pf-ichten die Tri.
2. Die ieri7z.»*.*m1;7e11e Vene.
Ans Elise -t-rin die Blumen »erweitern
Ein *Färber f-!*!ua let-.ehry und es fprang;
Kaum fhwrnk-en erziitecnd die Wellen-
.fi-:in einziger Laut erklang.
'Z'liq'iir *ne raum fich:'.;:re Wunde-
:in *inwiderfiehliniem Inne'.
lin-..41' *gelc das' ("f-ns *'n der Runde
lind neigt das Neiße-k. iciie auf.
»-__.. _ _.-_ -- _. -... - *.- .- uU“.._,„.-*_.,_.
) A-terifierte llberfeizung .rn-i dem Feat-.zöfifchen
ven Lira Z-iedlieurer.
""'*"d'NI""P".""Q"'_-"""'*"'Ü.Z. ,3.*".
"'*"""""J"""""".'i.""öi"*"""'.*-fi"'3""
o
I
.'...-'.d".-...'....'.-_.
....'. "t ""'&..."*.

i'
'
'
'
'
'
'
:
.
.
.
:
'
'
X
l
'
.
o
.
.-
0
:
'
:
48--

Jahrgang
1 9 0 8

. ,-!.Z
,c't
hat'
â€žnâ€œ
:.-
-i
er...
- ..t..

Die Kathedrale des Alcazar zu Sevilla.
Zum Effay Ã¼ber fpanifche Kunfi.


EMPTY

Das Waffer mußt' langfam vergehen.
Die Blumen. fie neigen fich bang;
Hat niemand den Schaden gefehen?
O. rührt nicht daran. es zerfprang.
So fireifen geliebtefie Hände
Das Herz oft und bringen ihm Pein.
Dann bricht es von felber am Ende.
Z Die Blüte der Liebe geht einZ
Z
Und heil vor der Welt jede Stunde.
Weint leife und wächft ftetig an
Des Herzens geheime Wunde.
Es fprang ja. o rührt nicht daran.
3. Wenn Gott ich wär'.
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
Wenn Gott ich wäre. fo gäb' es kein Sterben. x
Die Meufchheit wär' gut. der Abfchied nicht fchwer. Z
Nie würden Tränen die Freude verderben. Z
Wenn Gott ich wär'. x
'
'
'
'

'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
*
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
Wenn Gott ich wär'. wär' die Frucht nur zum Effen.
Die Arbeit ein munteres Spiel nur mehr.
Denn wir wollten nur unfre Kräfte meffen.
Wenn Gott ich wär'.
Wenn Gott ich wär'. malt' ich dir. meine Traute.
Den Himmel ftets leuchtend - ein blaues Meer.
Nur dich ließ' ich. wie ich immer dich fchaute.
Wenn Gott ich wär'.

4. Der Tau.

Ich träum' - auf die Wiefen fallen
Die bleichen Tantropfen facht.
Den durfienden Blüten allen
Gibt Labe die frifche Nacht.

Zr 48:

Wann fällt der Tau aus den Höhen?
Die Nacht ifi klar und voll Duft;
Er fchwebte wohl ungefehen
Als Hauch in der blauen Luft.
Warum meine Tränen rinnen?
Die Nacht fenkt Frieden herab.
Ganz heimlich wohl fchluchzten fie innen.
Schon ehe geweint ich hab'.
In unfrer Seele ftets fchwingen
Die Schmerzen in leifem Eher.
Ein Blick. ein Lächeln oft dringen
Hinein - und Tränen brechen hervor.
z. Der Ozean.
Der Ozean macht bang erfchauern.
Weil jeder Horizont entflieht.
Die Nähe von Gefängnismauern
Bedrückt fo fiark nicht das Gemüt;
Kein Kettenraffeln und kein Stöhnen.
Das angfivoll durch den Kerker gellt.
Gleicht jenem furchtbar eh'rnen Dröhnen
Der Flut. die an dem Fels zerfchellt.
Gib acht. daß -- willfi am Meer du träumen -
Der Liebfien Hand in deiner ruht;
Der Elemente zorn*ges Schäumen
Erhöht der Liebe heiße Glut.
Das Grau'n der Weite wird verblaffen.
Das qualvoll eben in dir fchrie.
Vom Griff. der fie nicht konnte fafien.
Taucht fie ins Herz. das groß wie fie;
Dort ruhen die Unendlichkeiten.
Der Himmel und das ganze Meer;
Der Liebe Schwur zu folchen Zeiten
Gilt ewig. Weib; wiegt weltenfchwer.
...i....0........0.........'...'........................
.ß
U)
w

Paul Konody:
Raphael. Überfeßt von Alice Fliegel.
_(Mit zwei Vierfarbendrucken.)
(S ch l u ß.)
lll.

Raphael traf vor dem September 1508 in Rom ein. denn am 5. September des genannten Iahres fchrieb er von Rom aus an Francia von Bologna. den er wahrfcheinlich in Urbino getroffen hatte. Es muß fiir den jungen Meifler ein beraufchendes Gefühl gewefen fein. als er fich fo plößlich und unerwartet von den Wundern der klaffifchen Welt umgeben fah. Der Klaffizismus beherrfchte damals die ganze Gedankenwelt. fo daß felbft das Ehrifientum von heidnifchen Elementen durchfeßt war.

Ebenfo anregend und erhebend mußte es für Raphael gewefen fein. als er fiäf mit einem Male. gleich den Größten feiner Zeit. in einer fo großen und verantwortungsreichen Stellung fah. während er in Florenz nur eine befcheidene Pofition ein-nahm und mit bewundernder Ehrfurcht auf Michelangelo und Lionardo blickte. Der Papfi Julius ll. fetzte das größte Vertrauen in den jungen Künfiler. Die Art. wie Raphael feinen erfien Auftrag erledigte. rechtfertigte diefes Vertrauen feines hohen Gönners nicht nur. fondern machte den Papft mit den anderen dekorativen Arbeiten. die vor Raphaels Ankunft in den Räumen des Vatikans unternommen worden waren. durchaus unzufrieden.

Der Haß. den Iulius ll. gegen feinen Vorgänger. den Papfi Alexander 7].. im Herzen trug. machte es ihm unmöglich. in den Borgia-Gemächern zu verweilen. Im Jahre 1507 entfchloß er fich daher. in den oberen Räumen des Vatikans Wohnung zu nehmen. Diefes obere Stockwerk war unter der Regierung Nikolaus V'. von Pier dei Francesläfi und Bramantino ausgefchmückt worden. Diefe Fresken waren nicht nach dem Gefchmack des neuen Papftes. Er verpflichtete Perugino. Peruzzi. Sodoma. Signorelli und Pinturicchio für eine Neuausfchmückuug der Stanzen. und fchließlich beauftragte er Raphael mit der Ansmalung der vier Medaillons an der Decke der Stanza della Segnatura. deren

Verzierungen Sodoma größtenteils vollendet hatte. Über die Verwendung diefes Raumes. herrfchen verfchiedene- Anfiäjten. aber die Motive der Dekorationen weifen deutlich darauf hin. daß das Gemach als Bibliothek benußt wurde. Die allegorifchen Figuren der Theologie. Philofophie. Poefie und Iurisprudenz. mit denen Raphael die vier Medaillons aus-fiillte. wurden in der fpäteren Renaiffance vielfach zur Ausfchmückung von Bibliotheken verwendet. Die mehrfache Wiederholung von Büchern in allen möglichen Zufammenftellungen zeugt ebenfalls von der großen Wahrfcheinlichkeit diefer Annahme.

Iulius ll. war von Raphaels erfier Arbeit fo entzückt. daß er ihm fofort die ganze Ausfiattung der anderen Gemächer übertrug und in unbarmherziger Weife beftimmte. daß alle friiheren Gemälde fofort ver-nichtet werden follten. In diefer Stunde des Sieges über feine Kollegen bewies Raphael die Großmütigkeit und Liebenswürdigkeit feines Eha-rakters. die jeder fühlte. der mit ihm zufammenkam. Er erbat fich von feinem ungefiiimen Arbeitgeber und Gönner. daß einige Werke Baldaffare Peruzzis und Peruginos vor der allgemeinen Zerfiörung bewahrt blieben. ebenfo Sodomas Deckendekoration in der Camera della Segnatura. Eine Reihe von Köpfen. die von Bramantino gemalt waren. ließ Raphael. ehe er fie vernichtete. von feinen Gehilfen kopieren. Diefe Kopieen fchenkte Giulio Romano nach Raphaels Tode dem Monfignore Giovio. und höchft-wahrfcheinlich find fie mit den „Bramantino"-Porträts der Willett-fammlung identifch. die fich jeßt in New-York. im Metropolitan-Mufeum. und in South Kenfington befindet. Caspar Pardon Clarke. der Direktor des erfigenannten Mufeums. tritt fehr für die Annahme ein.

Doch um zu Raphaels Arbeiten in der Stanza della Segnatura zurückzukehren. fo beweifen uns der Gedankenreichtum. die Wiffenfchaft und das Können. das in dem ganzen Entwurf in fo reicher Art ent-wickelt ift. daß Raphael mit den Geifiesfirömungen feiner Zeit Schritt hielt. oder. beffer gefagt. daß er weife darnach firebte. den Rat der Männer. die an der Spiße diefer Bewegungen fianden. zu erhalten und auszuführen. In der Tat weiß man von einem Brief. in dem fiäf Raphael von dem Dichter Ariofio wegen einiger Details Rat erbittet. Der Papft felbft wird feinem Schüßling ficher von feinen Ideen mit-geteilt haben. und auch der fehr gebildete Kardinal Bibbiena und der berühmte Humanift Pietro Bembo. Raphaels intime Freunde. waren immer zu feiner Verfiigung; höchft wahrfcheinlich wird ihm auch Bra-

mante bei den architektonifchen Stellen feiner Gruppen beigeftanden haben. Raphael felbftj obgleich er außerordentlich aufnahmefähig und empfänglich war und es beffer wie irgend ein anderer verfiandj eine Idee in eine vollkommenej künftlerifche Form zu kleidenj war doch durchaus kein Mann des Lernens und der Wiffenfchaft. Mit Dantes und Petrarchs Poefien war er in feinem Vaterhaufe vertraut gemacht wordenf er hatte wohl auch ein wenig in die Schriften von Marfilio Ficino hineingefehaut- und kannte die erften Anfänge klaffifcher Wiffenfchaft, aber er hat die lateinifche Sprache niemals beherrfchtj die doch damals eine unbedingte Notwendigkeit für jede wirkliche Bildung und jedes Studium war. In den folgenden Iahrenj als er die Stellung eines Präfekten der Altertiimer inne hattet war er gnötigtj fich den vielgebildeten Humaniften Andrea Fulvio zu engagieren- damit diefer ihm die lateinifchen Infchriften der altertümlichen Ruinen überfeßte.

In der Stanza della Segnatura trägt die Gefamtarbeit Raphaels denfelben Stempel des abgemeffenenf gewollten Arrangements diefelbe Einheit in der Zufammenfaffung der verfchiedenen Motive und Nebengruppen- wie jedes Einzelfresko. Auf die Strebebogen, die die Deckenmedaillons mit den großen Fresken der Wände verbinden- feßte er „Die Erbfünde" neben die Theologiej „Das Urteil Salomonis“ neben die Iurisprudenzf „Apollo und Marfyas" neben die Poefie7 und eine allegorifche Darftellung der Sternkunde neben die Philofophie. Rach einer ungeheuren Anzahl von Vorarbeiten bemalte er die großet unter der „Theologie“ befindliche Wand mit einem umfangreichen Freskogemälde, der fogenannten „Djsputa (161 Zackfllueuw‟. Weit davon entfernh einen Streit darzuf'tellen- zeigt diefes Bild die heiligen Väter und Theolegen der Kirche (und unter ihnen Dantef Savonarola und Fra Angelico)f die um den Altar verfammelt find und das heilige Abendmahl anbeten. An die gegenüberliegende Wand malte er unter die „Philofophie“ die fogenannte „Schule von Athen‟. Hier findj in übereinfiimmung mit dem widerfpruchsreichen Zeitgeiftf die philofophifchen Syf'teme der alten Welt in der gleichen Art verherrlicht- wie das Chrifientum in der „Disputa". In der vornehm angeordneten Gruppe der Philofophen find Raphaels Zeitgenoffen und Freunde, wie Bramante. Lionardof Caftiglione- Francesco della Roverej Frederigo Gonzagaf Sodomaj Raphael felbfi und andere Künfiler in der Gefialt von Euklidf Plato Zoroafter und anderer Weifer dargeftellt. Raphaels köftlichef kompofitorifche Infpiration wurde durch das ungünftige Eindringen von zwei

breiten Türrahmen in den Raum der übrigen beiden Wände nicht be-
einträchtigt. Auf eine diefer Wände feste er unter die „Poefie" den
„Pat-naß" mit den Mufen und den Dithtern Homer- Virgilx Dante-
Arioftor Boccaccio, Tebaldeol Sappho u. a.- die fich um Apollo fcharen,
der "tatt der üblichen* Leier die Bratfehe fpielt. über die Türe der letzten
Wan-d malte er drei allegorifche Figuren: die Klugheit- die
Stärke und die Mäßigkeitl und mehr unten an die Seiten:
„Jufiinian- der den Kodex übergibt", und „Gregor lx.‟
(perfonifiziert durch Julius ll.)- der die Dekretalen erläßt, Die Aus-
fchmüekung des ganzen Raumes war im November des Jahres 1511
beendet. Wahrfeheinliih malte Raphael im gleichen Jahre das wunder-
bare Porträt Julius ll„ das im Pitti-Palaft hängt, Das Antlitz des
Papi'tes ifi finfter- vergrämt und ftreug, denn in der Zeit hatte fein
politifehes Unglü> in dem Verlufi von Bologna feinen Höhepunkt er-
reicht. Später- als der Künftler die Stanza d'Eliodora ausfiattete, war
des Papftes Stern wieder im Steigen begriffen- und Julius ll, errang
in der völligen Niederlage und Vertreibung der Franzofen einen be-
deutenden Sieg. Die Motive für die Gemälde diefes Raumes ftehen
alle mehr oder weniger mit den gefchiehtlichen Ereigniffen jener Zeit in
Verbindung befonders das Freskogemälde- das der Stanza d'Eliodora
ihren Namen gab: „Die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel von
Ierufalem“ - eine deutliche Anfpielung auf die Vertreibung der Fran-
zofen. Diefe Freske ift durch den wirkfamen- eigenartigen Kontraft be-
merkenswerte den die lebensvolle- dramatifth bewegte Gruppe der reehten
Seite und die großzügige Ruhe ergeben, die auf den Geftalten der linken
Seite liegt- die fich um die majefiätifehe Geflalt Julius ll. gruppieren.
Die andere Freske „Das Wunder von Bolfena‟ verfinnbildlichh
wie die geweihte Hofiie vor den Augen des an der Transfubftantiation
zweifelnden Priefiers zu bluten beginntx - ein Ereignis- das die Feier
des Leibes Chrifti naeh fich zog. Seitlich von dem zelebrierenden Priefter
kniet Julius ll. Die Jdee zu der Freske ifi höchfiwahrfcheinlich von
Julius ll. felbft gegeben worden. Auf feinem Feldzug nach Bologna
hatte der Papj't die Kapelle von Bolfeua befueht und wahrfeheinliä)
bei diefer Gelegenheit ein Gelübde getan- feines Befuehes durch eine
geweihte Opfergabe zu gedenken. „Das Wunder von Bolfena" ift
dura) den glutvollen Farbenreichtum berühmt- der beinahe venetianifchen
Charakter trägt- und den Raphael zweifellos dem Maler Sebaftiano del
Piombo- der 1511 von Venedig nach Rom kam, abgefehen hatte.

Auf der gegenüberliegenden Wand befindet fich ..Die Befreiung
des heiligen Petrus". die ficher nicht. wie viel behauptet wurde. eine
Erinnerung an des Papftes Leo LL. Flucht aus franzöfifcher Gefangen-
fchaft ift. da fie unter der Regierung Julius ll. bereits begonnen wurde.
Es ift wahrfcheinlicher. daß diefes Bild die B e f r e i u n g d e r K i r ch e
verfinnbildlicht. Die lebte Wand .teilt den ..Rückzug Attilas vor Leo
dem Heiligen“ dar. Leo L.. der 1513 auf Julius ll. folgte. faß zu dem
Bilde feines Namensvetters. doch die Freske hat wenig von Raphaels
eigener Arbeit aufzuweifen. feine Gehilfen unternahmen die Ausführung
faft allein.
Die Dekoration der Stanzen wurde 1514 vollendet. ein Jahr. das
neue Ehren und neue Pflichten für Raphael brachte. denn als Architekt
der Bafilika wurde er zum Nachfolger Bramantes auserwählt. und als
folcher leitete er den Bau von St. Peter.
Von nun an ift Raphael eher als das Oberhaupt einer kleinen
Armee von Malern und Handwerksleuten anzufehen. die nach feinen
Jdeen. Zeichnungen und Angaben arbeiteten. nicht aber als ein Meifier.
der für jedes Detail der Arbeiten verantwortlich ift. die mit feiner Ge-
nehmigung und unter feinem Namen den Weg aus feiner Schule in die
Welt fanden. Selbft in den er|en Jahren feiner römifchen Periode find
nur einige Altar|ü>e und Staffeleigemälde. die er in Auftrag bekam.
die alleinige Arbeit von des Meißers Pinfel. Ju der beliebten ..Madonna
della Sedia‟. im Pitti-Palafi. haben wir den reinen Raphael. ebenfo
in dem Wunderwerk. das unter dem Namen ..Madonna di Foligno"
bekannt ift. Das lebte Bild malte Raphael 1512 im Auftrage des Sigis-
mondo de Eonti für deffen Familienkapelle in der Kirche rtl-n (well.
Der Bifchof ließ es zur Erinnerung an feine Fluün vor einem berfienden
Feuerball malen. der durch ein Meteor im .Hintergründe der Land-
fchaft angedeutet ifi. Diefe Madonna kam fpäter nach Foligno. dem
Geburtsort Sigismondos, 1797 wurde das Bild von den Franzofen
von dort fortgenommen. aber höchfiwahrfcheinlich wie-der hingefchafftz
jest befindet es fich unter den Schäßen des Vatikans. Die bedauerlicher-
weife ve-rdorbene ..Madonna des Tower" in der National-Galerie und
die ..Madonna Alba" in der Eremitage find höchfiwahrfüjeinlich auch
ganz des Meifiers eigene Arbeiten.
Die ..Madonna mit dem Diadem". die .‚Uuäonnu ile] (Ijrjno
Amore“. die ..Garvagh Madonna". die ..Madonna mit dem Fifth“. die

..Madonna mit dem Licht" und verfchiedene andere fehr bekannte Madonnenbilder. für die Raphael die Entwürfe und Ideen lieferte. wurden von Giulio Romano und anderen Schülern des Meifte-rs ausgeführt.

l7.

Ein Brief. den Raphael am 1. Iuli 1514 an feinen Onkel Simone Eiarla fchrieb. gibt uns über des Künftlers Charakter und Privatleben wichtige Auffchlüffe. Diefer Brief wurde von einem Manne gefchriebeu. den feine großen Erfolge mit ftolzer Erregung erfüllten. der aber trotzdem befiheiden blieb -- in dem Vollgefühl der großen dankbaren Freude. die diefe Erfolge. die er feinem Glück. feinem Talent und feinem Charakter verdankte. in ihm auslöfien. war der Meifier doch nie eingebildet und anmaßend. Durch alle diefe Gefühle klingt immer wieder ein Ton klug-kühler Berechnung hindurch. hauptfächlich was Geldfachen und eheliche Chancen anbetrifft. Raphael erzählt mit Behagen von der Größe feiner Einnahmen. von feinem Gehalt. das er als Architekt der Bafilika bezieht. und von den Geldern. die ihm feine Gemälde bringen. In derfelben Weife berichtet er von einer ..vorteilhaften Partie". die ihm der Kardinal Bibbiena vorgefchlagen hat. und für die er fich verpflichtet hat; doch falls nichts daraus werden follte. ..fo werde ich mich deinen Wünfchen fügen". Die lehren Worte find höchftwahrfcheinlich eine Anfpielung auf irgend eine paffende Hei-ratskandidatin in Urbino. Auch in Rom fehlte es Raphael nicht an günftigen Partieen. und er weiß von einem hübfchen Mädchen. das 3000 Goldkronen als Morgengabe mit in die Ehe bringt. zu erzählen. Ebenfo erwähnt er mit nicht geringem Stolze. daß er in Rom in feinem eigenen Haufe wohnt.

Die Bemerkungen über feine Heiratspläne gehören zu den intereffanteften und viel umfirittenfien Kapiteln von Raphaels Leben. Die Gefchichte feiner gefeßlofen Verbindung mit Fornarina. der fchönen Tochter eines Bäckers von Siena. wurde zuerft von Vafari in die Öffentlichkeit gebracht. und dann 1665 von Fabio Ehigi befiätigt; feitdem haben fich viele moderne Schriftfkeller mit jenem Liebesverhältnis als einem willkommenen Stoff ausgiebig befchäftigt. Die Zeugniffe und Beweife. die Rodolfo Lanciani gefammelt hat. beftätigen Vafaris Behauptung und ftellen auch den Namen und das fpätere Schickfal der Fornarina fefi. Was die

lokale Tradition anbetrifft. fo werden in Rom drei Häufer angegeben. die Raphaels Geliebte nacheinander bewohnt haben foll. und zwar find diefe Häufer ftets in nächfier Nähe der Gebäude. mit deren Dekoration Raphael der Reihe nach befchäftigt war. In dem erften diefer .j'yiiufer in der Via di Sta. Dorotea ift heute noch eine Bäckerei. die unter dem Namen ..il forno della Fornarina" bekannt ift; das zweite. befindet fich in der Vicolo del Eedro neben St. Egidio in Trafievere. und das dritte Haus ift das Palazzetto Safii; dort ift in die Mauer eine Tafel mit folgender Infchrift eingelafien: ..Die Tradition fagt. daß die Eine. die Raphael fo fehr liebte. und die e-r zu großem Ruhme erhob. in diefem .Haufe lebte." "

Durch eine Volkszählung. die Leo)(. im Iahre 1518 vornehmen ließ. fiellte fich heraus. daß eines der Häufer der Familie Saffi von dem Bäcker Francesco von Siena bewohnt wurde. Diefes Ergebnis fiimmt vollkommen mit der Tradition überein. daß ..Margherita. Donna di Raffaello". wie fie in einer zeitgenöffifäfen Kopie der Giunta-Ausgabe von Vafari 1568 genannt wurde. die Tochter eines Bäckers von Siena war. Aber wichtiger und ausfchlaggebender ifi eine Notiz. die man im Hauptbuch der „Kongregation von Sant' Apollonia" fand - ein Haus in Trafievere für gefallene und reuige Frauen. Diefe Notiz. die den 18. Augufi 1520 als Datum aufweifi. alfo ungefähr vier Monate nach Raphaels Tode gefchrieben wurde. lautet: ed (Li 18 soguoti 1520. Uoggi e state. recentu nel rtr-0 Sooserratorio man Uargaritu recleo, figliolu (181 quonclnm l-"raueemebo ltuti cin. Zimt-r." (..18. Auguft. 1520. -- Heute trat in unfere Anftalt die Witwe Margarita ein. die Tochter des Francesco Luti von Siena.")

Die auffällige übereinfiimmung der Namen und Daten läßt es außer Zweifel erfcheinen. daß diefe „Witwe" die fchöne Fornarina war. die Tochter des Bäckers aus Siena. und daß jene Margarita mit dem reizvollen Gefchöpf identifch ifi. das Raphael als Modell für die „Donna Velata". die ..Sirtinifche Madonna" und für einen der Köpfe feines Gemäldes ..Die heilige Eäcilie" diente.

Man fagt. daß Raphaels Verhältnis mit der fchönen Bäckers-tochter bis zu feinem Tode gedauert hat. Der Abgefandte des Papfies. der Raphael den letzten Segen brachte. befiand darauf. daß fich des Künfilers Geliebte aus dem Sterbezimmer entfernte. Vafari teilt uns ferner mit. daß Raphael in feinem Teftament genug Vermögen für

die Fornarina ausfeßte. damit fie als anftändige: Fräu weitepleben konnte". .

Raphaels langes Zufammenfein mit der Bääerstochter ift ficher daran fchuld. daß er fich zu einer Heirat nicht entfchließen konnte. Mit Maria Bibbiena. der fchönen. angefehenen und vornehmen Nichte des Kardinals Bernardo Dovizi. war er feit 1514 verfprochen; man erzählt fich von ihr. daß fie an gebrochenem Herzen ftarb. als ihre .Heirat mit Raphael von Iahr zu Jahr verzögert wurde. Vafaris Behauptung. daß das fortwährende Hinausfchieben diefer für Raphael fo vorteilhaften Verbindung ein Akt der Klugheit von ihm war. um einen Kardinalshut. auf den er Ausficht hatte. zu erhalten. ifi natürlich hinfällig und fchlägt jeder klardenkenden Vernunft ins Geficht. Es ift fehr wahrfcheinlich. daß Raphael diplomatifch genug war. um einen fo einflußreiäfen. mächtigen Mann. wie den Kardinal Bibbiena. für fich und feine Zwecke zu gewinnen. obgleich er auch das damals nicht mehr nötig hatte. denn er befand fich in einer Stellung. die ihm erlaubte. mit Kardinälen wie mit feinesgleichen zu fprechen. Das e-rfehen wir aus einer hübfchen Anekdote. die Raphaels Freund Baldaffare Eaftiglione niedergefchrieben hat. Zwei Kardinäle. die ein Bild betrachteten. mit dem Raphael gerade befchäftigt war. fanden es nicht richtig. daß der Künfiler in die Gefichtsfarbe des heiligen Peter und Paulus fo viel Rot gebracht hatte. „Meine Herren." antwortete ihnen Raphael. ..machen Sie fich darüber keine Sorge. Ich habe das mit voller Abfiäft getan. denn ich glaube befiimmt. daß Peter und Paulus mit fo roten Gefichtern. wie fie hier gemalt find. im Himmel herumlaufen. aus Scham darüber. daß ihre Kirche von folchen Herren regiert wird. wie Ihr welche feid."

Wir müffen nun zu Raphaels Arbeiten während der letzten Zeit feines Lebens zurückkehren. Es war ihm niäft mehr möglich. fich nur den Werken zu widme-n. die nach feiner Wahl und nach feinem Gefchmack waren. auch konnte er nicht mehr allen den zahlreichen Aufträgen gerecht werden. mit denen ihn die Großen und Größten feiner Zeit überhäuften. trotzdem er fiändig eine reiche Anzahl von Schülern und Gehilfen befchäftigte. Die vielen vergeblichen Verfuche. die Ifabella d' Efie machte. um ein kleines Bild von Raphaels gefegneter Künfilerhand zu erhalten. zeigen. wie fchwer es war. eine folche Gunfi zu erlangen. denn Raphael war jeßt hauptfächlich des Papfies Architekt und fein Zeremonienmeifterz 1515 wurde er zum Präfekten der Altertümer als Nachfolger Fra Giondos von Verona erhoben. Run hatte er Landfäfaften zu malen.

Münzen. Medaillen und Pläne zu entwerfen. und einmal wurde fogar
das Anliegen an ihn gefiellt. auf die Mauern des Vatikans einen Ele-
fanten in Lebensgröße zu malen!
Troß diefer zeitraubenden Pflichten und Aufträge fand Raphael
doch noch die Zeit. verfchiedene Reliefs für das Chigi-Grabmal in der
Chigikapelle von St. Maria del Popolo zu liefern. ferner entwarf er eine
Tafel von geradezu klaffifcher Zeichnung. die ..Chriftus und das Weib
von Samaria" darftellt. und von Lorenzotto in Bronze gegoffen wurde.
Lorenzotto führte auch eine Marmorfiatue des ..Ionas‟ nach einem
Modell von Raphael aus. Raphael arbeitete ferner die architektonifchen
Zeichnungen für die Villa der Madama für Giulio dei Medici (die
fpäter Clemens Ull. gehörte). nnd für verfchiedene andere Paläfte in
Rom; ebenfo gab er die Entwürfe für den köfilichen. graziöfen Palafi
Pandolfini in Florenz. Die hier vertretenen. abwechfelnd gewölbten und
dreifeitigen Giebel wurden in der erften Zeit in der weltlichen Renaiffanee-
Architektur vielfach angewendet. Für das Grabmal des Marcantonio
Raimondi von Bologna lieferte Raphael ebenfalls verfchiedene Zeich-
nungen. z. B. das wunderbar ausgeführte ..Urteil des Paris“. Dann
plante und begann Raphael eine mühevoll durchdachte und forgfältig
angelegte Kosmographie von Rom; und in der Fülle diefer ver-
fchiedenen Arbeiten dichtete er noch einige glühende Liebesfonette zu
feine-n Zeichnungen. Ein Exemplar diefer dichterifchen Ergüffe befindet
fich im Britifchen Mufeum. und die feurige. begeifterte Stimmung. die
über den Strophen liegt. fagt uns. daß Vafari mit feiner Behauptung.
Raphael fei für die Reize des fchönen Gefchlechts außerordentlich
empfänglich gewefen. recht hat. Der Palaft. in dem Raphael felbft.
einem Fürfien gleich. wohnte. war von Bramante erbaut. und von
Raphael am 7. Oktober 1517 gekauft worden. In fehr veränderter
Geftalt fieht er noch heute in der Piazza di Scoffacavalli. an der Ecke
der Via di Borgo Nuovo. Seitdem das gegenwärtige Gebäude als
identifch mit .dem ehemaligen Palafie des Malers erkannt wurde. hat
man auch fein Atelier herausgefunden. Es ift in zwei Räume ein-
geteilt; die wunderbare. von Bramante ausgeführte Holzdecke ift noch
vollkommen erhalten.
In diefem Atelier muß Raphael die größten. fchönfien und be-
liebtefien feiner herrlichen Altarbilder gemalt haben. wie die ..Madonna
di San Sifio". und die ..Transfiguration‟. die fich jeßt in der Galerie
des Vatikans befindet. und die Raphael auf der Staffelei hatte. als
49!

fchon der Tod hinter ihm fiand. Hier ifi höchftwahrfcheinlich auch das Meifierporträt des „Baldaffare Eafiiglione" entfiandenj das eine der unfchäßbaren Kofibarkeiten des Louvre ift. Vielleicht fchuf Raphael auch in diefem Raume die prächtige Gruppe: „Leo Ä. mit den Kardinälen Giulio dei Medici und L. dei RoffiU ein GemäldeF das fich im Pitti Palafi befindet. Alle die berühmten Männerj die in jener Zeit in Rom lebtenf weilten in Raphaels Atelier und wurden von feiner Meifierhand auf der Leinwand fefigehalten. Aber von den zahlreichen Porträts- die er in Rom gemalt hat, find verhältnismäßig nur wenige aufgefunden worden. Das Bild des Humanifien Tommafo Inghirami war bis vor kurzem im Inghirami-Palafi in Volterra- jetzt hat es feinen Weg über den Ozean genommen; ein Porträt des Kardinals Bibbiena ift in Madridj und die Bilder der venetianifchen Humanifien Navagero und Beazzano find im Doria-Palafi in Rom. Unter den verlorenen Porträts befinden fich diejenigen des Pietro Bemboj des Guiliano dei Medici, des Herzogs von Nemonrs, das des Frederigo Gonzaga und des Herzogs Lorenzo von Urbino.

Mittlerweile waren Raphaels Schüler mit der Ausfiattung der übrigen beiden Stanzen nach Raphaels Entwürfen befäjäftigt, In der Stanza dell' Incendio del Borgoj die in der Zeit von 1514-1517 für Leo Ä. ausgefchmückt wurdej malte Giulio Romano die „Schlacht von Ofiia‟ und den größten Teil vom „BurgbrandK trotzdem vieles auf diefer Freske von Raphaels eigener Hand gefäjaffen wurde. Der „Burgbrand‟ illuftriert das Aufhören der großen Feuersbrunfi durch Leos Ä. Bitten und Gebete. Der lehre Raum, „Die Halle des Kon- fiantin" genannh wurde in der Hauptfache nach Raphaels Tode von feinen Schülern ausgefiattet, die auch an den 52 biblifchen Darfiellungen in den Loggien -- die man als „Die Bibel Raphaels" bezeichnet _- den Hauptanteil tragen. Das Meifke an diefem fthönen Werke fchuf Pierino del Vaga- während Giovanni da Udine die Arabesken und Grotesken rings um die Tafeln hinzufiigte. Diefe Bilder hatten fämt- lichf weil fie den Elementen fiark ausgefeßt warenf fehr gelitten und find ganz übermalt worden.

Für Agofiino Ehigis Villa „Farnefina" malte Raphael die „Galatea‟, eine wunderbare Freskej die als das vollkommenfte Zufammenfaffen des Geifies der Renaiffance angefehen werden kann. Der obengenannte Handelskönig gab dem Künfiler auch noch eine andere fchöne Gelegenheitf feine dekorativen Infpirationen auszulebenj als er ihm die Ausfchmüäung
'F'

der Chigi-Kapelle in St. Maria della Pace übertrug. Die Sibyllen und Engel diefer Fresken beweifen den oft befirittenen Einfluß Michelangelos auf Raphaels Schaffen; und es ift ein feltfamer Zufall. daß Michelangelo gerade bei diefer Arbeit befragt wurde. ob jene Fresken die von Raphael geforderten 500 Dukaten wert feien. Kleinliche Eiferfucht war Buonarottis Fehler nicht - er fchäße das Werk feines Rivalen in großmijtigem Anerkennen auf 900 Dukaten ein.
In den Jahren 1515 und 1516 zeichnete Raphael die Kartons für die flandrifchen Tapeten der Sirtinifchen Kapelle; ihre Herftellung kofiete 34000 Skudi. Diefe Tapeten befinden fich jeßt nach mancher Wanderung. und nachdem fie manche Befihädigung erlitten haben. im Vatikan. Sieben diefer Kartons wurden von Rubens in Flandern ent-deckt. und auf feinen Rat im Jahre 1630 von Karl l, angekauft. Als die Sammlung des unglückliäfen Königs aufgelöft wurde. rettete Oliver Cromwell jene Tapeten vor einer Transportation. und fo befinden fie fich jetzt im Viktoria- und Albert-Mufeum. Die Ausführung der Kartons ift faft ganz das Werk des Gian Francesco Penni. und die Borden zu den Tapeten zeichnete Giovanni da Udine. Gegen 1516 malte Raphael für den Bade-raum des Kardinals Bibbiena den „Sieg der Venus und des Cupido" in pompejanifchem Stil. Die Fresken eriftieren heute nom, dem Publikum ift es aber nicht geftattet, fie anzufehen.
In den crften Tagen des Aprils im Jahre 1520 wurde Raphael von einem Fieber ergriffen. das er fich höchfiwahrfcheinlich bei der überwachung einiger Ausgrabungen zugezogen hatte. Am 4. April machte er fein Teftament. und am 6. April ftarb er. Daß er fein treu-lofes Verhalten Maria Bibbiena gegeniiber fehr bereute, verrät eine Infehrift, die auf feinen Wunfch auf das Grabmal der fo jung Ver-fiorbenen gefeßt wurde: „Wim Baldafiare Turini da Pesria und Gian-battifta Branconi dell' Aquoli, haben als Raphaels Tefiamentsvoll-fireiker feine letzten Wünfche auszuführen und festen diefes Denkmal zur Erinnerung an feine anverlobte Braut Maria. Tochter des Antonio da Bibbiena. Ihr früher Tod entzog fie einer glücklichen Heirat."
Der Fornarina hinterließ Raphael. „damit fie in Anfiand leben konnte') 16 000 Dukaten. und feine Zeichnungen und Entwürfe erhielten feine Lieblingsfihüler Guilio Romano und Penni.
Raphael wurde im Pantheon neben Maria Bibbiena begraben.

Seine Grabfchrift wurde vom Kardinal Bembo verfaßt. und Eaftiglione gab feinem Schmerz in einem fchönen Sonett Ausdruck.

..Der Tod Raphaels." fagt Vafari. ..wurde von dem ganzen päpfi-lichen .Hof aufs tieffte betrauert, Nicht nur. weil er als des Papf'tes Kammerherr ein Glied desfelben geworden war. fondern weil Leo X. ihn periönlich fo hoch achtete. daß ihm fein Verlufi ein aufrichtiger Schmerz war.

O. du glücklicher und gefegneter Mann. von dem ein jeder nur mit Stclz und Liebe fprach. deffen Taten und Werke gerühmt und be-wundert wurden. und deffen geringfte Arbeit das Erfiaunen einer ganzen Welt erregte.“

Heinrich Reimann:
Aus Hans von Bülow's Jugendjahren.
In Stuttgart. 1846-1848.

Mit fchwerem Herzen hatten Frau von Bülow und Hans Abfchied von Dresden genommen. Sie verließ einen lieb gewordenen gefelligen Kreis. und Hans - ganz abgefehen von Richard Wagner - feine liebften Freunde. die beiden jungen Ritter. Die Familie ging zunächfi zum Sommeraufenthalt nach Bingen und kam etwa im September in Stuttgart an. wo fie Alleeftraße 22. im Haufe des Malers Stirnband das Parterre bewohntenI) Ein gefelliger Verkehr. für die Bülowfche Familie Lebensfrage und Lebensbedürfnis. war dank den zahlreichen Beziehungen Eduard von Bülows bald gefunden. Aus der literarifchen Welt fehen fie den Dichter Gufiav Schwab. den Direktor des Gymnafiums. das Hans befuchtez Wilhelm Hauff. die beiden Pfizer. von denen der ältere. Paul Achatiusk) nachdem er längere Zeit (1831-36) Führer der füddeutfchen Oppofition gewefen und für ein geeinigtes Deutfchland unter Preußens Führung eingetreten 1 war. 1848 württembergifcher Kultusminifter wurdeF) der jüngere. Gufiav. der Lyriker. Gymnafialprofefior und Hanfens Lehrer im Griechifchen. Schließliäj Wolfgang Menzel. der leidenfchaftliche Gegner „Iung Deutfchlands" und Herausgeber des „Literaturblattes". Weiteren Verkehr unterhielt man ferner mit der Familie des Intendanten Freiherrn von Gall und des öfierreichifchen Freiherrn von Thun; insbefondere war Hans mit den Töchtern aus beiden Häufern fehr befreundet. Nicht minder verkehrte Hans viel und gern im Haufe des als Komponift wie als Violinfpieler hoch angefehenen Bernhard Molique. der von 1826-49 Mufikdirektor in Stuttgart war und in Eannfiadt 1869 fiarb. Ebenfo bedarf es noch der Erwähnung. daß Hans hier ein weiteres Freundfchaftsband für das ganze Leben mit I oach i m Raf f*) fchloß. der in aller Stille und von wenigen nur gekannt da-

1) Das Haus ifk gegenwärtig vollfiändig umgebaut.
2) Verfaffer des ..Briefwechfels zweier Deutfchen“ 1831.
3) Später Oberjuftizrat in Tübingen. fiarb er am Z0. Juli 1867,
4) Geboren 27. Mai 1822 in Lachen am Züricher See. 1850-56 in Weimar und mit Liszt nahe befreundet. dann in Wiesbaden und feit 1877 Direktor des Konfervatoriums in Frankfurt a. M.. fiarb 24. Juni

mals feine Oper „Alfred“ komponierte. deren allmähliches Entftehen Bülow bewundernd fah. In allen folgenden Zeiten. in guten und noch mehr in fchlimmen Jahren bewahrte Raff ihm die Freundfchaft. Auch Hans ift vor allem jederzeit in Wort und Tat auf das nachdrücklichfte für feinen Freund eingetreten und hat deffen Andenken noch bis über das Grab hinaus auf das innigfte und treuefie geehrt. für Witwe und Tochter forgend. Schon zur Zeit feiner erften Bekanntfchaft mit Raff war Bülow für deffen Kompofitionen befonders eingenommen. und Raffs foeben vollendete Klavier-Phantafie über Themen aus Kückens Oper „Der Prätendent“ war troß des reichen Repertoires das erfte und einzige Stück. was Bülow bei feinem erften öffentliäjen Auftreten: im fünften Abonnementskonzerte zum Befien des Witwen- und Waifenfonds der Königlichen Hofkapelle. am 1. Januar 1848. zu Gehör gebracht. Wie oft hat er im fpäteren Leben diefem' feinem Freunde ähnliche Liebesdienfte geleiftet! Noch in einem zweiten Abonnementskonzerte. am 14. März 1848 fpielte der junge Bülow. und zwar das "UNA-Konzert von Mendelsfohn. zum erften Mal alfo mit Orchefter-Begleitung. gerade bier Wochen vor feinem Abiturienten-Eramen. was ihm allerdings bei feinen enormen Fähigkeiten nicht befondere Schwierigkeiten gemacht zu haben fcheint. War er doch von jeher ein außerordentlich begabter Schüler. dem alles leicht fiel und der für feine Vorbereitung die Hälfte der Zeit brauchte wie andere. Insbefondere hatte .Hans Vorliebe für Römifche Gefchichte und Literatur.5) dagegen war ihm die rein grammatikalifche Auslegung der Odyffee. feitens feines Lehrers Rülps. ein Greuel. Er pflegte unterdeffen Kubikwurzeln auszuziehen und fich für Geographie zu präparieren - ein früher Beweis feiner „Polypragmafia“. vor der ihn denn auch fein Lehrer. der ihn einfi dabei ertappte. - ernf'tlich warnt. Mit dem Auge eines ebenfo umfichtigen. würdigen Schulmannes. als treuen Freundes des elterlichen Haufes wachte Guftav Schwab über die Fortfchritte des jungen Primaners. In dem aufrichtigen Bericht. den er über Fleiß und Leiftungen an Hanfens Mutter am Tage nach dem 2ten Stuttgarter Debut als Klavierfpieler abfendet. ward ihm allfeitig Lob gefpendet; und bemerkte))l*. Teufel. fein Lehrer im Deutfchen. „daß feine Auffäße ziemlich viel Radikalismus atmen und zuweilen ins Tyrannenfrefferifche

1882. Komponift zahlreicher von Bülow fehr hoch gefchäßter. zum Teil bewunderter Klavier- und Kammermufikfiücke. zehn Symphonien und Opern.

“) B Br. lu. 373.

l 1 q a. l
I! 1,
a
.WM\‘L. J
- . .
)‘H .I
1‘ . .c
.mc-W. „KZ-2
2.2.. SYM Gum
?ZZ-„m
.-
. .x r V 5:33? „ :NI-3
„ , „ n . c: 23w LSM-:Ö
; c \ . , x
....,1 Jig} .;.vav‟vuufl.,‟v.~ .
. .
\-
j \...¢B..~..~w$.,f

K'
"*“ -_-

zum-ZUZ x_
0c" 7i-lc*
Wll/MZirr '

übergehen. was aber der Jugend zugute zu halten fey". Aber alle
Lehrer waren einfiimmig der Meinung. daß er das Examen mit Erfolg
befiehen würde. Diefen Erfolg meldet dann auch fechs Wochen fpäter
der würdige Guftav Säfwab dem Vater in folgendem Schreiben:

..Innigfi verehrter Freund!

Mit herzlicher Freude benachrichtige ich Sie von der Aufnahme
Ihres lieben Hans unter die für das akademifche Studium befähigten.
und zwar nach einem ganz günftigen Examen . . .

18. April. Abends 6 Uhr. Verehrungsvollft
der Jhrige. G. Schwab."

Und einen Monat fpäter fchrieb ihm diefer als Dichter wie als
Pädagoge ganz ausgezeichnete Mann die treffenden Denkworte ins
Stammbuch:

..Wem Gott fich in der Kunfi geoffenbart.
Mit feiner heil'gru Schöpfergegenwart.
Wird weder Knecht vom Fleifch noch vom Begriff.
lind fcheitert nicht an dem noch jenen Riff."

Nächfi Wagner hatte diefer treffliche Mann Bülows innerfies
Wefen am beiten erkannt. Wie phrafenhaft hohl diefem Jüngling gegen-
iiber gänzlich ungeeignet waren hiergegen Tiecks hinkende Stammbuch-
verfe:

..Wenn Glucks erhabenes Lied l?) Dir winkt.
Und Mozart's Dithyrambus klingt.
Wann Händel. Bach. die großen Meifter.
Ausfenden des Gefangs tieffinn'ge Geiftcr.
Wann Leo. Marcell. Palaefirina mächtig fchreiten
Prophetifch kündigen den Sang der Ewigkeiten - -
Dann habe Mut den n euften Lärm zu ignorieren.
Und Dich befcheiden jenen Herrn zu präfentieren. -"

Das banale Gereime Tiecks ifi an poetifchem Wert und Gedanken-
gehalt nur mit den bekannten Zuckerbäckerverfen zu vergleichen. Um
fo kräftiger und kerniger klingt Guftav Pfizers Spruch:

..Ob auch im Sturm das Schiff zufammenbricht.
Der Kompaß bleibt der Ehre und der Pflicht."

In der Tat. ein finniges und wahres Wort im Hinblick auf die
fturmbewegte Lebensfahrt. die dem nunmehr geif'tig mündig gewordenen
Hans bevorf'tand.

Ehe wir ihn auf diefe feine fpätere Lebensfahrt begleiten. müffen
wir auch einen kurzen Rückblick auf die beiden Stuttgarter Jahre
werfen. auf fein glückliches mufikalifches Wachfen und Gedeihen und

auf das weniger glückliche Familienleben im Elternhaufe; zumal in den Berichten der jüngeren Tochter des fchon oben genannten Mufikers Molique eine vortreffliche Quelle vorliegt. Sie fchildert zunächft das Äußere des jugendlichen Helden gar anziehend: ..Hans von Bülow war fchon damals. als Gymnafiaft. von äußerfi geifireiäfem Ausfehen und lebhaftem Mienenfpiel. Ein brünettes Geficht. feine tadellofe Manieren. ritterlich edel im vollften Sinne des Wortes. Er mufizierte viel mit meiner älteren Schwefier Caroline; wenn er mit meinem Vater fprach und diefer ihm dies oder jenes über Mufik erklärte. da konnte man die rafche Auffaffung. das blißfehnelle Verfiändnis. die wechfelnden Empfindungen von feinem Geficht förmlich ablefen." Für Caroline Molique komponierte Hans übrigens ein ..äußerfi charakterifiifches. intereffantes kleines Tonfiück. das er ihr ins Künfileralbum fchrieb." Ein anderes Mal brachte er ihr ein Lied. das er eben komponiert hatte: ..Klinge. kleines Frühlingslied" -l ..Wenn Bülow am Flügel faß. da merkte man wohl. daß ein junger M e i ft e r das Inftrument beherrfchte. Sein feuriger. edler Vortrag. fein kraftvolles und doch wieder fo wunderbar zart und fein nu'anciertes Klavierfpiel war befonders für meine ältefte Schwefter eine Freude. Er. für den die Mutter die d i p l o m a t i f ch e L a u f b a h 11***) im Sinne hatte. war eigentlich fchon damals von ganzer Seele Mufiker.‟ Den denkbar deutlichften Beweis geben hierfür feine Briefe. die ausnahmslos. felbft die Briefe über feine Rheinreife mit dem Vater. die mufikalifchen Erlebnifie und Bekanntfehaften in den Vordergrund fiellen. Das allgemeine mufikalifche Leben in Stuttgart. fo fchreibt er. ift noch übler als in Dresden: ..Mozart. Beethoven. Weber dürfen nur in A b w e f e n h e it des Königs aufgeführt werden." über Moliques Sonaten. fein ..neues Trio". äußert er fich in begeifierten Ausdrücken; von den Stuttgarter Pianifien intereffiert ihn Wilhelm Krügers7) feines und delikates Spiel in eigenen Kompofitionen Q la Chopin und echten Chopins. Von Lisztfchen Kompofitionen (Hans fpielte damals die Sonambula-Phantafie) riet diefer ihm ab; man habe wenig Ruhen davon und gewöhne fich das ..fchlagen" an. Auch als Klavierlehrer betätigte er fich bereits mit 17 Iahren; ein Fräulein Scheuten war feine erfte Schülerin; ..freilich ärgere ich mich noch fehr (bei den Stunden). aber fo viel als möglich innerlich - man muß feine

“) Nach der uralten Tradition im Haufe der von Bülow.
7) Lehrer am Stuttgarter Konfervatorium. *f 1883.

A f f e k t es) auffparen. denke ich." Mit den Dresdener Ritters. mit Earl wie mit Safcha (Alexander). fiand er in freundlichftem Verkehr; Hans hatte Earl neue Kompofitionen von fich gefchickt. die Earl Richard Wagner zur Beurteilung übergeben hatte. Welche Freude für ihn. als er von Ritter ein Paket mit Kompofitionen Ritters. darunter eine Bülow gewidmete Sonate. erhielt. denen ein Brief Wagners beigefchlofien war. Diefer fchrieb: ..Ihre Arbeiten. Herr von Bülow. haben mir viel Freude gemacht; ich wollte fie Ihrem Freunde Ritter nicht zurückgeben. ohne fie mit einem ermunternden Zuruf an Sie zu begleiten. Eine Kritik füge ich dem nicht bei; Sie werden auch ohne mich noch genug Kritik erfahren. und ich fühle mich um fo weniger geneigt. Schwächen und Dinge. die mir nicht gefallen haben. aufzuzählen. als ich aus allem Übrigen erfehe. daß Sie fchon bald vollkommen imftande fein werden. Ihre friiheren Verfuche felbft zu kritifieren. Fahren Sie fort und laffen Sie mich bald wieder etwas fehen!" Und der Mutter vertraut er auch an. was Ritter ihm gefchrieben. daß Wagner. der gerade Befuch hatte. leife zu Ritter. auf Bülows Arbeiten deutend. gefagt habe: ..Ein unverkennbares Talent." Das Theater in Stuttgart „war fchlecht""). es bot-deshalb wenig Anregung. Abgefehen davon. daß er zweimal als Klavierfpieler vor die Öffentlichkeit trat. war damit fein Wirken naturgemäß in diefer Zeit auf kleine Kreife befchränkt. ein Aufnehmen kleiner Eindrücke ohne die nötige erufte künftlerifche Sammlung im Großen. ein Suchen ohne ein recht lohnendes Finden. ein Streben. aber noch ohne ein klar erkanntes Ziel. ein Ergliihen und Sichbegeifiern. ohne das Ideal klar zu erkennen. was feinem Interefie den feften Kern. feiner unabläfiigen emfigen Arbeit den gebührenden Erfolg und fo feinem Leben den rechten Mittelpunkt geben konnte. Aus diefem Taften aber herauszukommen. dazu fehlte auch der große Entfchluß; er gehörte äußerlich und innerlich mit Kopf und Herz noch zu eng dem Familienkreife an. der. obwohl im

L') In den B Br. ift finnlos „Effekte" gedruckt.

v) „Norma. Haimonskinder bis jetzt." B Br. l. 519, Hofopern-kapellmeifier in Stuttgart war damals (bereits feit 1819) P. I. von Lindpaintner. Bülow. der bald mit ihm bekannt wurde. wollte auch Raffs Bekanntfchaft mit L. vermitteln. Wo Bülow LXs in feinen Stuttgarter Briefen Erwähnung tut. klingt faft immer ein leifer Ton der Ironie hindurch. der wohl in dem veralteten mufikalifchen Gefchmacke des Hofkapellmeifters feinen Grund haben mochte. Ein Lied von ihm: „Des Iudenmädchens Klage". wurde in Bülows erftem Konzerte (am 1. Januar 1848) gefungen.

inneren Zufammenhange fchon fchwer erfäfiittertf in ihmf als dem Liebling des Vatersf eigentlich den idealen Mittelpunkt hatte. Über das Leben in diefem Familienkreife berichten feine Briefe ausführlich: über die harmlofen gefelligen Freudenf Hanfens unverwüfiliche Heiterkeit-l") feinen Humor- feine fchaufpielerifchen Talentef") fein edlesf ritterliches Wefenf feine Wohlerzogenheitf fein Intereffe für des Vaters literarifäfe Arbeitenf feine Sorge um die damals fchon fchwääfliche Gefundheit der Mutter und der Säfwefterf und über feine Reitftunden. Bei diefen ftieß ihm einmalf im Auguft 1842- ein kleiner Unfall zuf fo daß fie kurze Zeit ausgefeßt werden mußten', es ifi charakterifkifrhf daß er fie fobald als möglich wieder aufnehmen willf „da man hier unter meinen Kameraden fich fchon aufhält darüber- daß ich wegen eines Unfalles die ganze Befchäftigung aufgegeben habe. Solche Gerüchte und Reden muß ich nun natürlich glänzend niederfäflagen.“ Wie die Berechnung der Reifekoften in den Reifebriefen an feine Mutter") beweifi.) war .Hans von riihrender Sparfamkeit und Genauigkeit. Er kannte offenbar die in materieller Beziehung nicht günf'tigen Verhältniffe feines Elternhaufes und die bei dem unfieten Rcifeleben feines Vaters unmögliche geregelte Ökonomie des Haufes. Dazu kamen noch Krankheiten des Vaters- der Mutterf wie der Schwef'terz auch politifche Meinungsverfchiedenheiten zwifehen dem für Freiheit begeifierden Manne und der konfervativ erzogcnen Frauz auch fo viel häusliche Sorgen als Aufregungen und Störungen des ehelichen Friedens, die denn endlich im Verlaufe des Jahres 1848 die Scheidung vorbereitetendie 1849 erfolgte. Die Mutter und Schwefier zogenf nachdem Anfang April fchon diefe überfiedelung befchloffen warf im Het-bft des Jahres 1848 nach Dresden zurüäp während der Vater nach Berlin ging, wo er als Korrefpondent der Leipziger Zeitung eine Befchäftigung fand. Hans hatte bereits im April 1848 die Univerfität Leipzig bezogen.

'e "- 'e

Diefes Kapitel entftammtf ebenfo wie das diefer Nummer beigegebene v. Lenbach'fche Bülow-Porträtf einem Werkef das der verfiorbene Mufik-Hifiorikerf Profeff or])l*. Heinrich Reimann über Hans von Bülow hinterlaffen hat und das in Kürze erfcheinen wird. Der Verlag Harmonie-Berlim überließ uns entgegenkommenderweife die Erftveröffentlichung.

10) Vgl. die Gefehichte mit der Bohnentorte. B Br. l. S. 50.
'1) B Br. lt S. 50.
12) B Br. lf 56 ff.

M

Gufiav Schüler:
Die „Sizilianer“ in Berlin,

Grelle Sonne flackert. als würfe man einem brennende Grasbüfchel ins Geficht. Gelbe. träge Wegfluchten fchneiden fich hart in den aufgemauerten Horizont. Ein Dunfi von Tierheit und atemzerftücke-'lnder Armutsangft liegt auf dem Grunde. der über Vulkanen hängt. wie eine Seuche gärt. die nach jungem Leben toll ift. Sizilien. Flimmernd ifi das Land. und wie Wüfienpflanzen. die fich ihren eigenen Saft kochen. find die Menfchen. Eine Welle Verrücktheit geht in ihrem Blut. Knirfchender Wahnwilz. ein Schrei. der im blaffen. würgenden Dunfi zerfplittert. Alle diefe Leben. die mit dem Tode auf Du und Du fiehen. packen mit ihren taßigen Händen einer dem andern mitten ins Herz. fallen fich an die Kehle und erwürgen fich. wie man einen Hund. erwürgt. Aber fie reißen fich doch auch den Labebecher vom eigenen Munde. wenn ein Verdurfiender um Waffer bettelt. Und wie gebärdet fich die Liebe in jenem Lande! Der Gefiank der Schwefelgruben macht fie fo toll und verwirrt. daß fie jeden Augenblick zum zähnefletfchenden Raubtier werden kann. das mit wildem Gebrüll auffpringt. Und das alles und ein wenig Szenerie. ein altes. bröckliges Hausgemäuer. ein Tifch. ein Stuhl. Flafchen und ein eiferner Ofen. der ewig etwas gar bruzeln möchte. und leidenfchaftgegeißelte Menfchen darin umher - und wir atmen die Luft Siziliens. wir find fo hingenommen. daß wir unwillkürlich zum Dolchgehenke tafien. wir fühlen'. wie unfer Herz fich müht. den rafenden Schlag mitzutun. der dort gegen die Rippen hämmert. Wir find Volk mit diefem Volke. blutsverwandt. herausgebrochen aus diefer Schwefelerde.

Giovanni Graffo. das Haupt der „Sizilianer“. packt uns mit feinen Riefenfäufien und zwingt uns. fei es auch gegen unfern Willen. zu gehen. wohin or will. Sein Vater. Angelo Graffo. hatte in Sizilien ein Marionettentheater unter der Erde. Lebensgroße Marionetten fpielten hier Schickfal. Königliche Säjickfale wurden ausgefpielt. Die Helden waren zwar immer diefelben: Karl der Große und Roland. aber der phantaftifche Marionettenmeifter erfand hundert Handlungen. hundert Verwickelungen. eine immer bunter und aben-

teuerlicher als die andere. Jedesmal wenn die fchickfalbindenden Drähte in der Hand des Alten zucktem umftand ein atemlos hingeriffenes Völklein die Bühner deren Vorhang eine alte ecrriffene Bettdecke gewefen fein wird. Wi e die Sizilianer, alte und junger wohl diefe Bühne umfianden haben mögen! Männerx von der Arbeit fiech gemachtx in Lumpenf Gier und Leidenfchaft im Geficht und in den Gefien- und Kindert Kinder mit fchwarzen- tiefem ins Schickfal hinausträumenden Augen. Vielleicht zuerft in der vorderften Reihe diefer Kinder- fpäter aber bei dem Vater hinter der Bühne [land der junge Graffo. Er wird mit Staunen und ehrfürchtiger Scheu die Drähte berührt habenf die Könige und Helden kämpfen- fiegen und zufammenbrechen ließenx wohl wie ein Bauernjungef der mit unabläffigen Bitten_ den Vater plagt7 die Leine zum Fahren zu bekommen. Zuerfi fchlägtis ihm der Vater rundweg ab- dann aberf des peinigenden Bettelns iiberdriiffig, gibt er ihm die LeineF d. h. das untere ungefährliche Ende- während er felbfi ein Stück höher die Leine hält und -- fährt. Der Junge hält auch die Leiner fährt aber niäftfondern feine zumeifi ftjirmifchen Lenkbewegungen prallen an der wenig empfindlichen Fauft des Vaters ab. Genau fo denke ich mir die Lenkbewegungen des jungen Graffo, Aber nach und nach läßt der Bauer für feinen Jungen die Leine lockeren und der alte Angelo wird manches programmwidrige Aufzucken feiner Figuren fpäter auch nicht auf feine eigene Rechnung gefelzt haben. Kurz und gut: Das „Angelo-Theater" mit feiner wilden und feierlichen Einfalt war dic kjinftlerifäu A-B-C-Schule des Knaben, Gemach lenkte und fpielte er fich fo bis zu dem Giovanni Graffo hinauff der uns heute erfchiittert.
Die Truppe-f die er nach und nach um fich fammelte- und deren unbedingter Mittelpunkt er ifi - in jeder Gefie und in jedem Wort fchlägt fein Herzfchlag - hat fich einen Namen erkämpft. Ob das Gafifpielfieberf dem fie verfallen ift, nicht ihre fchönfien Stärken zerbricht und ihre leuchtendfien Farben auslöfcht- ifi freilich eine andere Sache, Diefc Truppe- die viel Nedens von fich machte- gaftierte in der erften Hälfte des Oktober in Berlin im früheren Wolzogen-Theater- das fchon fo viel Heiteres und Unheiteres gefehen hat. Musco und Maria Bragaglia find nach Graffo die vorzüglichfien Kräfte der Truppe.
Die Bragaglia hat in ihrem todbleichen Geficht zwei wildey zwingende Augen- wie Feuereffem wo die Dolche gefchmiedet werdent die fie dem in die Hand drückt- von dem fie weißt daß er aus Tollheit zu ihr hingehen und feine eigene Mutter niederftechen wiirde. So |eht fie

da. hoch über fich hinausgereckt - ihre Haare fchütteln fich wie die fchwarze Mähne eines beleidigten. zornigen Tieres - und fchreit's hinaus. daß der zurückkommen foll. den fie noch eben verflucht und fchäumend vor Ekel von fich gewiefen hat. Dann aber. niedergefchlagen von den Hämmern ihres Blutes. knickt fie zufammen wie eine Lilie. der man jählings den Stengel durihfchnitten hat. Auf den Knien rutfcht fie hin zum Muttergottesbilde. Wie brennende Späne fallen ihr die Worte vom Munde; dies Schreien und Schluchzen ifi aber nichts als ein tolles Zucken der Sinne. das mit genau derfelben Jnbrunft betet. mit der es küßt. Wie lange betet fie fo? So lange. als ein vom Rennen keuchender Menfch braucht. um wieder atmen zu können. Dann betet fie nicht mehr; die letzten Gebetesworte mit den knirfchenden Zähnen zerbeißend. kriecht fie zurü> und küßt die Stelle. wo eben noch' die Füße des Geliebten gegangen find. Und alles das tut fie. ftöhnend. gurgelnd. gluckfend. ganz wie eine Verrückte. Und wer ift es. um den fie fchreit? Es ifi Graffo. der Tölpel. der Riefe. der noch kein Weib gehabt hat; dem die aufgeriffenen Augen aus dem Kopfe herauswollen. als er fie zuerft fieht. Mit feinen Händen. die wohl ein Pferd hoch in die Luft heben könnten. berührt er ihr Kleid. ftreichelnd. kofend. wie etwa ein zartes Mägdelein feine Puppe, Dann erft wagt er es. ihre herab-hängenden. weißen Hände zu berühren. und der Riefe zittert dabei wie Gras im Morgenwinde. Dann aber. herausgeboren aus dem Nichts. kommt jählings ein Sturz des Haffes über ihn. wie Lava fchießt. Und er gräbt feine Tatzen in die Haare des Weibes. zwängt ihr den Kopf zurück und fieht mit feinem weißen. gierigen Gebiß gerade über ihrer Gurgel. Wer bürgt dafür. daß feine Zähne fich nicht in ihren Hals fchlagen? Übung hat er darin. Er ift erft gefiern von den Bergen herabgekommen. wo er die Ziegen hütete, Da hat er's mit einem Wolfe fo gemacht: er hat ihm den Kopf zurückgeriffen und hat ihm mit den wiirgenden Zähnen die Gurgel zermalmt. Diefer Ziegenhirt foll das Mädchen heiraten. das der Gutsherr verführt hat und ihm nun gern überlaffen will, Er weiß nichts und ahnt zuerft auch nichts. Er ifi aber diefem Mädchen ..fo gut". wie er ..feinem weißeften Lamm und der Madonna“ gut ift, Dann aber. aus dem Verhalten des Mädchens. kommt ein langfames Erkennen über ihn. Stürme eiferfüchtigen Ahnens überfallen ihn. Zueirft zitternde Unruhe. dann geheiztes Ausfpüren und dann die Rache, Diefe Raäfe. wie alle fizilianifche Rache. raucht von Blut. Diefe Abrechnung gefchieht nicht hinterrücks. nein. ange-

kündigtj offen, Bruft gegen Brufi. Mit wahnwißig gereiztem Tiger-
fprunge fallen fich die Gegner an. Und der Hirth diefes Tierf diefe
Beftief fällt dem Feinde mit den Zähnen in die Gurgel. Mit pfeifendem
Atem fpeit er dann das Blut aus. Er verzerrt unwillig den Mundt als
ob er den fcharfen Salzgefchmack des Blutes auf der Zunge fpürte, Mit
fchüttelndem Ekel fpeit er das Blut hinweg und wifcht fich nicht einmal
mit dem Handrücken die Lippen ab. Es ifij als wäre nach diefer un-
erhörten Tat jede Kraft in ihm erlofchen. Er hätte niäjt mehr die
phyfifche Möglichkeitj an einen Krater zu gehen und fich hinabfallen zu
laffen. Aber käme in diefem Augenblick Muscot der Blindef fo wiirde
er niederfallen und ihm die Hände küfien. Dazu langt feine Kraft
immer.

Vorfichtig wird eine Tür aufgemacht. Irgendwoj wo man alles
andere, nur keine Tür vermutet hätte. Eine Gefialt in LUmpen fühlt
fich herein. Es i| Muscoj der Blinde- diefes armef zerfihundene Tier.
Wie ein augenlofes Händchen tafiet und ftößt er fich durch die Stube,
Alle feine verfiümmelten Seelenkräfte haben fich auf zwei Dinge zu-
rechtgerückt: die Hand vors Geficht zu hebem wenn er etwa einen Fanfi-
fchlag fürchtet. und dann nach Brotrinden herumzufchnüffeln. Eine
gierigej graufame Starrheit friert aus ihm heraus. Ein fcharrender
Ton hängt an ihmj als kraße er ewig mit den Händen an verfäjlofienen
Brotfchränken. Wie er dann das Kleid des verfioßenen Mädchens an-
riihrtj zitterndj inln-iinfcigy erhabeny das ifi mehrj als faßte er den Kleid-
faum eines heiligen Engels. Und dann weint er mit ihr; fo weinen
keine Menfchen, fo heulen und knurren Wölfe, wenn fie in erbarmungs-
lofen Winternächten Knochen und Fleifchfeßen ihrer totgebifienen
Kameraden herunterwürgen,

Der (Heiß *Grafios walter über all dem Sturmj über jeder Nuance,
jedem Zuckenj jeder (Hefte. Die Grafio-Truppe ift eine große Familiej
deren Zugehörige alle eines Blutes find. Daher das Einfügen jeder
Kraft und jedes künfilerifchen Vermögens in eine EinheitF doch foj daß
auf den drei Säulen das ganze Haus ruht. Diefe Sizilianer jonglieren
mit jungen Tigern. Wenigftens Graffo tut es. Sie könnten aber eben-
fogut mit Baumfiämmen in der Luft herumfuchteln. Der Erfolg wäre
immer derfelbe: fchreiende, tobendej tolle Kraftj Kraft ohne Maß und
Zielj die einen umzingelt und überrumpelt. Mit erfiaunlicher Fremd-
heitj fo brutalj als ob einen Wegelagerer fiellen. Es ifi ganz gleich-
was für eine Handlung gefpielt wird. Die Stücke gehen alle auf eins

hinaus: auf unerhörte Temperamentsäußerungen. Meift find diefe Stüäe unfäglich nichtig, aber bunt und voll pomphaften, fchreienden Jahrmarkttrubels.

Die frühere Partnerin Graffos, Mimi Aguglia, die eben im ' Neuen Theater gaftierte- ift an Wildheit eine Wölfinx die mitm-nachts aus ihrem Schneelager herausbricht. Weit gefährlichen als die Bra-gaglia, Man müßte die beiden - Grafio und die Aguglia -- wieder aufeinander loslaffem wie es früher war. Es kommt doch etwas dabei heraus,

Was haben aber wirf die fonfi den geiftigfien Trank der Kunft hutfam an die Lippen führ-ent zu fchaffen mit diefen Wilden? Sehr viel und gar nichts. Wir werden diefe mehr als törichten fizilianilchen Stücke bald vergehen. Aber diefe raffigen Tölpeh ihre rafenden Ge-bärden- das blutvolle Spiel ihrer Körper wird immer wieder wie ein Blitz vor uns aufzucken. Die heißem quälenden Augen diefer von Leiden-fchaft Todkranken werden uns noch lange verfolgen. Sonft kann uns ihr Spiel rein nichts fein. Es kann kein Funke für unfere Seele dabei herausfpringen, Im Grunde genommen ifi auch Grafio dem Metier feines Vaters getreu geblieben: was er treibt, ift geniales Marionetten-fpiel. Aber die Puppen find lebendig geworden wie Leibery mit Geflürm-Ger-anne und Gefehwäß.

Grafios Truppe fiellt fich dar wie ein buntes Zigeunerlager. Wie fonit die Herden zum Leittier- fo ziehen fich hier die Sippen zu dem Stärkftem dem Herrn- dem Meifter. Diefe Familienzufammengeh'o'rig-keit ift bei den Sizilianern fehlechthin felbfiverfiändlich. Alle fonnen fich in dem Ruhme des Starken. Wer etwa bei einer der Vorftellungen einen Blick in eins der feitlichen Kulifienfenfter tun konnte„ der fah wohl mitunter dicht am Fenfler interefiierte Gefiehter von Familienmit-gliedern der Truppe. Blißartig aufgereckte Hände gaben öfters ihre hingeriffene Zuftimmung zu dem fieher Won hundertmal gefehenen Spiel. Das ift Kunfir die aus dem tiefften Volksleben fchäumh das ift wie Atmen- man muß es tun. Schon die kleinfien Kinder nehmen diefen Trieb in fich auf, Was etwa an darfiellerifchen Kräften in ihnen fchlummerß muß fo losgebunden werden. Die kleinen Dinger-chen mit ihren erftaunten- großen fchwarzen Augen hocken in den Ecken und tun-als ob immerfort Körbe voller Märchenwe-rk auf fie ausgefchüttet würden.

Und wenn dann fpät am Abend das Spiel zu Ende ift. dann zieht die ganze Karawane nach Haufe. in irgend ein diirftiges Stübchen. wo man eng aneinander hauft. Beim Gehen feßt fich der Wind in die dünnen Mäntelchen. und die Kinder halten fich fefi am Rock der Mutter. die jeßt ein fchlicht gut Hausmütterchen ift. Noch vor zehn Minuten weinte fie auf der Bühne. daß alles Volk in Tränen fchwamm. Und der gewaltige Mime. der knirfchende Wolf. führt fiill an der Hand feinen jungen Knaben heim, Es kann fehr wohl fein. daß durch die Hand. die die Fingerchen des Kindes umfchließt. noch hin und her zuckende Regungen gehn. Blitzen vergleichbar. die matt auffchlagen. wie Streichhölzer. die hinter einer firaff gefpannten grauen Leinewand angeriffen werden.

Berliner Theater.

Man ift von den neuen Direktoren angenehm enttäufcht, Sie waren zu fehr Lieblinge der guten Gefellfchaft. der Gefellfchaft. die fich nicht gerne langweilt. um nicht vor der Eröffnung des Theaters die Befürchtung aufkommen zu laffen. daß ihr Theater auch ein fpielerifches gefellfchaftliches Erperiment fein würde.

Die böfen Buben. die leicht gefchürzte Kunft und dekolletierte Fröhlichkeit in Berlin eingeführt haben. meinen es jedoch. wie man jetzt fagen darf. ehrlich mit dem Unternehmen oder ehrlich mit der Kunft. Die Aufführungen. die fie bis jetzt gezeigt haben. zeugen von einem gefunden Gelchma> und gutem künftlerifchen Können. Manche der Aufführungen wie ..Mercadet" waren fzenifch und darftellerifch wie aus einem Guß. Gufiav Wieds einaktige Keckheit: „Erinnerunasfefi" und feine dreiaktige Spießbürger-Satire „Erotik" können fogar mit den erften Bühnen Berlins in Wettbewerb treten. Alles in allem eine Bühne. die ernft genommen fein will. und der wir fernerhin unfere ganze Aufmerkfamkeit widmen werden.

A, Halbert.

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht.
Berlinf Anfang November.
Das war ein feltfamer Theatermonat. der diesjährige Oktober. So überaus vielerlei und doch fo erfchrecklich wenig - doch das i| kaum noch überrafchendf aber feltfam wars wie diesmal die Berliner Theater beherrfcht waren von ausländifcher Kunft und ausländifcher Theaterware. Da waren als Gäfie die beiden konkurrierenden Sizilianifchen Gefellfchaften erfchienenf erftaunliche. nicht immer künftlerifche Vertreter des kraffef'ten Verismus. Dann Sarah Bernhardt. für deren Ruhm und Stellung in der Gefchichte des Theaters es erfreulicher wäre. wenn fie fich größerer Kunf'tkeufihheit befleißigen und nicht die leßten bean! l'LZfLI ihrer Künfilerfchaft uns enthüllen und fo felbft an der Zerfiörung der Großen Sarah-Legende mitarbeiten würde. Da war Eleonore Dufef die immer willkommen if't, wie jede geniale Erfcheinung - freilich kommt die Refignation. die fiets in wehem Leid aus ihrem Wefen fprach. jetzt auch in der Betätigung ihrer Kunfi zum Ausdruck. Sie fpielt nicht mehr die f'tiirmifchenF hinreißenden Leidenfchaftem auch nicht mehr die Schönheitstrunkenheit d'Annunziofiher Verfe. Ießt wirbt fie um den geiftigenBefißIbfens. wiewohl doch ihr Wefen. das ihrer Individualität und das ihres italienifchen Typus. dazu fiets im Widerfpruch lichen wird. Sie wird nie ganz in Ibfen aufgehen können. aber immerhinf wenn jemand in Berlin die Hedda Gabler nach der Irene Triefch und die Ella Rentheim nach der Elfe Lehmann fpielen darffo kann das nur die Dufe fein .
Die Abhängigkeit des Berliner Repertoires vom ausländifchen und vom ausländifäien Stoffgebiet war diesmal fo große wie wohl kaum jemals.
Es find aufgeführt worden fkandinavifchef franzöfifche. ruffifche. englifche. amerikanifche Autoren -> wirklich. das Land der unbegrenz-

ten Möglichkeiten führt jetzt fogar Theaterftücke nach Deutfchland aus. Von den daneben erfchieneuen fünf Stücken deutfchen Urfprungs fpielen drei auf franzöfifchem Boden: „Ninon de ?Enclos". „Der deutfche Graf"7 und „Das Fräulein in Schwarz". Ganz deutfch na>f Herkunft und Stoffgebiet find nur zwei Arbeitenf ganz deutfch in diefer Hinficht find nur die Dichter Blumenthal und Kadelburg mit ihrer „Tür ins Freie“ und Wedekind mit feinem Senfationsfiü> „Mufik“.

Von den Auslandsfiü>en ift die Komödie „V ater" von G u i n o n und B o u ch in et eigentliäf deutfcher. als manche deutfche Arbeit des Berichtsmonats. Freilich die Technik und Bühnengewandtheit der Arbeit ift ganz franzöfifch. aber

die Dialoge gefallen fich nicht in der witzigen, pointierten, zweideutigen und zweidentlichen Diktionz die zwar nicht franzöfifch- aber doch franzöfifche Bühnentradition ift.
Es find auch beinahe ganz reinliche Verhältnifi'e7 die diefe Franzofen hier behandeln. Ein junges* Mädchen fieht zwifchen der Mutter, die neunzehn Jahre fie mit forgender Liebe betreut hat„ und dem Vaterz den fie nie gekannt hatt und der nunz kraft der bei der Scheidung ausgefprochenen Befiinnnungz fie auf einige Zeit zu fich nimmt- der nach zwei vergnügt verlebten Junggefellenjahrzehnten plötzlich fein Vaterherz gefunden hat, der fein Töchterchen erft als eine vorübergehende Zerftreuung in fein reiches, elegantes Heim ziehtz dann aber auf ihre holde Jungfräulichkeit nicht mehr verzichten kann. In dem Mädchen erwacht etwas von dem Raturell und den Lebensneigungen ihres Vaters - fie kann fich nicht wieder mit dem befcheidenen Leben bei ihrer etwas puritanifihen Mutter begnügen. Der Schluß daß fie weder bei Vater noch' Mutter bleibtz fondern fich verheiraten wirdz fchüßt das Stück vor einem gefchmacklofen Verföhnungsfinale - immerhin |e>en mancherlei fentimentale Momente in diefer Arbeitz die durch die glänzendez geiftvolle Aufführungz die die Komödie im Lefiingtheater gefundenz zum großen Teil verdeckt wurden.
Der New Yorker Bühnenbeherrfeder Clyde Fitchhat ein Stück „W ah r h e i t" gefchrieben- defien erfie zwei Akte bei der Aufführung im „Neuen Theater" interefiierten. Die Heldinz ein graziöfesz reizvolles Weibchen- i| eine für Fernfiehende ganz entzückende Lügnerin - diefes Behagen am Lügen- das ihr zur zweiten Natur geworden, hat für den Gatten jedoch große Unannehmlichkeiten, die fich bis zum Schluß des 2. Aktes draftifch und bedrohlich fieigernz in fafi tragifcher Weifex dann jedoch wird das ganze in fait albernerPofienmanier wieder befeitigt. Anfangs ifi ein bißchen Roratum verfuchh und die erbliche

Belaftung der fchönen Lügner-in
wird durch die Vorführung ihres
verkommenenz in all feiner Schä-
bigkeit doch ergößlich gefchilderten
Vaters fehr deutlich demonfiriert.
Anfangs ift auch der Dialog
feffelndy in der zweiten Hälfte aber
fchlägt alles in Karikatur und Tri-
vialität um. Wie diefes Stück
amerikanifcher Herkunftz fo ift auch
die „Lady Frederick" des
bisher bei uns unbekannten Eng-
ländersW.SomerfetMaug-
ham keine fonderliche Bereiche-
rung unferes Spielplans. Es hat
mancherlei hübfche Einfällez aber
einen auffälligen Mangel an geifi-
reichem Dialogz wie wir ihn gerade
auf der Bühne des „Kleinen
Theaters'Z das diefes Stück
vorführtez und das uns durch Wilde
und Shaw in diefer Hinficht ver-
wöhnt hatz erwarten - es ifi
immer eine Enttäufchung wenn
d e r Schaufpieler auftrith der fonft
fiets die vielen Geifireichigkeiten
zu fagen hat und nun in diefer
Hinficht ganz fiumm bleibt. Lady
Frederick ift eine norm-teilslofe7
nicht mehr ganz junge Dante7 fo-
gar über das intereffante Alter
entre freute er quaraute etwas
hinausz aber doch noch reizvoll und
unternehmungsluftig genugz um die

Mutter eines fehr verliebten Jünglings in Angft zu halten. Um die von Lady Frederick gar nicht erufllich gewollte, fondern nur mit tändelnder Koketterie unterhaltene Liebelei zu zerfiören und es nicht zur Heirat ihres Sohnes mit der arg und rettungslos verfchuldeten Lady kommen zu laffen, ruft die beforgte Mutter ihren Bruderp einen fehr reichen Lord- von London nach Nizza. Er gehörte einmal zu der Schar der Verehrer der jederzeit galanten Lady Frederick. - Das Jntrigenfpiel zwifchen dem einftigen Liebespaarj das fiih nun entfpinntj entwickelt fich in amiifantem Hin und Herj nach dem Mufier des bühnenunfierbliehen „Glas Waffen) und endet natürlich mit der Heirat des fehr reichen Lords und der fchön gewefenen Lady. Der Lord operiert mit Schecks von beträchtlicher. für deutfche Zuhörer verblüffender Höhej die Lady wirft kompromittierende Briefep aus denen fie Kapital fchlagen könnte. in edelfter Regung ins Feuer. Das Ganze ein Spiel ohne weitere Bedeutungj aber es amüfiert und gibt ein feffelndesf wenn auch nieht gerade zutreffendes Bild der reichfien und vornehmften englifchen Gefellfchaft.

In den Kammerfpielen des „Deutfchen Theaters" hat man den Verfuch gemachtf Nikolei G o g o l s „Heiratsgefchichte" für die Bühne zu gewinnenp nachdem es bereits vor mehreren Jahren hier unter dem Titel „Brautfchau" auf einer Verfuchsbühne wirkungslos in Szene gegangen war. Gogol felbft hat das Stück ironifierend eine ganz ungewöhnliche Begebenheit genannt - ungewöhnlich erfcheint uns diefe dumme Hiftorie von den beiden Heiratsvermittlern in gewiffem Grade allerdings auchj aber auch das Ungewöhnliche ifi nicht immer intereffantj wenig|ens nicht auf der Bühne. Zur Kenntnis Gogols freilich und auch der ruffifchen Literatur erbringt das Stückchen immerhin einen Beitrag. Aber diefe Anreihung von allerlei Späßchenp das Gemachte der Handlung das Groteske. hinter

dem fo gar keine Freudigkeit f'tecktj eher noch eine verhüllte Traurigkeit - all das hat kein dramatifches Leben, Neben dem Mangel an brauchbaren Novitäten dürfte das Verlangenp ihre guten komifchen Kräfte zu zeigenj die Direktion zu diefer Gogol-Aufführung veranlaßt haben.

Rudolf Lothar hat fo viele franzöfifche Bühnenarbeiten in den lehren Jahren überfeßtj daß er jeßtj wo er felbft eine Komödie zu fchreiben unternimmtj von der flranzöfifchen Umwelt nicht loskommen kann. Sei-n „Y" r ä ule i n in Schwarz" fpielt in einem franzöfifchen Provinznefij könnte aberj wenn man f'tatt Franc einfach Mark fagtp eben fo gut in Treuenbrießen oder Neuftadt-Eberswalde fich ereignen. Kann ein Staatsanwalt ein junges Mädchem das er auf feine Art liebt und um das er fich beworben. heiratenp nachdem er erfahrenj daß ihr reicher Vater fein Vermögen dadurch erworbenj daß er mit feiner Frau und feiner Tochter als berühmte Montrofe - Akrobaten - Familie in allen großen Varistss Europas auftritt? Er hegt erft fiarkej kleinbürgerlicheundfiaatsanwaltlicheBedenken, und als erj nachdem er das

Fräulein im jchwarzen Trikot gefehen. von ihrer fo erfchauten Schönheit bezwungen. feine Skrupel aufgibt. weift ihn das in ihrer Mädchen- und Berufsehre gekränkte Fräulein rundweg ab. erhort einen braven Grotesk - Akrobaten und wird mit diefem ein glü>liches Ehe- und Zirkusleben führen. Der Konflikt des Stückchens ift klein. und ob die Skrupel des jungen Staatsanwalts befeitigt wurden. wird doch zumeift von der Höhe des durch die Akrobatenkünfte feines Schwiegervaters erworbenen Vermögens abhängen. Das anfpruchslofe Stück hat einen hiibfchen Bühnentrick. Im 2. Akt üben die drei Akrobaten - Vater. Mutter und Tochter - in fehr kleidfamen fchwarzen Trikots am Reck und mit Gewichten. Das ifi wirkfam. doch bringt Lothar. um aktuell zu fein. in diefes Trikotidyll eine Stillofigkeit - ein Agent maaft der Akrobatenfamilie einen Antrag. ihre Nummer in den Dienft der Nacktkultur zu fiellen. Da kommts zu einer großen pathetifchen Szene zwifchen dem Vater und der fich weigernden Tochter. und diefe Szene fällt völlig aus dem Rahmen heraus.

..Ninon de L'Enclos".

mit dem Untertitel ..Ein Spiel aus dem Barock". kann nur ein Anfänger fchreiben. Der Münchner Friedrich Frekjahat fich an diefem Stoff verfucht. weil er in jugendlicher Gefialtungslufi von dem reizvollen Bilde diefer Frau verlockt. überfehen hat. daß diefe große. geififprühende Philofophin der Liebe. diefe bis ins hohe Alter begehrenswerte Schönheit nicht tragifch vorgeführt werdetn darf. Die von ihrer Zeit gefeierte und bewunderte Frau. die fo viel Liebe gefpendet und empfangen. willniiht recht hineinpafien in den Rahmen der gewollten Tragik des fünften Aktes. wo fie an der Leiche ihres Sohnes fieht. der fich getötet hat. als er erfahren. daß die von ihm glühend geliebte und geküßte Frau feine Mutter ift. An der Bahrc trauert auch der Mann. den er als feinen Nebenbuhler zum Duell

hatte fordern wollen und der fein Vater ift, Der junge Menfch. der in feine eigene Mutter verliebt if't. das ifi keine Tragödiengeftalt. es bleibt ihm immer etwas Komifäfcs anhaften. und das fchlägt das Stück tot. Immerhin zeigt fich. wie viel fich auch gegen Einzelheiten in der Schilderung der Perfonen und der Zeit einwenden läßt. doch eine gute Begabung. nur daß der junge Dramatiker über die Pfyiho-logie der Mutterfchaft noäi nicht viel Treffendes zu fagen weiß. und daß ftatt einer gefchloffenen kon'-fequent zwingenden Handlung all-zuviel Anekdotifches überwiegt.
Mit feiner Komödie „Der deutfche Graf" hat fich Vollmöller die Bühne nicht erobern können. wiewohl er hier auf das feinen Dramen fonft eigene i'lbermaß von Lyrik und neuroman-tifcher Epik verzichtet und fchlecht-weg ein Theaterfiück hat fchreiben wollen. Es ift ein Abenteurerfiück aus der Zeit des Sonnenkönigs. ein Abenteurerfiück. für das dem Dichter allerlei Vorbilder von Viktor Hugo bis Roftand vorgefchwebt haben. Ulrich von Troth. der deutfche Graf. ift ein Ausbund von Tugend. Opferwilligkeit und un-verdientem Pech. Diefer feelens-

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht

gute Graf Troth. der. weil die Augen einer Prinzefiin allzu wohlgefcillig auf ihm geruht hatten. aus Deutfchland geflüchtet war. hat auf diefer Flucht einem graflichen franzöfifchen Windbeutel das Leben gerettet und nimmt nun - der einzig zutreffende pfychologifche Zug in der ganzen Arbeit - ein fait fanatifch-freundfchaftlichesJnterefie andemGeretteten.DieferWindbeutel hat eine fchöne Frau. die dem deutfchen Grafen begehrliche Neigungen kundtut. Graf Troth liebt aufs tieffie die verführerifche Frau. weift fie aber aus Freundfchaft für den Gatten zurück und nimmt fich eine Balleteufe zur Geliebten. freilich nur [W0 fol'llltl, nur um jener Frau jede Hoffnung zu nehmen. bleibt ihr aber befiändig treu. Er bringt für fie und ihren leichtfinnigen Gatten die größten Opfer jeder Art - er erfährt. daß der glänzende Eafanova die Frau umworben hat und gewinnen wird. Deshalb beleidigt er Eafanova. um ihn zu einem Duell zu zwingen. aber nicht der berüchtigte Verführer wird das Opfer. fondern der deutfche Graf fällt beim erßen Schuß. Diefes Abenteurerftück. in das mit Fleiß allerleiMemoirenkramhineingetan worden ift. bleibt leider langweilig. da jede Pfychologie fehlt. da auch die Handlungsweife des deutfchen ..reinen Toren" durchaus nicht überzeugt und kein Moment packt und ergreift.

In Kürze fei noch von den beiden Stücken gefprochen. die auf deutfchem Boden fpielen, Die Gefihehniffe des Schwankes ..Die Tür in s F r e i e" ereignen fich in einer jener Kleinftädte. aus denen die Ehemänner nach der Pofientradition unter den fchwierigften Vorwänden von Zeit zu Zeit nach Berlin flüchten. um fich auszulüften. Die Jdee. die dem Stück zugrunde liegt. hat einen guten erften Akt gefajaffen. Der frühere Bürgermeifter war während der Jagdfaifon niemals im Bureau und hat dann die Ehen fiandesamtlich von einem dazu unbefugten Beamten fchließen laffen. Jebt mit einemmal zeigt es fich.

daß alle während der Jagdzeit ge-
fchloffenen Ehen ungültig find. daß
alfo den nicht verheirateten Ehe-
leuten die Tür ins Freie offenfieht.
Aber nau) Schluß des zündenden
Eingangsaktes lenken die Verfafier
allzu forglos in gewohnte. durch
allerlei Poffenzutaten vergröberte
Schwankmanieren ein - auch der
nach unfierblichem arifiophanifchen
Vorbild auftauchende. aber nur
züchtig verfchämt angedeutete
Frauenfbreik kann daran nichts
ändern.
W e d e k i n d s „Sittengemälde"
in vier Bildern Mufik war die
lebte Gabe des Oktobers - ein
heillos undichterifcheis. unkiinfile-
rifches Stück. ein größerer Repor-
terbericht über allerlei Traurig-
keiten. Die Bezeichnungen der ein-
zelnen Bilder - ..Ju Nacht und
Nebel“. „Hinter fchwedifchen Gar-
dinen". „VomRegen in dieTraufe"
_ erinnern an den Stil der großen
Jahrmarktsbilder. vor denen eine
„Moritat" abgefangen wird. Eine
Mufikfchülerin ift von ihrem Pro-
feffor verführt worden. fühlt fich
Mutter. kommt wegen Vergehens
gegen keimendes Leben ins Gefäng-
nis. wird infolge eines Gnaden-
gefuches der Frau Profeffor be-
gnadigt. wird dann wieder die Ge-
51:

liebte des Profefiors - das Kind- das fie nun bekommt- ftirbt im Schlußaktz dasMufikfraulein wirdf halb irrfinnig vor Säzmerz und Verzweiflung von ihrer braven Mutterf der Frau Oberfi Hühner- wadelz nach Haufe geholt. Vorher ruft das arme Mädel: „Mufikt Mufikl Was habe ich um deinet- willen gelitten!“ Nun Verführtwer- den kann einem Mädchen in jedem Berufsftudium pafiieren- der Ver- führer braucht auch kein Mufikpro- fefior zu feinz er kann auch den andern fchönen Künfien angehörem oder der Finanzt Induftriez dem Handel und Gewerbe. Der Titel ifi alfo nur eine gewollte Senfa- tion. Das Stück hat kein drama- tifches Gefüge- es gibt nur Szenen- die einen in den Zwifchenakten vor- bereiteten Knalleffekt bringen. Die Befehdung eines Paragraphen des Strafgefeßbuäiesl gegen den Wede- kind anfangs anfiürmh kann nicht Sache literarifcher Betrachtung fein. Die Charaktere zeigen keine Entwicklung fie fiehen von Anfang an typifch feltx fo fehr- daß die lei- dende Heldin fafi in jedem Bilde ihren Weinkrampf hat. Dann noch ein Seltfames, woran man bei Wedekind fich immer mehr gewöhnen muß: das Hineinziehen feiner eige- nen Perfon. Ie kunfiverlafiener feine Stii>e werden, defio mehr fiellt er fich in feine Stücke hinein. So tritt hier ein Mann auff der als Zyniker gilt und fiets das Gute willx defien Schriften befchimpft werden und der doch ein edler Dulder ifi. Mit Recht fpielte ihn der Darfieller im Kleinen Theater in der Wedekind-Maske. Außer- dem hat aber diefe Figur dura) Wedekindz gewiß ganz gegen feinen Willem eine Zeichnung erhalten7 die ihn wie eine grobe Karikatur von Ibfens Gregers Werle erfchei- nen läßt.

Einen fehr dankenswerten- mu- tigen Verfuch hat das Königliche Schaufpielhaus Anfang November unternommen- indem es Grab- bes großes Hohenfiaufendrama „Hein rich b'l.“ auf die Bühne brachte. Das kraftvolle Stück- dem es leider an dramatifcher Ein-

heit und Gefchlofienheit mangeltt
ifi 1829 gefchrieben und nur vor
ein paar Jahren in gekürzter Form
in Leipzig gefpielt worden. Es
ift kein normales Bühnenfiiick, aber
es zeigt die Klaue des Löwenf es
läßt die Kraft und die Phantafie
eines genialen Dichters erkennen-
eine ehrliche Arbeit- die auf pa-
triotifche Pathetik verzichtet. In
einigen Höhepunkten erfcheint
Shakefpearefche Gewalt erreicht-
die Eharakterifiik mehrerer Geftal-
ten ift vollendet und einheitlich -
aber die Dichtung ifi kein Ganzes-
fie bleibt vielfach fprunghaft und
innerlich fragmentarifch und das
Finale entbehrt die tragifche
Größe. Einige zu breit gefponnene
Szenen ermüden, Aber durchweg
empfindet man: hier fpricht ein
Dichter.

W
Jahrgang
l 9 l) d

Harro Magnuffen:
Denkmal fiir die Naturwiffenfrhaft.
Text auf Seite 516.


EMPTY

B i
Angelus,
Das ift das berühmtefte Bild Millets. Man fpricht den Namen diefes Werks niäfr ausf ohne an Hunderttaufende von Franken- an ganze Berge Gelds zu denken, Amerika gab zuerfi eine halbe Million dafürt und Europa dann fafi dreiviertel Millionen. Nie ift wohl Menfchenarbeit höher gewertet worden. Jeden Zoll Farbe kann man in Gold ertränken. Diefer Gedanke gibt eine Suggeftion, der fich niemand entziehen kann. Selbft der rüdefte Menfch wird hier ehrfürchtig. Dreiviertel Millionen: Häufer, Landgüterl ein forgenfreies Lebent Reifen- blaues *Meert Schönheit, Frauenliebe- Stadtverordneter oder Gemeinderatmitgliedt Wein im Kellert Büäfer im Schranh Freunde und Genoffen; oder Wohltaten, geheilte Kindert Arbeiterhäuferz . , und dann dreiviertel Millionen: und ein totes Stück Leinwand und ein kleines Stück Schönheih ein Etwas vom Stimmungszauber eines Abends- die Illufion von Glockenklängen- . . . . ein Stück Traum und ein Stück Scheint leichtes- vernichtbares Gut.
Wer w ü rd e n i ch t ehrfürchtig- wenn er fühlt- daß Schönheit und Kunft fo geehrt werden? Wer würde nicht beftimmt- fie auch zu ehren und fich ihr hinzugebcn- und wer verlöre nicht fein Urteil vor der Macht folcher Tatfachen? Aber dann liegt auch wieder
[dende
Kunfi.
darin ein Etwas- das uns ftuvig macht. Ift es das wirklich innerlich wert? Weil es alle lieben- wollen wir es niäft lieben. Das Bekanntfeint der Ruf wirkt ernüchternd. Die Goncourtart regt fich in 1ms- die das Schönfie haffen kannt fobald fein Abbild Nähmädchcn auf Brofchen tragen und feinen Namen die Backfifche im Mund führen. Die Stimmung die uns zehnmal eingewiegt hat, erfcheint uns das elfte Mal fentimental; und grade die machtvollen Zeichen der Perfönlichkeitt wir finden fie dann nicht . . . in diefem

gerühmteften Werk. Wir wittern fo etwas von Publikumsgefihmack und Billigkeit,

So widerfireiten unfere Empfindungen.

Delacroir fchreibt in feinen Tagebüchern: „Heute war ich bei Millet, Er fagte miry daß er nur Homer und die Bibel liefi. Das erklärt mir vieles."

(Hewiß7 es ift Pathos bei Millet. Aber es ift kein falfches Pathos. Es ift natürliche Größe des Em. pfindens. Millet ift zu ernft- um Kolorifi zu fein- er ift grauy dumpf, trübt fchwer- erdig- als Maler zu wenig bedeutend. Er ift vom Schlage der malenden Bildhauer. Er mauert feine Figuren in Farbe hoch. Er modelliert nur mit der Farbe. Die Macht der Silhouette, die Größe der Form ift ihm alles. So bekommt feine Kunft etwas Krampfigesf Kompaktes Gefchloffenes wird f o wuchtigx wie

das Leben felbfi. Die Perfönlichkeit dahinter - das fpüren wir - ifi ein Titan. ein Athlet. ift ein Schöpfer. Und wie wir beim Schöpfer nicht an die Taufende kleiner Wunder denken. fondern zuerft an die großen Wunder; Himmel und Erde. Raum und Licht. Morgen und Abend. Form und Geftalt. Seele und Glauben.
. . . wie uns hier zuerfi Elementarvorfiellungen überwältigen
. . . . fo bei diefem Meifter.
Nicht du und iäj find das - fondern der Menfän das zweizinkige Wefen. das arbeitet. fich müht und dumpf und halbbewußt dahinlebt. das angeweht wird von dem großen Hauch des Alls. fich einen Augenbli> neigt und wieder arbeitet und fich müht, Die Entkleidung von allem Zufälligen fchafft Größe.
Das ifi das Land. Jahrhunderte fchon bearbeitet. Jahrhunderten der Kultur noch harrend. Ob Herbfi. ob Sommer _ man weiß es nicht. will es nicht wiffen; nur daß ein Tag. der fein Licht gegeben. fich fenkt. wie Taufende vor ihm fich fenkten. Taufende nach ihm fich fenken werden.
Aus dem Boden wachfen diefe Menfihen. wie das Kraut. doch wuchtiger und fchöner. - Und der Boden zeugt fie wieder. wie von je er fie gezeugt. Luft und Licht ift Menfch und Pflanze. Lebendigem und Unbelebtem. hier gemeinfam, Alles fcheint vom gleichen Hauch durchzittert. vom gleichen Hauch umwittert, Das allein bringt Leben in diefe Statuen. Denn Statuen find es. - fiatt in Marmor. in Farbe hochgetrieben. Mächtige Vertikalen fit-eben empor. und fie fiehen im Gegenfaß zu den gleich mächtigen Horizontalen des Bodens. Wie der Menfch im Gebet fein Jnnerftes zufammenfthließt. ebenfo fchließen fich hier die ganzen Figuren zufammen. Alles ifi Konzentration. Nichts mehr Rhythmus und Bewegung. die doch fonf't - wie in den Glaneufes - Millets Befies und Schönftes find.
Ich kenne den Bauern zu wenig. um zu fagen. ob diefes Werk wurzelecht if't. fo wurzelecht. wie es fiark ift. Andere Werke Millets

mögen dem Landarbeiter gerechter
fein. Aber ich meine. Menfäj und
Boden und All und Gott. fie haben
in ihren Urbeziehungen zueinander
nie ein größeres und einfacheres
Symbol gefunden -- weder in der
Heidenkunft. noch in der Chriften-
kunft. noch in der Kunf'c. die vom
kommenden Reich der Brüderfchafr
auf Erden fpricht.
Georg Hermann.
Eine lohende Fa>el in der Reih-
.ßarro Magnuffen e Denk-
mal für die Naturwiffenfchaft.
ten und einen grinfenden Toten-
fchädel in der Linken: So fteht fie
da. jung und firaff und herb. mit
blanken. fehnfuchtshungernden Au-
gen und einem halbgeöffneten
Mund; und die hohlen Augen des
Totenkopfes gieren uns an . . .
In ihrer Gefolgfchaft aber find
Männer der Tat. vier großzügige
Repräfe-ntanten des Wiffems um
die Natur. Ein jeder hat auf
feine Art fein Leben durchge-
kämpft und mit den großen Rät-
feln des Lebens tapfer gerungen.
Weläf ein unendliäjer Weg von
Leonardo da Vinci. dem Künfiler.
über Charles Darwin. den For-
5:6

fcher. bis zu Ernft Haeckel. dem Weltenträtfler. - und bei jedem einzelnen: welch eine Summe von körperlicher Energie. geiftiger Kraft und feelifcher Aufopferung!

Wie er uns androht mit finfter zufammengekniffenen Brauen. der Alte aus dem dumpfen. ftumpfen Mittelalter. Ihn blendet die purpurne Finfternis rings umher. und feine Blicke gehen nach innen. auf daß fie Licht empfangen. Strahlendes. erleuchtendes Licht aus jener Fackel. die allen. allen geleuchtet hat in zermarterten Stunden. die allen den dornenbeftreuten Weg gewiefen hat. den fie gehen mußten in banger Einfamkeit. ihrer Zelt voraus. tafiend und fuihend im ewigen Geheimnis.

Warum diefes ..Muß"; woher diefer Bann. der fie jäh trieb?

Unfer Blick fällt auf den Olympier. der ftets fuchen und nie finden wollte. dem fein eigenes Leben zur ..Wahrheit und Dichtung“ wurde; - und man meint aus feinem

Redaktionelle Notiz.

Leo Berg foll ein Grabdenkmal erriaftet werden, Das Koinitee meint mit Recht. daß damit eine Ehrenpflicht gegen den Verftorbenen erfüllt wird und von zahlreichen Freunden und Verehrern Bergs freudig begrüßt werden wird. Indem wir dies zur Kenntfiharf umriffenen Munde die Worte tönen zu hören:

Wer darf ihn nennen?
und wer bekennen:
ich glaub' ihn!
Wer empfinden
und fich unterwinden
zu fagen: ich glaub' ihn nicht.

Und es wird uns klar. daß Hari-o Magnuffen in dem Sinnbild des Lebensdranges diefer großen Männer nicht die Wahrheit fah und fchuf. fondern die S e h n fu ch t nach der Wahrheit. *Das Sehnen. das ewig fucht. und das Suihen. defien befter Teil das Sehnen ift. das Verlangen nach Erfüllung.

Es if't tieftragifch. daß der Künftler. der diefes Denkmal für die Naturwiffenfchaft fchuf. in die düfteren Gefilde des Todes ging. aus eige-

nem Willen. Er ifi wohl an dem Leben irre geworden und wollte wiffen. was hinter den Pforten diefes Lebens lauert.

nis unferer Lefer und Freunde bringen. find wir gern erbötig. bei uns einlaufende Beiträge dem Komitee zu überführen. und werden darüber berichten. Die direkte Adreffe ift: Oscar Skaller. Charlottenburg. Joachimsthaler-firaße 43.

WENN-ape. lm 8U). WÄÜEvSU Zillgt...
(Margaret-,- SoWi-l.) d
N muicjen zeancier 311153.- -- Lu (Aalen Junger äür- - MW] [MW [WOMA-
(Ws- IWW-ck) 3.29.11 ZibeliUZ, 011.50 F93.
(Unit) UIZZLj. mut-:a 7'008

-- _*__-->»_-._ .YO *__.___ K
„ YZF-(77.,;Z- 4-_- O 1 t -
MÄRZ-:Ü :*...:*:“---___YZY?;: 7
o

Vela ein ltläcl- en singt...
.4 um . W .01' - .le-'- .renz-T„ Der .
[In [lie. . lea .Fun - 3er risk- kk_-
fo. 'er' - Fo . ne.- 0.
3W -

»Ü l - y-l
l* N “ f
W * rf Y 1 h „ U l* r *17 17. 'h [ß
U leicht, lZt. ihr died-grey? - star . den, viel - leicht. ist. illi- 61ii> rer - >01'- den, (1851);'
Wei-ecke ex*- Wei' (WWW tm im.- - er', Ne' - (Wac- aii herz-*tms (jazz-ate 0 . oo'x W “k
'Ü - re - 813.11 ctött 'ran - - klärt - (Ia klar 17c . 'ccm klanglic- tlat't eo äo . e13, N '1|
im! - tun-.ea Ftä'i - ta' Fat FW- iu(oa Kal - Freu-ta Fat - ier'. ot - tut. Fu o'
BLM-*k- *r--M '- --*--_1-_-c-_1--l_"7"'*-i
*i/JÜ * Ü*: l 9 *x1 4-* „f“ 7 :Heil 1 1 1 443|
ex * "'* Z Y N g
x/ &p/ ___:___--:'“*'_ &.4 **-
-/---».lx 7
11 - „QT-_M
ZF -f:;;fi*;- *- ü_
* -- ... t“ f ?l
*- M n
“2m
W

bien 80,_ trau-rig klingt. WZ k . . . dem' . rot eer-güiln, sie
mug- 80_ ami- FJ_ kings? Foo ode-res W_ eos-1.11.5- Ft.; 7“
60kg - gen., sän . gen är? | 'lität . - * mal -t;1 stört M"
tan - lau-.ea W - am . im'. ./0
W M. 3.
_-E:
T'. ': l
W k ,-N '* o
W. _ * 7- (tower-31m0
' 1 4 *-7-*- 1 *M m * F
?1; F Ä _,7___l:.l:.r -e Ä e :79*: l f 1
Mic-i . (len .st-:lin una Zahn-eigen, uns i111 . mel* nach 80 ei * ZW
j /W zwe- ejakj aa-F ions - 7x- W uit?! Mm! kann! .eo-5- 0c * Ö

t no - tu rer. tyst nat, *kill sin . eo... dlott fax [kB-d"-
mt . f1 M . ,sec Ffm. - W_ Wan Ute? . rie . im.. "I-'N'
*__x
7 o*
Wright 130711)* Sekte-'1W Wäkualkdxnswnx (W. kWWull
mW* W M
8. 9389 ul n. .zu M_
'lit einiger Lrlaudnls cler Zeilleejngsr'scven ßucd- 8d Musikvancllungxlwd. blauem, Zellw-
518

„TRIO U766'

- - lui-eck, Der tete . e on
2:2 c . - F17. .4e ici-oe be'- Ziegen
KU' Ku clan lila ar 0rd n'cni. Dj me! an ton mix
E01' lm.- lu »nur * k-la dann. Fo M . des W . _rn
77x est-tee
7 l- WILL-_- o

möcli- ml_ ihr_ 3e - den. Nu- miißo-teu uns man] an. a
.ea-t gene“ ost tn r.. mar' - cke-n. Mü- ller-.ez 17 i.. M . ..ed
nur. er] - [o lil] den - na_ 'an - ara. kit-lt 'real 'l för . (in. den.
' am - W.. “ai-.ren Fa', - im', [e hn . fo-W ompr-me_
M der. kan-.co
Ile_ 80W trau-rig_ , - dena
Wen-.Mer- wax .rem ,. Me..
kinn ab_ 80m; > Jun.. lena.
lan - liessen-n W . fee_ - . ho-

_ M
i l l l ... i - k - NY
| - j | l | f
| l , - l l l_ k
tut. 'er-glüln.. cite iii/el . rien :stehn uncl Zeller *Tun _
eve -ni-g- den'. Ma _WWW-Fark' ami kane - p.-
met - ta 315a all' i ua - lu . rer: '781 nur.
W - (*8 - aa. 0| um > kt' &un-:ek litur- -fäflk.-
l * .
l

(stummen-cin molto
__ 7 "Q/ o Z*
8. du. ll! n. site.. ...a [dtv-lc un anime.- e-.am mar'. ,

Zu der Mufikbeigabe.

Jean Sibelius,

Man kann uns Deutfchen wahrlich nicht nachfagen. daß wir uns gegen die Mufik anderer Völker abfchließen; im Gegenteil. wir überfchäßen gar zu leicht die Werke ausländifcher Tonfeßer und räumen diefen eine Bedeutung ein. die wir gleichwertigen deutfchen Kompofitionen ohne weiteres verfagen würden. Mitunter aber kommt es doch vor. daß ein hochbedeutender fremder Komponift. der durchaus Eigenartiges fchafft. bei uns nur mühfam und fehr allmählich zur Anerkennung gelangt. In diefer Lage befindet fich auch heute noch Jean Sibelius. der in feiner Heimat faft wie ein Nationalheiliger verehrte finnifche Tondichter: wenn auch feine größeren Orchefterwerke. befonders feine fymphonifchen Dichtungen (..Der Schwan von Tuonela". „Eine Sage". ..Finlandia". „Lemminküinen zieht heimwärts") und feine Symphonien gelegentlich auf den Konzertprogrammen erfcheinen. fo hat fich das deutfche .Haus doch bisher gegen die Aufnahme der zahlreichen Lieder. in denen Sibelius vielleixht fein Befies und jedenfalls höchft Eigenartiges gegeben hat. fo gut wie ablehnend verhalten.

Es ift dies kein Wunder; denn bei der erften flüchtigen Bekanntfchaft wird der Deutfche gar zu fehr in ihnen freundliche oder fröhliche Züge vermiffen. Sibelius ift eben durch und durch Finnländer: die tiefe Melancholie. die diefem kleinen zwifchen Schweden und Ruffen eingekeilten. feit Jahrhunderten um feine nationale Eriftenz ringenden Volksftamme anhaftet. ift der Grundzug der Kompofitionen von Sibelius; er verzehrt fich in innerem Schmerz und in Sehnfucht vor allem nach der verloren gegangenen Freiheit feines Volkes; die Anregungen zu feinen größeren Werken entnimmt er faft ausfchließlich. wenn ihn nicht gerade einmal ein Stoff wie Maeterlincks „Pelleas und Melifande" feffelt. der finnifchen Heldenfage. der großartigen. dem Nibelungenlied ebenbürtigen Kalevala; ernft und düfier fpricht er zu uns. die Farbe.

die er auf feiner Palette hat. ifi faft ausfchließlich Grau und zwar in allen nur möglichen Schattierungen.

Ein recht gutes Beifpiel hierfür bietet das durchaus volkstümlich gehaltene Lied ..Im Feld ein Mädchen fingt". das nur in den beiden Takten „müßten uns wohl verftehen" etwas ungewöhnlich in der

Zu der Mufitbeigabe

Harmonik ift und doch einen ganz eigenartigen Eindruck hinterläßt. Man glaubt wirklich ein finnländifches Mädchen vor fich hinfingen zu hören. um ihr von Kummer beladenes Herz zu erleichtern. Sehr gut paßt dazu auch die fynkopierte Begleitung. die aber rechtzeitig. um die Eintönigkeit zu vermeiden. abgelöft wird.
Solche feine. zutreffende Stimmungsmalerei und wahre Empfindung herrfcht in faft allen Liedern von Sibelius vor. Wem es nach weiteren Proben feiner Lyrik gelüftet. der möge zunächfi nach „Schwarze Rofen". ..Wiegenlied". ..War es ein Traum". ..Herbfiabend" und ..Auf dem Balkon am Meer" greifen.
Klavierfpieler feien auf die Sonate op. 12 befonders aufmerkfam gemaäft. deren letzter Satz fogar ein fehr beliebtes Vortragsftiick werden könnte. fowie auf die ..Kylliki" betitelten lyrifchen Stücke op. 41.
Empfehlen möchte ich auch. fich mit den jeder Weitfchweifigkeit baren .._fymphonifchen Dichtungen". deren mufikalifche Ideen durch Kraft und Schönheit hervorragen. durch Vermittelung der vierhändigen Klavierauszüge bekannt zu machen. wenngleich diefe die wunderbare Infirumentationskunft des Komponifien kaum ahnen laffen.
Da dieFinnen erfi nach derMitte des neunzehnten Jahrhunderts in den mufikalifchen Wettbewerb der Kulturvölker eingetreten find. da größere Bedeutung als Vorbildern fiir Sibelius nur Martin Wegelius (1846-1906) und Robert Kajanus (geb. 1856) zuerteilt werden kann. fo ifi feine Erfcheinung um fo auffallender und bemerkenswerterz man kann an ihr nicht mehr gut vorübergehen. Er ift 1865 in Tavafiehus geboren und ftudierre erfi Iurisprudenz. ehe er fich der Mufik zuwandte. Die unter der Leitung von Wegelius fiehende Helfingforfer Mufikfchule genügte ihm auf die Dauer nicht. er fiudierte dann bei Albert Becker und Robert Bargiel in Berlin. vollen-

dete aber feine Studien erfi in
Wien. Daß er hier fehr erfolgreich
den Unterricht von Robert Fuchs
genoffen hat. läßt feine ausgezeich-
nete Beherrfrhung aller Feinheiten
des Kontrapunkts erkennen; fieht
man fich feine Inftrumentation
näher an. fo fpiirt man fofort den
Einfluß Karl Goldmarks. des
Komponifien der farbenreichen
„Königin von Saba". der auch auf
feinen Schüler Sibelius ganz be-
fonders fiolz fein foll. Seit 1893
lebt diefer nur der Kompofition in
Kerava bei Helfingforsz der finn-
ländifche Staat hat ihn fchon feit
Jahren von allen materiellen Sorgen
befreit. Deutfche Verleger find es
übrigens. die fich die Verbreitung
feiner Kompofitionen angedeihen
laffen: Breitkopf und Härte(in
Leipzig und neuerdings Robert Lie-
nau (Schlefingerfche Mufikhand-
lung) in Berlin.

Als feine erfien Werke in
Deutfchland aufgeführt wurden.
nahm man fafi allgemein an. daß
er feine Themen dem großen. außer-
halb der engeren Heimat völlig un-
gekannten Schade der finnländi-
fchen Volkslieder entnommen habe.
Damit es ihm nicht fo ginge. wie
Grieg. der zeit feines Lebens es
hören mußte. daß er nur norwe-

gifche Volkslieder verarbeitet habe. was durchaus falfch warz hat Sibelius vor einigen Jahren öffentlich erklärt. daß er nur Themen eigener Erfindung feinen Werken zugrunde lege. daß felbft in „Finlandia" und „Eine Sage" kein Volkslied vorkommt. Bei feiner reichen Erfindungsgabe hat er eben Anleihen aus dem mufikalifchen Volksfchaß nicht nötig. Er kann ftolz darauf fein. feinem Volke eine von diefem wirklich als national empfundene Mufik gefchenkt zu haben. während doch fonft im allgemeinen die Tondichter für Kosmopoliten zu gelten fuchen.

Prof. U1-, Wilh. Altmann.

Genoffenfchaft deutfcher Schriftfieller.

Jn ..Nord und Süd" ift der erfie Schritt für die ..Genoffenfchaft deutfcher Schriftfieller" getan worden.

Es i| darum auch Ehrenfache. daß ..Nord und Süd“ das Publikationsorgan der Genoffenfchaft wird. Ohne jegliche Verpflichtung irgend einem Verlage oder einem Gefchäftskreis gegeniiber zu haben. (m7 betone das nachdrücklich: weil es in» ..Literaturkreifen" Sitte ift. jedes uneigennüßige Unternehmen durch Verdächtigungen zu hemmen). foll in ..Nord und Süd“ über die Fortfchritte und die Organifationsarbeiten der Genoffenfchaft ftändig berichtet werden.

Den Verlegern von ..Nord und Süd“ möchte ich Dank fagen. weil fie die erfien waren. die für die ethifche Idee der Genoffenfchaftsgründung Verfiändnis zeigten und ohne Vorteilfucht und Engherzigkeit beim erften Ausbau Hilfe leifieten.

7. ii- rc

Seitdem"der Auffalz ..Wie der Kunf't zu helfen wäre" in ..Nord und Süd‟ erfchienen ifi. ift die Genoffenfchaft begründet worden. Allerdings hat das Mäcenatentum von Deutfchland verfagt, Man hat. wie es frheint. in Deutfchland für Kiräjen mit kurios bemalten Fenftern und Schaufiellungen dekolletierter Koftbarkeiten mehr übrig. als für ein Unternehmen. das kulturelle Werte fchaffen und ernfie Kunft entwickeln helfen foll.

Das ifi eine Anklage. aber ihr fehlt der Stachel der Erbitterung; denn die Genoffenfchaft deutfäjer Schriftfteller i|
leb en sf äh i g und wird auch ohne die Luftmäcene ihre Arbeit tun.
Es haben fich bis jeht fe ä) s g r o ßzü g i g e Verleger gefunden. die mit uns im Einvernehmen find: Bücher. die ihnen von den Ehrenlektoren der Genoffenfchaft als wertvoll und künftlerifch zugewiefen werden. zu veröffentliäjen. Die Form hat fich alfo verfchoben. aber die Bafis if't geblieben.

Nunmehr gilt es:

1. einen Arbeitsfonds für die Genoffenfchaft zu fchaffen.
2. eine Unterftüßungskaffe.

Der A r b e i t s f o n d s fell dazu dienen. das Bureau der Genoffenfchaft zu leiten. (auf die Dauer kann's ein Menfch nicht bewältigen. und

wenn er auch feine ganze Zeit und Kraft daranfeßt). was aber wichtiger ift: das interne Lektorat von drei Lektoren zu honorieren.

Die U n t e r fi ü ß u n g s k af f e foll Schriftfiellern. die in mißliehen Verhältniffen leben und ihr befies Können im Tagesfron vergeuden. die Möglichkeit geben. ein halbes Jahr oder ein Jahr nur ihrer Arbeit und ihrem Können zu leben.

Auf die Ankündigung in der Preffe. (der wir Dank wiffen. daß fie fafi ausnahmslos die Notizen brachte). find natürlich Hunderte von Anfragen und Manufkripte bei uns eingelaufen. Es war viel Dilettantismus dabei. aber wir können fchon jest fagen: 2 bis 3 Werke zeugen davon. daß die Jdee der Genofienfihaft nicht nur gut. fondern eine Notwendigkeit für die deutfche Kunft war und ift.

Nun gilt es. für unfece Genoffenfchaft zu arbeiten und zu agitieren. Dabei müffen wir bitten:

1. Unfere Kraft nicht zu überlaften. indem man uns Einfendungen macht. die kaum die erften Keime eines fchriftfiellerifchen Könnens verraten.
2. Uns mit Anfragen privater Natur. nach Adreffen. Auskünften 2c.. verfchonen zu wollen. Es ift wirklich beim befien Willen nicht möglich. allen Einzelintereffen n a ch z u k o m m e n.
3. Hauptfächlieh aber bitten wir dringend. unferen Ehr en l e k - toren. die fich der fchweren Mühe unterzogen haben. Manufkripte. die wir ihnen zuweifen. zu prüfen. nicht durch 'perfönliche Ein f e n d u n g e n ihr Lektorenamt noch zu erfchweren. Gerade das ift doch der Zweck der Genoffenfchaft: einen Zentralpunkt zu fchaffen und nicht von den einzelnen Künftlern etwas zu verlangen. das fie unmöglich erfüllen können.

*K K -i-

Wir geben nunmehr den Entwurf der Satzungen der Genoffenfchaft in erfter Ausarbeitung wieder. Es liegt uns natürlicherweife viel daran. bei der ethifch-gemeinnüsigen Befchaffenheit unferes Unternehmens. die Statuten nicht als Gefehe unwiderfprochen in die Welt zu fetten; im Gegenteil. diefer Entwurf foll erweitert werden. wenn nötig. eingefch-ränkt - denn es gilt. die gute Sache zu fördern.

K * :is

Genofienfchaft deutfcher Salriftfielle-r
Salzungen der Genofienfchafr deutfcher Schriftfieller.
Die Genofienfchaft deutfcher Schriftfieller erftrebt als Endziel:
Z 1.
Die Schaffung eines Zentralpunktes fiir deutfche Schriftfteller. von dem aus ihre ideellen und materiellen Intereffen nach außen hin vertreten werden. Befonders erfirebt die Genofienfchaft: das Zufammenwirken von Geiftes- und Vermögenskräften zur Erreichung der ideellen und wirtfchaftlichen Hebung der ju ngen Generation unferes Säfriftentums.
Z 2.
Die Zentralftelle läßt alle bei ihr einlaufenden Manufkripte von einem i n t e r n e n Lektorat prüfen. Fällt dasUrteil über einWerk günftig aus. fo wird das Manufkript an eine oder verfchiedene Autoritäten. die als Ehrenlektoren der Genofienfchaft beigetreten find. zur Priifung gefandt.
Sind die Ehrenlektoren ebenfalls von dem Kunfiwert der Arbeit überzeugt. fo befchließt die Genofienfchaft die Veröffentlichung des Manufkripts als Buch. oder bei Dramen. defien Vermittelung beim Theater.
Das Urteil der Ehrenlektoren foll dem Buche als Einleitung beigegeben werden.
Ö3.
Die Genoffenfchaft deutfcher Säfriftfteller hat kontraktliche Abmachungen mit verfchiedenen Verlagen. denen fie Bücher zur Veröffentlichung übergibt. und zwar fieht fie nach Möglichkeit darauf. einzelne Abteilungen: Roman. Lyrik. Drama. Literaturgefchichte 2c. je einem Verlage zu übertragen. um fo einen Konzentrationspunkt der Genoffeufchaftsbücher zu fchaffen.
Die Genoffenfchaft erhält von den erfchienenen Büchern eine entfprechende Tantieme. die in ihre Kaffe fließt und für alle Organifationszwecke und Befoldung des internen Lektoratsperfonals verwendet wird. Dasfelbe gilt von erreichten Vermittelungen bei Theatern. literarifchen Gefellfchaften und Vereinigungen.

Genofienfchaft deutfcher Schriftfieller
Ö *1.
Die Genofienfchaft deutfcher Schriftfieller nimmt zur Beftreitung ihrer Gefchäftskoften. fowie für ihre Unterfiülzungskaffe ein m alig e Spenden entgegen. die zur Teilnahme an dem Intereffenkreis der Genoffenfchaft berechtigen.
Ö 5.
Die Genoffenfchaft wird fpäterhin einen literarifchen Salon gründen. in dem begabten Schriftfiellern Gelegenheit gegeben wird. ihre Werke vorzulefen.
F 6.
Q) Die Genoffenfchaft wird geleitet von zwei Schriftfiellern. die zugleich die erfte Prüfung von Manufkripten vornehmen und künftlerifchen Rat erteilen.
b) Von einem Gefchäftsführer. defien Stimme ausfchlaggebend ifi für alle praktifchen und ideellen Fragen. *
Ö 7.
Um eine Uberhäufung der Arbeitslaft der Genoffenfchaftslektoren. befonders aber der Ehrenlektoren. zu vermeiden. werden nur die eingelaufenen Manufkripte berückfiaftigt. die mit einer Schreib -
maf chine gefchrieben find. oder in Ausnahmefällen. mit gut leferlicher Handfchrift. *
Ö 8.
Im Verkehr mit Autoren wird die Genoffenfäfaft auf prompte Erledigung halten. Um Kofien und Zeit zu fparen. follen die Schriftfteller bei jeder Einfendung fr a n k i e r t e K u v e r t s mitfenden.
Ö 9.
Der Sie der Genoffenfchaft ift Berlin bb' 35. Steglißerfiraße 49. lll.
Ö 10.
Das Gefchäftsjahr beginnt 1. Januar 1909, Manufkripte werden erfi von diefem Datum an offiziell zur Prüfung angenommen,
A, H a l b e r t.

M

Leffing-Gefellfchaft für Kunfi und Wiffenfchaft. Eingetr. Verein.

Nachdem wir mit dem Verlage diefer Zeitfchrift das Abkommen getroffen haben. daß fortan unfere Vereinsnachrichten an diefer Stelle publiziert werden. follen hier regelmäßig Berichte über unfere Vereinstätigkeit erfcheinen.

In diefem Winter haben bisher zwei Vortrags-Abende ftattgefunden. Der erfte war unferem verfiorbenen Freunde W a l t e r Leiftikow gewidmet. Uber diefen Abend berichteteFelirLorenz im Berliner Tageblatt folgendes: Mit der „sapiration religiU188“ von Guilmant leitete Earl Stabernack auf dem .Harmonium die Feier ein; dann fang Eiska Schattka die rührende Schönheit der Schubertfchen „Litaney" in den Raum. Eine Reihe von Lichtbildern folgte nach. um das künftlerifche Schaffen Leiftikows in fortfchreitender Entwickelung zu veranfchaulichen. Da fah man in guten Reproduktionen (die kolorifiifchen Reize mußten freilich fehlen) noäj einmal die Schalskammer des Meifters aufgetan. Aus feiner erften Zeit fah man die Bilder „Am Brunnen". „Havel mit Schiffen". das wundervoll kräftige ..Waldinnere". und von dekorativen Arbeiten ..Norwegifche Gebirgslandfchaft" und ..Fliegende Kraniche". Die mittlere Schaffenszeit des Künftlers war durch die ernfte ..Grunewaldftimmung" und ..Villa im Grunewald" gekennzeichnet; aus feinen fpäteren Iahren konnte man die Bilder fehen. die uns am vertrautef'ten geworden find: die dunklen Seen und Uferlandfchaften aus dem geliebten märkifchen Wald. mit der Feierlichkeit feiner knorrigen Föhren und den goldgrünen Birkenlabyrinthen am Havelftrande. Wir wiffen. wie uns Leiftikow die Geheimnifie diefes einft fo verachteten Grunewaldes erfchloffen. und daß wir ihn mit Theodor Fontane zu den ftärkften .Gütern unferer Heimatliebe für immer zählen können.

Lovis Eorinth. dem toten

Meifier im Leben durch Freund-
fchaftstreue verbunden. hielt dann die Gedenkrede.

Am zweiten Abend hatten wir die Freude. Profeffor))k. O s c a r Bie. einen der feinfinnigften und formvollendetftenRedner. zu hören, In feiner gründlichen und dabei doch leichtflüfiigen Art gab er einen Abriß der Gefchichte des Tanzes. Mufikalifche Erläuterungen und Lichtbilder halfen dem Verftändnis gut nach. Der Vortrag über diefes Thema war von uns mit Abficht gewählt worden. weil eine größere Zahl verfchiedenfter. erfreulicher

Verfuche dafür fpricht. daß die bis
zur leßten Tiefe konventioneller
Gedankenlofigkeit herabgefunkene
Kunfi des Tanzes jeßt mit neuem
Geif'te belebt wird.
* * 'd
Am Sonntag den 8. November
veranfialteten wir den erfien Ate-
lierbefuch diefes Winters. Unter
Friß Stahls Leitung begab fich
eine Anzahl unferer Mitglieder in
das Atelier von Auguft Kraus.
Fritz Stahl legte in feiner kurzen
Einführung den größten Wert dar-
auf. an den ausgefiellren Werken
zu zeigen. daß Kraus fich mit Eifer
und befiem Gelingen dem Natur-
fiudium hingegeben und damit die
Klippe vermieden habe. an der
gerade in unferer Zeit fo viele
jüngere Bildhauer fcheitern.
o e- »e
Da nun endlich die fo oft be-
fprochene Frage einer eigenen Zeit-
fchrift durch unfer Übereinkommen
mit dem Verlage von ..Nord und
Süd‟ wenigfiens in gewif'fen Gren-
zen eine erfreuliche Löfung gefunden
hat. fo werden wir nun baldigft
an diefer Stelle zu den vielen Fra-
gen Stellung nehmen. die das Ver-
hältnis des großen Publikums zur
Kunft betreffen. Unfere Beratun-
gen werden fich zunächfi darauf er-
firecken. welche Folgen die oft er-
örterte Form der Tageskritik auf
den Theaterbefuch des Publikums
ausübt. Im Anfchluß hieran wer-
den wir auch zu der leidigen Frage
des ..Billetramfches" der Berliner
Theater fprethen.
Der Vorftand.

I
ë—è DKW-„,3 „ä ?Y 5m
:CZK â Îâîia
kw

„ 7 . „ c. .. IJ.» .
. , . j ,IJ
. . ...Gau-k .,
., ., *, ,n (, ..1

..WW
4,.,4 . . .

.| -I\,|‘"“' 'III 0 In
w o m —
?om-„om

/ .
online-:Wire f,

0b'
C-ilxanlelÃ¶e 'â€œ

loiierarjaehe Jerichie.
ll'ir bringen in (lieZem ll-'eihnachteheft mehr Zeßpreehungen, ale wir ZonZt im Kabinen 7011 „Merci uncl Zücl" aufnehmen können, (lamit ineitgehenciet entgegen 211 kcmmen.
un(i glauben unzeren beeern
L8 trifft Zieh gut, (i888 (lie Leclakticn
i-(in „blcrcl uncl Zücl" auZ (lem uch ihr herauegegebenen literarieehen _lahreebericht remehieäene Wichtige literariZChe [rZCheinungen herauZgreiien uncl 816 auch (lem heßerkreiZe nen „Libre uncl Züci" 2ugängljeh machen kann.
Woran ich [item-le lanci.
Line Umfrage iiber Werft/elle neue Zeichen
ll'ir haben einigen l(iin8tlern (ile Frage ecrgelegt, Welchem Zuche (ler lernten Zeit 8l8 (18.8 meiZte klinZtleriZche lntereßae abgerechnen haben.
rei-öffentlichen niir (lie antiuorten:
klar-mann [Lahr:
* l'nn (len Löchern, (lie mir im letaten .lahre rugekcmmen eine, hat mir (ler neue kimnan rank-lan [Zurckharcl, „[)je lneel (ler Zeligen" (Berlin 1908, 8. l-'ieeher Verlag, 5._) gefallen un(1„2ii'öllau8 (ler Zieler-ntark" (beipaig, Verlag nen l4. Ztaackmann, 6.-), cler erate Roman einee jungen Iter-reichere, (ler lluäclf l-lane Zartech heißt, ein luZtiger Oberleutnant let un(i eben ietat init einer Ungeclulcl, (lie eben80 begreiflieh ale becienklich jet, aueh eine fröhlich augreil'eiuie Zehrill iiber Zchill uncl geachii-inä noch einen rireiten [wman loegelaZZen hat. l)en [Oman Zurckharcla halte ich fiir (lan merkiriireligate buch, (laß in (len letaten Zehn .jahren in eier* reich geachrieben irurrle. Wer (lieeea [nmel, reine merkieiirciige, plötalich völlig uereagenele llergangenheit un(l (len liberal erehenclen drang au Zeiner Zukunft aua (ler .blahe kennt, kann eich gar nicht genug munäern, Wie Wenig ren eeinem 'Bleach in (ien Werken eeiner Dichter erscheint, un(i> feet möchte man manchmal glauben, (laß clieae nur claa Mort nehmen, um alles, iii-ae ihnen auf (lem [Lernen liegt, an rer-Zchireigen; (lann aber eincl Zie gekrankt, MLU" inan (iraulIen eine laleche lileinung ren ihrer heimat hat, una fühlen ZiCll überall x-erkannt. Mach (len Löchern, (lie aus (deten-eich kommen, muß man Wirklich nit meinen, (ler Üeterreicher habe 8ch0n jeäen Lueammenhang mit (ier eigenen Zeit i'ericren, gebe (len Glauben an eein eigenee l-eben auf un(l Suche 5l0l1 mit (ler Zchmeralichen huet an einer entennkenen Vergangenheit au trösten, in Welcher eich alle kraft (ler hier inch-nentien Kaeeen erechöpft 211 haben un(i iron welcher ihnen nun nichtZ ale ein trieteZ Zpiel mit aue-Jeleerten li'crmen übrig geblieben au Zain Scheint. ln (ler Gegenwart fühlen Zie Zieh lremcl, (lae heben angetigt eie, ihre Zehneucht blickt Zurück, nicht vorn-Arte, 80 hat man eich (lenn auch (ii-außen augen-shut, eich (lieeee bancl ron kiimnierlichen hrtieten bei'chnt au (lenken, »reichen man eine kalte l-lcchachtung nur ihren henninieeen uncl ihren Fertigkeiten nicht rer-Zagen mag, aber (lie l(rait einer lebenciigen

klingt abaprechen muß. bien 7.11 (lereelben Zeit,
'll (ler ee (lern beterreichiaehen Meike rum ereten
Wal gelang, Zieh eeine hebenel'erm an pragen,
un(l (laeurch ein Vertrauen, ein blut„ eine huet
211l' eigenen Zukunft erweckt iii-urcien, (lie (lern
öelerreichigchen Wesen bieher fremcl iearen; ia
inan kann Jagen, (lab eich (ier Geterreieher, friiher
5tel3 unmutig, rerclrjelilich iiber Zieh Zelbet,
34
Uachetehenci
l-lille een aullen erwartenä, nun rum ereten-
mal fühlt, an eich glauben gelernt hat una Zieh
(irangt, überall in Lurcpa mitrutun. ln (lieaer
Ztimmung reachet man jetat hier heran, un(l
überall eine hiiaeichen 'an blenechen, wie Wir
Zie friiher hier niemale gehabt haben, lllenachen
(ler lat, (lie eich (lea [ebene freuen, irirken uncl
Wagen Wollen uncl IlEll- anti-aueh. auf' (iieZer
Zehen-en Lrcle lest au 8tehen. Zie haben nichtZ
'an _jener ueruroaeenen Uebe 211l' lleimat, mit
(1er man e01- eereunkenen Zehlöeeern in 'frauen
(steht, 5l8 haben eine anclere Liebe aum "ater- -
[ana, (lie nicht (ler Vergangenheit. gehört, eine
[liebe, (lie nicht Weich, »reinerlich un(i irineelnu
jet, ecnelern 2iirnen una mit (ler b'auZt auf-
Zchlageu uncl (jaa (lliiek erat-ringen kann. [ina
iii-enn (ljeae ,acrnjgen Natricten, (lie jetat k0mmen,
eich erat einmal eingeaetat un(l (las Merk e01]-
enclet haben Werelen, (lie grobe Reinigung 'cn
(ier Vergangenheit un(l (lie gr0|3e Kraftigung
au uneerer Zukunlt, (lann iii-ira man erat (len lilann
erkennen uncl ueretehen, cler ihr Verbote, ihr
Verkünäiger uncl ihr Dreeecker rear. l)ie8 jet
burckharci Zeit .lahren geiueeen, 80 eehr er Zieh
friiher manchmal '(iarin gefiel, (len Wie-nern (len
feechen l(erl enraumachen, eraa iibrigene noch
immer (lie beete lllaake jet, um hier (lie Wahr-
heit au engen, 0hne erechlagen au Wernau.
blau geatancl ihm ru, gut 'l'arck au apielen, uncl
80 (lurkte er eich erlauben, ein nach k'reiheit una
Gerechtigkeit ?erlangencier ll/lenZch au eein.
Zret hielt man ee nur fiir (jaa Laiennnieren, (lan
man an unaeren llcfraten geirehnt jet, Zahl
aber Zehlug ane Zejnem ganuen 'l'un ein Solche-,r
Drnet mit eclcher kraft herr-cr, (laß er alle, (lie
eich ieiineehten, noch an ÖZterreich glauben an
können, an eich rill, un(1 nun liefen ihm ron allen
Zeiten lange im stillen gehegte llclfnungen
ru, (lenn hier »rar einer, (ier aueeprach, iraa im
geheimen *kaueencle bei eich trugen: (laß wir nur
(len leeren Zehein, mit* (lern Wil" une aua t0ten
llergangenheiten her noch immer Schlei) en,
ent80h1085en abauurerfen un(l una aut' una Ze bat,
auf uneere an, uneere Zehnaucht :u beainnen
uncl nur (len blut ru une selbet au haben brauchen,
um une hinlcrt getroet mit allen ancieren nieZZen
au (iiirfen. l-lier irar einer, (ler nicht irehmiitig
an irgena einem traumhaften Ücterreich abge-
echieaener Zeilen hing, n0ch Weil er (lieaea rer-
loren gab, nun (leehalb an una iiberhau t rer-
eagle, (ier nicht ane Zclimera (iariiber, all mir

nicht mehr eincl, iraa irir eine', WökLl'l, ee une
abeprach, iiberhaupt nach etn'ae au Zein, aon-
(lern une ermutigte, allea au ii'eräen, ira-ru nur
529 7

'118008 0100 111811111 11118 181. [1101 1181- 01001, 8010
(101 Z100 010111118011 010001 [1110811101100 (18101-101011,
80080111 11811111 8181111, 10110.8()8101101011 8011011011100,
1188 11111* 10 111181181100: 1111801- 1000108 8101101011
08011 8111300 7.11 11011100. [)108 181 08 811011, 11188
8010011 [10108000, (1001 „8111100 7110108“, (1010
„601111-108 1170080111011“
80118011“ 111100 81011011 '1'011 1108 (110 130801111108
111101* 8110 811110100 81111. 10 111000 80110101 81011
0111 8811208 1170111 7.11 11011001100 1108 8110 81111111100
1'011 2010 11011 111110111, [10111111118 0801 K000,
Z11011'01 11011 A111-0181011111-011100 18111. 2118101011
81101 1111111 1080, 1108111011 81011 (110801 91011101
' 7.11111 (118111100 80 11118 80101101 1181: 8111011 888
10018810 701-11811018 1111- 08101101001801100 11'81111.
1108010 [30180, 1108010 11811101, 1108010 1710800
81011 10 111111 80 818111, 8813 01* 81011 1701 80111 [(11081-
11011011 8101101 11011.1; 110801 17171118 111881 1110 811, 118
181 801* 80110111.201*8808011, ([88 11101110 18111 81).
11178111008 801181 1108010 01011101, 11'000 810 81011
1111 A8110- 110801100, 10111101 8021188800 1011 8010
11111 10 1101 118011 1'111 1111 8101100, 801111111 8108
111111 11118 11111* (11080 [1111111108, (100 801111101- 808
9001.00 1101001111100 188800, 810111 01 010111 1181,
1110 110111 [11008011011 »'01 801- V8101 211011110 117118,
800110111 810 8011181: (101 13018 818011, 801 117818
181180111, 810 17171080 11111111 11118 (101 111008011 181
10111. Z011 810121180101 1181 10 110100111 110101 1108
1188 11011 111180108 [18111108 80 18111 80801118800.
1'108 0110 1'81 08 1011 0111 8011881008 (1111011, 11110
0011011 1311101111818 10121 0111 11111010101 _1110801
01111101* 11111, 8101011881110111 110110101- [31110, 801
1011 80111 1910101111110 1108 1781018 1010111 1101801118
8010 1181111, 0111 [10811-100808 6108011100111 08011 11001
0111011100800. [1118011 11808 138118011, 888 181 (110
2111111011, (110 11181([311101111818 110101101 1181. 1)8
810111 1101801181 (188 110110 (18101101011 (18, 1110 (188 111-11
11111 7.01018011 1781181011 8011111800 11811011. L8 1181,
1188 11111 811011100: 08 881-1 (18 8010, 801001 10110100
.0111 80111811, 1108 11011111 81011 11118 81100111 81011 1108
110111 81011, (10110 (1101101100 1181100 11111- 801811101181,
11011 1017.1 180800 810 111011801100 11101 1111 01801108
11011011 80, 7.1110 01810111081. 088 18108, 11188 (1108010
8101118011011 [1011180 801000 111111080111-01111101100 110171
81111, 01110 8801.0 (1000181100 81811111 1080 11101 8111-
811000 111 1101011, 11118 810 110111 (110 1180110 81101
[180110 11111 11118111101111108118 11011 0011100111, 11110
801100 80011 (188 [401100 11101 181. l)01- 118118011
80110101 111111111011 211 01010011, G8101101011 118110 8111
1110 801181101, 1101 1100 11101 0181 7.11 011811100,
1188 1111 111011111111111180 11100801100 08 11101 81111
1108 11110 (110 11118801100 11101 8108 1108 11710 11811
81108 01110 [41181 181. 1)108 81101- 181 (188 (10111111
10801 8181-1100 60001811011, 11010110 1111111110110 .1118008
1131.. 1,1118 80 11'118 (1111011 810 1101111011 8011110110080
'10111011 (108 [38118011 01111111, 11188 [3010111181118
1181011101180 11701811011 10181118011. 7111-01 (1000-
181100011 681011010118 8108'8: 010011110111 (188 '1'01
81101 1111111101100 11011011 8111, 11118 0110 210111 (110
808010 _111110108 Lil]-

W84.
1
V1808 [3101:
„17170101100 1101101011 [111011010 111111801100 810
1.10801?“ 1101131 [1110 1*'1880. *X818111011 111011100
0180000. 0800 (100 1311011010 1100 801011
[110111088818, (110 110118180818 11118 1111111181101-8118-
208011011 01110 80110110 1111188110 1111 0111011 11'01-
10801 11110 [.)10(10110118 11'810. "1701101 1100
111010800: (1011 11101 1380800 (30110800088000
1100 8101181181, (110 1101 01110111 11811100 .181110 01-
8011101100 81011. V801 (118111101. 1)()81oj0118111. &'00
90111801100: (100 811-01 [18118011 1311010 01008 U0110-
530
111111 810801- „10801 801'
7-7.
1 '.
118011100, 1101 1101018 111 1171011 01801110000. 81111
(100 [3110110111 1'00 11118011' 130101181111, 1X. 11.
8011101101, 1118811011180 [)8111110011031, 11118011
[(888001, [1011011 11111811. O00 80111111011 11011
[11111011 11171111'. 1011 8880010111, (1813 10811 8110
(11080 [31101101 108011 8 0 1 1 -- 1080 118110 811011 01100
810 010 '0121181101101 1110118011 111011100 - 81101*
111000 1080 1111011180111 011188 8080108 00011 818
810 20111108 11081, 8800 81011 (11080 [31101101 - 810
0101000 1110111 111 11018088011 - 1108801 818 81111010.
W*
1'011! [181111:
1*) m0100100811-0110 131101101*: .101101100
(101101-1 1100110110800 (7,50); 818801 [4808100110000
1100 11801118 (3.-- .
1111' H110,
* [I 1 1 0 1 0 1100 [)01“p110110 811180111118,
11011101-1 L010011018:
211 [11101 b'r880 10001110 1011 0111 11010011100.
(1813 1011 111 (101 1017.100 Z011, 111101101 0101081
[1010800 1080118, 8111 01000 101808801100 (10111801100
01011101 8081013011 1110, 8111' 1100 0180 110801
?111111111101 8111081111011 11101101 0100181 80110118
8011001118810 1118011011 8011. 1011 1001110 .l 0811
,1) 8 111, 800 _101101 0111 100111* (1010 1181000 08011
110001. 1108 80 10001110 1011 8118111100: k1011180110,
1081 80011 .[080 ?8111, 800 „'1'1180“ 01101 „1)10
1110801181110“, 1108 800111 80 (100180800 11710101*
81100800 8111 0100 111101101 011111181 111101 1108010
8111-80110, 818 810 00011 1110111 201100888008011
1181, 08011, 01101 111101 110801 (10111111, 818 11111
00011 (110 Z011 1181100, 01118 811 11811011. [11111
1101- 881 6 0 0 1 11 0 8 110111800 010111 100111- 11081,
181 (110 .411800 1110111 117011, 810 01* 1111 11101110 11811
0108 100100 808101111 *
.141100 M1080]-
311010 110 [11101-11 7011 [)01p110110. (701188 110011-
118111 811111011 >11., [301110. 111. 2.-)
111/000 1080 0111 [(1011 1181, 80 01101111 11180 08
80 80111 [1018 11011 1181 08 11011. 111'000 81101 01001
11010101 1108 8881, (1813 1080 8010 [(1011 010111 0111 1
1101100, 800801-0 80011 011101100 1108 81181111, 111111 1
08 (110 1111111110111 1011100 8011, 1110 111 01008 [(101108 f
[1011011 80 118110 1101100 (101 171110111 11081, 80 110181111

01, (18131188 [(11111 010010100, 2010100011000 800101181.
810 1188 [110111181100 1118110111. [11- 110181131 81101- 811011.
11813 0111 (1 0 r 8118100 11811', _801- 811 8118100 101*-
810111, 11011 (1813 10 01008 [(10808 80010 17101 8011111011
1108 U01 110111101, 1110011 08 810 [110110 010111 1111111.
l)010 81101- 10118800 11'11- 8801100, 801 810 100111011
111-'0110 110801, 1110011 01 211 1108 11011 1108010111 1110111-
811110111 - (1000 0111 111-001801118800 810.
1118 1011 888 1110100 [3110111010: 131-1010 811
11111110 1111
8011001111 1101808, 8813 888 .10108011 8080111101100,811
(110 10011100 110110 1181 - (110 8080001100, 801181-
100800 1701-10 1111- 8110, 810 (108 111801118 0111 11.11111
80 1111 -1-[012 800011111100, 11011 1110 1108 '1'888 8115
(1108010 1101200 810 (1088011011 80 (188 [(1011 111111!
1180000 110011100.

W1- ' f
[Line Glienbarung 18t (188 achliehte, kleine
Richie-in - (lie 8rkenntni8, (lie [Irfahrung un(1
(116 Wahrheit haben 68 ge86half6n. [lie Mütter
Versen 68 8egnen, un(1 (11c Mater n'eriien (iarau8
lernen, un(1 Wenn 816 (188 tun, 80 u-er(16n 816
lächelnäe, glückaelige 1(1ncler bilcien, (161111 ron
l(in(16rtrtlnen un(1 l(in(16rlei(1 Zieht nicht8 in
(16m Buche g68chrieben.
[1111 ern8168 Mahnnkm-t klingt immer wiener
(1urch (188 Zuch _ un(1 8611011 (18(1urch unter-
8cheiclet 68 8ich e0n an(1ern 16b- un(1 117688n-
108811, pnäagcgi8ch-er116h6r18chen Zchriften _
(188 Mahniecrt an (116 Litern, 8ich er8t 8811181.
:um 611t881n un(1 7.11 n'ahrem Men8cl1entum 211
„erniehen, ehe 816 (iaran gehen, ihre8 1(1nc168 88616
7.11 fer-men. hlin Geben, [)ienen un(1 Lnteagen 8011
Llternliebe aein, 816 ,801| nicht forilern, 7.6r-
hreclien un(1 Wangen, un(1 wenn 68 811611 fiir 816
ein Lmpfangen un(1 Zrnten gibt, 80 8011 816 (188
hinnehmen 818 ein (Inaäengeachenk 60tte8.
1)a8 Büchlein: „Briefe an Micro" enthalt
kein 11761110868, 1nha1110868 Wert - hinter jenem
8teht (188 heben. blut* 11-er c8 8elb8t 1168t mit
einem feinen tierten un(1 innigem b'iihlen, kann
(116 große 1711116 (168 8egenbring6n(16n Schönen,
(119 (188 kleine Buch in 8ich birgt, 6rf888en,
91111 (111.71
hagcbert r. (ziel-hurt] Quiz-niert
„1)88 11681“ rief ich meinem b'reuncie ru, inc16m
ich auf Mathe 8turmfel8' „[)ie 86hnre8ter
(16r 8chiinen Margarete“ (4.50) (16utet6, ein
Werk, (1688en hektüre ich 80eben beenäet hatte.
Wenn ich nun (11e86 Dichtung _1686m liiteratur-
freun116, 1686m an8pruchaeclleren [..686r ebenfalle
Warm empfehle, 80 willich nichtuer8chireig6n,(180
ich mich er8t mit einem geeri886n Wicieretreben
an (118 116811ng (116868 lil/erke8 herangemacht habe;
e01' einer getei88en Gattung (18r lirauenliteratur
*- (16r hiteratur u 0 n b'rauen un(1 iii r b'ranen
-bekreune ich mich un(1 ich (16nke manchmal
mit »eehmütigem bacheln an meinen heimgegan-
genen k'reunc1 Läuarcl 1-011 l-[artmann, (18r mir
einmal in einer kö8tlich6n klauäeratunäe ge*
8tan8, (1813 er auf (lie bekannte [frage, 11-88 ist
8chrecklich6r ale eine lilötef7 nicht (11e nnter-art
„2111161 17161911,“ 80n(16rn eine annere gegeben
hatte, namlich: kranenliteratur. Zr hat (11686m
6688nk6n auch einmal
>u811ruck gegeben, un(1 (10(:h Three auch er nur
Nnerkennung 1-011 ituZnahmen gerieungen ge-
eeeeen 8ein, wenn er (18mal8 2. 13. (116 b6(16ut6n(16
Zehrift 8ein6r Gattin: „Zurück num läeali8mu8“
t-crauageahnt hatte. Zr Nurse auch M0111 (118
„Zehn-681m (16r 8chön6n Margarete“ 818 eine
Zu8nahm6 gelten la886n, (ienn (116868 pracht-
e-olle, gemutetiefe, kluge, auch (188 116111618116
mit l)i8kr6t10n behanc161n(16, mit mannlicher
kraft geechriebene 1117 erk 18i. eine berrr88611ung
fiir jenen, ner auf (16m 'kitelblatte (len blamen

einer k'rau fin(16t. lch 8elb8t hielt (16n achönen
dlamen „liathe Zturmfel8" 6r8t für ein glück-
lich geurahlte8 l'86uc10nzitn un(1 glaubte an einen
männlichen Merfa886r, (16r au8 irgenci 171761011011]
Grunele (116 1168er iiber 8ein (Leechlecht tauecben
rechte. Zuletat freilich erkannte ich an (16r
_8ulIer0rclentlich6n Zartheit un(1 (Lei-ranätheit,
rnit. (16r gen-i886 1)1ng6 behanäelt 8in(1, (11e [11*-
heberechaft (ler k'ran, (116 8ich mit (11686m
8pi8chen 111-8tling8u'erke gel-886211 glannenä in
11n86r 8chöne8 Zchrifttum eingeführt hat.
l)6r licman i8t keine butrencieeare; er i8t
ein habinetwtiick, (188 jeclen echten [(6nn6r
3+*
.yr016880r8 l)r.
in 8einen Zchriften-
entniicken 171m1. 13|- 8pielt in einem Magäalenum,
einer 13e886rung88n8talt fiir gefallene 11188611611,
un(1 (116 Zchn-e8ter (1er 8chönen Margarete iat
nicht (lie 'leibliche Schwester, 80nc16rn (116 6r-
riehencle Diak0n188in (16r achönen Zünäerin.
l)a8 ganre Milieu 8te11t einer weiblichen l-'eäer
eine f88t nicht :u bewaltigencie aufgabe, un(1
riihmencl un(1 .ben'unc1ern(1 mutl anerkannt
niercien, wie ucllkcmmen ein jugenäliche8 Maci-
chen - 816 i8t heute (116 ,Gattin (168 (Pz-mn88181-
Lecker in l)8rm8ta(1t - (11888
8chn'ierige .Aufgabe gelö8t hat, 816 k0nnte (1168
nur, 11-811 ihr ein tiefe8 Gemüt, ein 8(1611ge8 llers,
ein reger p8z*ch010g186h6r ZpiirZinn, eine unbe-
8t6chlicl16 Wahrhaftigkeit un(1 (18r mannliche
Mut einer grcllen 86618 angeboren 8in(1. Linien
ZuZZug au8 (18m bec1611t6n116n Komane - er
11*ur(16 von einigen Weiblichen l(ritik6rn, man
(ienkcl tiichtig herunterg6r188enl - 1'111 un(1
kann ich hier nicht geben, aber feiler reife 6e18t,
jener uneerbiläete (168chmack, (16r (188 'Merk
noch nicht kennt un(1 nur auf (11e86 meine Imp-
fehlung hin k6nnen lernen 8011t6, .ei-»(1, (188 wage
ich 211 hoffen. auch wenn er nicht mit allen hint-
eeickelungen (168 Werkea eineer8tanc1'en 861n
achte, mir (Loch een l-lerren (lankbar 8ein, weil
ich ihm (118 Zekannt8chaft mit. einem Men-
8:ch e n - 0h, Men8ch6n 8in(1 heute 80 8elten1
- 'ermittelt 1181)6.
l.u(1n*ig (Zeiger:
Unter (len 28h11086n lziichern, (116 ich in (len
er8ten 9 Manaten (168 .lahre8 1908 188, t6118 ru
Ztuäienrerecken, teil8 um (len Keren810n8-
iriin8ch6n (16r Merfa888r un(1 Merle-.ger 211 genügen,
mußte ich 1-1616 gan: ablehnen, gegen manche
8t8rke 138(16nk6n unsern, konnte einige nur be-
(1111g1. leben_ un(1 hatte an Wenigen reine, unge-
mi8cht6 kreucle. D1686 ieenigen [Zn-:her 111111 ich
hier rekapitulieren.
Zunachat i8t 68 (16r lXcman 1'011 6. 116r-
mann: 1-16nriette .1860117, (136rlin,
14). k'lei8chel & (10., 7.50.) .4118 (16m8elb6n Milieu
enwtammenä 11716 (16r frühere kicman „.lettchen
66b6rt“, (1688en b'crt8etrung (188 neue Inch ist,
8chilciert er (188 tragieche (168chick eine8 136r-

1iner 111(1186hen Macich6n8 au8 (16m nierten .jahr-
rehnt (168 'origen .lahrhunäerta In einen unge-
liebten Mann eerheiratet, ecm klochreitamahl
flüchtenn, n'ir(1 816 'cn einem .Onkel aufge-
nommen, (16r ihr eine 8chwarmeri8ch6 diejgung
"reiht un(1 11011 ihr - 211 81181. - Mieäergelieht
niir(1. Lu 81181., (16nn in ihrer er0ti8ch6n Larregt-
heit hat 816 8ich einem _jungen chr18tlichen (16-
lehrten, (16h 81e eine Zeit lang :u lieben glaubte,
hingegeben un(1 geht in äen 708, (18 816 (1168.3
Zchmach un(1 (lie Untreue gegen (1en, (len 81e-
im lleraen tragt, nicht überwincien kann. 111168
an (11686m Buch 18i au8gereichnet: (116 Sprache,
(116 Charakt6r18tik, (116 Milieu86h11116rung, (116
1)ar8tellung (16r Zeit un(1 (1er Xatur. La 18'.
ger8(16211 unübertrelflich, M16 hier (1er Dichter
211m dialunßecbachtcr un(1 -l118tcrik6r ge-
n'ci-(len 181, ohne (1urch ge8chichtlich68 l)etail
un(1 naturn-i886nechaftlich6 1)ar816]lungen ru
ermiiäen. l)18 '1'rag1k niir(1 gemiläert (111rch
lieb6n811-iiräigen 1-111m0r, (11e notieenäige lilein-
lichkeit (16r Morgange (1urch .*1u8blicke auf 11-611,-
tragense 1(166n un(1 (116 be8timm8n(16n Machte
(16r Zeit. 1-38 181, ein köatliche8 Zoch, un(1 man muß
eich freuen, (1813 bei ihm (16r Lrfclg (188 Urteil
(16r l(ritik6r be818tigt hat.
Line ahnliche [freucle n'ur(1e mir (1urch eine
53!

f.
.1.
-.
.T
_.q-'a-
-* "W-7**:
132
*Nirlchchlteitebeetrebungen fiihren
literarieche .auegrabung gewahrt, namlich (1urch
(11e Ubereetaung ren „11) 11 r 7 a 1 u 8 u n (1
11 11 l(r e 21 a“ 17011 lionraä Falke (heip2ig,
[nee] - Verlag). L8 jet (11e hiebeegeechichte
-(1e8 Aan21er8 (Iaepar Zehliclc, einee kreunäee
(1e8 Verfaeeere, (1e8 berühmten flumanieten
heneae ZYli-iue yiccelemini, (1e8 epateren Papetee
yiu8*]l. Nie jet aber (Lieeee ebenteuer, (1a8
eich im .fahre 1442 wirklich in Siena ereignete,
er2ahlt un(1 (111rchgefi'1hrtl Lin echtee 8il(1 ane
(1er Zeit (16r ktenaieeanee, mit aller Farben-
pracht jener echönheitetrunlcenen Lpeche, mit
(1er gan2en berückeneen, einnbetöreneen heiäen-
echaft. U11(1 tr0t2(1em (1arf man ee ein keuechee
buch nennen, Weil echte hiebe immer heuech
ist, un(1 ein glücklich 'erheben(1e8, weil (1ie k'rekr-
lerin, 'rie man (1ie a118 hiehe fehlen(1e verhei-
ratete l7'rau irehl nennen muß, (1en 0pfert0(1
etirht.
.4115 (1er *l)hantaeieorelt - (1enn trete aller
Romane
(10ch in (1a8 [teich (1er phantaeje _ geht (1er
hiteraturhieteriher gern in (11e Welt (1er nüch-
ternen Kealitat. aber ein [Tuch Wie (1518 ren
[..ilz- Braun „1m Zchatten (1er
'1' i tan e n“ (Zraunechrreig, Georgeß Weeter-
mann, 6.50) lieet Zieh, tr0t2 8811161' (1urchau8
historißch beglaubigten l)elcumente, manchmal
'rie ein Roman. l)enn man kann Zieh lcaum
etwae Nemanhafteree (1enlcen, ale (1a8 heben (1er
[frau Jenny yon (Lostech, (1er 'l'ochter (1er
schönen Diana 17011 l-'appenheim un(1 (1e8 [Könige
Jerome Napoleon, (11e in Weimar unter (1en
engen (10ethe8 - er un(1 .lerome 81m1 (iie heicien
freilich recht ungleichen "1'itanen - ein schönee,
nur im .Alter (1urch Zorge un(1 krankheit ge-
triibtee heben führte. Line hochgeeinnte k'rau,
empfanglich ffir (1ie Gaben 17011 liunet uncl
Wiegenechaft, hegierig lauechenc1 auf (iie Ztim-
men (1er Zeit, "enn auch keineevrege in ihren
Göttern Wecheelnä, W18 mit (1er hfecie, tapfer
11n(1 freieinnig, eine auege2eichnete Gattin un(l
treffliche Mutter. l)ee alte Weimar lebt hier in
köetiichen Liloern auf, Goethe trot2 eeinee

klauekleiäee, 0(1er vielleicht geracle wegen (1e88en, erecheint ale (1er Vrieeter, (len T11' lieben 11n(1 7erehren. 1'

Unter ihren liauegöttern befanc1 eich getriß neben Goethe auch für heeeing ein Vlat2. l)er 170-1111111101» freier Knechauungen, (16r ehrliche Zucher nach Wahrheit, (1er kincilich reine Uenech, (1er Gelehrte 7011 umfaeeenäen Wieeene un(1 (1er auf (1en mannigfacheten Gebieten mit [Irfolg tätige Schriftsteller beclarf 211 eeiner Zchil- (1erung einee erfahrenen, lebenelcunäigen, &yiel- fach unterrichteten, von eeinem llfute un(1 561116111 Geiete erfüllten Wannee. Zugleich mul)) (1erjenige, (18r ihn (1en breiteren Waeeen 'or- ftihren W111, iiber Ztilgefiihl uncl ?ellietiimliche baretellungelcunet verfügen. 1)ie8e Gaben 17er- einigt kt. 111. 8 a t t l e r. Daher (1arf eein 1(1eine8 1311eh:„60tth0|(1 Lphraim 11e38ing“ (heip2ig, 'erlag 7011 Quelle 8: [flex-er), (1a5 117e(1er (1en enepruch macht, berrahrte, grelIaugige Werke 2u 'erärangem noch (1a8 herrechenäe Urteil um2u8t08en, ebeneo Wenig (111rcl1 neue k'uncie (1ie bieherige lienntnie 2u bereichern, 80n(1ern (1a8 friech 11n(1 gewanät er2ahlt, mög- lichete 170l18tanc11glceit anetreht un(1 (10ch meiet (1en »eichtigeren Werken (1cm gebührencien 191111.2 einraumt, ale ein 1170hlgelungene8 un(1 er- freulichee Werl(gelten, 1 . .4

heeeing hatte eich (1er .111(1en angenemmen. DieZe ale Uulturfakter ane (1er Lnteiclclung (1er neueren 11n(1 neueeten Zeit au82115chalten, kann nur ein 815(1er rereuchen, (1er 8ein .Auge

532

rer (1en 'kateachen 1*er8chlje8t. Vielmehr 111118 fiir (1en, (1er (118 [Lultorgeechichte "'jf'kijßb 11e- greifen W111, nicht hlofI ihr Ringen nach äeutqc-.her ßilciung 0cier ihr Verlangen, (lie geietigen Zchat2e (ler banner eich an2ueignen, in (1enen 81e 17701111811, eon(1ern ihre löblichen tiereuche, (1en 1(ultu8 2eitgema11 nmeugeetalten, (1ie ge- lauterte philoeephieche Znechauung (1er Xeu2eit auf (1ie uralten kehren ihrer Religion einem-ken 211 la88en, ale beäeuwamee hfement (1er allge* meinen Keligionegeechichte gelten. [Lin ameri- kaniecher Gelehrter, l) a 1* i (1 f" hi l i 11 p 8 0 11, hat in Zeinem 13uche „'l' h e 11 e f 0 rm 1110 1' e - ment in .1uc1ai8m“ (Wem-70W, 'khe Macmillan Temp.) (iieee Neu-egung eines gan2en Jahrhuncierte, namlich (1e8 neun2ehnten, in (1er gan2en 2i1'ili8ierten Welt geechiläert, auch (ier 08ten jet nicht auegenemmen. .A18 56111 Vertreter erecheint Ungarn, (1a Rußlanc] 11n(1 Velen eine Wirklich fruchtbare Reform nie- male kannten, 1-011 ireetlichen kaneern treten 13113131111 11n(1 11111011113 ale eelche hei-1701; (1ie faßt aueechließlich in krage hemmen. [)enn eelbßt in (1em_rex>oluti0naren Frankreich 2ejgen eich erst ganc neuerchnge echiichterne Vereuche 211 einer wirklichen Reform. l)er klauptnachäruck aber liegt auf l)eutechlancl; (he Zeit Von 1830 bie 1870, (1ie man _ja (1ie eminent religieee nennen

kann, (1. h. (1ie »ren [Wimpfen für 11n(1 gegen (1en Glauben 11n(1 ron Keformbeetrebungeu inner-
halb (1er ein2e|nen 1(0nfe88ionen erfüllte 151p0che (man (1enlce an 1). 1*'. Strauß, Feuerbach, an (1en Ueutech-liatholi218mue, (1ie hichtfreunce, (1a8 Vatikanjeche 1(0n2il un(1 Zeine [felgen] steht (1urchau8 im 70r>ergrun>e. l)ie5er *Amerikaner 2eigt eich mit (1eut8chem Weeen 80 rertraut, hat ein 8() nurchgebileetee &'eretanänjs fiir jene Opeche 11n(1 einen 80 feinen 131101(fiir (1ie 13e-(1ürfnj88e (161- kergangenen un(1 (1er gegen-wärtigen Zeit, eine 80 lebhafte Zprache 11n(1 ge-501110k19 Uaretellung, (15113 man Zeinen Que» einanäerÖet2ungen mit 1*'rem1e folgt.
60ethe-k'0r86her un(1 (Joethe-l-"reuncie ent-behrten hieher einee li'iihrere (111rch (11e faZt unübereehhare hiteratur. Nicht nur (1er kereeher be(1arf einee eelchen, um eich über (11e' ereten Drucke (1er Werke 0(1er (1ie k'unäorte (1er ein-7.8111611 Lriefe 2u unterrichten, 80n(1ern auch (1er schlichte heeer, (1er eich [tat holen irill, 11'118 (1enn über (11e einaelnen Werke 11n(1 über (11e l)ereönlichlceiten geachrieben 11*0r(1en jet, (11e mit Goethe Umgang pflegen. l)erum muß (1a8 K? e r -2eichnie einer Goethe-Biblio-
thel('cn k'r.1l/le_7er (heip2ig, 01-0111, 25.-) froh Willi-(0111111611 geheilIen wereen. 138 Wii-(1 freilich (1ureh eeine l)icl(e 11n(1 8einen, (lem Umfang entaprechenclen hehen k'reie, yiel-leicht auch (1urch Zeine rein chronelegieehe In-orc1nung 2unach8t befremüen; aber reer haufiger (1ie8 ungeheure 7er2eichni8 170n 11700 Nummern keneultiert, (1a8 nicht nur (1ie 'kitel (1er Werke auf2ahlt, 80n(1ern bei (1en einaelnen 7Nummern (1er Leitechriften, bei perioäiechen Werken, 1718 (1em Seethe-Iahrbuch, aufe genaueete (1en In-halt angibt, 11-11-(1 2u1*er1aesjg (133 fincien, 117118 er braucht, 1)a8 buch jet ein l(11n(1iger un(1 feet unentbehrlicher Wegireieer.

Dolche ron hlondart (llnns yon kahlenborg):
Das buch, (las mir in clan lctstcn .lahren (len stt-lrksten künstlerischen Genuß ucrschafftc, hieß: „ll n t c r (l c m ll ü g c l“. Deutsche (lbsrsctrung aus (lem Dnglischcn (les hnbrezy-Zcarüslcg, im lnsc] - Verlag erschienen.
Ds ucrcinigt (len frcmclartigcn uncl aufstachcln-(len [Kais Japans, welches (las moclcrnstc uncl hancllungsfahigstc Dane] (ler Welt ist, mit cler gewollten uncl lustigen Drsprünglichkcit englischer Linüerbuch-lllustrationcn, (lem clolch-spjfn abgeschliffcncn Geist uncl (ler luftigcn Weltucrachtung (les achtrchntcn .lahr-hunclcrts, llerrrcsung uncl bi-ühlingsfrischc, Kühnhcit uncl Wehmut (les ucrclichtetstcn, unge-ciulcligen uncl nuckcnclen babe-ns bietet cs] *-llncl verläßt uns ganr plotslich, mic (ler Locher, cler Süßigkcit uncl Gift enthalt, uns ron cler [..lppS gerissen wir-cl. llncl m u ß genau so fan, so cr-' barmungslos uncl roll losenclcr Würste sein, wie (ler 'l'ocl, (ler immer (la ist. cler bci allem Drlcbcn uns über (lie Zchultcr schaut uncl balcl ein hohnisch klappcrncles Gcrippc, balcl ein Dngcl, balcl (ler Zatan ist. '
, lch gl ubc nicht, (laß für (len, cler mit rer-fsincrtcn innen uncl [Lernen ru genießen weiß, cler Genuß überbotcn warnen könnte. .aber ich konnte mir (lenken, (laß Deuts (lies Duch sinnlos uncl unrcrstanclig, anciere es lastcrhaft uncl (lie Zoham ucrletscncl fanclcn. lch liebe cs uncl bin ihm (lankbar, sehr (lankbar für clio gcnosscnc reine. brcuclcl
.Mr/MW

*- ' .johannes 8chlaf: d
_d'un tree-i großen .Arbeiten (las gansc .jahr über ausschließlich in anspruch genommen, habe ich kaum Zeit gcfunclcn, ldlcbcnlcktüre su treiben. Dies uncl jones gutc Duch ist mir aber trotnclcm su Gesicht gekommen.
lch orazahuo 2.13.'alfons_l)aqucts,
' (les interessanten Globetrottcrs, Gcclichtbuch ' „ xl ul' L r (l c n “ (.lcna, D. Distler-ichs, 5,50), (las Wiener cin Dcispic] ist, Mic clio (lurch Walt Mitmans Werk ru einem ersten uollkommcnen .kusclruckc gebrachte ltloüerns neben aller sonstigen artistischcn Rückfalligkcit, (lie gegen-irartig noch in Dlütc steht, notrecnclig tu »rei-tet-cn Gifcnbarungcn hinclr'angt. - lch mochte ferner auf clio sehr schattcnsu/crtc l/'olksausgabo yon ?cler liropotkins prachtigcm fluch .„Gegcnscitige l-lilfc“ (bcipnig, 7h.
7 - 'l'homas, 3.-) aufmerksam machen. - Lin recht gutes uncl soliclcs Duch ist auch (las ano-nymcrschicncnc„Dcin lil/og null] Glück“ (hciprig, 'l'h. Thomas). - Weiter (lie bleu* ausgaben unserer (leutschcn philosophischen Klassiker, (lie höchst clankcnsu'crt (ier ?erlag k' ri t 2 lil c k a r (l t - bciprig hcrausbringt. --

Dine besonclcrs in seinem :weiten 'kcil sehr bc-
msrkcnsu'crtc bektürc rear mir auch" Wilh.
llcgclcrs neuster ltoman „Das .argcr-
nis“ (Darlin, Z. li'ischcr, 5.-), mo cin sehr
»richtiger seelischer Übergangskonflikt in ciner
Enabensccl c ausgeholt mii-cl. - l/*on auslan-
äischcn Düchcrn sincl mir nur cin paar mon
erster Dcclcutung ru Gesicht gekommen; so clio
neueste Dichtung ron b] mi l c ll c rh a c r e n:
„ha Multiple Zplcnclcur“ (Paris,
hlcrcurc (lc Franco) uncl clio kortsctrung
(les Czeclus „'l'outc [a k'lanclrc" („bes
llcros.“ - [Krim. Daman, Drüsscl.) auch
auf (len eben erschienenen Roman ron
*Johannes l7. Janson: „Das
lt a (1“
(Derlin, Z. [fischer, 5.-) möchte ich aufmerk-
sam machen.

kan] l-lrnstr

Dic cleutschc Literatur ist nach einem nicht
allru hohen .Aufschwung Dacia cler achtriger
uncl .Anfang (ier ncun2igcr .lahrc Weiler auf
einem recht uncrfrculichcn Ztanclpunkt ange-
kommcn. auf clio hragc: ob mir ein Deutsches
buch, (las im lctrtcn .lahrc erschienen ist, einen
solchen ama-i101(gemacht habe, (laß ich cs gc-
bilcletcn kei-sonen sehr empfehlen möchte, muß
ich ucrncincncl antworten. llnscrc Unterhaltungs-
literatur crschejnt ja wesentlich besser Zu sein, *
eric *.-or niuansig Jahren: aber reer scinc Zeit mit
ihr ausfüllen will, laßt sich "Dill am einfachsten
non bcihbibliothckon beraten. ln cler Dichtung
herrscht (lie cpigonischa dienromantik„ (lie es
meines Drachtcns überhaupt bis Fatal. nu keinem
crquicklichcn Werk gebracht hat. Das [Linnigs,
W38 mir einen tiefen, schi- ticfcn Dinoruck gs-
macht hat, ist (lie cleutschc Gesamt'.
ausgabe 'on Dostojewski, (lie; in (lem
?erlag 'on yipcr in ll/lünchcn erscheint uncl
tiranrig Danilo umfassen soll. .Auf sie mochte
ich so nachclrücklich mic moglich aufmerksam
machen.

Dostojewskis ktomanc, nor allem sein ltas-
kolnikoi-r, wirkten auf (lie Generation, (ier ich
angshöre, in (isn achtziger Jahren mit außer-
orucntlichcr Gau-alt. Sie staunen uns num großen
'l'cil nur in etlichen llbcrscttungen nur Ucrfügun ,
clio oft nach (lern lfranrosischcn hcrgostel?
Maren, uncl fast immer waren sinnlose [Uli-rungen
gemacht. Was hatten wir clamals gegeben, wenn
niir (lie schöne pipcrschc ausgabe gehabt hattcnl
Dcn tiefsten Gehalt (ler Düchcr ucrstanclcn niir
noch nicht, erst heute, als Uicreigjahrigcr, kann
ich ihn gann erfassen. auf uns u'irktcn nor allem
(lie rcin (lichtcrischcn Qualitatcn, (lie psycho-
logische analz-sc uncl wunclcrbar tiefe [Irfassung
cler Charaktere, Sehr rial von seiner künst-
lcrischcn .Arbeit ist in paris uncl Drüsscl in flacher
Weise nachgemacht uncl auf' (lem inclirccktcn
lil/ego nu uns gckommcn, uncl clicscn blinfluß
kann man noch heute spüren in (lem clünncn

Düchlcin unserer clichtcrischcn ktcclaktion: einc (lirsktc Wirkung hat cs lciclcr auf unsere Dichtung nicht ausgeübt,

lch griff mit einer gewissen befürchtung nu clan Damien: clenn mancher Dichter, welcher cla-mals als cin gann Großer erschien, hat sich sehr schnell als bloße Zeiterscheinung herausgestellt, mis (for haut schon fast ucrgcsscnc Lola one]- cler (lem Ucrgcsscna-crclon rasch entgcgcncilcncla lbssn. Ds ist. als ob uns selbst etwas genommen erurcle, wenn u-ir in gcrciltsn .fahren ein Duch aus cler Zeit unserer irerclcnclcn Mrsünlichkeit auf-schlagen uncl (lann tot uncl lccr finclon, was uns einst. so lcbcnskraftig uncl roll schien. Dosto-jewski ist nic] großer, als meins frühere l/or-stellung uon ihm, uncl ich cglaube, (laß cr uncl 'l'olstoi rei-ci gans Großc sin , u-clchc clurch (lie .lahrtauscnclo gehen. hlur sehr selten habs ich ein solches Gefühl cler Dhrfurcht gehabt, »rio ich vor Dostofeu-ski habs.

Dic 'l'ragcr lies literarischen Geschmackcs sincl heute auf sin Dscuelo-artjstischcs goercnclot, auf cin Zurrogat cler irahren liunst, uncl (las

W011; „111e181-18c11“, m11 11ern m8n ein8t. (188 Dicht-
11-e1-11 gegeniiber (1e1n [int~erh81111ng88chunci be-
2eichnete, 11-1rc1 mehr un(1 mehr .8u8cirucl1 fiir
eine ge111188e 1111-1. 'en Zlbernheit. U813 in (1188611
1(1*ei8en ein Dichter 'en (161- '1'iefe, (1en-811 uncl
Zittlichheit 1)()810je111-8l118 nieht mehr 11er81811(1en
Wire, 181 170111 8elb811'er818nälich. Inäerer-
8eit8 (iem gebilneten 1)ublil1um, (188 n8eh
einer größeren 0(1e1- kleineren Weile 1-011 einem
be(1euien(1en l)ieh1;er immer ereberc 11'110, un(1
(188 heute eva-8 Feller 0(1er iiebbel lie81,
181 0081018188111 (10ch 2u fremciertig un(1
fremä, 80 hemmt e8, (1813 er (21.11788 in c1en
Uintergrunä geär'engt 181. 8ber 8bge8ehen
- 'en 11e1n 811-1311811311181 8eine8 Werhe8 un11 ger8(1e
fiir un8e1-e Zeit, ger-8(11). fiir (1811 gegenn'xirtigen
Zugenbiicl(were er 80 8ehr gut, Wenn m8n ihn
1)er (1181 1/()n Gleichen.
-3.3-
recht 311118011113 188e; un(1 ieh (1en11e, (iie (Zefehren,
(11e er 171e jecier große (1ei81. birgt, (11111'te11 gel-ecke
jet2t 8m wenig81en beäenlclieh 8ein. 1)8l.l wir
1in8 gegen8eicig 211 Weihnechten be8c11enlcen,
1181 eine 8ehr tiefe Leüeutung, (16nn Weihneehten
181 (188 (1eburte1'e8t. un8ere8 1-)rlö8er8, (1e8 (1011.88,
(1er 810h (1er Welt 8chenlcte. 1)8 80111en 1'711' (101111011.
8cht88m 8e1n, nicht8 1*"ri'01e8 0(1er [1811111801168
8ukc1en Weihn8cht8118ch legen,80nciern nur 1311188,
(>1011e8 un(1 Zchöne8, (188 Reitern-When 1181111 in
(1em 8e80henl11en 211 Lrhebung unc1 Uerecielung.
80 möchte ich 11-11n8c11en, (1811 recht. 'iele 138ncle
008101e11181118 ge8chenlif Mürcien.
?7. MW
Lin 8ch8u8pie1 70n Wiiheim Zeh-miäibennl).
118 117er(1en 1(1121, 117911111011 mich nichtirre, r11n(1
12 .18hre 8ein, (180 ieh eine8 'l'8ge8 (188 1118nu-
8111-1111; eine8 918m88 211ge8ch10111 beh81n, mit. 11ern
'l'ilel „'l'h0m88“.])er 1/er1888e1* 11'8r ein junger
Zuchhenäler in Gießen. Lin Zegleitbrief 18g bei,
un(1 8u8 ihm 88h ich, (1813 (181 mir 1118 (18hin völlig
unbelieumte Sbeenäer (18mit. 8eine g8n8e Zukunft.
in meine 118ncie legte. _ „1011 bitte Zie“, 8chrieb
er, „meinem Werl(eine freie Ituncie 2u 8e11en11en.
ich 11-910 nicht, 0b e8 (118808 6e8chenlc 17erc11ent.,
weiß nicht, 0b mein „711011188“ (188 gen-0111M 181;,
11-88 in meinem 11er2en lebt, (ienn ihre .Augen
81n(1 8118er (1en meinen (11e erZten, (11e 8uf (11e8en
130gen ruhen . . . . . . lch h8be hinge mit (1em
1811150111118 gerungen, 8ber meine b8ge 211718111.
mich, ihn 2ur '1'81 2u mechen, 1)er-_k(ufn8ch 6111011,
(1er ihnen, ich g1811he, 8u8 meinem „'l'h0m88“
entgegencönc, hemmt 11011 meinen eigenen
kippen“ , . . (1110 n8eh perZönliehen Mitteilungen,
8u8 (1enen ich er88h, (1813 8eine Wiege in 130nn
ge818nc1en: „lch bin 8eic Wenigen 'l'8gen bereitZ
211-8n2ig 811, in 11ern .Alten n10 (188 811-eben nicht
mehr 8n 8ich 8elber genug heben kenn, 1-110 (188
heben 1-8uh hineingreifi: Lrfoig 0(1er 118110 WEZ]
88gen Sie mir, 0b (188 let21e 11'11- mich gelten
8011. (111(1 80 bitte ich Sie, Zehreiben Zie mir,

Zehreiben Sie mir ein Wert, 0b mein Werl(. , , .
(188 7erc118nt, 11888 ich g18ube. Wenn nicht,
werfen Sie 8lle81n8 heuer un(1 18chen iiber einen
118rren. 80n81 8ber flehe ich: Ketten Zie mich.“
Unc1 c18nn 188 ieh (188 1118nu811rip1. (1e8 „'1'h0m88“,
(188 1)r8m8 1-011 (1em blinc1en 011m2). 11110 in
tief beu-egKer Seele 8piirte ieh (18 jugenälich
quellenc1e8 heben, ein k'rühling818uch2en un(1
-8hnen lcl8ng un(1 88ng 8118 (11e8en Worten 1111(1
6e8f8lten, etw88 Umprünglichec, 8181-1888, 6e-
8unc198,_ (188 mich in 8einer k0rm108ig11eit 11n(1
(in elenhheit 11111119 un(1 er8chiitterte, 171e (1er
k'rü ling81z-inci, (1er 110111 kn08pencien 1361111178111
über (ien 81r01n weht. [Tech in (1er8elbe11 X8cb1
ging (11e .81111801-1 n8ch Gießen. Wenige 18ge
(18r8u1 818m1 er 'er mir, (1er _junge Unbehennte,
un(1 88h mich 8u8 81111611 8cheuen 11113211 21191-
felnci 8n, er echien e8 noch nicht recht; f888e11 2u
können, (1813 (1er 118nn, 11erih1n (Lie 118m1 reichte,
8n ihn gleubte un(1 811 8eine Zukunft. 1)88 11-81*
meine er81e 8918881308311 m11 Wilhelm Zehmiät
8u8 1301m. Zeit jener Ztun(1e 8t8n(1 e8 mir unver-
ri'ichb8r fe81, (188 (iie8em 8181-11en un(1 (10ch 80

1) berlin, 11g011 k'lei8chel & (10m1). 1908.

1) Unter (16m 'kitei „1)er neue 011m“ 8p81e1*
818 Novelle beerbeitec un(1 in 111e „11191121119“
8111gen01n1nen. (8. 26911.)

2811en '1'8lent 11111 8llen 1111111211 211 helfen uncl
(110 Wege 2u dehnen, heilige pflicht 8ei.
Nicht. ern-8, (1811 m8n ihm "181 1181W 211 helfen
br8uchen, 8u13er (1urch (1en 618ube11 811 11111. 121*
ging 8einen 8tilien Weg, in tiefer 1311188mheit,
81e11g110rw8r18, 8uf1781-18. Leiv-(eilig 761'101* johibn
1-öllig8u8-(1en 81113911, hörte nur (1urch Dritte 7011
ihm, bi8jm1118i19018u8 (1en'1'11-01e1-13ergen 1-191181-
ycn einem (188 g8n2e lnnenleben (1er 211718011811-
2eif 11'uncierb81- 81118chlie8en(1en Zrief begleitet
mir (1er kriihling811-inci (188 1118nu811rip1. (1er
„hlukter 118nc181r811e") 8uf (1en 8chreibtj8oh
wehte. „698chich1e einer Jugenä“. Wein l)1*81118
im eigentlichen Sinne, 8ber ein Werk, in 81]
8einer g81enc1en Unruhe, (1urch1r8nlct. 7011 tief8cer
p0eti8cher 801108111211. 138 W109 geäruchl; unci
8u1ge111hr1. l)ie '18ge8b1811er l8rmt.en 111111
höhnten. Mur einige Wenige, unter ihnen (1er
11er8u8geber (1er „Zukunft“, Wernten: beitet
Luke Zungen im Z8um, (1811111. lhr nicht. 81181181*
e8 bitter bereuen unci Tuch 8ch81nen müßt.
80 ging es (18nn 11'811.01*: 81111 ?em-17811.8 uncl 8111-
11-8rt8, 211-i8chen(1urch euch 110b] m81 ein k'ehl-
trjtt., merkwüräig genug ein l)r8m8 8u8 (16111
rheini8chen heben4), 178bren11 211*ei Blei-*Alen-
88mmlungenö), Reflexe 11011 118m1 un(1 deuten
8111 Wiecierrhein, 8ilen (1enen, (lie ein .Auge 11110
0hr fiir 11eimliehe8 un(1 Ligene8 11811e11, k811'18f6
Ztunäen lciinecleri8ehen 68nie0en8 un(1 Miller
8181-11er 1-1011'nu11g 8uf g8n2 6108e8 unci 8181-1188
breehten. 1)enen mochte freilich (118 mec1erne
begenäe „1)er 11e118b1-inger“s), (11e 1101* 211-21
.Lehren er8chien, eine hieine k1n118u86hung be-

reiten, Wehl 81.8nc1 euch hier ein 8ch811e1u1e1*
1)0et 8m Werk, (1e88en (11e118ch1n18 nieht. 'ergehen
»11111 8m 11'161- (1e8 8110me8, 8018nge (181- Rhein
8eine Wellen treibt., 8ber e8 8chien 1881, 818 0b
(11e Uebel, (iie über (18m kibeint8l 2ur 11erb8t2eit.
ihre Schleier breiten, euch iiber (118 11181en
pceteneugen Recht gen-ennen 11811311, 818 0b er
("lie 801m8 nichi; mehr Zehen un(1 (118 Vögel nicht.

a)„11(lu1;ter h8n(18tr811e. D88 Lnäe einer
.1ugenc1.“ 8ch8u8piel' in 3 81112113911. Lei-lin,
klei8c11e1 1904.
*) „1) i e g 01 (1 e n e '1' 1'1 r. 1318 rhein18che8
K31n818citc1r8m8" in 3 Orten. 11.211111, 171e18chel
4.
5) „1] fe rl e u t e. (1e8chich1en 110m unteren
8119111.“ 13911111, 1*'. 1701113119 35 Comp. 1903,
„118ben11eue 6e8chichten '0m unteren Rhein.“
berlin, k'leiechel 31 Comp. 1904.
*l„1)er 1leil8bringer. Line
genee 170n heute.“ Lei-lin, li'iei8chel 1906,
he*

mehr singen hören konnte über (lem lh/eh- uncl l(lageschrei (ler gequälten Menschheit. lilanches in ciiesem lieilanci, (lem .hr-men, (ler sich für (len lleilancl halt, erinnerte mich unheimlich an (lie Zelbstcharalcteristilc seines Verfassers im ersten Driefe:
poetisch begabt halt uncl cieshalb nen Menschen gegenüber entorecier umschlossen (nice. wenn er spricht, ron ihnen rer-spottet ist.“ 80 (larf sich selbst aber ein Dost nicht sehen uncl profitieren, cler (len Innern wirklich [lei] bringen wil] uncl kann. [incl (lab cr es. könnte, (las bean-eifeltc ich nicht, »kenn er Wollte.
Dann lcam in (len clanuartagen ciieses Jahres in mein cinsamcs Zimmer referier- ein blanuslrript, uncl mit stummer banger brage löste ich (lie Zchnur (les yahetcs, (ier bangen Frage: Wirst (lu Dicht ins Dunicel bringen können, wirst (lu encllich (las erlösencie lil/ort sprechen *2
ich schlug cs auf uncl las. (incl es .eur-(le Dicht. ldiic 'remis ich cliesc Ztuncie ucrgcssen, (fiese tiefe, reine grobe- k'reucle, ciic (ia in mir auf* ging, (lieser innere .lubel über clio Gciyillhejt:
Din großer Dichter ist auferstanclen.
ist uns geschenkt, cias ron cieutscher ehrt uncl cleutschcr l(unst :engen mimi, solange es eine cleutsche Sprache uncl cieutsche Dichtung gibt. l/on ciem „Grafen non Gleichen“, mit clem ich an“ jenem einsamen clunlceln .lanuarmorgcn stille Zwicsprach hielt, mir-cl eine_ neue Dpochewles cieutschen Dramascanhcben, einerlci, wie morgen uncl übermorgen uncl übers .lahr vielleicht Dublilcum uncl [fritilr ciaru sich stellen uncl clarüber rcclen uncl schreiben reer-clan. Dies ist lcein Theaterstücke, über (lassen Schicksal in einer Dremiere entschicclen uncl abgestimmt Fernen kann, cijes ist eine künstlerische Schöpfung ron einer [teile uncl kraft uncl Grobe, nor cler sich-Zu beugen Nacht uncl ?flieht ist.. Michl; um ciurch (len Vergleich eine lnciiuiciualitats-charakteristilr tu geben, sonclern lecliglich um clan für mein Gefühl richtigen hlalistab .cler Net-tung ansucleuten, kann ich nur sagen, (liesse ..Graf non Gleichen“ kommt unmittelbar neben kleinrich ron lfleist. Dei aller schulciigen uncl tiefen Ehrfurcht rot* (lem Genius llebbels uncl Grillparrcrs mulI es gesagt niet-(len, (liesse Dichter ron 1908 hat uns mit ciiescm einen lil-'eric etwas gegeben, was sie nicht geben konnten. Denn es ist wie gewachsen aus clan Diementen selbst: (las sincl nicht lifenschen uncl blenschenschiclr-sale, (lie grübclncie uncl hombinierencle Dhantasic in Wechselberiehungen uncl tragische lier-iriclcelungen bringt, sonclcrn (las sincl (lie Matur-gorealten selbst, ciie aus (lem inner-n cler Decie heruorbrcchen uncl aus (lem Dlau (les liimmels nicclerschlagen. clio miteinanclcr kampfen nicht um menschliche Sat-rungen uncl bot-men, sonciern um Xaturgcsctte, (lie uralten über hlensch

unci Daum uncl 8tein. Die blatur ist Dins, sie ' rer-körpert sich im hlcnschcn, uncl (label sinci (liess Menschen nicht etwa ZFmbole, nicht Zchalcn uncl Gefälle ocler 'l'ragcr ron Naturgesetaen oclcr -gcuealten, sonclcrn sie sincl ganre Menschen, runcic Menschen, aber eben so gana, so ricsenstarlc, uncl so rar-t uncl [ein Zugleich, wie eben auch (ile blatur im [inbelcbten schafft, uncl in ciiescr nur aus cler Decke uncl (ler Duft ihre unmittelbare dlahrung LlEllLllflNl Driruchsiglccit ron einer siegreichen kraft (ier Zelbstuerstancllichkeit. rot* cler jeclc li'rage uncl jccler Zweifel rcrstummt. .Auch wenn (ler Graf ron Gleichen nicht ein ausgescichnctes Drama rear-c, würclc er immer eine (ler schönsten uncl inner-liebsten Dichtungen sein, clio (lie neuere cieutschc bitcratur aufnurecisen hat. Der Graf ron Gleichen,

F

„ich bin ein lilensch, (ler sich für.

Din lil/'eric

(lie alte Zage ron (lem Ritter, cler nach blorgenlanci 20g, (lot-t gefangen uncl schließlich gerettet ira-*cl clutch ein Zaraecnenmaclchen, mit ihr heimsog auf seine Dur-g. n70 l-"rau uncl l(inci seiner hart-cn, uncl (ict- nun mit Dapstcs Dinn-illigung auch (len schönen brcmclling rechtmaliig sich antrauen last uncl mit sir-eien Frauen friecllich fröhlich seine 'l'age beschließt, ist ja schon oft clramatjsch gestaltet. Deleannt ist, Wie Goethe in (ier ersten [fassung seines „Dramas für hicbcncie“ Ziella gccacicnu (liess nairc hosting cics (lot-t gegebenen Digamjclconflilcts herangctogen uncl tur Durchhauung (les liuotcns benuta't hat. hüt- mocierncs Dmpfinclcn ist nur tragische hosting möglich, rot- allem aber ist überhaupt cler ganae lionflilct poetisch fruchtbar nur, »nenn er. wie ich schon anclcutete, aus allem [fleinlichen losgelöst, in (lie Zphare cler lüaturgcsette erhoben mie cin Diementarlcampf ausgplcampft mir-ci.

' lese grobe Dinje ist es rot- allcm, ciic bei Gehmicltbonn Dcwuncierung erregt. Schlicht, einfach, wie in Diescnquaciet-n gclugt, baut sich cler tragische lfonflilct auf. Da ist (ict- hl a n n, cler zii-oli .fahre blühencler .lugenci im het-leer schmachtete uncl eine Debenslrraft, einen habensunci kreihejtscirang in (liesse Zeit in sich aufgasammelt hat, (fall cr über ein Glücksbeciürfnis, eine Glücksfahiglceit rei-fügt, (lie alle Schranken lachencl uber-flutet. Da ist (las Weib, cias“ in :wolf einsamen .jahren cies klare-ons ihre .lugenci sterben sah uncl (loch nicht hat lernen können. alt n'crclcn, (lie auch ein Übel-mall ron .Ansprüchen an ucrlorene .lugencl im list-nen ' tragt, aber als Drau gelehrt tu scheinen uncl nicht nu sein, (las Glutucrlangcn spröclc rer-birgt, unci (la (lie Dritte, nas junge, weiche, in Diebe über nellcncle, wie ein Zerg-wasser im Frühling, (las em Wann clio breihcit bringt uncl ihn au (lem einsamen harrencien &Leibe fuhrt, (lie Dritte. (lie nur [..ic-.bc geben mil] uncl an (lem hlanns uncl

an (lem &bleibe Zugruncle geht.
(incl rirjsclien (lem .allen nanüelt cler- 'koch
rerhullt, in fremcier Gestalt, nur gcahnt auf (len
llöhlepunleten, (las heben begleite-mi, bis es sein
"'ll' ,
.hn (lie Darsteller uncl an clie Regie stellt
Schmicltbonn, so scharf uncl grob seine Dimen-
führung, so starlc sein (lt-amatisches 'l'empcramcnt
uncl so iruchtig seine Sprache ist, nicht geringe
hnforcierungcn. Der Rhythmus seines lle-*ses
gleitet nicht leicht über (lie Zunge, Dr atmet eine
gewisse llerbiglceit, (lie sich cler* Darsteller
innerlich au eigen machen mull, um (lem Ztil
(les Ganscn gerecht ru reer-(len. lst (lies gelungen.
spur-t man sofort, clall hier etutas Neues, Großes,
ein neuer Ztil für (len .susciruclr clramatischer
heiücnschaft geschaffen ist.
Die ltegie aber n'irci bei cler Dollenbesctaunguor
allem (lat-über au machen haben, clall nicht (lie. rom
Dichter gesettten 'l'onu-ertc eerschoben uncl ent-
stellt. ciali rot* allem ciie (ir-ei Gestalten, (ier Graf,
cite Gratin uncl clie 'l'ürlcjn Äaemi nicht aus clem
nom Dichter mit l'ElZLl' llancl gesamten Gleich-
geieicht gerückt inet-cken, uncl etwa (lui-ch eine
unuerhaltnismaliigc schauspieler-ische
le enhcit cler Grafin (las Schwergewicht cler
et ischen Werte sich rer-schiebt uncl ciamit' cias
ganzes Problem sich rei-29ml. Doch sinci (las nur
Zor- an, (lie für-*cite ersten .Aufführungen in Do-
trac t kommen, haben erst alle Deteiligten er-
t'allt, (fall hier etwas ann blaues uncl gan2 Großes
sein Recht forciert, ann mit-cl auch cler Ztil für
nie Darstellung schnell sich fincicn.
hebt-nat* 1908.
Deck. Dr. Dertholcl Dittmann.
U.
S.-
Ac
ber- .

Lreahlencle >ditеretur.
i). Freezer-mann, l(aeg a"r l-l e u e e r oöer (iie 'l'rtigheit (lee l-lertene, Keman. (Stuttgart, l) .i/erlageanetelt, geb. 7,-.) ln (ier Geechichte ron Keeper l-laueer, (lem [linkl-ling, (lem „Lina 'on Luro a“ hat eich Waeeer-mann ein „Gekaß" gebilciet iir eeine leiclenechai't-licheten Zmpiinöungen. l)enn (iieeer Gegeneatt hat ihn immer am ethrlceten bei-regt uncl alle eeine Lrnahlungen in Jewegung geeettt: (ler ewiechen (len „blinöen Seelen“, (lie aue (lumpfem lnetinlit heraue ihren Weg in (lie Welt euchen, unt] eien fiurneichtigen, (lie in (ier Pragheit ihree ilertene, nu echreclclichen l(lump'en ge-ballt, jenen Linrelnen uncl [Kine-einen (len Weg *.-ereperren. k'iir (lie (iritte .Ci-t cler ltlenechen hat er bieher keine 'l'eilnahme geteigt: fiir (lie Zcharf--eichtigen, (jenen eine angeborene Gebe (len Weg öurch ciie Vielen hinclurch Frei macht tum dicht. lch Weiß nicht, ob (lie ieteige Generation *noch von jener furchtbaren llöhle Weiß, in hie Naht-enn (lee großen Zepoy-nuietanöe lluncierte *aon Lnglenöern eingeeperrt wurclen, um in (lem enteetelichen Mangel an dult, dicht 8e-u-egungemöglichlieit elenci eu 'erhemmen Dine eolche l-löhle jet fiir Waeeermenn (lie Welt; nur (laß öie Zueemmengepierehten in ihrer l-lerZene-tragheit eoger öie Zehneucht nach dicht, duit unölJex-regung ?erlernt haben. Schlimmer eincl eie ören„ nie yhilietereeelen: Zureaulcraten, k'eclenten, ßourgeoiee uncl elltageintrigent, echlimmer eincl eie (iren ale (ier erme öaeper klaueer, (la er eierneհn .lehre lang in eeinem unterirciiechen Veretecl(gehalten orurcle, frei-lich feet ohne dicht, mit geringer Möglichkeit* (ier ßen-egung - aber (loch in guter duftl 80 enteteht (iae Partitionen, auf ciae ciieeer Zeelenroman _ ja kein Uriminelromanl - ge-baut iet, (laß tier kinöling in (ier Freiheit schlimmer gefangen iet, im dicht echlechter eehen kann, in (ier großen hlatur ärgere Schranken finciet, ale in eeinern geheimniex-ollen Uerlieel aber er eteht nicht ellein. k'iir elle jet (lie Welt ein lierlcer, (lie num dicht begehren: für (len genialen Uriminalieten Feuerbach, l'iir (lie echöne Zeele Julie Rennen-ur" -x-fiir (len l)ichter eelbet, (ler ernet uncl leiclenecheftlich turn ilellen ringt, uncl (leeeen neueetee uncl (neben (len „.incien von Zirnöorl'“) beöeutenöetee Werl(eelbet ein ergreifenöer ?roteet gegen hertenetrage deeer uncl -- Schreiber Wikfj.
Richarö lil. Weyer.

Georg Kugel, l)er [Leiter auf (lem kt e g e n b 0 g e n. (Zerlin, Lite, beutechee 7er]ageheue, br. 5.-.) Lngele neuer Women kann (lie ßluteirerirencitechaft mit „l-[ann l(liith“

nicht verleugnen, ?or allem iet ee auch hier
ein „dietnrphiloeo ", (ier Zwiechen Wahrheit
uncl diige hinclurc eich tur Url-:enntnie teppt;
ee einc] 'fx-pen 'on yielkaeh ahnlich groteeker
Griginelitet. Lnge] iet (1er eintige mocierne
Zchrii'teteller, bei oem men noch LinfluZ 'on
l)ichene behaupten möchte: in (ier ert (ler
(Lharalcterieierung, nicht in (ier ein Wenig hanta-
eiearmen klancilung ocler cler cieutec -eenti-
mentalen 'kenciene
.Aber (lee jet 50 Wenig Wie (lie mit klann l(liith
eine echlechte Veri'anötecheft fiir (len armen
khantaeten uno [Leiter auf clem Regenbogen;
(lenn clieee Zriiche fiihrt je von (ier Lrcle tu (len
Ziteen (ler Götter] lXicharcl W. Weyer,
llanne "eine l-l'rere, l)ie [Zeeeeeenen.
(Ilünchen-deiptig. "erleg Georg liliiller,*I-.-.)
Le u-irö eneiielloe blenechen geben, (lie (laß ßuch
rnit (lem üblen Wort. „pex-chopethiech“ belegen.
Zie n'eröen Grauen x-or (1er Mot-elle, ,l)er lettte
536
Wille cler Ztanielexya (rim-- empfinclen, un) eine
kran (lem liebencien Wanne (lie ieelinei nigeten
kolterqualen auferlegt, urn eich (len lauben
en eeine diebe bie iiber (lee Grab hinaue eu
eiehern. Zie n'eröen (lie [Köpfe echiitteln. iiber
.„])ie Spinne“, in (ier ein k'eneter eine Rolle
epielt, (lae alle, (lie ihm nahe hemmen, nn-ingt,
eich 2U erhangen. „Der Zpiellcaeten“ mit eeiner
auf (lie 8bit2e getriebenen _racheiichtigen Lrntil(
wire ?ie-[leicht enetoß erregen. (Aber eie u-erclen
alle bekennen miieeen: (laß l-lanne kleine [Zu-e18
LMU lilittel beeitZt, uni zu leeeeln: ein Lrnahlunge-
telent 'on eeharl'eter yragnng, äae, ohne rnit
etilietiechen Zontlerheitenx 7.u spielen, eine 89-
gebenheit bie in ihre lettten Griincje eueeehöpl't.
Zweitene eher: ein peFchologiechee lx'önnen, (lae
nur u-enigen .tneern'ßhlten eigen jet. 7011 l-lenne
liein: Ln'ere kenn man x-ielleicht eruarten, (laß
er (lie ine Döbelhefte herabgeeunlcene kriminel-
nox-elle ine l(iinetlerieche erhebt, sweat-e clnnu
einc] in ciieeem eelteemen, eubtilen Zuche nur
Genüge "orhanclen I. l-lalbert.
-k'raneoie Kabhlale, Gergantue uncl
Vantagruel. ?erneutechtyenklegaur uncl
*Ge-lg] a8. (Miinchen, elbert dangen, 4.50.)
Wan hat- (lieeen Roman (lee fröhlichen Welt-
hinöee in (ier itlönchehutte (l e e iZuch (lee eech*
Zehnten .lahrhunclerte genannt. lilit Unrecht:
clenn (lieee neue Übereettung ben-eiet une, (laß
ee eine iron (len [Du-igheitenierlcen iet, (lie une
etete eo mociern enmuten, ale Maren eie geracle
eret geeehrieben W0l'ä6l1. l)ee Lmpfinclen (lee
moclernen liilenechen gegeniiber pfaffiecher
lleuchelei uncl hlein-menechlicher Drüclerie uncl
Uerlogenheit iet nehe rerwanöt (lem klaeee cler
geietigen unci religiöeen lXel'ormatoren aue (lem
ent-King (lee eechZehnten Jahriiunclerte. Dein
Verlage von Mbert dangen jet fiir (iieee glän-
nencie diachöichtung, welche mit Recht all (lee
fortlalZt, W35 heute noch mit liill'e einee kommen*

tere x-eretancllich Mare, eufrichtig :u (lenken.
[Labels-lie hat ein [Recht (lereui, ein öeutecher
Ulaeeilcer Ill WLkGEU, wohl x-eretanöen, nicht iin
Zinne »ron l'öchtereehulleiterinnen, eonöern (ier
Wenechen, welche MUlil' gegen eich eelber eein
können uncl (jenen nichte hlenechlichee fremä
iet. Zieher liegt (lie ÜbereetZung (ier „Gargan-
tue“ uncl (ier ereten beiöen Löcher (iee „Vanta-
gruel“ vor. Gleichen (lie noch fehlenclen beiöen
Löcher öee „yantegruel“ uncl (lee „Vantegrue-
lieche Vregnoetilien“, (lie hoffentlich recht balcl
erecheinen Kernen, ihren Vorgängern, eo be-
eitten wir ein neuee bleieternierlc cler (leutechen
Übereetnungelcunet. liarl Georg Neuer-inter.
Lil. ert-lbaeche", Zeanin. [Kom-en. Deutsch
'on n. 7illarc1. (Miinchen, Georg Uiiller, broech.
5.-, geb. 6.50,) 1*]3 hat etete Werke gegeben,
(iie irgencl einem eelteamen dimetenöe ihre Welt-
beriihmtheit, dichter, cler-en Namen ee irgencl
einem merhnriircligen Zufalle 7eröanlcen, (Faß eie
in weiteeten Areieen bekannt wurcien. bahin'
gehören (iie Keqolutioneetiiche, Leauinarchaie'
k'igaro uncl öie Ztumme 'on k'ortiei, clahin Wiki-1|
Leckere hömlnerlichee Kheinlieci uncl (lie Lleelca
»ren VereZ Gelöoe. [Lin eolchee Werl-t iet auch
cler 8 e a n j n, ln hünetleriecher Leeiehungeer-
lohnt ee eich nicht, auch nur ein Wert (iariiber
tu recien. Liber ciae yublilcum 'erechlingt je
auch (lie [intulänglichlceiten (ler Gorki uncl 'kee-he-
eehoni, warum eoll ee nicht gerecie eo gut einen
Wann mit (lem echönen Meinen itrttibaechey'
leeen, (In ee nun (loch einmal für einen Onew-
*jen-elcx noch lange nicht reif jet. Lin Roman,
u-ie alle anclern rueeiechen Uurehechnitteromene,
(iumm, langu-eilig, mit philoeophieehen Gymna-
eieetengeeprachen 211m Überllnfi geepiclct: Lin

‟E‶ "infirm-v: .
\
I
bu

Schmarrn. Und doch ein Buch, an dem man nicht voriihergehen kann. In RuBland isb oBe Revolution. Die Welt blickt auf RuBland urch J ahre, Tag um Tag wartet man auf Nachrichten. Das Volk, das herrliche russische Volk, der schlafende Riese will endlich aufstehenl Wir starren von Phrasen. Wir lachen 1111818118 Putsche in den sildamerikanischen Raubstaaten und nehmen jedes Knallen im Zarenreiche blutig ernst. Wir denken an H. Treitschke: ,,Die Sonne der Freiheit geht im Ost auf l“ Wir warten un- 38001013, hoffen, wfinschen. Es geht los, end- lich geht es 108. Und die Berge kreiBen und ein armseliges Mauslein schliipft 1181808: S s a 010. Die Reaktion hat allen Grund zu jubeln: ein Land, in dem ein solches Buch einen 80100 merk- wiirdigen Erfolg haben kann, das mag 0000 1808800 .18018 8100 110800180 000 knuten 1888811, es ist 3802 gewiB nichts anderes wertl Denn Ssanin — ein Européer kann es kaum be- 31-811801 —- ist in der Tat der AnstoB der 5 ex u- 8.1180 Revolution in RuBland, die end- giiltig der sozialen Revolution den TodesstoB versetzt zuhaben scheint. Die Regierung sollte Herrn Artzibaschew bei Lebzeiten ein Denkmal 811100180 000 100 108 11811138 Synod 1-0180. S 8 8 n i n ist das neue Ideal des aul'waehsenden RuBland. Der Mann, der die soziale Revolution nicht mehr mitmachen will, weil -- ja doch nichts' dabei herauskommt. Der nicht entfernt imstande ist, Tolstois ethische Werke zu begreifen, aber intelligent genug ist, recht gut die 1800811101180 Seiten des alten Christentiimlers herauszul’inden. Und '081 000 8108 uralte Idee in die russische Jugend hineinruft, die diesér seltsamer Weise ungeheuer neu und originell vorkomml: die Idee des alleinseligmachenden (118800180018- 38008888. Im Handumdrehen fand Ss anin 01181811 381801138 Schiller und Schillerinnen, in den kleinsten‘Provinzlochern scharten sich die S 8 8 n i 0 i s t e 11 211 8101180080 Klubs. So schnell ging das alles, so ilberraschend 11801180 8100 018 Nachrichten 01181* 018 Erotomanie, die Liebesrevolution in RuBland, daB man geneigt. war, das alles als Schwindel zu nehmen. Und doch 'war es 1100081801100 wahr. Sogar die Re- gierung, der ganz gewiB nichts erwilnschter sein konnte, als diese Abschwenkung der sog. intelli- 380180 Kreise aus den Lagern der sozialen und politischen Revolution, verlor bei diesem un-

erhorten Anschwellen der sexuellen Bewegung
den Kopf, sie konfiszierte das Buch — freilich
nur, um seinen Erl'olg noch sterker zu 11180080.
GewiB war Ss an i n nur eiu 801381-81 AnstoB,
leichtrin RuBland 081-010180180 -— und sie tun
es — das werden 8000 wir nicht begreifen. Wir
schiitteln den Kopl' und seufzen: ,,Armes, armes
RuBland!" Hanns Heinz Ewers.

Felix Salton, Kilnstlerfrauen. Ein
Zyklus kleiner Romans. (Miinchen, Georg
Miiller, 3.~—~.)

Felix Salten, Dje Geliebte Fried-
rich 8 0 8 8 S 0 0 ö n 8 n. Novellen. (Berlin,
Marquardt & C0., 3.60.) Feine'Geschichten,
ruhig, kiihl, von klugen Augen 38881180. Ge-
schichten 1'111 018 8011008 Frau, fiir die Frau,
die traumt und die wir darum geistvoll nennen.
Die Frau, die instinktiv ein asthetisches Emp-
finden hat, das wir Seele nennen. Die eines nie
vergeben kann —- Geschmacklosigkeitl Sie mag
diese Biicher eines Kilnstlerslesen, dessen sicherste
Domane ein feiner ,,distanzierter" Geschmack ist.
' 1181108 Heinz Ewers.

Johannes Sehlal, D er Prinz. Roman in
zwei Banden. (Milnchen 1908, Georg Muller,
10.-.) Einen Roman von Johannes Schlai' zu
lesen, noch dazu einen zweibandigen, erfordert
Zeit und Versenkung. Denn der Wert dieser
Dichtungen liegt weniger im eigentlichen Ge-,
801181180 000 in der Folge der Vorgange als in
den breiten, exakten Schilderungen des land-
schaftlichen Milieus, der 11800810080 Menschen,
der Charak-tere und Situationen. Darin ist Schlaf,
dessen Technik an Walt Whitman geschult ist,
unter den modernen Deutschen Meister. So
11831; 8000 088 Interesse, das ,,Der Prinz" er-
weckt, nicht so sehr in dem wirklichen Thema
des Romans, aIs in den Details. Jiirg Deubel,
081 Miillerssohn und Mullersbursche, ist ein 801'-
geweckter Junge, der schon hinter seinem 1118111-
sack Casars bellum gallicum studiert. Er kneifl:
s'einem niichternen Vater 808 000 81181111 000
01801380 10 (181 Welt 8108 31110011008 Umgestal-_
tung seiner Ansichten und Einsichten. Sein
vFreund Kurt ist das vollkommene Gegenteil
seines Wesens, verschlagen, egoistisch, aber intel-
lektuell dem klugen und vertr'aumten .11113 weit
unterlegen. Die Konflikte, die sich aus dieser
engen Freundschaft so ungleicher Menschen er-
geben, sind das eigentliche Theme des Buehes;
vielmehr: sie sind das Ban 1; eines prachtvollen
Aufbaus von Stimmungen, krupeln, Erlebnissen
und Betrachtungen. Kaum j-e in einem seiner
frilheren Biicher hat Schlal' eine 8010118 Fiille
gelungenster Einzeldarstellungen 38381180 wie
hier. Die thiiringische Landschaft wird mit
einer Bildkraft hingestellt, die verbliifft. Die
Menschen werden mit photographischer 'I'reue
geschildert, die Charaktere ins Kleinste zerfasert
und ausgebreitet, die seelischen, die geistigen,
die erotischen Erlebnisse mit einer psycholo-

gischen Wahrheit 81281111, 018 118108118 erschreckt.
Zwischendurch finden sich, wie immer bei Schlaf, 00001138 000 0011103110118 1180380, 0108180011008 Worthllufungen und Langweiligkeiten. Aber als Gesamtleistung steht ,,Der Prinz“ neben dem Besten, was wir von Johannes Schlaf besitzen, neben dem Besten, was moderne 1101080800101-stellerei in Deutschland ilberhaupt hervorgebraeht hat. Hanns Heinz Ewers.

Wilhelm 11012111081- -1, V 0 r J 8 111 u n (l 'l‘ a 3. Roman. (Berlin, Egon Fleischel & C0., 5.-.) Kurz nach des Dichters jahem Ableben las ich in einem Darmstadter Blatte, Holzamer hatte seine Heimat nicht verlassen dilri'en, um mehr leisten zu konnen. Es war eine 1818008, 803-0812138 Behauptung. Eine 3101.18 Kunst gedeiht nur, wenn sie 8100 81181 11880380080 Fesseln entledigt, neue Eindriicke der ersehnten Ferne in sich aufnimmt, in sich verarbeitet und sie zur

...1: '

* 381-1118 11781801018 Grundbedingungen zu diesem Venustanz innerlich 180381 38381180. Eben aus dem Gefiihl Ssa n i 11 8 081808: was niitzt das alles? Wir sind doch zu schwach, um den Sieg zu erreichen. Wir sind auch zu 18138, 0000 weiter zu kampfen. Wir werden nie frei sein — sozial, politisch! Nagaiken, Galgen, Kerker und Berg‘werke tauschen wir nur [111 00881-8 108818 810. Wir sind Sklaven und werden es bleiben. Aber unter uns Knechten konnen \vir vielleicht tun, was wir wollen: es lebe die sexuelle Freiheit, die auf alles andere pfeiftl Und daneben hochstens noch der Schnaps. Beide Freiheiten wird die russische Regierung ihren Volkern gewiB gerne zugestehen. Also Erotik. Nicht Pornographie, gewiB nicht, niemals ist der Ssanin pornographisch. yVohl 81181 81011800. Und '— 10881800-81011800; dozierend, fanatisch, philosophierend. Ein Franzose wird alle die Personen im S s a n i n ffir ausgerechnete Idioten halten, fiir 1108088180-110118 Schwatzer. Wir verstehen sie —— halb. Aber das Ratsel, daB diese Personen nun viel-

"1*-
"

72.4275 “- I *'- -

d* ‘.
'35:
'LLP-,'11
*- 8 i
n *84-414,-

enlösenelen 'keit nennen läßt. ln seinem 1ms bintenlessenen [Leinen fübnt nns (len Dienten in seine nlieinbessiselie llejmet, Die klenälnng spielt sicli (font ab. Gegenstencl (len Lebenc'llnng 1in1] Gestelten sincl (len clentigen Gegencl entnommen, Zie mnten (len [..c-sei- (lnneli iline eigene, s0 treffencl gescliilclente Wesens-nt gen2 besenclens en. 8t0ff11ncl Ztil befinäen sien in 'ellen lienmenie. Win 'ennelimem sen-eit nötig, (len nbeinliessiselien Dialekt un(1 lei-nen enclenenseits in schenken Zügen (lie (Ibanekteneigentiimliebkeiten seinen lienäslente kennen, in (jenen 11112111 immenliin etwas gelliselies lJlnt fließt, l)111*cl1 seine kneftnolle Zpneebe, (len es niclit an fniseliem l-lnmon mangelt, uncl seine viel beiniesene benetellnngskneft gelingt es (lem 111110-, eine Seite in uns erklingen 211 meelien, (lie eneb bei späteren Eesebleebtenn in Zelnningnng bleiben 11ml_ neoliklingen wii-(l, Line gemeltige bebensnienme (lnnebflntet (liese lKn2ebl11ng. mit welelien (len dienten breitenen Volkssebicliten ans lien: greift uncl sie-für sicli gewinnt. Ln senilclent uns in (liesen (ieseliiebte (les [ebenssebieksel eines en. sicli sebliebten 1115110119113. "nlZemen ist liünstlen genug, 11m seinen tlelclin bis in (lie 1161--bongenste 'l'iel'e ilines Wesens folgen, iline seeliseben Vengenge neelifülilen nncl necbleben 211 können. kli- 2111ingt (len Lesen, mit ilin 211 ein -finclen, 211 (lenken 11ml sie so 211 rei-stehen, es nette en mit ibi- (les heben (lnnelilebt. [lin Zebieksel winkt engneifencl uncl leßt uns mit ungeminclenten Zpennkneft negen .Anteil (jenen nebmen. bnneii eine wiänige Uenkettnng (les Zebielcsels 11-incl l)0ntl1 K08en211-eig 11m ibn .ingenclglilek betnogen, kleine Unseeben, gneße Winknngenl 211 ilinem 'l'n08t bönt sie (lie Wei-te: „Ls ist kein Unglück se gneßj, (laß men sicli nit finclen könnt', (leon senst kein s nit üben ei'm. Ls kemint n11n so kiel üben ei'm, 1118 men ausbelten kann, 11ml kein Unteteben mebn. Glenb' min, nit so nie] melin, els &liessen in ein 11113* gebt.“ l)0ntl1 gelit-(lenn ein K/enlöbnis ein, n'elelies n-ieclen gelöst 11-1111, un(1 entsebließt sien in spntenen .lelinen 211 einen Vernunftelie. ln ilin ist nlles nenniebtet. 11111 ibnem 'l'ecle enclet ein heben, en inelelies (1111-011 Zeniekselsfügnng nensebienene Meiste-.Nen gekettet Minen, (lie mit geineltigen [Int-.tenselinngen 211 kämpfen netten. 111111 cliese 6eselijelite, 'en n'eleben (Jen 11111.01* selbst sagt: „Sie ist 80, iuiesie selben nei-(len gen-eilt bet, niebt nie (lie dent' sie genne betten," seliließt mit (len Wei-ten: „12.8 ist eben 110.311 ein gneßes Glück, gelitten 211 lieben, nm'fi-ei 211 sein ven nllem, n'est-einen beißt.“ lcli MüllZCflL (liesem ?en-2ijgliel1en Weebleßbnelie eine neclit gneße Venbnejtnng. Emil l-lel2emen.

(Zabnlele [Leuten, t) n s 'l' 1-11 n e 11 li n 11 s. (Zenlin, K-'enlng 8. bist-ben, 4.50.) [Ls ist (les llneli (len stel2en. 11n211fnieclenen l7n1111. (lnliniele lXenten selbst gebnxinelil (lieses Wei-t, 1-ielleiel1t

weil sie weiß, (lnß es (len k'ieneiitxp, (len sie
2eiel1net, ein besten eiienektenisient. [)ie l1'n1111,
(lie eine (nz-etiselie k'eneinignng (len Zeelen 11ml
(len (leisten xinstnebt 11n(l sicli niclit n111- init (len
[fennsciinlt iiben (lie Zinne (les Klennes begniigt.
it-'iinilenx'ell kinn ist (iiesen (Ieilnnke liislenisnb
betnnc*l1tet nncl (innebgennbeilet. .Xben (inbniele
ltenten stebt 211 selin im heben. 11111 fiin pbilese-
pbiscbe Iiiilliistennngen viel iibnig 7.11 lieben.
[line llelclin (Rinne-lie lleimnnn ist eine
(liesen stnlnen, 11n211fnieclene11, mciclennen [Weinen,
eben sie 2immentsiel1ibnl.ebe11 nnf (len 'l'niinimenn
.len liielie. (incl ilin ein2iges (Kebeimnis ist: (les
kei-stellen 11nil [Ingniinclen (len ?siebe- (ies Rennes.
Gbne Resignation, eline K'enn'nni 111111 (inne [Kes-
lieii sngt sie: (ins heben (les Rennes 11*11n7.elt in

beiclensebel't. (les heben (len l71-en eben in i
Gemüt, in (len lnstinkten ibnen binttensebeft.
l1eiclensc-l12ft 2iinclet, lebt, flnekent, steekt xi ,
eben sie. sinkt eben sn neseli in sicli 211581111111211.
l)en "['nieb (les Rennes ist Genießen 11111] seine
gneße .Angst (lie l-Lemmnng clieses (ienießens.
lm Wesen (len k'nen eben liegt eine stete, inbniin»
stige, enfepfenncle Güte, (lie nn (iLnLl'JtiniiLil
(lenkt. Wie (lie l)ielitenin (liese (Innnclgenenken,
eline pnnblemntiscli 7.11 sein, 1*entnitt nnel (iline
llnß psziebelegiseb 1'ei-enbeitet. ist ein bleisten-
stiiek scblieliten. (lic-bteniseben 8n2tibl11ngsk11nsl.
(Penn-?lie lieimnnn kemnit in (les 'ki-"3111011110118,
eines jenen finstenen, (lnmpfen llensen. M. jiinge
Klenselienkinilen gelieimnisx-nll 11418 (.ielit (len
Welt enblieken. 111111 nnelist in (liesem lineis
iiben sic-l1 selbst liinens. »kinn Mittel nnkt (len
eninen Ilensebenkinilen, (lie einen Feli tnitf bnn-
(lentfenb 111111-1. Zeliimpf 11ml Znbnncle be2e1l1len
miissen. [incl 7.11n1 Zeblnsse enfebnt sie selbst
(lie tiefe k'neinle: iiben ein nenes l.eben 211 iexiebeii,
lmmen fennen 11*in(i sie (lem Bieten ibnes lx'incles:
sie rei-sten(seine Xetnn, 111e sjnb niclit einspinnen
lessen will in Zeigen 11m einen blenselien, sie
1'eneel1tet ibn niclit, eben sie U'Ell) nnninebn, (lnß
sie :allein bleiben müsse. llncl sie 11mfeßt lieb-
kt)sen(1 (len lx'epf ibnes kleinen Iliicleliens niici
(lenkt (lebei: (',lntt enbelte clin (leinen linnten
8011111161. nncl einen bei-ten Willen gebe en (lin-
(le211, (lt-nn beicles kenn ein Weib gebnenelien,
zt. kleiden-t.

[pes *nnä [Nik:

lüs gebt mit (leclieb ten, wie init (len 80111111114;-
gegenstiinnen 1insenes llenses. [)e sincl n'elc-lie,
(lie 11'in beben, (lnl(len, bebelten, ingenil ein
lieben l-'nenncl lief sie uns gebneelit, »ein ungen
1111s niclit 211 bekennen, (lnß sie 11*entl08 sincl: eit
»*enstelien inn-*s nnen niclit einmal; fiin 11118 lieben
sie _jeclenl'nlls 3110.11 Vent. _ 3ffektiens11ent.
"ni-l1 sie sincl billig. [ben stnenge Kennen fnent
sit-.li ibnen niclit, 11'1'in1le sie in* seinen knngen
Webnnng nieniels (inlclen. Kleist pnengc-n sie

in 1-*iel ("-len2 11111] (inkl. [)en kennen billigt init
seinem llen2en nn e(llen eit selin 1111sel1einbenen
[(0stbenkeiten, (lenen gneßen R'ent (len (zeie 1111i'
(ien ensten [Klick gen niclit sic-bt. keine k'nnben,
feine, eclle binien, eebtes Ileteninl sinn] (len Nen(
seinen Zelietne. [In bei; sein Inge geübt, sein
Kfeßstnb ist stneng 1111(l ennst. (len linnstn'ent
ellejn entsebeiclet üben seine [nebbebeneien
Wie. kenn en sicli nn einen snleben fiesibnnkeil
engöt2en! ' ,
[7111] wie (len liennen 1111 einem sen-("men
(Kenn-lit! .jenes Uli-'ent stebt in einem l)'['j8(*i1i*ll
lt-feistenii'enk gel-We en (len 8telle, 11*(1 es oin2ig
sieben kenn, 11m (lie genene (lnmit ensgeclniiekle
Ztiinmnng 211 enneieben, 11n(l ist (leben 1in1'iben-
tnngben in enäene Wei-te 11ml in enclene Zpneelien,
11111-111 (lie 7111seminen111inknng gen2' bestimmten
Kioknle, bestimmten ltbytbmen 11ml Keime
11'incl (len ein2elnen Menten enbölite R'inknng
111111 .st-1161111011 1-enliebn, neues liiclit, nenes
leben. _
Ls ist (lem nennen [>jel1ten gegeben. nem
gen2en ge11*('il1nli1:l1en .Flltngsn'ent oft gegen elle
(ieset2e 0119» iiben ellen 6eset2en (lnneb eine ge-
1-1*isse lielencbtimg Zeiiben 211 xyenleilien, Zinn in
l(leng 211 fassen, in Tinten (len feinsten Ztnieii
211 2iel1n, mit (lem ein Gennnkenbilä sicli ?en-
könpenn, sicli iimnenäen lllßt. --
bes ist linnst. _
.eben (len ellenfeinsten lx'ennei* in cliesen
l(nnst sin() gen niclit yiel, (len Meisten nei-l1

1116111361. 1*)8 gjdt 6in6 381126 111-n36 [1171111. (116.
11111 11168611 11n8p11'16116n n161118 211 11111 bat, 11n11
(10611 1111 ?611111111111 11n11 1111611 61n6n Z61111886n
1117611 11681121, 61116n 611611110n811'611. 816 18c
1111115 1*]111 1)1611161n611116 86121 81611 (1111611. Un-
8616 111616n 261186111111611 111616n 111 1111611 16161111611
6616g6n11611 (111211, 1.11111 1111861 1311611g61161116
81111161 1111186116 1311n116 011 80 1611061161111 11n8, (1111.1
816 61117118 861161n6n: 868611161116 '1'1161 1111n1111611
(16211, 868611161116 1'111*(16111nZ6n, ,211n8tjg6 [1111111-
n1886. -
801811(1111 1111n81 [(110111 6111111--
kannten* 111611161* 3611101116n. 131 181 11611161- .161
86111661116816n. 861n6 (1681111111ng 116111 11111' (1x18
110116, 61116, 6011. 11n11 8611118116111 81n11 (116. 211-61
81611181611 811116n 861n61 116161. 211161 11011 (1611
1111n116116n 111111 '1'111186n116n 861n61* (1611161116
11n1618611611161 man 8611116811611 1111111n 1n6111 61118
110111 611(161n, 16 1-0n 861n6n 281111616116n 11116116111
8611116811611 n16111 1116111 61n8 110111 111111611, 80
61161611 81n11 816 81611 1n1 '1'011 11n11 80 11791113 11151111
81611 1136n11 61n6 26116 11111611 11361111 61n 111'1n81-_
1611861168 1.7n816101161111611811161111n13| 6.1n. [111111,
861116611111611 (161* 111n16, 117011161116, 13136111111 (168
13111168 161111 1161n 1176100161161, 11'16 811-11 1in0(11,
211 1108631161* 111n1'1116186116n11, 36m 11611n1.. 1)611-
110611 Z611n 861n6 (1611161116 Mn 116n11 7.11 116m1
11n11 11-*61116n 1116111 81-1111116n, 1'161611 11111611 (116 81116
6681nn11n3 n11126n.
861n 1612161 (16(11611111111111: „111111 '1'011 110111
'1'0116 11n11 6.1n 1.1611 101111161161* 181 1n (16n1
111ng6n 761168 110n _11' 11 1. 2 k) 6 11 ZL 1 11 t. ,
_14 61 1) 2 1 g 7 61861116n611 , 11111-11 6'1n 1111n11
8p1nc118110p116n: „ .X 11 8 11116 n .*1 11 11 6 11 -
11116116111n611168 116116n8.“
.»111611 1113 11 11 1*" 6 6 8 6 11 6 11111 n1'11 1111-611
211'61 (1611161111111n11611 „1' 0 11 11' 11 n (1 6 1 -
11- 6 g 6 n“ 1111(1 „1) 1 n16 8 6 xx 6 n“ 6111611 1116111
g611n36n 8110111 3611x1111. 1111611 816 181 1111836-
811106116n 16116108. 1611 816116. 816 11111161 x118 11'116.11,
0113161611 816 116112 11n1111n8116118611 181, 1'011 11'011-
1111n81, 1'0n 110116161* 11161011111 11n11 1111111111111(111111
11011 811 (16n 16.1n616n (1611611n11188611 1161n6 11111111113
11611„ 1'161 86111811-618131n111161168 11111 11101161 111-6116
8x131 11n11 1161 8111116116 (1111611 111186116 [1611n11ng6n.
1111611110116 111111 1n1'61810n6n 111-*18 (1611-7111 8111.111.
(16m61n0111126 11'16:
..6011 _61111 (111 (1118 116111 1111-111 211111 [(161161.
80n116111 2111n 1*'16g611“
11n(1:
..R7111 1116111 1n111161 1111111611.
R7111- n16111 11161611 1'61-26g6n'*
110mn1611 1111611 121118168 1161 1111 1-01. 1111-6 111'111-
861161'1 1116111611 1161611111611 1(1111161111611110161 1'61-
1111111 816 81611 [18112 (1111-611 211 310136 131-6116 („1)61
1116n8611 (16n111 - 6011 16n111: _ (161 1116118611
(12161116, - 6.011 12161116x“ _) 11718 k0n11116 (1118,
111112 36111131, 1111 61n 111111861168 (".61116111611611
11161-116n! X61n, 11161111 176686116181 1161116 11161816116
111161 61n6 661111101111116, 116181516, 11612116116 66-

86|]1n; 1111-6 (I681n1111n12,1 18181) 0686116111611, 1111-6 (16-
(111n116n 8in1] 80 1161161111611111611111611, 1111111 11n11 66111.,
111-11.1 1611 1111611 111161* 6in6. 31-086 1-'61-11161111ng 111161-
(161116111111'161161 11111 1116111 1111111161n 111111116. 816
1181. 11166n, 816 8116111, 816 816111. 612111111 61161161
111111861168 jn 1761861 31111 86111* 1'161 11n11 1116161161
111 1111-6n 11161n6n, 11111 161n61n (1161116111 l)111(*11
g611'11116n 86n116n.
U61n. 11'. 13. 1(n0111 11n11 11111118 ['6686116 8011
_161161 11111013 1161211611 363511111 861n1
117118 1111 6in6 80116 110n .116n86116n 1216111111.
_1110111 1171n111611 11111166116 11111611 (116.
'l'1161261611n11ng 861n68 8611116116118: l) j 6 11 111 111 6
1161 11116111, 1111611111161161 "611613,
8 1, 11 t ts 11 1 1 6112610611611? 8111 1111161111116;
211-18611611 1'111") 111111 1711111126, 6111 111111181-1111'111-268,
116811368 1311168 m11 61116111 111-011611 'l'11p16n 1.311111
111111 1111111 111 1161* 1111116, (161* (1611 6111112 1'011 811111111'
111111 [*'511111118 1111181611611 8111]. 11118 811611 8011 11'011]
x111 (116. 1*'161118 116 11111] 1'011 111-:111116111116 61111116111.
1*)8 181 111161- 11111 8111101118111.1 111111 861111111, (111116
16116 11'11n81.
L1-1161161n11 11111111, 11 ,1x 1) 1111 1 '161161-1- 11111:
861n6111 8111njg6|1 11111111: ..1 n 81611 1' 6 1 -
811n116n6 111611611111 11111111“. .1x61
.1111161161 "61-17111, 811111131111.
.R118 116111 86111111611 (161116111:
„1)16 11'611 1111111111611 1111-1161* 11'1.-
811661116"
861 (116 516116 1111661111111:
„1)16 81-116 1111111 111-1111 1116 6111 11x1n1p61181-1111n1,
11n111111111111111161*80111111611111101111611111111611.“
11111 (161- *116161181611 86111- 1161111 68:
„31116 8611118116111 111111 11:16 6111 8611111'- 11118 116111
1.41111',
b'n11 11611161 111111 1116111* 1116 1116116 11111."
...1611' g01(1g6|11 [(61611 1:111 11n1-61-11*1111111
11716 116116 1116116 1111 611111611 816m1."
„1)118 1*'61161- 11'111 3611511611" 111-111611 81611 6111(-
111111616 8116861111611.
21118: „11711 gj11g6n (116 1111111181161'. 1111 .11161111-
111111111* 181 10131-11116 816116: .
„1(0n11116n 11101-3611 1161111763 1116 1'1'61116 1161111116611,
11'61116n 816 11101211611 1111116118111: 211 11'161161n 6111-
1111111611,
1161m 11'11 1.16116 ZjnJ n111 1661116111 (*16n1111.
(11111 816 611116111 1'011] ('061-1'11111!" -
ljncl 811 1161161! -- _ ('1111 811 1161161! _ *- -
[1111 (1111111 6111611 86111111 111161* 6.1116n 86111111116n,
111161* 11611161611 811-311 1118 1561116. 86116116!
[)161 31-0116 111186116 11618161- 111111611 111 111686111_
.111111 1116111 1-[61-2 1161161186111, 1161* 86111161261-
1(*c1 1-1 8111 1 16161-, (116 11111 *24 .16111-611 1:61--
8101116116 8611661261-111 (1 6 1* 1 1* 11 11 1' 111 11 (l 6 1*,
1161611 1111861168 111-1115161111118 1x' x1 11 1] 6 n 1(6 | |
1161161011 1'6111'11111-111116] 1161-811811611611611 11x11. 111111
(161 11611-116116, 111111110116 1.111116.- f'. 118 1 x1 1*
8 6 11 11 1 6 1. ,
8111116161 11'111 11111- 11181161* 11111- 111111-11 861116
1108111611611. .1618116160611 1141111111611 1>6111111n1. 1*]1181.
60.161116: 111111 ,16111, 6181 181 11111 61116111 3101.161.

1*(111861161111611 1111111 (161 111111111 211 111111 _116111-1n111611;
(161*1'6116g1'0n 11111116 11 [1 1 611 61-1 1* 118, .1 6 1111,
11111. 86111 8611811111 8611111168. 1.181161- 6111 161816611168
81186111 111816111168 11161161-1111611 ..8 1*. 11 111 6 l 1 61- -
1111 1:16" 1161 11'611, 1168611611. (-1n1-11 116111-n 13111111
„C1106 116111 1 6116 1" 1111211. (110611611111211111 6,
8-) 111116. 80 110116, 8(- 1161'6, 8.1 6111611111-116- 211 (1611111-
111111 211 11612611 3611611116. - 111-61- 1101-11 1116111
1(11'1n116 1'111- 161161-n1nn11! 8111116161* 181 6111 1'111*
161111161- 1'061 1'111 10106111116 1.61116, 6111 [111-11161,
(161 861116 1111112 611161111111g6. 1116111 11681-111116111166
8111116116 811116111. 111 n16111x1111168 86111611611, 11111
1116n111111168 8111116n 116111, 111111186 *166111111611-
11111116 1n xxx-117. 116116. 110116 1:1118x1n111611611 61n-
8611111111.
11716 1116111116 11'61-(16n
'1160m11611 8611168 [1168616011118,
11'11'11111ng“ [0136W
.11161 861n6 66116 1.11111 801| 1111861- 1161-11611! -
1611 1n(">61116 (116 86111n11116111116 861161111611 1161
„Zc111n61161111136“ 1111 61n61n 26111611: - ,.817
1) 1' 1 1 6.“
1).-18 18c 1161- 71111, 1161- n111- 11161n (1111611 116111116111:
11111- 861111116n 11111611 (116 8611118126 '1'nn116n11116111.
1)(1 111111 116111 1'1611, 111-.in [111111, '16111 8.1n11611116111
:118 116111 116121nn16; (iq-111681111668161 11.
111111 111 .116 g6|118l6
..(,)|_1*|111118(*|161-
ZZ()

1-1'18 118111811 11'11- 11811111? 11788 8118111811 11111*
1111 31-81188111'18t81-11 11'818? 1811 1178113 88 111011t.
1381811111. 111111 8811881381111 203 1811 11111181* 1111-,
[>8111'1 1118 781-8118118113 181181.8 11111. 11111-,
[1811811181111 1111 1111818111 (111111118 818118 8111 8118811,
111781811811 8111 8081188811811] 1111 1181181* 11118811.
[11111 11111-1111 (188 1181181- 8811118111111 8111 1111181818111
.1118 [(01118 11111 182111118111 11111118818888111.
[1111 111'1- 1-111- 111111 811 111888111 13118811 1101-1181
881111011811 [11111811, 818118. 1188 118118 V1113,
l)81- 118118118118 110118888111118118111113
138381111 111 1'1811111181121138 11 11111 11118 211181
[>88 1381111 211 881111113811. - 811118 8181111881 1111
[11111 88118111881 81111181111 118111 &781-11111181- 211.
l)81111 111111211811, 31811-1188111, 818 1111811881881 1111
1)81- 811118, 11111181 -111 1111, 211 11111- 38018881:: :
. 171/111 11111- 11 1181- 881111118 81::1111181181-11113 3811811111?“
[11111 1011 8111-1118118: „88111 X8188 1181131:
81111-118. N88 11811811181, 1118 (111 11181131:
11'118 11181- 3888111881. 111111 1111111 388811811811 88111,
L1- 11-111'8 181-8811111813811. 81811, 11111- 811111 8118111
1111 [11111811188111113811 1178111. [11111 1'111 11181 1118111.“
1'1111 11118 11811 „61081181111888 1-11." 11811 11811811,
8111011811. 1188 111-87.1088 11881-1188118:
..1)1-01111113.“ _
..1181111 1111 1111-11 110811 811111181 8111818181181
[11111 11111- 1111 11'001' 1181818381181,
1101 1811 31811-11 118118111181
[>18 8188111011281.
1)18 1181131 1111* ,181181118118
13111811 8811111111111-181 11111 11811 [-1818,
1)811111. _je-118.1 88 11881,
11'118 1'111- 8111 81111211111) 011 11181.
1181111 (111 11111- 1188 110811 811111181 1118111181
1'1111 1111811 1111 '11811111 8111881181,
(1118111. 8118 1181- .1181181811111-
l)81* 1(8811211181 1181-1111-,
1'81- 111811-1'121. 111811 11111 881118111 [1818111
1'011 8171111181211111181 80 1-8111,
11811 11011 1111- 111-x881'8111
111.111 1188 .811181118118811811 11181111.
11'81111 1111 11111- 11111- 110811 811111181 11011111181
1'1111 1118111. 31811-11 211 11111* 11011111181.,
11812' 1811/1118111 1111111118111 118811 1111.
1“)88 118181 1111-11 7.11 11111.
l)81111 8081-1- 11.711 1111-11, (1011 881 [181111,
111 8111811 311188111811 58111-81111.
1*)111 1?8111118881 11111131 111-811,
11811 11-11 11111-11 1118811111888.“ - *-
(18 1* 1.1* 1111 V1811 11 8 1*, 1118“?) 171-11111781*-
8101-118111-, 111113.1. [1181811111088, 11'111* 811811 8111
88111111- 881111'81281- 1'081 1'011 (181' 31-08811, 8181-11811
1701-1111811 1181- 81-1111'81281: [I8 181.11 81811 17181 883811
111181- 8111811 811 [111111-11 '1'011 811188 80 31-08811 '18181118,
- 11181 "7881111111388, 1-11-.1 _ 1811082811888, *-
1181111 1111311811-111 181 111 81118111 801811811 1*'8118 381-8118
1181* '1'011 1181- 181138 101-1181- 811811011-11118 111818181-
111111 11111181181-, *11.-1- 81-11110181- _181181 11*1,111(181*1)111*811
818138111113. 181181- [8111111811888,?81111811811 k81-11811,
1111- 11711- 18 111 _18118111 8181-1181111811 1781118 88.11811

11111111811. 1111-8 1181111011811 6811181118 118118 (18111-1111
18811111-1* 818 111-811111111. 111-0118 1118 3811188111., 1'181-
1811-111 81111811,-, _ 11811818111. 811811 11181111 088
13111-11 „11 811111111 11 81“ 11111', 1111-811 1111111181-
88111811 (1811113111811, 1111-8111 881118138801111811811811
[1811811818111, 1111-811 381817011811, 8181118111138",
110111811 131181811, 1181* 11111181111 [8111811 [1111181111113
11'811 11811118118 181 8111 111 811111 3881-111118881188
1(111181118111, 81.11011 11118 8111 '[81.11.1-0111'811, 811 118111
8111-11 1118111 .1111 111-111111112 811111-18 88111 110111118.
1*)111 681118111 „111181“ 8118 1111-811 1*'181)81*-
183811, 81118 1111-81- 8118181111'81-1181811, 11101-1118 818
18-0111- 10131-11:
540
„1118118181- - 011 - 11111- 181 80 b8113,'*'
8811 11:11 1111- 21118121. 3888111181188,
13111 11:11 111111 1181111 '1'838 18113
011118 81181 11011 1111- 381111811811.
14181>8t8k - 011 (111 11181 11111- 31-8111,
[11111 1188 1181111111811 111111 1111011 118113811.
R788 11111- 11801118 11811 8011181111118!- 11811111.
181 118111 2111-11811 111111 118111 881111781388.
1118118181- _ 011 - 1118111 [7181181881111
11811111 11111* 10118 8181188880118".
11811* 1011 11111-88111 1111* 381811,
M813 781-2811181111 111811 (181- 8811178811811.
1.18118181- - 011 - 1118 1111 8111 171701-1
[(181- 111111 8111181111 8118388p1-0811811,
111111.1 11:11 1181-1811 fort 111111 fort,
11188111 11111 8188111. - 111111 31113 88 11101-11811.
[418118181- _ 011 - 80111' 11111181* '1'011
ben 1781881131811 111111111 11111- 111188811:
8181211111 811-13811 11101-3811101
M8111' 1'811 (181111 4
1)811188 11701188 11811-811 1111188811." -- -
Z0 811118011, 80 8181-11 111111 813181181111 118111* 181
811811 (181- 01-1118 111811181- hj811111138, .1181- [)1811181-
(1118181- 881111181. [11111 11811-1181181* 1381111, 811 118111
(181-1811381781-1831101117' 1-11 2 1J 1: 1(8 1- 11 1, l1 81 p -
213, 88111811 3111811 688811111881(31811281111 118111188,
11831 11011 111111 1101-: '„8118 (1 8 11 811-11111 811
(181* 1717811 211 11811 111881-811 (101188.“
[>81- '1'1181 181 (188 81112138 ?1017.138 811 111888111 1181-
818813811, 1118811113811 1311811. 88111-1818, 11012138'.
1111111018 111111 11811-8818188 908818 111 118111181181-
k'i11181 1111011111-811 111111 1(181'1. 1188 211381118 111111
8111811 11181188] 8181-118, 18 111181110118 [4810888811811
111111 1181181 111-011111111811 811181- 8181118" 11111181--
1-81111811111811 1118888888818. 1811 118138 118.5 811811
811 811118181- 818118 8118111111-11011 1188111081188 111111
111601118 11111- 110811 8111 11881- 1181- 311111-011811 14181181
11718 111811-018 (18013111811 8111' 111888 13181181- 811811811:
170111 8811111811811 111111 1711318111.
13111 881118111188 178111881181111811811, (188 11:11 203.
1181. _1811111138 ("11181- 11188111 1181- 81111111 281-1118811811.
1)88 176381811811, (188 111111181* 211 111111 1103,
80118111 881- 81-818 11101-3811 8838111081188,
Z813 118111: 1111 1111011811811, 1188 1111 (111-88 81811 1103.
111111 88113 80 3101-181811 8181-1(11111 171-8888008118".
138 111111318 1118111, 1188 31118. 1188 88 .103,
O88_11811, 118111'8 11111811111 88113, (181- 81111111 281--

111-08111111.
1'01- .18111-811 1111111011811.
118111 81811-88 1181-2 N81- 1118 811111811111,
.118 1811 111811 8811. 1118 1011 1188 8181.8 171701-1
111811811111 11011 118111811 1111111811 1181111.
011 11181-81 8118 81118111 811118111 11.811111
[11111 1188881 1111811 111 8811388 8181111811 1'011.
1'01- 118118111 1488811 11'81- 1118111 h8b811 111-81111.
1'01- .18111-811 1111111011811 1181:1* 11:11 111811 388811811',
])11 11181-81 1)18118, 118188 .18381111,
1811 11781- (181* 1111-8811, 118811 118111 118.111 V1811 81011
188111 -
1118111 .11138 31113 8111 1111111 1111 11811811 17181111 -
D81111 1'103 11:11 18881111 111181-8 V8111 11811111 -
1118 1181118 11811' 1811 1111811 1'01- 1111* 1181-8188111.
11111* (1181181111181.
111'111- 11181181111181 311) 11111- 1181118 1181111,
171718 111811 118111 1)111-8113811 111788881* 31111;,
11,111 8838 811811 118111 8111213 111701-1.
11718 88111- 111811 11181118 88818 118111.
1811 88111838 1118111 1.118 11113811 811k,
'11:11 11111118 1'011 (18111 88113811 '1181111,

111111 wie men einer Quelle 11enkt,
80 helt ich'8 euch mit meinem l)enk.
liomm Recht, komm 'l'eg, wie e8 Zieh Zehiekt,
Wenn ich nur 11eine h'ehe weiß,
80 hin ieh wie 1101* (Lott 11em 11errn
Lin teuhetreul'elt 81ütenrei8.
Liuen 1331111 „1381]e11en" 11011 11131105
W ie g e 1 , 'erleg 1-0n Lugen l)ie(1erieh8, .le-ne,
möchte ich heute nur neeh kur2 e112eige11. 138
81111] fe8t elle8 hteieter8t1'10ke 11er jungen, [einen,
"gl-*- f "** -1
; früh L11 'ei-äienler .enerkennung gelengten
:- Kleieterin. 171-11111 80hen2,
ß Wueik.
llanI '011 131110118 [Briefe un1l Schritten, 11er-
euegegehen 11011 lilerie 11011 81'110w;11er
„Briefe" 1311. L711: „Meiningen" un11 1311. 7111:
ZehlulIhenci die 2um 'l'011e. (l1eip2ig, Zreitkopf
G 111111121). 7 811e, hr08eh. 41.- gel). 48.-
Wit (he-Zen 131111111211 181 11er 1111301111113
11e8 grelöen, 1111111111-011 euegeheuten unci 80 tief
Hz: fe88eln11en Werkee nunmehr erreicht, 11118 81011
weit 1111er 11e11 Nehmen einer ll-lenegrephie uncl
:' 1 Lin2e1-y870helegie (lee 8e1tenen Uenne8 hineu8
2u einem ungemein wertrellen Dokument äer
ellgemejnen Zeit- uncl (1er 8pe2iellen Musik-
geeehiehte, die 2um 1tu8genge 11e8 .lehrhuncierte
menumentel erweitert.
heben in neuerer Zeit mitunter 11eriiher 1(1ege
gefiihrt, (lelZ ein 80lehe8 nn8ehwellen 11er Zriel'-
Z.- 1iteretur 0 h n e weitgehencle 111131259. elle8 8treng
Zechliehen gegeniiber (1em rein Yemönliehen
70m bel 56i, 'un11 neinentlieh 11ie8em Unter-
nehmen jet 8einer2eit, Zehen neeh.11en ereten
13111111811, 80leher Üerwurl' in 11er Öffentlichkeit
nieht er8pert geblieben. *leh gehöre nieht 2u
ihnen, hehe im Gegenteile cienkher hi8her neeh
in 12119111 11ie8er ßencie eine wehre k'unclgruhe
reicher h18t0rieeher 8e2jehungen wie 11911-3111-
eemer u1'111 nechheltiger enregungen '0rgelun11en
1-_ 111111 meine, 11:18 men 2111111111131 ellen (Iruncl hehe,
fx» 11er geietycdllen, 0pt'erl're1111igen klereu8geherin
.r

'1*' 11
* ..1'
fiir (iieee kostbere Spencie 2u eelutieren: eine
litererieehe "Sehe, (1ie meinee [Kreehten8 11ureh-
e118 ihren Zweck unt1 ihre 1111510111 erreicht he2w.,
edgeeehleeeen, euch nunmehr 11en Wert un11 11ie
13e11e11tung erhelt, eine .-111 'en umfe88encier
„Zutohiegrephje" [jene ren 1311101118 8e1h8t 2u
8ei11. [11111 68 jet in (11e8em Zu8e1nmenhenge
(leher euch nieht ohne 1ntere85e, 1116 klereu8-
geherin Zelh8t im Verwert 2um 80111111111311119
neehweiZen 211 8ehen, (Lei) ren 5144 ßriefen nur
1925 eufgenemmen, 3219 euegeeeheltet un11 1111er-

heupt 'em g e 11 2 e n, oerlilgheren hleteriel
1 etwe nur ein Viertel ehgeclruekt wurclen. DtweZ
:- 1*.1111ere8 were _je wie11er (lie Frege, 0h 11here11
*' dicht un11 Zehetten richtig Verteiit, nieht 11e
uncl 110rt etwe8 ein8eitig, neeh 11e1n 8tenc1punkte
11e8 let2ten heheneeheehnitte8 gen2 11nwi11ki'1r-
lieh 211 8e11r beleuchtet, eu8geweh1t 011er ekxen-
tuiert ereeheint, we8 im Lin2e111en wie im *großen
Zueemmenhenge 11e8 6en2en 8ieh 110eh neeh ein
wenig enciere euenehmen könnte; 1701* ellem, 0h
nicht 110011 hin unä wiecler etwe8 unterclriiekt
011er übereehen wercien iZt, (1e8 8e11r weeentlieh
2ur Geeemtemeheinung un11 (Ieren geietiger
Lntwieklung noch mit gehört. 'l'eteeehe hleiht
ie. 11e8 (lie ZFmpethien (ler 1-'erciienten llereu8-
geherjn e111 11er Zeite ZrehmZ-.l 0eehim-l-len81iek-
11170111* enteehienen liegen, unc1 eul' elle helle
gehen wir einer Witwe menehe „9011115“ 'er-
klert-liehencier 1tuffee8ung 11011 ?ernherein Zehen
gerne gereue. Nichte liegt un8 euch ferner, e15 (1en
Uritieehe Ztimmen'
elten, 17011 k'rieclrieh ktö8eh 8einer2eit eulge-
n0mmenen 'l'enäen28treit neeh '11ie8er [Lichtung
hin wiener eul'2urul1ren; ee 8011 hier eden le11ig-
lieh geeegt un11 enge11eutet 8ein, wie 2ulet2t nur
[Diner, 11er 11e8 geeemte noriiegencje hleteriel e11
Zehriften, Mieten, eutegremmen, hek8imile8,
'l'egeh11ch-1tui2eiehnungen 111111 2eitung8-1tu1-
Jemen kriti8eh nechprüfencl 1-* 0 1 1 e u f mit 211
1111er8ehen 1-ermöehte, hier eret ein encigiiltigee,
wirklich 8eehk11nc1ige8 Urteil (1er11her'eh1ugehen
berufen were, 0h eine unrereingenemmene, 8treng
0bjekti11e Sichtung un11 ellZeitige Derßtellung
hier in iecIem Punkt erf0lgte, 1)enn (iie grey-e,
gewichtige Mehrheit eeheint mir 2u1et2t (loch
111e 211 8ein: [jene 1-0n 13111011* wer weäer Wegner-
011er 11182tiener, noeh eueh 8rehm8- uncl Wen-
(1e1880hniener im (Jruncie Zeinee 11er2en8 rein
unci unt-erlelecht, Zeit 8eine8 hehen8; eenclern
Vielmehr ein enregierter ?ertreter eben (iee
„1111moritet8-6uteehten8'* uncl prin2ipieller „Um-
werter“ im Sinne (1er 14.112u-1K/enigen gegen (11e
K7je1211-K71e1en 8teekte unhe2winglich e18 heete8
'l'eil in ihm. 80 heherreehte ihn (ienn euch nicht
etwe ein negierenner AihiliemuZ unfruehtheren
wie-3131111101193 gegen eine Weltmeinung; nein,
eielmehr: wenn Georg 81en11e8 11111' einen [(0111
wie Uiet28che 11e8 Wert 110m „erietekreti8ehen
Keciikeliemu8“ trei8innig-gei8t1*0ll pregen kennte,
e180 einen (1urcheu8 peeitiken, 8e1h8teigenen k'er-
eönliehkeitewert e18 1(ern jener Zelteem-wi11er-
8prueh811011en 11186heinung 8einereeit8 ennehm,
80 111131 8ieh gen2 ähnlich euch ron einem l-len8
1-011 131110111 wie11er Zegen, (11113 ein Solch' „eri8t0-
kreti8eher Keäikeli8mu8“ (lie geietige Quint-
e88en2 eeinee eutreihen11en hehen8 un11 pr011uk-
tiuen l)e8ein8 immercjer gewe8en. - Merum
überheupt nech Uiemenä euf (1ie 111ee x-erl'ellen
jet, (iie 80 fruehthere uncl in 2eh1108en 111131031211
wahrheit 11611111111211119 Derellele: l1en8 110n.1Z-1'1-
10w-k'rie11riel1 Uiet2eehe k0n8e uent einmel lite*

rerieeh (lureh2uf1'1hren7 l)ie eit iZt reif 11e2u,
unc1 ju8t 11ie 110rliegen11e, greße Zemmlung bietet
hinreichencien 1111138. Ze1h8t einkuäwig ll. 11011
Lex-ern 111111 yeter (.:0r11e11118 gehörten eigentlich
mit in clie8e11 Lehmen.

Drei'. hrthur Zeicil.

11111011 80hwelt2er, .l 0 h. 8 e b . 13 e e h.
Deuteehe Zu8gehe. (he1p2jg, ?erleg 11011 Breit-
kepl 81 Uertel, hr080hiert 15.*,gel1un11en 17.50)
„deuteehe Rue-gehe", (1e 11er Uerl'eeeer, ein e1-
8118318011121 Uueikgelehrter un11 Grgeniet 8611198
2eiehen8, 8ein Werk ur8p11'1ng1ieh in tren208i-
Zeher Zpreehe 'erleöt het, 11118 nunmehr in
cieut811her Uhertregun 716118611 umgeerbejtet,
erweitert, 'ertiekt un ergen2t, hier ?erliegtl
Wine gen2 neue, m011erne 8eeh-lLrken11tni8 eul*
Grunci meciern-eetheti8eher prineipien 111111 einer
m011erneren nulfeeeung euch 11erhtu8ikge8ehiehte
i8t in eller Ztille unter un8 (1e herengeweeheen
- 1-011 einer 'l'regweite, (lie 2ur Zeit 00h keum
gen2 2u über8ehen. 118 18t 111111 wer ehen einleeh
nieht wehr, 111113 Zeche hlu8ik nur Wethemetik,
1101111911111 uncj 111'111-e 1!/i886n81khe1t in 8jch 11er-
einigte, nicht 8eh0n hier (1ie '1'0nkun8t euch
..Zpreehe" unc1 poetieeher „1111eclruek", t0n-
malerische Zymhelik - .,remenli8ckh" 2ugleieh
geweeen wer; 11eß kregremm-ltlueik un11 'l'on-
melerei nur einen mincierwertigen Uehen2weig un11
fetelennbweg (1er 'l'enk11n8t decieu'teten! (Jerecie
11118 Gegenteil 181 richtig, uncl led-t Zeheint ee,
e18 hehne 81011 mit 111e8em gehaltreiehen Luche
einer eigenertigen kereehung en111ich euch (iie
wieeeneeheftliehe 811111111113 jene8 kengeniel-
helleiehtigen Zet2e8 1111111111311 en, (len ein 1?.
Wegner gelegentlich e8theti8eher Lrörterun en
in eeinen Schriften (811. 17111) hecleuteem nie er-

16316, (18 61 811316: „138 1181 (181161 8118 (16111*
31013611 136611101611 61116 38112 116116 [I1116nt111118
(168 117686118 (161 311181.1(2'11 3611'11111611,(116 11711 1 2 6 1,
8118 1116161161* 816 361'806 211 (116861 1111116 111111 136-
1161110113 6111186118611, 81 11 11 1'011 (1 11 1 6 11
L 8 611 8111 ?8168111118 211 16111113611, 111111 8011111
6111 3811: x1 11 (1 6 1 6 8 81816111 11'11 11116 88t1161186116
[1601161111113 211 11631*1"111(1611,8|8 (1881611136 86111
110111116, 116161168 81611 8111 (116 1(61111111181181111116
611161 1'011 11168611 11161816111 11'611811116361111611 8111-
11'1611111113 ((161- '1'01111111181 11811111611 818 611168 811-
86118011611611 „81116168“) 81111216.“ 1611 111-6113 86111*
110111, (181.1 (161 1761188861 8611. 118611 3618116 111
(1636118812 211 1166111111-611 8617.611_ 111061111- 111111 111
117831161 611118 11611..1>11111p0(1611'*_j611(18 816111. .8116111,
1188 181 110611 6111 11111111111 (168 81161168 111111 86111
[161-8061161161l11111111,1161*17611118861 11061111161111161113
11181 111 (11686111 8611861116 8611611 11'181, 11116 61 88611
811611 6181611111611 110611 211 1161113 11111. 86111611 111810- '
1181-11611 1701181116111 111 ?6111111118113 b11113t. 1361
[1111111111 Z j; 1 t t 8. 111 (1688611 38112 1111861181211816111,
11111-6131616 11611 8111188861106111 138611-171761116,
8 11 11 1 6 111811 _16116 1161161110113 1186118611611 61111111-
11-686118 110611 6181, 11811111; 1116 1 61111111111 68 81611
2111 0116811816066" 1(18111611 101 1111861 81161
11113611, 11161111 11111 1168 17611888618 80 80186111813161611
116.116 1J8611-1181116tj11 111 (16111 .18611116186 616111611-
18161* (1181168101116 (161* (11181*811161-181111 111111 (11*-
'1'111611 1168 3118111116118 8111-11 1161 (11686111 6611-8]-
113611 311116111 86.11611. 1111111611 11-11 11811111611 (11686
1.1161 81111116116 ,.1161111-111111111“ 11616111611 .4.118-
111-1161181611608 111111611-1181-116181111113, 316161188111 818
„0138111816160116 11.81111" 11181161111, 111 811' (1611 36-
11811111611 11811111111161816111 611161 '101111111181 818
811186116 111111 .81180111611 (1116161681111111161111 1'01
111111 111161161, 80 181 6111 311117. 888610106811161161
86111111 8111 (16111 1111111881116." 111-'636 211 1161161
8811161181-861 1161116 111111 11181011861161- Lkk6111111118,
11116 1601-111 "6181811111366 111111111611)8161111611611t611
1111113, (11111111 361811. (11111 1161-111111 81611 (188 36-
16366111611 11111 81111611161113611 l)11161811611111113611,
11716 (161161113611 k'. 1'. 118118633618, 11. 8161111116118,
L116 111111668, (L. 5161-8. 611168 118118 7011 R701-
203611 111161 (116861116 .11816116 8111 8111161611, d6-
3161121611 6611161611, 811161161 68 (1168611 11181111011
80 211 883611 11111 111 (116 11811116 111111 61181111
68 11'61t6111111 1'188611861181111611 110611 11111110111-
1116116 [1131111211113 (1111611 6111 1311611 (3161611-
18118 118020818611611 111-81111111368) 11116 2, LZ. (188
1161161611138 111-861116116116 1011 .811616 171110:
„116811161111116 (16 .1. 8. 138611“, V8118 1907 (8111
1188 11111. 1186111111161(11161* 316161118118 ?61111168611
86111 111036), 80 81611611 1111- 8111 116111611386387011611
3111181136 1101161-, 31-01361 111111 3611716111136(- 1)11136,
1'011 (1611611 68 818118111 11618611 (1811: „111811 111618
1116111, 11'118 110611 1161-11611 11183!“ - 111111 1161
(1611611 111811 (181111 361108(11111 [7111611 1'011 111111611
61111118] 81181111611 1181111: „l-L8 181. 61116 111181, 211
16116111". , .. 1161111 111811 11811111611, 11116 (161 [111161-
2611-1111616, (1 1 6 8 6 11188111881116111(111111 8 016 11 6

1[118111111810116 86.11011 1118116111111161111 816.11 361183611
111111 1'111 611161 0110011161-61111611 11'611 1168 811611,
803611. „811801111611“ 11118111-8181111111111111168 111188611-
86118111161181618 ?611161611 1181..
V101'.
1111-1111111 "831161-8 1311616 1111 861116 kran,
.111111111 171131161. (11111111836. 13611111, 8611118161- 86
11111111-1-, 11 11116. 11108611. 8.- 11111., 361). 10.- 11111.)
(111361116111 1616116 111111 6131611136 Q8611A]
11811611 81611 111 (1611 1118861161161 361181t11011611 111111
(16111111-1111113611 811618811118111113611 6186111088611, (116
11118 21111181 (116 16121611 .18111-6 8111 (16111 80 11161 b6-
861161-1611 1761116 (161 117831161-111161-81111 (1811116118-
1161161 176186 3611186111 11811611 - 11111 61111116111
11, :1. 11111 11116.11 811 (116 1*(111 (1. 171. (111886118111)
111111111* 861111.

54-7

116801316, 11618831616116 U11881111116118161111
„1387161111161 1311616“ -1168 dl
(8611111, 61161168), 111 1161 211118.1 [3811111618161- 8 F -
1118111, 118118 11011 1111111203611, (116 811136111611.
11111181161 111111 80 1118116116 11-6111181136k1-61111116 (168
8811161111161* 88161116111116118 (1101 8116111 811611 (161
110116 ?101611106 [(61113 11111111113 ll., 8611181) 818
.4. (1 1 6 8 8 8 t 6 11 110611 111111161 16111611, 118 816 81611
(161111 1111 »7686011161168 81111116 861116111611 811 881111161
[611816], 88136181618161 111111161161 111111 1211111
11661161, 6111136 8p6216116 885-161111161- 17161111116,
8011-16 111611616 1311616 811 1118861116611111618161 C,
8181161, (116 11118161- 10861 110111181111'111161 V101.
11111111 1)06pp]61 8111121, 11011 (161- 68 81161 (10611 mjt
1'113 111111 1166111 1111 „Ä/011170116“ 11618611 (1811:
„128 18i., 11111.61 8811111161168 '0111881161168 88111111-
111113611 1'011 131161611 17178311618, 1116111. 1616111. 61116
1111611113616, 3686111611111611 1161160180387011616 (161111-
1181 818 111686 (11111611 (116 6111080103186116 9111-611-
(11111311113 11181161* 176161112611 11111- 1161181111161* 81161-
31111111611 (101111611. 1'6111161181116116! (1. 1161.), 111 (161
111-11 86111 116180111161168 D88610, 111113611', [Kämpfen
111111 116111611 111 80 1111111111611)8161 7611118118113 11111
861116111 1610161810118611611 (1611611811-61116 &161-1111111111
81111611611; 8118 (161* 11111* 8111161861t8 (116 6111816,
1111611636116, (181111 111161161- 1181111611 1111160116116,
16111136 111111 8111611616116, 111111161* 81161 11011 11612-
116118161 0311111131-161(1111 8116 111111 361618161611
01611816 611111116 111111 3611836116 111-t 8611168 1'61-
1161118 11111 (1168611 11611611 116116111 111111 1111811161161"
8118 811181116111816111 1111161161160 1161111611 161-11611“.
171761* 116111611 (116 1117831161-14116181111 361181161* x761-
10131 111111 3111111111611 1(61111t, 1'01 8116111 111161- 6111
1636111188136]- [16861 (161* „883-161111161- 81811861“
8611 .18111611 18c, (16111 11111116 11111* 11161113 1161168
01161 3811211611 0676111811168 1116111 8118 (11686111
13811116 661363681161611; 71611616111. 81161 1118611611
81611 .81111616, .8116111112136 1161 (116861 6616361111611
8118 (161 (161111116 '0111636111166 131161168 (10611 611(1-
11611 611111181 11181, 111616116 8161111113 (11686 111611161*-
1881611611 „138 161111161, 13181161“, 8611011 818 6111816

111111 3611-188611 8116 0011111866166-88111111111113, (116
6111 161161 (16111111616 168611 111111 - 1161111611 801116,
111 111186161- (161118611611 18116181111 1161 3611163611611
1786110138116 1811381 6111661118611] - 111111161 1116111-
111111161 111111 110116111161. 81611 8111 8016116111 171/636
161161118118 1188 [4611611811116 11178311618 1116111 11111 818
611161 111111613]6161111611 3611181611 k61866116111161t 11011
8611888661168, kultur-118361111611 111111 [(1111111-
11111161111611 9016112611, 8011116111 811611 818 (168 1118111*-
11811 31013611 111111 3111611 .8886811816186118611611 11011
8611611611 6811611 (168 6618168, 116126118 8811661611168.
W61* 11 81811, 8611181, 118611 (1611 1176866110111(-
131'16116111, (161 1161811838116 8611161 „1*'8111111611-
1111616“, 1161 8881611883611 861116116110611361,
178181116111, (111-81111 9011118168 118111. - (161 (1118*
8608111186116" 11161816111103181111116* 381* 6181. 211
3686110613611 - 1111 1111-11816 110611 111111161 211'61-
16111 110111116, (16111 1111111 (161* 8116117661186]
11111 1161- 6811111 111111118 1711831161 '011611118
110611 11611 8181* 816611611. 01161* 801116 68 111111111611
110611 11361111 6111611 3618116 3611861186116", 81111-66111
1111 1.611611 8161161111611 111111 118111111611 6186116866068
1116118611611 3611611, (161 11168 6 13181161* 110611 111111-
,(16181611611, 81161111818 bö811111113-111183ü118ü3 111 1111-
663611161] 1161116111-611 1101111167 W11- 3181111611 68
111811111611 1116111, - 11012 811611 1111161611 111111 116.1*d611
[1118111011368, (116. 8111111686111 (16111616 1611161 8611011
211 881111116111 111816111 1716111611, (11686 1311616 18111611
1116111 38112 1118 211111 1110861161116" 11111111188 1161-8111;
816 11110611 110611 116111 6111.8p16611611068 (1163611111111
(1111611 (116 6136811861113611 1811111011611 (161 6811111
8611161; 110611 111111161 811611 118b611 1711 11118 116211311011
611161* 1)1111111(811011 (168 „811611760118618 1116118111-
()0811118 17171131161“ 11686116111611111611 211 361111111611,
111111 - 38112 116116111161 11161 11111 11611161111 _ Ci.)

„Miele an hiinna" bilcieten mangele jener .Rn-
gabe einee llerauegeber-binmene, (iatu ohne
„Vor-nem“, „.-tnmerlcunge1“ noch „liegieterK
0m immerhin recht angreifbaree literariechee *-
„ljnilinm‟ fiir eich, lage nicht mit (lem „Zriel-
u-echeel ticiechen Wagner un() dient" in cler
einechlagigcn diteratur bereite ein leitiiger pra-
necienZ-k'all Verl* allein, u-ir echulcien (loch
niet-(neten, hertlichen l)anl(alle, (138 une
clieeer Zchatt an .Aulhellung uncl lKrlclarung
einew'eilen Zuganglich gen-orclen, un(l eelbet
lienner mögen beim anfmerheamen 8tuc1ium
ehrlich Aufatmen, uiahrwnehmen, in 'reich'
n'eitgehenuem Mage uncl echier iibermenech-
lichem Gracle ein mit (lem göttlichen li'unlcen '
(lee leiclenöen Geniee Begabter hier (lem lrciiech-
Bürgerlichen, Lujgnatiirlich-Zjttlichen hiilcle,
Facheicht, Schonung uncl l)ul(lung, _ja liebenöee
K-'eretancinie immer wiener angecleihen ließ.
blanc] ante klert! Wer '011 une Aeruen-
-menechen Mare (1a nicht langet tieren gelaufen
o(ler aber 'alebalc'l :ueammengebrechen 7 ln
Weit tieferer Zeöeutung uncl erneterem Zinne.
ale (liee rorciem _jemale angenommen n'erclen
konnte, eteht liclinna fiir (lae .Auge (1er hietoriechen
Beurteilung (loch ale (ler echnlöige 'l'eil in all' (len
Wirren rer une, ale (lee-een Lntechnlcligung uncl -
Iloiixierung eintig nur ein quälenrlee llertleiclen,
neben (lem [ile-MichelZeeeer-Wieeen oöer -K/er-
etehen unö allenfalle Wagnere eigenem .lngenc'l-
leichteinn (ler frühen Zingehung eolchen Ihe-
bnnöee,ihr tur Zeite eteht.])enn, in (ler 'l'at, man
mul?- clie geracienu rnhrencle .Aueöauer in k'ietatnnti
teleran tem Lingehen auf ihre beeonclere Natur be-
Munöern, i'iir (iie ee echlechterclinge heine anclere
lie-Zeichnung ale (lie (ler „chrietliehen Caritae"
mehr gibt, u'c (ler Zmcr (loch langet ereticht
uncl ein Znrrogat an eeine Ztelle getreten eein
mnl3te. 80 Warn cienn Wirklich hier - uncl
*tu-ar im eöeleten Zinne (lee Worte-.e _ ane (ler
diet eine 'l'ugencll Une echcn gar nicht be-
greifen n/ir (ianach 'ollencle mehr, WlSZU nenn
en- h-lar 'cn cler praktiech-lclugen, tiichtig 'er-
anlngten guten „l-lauefrau" nlinna uberhaupt
jemale aufkommen konnte. - lm iibrigen
eincl .fir natiirlich uneereeite nicht eo ober-
flachlich, (iieee tief aufechlutlreichen [Kanne rein
?innerlich mit cler li-larlce „li'riclia“, oöer auch
nur „818a“, nun ?.ll kereehen, Wer 2. 8. an (Iae
eretere Wette eich alltn aneechljelilich krampf-
heit anhlammern wellte, (ier u-iircie gen-ill (len
eigentlichen Gruncllcern (laran yoreilig iibereehen;
uncl-»7er bei eolcher echnelliertigen kiti ette oöer
parallele echon etehen an bleiben geöac te, müßte
Folgerichtig urohl auch (lie Göttin „li'riclca“ ale
- „hernleiöenci“ (lann annehmen ocier bei kilea
einen krankheit launiechen Zug im forcier-
grnncie- (ier Drecheinnng eehen. Gleichu'ohl aber
möchten niir (tech an (ier i'eingeietigen .Analogie
„k'riclca-hlinna“ in jenem höheren Zinne uncl-

iuecfern tiefer-beriehnngex-ell ZulLfZl. i'eethalten,
*ale Mir ane (lem debeneabrieee (lieeer 8rielc
Wagner'e (lichteriechen [Li-net erkennen lernen,
(len 'er eelbet in eine Geetalt &rie eeine ii'richa
„obzehtiN' hinejntrug, (la er eie mit hlotiiren
uncl .Argumenten gehaltycll uncl charakterietiech
aneetattete, welche er eelber pereönlich ale
(lurchaue berechtigt, naturnotu-enciig uncl inner-
lich lolgerichtig im hinncle (ler eben nun einmal
,,biirgerlich-eittlich**-organieierten k'rau unterm
dicht- uncl Schattenepiele (lieeee xyiclerepruche-
rollen debene klar enipiuntlen, menechlich
mitgei'iihlt un(l billig eingeriiumt hatte, ln
letnterer .l-lineicht, glaub' ich, können u'ir,
auch' im poeitix-en Veretanclnieee i'iir Wagner, (ten
_Zchöpl'er wahrer uncl lebencliger lJöhnenge-

lin-[intel Wagner t [864)
ane Richaru Wagner-e photcgraphieche Zilcinieee
mit einem "ern-ert enn n. UnhiZiId()i-K-".
(Geb. 3.-. Miinchen. k'. Iruclcmann NW.)
etalten, pez-chologiech uncl bicgraphiech-aul'-
fallenci n'irljlichgar nicht u? eit genug gehen.
Drei'.])|*. .Arthur Zenll.

Keligiöee Ichrii ten.

die efangelieche 'l'heologie arbeitet immer
noch an cien cirei entgehen: eie n'ill be-
etimmte Ureiee ron 'l' a te a c h e n erkennen,
elie mit (lem Glauben :u tun haben, eie &kill (lie
13 e ö. e u t u n g öieeer 'l'ateaehen ieetetellen',
uncl eie enrht Wege, nm (lieee [Je-.clentung cler
'kateachen in Vrecligt uncl Unterricht 7.u y er-
lc ii n cl i g e n. k'iir nneere (ihr-reicht Wahlen
u'ir aber öieee Lintejlung nicht, eonöern um (lae
.Cneeuchen ron Geechenhu-erlien :n erleichtern,
teilen wir (lie auegeurahlten Zehriften nach (lem
Gracl “ihrer kleretancllichliejt in (irei Gruppen ein.

l.

Löcher etreng n'ieeenechaft-
lichenlnhaltee in gelehi-terk'orm

Der unter rie] Inieehen uncl Zweit nach [Jer-
lin berufene Vroleeeor I. l) e i e e m a n n hat
ein [Kurth geechrieben. (lee unter (lem 'l'itel
di c h t x' 0 n () e te n (lae biene 'l'eetament
mit l-lilie (ier neuenttlecliten 'l'exte ane (ler 7.0l(-
genöeeiechen griechiech-röniiechen Welt be-
leuchten n'ill. ('l'iibingen, l. C. 8. Mehr, 12.60..
hlit einer kleihe kon hochintereeeanten, Zum
'l'eil in guten .Zlbbilclungen x-eranechauliehten
lnechrii'ten, lZrieien uncl geechaitlichen Motiten
beleuchtet er een-oh] clae l(leinleben (ler ganten
Zeit - einige brachte-elle „menechliche Dohn-
mente“ einci un'ergeölich - ale auch beeonöere
(len innigen Zueammenhang (ier urehrietlichen
Welt mit ihrer Umgebung, nroclnrch _jene txx'ar
nicht ihrer Größe beraubt, aber une t'iLl Ver-

Ztancilieher uircl. l)ie eehone Zoraehe uncl (lie .Außetattung macht (188 lZueh Lt] einem yor-nehrnen (Jeeehenlc. - ln (ler Sammlung VVieeen-Zehaft un(1 l3ilciung (heiptig, Quelle & Weyer) eine fiinf Vorträge geeammelt unter (lem 'l'itel l) a3 C h ri 8 t e n t u m, (lie 'on *.-ereehieclenen l)rofeeeoren 'or einem außgeu-ahlten publi-kum in filünehen gehalten ii-oräen eine. h'ieht gana leieht, aber gut geeehrieben geben sie einen x-ortügliehen Überblick über (lie großen Zta-tionen (ier Lntwielilung unerer Keligion; be-Zonciere wuehtig Zehreibt 'l'rölteeh liber huther un(1 l-lerrmann über (lie religiöse krage in (ier Gegenwart.

Uneer großer (Iegner im kampf um (lie tVeltaneehauung, (ler Woniemue gehört aueh hierher. Lk ereeheint mit 8einem großen Zwei-banciigen Werl(auf (lern plan, (188 man Ztu-(iieren muß, VVLllll man wieeen Vt'lll, _'V0l'lllj'l ee 8l0l'l gegenyrartig hancielt. l) e r lil o n l 8 m u 8, (largeetellt in beitragen 8einer Vertreter, heraue-gegeben 'on it. l) r e u- 8, Lei. 1 ZFZLSMAUZUWZ, lZci. 2 llietorieehee (.lena, 8.1)iecieriehe, aus, 10.50). .jener (Furchetreift (lie ganee Gegenwart, (iieeer (lie Vergangenheit unter (ier [Tückeieht, in welchem Verhaltnie ihre eintelnen Lreehei-nungen :um liloniZmuZ 8tehn. lilan un(1 Zieh iiber (lie Vielseitigkeit (lee Zehlagwok-tes hlonie-mu8 wunciern,aueh (iariil)er, wie Zehleehtllaeelcel wegkommt. *

ll.

allgemein 'eretauci-
lieben lnhaltee.

l)ie hier au nennencien Schriften ruhen alle auf gelehrter (Brunel-ige, einci aber ihrer ZbZieht naeh un(1 gemalt ihrer gancen .Anlage beetimmt, Gebilclete aller Ztanele in (lie .Arbeit (ler 'l'heo-logie hinein-ufiihren. l)ie Untereeheiäung "on „'l'ateaehen“- un(1 „Zecleutiiiig8*'-8üehern 1a8t Zieh nur im allgemeinen ciurehfiihren. l)enn (lie 'l'atsaehen Fernen immer um ihrer Lecieutung Willen uncl in ihrer Lecieutung behanclelt, uncl (lie Leileutung (ler l)inge ruht immer auf ihrer l(enntni8. '

Sue. clem Eebiet (lee gtlten 'l'eZtamenteZ liegt ein ßueh 'on l. W ein h o l (l 'or „l) ie &Veieheit [Zraele“ (heipeig, Quelle & Weyer, 4.40). hneehaulieh uncl intereeeeant etellt ee (lie aneehauungen leraele iiber Gott, VVelt un(1 lileneehenleben (far; für (len geeehiehtlieh (lenkenclen heeer fügt*ee Zemerlcungen über ihre llerlcunft, fiir (len praktieeh intereeeierten Zolehe iiber ihre Zetiehung Zur Gegenmart hinau, in (ier Wil' noeh an (ieneelben k'ragen une ab-miihen, iiiie 2. 13. an (ier lliobefrage naeh (lem heicie (1er (Jereehten. - Zehen auegeZtattet un(1 Zu 6e8ehenlcen geeignet eine (lie lZiieher (lee Verlage alle; er hat Zieh gan! beeonclere auf (lie Vermittlung gelehrter .arbeit an (lie VVelt (ier Ziloung tur aufgabe gemaeht. - Mae gilt aueh

'on (lem Doppelbanci „Unere religiöeen
l3 r 2 j e h e r“ (ieeeelben Verlage (geh. 8.80), (1er
Zieh Zehr Ill GeZehenlcen eignet. Geeehiehte
un(1 Zecleutung »eercien hier 80 ZuZammenge-
floehten, (lat) 'on .tutoritaten (lie (Zeetalten cler
biblieeh-ehrietljehen Vergangenheit, (lie am
starkZten unere heutige Keligionsgeetalt beein-
flußt haben, (largeetellt mercien; (ienn alle
(iegenu'art lebt 'on Vergangenheit, uncl (lie
Großen (ier Vergangenheit wirken in alle Zeit
hinein. k'ührt (1er erste Zanci x-on liloeee iiber
Jeßue, ttuguetin uncl kram. 'on iteeieei bie Zu
[MIZ. 80 Set-tt (ier :Weite mit (len [Leformatoren
ein un(1 fiihrt bie 7.u ÜiZinarelc. irahrenci VV. llerr-
mann mit einer allgemeinen Lrorterung (len
Zehrift'en
544
7-."-
8ehlu|3 maeht. - l)ieeelbe Weiße, Gelehrtee
uncl l)ralctieehee, Eeeehiehte uno becieutung :u
'erbinoem Zeigt aueh (lae buch von l) r o f.
Zell, „Uatholieiemue un(1 l)ro-
t e 8 t a n t-i 8 m u 8“, äae Weit uno tief, frei uncl
feet Zugleich claZ eo Wichtige Verhaltniß beicier
bekenntnieße (iaretellt. Zoe-oh] cler k'reuncl (ier
'l'olerant Wie cler (lee 8treite8 muß voieeen, ehe
er urteilt uncl forciert; (iatu hilft Zell uoreßig-
lieh, - l)em8elben Leciürfnie, Gelehrte-„q (ier
ßiloung (iartubieten, ciienen (lie bücher (les
jünget 'erßtorbenen 0. l) fl e i (i e r e r ane (lem
Verlag 'on l. l7. hehmann, Miinchen, geb. 5.-.
l)a8 erete teichnet „1) i e li) n turiel(l u n g
(lee (Ihrietentum8“; (la ee in beneiclenZ-
Wert klarer huetiruelceu-ejee eine kiille ton Ztoff
in Zehr überZiehtlieher Weiße äarbielet, (lie (lureh
(lie Ztarlc hervortretencle pereönliehc Ztellnng-
nahme (lee Verf. noeh beförclert »pi-*(1, 80
bietet ee ein gute-8 Mittel, Gegenwart aus (ler
Vergangenheit heraue tu yeretehn. Ligenartig
jet (lee 8einer ganeen itueetattung naeh aueh kor-
:üglieh ale Geeehenl(geciaehte ßueh iron 6.
yfannmiiller, .leeue im l)rteil
cler .lahrhunoerte (bei Zig, Teubner,
geb. 5.-.) lilan 8taunt Weniger ü er (len echten
Zibliothelcarfleilz (lee beleeenen Verfaeeere alß
über (lie l-"iille (ier auserungen, (lie (1ie8er .leeue
'on Aataret in (len becieutenclen 6ei8tern aller
Jahrhunoerte uncl aller geietigen k'ormen bert-or*
gerufen hat. - Kaulue in Corinth
macht unter (lem Geeiehtepunlit (ler Ili88ion
(ier frühere lilieeionar (L. ltl u n ti n g e r recht
aneprechencl clar. Zoe-oh] (ier (len meieten nur
ale Dogmatilcer helcannte Spoetel Wie aueh (lie
heute. in Corinth un(1 (lie gente Zeit leben &*or
(lem [Klicke auf. (kleicielberg, 1L'. Verlag, eb. 3, 75.)
VVie ciae VVeZen iecler lüreeheinung ureh (len
Vergleieh', 80 Wire (laß (lee (Ihrietentumß (lureh
(lie x-ergleiehencie Keligionegeeehiehte hier. 'Ver
Zieh ausführlich über (lee Verhaltniß (lee Christen-
tums ?.11 (len anciern Religionen unterrriehten Will,
greife 7.u (lem Luc-h yon 0.!“l'leicierer „Ueli -

gion uncl Weligionen“, ane (lem Ver*
lag x-on l. l7. hehmann in Miinchen (br: 4.-
geb.) 5.-), (laß (lie Voraueeetaung 211 (lem oben ge-
nannten über (lie Lntieielclung (lee Chrieten-
tumZ bilclet, 0(101- er »kahle txt-ei kleinere *ane
(lem altglaubigen bager etammenoe Zehriften:
l)ie ,religiöeo l-'rage im hieht (ier ?er-
gleiehenclen Keligionegeeehiehte yon l)r. 6 e -
0 rg 13 r u n n e r (Miinchen, Zech) uncl k) i e
hebenekrafte (lea IIx-angeliumg,
l)iieeioneerfahrungen innerhalb (lee animietiechen
l-leicientume yon .l o h. VV a r n e e l((Berlin,
Warneek, geb. 5.50). Zumal'äae Zereiteintereeeiert
aufZ höehßte clureh (lie genauen Zehilcierungen (ler
Religion cler lJatalce mit ihrer l)iimonenfureht,
(1er (iaZ (lhrißtentum ale (lie Religion (ier li'urebt-
“losiglceit un(1 Reinheit entgegentritt. - Segen
(lie inlanciieehen &Vettbexoerber um nie rechte
.Antwort auf (lie [frage naeh (lern Zinn (lee
(ebene, (len ltloniemue, richten Zieh fax-rei ein-
faehe klare Zehriften. Ruhig uncl 'om lZoclen
Zieherer kenntnie ane gibt Zi r 0li re r
hooge. ein englieeher k'hz-eilcer. (lem Führer
(lee hlonißmue l.). flax-ehe] Zeeehejci in (ler
Zehrift heben un(1 Materie (berlin,
l(. Curtiue); yom frei theologieehen aux l)r.
l3runo VVeiZ in (lem kleft liloniemue,
blonietenbunci, Kaciihaliemuemncl Chrißtentum.
Bremen, Verlag 6. Winter.) Jehle Sollte. leeen,
»ter Zieh für (len Wonißmue intereeeiert.
])er im lilittelpunlct cler hatholieehen (Legen-
wartefragen steht-nee lil o (1 e r n i 8 m u 8 finciet
(lureh (len berliner profeeeor l(. lloll eine

011e 11n(1 feine 1)31*8101111ng Kelig10n8-
ge8011101111'1011e ?0111811001160 ('1'11bingen, l. (I.
1F. Mehr, 0,70).
über (110 130(1811111ng (1e8 1,ebe118 11n(1 (ler Welt
011r 1(13r11011 211 kommen, (1x110 11-0llen 111-ei
Zahl-111011811 3118 (1en be1(1en Zemmlnngen (1e8
1, C. 13. blobr80ben 7erl3g8 be111'111'11011 8ein. 1)ie
eine (1118 (len beben8f1-3gen [iibrt (len 'l'itel
„Soeben 111-ir einen neuen (1011?“
11110 181. 17011 (10m 113mb111-ger Ammer 11n(1 Fuge-1111-
lreunäe R7. C l (1 8 8 e 11 g08011rieben. (0.80,)
111 einer 8e11r 1ri80ben briefferm 1*e1-111n(1e1 810
(1e11 131101(in 811011en(1e .Arbeiter8eelen mit (Lem
111 11n8er 11enere8 relig108e8 8n0ben 11n(1 1*"0r8011en.
Am ein(1r1101(8110118ten 181 mir (1108 ge11'e8en: be1(10
hinien lenken 3111 (1en 11n81erblie1111e1t8ge(13nl(en
111113118; (101* x'erbiirgt (1en .Arbej1ern ein me1180110n-
WröigeZ 1)38e111 11n(1 gebör1 :nr .S111r11n1111ng
11118re8 011r18111011en (11811ben8. 1')1e Zweite 8011rilt
gebört 211 (1er Z3mml11ng „K011g10n8g6801110111»
11011e 701118b11011er“ 11n(1 entbelt eine l)3r8tel-
11mg (108 6 011 e 8 g] (1 11 b e 11 8 ken &17.801188e1
(-.75), (1e88en .l e 8 11 8 ein81 80 gr08e8 .-11118e11en
gem30111 1131, Zie b680111*21nl(t 81011 (171r3111', "er-
8111n(111011 11n(1 1113rm (len 011r181110ben (7-011118-
gl311ben, 311011 im Vergleieh mit (Iem 3n(lrer
[Xeligionen 1111 be8011reiben; 1)ex1*ei8en 11'111 810
il1n nieht."
Lin größereZ „130116111111ng8"1111011 181, (110
80111111 3118 (len bebenZl'regen l b 8 e n, 13 j (1 r 11 -
8 0 n, >11 e 1 7. 8 0 11 e. ln(111-i(111(1118m118 11n(1
(111r181ent11m. ?en l1 e i 11 ri 0 11 11' ein 61.
(Tübingen, 1. C. 8. 111011r, 3.-.) 111er 11*er(1e11
bei(10 ['3rteien precbtig (111r011ein311110r 111111-, in-
(10m 117. (11e der8101111ng (1er (10(13nken jener
1)10111erpr0p11eten mit (1er seiner 011ri8111011en
Ubemeugungen (111r0111110111. 1)ie8en e1118pr10111
ee (111101151118, 1761111 nie-111 b1013 Nicierlegt 0(1e1-
ger ge8011011en, 80n(1ern, wenn (11e genxe 1)(1r-
8101111ng (111r3111 l11n3118ge11'11111 Wire, 111-ie ein
((118011 ker813n110ne8 (Lbri8tent11m (lie kritik
(11e8er 11131111191* 11er31181'0r(1ern mußte, 11716 8ie
aber 8e1b81 1171e11er (137.11 belfen 11n(1 7.11'x1r in
einem 11er80111e11enen Gracie je n3011 ibrer eigenen
ker80n 11n(1 beben8r1011111ng, (11111 ein be880re8
&7er8111ncln18 (168 Cbri8tentnm8 er11'30111 181.
[Kinen neuen l(r018 1'0n '111183011en er801111e111
(138 11011 Drei. 117 0 b b e r 111 i 11 g111 iiber8e1216
1311011 (108 nmerilceni80110n e101. R7. .13me8:
Die religiö8e 111r1311r1111g 111 ilirer 1131111131310?-
keit, (beipxig, liinr10b8, 6.-.) Dem 3ngel-
811011818011011 1ntere88e 3n (ier 118)!011010gi8011en
Lr1311r11ng ent811re011en(1 801111(1ert er eine 1711110
'-011 mei8t 3bn0rmen religiöeen 211813nc1811 11n(1
[1110111118800 111311 81811n1 iiber (lie Nieäerkebr
7011 1-1810n11re11 11n(1 e11813118011en Z118111nc16n
m111en in 1111810r (Legen-173m. 181 311011 (10r 801111111,
(Ier 111re „Zee1e11111ng“ für (116 Zrkenntni8 (1er
TWebrbejt 11n8re8 (11311ben8 verwertet, nicbt ein-

81-3nclf1-01, 80 bleibt (1518 811011 grnncilegenä für
(119 Leligien8p8z'011010gie.
Unter (1en „13e1101111111g8“80111-1110n 1131 3m
mei8ten Linärnel(3111 m1011 gem3011t „Z 11 r
'll/ieclergebnrt (108 1(1eä1118m118“,
?1111080111118011e Ztnäien 1-0n k'. .1. 8 0 11 m i (1 t,
(heipeig, 1)11r1-, 6.-.) klier Zpriebt überein16r1er
liegelkxeber [cleali8m118 m11 8elb8t8ieberer (1n-
ermii111101111e11 gegen 311e -i8men-1)08111»*im118,
[-11810r18111118, ?87011010gi8m118, (110 (len Zinn 11n(1
(11e [(168 3211111111911 können. 80 Zebr er gegen (lie
meciernen '1'11e010ge11 81reitet, (110 81011 (1111' _jene
-181nen grünclen wollen, 80 (ienlcb3r 117er(1en (1198e
Zejn, (1311 er (1em Glenben 11riecier [mit 11n(1 110111
1117-10111 - niir 181 e8 le1(1er me11r ZeugniZ (118 13e-
17618, .17118 8011. gibt.; 3ber eine tiefe meebtige
80111111.
35

1111011 11erm31111 (ji-(11 1(6)'861-
ling 8110111 in (1em 1'01-11'1g11011 geZeliriebenen
1111011 m11 (10111 Zeltenen '1'itel 11 11 8 te r b l 1 0 11;
keit 110118 &Weg-e. (Iliineben, .1. k'. 11611m31111,
5.-.) 31111* eine g3n11 eigenerlige V'e1-b1111111ng (1er
grün1111011 Ztnciierten 1(81118011en 610(13n110n 11n(1
einer mit reiebem 117188011 erlänlerten [1131110
111111080111110 b3111 er einen fremmen Wenden 3n
(1n81erb1101111e11 :1111. 1*'reiljel1 11111101 (11080 *1111*
Ziel 1n (10111 .Allgemeinem (138 318 11'1r1111011 ge-
(130111 181, 31101- 1111b081i111mt bleibt. l)38 eigent-
11011 Wei-100119., (1118 Zittlicbe, 181 niebt. genug
(iebei be1011t. 1111.31 11er 81011 fiir (len (1egen81en11
erwärmen 11n(1 111-1118011 (lenken kenn, 1111(1et 111er
ge181ige 111311111113, (iie [enge 701-11311, .-111011 8ie
181 ein 2911-11011 fiir (lie 8011118110111 n3011 neuge-
faßtem ellen l(le3118m118.
Wer 311 (110801- 8011118110111 lei(1e1 11n(1 111111 be-
kommen 11'111, e8 mit einem ge1811gen (161)(?118-
inb3lt 11n(1 1093118118011011 117eltx'er813ncin18 211
Wegen, (16r 17ertr311e 81011 [1 11 (1 0 l 1' 11' 11 0 l(e 11
(111. 111 8einer n01108te11 Zebrilt „1) er 811111
11n(1 1117er'. (1 e8 l4eben8“ (1181()21Z,
Quelle 81 l1(e_1*6r, 2.20), 801111'1gt er immer [118011
11n(1 11e11 8ei11e11 elten p1-0p1101180110n '1'011 »1011 (1er
Zelbetenciiglceit 111111 1*'0r11err80118f1 (1e8 (1e181e8
en, (ile g3112. 3110m (lem heben einen 811111 ?er-
l>iirg1. O38 1311011 8e121 länge niebt 80 1'161 110r3118
111e (11e vorigen. *Aber ein wenig Zinn 11n(1 K701*-
813n(111i8 fiir (11e 3111111'0r1e11 3111 011e große bebe118-
[rege m08 men beben. 1e(1em, (101* 8110111, mul."-
(11e8e8 1(13re 11n(1 warme 811011 318 (1080110nlx
11'111110mme11 8ein.
[ll.
913111180110 8011ril'1en.
Kine Linl'übrnng in (138 Ä7er8111n(1n18 (108
011r181110110n 11n(1 1(1r011110110n 110110118 11'111 (138
8011W 3118ge8t3ttete 11n(1 211m (1e8011e111111er11
geeignete 1311011 b e b e 11 8 21 e l e geben, 0518
1110. 0 1 t 0 2 11 r l1 e 11 0 11 bere118gegeben 1131,
(beipZig, Quelle 8; Weyer, geb. 4.80.) .-1111 (110
.111gem1, n3mliel1 (11e gebjl(101e bereebnce, e1g11e108

81011 3ber 311011 für _jecien er11-30118e11e11 Gebilcieten,
(1er 81011 11011 111e18eitig gebilcieten klugen Leretern
in _jene8 Uebiet einfübren 1388M 117111. 1)er 11er3118-
geber 8011reib1 111er, 11'3rm 11n(1 - 1'1'1r "1818 in
einer gen: 3n(10r11 WeiZe, 318 81e gewölmt 81n11,
1'11e010gen reäen 211 bören - 1*(1n ,1e8118, (13m1 (111011
iiber (110 111101111g81en k'r3gen (10r1717 01131180111111111ng,
en(111011 n0011 iiber (110 1(1r011e, een (ler 80' 117611188
e111e8 111188en. Leine km11 8011reibt lebb3it 11n(1
klug iiber Cb3r3literbilc11mg 11n(1 nimmt 13e211g
(13bei 3111* 3lleinner11011e11k'regen. 6. '1'1311b filgt
eine 311811111r110110 11n(1 be80nnene 80le11011111ng
(1er 802131811 7erb311n1889 711m 011r18111011e11
Zt3n(1p11nl(1 3118 bin211.
111 (IemZelben Verleg 181 eine 8011r111 ?en
17', bliebergell über „1)10 e113nge-
1180118 1(1r011e“ 11n(1 1111-8 Kel'ermen er-
80111enen. (83mml11ng W188en80111111 11n(1 13111111ng,
1.25.) Zie gebt unter einem größeren ent-
11-*1011111ng8ge801110111110116n ("1e8101118p11n111e, 113111-
11011:(1em Vreblem (1er 1111llö8nng (1er 1(1r0be in
(1e11 813111, (111e Gebiete l(ir011110110r *Arbeit (111r011,
11m (11e (1111' ibnen erhobenen Keform1-0r8011111ge
211 be8pre011en 11n(1 211 be11r1e11e11.
11111 be80n(10re8 Gebiet nimmt 1381 (11e 80110ne
80110111 11011 11. 8 0b 1* e 1 b e r 1118 Zuge: „1)16
religiö8e [Krßiebnng '(1e8 1116n-
80ben“ ((1118 (1em8elben Verl3g, 3.-). 111-:m
weiß niebt, 11-0r1'1ber men 81011 me11r Freuen 8011,
über (11e 13880bei(10n11e11 0(1er iiber (118 111311118
(118808 Wiimbnrger bel1rer8. [Ir gel11 (10m We8en
(ier Religion 11n(1 (1er Infgebe (1er religiöeen
127r1101111ng im ellgemeinen 11n(1 (181111 im ein2elnen

33911. 1)38 (1133233111191 181 _19398, 13 3913 91* 119-
8911191111, 1119 91 98 3111 891393 89111119111 11139111.
11/'9311'8 30911 80 ("11191 3913393133139! 1)38 1311911
19911391 331' 19181333139 13119111 1133 1312191191.
18'113 11093 913 [1333911911 11111 1) 1 9 31319 11.
D01lp19313193 1191131 98 333 81331311 1'03 3931
19121393 [(3118131191 13311-91 [xl. 11 9 8 8 91 -
11 3 9 3 91, 2. .3311339, l. (L. 8. 111031, 91113 4.-.
01981- 9193131911 1131193 .331891193 3911139111. 819
11311911 1'191 813111911398 13 11119111 1113311. 333 1'191
19091189398 13 13191 1701111, 17191191931 391311911
819 39111139193 813311911193 30911 1198891 318 133391-3.
17101. 1119, 171. 3193913311-39139111913.
11111113113.
1 , 1119111113 (111131191
11 391 3311131189393 11119131111 398 .1311198
1908 119111393 319 171791119 111191 393 0 8 1 3 81 -
3118 911 9 3 1(119 3 3381111919889 110911 11311191
313 13918193 13 131181113911. 1111139393 391 331'333-
11911 1198033918 11011 393 31311191193 81.911911 333
111193 1131111311193 1191319119193 1391133111333, 330
111311 319 3011 393139111911 L11311133393 1111 111981-
931033189119 [(1193889333313139 331 13 3911339111
1113139 19111191193 1103119 - 111911 319 7911131131889
113 1911193 08193 3332 3339303311939 333 91393-
311139 3911-*9893 89193, 1131 81911 3111113311911 319 L1-
11911311118 133113 3911109393, 338 1939 13191331889
1111 319 1331893913333 3133393391-, 131111891191-
11119 8113193189391 313393 9139 91389339139339
139391113113 11983893, 111 1101191931 1113139 30911,
318 891103 391 1331931111931 17111 1138 1)931.Mb9
3332 11980113918, 111911 319 3918319110893 12110139
391 ,131119 1866 333 1870 80111119 (119 11913139111
91391 131137918133393911 '113311103 338 119111133911
1131193, 338 3389193 9139393 [(119393 319 110119
U3123311933333 23 2191193.
1)19 11731113911 23 39819393, 11131-39 319 139-
1191831311 391 331131193393 8189391333393, 319
391 0813813118939 1(1193 392911131 113119, 331 80
131139 11981111193, 318 319 1331339393393 ?91803-
11933911911 13 ?1931393 81911 3093 319111__1103 (191
3011193313393. 91391 3133319393393 .3113913113
31189191 69199318701893111193 333 11389191 3118-
11113333 11119129331 331193, 8033913 33 391 89113-
1339393393 [(1311 398 ?31339311118 11111 311911
338913 111198 11912938 11133911. 8011313 11111, 11'933
33911 20391113, 331-01181311313, 33193 31331113-
13939 1191803119119 3391181911193 3939111131, 393
171793 391 39101111 119119193 11311911, 1133319 81911
33911 13 391 31111388333 3389191 111111131111913131
111191- 319 13939313113 398 0813813389393 1791323398
9111 &71/33391 33. .
Zu 393 117911193, 319 913 9139111191198 1791319381
1111 319 7011191911333 91391- 119889193 1111191131318
1198112911, 3911011 338 3100333919319, 19193 33839-
81311919 11179111 398 11131018 17191119113 11. "1'911.33,
„3911129113 11103319 3111 11110131138
119919313 391 1133338933191“ (1391-
113, 831717„ 113111191 81 80311, 23.-), 17011 3913 (191-
21179119 13333 113 .131119 1908 9189319393 “181. 111

11911333911 319 13191331889 113911 1113011311 1118 23111
3393938893138 333 29131 11011 3939111 3119 K701-
2339, 319 393 9181911 11333 3382919113911. l)38
1117911(11981121 318 139119111 91398 331 3903393193393
1133 133111193 391 11191331889 81911911393, 331191
3339191113193 3339112933911 91393 11011911 39-
8931931119393 1717911. 111111 333981993119391 111/3111-
39118119119, 1133 3093 1701191 8573111311119 1111 338
13111919 11188189119 11991 1133 11'11- 319 3113191, 1311
391911 11191911 11111 331119111139 3193338911311 1191-
113113, 8931 311893331193 3113 011 33911 11'11- 3911
331911 13191988331 3113 39119113, 9123311 '1911311,
„11119 98 113111“. 6319 311911 3113 1701119131939
1311391* 911161193 393 R7911 398 117911198.
546
3131 1111 3911 339111331111 119199111191 181"* _
11911 398 1133111313113 1011 3311911 „1) 9 1 1118-
81893-j3p33189391(1193 1904-1905;
9111 1131291* (111911111911 111191* 891393 7911331“
(13911111, 1909, 111111191 & 801111), 11011 391*
338 1. 11911 101 113129111 91891119393 181. 3311911
113119 891103 3313111911131 33911 139933133113 398
[(119398 - 11'031 911138 23 111'111 _ 9139 3113119119
„111191819111" 1915119313931.
l)38 _19121 10111939339 17179111, 338 319 121913-
31889 1118 231- 8911139111 1103 31301-33 911189111.
893113911, 1131 319 39833119 891139111 191011931-
119319 3311333191939 311913131 3913938193113 1, 80-
11-911 819 113933 119193911 1117911 1198313; 98 291911391
81911 _ 33393911191 133393911119133381-918911193911-
1191193 113 913291393, 319 1111911 1-03 3913 139119319
398 7911388918 1193393 - 3111911 310139 231191--
13881311911 338 333 31111 111 391 '1'31 111 39313113191
1101111 9139 331911 81112293 333 ?1339 119111011-
813331319 31119 333 11131-9 (1119181931 111191 319 1111*
91331889. [1139119 31191119 (1119119 31111 1133111-
111333 3311911 113313 311, 30911 11333 11133 21171891193
(1911 391193 011 89139 .3311388333 911193393. 1)38
117911(111111 3191398 13139319118 9139 11119119 111 391
11119131111* 398 0813813389393 1(119398 331, 338.
X9393 (193 1711913318893 113 191393 081911 1:19-
11311 113891 91391191 89111119191 179132113 111 8113111981-
3111113 39393 11919108 333 1101193101193 89139 139-
3931333 1'31- 1138. 1518 11131 113891 918191 310091
3010313131193, (19111 131 113319 391 2911 819119111911
333919 1013911 11191393; 338 111111 3911393, 338 11111
11310139191191 3113 0339 3931139339 131-13311133911
111 1113 3139133133911, 11113 331.1 91 311891 310091
[..911131918191- 1111 319 23113311 89111 31110, (1911-111
111 918191 1111119 11'11- 30103131-791331131889; 111
311911 1391191133393 - 013331831103 391 '11311119,
113811113333, (1919931813313113, 13131111911- 333
1339389333119893 - 31118893 111111 331 391 613113*
1339 391 3011 3983313191193 [4111331311393 1191191
1133911. 131191 1911 1391119, 338 11711 311911 1'111 9310-
113189119' &7911131131889 3118 3911 111893913333911
9111138 31312911 2191193 11033193, 319 338 13 81'13-
119813111113 111931 13111191 3339391131 331391311911
8133. 1)38 119111111. 11980113918 319 83111-1913333
(191* 891381333133911 333 8913811333393 119113 39-
319111911 1113339, 39193 31123 933 392039119 619112911

3118 31111193 8933191211939 3931911 9111391133911
11311911. 13111191 3093 139111 11131913383113333 1111
69131139, 338 11389191 11011911 1(31131, 11980113918
391 8133118911911, 311211 1119313 1191113111 181, 3113
1131391- 1119111391 111388911- 333 93133931111 331 3931
3389139311019. 1)38 81113 319 1701391113393, 319
81911 3111 119131 81331313 11389198 133393 333 191-
1381191911911 1(33111198 393911 319 „1717113911“ 331-
393131131 1131193.
1)19 893319113391193, 319 338 113113 333 1191119
3011 110193, 893113911 3111 310091 1(13111911 3113
131331133119111191 1 9111 1701-1133 398 111 3 j 0 1 (1.
111 3 9 1 9 11 9 1, 391- 91391 3389191 1012333938193
11111113391 181, 13 391* 31119113113 1391113411131»
101191111313 391 393189393 1(0103131398911893311.
121 181 13 31989111 .13319 113191 39111 '11191: „l1 11 -
8919 3119313111333 13 89318911-
8 11 3 11* 9 8 1 31111(3“ 131 17911339 1703 [-1911-
1331111 ?39191, 891113, 113 13393333391 9189111911911.
1911 93111191119 8913 813311131 1119111 331 3911 113111-
1318, 801139111 33911 31193 30111111913, 319 81911
11111 110101113193 D13393 [1989331113911 111011911.
1398033918 3111 893113911 1113101 11139191191 319
89313933391193, 319 391- 1119119 113331, 391 11133391
33 1173393 3331198033918 311 133311911, (119 D31133-
11911 398 8039118 1133 891119 ?738891108133911 3389191
[(119311331333 931393933989121 1131193, 131191 91
8p1-19 1 98 31193 391-339211 338, 3313 19119 191393-
191911 117113911 3389193 13113911 801331911 31113113-
1193 1913 3111113118911 391101313911 11119119393 1131911.

11788 un8 uen enuguiugen dieg gab, 1118r38cnueu-
iich (1er4kuner8ehiitterliche Wille, (Iie Zache
2u gutem Zncie 2u fiihren, (1er unbe2uungliehe
'1'011e8mut, (1er 8tet8 2um 1(8mpfe mit (1er
blanken Waffe (irangte, uncl allmahlich (lie
xraeh8enc1e 1*)rfahrung un(1 Vertrautheit mit
(18m [..811(19, Un8ere 28hlenmal31ge Überlegen-
heit 111-ar nieht 80 8ehr groß, (1enn 11011 (ten 15 000
Wann, (116 8ich 2ulet2t in un8erer liolonie -
anclerthalbmal 80 groß 818 [)eut80h18n(1 - be-
fanöen, haben nie mehr 818 höeh8ten8 3000
gleich2eitig 'er (16m keincie ge8t8n11en. .1111:8
anäere ging fiir (iie Sicherung (16r Flaggen, (1e8
NachrichtenWeeenZ uu(1 (1e8 Aach8chube8 (1r8uf.
111811 glaubt e8 Maier hlaercker, 111181111 er 8agt:
138 1781- auch fiir (118 'kruppe ein WeihnachtZ-
e8chenk, 818 am heiligen 111191111 (1ie Xaehrieht
am: „1)er 0r10g i8t beenciet, (lie 110n(1el8 haben
eich ergeben." ,_ 4 _g
Zu (len intere888nten un(1 le8en811erteu
Löchern gehört nech immer (188 bekannte
„Get erum een8e0“ (1e8 0ber8tleut-
nant 1(8rl 7011 Wartenberg, (188
'er kur2em im ?erlag 'en Ueinrich biincjen
(Vre811en, geb. _4.-)- in 2111eiter .8u11age er-
Zchieuen i8t. 12111 8ch8rfer unci 8ach'er8t8nuiger
beobachten keiue8111eg8 ein biberaler, 8e11reibt
8ich hier 811e8 170m l-ler2en herunter, 11188 ihm
8eine langjahrige Urfahrung an 1(ummer un11
Sorgen fiir (jie Zukunft un8ere8 11eere8 bereitet
hat. 1111811 hat nicht nötig, alle .8n8chauungen
Wartenberg8 2u teilen - meine per8önlichen
Geöanken weichen oft 1'011 (1en Zeinigen 8b -
11m1 wii-(1 (10ch 2u (1em Zchlu88e gelangen können,
(1811 hier eben80 eine 'eräienZtljche 111-beit '0r-
1iegt, wie in 8einem er8ten, berühmt gemeräenen
Buche „Zine ira et 81.8810“, (188 ihm 8eine be-
kannte ehrengerichtliche 1)182ipljnierung ein-
trug. 13e80n11er8 beher2igen817ert j8t (188, 11188
er iiber (1en buxu8 im [Leere, iiber (188 Schmier-
gelcierun117e8en, (1en 1)er811e11rill uu(1 (11e hier
un(1 (18 eich bemerkbar machencie 7er80h17enciung
88gt, (1ie mit (1em (10111.3 (1er 8teuer28hler ge-
trieben 1111-11. Manche 8einer kritiken 8in(1 bitter
un(1 einige übertrieben, immer aber weit'. er (1urch
8eine [)8r8telluug (1en 11e8er 2u fe88e111.
Line rein fachmänni8ehe aber 8ehr 2eitge-
maße 8111911 i8t (1ie kleine 8r08c11'11re (188 klaupt-
.mann h'eumann rem huft8chifferbataillon iiber
„1)ie Verwenöbarkeit ren 1381-
10n' un(1 1110t0rluft8chiff in (1er
Il a ri n e“. (Berlin 1908, L. 8. hlittler 81. Zehn,
br, 1,-.) 8111 kaum 39 Zeiten erhalt auch (18r
baie einen völligen Überblick iiberkcien gegen-
Fertigen 8t8n11 (1er [frage. Wenn ieh (1er 11er-
(1ien8t17011en l)818te]lung eine leichte 1(ritik
eutgegen8tellen (Lai-f, 80 i8t e8 meine - auf (iie8em
Gebiete mehr 011er Weniger laienhafte - .8n-
Zicht, (1813 (1ie Ueru-enöbarkeit (1e8 lenkbaren
138110n8 818 Waffe im Zeekriege in 8b8eh-

barer Zeit eine noch et11*88 größere 8ein »171111, 818 (ier K'erfa88er mit einer gen-i88en Zurück- haltung 2112uge8tehen 8cheint. [ch halte e8 nieht gan2 fiir au8ge8ch1088en, (181.1 eine eifrige köröe- rung (1e8 buft8ehiffern7e8en8 un8ere taktieche Unterlegenheit gegeniiber (ier eng1i8chen Zee- macht einigermaßen 2u eerminciern uermöehtel Wenig8ten8 in einer nicht 2u fernen Zukunft. 111111 (18bei k08ten _(11e buftkreu2er nur (1en (1re111ig8ten "keil (1er großen kan2er8chiffe un(1 eine 111-eit r88cher her2u8tellen. 1011 halte e8 nicht fiir eu phanta8ie11011, einige kleffnungen auf ihre 'erirenöung in (1er 8ee8chlacht 2u 8et2eu, 80- weit (1ie 0per8ti0nen 8ich in (1er 118119 un8erer 1(1'18ten bewegen.

- 'erein2e]t.

111111 gan?, anaere8 811er ment Weniger 1)e- (1eutung81mlle8 Gebiet kriegerieeher 'l'atigkeit betritt (iie „Sammlung japaui8eher prieenrechte- beetimmungen un11 (1er Lnteeheiöungen (1er _ia- pani8ehen yri8engeriehte“, (1ie l)r. jur. 1(. 11181*- 8tranö-ltlecklenburg unter (1em Namen „1) a 8 iapauieche Vri8enrecht in eeiner 8n111enclung im iapeni8ch-ru8- 818ehen kriege“ (Lei-lin 1908, FI. 8, ltlittlerö.: Zehn, geb. 20.-) mit Unter8tj1t2uug (1e8 8u81118rtigen 8111108 un(1 (1e8 Keieh8marine- 8mte8 herau8gegeben hat.

1)er 7er1888er beZchrankt Zieh auf (iietuaört- getreue Uher8et2ung (1e8 außerorcientlich um- fangreichen .*iktenmaterial8, (188 58 Lnt8011e1'- (1ungen iiber engliZehe, (ieut8che, fr8n2ö8i8che, amerikani8che, aber auch fiir ru88i8che, ö8ter- reichi8che, “ hollanc118ehe, n0r117egi8che Zchiffe enthalt. Ucrauegeeehiekt 8in(1 ihnen (11e ein- Zchlagjgeu Verercinungen (18r japani8ehen 13e- hörcjen, in8be80nuere (lie 8eepri8en0r11nung; uncl (jie ein2ige inclirekte kritik, (iie (1er 11err 'ert-188er 8ich ge8t8ttet, liegt in (19h k'ufZncten, mit (1enen er (1ie [IntZcheiciungen (1er iapani8chen Gerichte begleitet un(1 auf (1ie betreffenöen karagraphen (1er &7er0rc1nungen hiuia'ei8t. lilan kann 8180 8elb8t urteilen, inwieweit ge8et2liche 13e8timmung un(1 prakti8che .8u8fiihrung 8ich (leckten.

1)er Wert (1ie8e8 Duellenmateriale 8eheint mir ein 8ehr größer 2u eein, be80n11er8 für 1)jp10- maten, 8ee0ffi2iere uncl fiir (lie 13e8trebungen (1er krieäen8freuncle. Inch fiir eine neue 1-188ger 1(0nferen2 1171111 e8 eine wertvolle 18u8beute liefern. Zehen ein flüchtige8 l)urchbl"81tern (1e8 935 Zeiten 8tarken bancle8 lehrt 8elb8t (1en bajeu, Wie Zehr (188 Zeerecht noch im argen liegt, 111-ie 8u|3er0rclentlich viel (1er Willkür (ier krieg- führencien freigegeben 18t un(1 WiN-'16] yiraterie (188 Völkerrecht auf (lem bleere noch 2u1813t. Sogar (1ie Zeetimmung, 11131111 eigentlich (1er l(rieg begonnen habe, i8t 17011 (1en iapaniecheu Gerichten 8cheinbar allein unter (1em Ge8ieht8- punkte getroffen »10111911, möglichZt "11121118 ein- mal gemachte yri8en wieöer herau8geben 2u

mü88en. '1'8t88chlich 8in(1 (Ienn auch (iie V8119
(1er Freigabe fe8tgehaltener Schiffe nur* g8n2
Gelehrte [Inter8uehun en iiber (188
Völkerrecht - (1enn any-erlich ge t 811e8 8ehr
0rc1entlich 211 - (iienen (182u, (1ie 8chreienc1e
Gewalttat mit (1em li-jantel (1er .1u8ti2 211 (1ra-
pieren. 1111011 (1er begriff (1e8 ?riuateigentumß
(188 neutralen Gute8 i8t möglich8t eingeeehrankt,
(1er (1er 1(0ntrehan11e nach Möglichkeit geciehnt
Mörcien.
111er fin(1en in (1er 'l'at (11e l-'riecien8freunöe
ein n'eitee kelci fruchtbarer k1'8tigkeit.
lxlebenbei aber 'erbirgt (188 treckene 'l'at-
88chenn18teria1 fiir (ien, (1er 8eine Zpraciie 2u
(Leuten 17er8teht, ein Stück uiilcier Zeeremantik,
abenteuerlicher 19012818, k8111'1118nni8ehen Wege-
mute8 un(1 kecketer, (1ie Gefahren uerachtenöer
Spekulation. Zinc1 (10ch 211eifel80hne "76111 mehr
Zchiffe (1er 8piirenc1en iapani8ehen Block-U18
entronnen 818 ihr 2um Opfer gefallen. 1)er
hafen Wu Uiut8ehu18ng "1181" immer belebt
von 1(8uffahrtei8ehiffen uncl hat (iie ?erprm-ian-
tierung (1e8 ru88i80hen 11eere8 n10n8te18ng 1111e8ent-
lich unter8t1'it2t.
l)r. Legi-11ml, ()her8t8b8ar7.t in (ler 118112118.
.Krmee, 1)ie 'l'ötjgkeit (1er 1*'r8u im
1(r i e g e. >11t0r18ierte Über8et2ung 'en 17*. [-1011-
mann. (1(6111 a. 11h., 1908, V8111 Meubner.)

Wenn men menchen be8trebungen 11er n10(ler11en 1*'reu mit einer guten berticu Zkep8i8 gegeniiber-treten (lerf, euf einem Gebiete hei-recht ellge-meine Uberein8tim1nung 11er Zn8ichten: (1118 i8t iiber (ien 8egen8reiel1en binfluiZ ihrer 'l'etigkeit im kriege." Wieht init 11ern 11e1m eul' 11en1 11eupte un11 11er 14'1inte in 11er 11111111 netiirlieh, 801111ern e18 bflegerin (ler brkrenkten, e18 beilerin (ler K-'erwumletem e18 '1'1-041-UZ.. (ier Unterliegen-(1e11. 111er gilt nech 1111111111- 11:1; 8chöne Wert 11er Intigene, 11e8 (lee Weihe-:*1 eigeneten beruf in eich begreift: „Nicht miteuhe88en, mit2ulieben bin ich 0e." ber fren208i8che 0ber8teb8er2t l)r. begrencl 818111 e8 in 8ei11em 1e8en8werten biichlein nicht mit Unrecht e18 eine pflicht (1er breu hin, (lie unter Um8tenclen eben80gut ge8et21ich fe8tge1egt werclen könne wie 1118 e11-gemeine Weft'enpflicht 11er Renner, hinter 11er 1*'r011t-11ie be8ehe111enen unci (1012.11 80 wertrellen ?errichtungen 2u übernehmen', 11ie (1er netwen-(ligen bequemliehkeit, bntleetung, Ge811n11heit (1er 8011131911 (1ie11en. 111it Recht fiihrt er e118, ' (lc-113 hier (iie 1*'re11 be88ere bien8te 1ei8te. e18 (1er erfehrenete mennliche bfleger, un11 er riihmt (lie 8eeli8chen binfliieee, (iie e118 ihrer eigen8ten Aetur bereue helfencl un11 tr08ten11 euf (iie Irenken un11 Verwuncieten iiber8trön1en un11 211 ihrer Ge-ne8ung 80 euberernentlieh rie] beitregen. bemit (lie breu ihrnmt gut 1-er8e11en könne, mulI eie eher euel' 1111er 11ie erfcrcierliehen techniechen 1(e11ntni886 uncl 11enclgriffe rerfiigen können.
Une hier 8et2t cler belehren1ie 'l'eil 11e8 bue11e8 ein. 111 einer klaren u11(1 leicht feblichen ber-8tellung belehrt l)r. 11egren11 iiber (1ie Bietur (1er ZchulZwuncien, (lie 11urcl1 m011erne Welten 11er-ur8echt wer11en, un11 ihre U111er8chiecie gegen (lie Wirkung elterer Ge8ch088e, br geht (1enn 211 11e11 1(renkheite11 über, webei wir menchee 1nter-e88ente e118 11e1n fre1120818chen 11eere erfehren. 111enche8, we8 wir euch 8cn8t 8011011 wi88en: 11ie 8e-niteren 7111811111119, 8inci (lcrt 8chlechter e18 bei un8. Un11 000b enthelten (lie huefiihrungen begren118 euch fur (lee 11e11t8che 11eer wichtige 1*'inger2eige. _Ungefehr 20011-1enn iehrlich 8ter1>e11 iin fren2081-8ehen 11eere en 11er '1'uhe1-ku108e, 4000-5000 wer-11en eu8 gleichem Gru1111e ent1e88en, un11 euch 11er 'kg-phu8 i8t ein heimtiicki8cher beincl. begrencl teilt offen mit, (1,311 1)eut8ch1encl nur 2,32%, brenkreieh eher 4,58% (lurch (1en '1'011 im 11eere &ierliert, un11 ge8teht euch 80n8t, (1111.1 ein k'er-gleich (1er geeuneheitlichen 211511111110 211m h'eeh-teile (lee fre11208i8011en 11eeree 11115111111. „bie 17er-be88erung (168Ge8un1lhei182u8tencie8 in (ler-Armee", ruft er e118, „let eine netienele 11111.1;elegenheitFx 17111* 11611 [Krieg nimmt (1er V'erfe88er en, 112113 in (1er ereten Weche ein bi'mftel11e8 be-8t11n11e8 11118 (1en beihen tritt, - ich gleube, 111113 bei un8 11118 k'erheltnie. (ienn (10011 nicht 80 11ngiin8tig 8ein wircl; iecienfelle eher wer11en euch

in Zukunft mehr heute infolge ren [(11111
e18 11011 't'erwunäungen eu88c11ei11en. -
weh): e11f11e111 Zehleehtfeläe i8t (lie l-lili'e* _*
recht nötig, eber men muß wieeen, wie man
8ie bringt. ber 17erfee8er bemüht Zieh (jeher,
ein bilci (1e8 Zehlechtfe10e8, eine lehbeft gefärbte
ber8te11ung (ie8 GefechtegengeZ 2u geben, un11
echliebt (teren (lie wichtig8te11 behren iiber 111e
erete behencllung 11er Wunclen, (lie naturlich
nicht mehr (lie enti8epti8c11e, 80n11ern" (lie e8ep-
tieche 8ei11 wire. „l)ie er8te bl'lege (lee Verwun-
(leten 111110 8ic11 euf 11118 einfech8te be8chrenken.“
Unci 11ie k'l'legerin mulI 17er8tehen, (lie n01-
wen11ig8ten lierben118mitte1 im Xetfelle 211 1111-
pre'ieieren. 14111.38, wen; l1egre1111 hier Zegt, 181.'
110n höch8ter becieutung un11 2eigt (1ie gen2e
Schwierigkeit (ier Iufgebe, ein Zehlechtfelci
uneerer lege 80 re8ch unc1 80 80rgfe1tig e18 mcg»
lich euf211reun1en. Wee in (19111 Zehlubkepitel
iiber (lie „'1'ugenclen (1er 1(renkenpflegerjn“
geeegt wirci, i8t (111rc11weg echön unci behereigene-
wert. bin buch 111168 in ellem, (fee in (1en liencieu
iecier beme 8ein 8011111, (iie 8ich 11em'e111en Zeme*
riterwerke wic1men will! 111111 1101- ellen Dingen
eufmerkeem gele8en 8ei11 8011te.
1 *'*L ZW 1.-'. -1- 1'.Z-Ä',*'!ZZ1L*F-.1cc1f*)1 - 'GZ-Ulla?-
br1t2110eeeher. beut8cher Gemere-
111 111 en 11 c h 1907. bin .lehrbuch (ler .-Rmeteur-
phctegrephie. 111. .lehrg 272 8. mit ferb.
[(11118tb1ett., 46 Klellbiläern 11. 127 11111). im 'l'ext
(berlin, Gu8te1* d'chmiclt, 4.25). ber Gemere-
iklmenech het 8ieh 11ie Jufgebe geetellt, (1urch
Wie11ergebe bi111n1etiiger bhetegrephien un11
(111rch 11111811128 nrekti8ehen un11 e8theti8chen
1nhe1te8 (1en biebheber het0grephe11 111113311113
euf kun81phctcgre111118c em Gebiete 311 geben.
Wie in 11en beicien &ieriehren bringt 11er .Alm-:mach
eine 8tett1iche Zeh] 11011 bilciern, 111e grötlten*
tei18 eul' (1en .-1u88te1111ngen (ic-.8 'ergengenen
.[ehre82u Zehen weren. 1)ie 0rigine1eu18ette,
2u1n '1'ei1 (1er 17e1181* enerkennter biebheber-
phctegrenhen ent8te1nmen11, behen11eln 2eit-
11n11 Zechgemefle bregen über 1111111111-119- uncl
1(0pier1'erfehren, 211*eckent81)rechencle .Auf-
mechung (1er bilcier u8w, 'kext une 111118tret10nen
8in11 mit grelZer Zergfelt eu8geweh1t uncl 1et2tere
geben, 80weit e8 (lurch 111110171119 möglich jet,
ein gute8 131111 11er beietungen 111111 110-1301111110
(lee ?ergengenen Jehree. 1)er 11911 Griginelbei-
tregen felgencle 'l'eil - eine 1'111n618c11e11 11er
.lehreeereignieee - wir11 11enen willkcmmen 8ein,
11ie eich über (iie Xeuerungen en Qyper-1ten un11
nhetegrephiZchen Verfehren im Zueemmenhenge
unterrichten wellen. bier 181; euch eine e118-
fuhrlicbe beechreibung (1er gr00en berliner 11118-
etellung 11'11- bhctegrephie 1906 211 fin11en. 13111
1/'er2eichnie 11er phetegrephieehen Vereine un11
bitereturengeben beechliebt (1e8 buch.

beclektien:l)r.83111-iu8 bruck, 11. lielhert, 1(11rt bliegel, 111e); .1e11e880h111